

Zeitschrift für den deutschen Unterricht


3400
.991


Dei
Sub Numine
Viget


Dei
Sub Numine
Viget



Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon.

Neunzehnter Jahrgang.

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1905.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des neunzehnten Jahrganges.

A. Allgemeines.



B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Deutscher Aufsatz.

F. Bücherbesprechungen.

G.

H.

I.

Eine Hebbelausgabe für Schule und Haus.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

In der Zeit des nachschillerischen Klassizismus, als Geibel und Heyse die Welt der schönen Literatur regierten, wurden Friedrich Hebbel und Otto Ludwig von der maßgebenden Kritik und auch von der großen, in Sachen des Geschmacks entscheidenden aristokratischen wie bürgerlichen Literaturgemeinde als rohe und kunstfeindliche Eindringlinge in den durch ästhetische Systeme wohlumhegten Garten der von der Gelehrsamkeit wie von der Durchschnittsbildung anerkannten Schönheit betrachtet. Auch heute ist diese Anschauung noch keineswegs völlig überwunden. Man braucht nur an die ungünstige Beurteilung, die Hebbel in R. M. Meyers bedeutendem Werke: „Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert" gefunden hat, und an ähnliche Urteile angesehener und durchaus modern fühlender Literarhistoriker zu denken, um zu erkennen, daß Ludwig und Hebbel noch heute um die volle Anerkennung der herben und spröden Schönheit ihrer Werke ringen müssen.

Doch ist die heutige große europäische Strömung der modernen Kunst, zu deren Vätern und Bahnbrechern Hebbel und Ludwig gezählt werden müssen, dem Aufsteigen dieser beiden Sterne günstig. Denn gerade der Umstand, daß Hebbel und Ludwig die ästhetische Schablone der nachklassischen Zeit beiseite warfen und in dem Schaffen aus ihrem eigensten, persönlichen, tiefen Empfinden heraus und in dem damit verbundenen Ringen nach dem Charakteristischen und Wahren ihre höchste dichterische Aufgabe sahen, war der Wiederauferstehung ihrer Werke in unserer Zeit günstig auf dem Boden, der von der modernen Kunst durch ihr Ringen nach gleichen Zielen vorbereitet war.

Und doch ist Hebbel in drei Dingen ein vollständiger Gegensatz zu unseren modernen Dichtern und Künstlern. Während die moderne Kunst den Hauptnachdruck auf die Milieuschilderung legt und so vom Dichter und Künstler verlangt, daß er sich seines Selbst völlig entkleiden und in jede Haut irgendeiner Zeit, irgendeines Wesens kriechen müsse, ist in Hebbels

1) **Hebbels Werke.** Herausgegeben von Dr. **Karl Zeiß.** Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 4 Bände.

Person und Dichtung das Höchste die Leidenschaft. Er trägt einen Vulkan von Leidenschaft in sich, und mit ungeheurer Wucht schleudert er sein innerstes Empfinden und Denken hinaus in die Welt, daß alle die ängstlichen Milieuschilderer, die zwar viel Talent, aber kein Atom von Kraft, keinen Funken von Leidenschaft besitzen, neben ihm wie zierliche Puppen neben einem gewaltigen Riesen erscheinen. Wie schwinden neben ihm die Holz und Schlaf, Gabriele d'Annunzio und Maeterlinck u. a. zusammen! Selbst die Lyrik Dehmels und des Belgiers Emile Verhaeren erscheint einem in wesentlich anderem Lichte, wenn man von Hebbel kommt. Man braucht nur daran zu denken, daß Arno Holz es sogar fertig gebracht hat, in seinem neuesten Werke „Dafnis, lyrisches Porträt aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte sämbtliche Freß=, Sauff= und Venus=Lieder benebst angehänckten Auffrichtigen und Reuemühtigen Bußthränen (München, R. Piper und Ko. 1904)", das er in Nr. 52 der Zukunft vom 24. September 1904 stolz als eine „Neuschöpfung" verkündet, in die Haut eines „Schäfers" des 17. Jahrhunderts zu schlüpfen und den mit widerwärtiger Sinnlichkeit und ekelhafter Unnatur getränkten Schwulst eines Lohenstein und Hofmanswaldau getreulich nachzuahmen, allerdings mit großem Sprachtalent. Solche gelehrte Mätzchen, denen ja auch nur wieder ein Geschlecht von geistigen Zwergen Beifall spenden kann, waren einem Riesen wie Hebbel einfach unmöglich; die lodernde Glut seines Inneren riß alle solche Nippsachen einer tändelnden Afterkunst wie in einem glühenden Strome hinweg: wie hätte er selbst solchen nichtigen Tand schaffen können?

Und zweitens lag ihm ganz und gar fern die kritisch=theoretische Richtung, die unserer modernen Kunst zugrunde liegt. „Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern." Dieses Bekenntnis Hebbels läßt uns einen tiefen Blick in seine Eigenart tun, die sich hier als die Natur des echten Künstlers offenbart.

Und das Dritte, was der modernen Kunst als Schwäche anhaftet, ist ihr Streben, nur ästhetisch sein zu wollen. Dem gegenüber steht, wie in Erz gegraben, Hebbels gewaltiges Wort: „Der letzte Eindruck aller Kunst ist immer ein tiefsittlicher, ein maßgebietender und klärender."

Man messe an diesem dreifachen Maßstabe Hebbelscher Größe die Erscheinungen der modernen Kunst, und man wird unzählige Werke, die heute der literarische Durchschnittsgelehrte, wie er in manchen Kunstzeitschriften und Zeitungsfeuilletons das große Wort führt, als Muster einer neugeborenen Kunst hinstellen möchte, als wertlose Tagesnichtigkeiten erkennen.

Höher als die Wellenlinie sinnlicher Schönheit stand Hebbel immer die psychologische Entwickelung der Charaktere, die auch da, wo sie ihm

nicht gelungen ist, wie z. B. bei dem jungen Herzog Albrecht in „Agnes Bernauer", doch immer durch die großen Ansätze des Gewollten fesselt. Die Fülle und Wucht seiner Gedanken hat aber zu dem Jahrzehnte hindurch herrschenden Irrtume geführt, daß er ein Reflexionsdichter sei. Die schiefen und gehässigen Beurteilungen, die Hebbel durch Heinrich Laube, Julian Schmidt, Gutzkow u. a. erfahren hat, haben unser Volk lange über die Tiefe und Größe Hebbelscher Kunst getäuscht. Vergeblich haben lange Zeit hindurch Adolf Stern, Kuh u. a. für Hebbel und seine Werke gekämpft. Der Hang zum Gräßlichen und die Neigung zur Reflexion waren ihm einmal durch literarhistorische Registratoren als charakteristische Zeichen seiner Kunst aufgestempelt worden, und die Schablone hat ja noch immer die Herrschaft in unserem Publikum geführt. Erst die Woge der modernen Kunst trug Hebbels Werke wieder empor und gab tiefblickenden, psychologisch fein analysierenden Literaturforschern, wie dem geistvollen Adolf Stern u. a., endlich recht.

Freilich trägt auch der engherzige deutsche Gelehrtengeist und das Gründlichkeitsfieber, dem wir Deutsche, wie es scheint, nun einmal unrettbar verfallen sind, das Seine dazu bei, daß dem deutschen Volke seine besten Dichter immer so unendlich lange unbekannt bleiben. Da werden, sobald ein Dichter zu sogenannter „literarischer" Bedeutung gelangt ist, breite ästhetische, philosophische oder philologische Abhandlungen über ihn geschrieben, die jeder halbwegs Vernünftige ungelesen beiseite legt, es werden biographische Notizen veröffentlicht, die nur Freunde des Klatsches interessieren können, und endlich werden Gesamtausgaben der Werke veranstaltet, die vor allen Dingen „vollständig" sein müssen.

Da werden Fragmente und Entwürfe, Mißlungenes und Halbfertiges, vom Dichter sorgfältig vor der Öffentlichkeit Verborgenes und Unreifes, jugendlich übereiltes oder in bloßer augenblicklicher Verbitterung Niedergeschriebenes mit gleicher Breite und Wichtigkeit neben die Meisterwerke gestellt, und die charakteristische Gestalt des Dichters wird durch einen Wust von Stoff und Notizen, durch ungeschickte Gruppierung, durch Häufung des Unwesentlichen und Wertlosen geradezu verschüttet. Der Lebendige wird erst mit aller Gewalt totgeschlagen, der Dichter wird zur Strecke gebracht, und mit seinem Leichnam errichtet der „Herausgeber" sich ein Piedestal, auf dem nicht etwa die herrliche Gestalt des Dichters, sondern die des vor Gelehrsamkeit triefenden Herausgebers sitzt. Der Dichter hat ihn nicht halb so interessiert wie seine eigene werte Person, es geschah alles in majorem editoris gloriam.

Gegenüber solcher, in vielen Fällen (nicht immer ist es so!) wahllosen Vollständigkeit, erscheint vielmehr der Weg einer umsichtigen und besonnenen,

aus wirklichem Verständnis für den Dichter hervorgegangenen Auswahl als der einzig richtige, um dem Dichter den Weg in das Volk, den Weg zu allgemeiner Anerkennung und Verehrung zu bahnen. Denn hier wird nur das wirklich Wertvolle geboten, nur die Meisterschöpfungen werden hier zu einem schönen Kranze zusammengestellt. Dadurch aber vermag der Dichter, von allem Wust und Wirrwarr befreit, in voller Reinheit und Gewalt auf das Herz des Volkes zu wirken. Mit Recht hat sich daher Dr. Zeiß, der Dramaturg des Dresdner Hoftheaters, dazu entschlossen, eine sorgfältig gesichtete Auswahl der Werke Hebbels herauszugeben.

Zeiß gibt zunächst ein vorzüglich gezeichnetes Lebensbild Hebbels, in dem er zugleich eine treffliche Kritik der Werke des Dichters niedergelegt hat. Dann folgt eine Auswahl der Lieder, Balladen, Vermischten Gedichte, Sonette, Epigramme und Gnomen. Daran schließt sich das Epos Mutter und Kind, das ja oft mit Goethes Hermann und Dorothea verglichen worden ist. Wer kennt es? Dann folgen Erzählungen und Novellen. 1. Schnock, ein niederländisches Gemälde; 2. Der Rubin, Märchen; 3. Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd; 4. Pauls merkwürdigste Nacht; 5. Herr Haidvogel und seine Familie. Mit großem Glück hat Zeiß alle tastenden Jugendversuche wie Holion, Der Maler, Die Räuberbraut u. a. sowie alle stark von fremden Vorbildern abhängigen oder maßlos übertreibenden Erzählungen Hebbels ausgeschieden. Schnock und Nepomuk Schlägel lassen freilich auch Hebbels begeisterte Vorliebe für Jean Paul erkennen, aber sie enthalten doch so viel eigenartig Kraftvolles von Hebbels Art, daß sie mit Recht Aufnahme fanden. Ähnlich ist in der Novelle „Pauls merkwürdigste Nacht“ E. T. A. Hoffmanns Einfluß durch große Selbständigkeit der Charakteristik im wesentlichen nur auf Nebentöne beschränkt. Ebenso klingt „Herr Haidvogel und seine Familie“ an Kleists lustspielgewaltige Art an, aber doch dringt auch hier überall Hebbels Eigenart sieghaft durch.

Im zweiten Bande gibt Zeiß fünf Dramen Hebbels: Judith; Maria Magdalene; Michel Angelo; Agnes Bernauer; Gyges und sein Ring. Den dritten Band füllt außer einigen ästhetischen Aufsätzen (z. B. Mein Wort über das Drama) das dramatische Meisterwerk Hebbels: Die Nibelungen, das in drei Abteilungen zerfällt: 1. Der gehörnte Siegfried; 2. Siegfrieds Tod; 3. Kriemhilds Rache. Der vierte Band enthält die Dramen Genoveva sowie Herodes und Mariamne, ferner die Skizze seines Lebens von seinem 4. bis zu seinem 8. Jahre, die Hebbel unter dem Titel „Meine Kindheit“ niederschrieb. Zeiß sagt hierüber mit Recht: „Wir müssen unendlich bedauern, daß der Dichter das Werk nicht fortgesetzt hat; denn es ist durch die Schlichtheit und Gegenständlichkeit seiner

Darstellung ganz einzig unter den Schriften Hebbels. Unter den neueren Selbstbiographien kennen wir keine, die so von Goethischem Geiste erfüllt ist wie dieses kleine Bruchstück."

Zu jedem einzelnen Werke hat der Herausgeber eine Einleitung geschrieben, die überall auf Grund selbständiger Forschungen in ausgezeichneter Weise knapp und klar in Geschichte und Wesen jeder einzelnen poetischen Schöpfung Hebbels einführt. Die vorzügliche Auswahl, die hier Dr. Zeiß darbietet, empfehle ich daher dem Hause und auch der Schule aufs wärmste. Sie wird dazu beitragen, die Werke Hebbels endlich einmal unserem Volke näher zu bringen, den tiefsittlichen und stark männlichen Geist Hebbels in jedes gebildete deutsche Haus zu tragen, damit er tief im Wesen unseres Volkes Wurzel schlage. Vier Jahre lang habe ich mich mit der vorliegenden Ausgabe Hebbels eingehend beschäftigt, sie auch an Werners schöner Gesamtausgabe gemessen, die gleichfalls von tiefer Begeisterung für den Dichter getragen ist und nicht zu jener falschen Art von Gesamtausgaben gehört, wie wir sie oben geschildert haben. Und lange habe ich mir die Frage vorgelegt: Was soll ich hier empfehlen, Werner oder Zeiß? Aber ich bin zu voller Klarheit darüber gekommen, daß unserem Volke, unserer Schule und unserem Hause vor allem mit der Ausgabe von Zeiß gedient ist. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, rasch in Hebbels Meisterwerke und deren Geist einzudringen, ohne durch das Absonderliche und weniger Erquickliche in Hebbels Nebenwerken gehemmt zu werden. Möchte sie eine ungeahnt große Verbreitung finden! Die Dresdner Hofbühne hat Hebbels Nibelungen, Herodes und Mariamne, Gyges und sein Ring, Agnes Bernauer in meisterlichen Aufführungen zur Darstellung gebracht, mit großartigem Erfolge und tiefgreifender Wirkung. Möchten ihr bald recht viele andere Bühnen folgen!

Möchte aber auch die Schule recht bald in ähnlicher Weise sich Hebbels annehmen. Ich habe mich in vierjährigem langem inneren Kampfe für Hebbel entschieden. Die Aufführung von Herodes und Mariamne bedeutete für mich ein ästhetisches Reinigungsbad. Ich erkannte vor allem die künstlerische Dürftigkeit von Maeterlincks Monna Vanna, in der eigentlich die ganze dramatische Spannung in der rohesten Weise an den Mantel geknüpft ist, der einen nackten Frauenkörper verhüllt und jeden Augenblick fallen kann. Ich erkannte aber auch klar ähnliche Unzulänglichkeiten in anderen modernen Dramen. Und darum hoffe ich, daß es anderen ähnlich ergehen und unserer Kunst wieder ein großer Inhalt und tiefe sittliche Gewalt gewonnen werde, wenn Hebbels Riesengestalt von unserem Volke endlich erfaßt und im tiefsten Innern ergriffen wird.

Aber halten wir zugleich daran fest, daß in die Schule auch von den größten Dichtern nur das Höchste und Beste gehört. Hier ist durch eine

Flut von Schulausgaben in den letzten zehn Jahren schwer gesündigt worden. Was ums Himmels willen soll da alles in unsere Jugend Ästhetisches und auch bloß Unterhaltendes hineingefüttert werden! Welche Überernährung und Überhitzung der jugendlichen Phantasie und Sinne, der doch nur ein fürchterlicher Katzenjammer und entsetzlicher Ekel folgen muß! Darum müssen wir die Fülle der Erscheinungen mit der allerstrengsten und rücksichtslosesten Kritik mustern. Die pädagogische Kritik, die ein Werk vor den höchsten Richtstuhl der Nation, vor die Seele der Jugend, stellt, muß hundertfach strenger sein als die literarische und ästhetische Kritik. Was von dieser anerkannt wird, kann darum vor jener noch lange nicht bestehen.

Und so wollen wir auch Hebbel nicht in seiner Gesamtheit in die Schule haben. Hebbels Größe ruht vor allem in seinen Dramen. Und von seinen Dramen ist seine vollendetste Schöpfung in den „Nibelungen“ zu erblicken. Darum gehören von allen seinen Werken, neben einigen wenigen seiner lyrischen Gedichte, nur die Nibelungen allein in die Schule. Sie aber sollen dann auch wirklich ein künftiges Element deutscher Bildung werden. Die meisten seiner Lieder, seine Erzählungen, seine übrigen Dramen können zum Teil der Privatlektüre, zum Teil dem Interesse des späteren Alters überlassen werden, in den Unterricht gehören sie nicht. Gerade für die Behandlung von Hebbels Nibelungen in der Schule bietet aber Zeiß in der vorliegenden Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Text, Einleitung und Anmerkungen so Vortreffliches, daß sich kein Lehrer des Deutschen diese ausgezeichnete Gabe entgehen lassen darf. Auch Papier, Druck und Ausstattung der vorliegenden Hebbelausgabe verdienen die vollste Anerkennung.

Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen.

Von Prof. Dr. **Paul Schwartzkopff** in Wernigerode.

Gründe der bisherigen Verkennung dieser Pflicht.

Man erklärte die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen, in dem letzten Vierteljahrhundert einerseits für überflüssig, anderseits für nicht tunlich. Daran war zum Teil die Vergangenheit der Philosophie selbst schuld. Hegels sophistische Dialektik hatte durch mehrere Jahrzehnte die denkenden Köpfe beherrscht. Nunmehr brach seine Alleinherrschaft zusammen, und man kehrte zu einer klaren und empirisch begründeten Denkweise zurück. Das größte Verdienst um diese Ernüchterung hatte die Naturwissenschaft, deren gewaltige Fortschritte sich in Theorie und

Praxis fühlbar machten. Zwar waren es selber Philosophen, welche, unter naturwissenschaftlichem Einfluß, die „Hegelei“ stürzten. Indessen vermochten sie wohl der bisherigen Philosophie ein Ende zu bereiten, aber die Achtung, welche dabei die Philosophie überhaupt einbüßte, nicht wieder zu gewinnen. So pflegten denn die Männer des „gebildeten“ Mittelmaßes, welche durch ihre Masse öffentliche Stimmung machen, Philosophie mit Unsinn oder mit künstlicher Tüftelei gleichzusetzen. Auch prahlten sie wohl mit dieser Mißachtung, deren Grad dem Grade ihrer Unwissenheit in philosophischen Fragen entsprach. Dazu kam der glänzende Aufschwung aller realen Interessen, der Technik, des Maschinenwesens, der Industrie usw. Dieser schuf ein um so stärkeres Übergewicht über die idealen Bewegungen. Das Deutsche Reich wurde geeinigt. Die sozialen und politischen Fragen traten in den Vordergrund. Auch infolge dieser Wandlungen wurden die Ansprüche, die das praktische Leben und die unmittelbare Gegenwart an die Tätigkeit unseres Geschlechtes stellte, so groß, daß einstweilen für ein tieferes Nachdenken über die letzten Fragen und höchsten Interessen des Lebens weder Zeit noch Stimmung übrig blieb. Zugleich nahm die immer gedrängtere Arbeit im Einzelberufe und in der Fachwissenschaft Kraft und Teilnahme für schwerere philosophische Probleme weg. So erwuchs eine Generation, welche gegen die Königin der Wissenschaften, wenn nicht feindselig, so doch gleichgültig war. Die Behörden pflegen der Durchschnittsmeinung ihres Sprengels zum Siege zu helfen. Sie eigneten sich im allgemeinen jene Mißachtung der Philosophie an. Infolgedessen kam auch die Propädeutik auf höheren Schulen in Mißkredit. Sie wurde zum zweifelhaften Anhängsel an die Lehrfakultas im Deutschen. Man erteilte diese auch ohne den philosophischen Zierat. Der Examinand mußte nur die nötigen Kenntnisse in deutscher Literatur und Grammatik aufweisen. Dagegen erachtete man vielfach die Propädeutik ohne deutsche Grammatik und Literaturgeschichte zur deutschen Lehrbefähigung in Prima als unzureichend. Und doch wird eine gründliche philosophische Schulung den Lehrer, selbst ohne jene Spezialkenntnisse, noch eher zum deutschen Unterricht in den oberen Klassen befähigen als umgekehrt. Auch ist die Bürgschaft dafür, daß ein nicht philosophisch interessierter Lehrer sich, ohne gründlichere Vorstudien, nachträglich die Befähigung zum Unterricht in der Propädeutik erwirbt, geringer als dafür, daß ein philosophisch geschulter oder gar befähigter Kopf sich später die nötigen grammatischen und literaturgeschichtlichen Kenntnisse aneignet. Natürlich fanden sich unter solchen Umständen selten Kandidaten, die sich jene, wohlwollend belächelte, Fakultas holten. So wären die Lehrer des Deutschen in den meisten Fällen gar nicht imstande gewesen, den propädeutischen Unterricht zu erteilen, selbst

wenn man ihnen das Zutrauen geschenkt hätte. Die Behörden hatten daher jetzt wirklich recht, wenn sie den Unterricht in der Propädeutik oft nicht „tunlich" fanden. Merkwürdigerweise behielt man jedoch, selbst in den Zeiten des philosophischen Niedergangs, aus alter Gewohnheit, noch die Prüfung in der Propädeutik, in dem Examen für allgemeine Bildung und bei der Promotion sowie als Luxusgegenstand für die Fakultätsprüfung bei. Man kann sich aber denken, wie kläglich die Folterung gänzlich harmloser Philosophierekruten ausfallen mußte. Ich rede natürlich nur von Philologen und Theologen. Denn den Juristen und Medizinern gewährt der Staat, gewiß nicht ohne guten Grund, das Vorrecht, von derartigen Feststellungen allgemeiner Bildung verschont zu bleiben. Wie kam nun dennoch unser Geschlecht dazu, sich von jener törichten Unterschätzung der Philosophie für die Zwecke der höheren Bildung, wenigstens grundsätzlich, zu befreien? Indem ich diese Frage beantworte, wird sich von selbst die Pflicht der höheren Schulen ergeben, in die Philosophie einzuführen.

1. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen.

Eine neue Zeit ist angebrochen, die wieder mehr Interesse für höhere geistige Fragen besitzt und nach einer neuen Weltanschauung ringt. Die Philosophie lernte deutsch schreiben. Erst Schopenhauer und dann Nietzsche begannen die jüngere Generation zu begeistern. Diese Begeisterung hatte in bezug auf die in Frage stehende Pflicht der höheren Schulen mindestens ein negatives Verdienst. Sie trug zu der Einsicht bei, daß, wenn die jungen Leute in ihren bildsamsten Jahren fast ganz ohne Führung, selbst in den zentralen Gebieten der Weltanschauung, gelassen werden, sie gar leicht dem ersten besten ihnen überlegenen Geiste verfallen, der ihnen zu imponieren versteht, dessen Einfluß jedoch keineswegs immer segensreich ist. Zwar beginnt der Rausch für den „Übermenschen" langsam zu verfliegen. Dennoch schwärmt die Jugend auch jetzt noch oft in einseitigster Weise für Nietzsche.[1]) Aber es brauchen nicht einmal so vornehme Geister zu sein, von welchen die Jugend gern ihre Weltanschauung bezieht. Ich selber kenne mehr als einen beklagenswerten Fall frühreifen und führerlosen Genusses verbotener philosophischer Früchte, besonders bei begabteren Primanern. Kurz: Derartige Erfahrungen und Gefahren mögen zu der Wiederentdeckung der Pflicht der höheren Schulen mitgeholfen haben,

---

1) Daß ich übrigens die Bedeutung desselben nicht verkenne, kann man aus meiner Schrift: Nietzsche als „Antichrist" (Verlag von Schäfer in Schkeuditz 1903) ersehen.

in die Philosophie einzuführen. Sind doch auch einzig diese hierdurch imstande, einen Einfluß auf die zukünftige Weltanschauung unserer leitenden Stände auszuüben, welchem sich die heranwachsende Jugend noch nicht entziehen kann, wie sie es so gern auf der Universität tut. Es ist aber überhaupt eine solche Einwirkung sowohl nach der intellektuellen als nach der sittlich-religiösen Seite kaum zu entbehren. Denn die Vernachlässigung philosophischer Studien zieht fast notwendig die glänzendste Unwissenheit in allem höheren Wissen, eine naive Unselbständigkeit des Urteils in allgemeineren, selbst sittlichen und religiösen Fragen, und infolgedessen eine, wenigstens prinzipielle, Haltlosigkeit der Welt- und Lebensanschauung nach sich. Und dies alles artet leicht in ein anmaßendes Banausentum und eine um so größere Verachtung der Philosophie aus. Mit einem Worte: es bedeutet dies eine Unterbindung der höheren Ausbildung von Verstand, Gemüt und Charakter. Indessen brannte den Behörden der höheren Schulen noch etwas ganz besonderes auf die Nägel. Die Primaner- und Abiturientenaufsätze wurden, seit der propädeutische Unterricht in den Winterschlaf gefallen war, naturgemäß immer schwächer. Sie zeigten vor allem einen bedauerlichen Mangel an Klarheit der Begriffe und des Urteils, sowie an sachgemäßer Gliederung der Gedanken. Alle diese Gründe wirkten zusammen, um die leitenden Stellen endlich von der Pflicht der wirklichen Wiedereinführung der oft nur noch ein papiernes Dasein fristenden Propädeutik zu überzeugen.

2. Die notwendige Beschaffenheit des propädeutischen Unterrichtes im allgemeinen.

Nachdem die Pflicht des propädeutischen Unterrichts der höheren Schulen endlich wieder anerkannt wurde, ist zu erwägen, wie derselbe nach Inhalt, Umfang und Form, unter den gegebenen Umständen, beschaffen sein müsse, um nach Möglichkeit Frucht zu bringen. Es steht von vornherein fest, daß der in Rede stehende Unterricht nur in die Prima fallen kann. Die vorhergehende Stufe ist für den Betrieb einer eigentlichen Propädeutik noch nicht reif. Er wird ferner sachgemäß am besten mit dem deutschen Fache vereinigt. Und zwar sind ihm mindestens zwei Monate von den zwei Jahren der Gesamtprima zu widmen. Mit diesen freilich muß man wohl oder übel zufrieden sein, wenn man den sonstigen Anforderungen des deutschen Unterrichts, mit Einschluß der unumgänglichen Einführung auch nur in ein einziges Drama des Weltdichters Shakespeare, einigermaßen genügen will. Wenigstens ist dies der Fall, solange der schreiende Mißstand besteht, daß wir Deutsche auf den Schulen für höhere Bildung in der obersten Klasse nur drei Stunden für den Unterricht in

der Muttersprache übrig haben, während selbst die Mathematik vier Stunden erhält. Dieser Not wird sogar die Methode, und was mehr sagen will, ein guter Lehrer, nicht ohne Vermehrung der Stundenzahl abhelfen können. Indessen lassen wir das Klagen! Es wird dort, wo es helfen sollte, einstweilen doch noch nichts helfen. Jedenfalls müssen wir, wie die Sachen liegen, auch den Stoff des propädeutischen Unterrichts auf das alleräußerste beschränken. Wir können z. B. nicht daran denken, ihn noch auf die Ethik auszudehnen. Und doch wäre die möglichste Klärung der Anschauung des Primaners gerade über die sittlichen Begriffe nicht bloß vom religiösen, sondern auch vom rein philosophischen Standpunkte aus dringend zu wünschen. Weiß doch jedermann, wie bedeutsam, ja teilweise maßgeblich dieselben sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht sind, zumal wenn man die mancherlei sittlichen Kämpfe der Jugend gerade in diesem Lebensabschnitt in Betracht zieht. Dazu kommt die vielseitige Verführung zu sittlichen Verirrungen, selbst durch eine gewisse Philosophie, auch Naturphilosophie, wie durch manches Genre von Kunst und Literatur der Gegenwart. Indessen muß man, wie gesagt, von vornherein aus Zeitmangel auf jede weitere Ausdehnung des philosophischen Unterrichts verzichten. Nach alledem wird die höhere Schule sich in der Propädeutik auf den Unterricht in Logik und Psychologie beschränken müssen. Auch liegen diese beiden Disziplinen ihrem letzten Ziele, den Grund für höhere Bildung zu legen, am nächsten. Ist diese doch nach ihrer formellen Seite: Urteilsfähigkeit, die Logik aber die Lehre vom Urteil, seinen Elementen und Verbindungen. So ist die Voraussetzung für die Erreichung des Zieles auch ein klares Urteil über das Wesen des Urteils. Die materielle Seite der höheren Bildung stellt sich anderseits als geistige Teilnahme an den wesentlichsten Interessen des menschlichen und menschheitlichen Lebens dar. Das innerste Interesse jedoch ist das Leben des eigenen Selbst. Auch steht das Denken, als seelische Erscheinung, in organischem Zusammenhang mit den übrigen Funktionen des Seelenlebens. So auch die Psychologie mit der Logik. Demnach fordert auch von dieser Seite her die Klarheit der Erkenntnis ein Eingehen auf die wesentlichsten Punkte der empirischen Psychologie. Der, wenn auch knappe, Unterricht in Logik und Psychologie muß dennoch systematisch sein, das heißt, die überhaupt berücksichtigten Momente im Zusammenhang darstellen. Vereinzelte und zerstückte Mitteilungen sind hier nicht am Platze. Die Philosophie ist diejenige Wissenschaft, welche die Einheit der Wissenschaften selber zum Gegenstande hat. Sie kann daher die Einheitlichkeit der Darstellung am allerwenigsten entbehren. Insonderheit verlangt die Logik Zusammenhang, als die Lehre vom Zusammenhang

des Denkens. Dagegen muß man die eigentliche Grundlegung der Weltanschauung der Universität überlassen. Höchstens können die anderen Unterrichtsfächer darüber gelegentliche Anregungen bieten. Wenn man die Zeit, die auf systematische Behandlung der Logik und Psychologie verwendbar ist, auf acht Wochen rechnet, so dürfte man, nach meiner Erfahrung, für die Logik mit 6—9 Stunden auskommen. Dann bleiben 5—6 Wochen, das heißt 15—18 Stunden für die Psychologie. Man gestatte mir nun einige Bemerkungen über die beiden Fächer im besonderen.

3. Einige Bemerkungen über den propädeutischen Unterricht in Logik und Psychologie.

A. Bemerkungen zur Logik.

Das Ziel des logischen Unterrichts ist Klarheit über die allerwichtigsten Gesetze, Formen und Normen des Denkens. Hier, wie auch in der Psychologie, ist natürlich von jeder erschöpfenden Nomenklatur oder Vollständigkeit des Stoffes abzusehen. Und zwar ist in der Logik besonderer Nachdruck darauf zu legen, daß der Primaner in den Stand gesetzt werde, einen ordentlichen Aufsatz zu schreiben. Das heißt: er soll eine nicht zu schwere Frage des Lebens, der Sitte, der Literatur und Kunst usw., aus den Gebieten, die seinem Interesse und seiner Fassungskraft entsprechen, so behandeln lernen, daß er ihren Gegenstand richtig und klar auffaßt, die hergehörigen Begriffe möglichst scharf bestimmt und zerlegt, das Ganze richtig teilt und gliedert und endlich in zusammenhängender Gedankenfolge entwickelt. Anderseits soll er für das Wesen wissenschaftlicher Arbeit überhaupt ein zwar nicht erschöpfendes, aber doch grundlegendes Verständnis gewinnen. Dazu muß er also die äußersten Hauptsachen aus der Lehre vom Begriff, Urteil und Schluß und von der Verknüpfung der logischen Formen, insonderheit von den wichtigsten Arten des Beweisverfahrens, kennen lernen. Doch ist vor jeder Erneuerung des öden Formalismus zu warnen, welcher der Logik den Ruf unendlicher Langeweile verschafft hat. In der Lehre von den Schlüssen hat man sich auf die erste Figur zu beschränken. Vor allem kommt es darauf an, daß die Schüler von der Entstehung des Syllogismus aus zwei begründenden Urteilen eine klare Vorstellung gewinnen. An die Erläuterung der Definition, Division, Partition und Disposition empfiehlt es sich, einige praktische Dispositionsübungen anzuschließen. Auch wird man bei dieser Gelegenheit auf die bereits in Sekunda behandelte Chrie zurückkommen und zugleich die Kategorien des Aristoteles und Kant kurz berühren dürfen. Was die unterrichtliche Methode in der Logik betrifft, so ist wenig

hinzuzufügen. Stellt sie doch nur eine Modifikation der allgemeinen Unterrichtsmethode dar. Wenn jedoch das theoretische und praktische Ziel der Logik Klarheit des Denkens ist, so ist hier Klarheit in der Entwickelung der Begriffe ein spezifisches Erfordernis. Damit ergibt sich zugleich als zweite methodische Forderung, insonderheit für diesen Unterricht, die möglichste Anschaulichkeit. Denn nur so kann die Abstraktheit des Gebietes aufgewogen werden. Man darf z. B. nicht versäumen, das qualitative und quantitative Verhältnis der Begriffe zueinander durch die altherkömmlichen Kreise zu veranschaulichen und für jeden neuen Begriff eine hinreichende Fülle von lebendigen Beispielen zu geben. Auch hier muß man selbstverständlich nach Möglichkeit vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigen, sowie die vortragende Lehrart mit dem gemeinsamen Finden der neuen Erkenntnisse sachgemäß verbinden. Dagegen ist vor einem extremen Verfahren zu warnen. Bloßes Vortragen langweilt ebenso, wie bloßes Sokratisieren. Schon die Zeit fehlt übrigens, um letzteres ausgiebiger zu betreiben. Und man braucht oft dreimal so viel, wenn der Schüler jeden Begriff selber finden soll, statt ihn, wo es angezeigt ist, vom Lehrer zu erhalten. Auch ist der Vortrag für manchen anregenden philosophiegeschichtlichen Exkurs, für allgemeine aufklärende Reflexionen, für rechtzeitige Paränese nicht zu entbehren. Anderseits darf er wieder nicht so die Oberhand gewinnen, daß er die selbsttätige Mitarbeit der Schüler einschläfert. Indes sind dies alles Sachen, die sich teilweise von selbst verstehen, und über die sich anderseits bestimmte Regeln im einzelnen nicht geben lassen, die man also dem Takt des Lehrers überlassen muß. Und an diesen sind allerdings gerade hier große Anforderungen zu stellen. Fehlt es aber an Klarheit und Anschaulichkeit, dann verfällt dieser Gegenstand, leichter als andere, der einzig unvergebbaren Sünde gegen den heiligen Geist des Unterrichts, der Langeweile. Die Logik wird am besten schon in das erste Semester der Unterprima gelegt, vor allem, damit die, durch sie zu gewinnende, begriffliche Klarheit möglichst für die Anfertigung der Aufsätze ausgenutzt werde. Auch kann sie dann der schärferen Erfassung und Unterscheidung der höheren wissenschaftlichen Begriffe, in welche die Prima einführt, überhaupt zugute kommen. Man wird sie passend an die Lektüre der ästhetischen Abhandlungen Lessings anschließen, recht gut auch z. B. mit dessen Schriften über die Fabel oder das Epigramm verbinden können.

B. Bemerkungen zur Psychologie.

Gerade in dem Stadium der geistigen Entwickelung, in welchem die Primaner stehen, beginnt der Jüngling sich intensiver für sein Innenleben zu interessieren. So ist der Lehrer hier imstande, das Nachdenken des

Schülers über sich selbst und sein eigenes geistiges Wesen in festere Bahnen zu leiten und seinem Forschungstrieb auf diesem Gebiete die notwendige Befriedigung zu geben. Hierdurch aber wird er ihn, wenn überhaupt, vor der Gefahr geistiger und zuweilen hieraus folgender sittlicher Verirrungen, in der ersten Grundlegung seiner Weltanschauung, bewahren können. Insbesondere bietet sich Gelegenheit die Skepsis, die geistige Kinderkrankheit des Jünglings, womöglich in den Anfängen zu ersticken. Zwar darf man in die psychologische Erörterung nicht die Tiefe der erkenntnistheoretischen Fragen hineinziehen. Indessen läßt sich wohl der Damm des „Cogito, ergo sum“ den Fluten des Skeptizismus und Agnostizismus entgegenstellen. Keinesfalls versäume man, die Zweifelnden auf diejenigen Stützen hinzuweisen, welche allein die Objektivität und innere Wahrheit der Erkenntnis verbürgen, und ohne welche die Frische und Freudigkeit für Erkennen und Leben Schaden leiden. Die Voraussetzung für einen Erfolg in dieser Hinsicht ist freilich, daß der Standpunkt des Lehrers selbst fest begründet ist. Jedoch muß auch auf den Subjektivismus hingewiesen werden, welcher der psychologischen Forschung als solcher in der Hauptsache eigen ist. Die Selbsterkenntnis kann zuletzt nur durch scharfe und unparteiische Selbstbeobachtung gesichert werden. Die Physiologie und Psychophysik bilden nur das Grenzgebiet der eigentlichen Seelenlehre. Es ist daher höchstens zu streifen. Dagegen kann jeder gebildete und gesund fühlende Mensch, zumal der Dichter, Denker und Menschenkenner, sofern er imstande ist, sein inneres Leben denkend zu erleben, Beiträge zur Psychologie liefern. Denn es kommt hier zuletzt auf scharfe und unparteiische Selbstbeobachtung an. Ist diese Erkenntnis demnach im Grunde die einzige unmittelbare, so sind damit doch zugleich besondere Gefahren des Subjektivismus verknüpft. In gewissem Sinne liegt uns nichts ferner, als wir selber. Demgegenüber ist auf die Erweiterung und Ergänzung der individuellen durch die soziale und Völkerpsychologie hinzuweisen. Freilich wird man, bei der kärglich bemessenen Zeit, nicht viel mehr erreichen können, als daß dem Schüler wenigstens einigermaßen der Horizont erschlossen und sein Erkenntnisdrang angeregt wird, ohne daß man hier tiefer auf die hergehörigen Beziehungen einzugehen vermöchte. Schon deswegen bleibt die individuelle Psychologie die Hauptsache. Nur in bezug auf die Entstehung und Entwickelung der Sprache und ihr Verhältnis zum sozialen und nationalen Geiste wird man, falls die Zeit reicht, die Schranken so weit öffnen, wie das Verständnis dieser Frage durch die sprachlichen Fächer vorbereitet ist. Es kann ja in einer Anstalt, auf welcher vier, fünf Sprachen getrieben werden, nicht schwierig sein, das Wesen des Sprechens in seinem Verhältnis zum Vorstellen und Denken und zur Gemeinschaft einigermaßen klar zu machen.

Man wirft von gewisser Seite ein, daß man, bei der Gärung, welche heutzutage gerade in der Psychologie herrsche, von ihrem Betrieb auf der Schule überhaupt absehen müsse. Ich bin nicht dieser Ansicht. Die höheren Schulen haben sich eben auf psychologische Streitigkeiten nicht näher einzulassen. Ist jemand übrigens Kantianer oder Herbartianer, so gehe er in Gottes Namen die Wege seiner Meister. Es handelt sich hier ja nicht um tiefere Begründung der seelischen Erscheinungen, sondern nur um ihre Feststellung und empirische Beleuchtung. Schließlich liegen jedem Denker dieselben seelischen Tatsachen vor. Von diesen muß der Schüler wenigstens die Grundbegriffe möglichst klar erfassen. Sonst tritt die Gefahr ein, daß diejenigen, die sich nicht akademisch weiter bilden, vielleicht ihr Leben lang in bedauernswerter Unklarheit über dies Gebiet beharren, oder daß es denen, welche auf der Hochschule Psychologie hören, an den nötigsten Vorbegriffen für ein gedeihliches Verständnis der Vorlesungen fehlt und sie dadurch von einem der wichtigsten Gegenstände zurückgeschreckt werden. Was den Umfang des propädeutischen Unterrichtes in der Psychologie betrifft, so müssen demnach hier vor allem diejenigen Grundbegriffe berücksichtigt werden, die das geistige Leben konstituieren, sowie ihre wesentlichsten Verbindungen. Es ist mit einem Worte das Allernotwendigste aus der sogenannten „empirischen" Psychologie zu besprechen. Näher darauf einzugehen ist jedoch hier nicht der Ort. Jedenfalls verdienen solche Fragen, mit denen die sich bildenden sittlichen Anschauungen des Primaners am meisten zu ringen pflegen, ausdrückliche Berücksichtigung. So die von dem Gewissen und seiner Entwickelung, von der Willensfreiheit und ihrem Verhältnis zu den Beweggründen und ähnliches. Auch ist auf die Funktionen des objektiven Geisteslebens: Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft, im Zusammenhang des psychologischen Unterrichts, wo möglich, hinzuweisen. Die Willensfreiheit im besonderen ist vor allem unter den sittlichen Gesichtspunkt der Pflicht, der Selbsterziehung und Zucht, sowie der Entwickelung der sittlichen Persönlichkeit und des Charakters zu stellen. Zugleich ist zu zeigen, daß der Mensch den wertvollen Inhalt seines Wollens aus der Allgemeinheit zu nehmen und in den Dienst der Familie, der Gesellschaft, des Staates, der Menschheit zu stellen hat. Derartige Begriffe gehören zwar im engeren Sinne in die Ethik, müssen aber bei dieser Gelegenheit behandelt werden, da, wie erwähnt, zu einer besonderen Erörterung der Ethik die Zeit fehlt. Deshalb ist auch die wichtige Besprechung der Begriffe der echten Selbst- und Menschenliebe, als der Norm des sittlichen Handelns, sowie ihrer Verkehrung durch Selbstsucht und Sünde, in diesen Zusammenhang aufzunehmen. Sehr wichtig ist auch, ausdrücklich die geistige und sittliche Einheit der Persönlichkeit diesem Gesichtspunkt zu

unterstellen. Ist sie doch die notwendige Voraussetzung für die feste Begründung einer sittlichen Welt- und Lebensanschauung. Was die Einordnung unseres Gegenstandes in das Pensum der Prima anlangt, so wird man den psychologischen Unterricht mit Vorteil an den Anfang des Kursus der Oberprima setzen, da eine größere Klarheit über das Seelenleben für das letzte Jahr der höheren Schule in mehr als einer Hinsicht gute Dienste leistet. Doch gibt es auch hier keine allein selig machende Methode. Die Stellung ans Ende des Prima-Kursus hat ebenfalls ihre Vorzüge. Nur soll man den Zusammenhang des übrigen Pensums durch diesen in sich geschlossenen Gegenstand nicht unterbrechen. Auch halte ich es für die Wirkungskraft sowohl der Logik als der Psychologie für zweckdienlicher, wenn sie nicht in einzelnen wöchentlichen Stunden durch längere Zeit hindurch verzettelt werden, sondern einen bestimmten zusammenhängenden Ausschnitt aus dem deutschen Pensum zugeteilt erhalten, in welchem man sich mit ihnen ausschließlich beschäftigt.

4. Einführung in die Philosophie durch Erörterung geeigneter Stoffe in dem übrigen Unterricht.

Es erübrigt noch, einige Bemerkungen über die gelegentliche Einführung in die Philosophie, von seiten der anderen Unterrichtsfächer, hinzuzufügen. Die Mathematik ist nach ihrer formalen Seite eine Raum- und Zeitlogik. Sie wird daher am meisten Pflicht und Fähigkeit haben, über das logische Denken aufzuklären und es praktisch zu üben. Die mathematischen Begriffe, Urteile und Schlüsse sind mithin in dieser Hinsicht angewandte Logik. Was ein zwingender Beweis ist, wird der Schüler sicherlich am elementarsten an mathematischen Beweisen, wenigstens praktisch, erlernen können. Die Propädeutik wird das hier Erworbene nur aus dem Einzelgebiet auf das gesamte Feld des wissenschaftlichen Denkens zu übertragen und so zu erweitern und abschließend zu erklären haben.[1]) Auch die Naturwissenschaft wird die logische Schulung fördern, schon soweit sie mit Zahlen zu tun hat. Doch wird sie auch anderseits durch ihre Experimente die Bedeutung geregelter Beobachtung praktisch erweisen, das Induktivverfahren beleuchten und die Erkenntnis der wissenschaftlichen Methode anbahnen. Wiederum hat sie Beziehung zur Psychologie und philosophischen Weltanschauung überhaupt. Soweit sie die Anfänge der Physiologie, zumal des Nervenlebens, beibringt, wird sie das Ver-

---

1) Diese Seite der Sache behandelt z. B. Professor Freyer in fruchtbringender Weise in seinen „Beispielen zur Logik aus der Mathematik und Physik". 2. Auflage. Berlin, Verlag von W. Weber, 1889.

ständnis der seelischen Funktionen mehr oder weniger vorbereiten. Wo sie ferner die Betrachtung der Größe, Einheitlichkeit, Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit der Schöpfung berührt, trägt sie zum Bau einer gesunden, ethisch-religiösen Weltanschauung manchen gediegenen Stein herzu. Die Geschichte, zumal falls ihr kulturgeschichtliches Moment betont wird, ergänzt gerade die ethischen und andere Beziehungen der Propädeutik, die der systematische Unterricht zu wenig berücksichtigen kann, in manchen Hinsichten. Auch ist sie geeignet, gelegentlich zum Verständnis der Völkerpsychologie, Völkerethik und Religionsgeschichte beizusteuern. So wird man es sich nicht entgehen lassen, auf die sittlich religiöse Lebensanschauung eines Herodot, Xenophon, Thukydides, Plato, Perikles, Äschylos, Sophokles, Euripides, Pindar, auf die Richtung der Stoa in ihren griechischen und römischen Vertretern, auf Cato, Brutus, Mark Aurel, auf die Frömmigkeit eines Cicero, Horaz, Seneca, Tacitus, unter diesem Gesichtspunkte hinzuweisen. Hierher gehört weiter die Verehrung des pater familias und der Matrone durch das römische Volk, überhaupt die pietas innerhalb der Familie, einschließlich der Sklaven, die Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit des echten Römers usw. Doch muß es an diesen Beispielen genügen. Der Geschichtsunterricht bietet indes nicht bloß Anlaß, religiös und ethisch zu wirken, sondern auch die Psychologie durch bedeutende Persönlichkeiten zu illustrieren. Er liefert die reichsten, höchsten und tiefsten Züge nicht allein bedeutender Männer, sondern der Menschen überhaupt und gibt überdies Gelegenheit zu fruchtbaren logischen Distinktionen.

Unter diesem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte muß natürlich auch die Schriftstellerlektüre nach den besprochenen Seiten hin nutzbar gemacht werden. Schon in Homers Werken finden sich schöne ethische Lichter in dem Verhältnis des Hektor zur Andromache, in der ehelichen Treue der Penelope, in der Beziehung des Odysseus zur Eurykleia usw. Man wird natürlich bei den Römeroden auf die platonischen Tugenden zurückgreifen, wird sich durch die Stellung des Horaz zur Stoa und Epikur veranlaßt finden, das Wesen dieser philosophischen Richtung wenigstens in ihren Hauptzügen anzudeuten; wie man dazu auch durch den Religionsunterricht bei der Erklärung von Apostelgeschichte 17 gezwungen wird. Direkt befruchtend für die Propädeutik überhaupt wirkt indes vor allem die Lesung der platonischen Dialoge. Von diesen empfiehlt sich zur Lektüre, außer der Apologie, Symposion, Kriton und Phädon, unter Umständen selbst Protagoras und das erste Buch der Republik. Übrigens gewähren gerade die kleineren, „sokratischen" Dialoge, auch wo man sie kritisieren muß, eine gute logische Schulung in ihren Bestimmungen und Unterscheidungen von Begriffen, in ihren echten und sophistischen Schlußformen. Phädon seinerseits

behandelt ein bedeutsames philosophisches Problem, das auch dem Primaner innere Teilnahme und hinreichendes Verständnis abgewinnt. Freilich darf man hier zweierlei nicht vergessen. Das philosophische Interesse unserer modernen Jünglinge richtet sich, soweit sie überhaupt an höheren Gedankengängen Freude haben, nicht so sehr auf vergangene Zeiten, wie auf die gegenwärtige Denkbewegung. Anderseits ist das Verständnis von Platos spezifisch philosophischem System für diese Altersstufe im allgemeinen noch zu schwer, wobei Ausnahmen die Regel nur bestätigen. Jedenfalls aber wird man ihnen ein Bild der großen Denkerpersönlichkeit Platos einprägen, sowie die ideale Gesinnung desselben verständlich und lieb zu machen suchen: ein Idealismus, an welchem unser Geschlecht keinen Überfluß hat. Dagegen scheinen mir Ciceros philosophische Schriften für unsere Zwecke nicht empfehlenswert. Sie sind abgeleitet, eklektisch und teilweise oberflächlich. Eher interessiert noch seine Behandlung praktischer Lebensfragen, wie in „de amicitia“, allenfalls auch „de senectute“. Von den „Tuskulanen“ und „de finibus bonorum et malorum“ ist jedoch zu fürchten, daß sie dem Primaner die Philosophie mehr verleiden als anziehend machen.

Der deutsche Unterricht seinerseits behandelt herkömmlicherweise, in seiner Lektüre, gewisse ästhetische Stoffe, vor allem Lessings Laokoon und Dramaturgie. Wer diesen Unterricht längere Zeit gegeben hat, wird eine wachsende Abnahme des inneren Interesses der Schülergenerationen dafür wahrnehmen. Man wird sich daher auf die Hauptsachen beschränken und sie so verwerten, daß sie den Ausgangspunkt für ein selbständigeres und modernes Nachdenken über diesen Gegenstand bilden. Dagegen darf man die Schüler nicht veranlassen, die Gesichtspunkte jener Schriften, soweit sie veraltet sind, sich anzueignen. Besser erfüllen diesen propädeutischen Dienst noch die philosophischen Schriften Schillers über das Erhabene, über Anmut und Würde, über naive und sentimentale Dichtung. Freilich gehören auch dergleichen Dinge nur im weiteren Sinne in die Schulpropädeutik, wenigstens nur teilweise in die Logik und Psychologie. Daß diese letztere bei der Besprechung der Dramen, zumal im deutschen Unterricht, einen reichen Stoff findet, versteht sich von selbst.

Was die Grammatik und Synonymik angeht, so bietet sie bekanntlich eine besondere Schulung in logischer Hinsicht. Sie steht hierin der Mathematik nahe. Ich erinnere nur an die notwendige scharfe und feine Unterscheidung von Begriffen, an ihre Folgerungen und Schlüsse, Analysen und Synthesen, ihre Deduktionen und Induktionen, Regeln und Axiome. Auch bereitet sie mannigfaltig das Verständnis von dem Verhältnis des Vorstellens, Denkens und Sprechens zueinander vor und bietet Grundbegriffe für vergleichende Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie.

Inwiefern endlich der Religionsunterricht das Seinige zur Einführung in die Propädeutik beitragen kann, daran brauche ich nur zu erinnern. Daß er das Bedeutsamste für Religion und Ethik liefert, leuchtet ein. Hier liegt ja seine eigentliche Aufgabe. Auch enthält er, besonders in seinem dogmatischen Teil, wichtige Stücke für die Begründung einer Weltanschauung. Ist doch die Dogmatik selber nichts anderes als eine Philosophie des Christentums. Die Dogmengeschichte aber zeigt, wie der Heilsgehalt in jedem Zeitalter durch die Denkformen der jeweiligen Philosophie verarbeitet wird. Ja die Anfänge reichen in das Neue Testament selber zurück. Doch ich brauche nicht Eulen nach Athen zu tragen. Dies Unterrichtsfach ist der Propädeutik materiell so eng verwandt, wie die Mathematik in formaler Hinsicht. Daher empfiehlt sich unter unserem Gesichtspunkte eine Vereinigung von Religion und Deutsch in Prima in der Hand desselben Lehrers außerordentlich. Nur muß er dieser nicht leichten Aufgabe gewachsen sein.

Angeregtere Primaner suchen ihrerseits heutzutage ihre philosophische Propädeutik gern in freier Privatlektüre der Schriften Schopenhauers, Nietzsches, Wagners und anderer. Daneben verschlingen sie oft heißhungrig einen Ibsen, Zola, Tolstoi, Sudermann, Hauptmann, vor allem wegen ihrer modernen Weltanschauung. Ein verständiger Lehrer wird sich zwar bemühen, das zu frühe Lesen moderner Größen nach Möglichkeit einzuschränken. Es wird ihm aber vielfach nicht gelingen. Sind doch selbst die Eltern oft nicht imstande, ihre wißbegierigen Herren Söhne von dieser Kost erfolgreich zurückzuhalten. Man kennt ja den Spruch: „Nitimur in vetitum." Wenn die Jünglinge nicht selber einsehen, wie sehr ihnen gewisse Bücher schaden können, so wird sogar die Enthaltung eventuell das Verlangen danach krankhaft steigern. Auch aus diesen Gründen bleibt daher für den Lehrer des Deutschen in Prima nur eines übrig. Er muß sich mit den modernen Koryphäen der Literatur und Philosophie selber bekannt machen. Zu diesem Behuf sollten in den Lehrerbibliotheken derartige oft wegen ihres Umfanges nicht leicht zu beschaffende oder auch kostspielige Bücher — man denke an Nietzsche — nicht fehlen. Die Unbekanntschaft mit jenen Schriftstellern muß den Lehrer, zumal des Deutschen, um einen großen Teil der Achtung bei seiner aufgeklärten Jugend bringen. Und was schlimmer ist, er wird dann wenig Aussicht haben, die verrenkten jungen Gedanken wieder gerade zu biegen. Die philosophische Weihe ist dem Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen auch in dieser Beziehung unentbehrlich. Ein gewisses Gegengewicht gegen die angedeuteten Gefahren wird man ferner der Jugend dadurch zu schaffen suchen, daß man so verständige und zugleich schön geschriebene Schriften, wie Lotzes „Mikrokosmos",

Strümpells „Einleitung in die Philosophie“ und ähnliche, höher entwickelten jungen Leuten, die Zeit dazu haben, zur Privatlektüre empfiehlt, wobei natürlich Anleitung und Hilfe des Lehrers wünschenswert ist.

Schließlich ein Wort über etwaige Leitfäden, die man bei dem propädeutischen Unterricht den Schülern zur festeren Aneignung des Erlernten in die Hand geben könnte. Der freie und anregende Vortrag des Lehrers bleibt die Hauptsache. Es gilt vor allem Lust und Liebe für spätere spontane Studien zu erwecken. Ein bloßes „Einpauken“ nützt für wahre Bildung überhaupt nicht so viel, als immer noch manche meinen. Hier macht es aber noch weniger aus. Natürlich wird sich der Lehrer nach dem Vortrage, womöglich am Schluß derselben Stunde und zu Anfang der nächsten, orientieren, was die Schüler begriffen haben und was nicht. Ferner wird er sie selber zurückblicken und zusammenfassen lassen, aber auch seinerseits, ehe er weitergeht, die nötigen Fäden wieder aufnehmen. Am Schluß des Ganzen muß er endlich noch einmal die Einheit desselben zur Übersicht bringen. Aber auch ein Leitfaden ist für Einprägung und Wiederholung nützlich. Indessen sind mir völlig geeignete nicht bekannt. Die „philosophische Propädeutik“ von Hollenberg läßt sich gebrauchen, obwohl sie zu ausführlich ist und auch die Ethik bietet. Trendelenburgs „Elemente“ behandeln bloß die Logik und sind noch umfassender. Am besten würde unserem Zwecke wohl eine Auswahl von Stücken aus den Schriften nicht nur älterer, sondern auch neuerer bedeutender Philosophen dienen. Eine vorwiegend in das antike Gewand gekleidete Propädeutik ist unseren jungen Leuten nicht sympathisch. Zuletzt sind alles dies Nebensachen. Es kommt für allen Unterricht, der intimer in die höhere Gedankenwelt eindringt, immer und immer wieder auf die Persönlichkeit und den Geist des Lehrers an.

Ich möchte meine Anschauung zum Schluß in einige Thesen zusammenfassen.

1. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen, ergibt sich aus ihrem letzten Ziel: die Grundlage für eine höhere Bildung zu legen. Diese ist nach ihrer formellen Seite Urteilsfähigkeit, nach ihrer materiellen geistige Teilnahme an den wesentlichsten Interessen des allgemein menschlichen und menschheitlichen Lebens.

2. Die Einführung durch propädeutischen Unterricht. Ein gründlicherer und umfassenderer philosophischer Unterricht übersteigt indessen die Kräfte selbst der obersten Klasse der höheren Schulen und ist daher der Universität zu überlassen. Jedoch ist eine entsprechende Einführung in Form und Gehalt der höheren Gedankenwelt für die erfolgreiche Erfüllung

der Gesamtaufgabe der höheren Schulen nicht zu entbehren. Eine solche ist vor allem Aufgabe der Prima.

3. Die Gegenstände des Unterrichts. Hier reicht eine bloß gelegentliche Propädeutik mittels der anderen Unterrichtsgegenstände für die Grundlegung einer höheren Bildung nicht aus. Es ist vielmehr ein, wenn auch knapper, so doch systematischer Unterricht in denjenigen philosophischen Disziplinen zu erteilen, welche für die höhere Bildung die wichtigsten und zugleich dem Primaner zugänglich sind. Dabei kommen nur Logik, Psychologie und Ethik ernstlich in Frage. Indessen fehlt für letztere die Zeit, solange der Unterricht der Prima im Deutschen mit seinen reichlichen Aufgaben auf bloß drei Stunden wöchentlich beschränkt ist. Somit können vorläufig nur Logik und Psychologie berücksichtigt werden.

4. Der propädeutische Unterricht in den Grundbegriffen der Logik. Der propädeutische Unterricht in der Logik wird durch das letzte Ziel der höheren Schulen insofern gefordert, als die Bildung nach ihrer formalen Seite: Urteilsfähigkeit und die Logik die Lehre vom Urteil, seinen Elementen und Verbindungen ist. Denn die höhere Befähigung zum Urteil ist durch Klarheit und Deutlichkeit des Urteils über das Urteil mit bedingt.

5. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Funktionen des Urteils in seinen wesentlichsten Beziehungen kennen zu lernen. Hierher gehören demnach die Hauptbegriffe der Logik, nämlich Begriff, Urteil und Schluß, sowie die Gesetze des Denkens, die wichtigsten Formen der wissenschaftlichen Erkenntnis und die Maßstäbe für die Wahrheit derselben.

6. Der propädeutische Unterricht in den Grundbegriffen der Psychologie. Der propädeutische Unterricht in der Psychologie wird durch das letzte Ziel der höheren Schule insofern gefordert, als die Bildung nach ihrer materiellen Seite geistige Teilnahme an den wesentlichsten Interessen des allgemein menschlichen und menschheitlichen Lebens ist. Ihr Zentrum ist ebendeswegen für den Menschen zunächst die Erkenntnis des eigenen Selbst. Auch steht das Denken als seelische Erscheinung in organischem Zusammenhang mit den übrigen Funktionen des Seelenlebens. So auch die Psychologie mit der Logik. Es kann daher eine umfassendere Klarheit, selbst über Wesen und Aufgabe der Logik, nicht ohne Einsicht in die Entstehung des Denkens aus dem Vorstellen und in die übrigen mit ihm unlöslich verbundenen Seelenbewegungen erreicht werden. Hieraus folgt die Pflicht der höheren Schulen, auch in die Grundbegriffe der empirischen Psychologie einzuführen.

7. Andeutungen über die Art des propädeutischen Unterrichts. Die unterrichtliche Behandlung der Propädeutik muß nach Mög-

lichkeit klar und anschaulich sein und nach Bedürfnis das akroamatische mit dem heuristischen bzw. dialogischen Lehrverfahren verbinden. Die Hauptsache bleibt Anregung für künftige gründlichere philosophische Studien. Es dürften sich bei der beschränkten Stundenzahl des Deutschen höchstens zwei Monate von dem zweijährigen Kursus der Prima für den propädeutischen Unterricht freimachen lassen. Die Logik wird am besten in das erste Semester der Unterprima, die Psychologie an den Anfang des Kursus der Oberprima gelegt.

8. Einführung in die Philosophie durch gelegentliche Behandlung hergehöriger Stoffe in dem übrigen Unterricht. Aus dem Ziele der höheren Bildung folgt zugleich, daß der systematische Unterricht durch sach- und zeitgemäße Erörterung geeigneter Stoffe in der Schriftstellerlektüre und im übrigen Unterricht nach Möglichkeit zu ergänzen ist, und zwar nicht allein nach der Seite der Logik und Psychologie, sondern auch der sonst zu kurz kommenden Ethik. Die Mathematik liefert das Beste für die Ergänzung des Unterrichts in der Logik, wozu auch die Grammatik beisteuert. Der Unterricht in Religion und Naturwissenschaft hat anderseits die größte Bedeutung für die Begründung einer Weltanschauung überhaupt in ihren wichtigsten Beziehungen. Doch trägt ein reichlicher Stoff aus den ethischen Fächern, vor allem aus dem deutschen Unterrichte, aus der Geschichte und aus der sonstigen Lektüre der Schriftsteller, insbesondere der Dichter, fruchtbar zur Illustrierung des propädeutischen Unterrichts, zumal in psychologischer und ethischer Hinsicht, bei.

Von der Freiheit des deutschen Unterrichts, namentlich in Obersekunda.

Von Prof. Dr. **Richard Wagner** in Dresden.

In dem mittelhochdeutschen Unterricht, welcher, verbunden mit einem „Überblick über die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters“, den deutschen Lehrstoff für Obersekunda ausfüllt, besitzt das sächsische Gymnasium noch immer einen Vorsprung vor dem preußischen.[1] Denn dort wird auch in den neuen Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901 die Einführung ins Mittelhochdeutsche nur zugelassen,

---

1) Auch in Bayern und Baden wird, wie ich Mitteilungen von befreundeter Seite entnehme, diesem Unterricht ein volles Jahr, und zwar in Unterprima, gewidmet. Österreich dagegen steht ungefähr auf demselben Standpunkte wie Preußen. G. Wendt verlangt in seiner Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts (2. Aufl., S. 33 ff.) 6—8 Monate (in Unterprima) für das Mittelhochdeutsche.

nicht angeordnet, es werden verlangt „ausgewählte Abschnitte aus dem Nibelungenliede, der Gudrun und eine Anzahl von Liedern Walthers von der Vogelweide im Urtext oder in Übersetzungen"; wobei wir hoffen, daß von diesem oder ein recht sparsamer Gebrauch gemacht und daß es bei der nächsten Umgestaltung des Lehrplans wieder ganz verschwinden wird.[1]) In dieser vorsichtigen Zurückhaltung scheinen die Gründe noch nachzuwirken, die 1882 zur völligen Abschaffung des Mittelhochdeutschen führten: „Ohne Beeinträchtigung anderer unabweislicher Aufgaben des deutschen Unterrichts ist es in der Regel nicht möglich, eine solche Kenntnis der mittelhochdeutschen Grammatik und der eigentümlichen Bedeutung der scheinbar mit den jetzt gebräuchlichen gleichen Wörter zu erreichen, daß das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen mehr als ein ungefähres Raten sei, welches der Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Eintrag tut."

Diese Begründung hat das Verdienst gehabt, daß sie Hildebrand antrieb, seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht das längst geplante Kapitel „vom Altdeutschen in der Schule" anzufügen, worin er diese schwerwiegenden Sorgen mit leichter Hand zerstreute. Aber wahr ist's: etwas problematisch bleibt dieser Unterricht. Ist das Tor einmal geöffnet, so drängt die ganze bunte Welt des Mittelalters mit seiner Sprache, seinem Schrifttum, seiner Kultur herein und erfüllt alle Räume, so daß sie nirgends ausreichen —

die wolde ich gerne in einen schrîn.
jâ leider desn mac niht gesîn!

Aber vielleicht liegt gerade darin der besondere Reiz dieses Unterrichts für den Lehrer: er sieht nicht ein fest umschriebenes Lehrpensum vor sich, das er unweigerlich zu erledigen hat; er ist vielmehr ermächtigt, ja gezwungen, aus der Fülle der Erscheinungen das auszuwählen, was ihm als das Bezeichnendste und Zweckdienlichste erscheint, er hat einmal das wohltuende Gefühl, mit dem Stoffe freier schalten und walten zu dürfen. Freilich Beschränkung tut not. Er wird sich mit Beispielen begnügen, wo er anderwärts eine feierliche Regel gibt, und wird überhaupt möglichst wenig systematisch vorgehen. Daß solches Verfahren gerade hier berechtigt und oft am Platze ist, soll jetzt gezeigt werden.

Ich gehe dabei aus von dem Aufsatze, in dem jüngst in dieser Zeitschrift Paul Vogel den Lehrstoff zusammengestellt hat, an dem er seinen

---

1) Treffend und bestimmt sagt O. Jäger vom Nibelungenliede: „Darauf, diese Dichtung in dieser ihrer Urgestalt zu sich reden zu lassen, hat jeder Schüler, dem man ja überdies zum Überfluß noch bei jeder Gelegenheit sagt, daß er ein Deutscher sei, ein Recht — ein Recht, das ihm keine Lehrordnung rauben kann und darum auch nicht sollte" (Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 342).

Obersekundanern das Werden und Wachsen unserer Muttersprache veranschaulicht.[1]) Diese Sammlung, zweckmäßig und wertvoll, weil das Ergebnis langjähriger Erfahrung, wird sicher vielen Amtsgenossen hochwillkommen sein, wird vielleicht auch manchem erst zu Gemüte führen, welche köstlichen Schätze er noch mehr oder weniger ungehoben hat in der Tiefe ruhen lassen. Bedenken erregt mir nur die eine Forderung, die Vogel gerade besonders betont, daß diese Unterweisung im Zusammenhange systematisch erfolgen solle. Der Lehrer, der den ganzen Stoff beherrscht, wird dabei stets die Befriedigung empfinden, einen reinlichen Abschluß erreicht zu haben; ob auch der Schüler, erscheint mir fraglich. Denn diese Zusammenfassung beansprucht eine größere Anzahl von Stunden, während deren sich trotz aller Erinnerung an früher Dagewesenes eine Menge der verschiedenartigsten neuen Formen und Erscheinungen verwirrend über ihn ergießt. Auch Vogel selbst hat früher anders gedacht. In seinem Lehrgang für den deutschen Unterricht in Obersekunda[2]), dem auch ich vielfache Anregung verdanke, nimmt „der Abschluß auf sprachlichem Gebiete" (S. 180) einen weit bescheideneren Raum ein. Jahr für Jahr mag dann ein neuer Stein hinzugekommen sein, und schließlich stand ein stattlicher Bau fertig da. Aber gerade die Muttersprache soll für den Schüler kein Lehrgebäude sein. Ich möchte sie eher mit einer prächtigen Hochgebirgslandschaft vergleichen, in deren Verständnis der Jüngling eingeführt werden soll. Man wird ihm da nicht lange von Gletscherbildung, Verwitterung, Erosion u. dgl. reden, sondern man wird ihn ungesäumt auf die vor seinen Augen liegenden Gletscherschliffe, Moränen, Gesteinsschichtungen usw. hinweisen und wird bald sehen, wie das am einzelnen Beispiel erweckte Interesse weiterwirkt und ihn mit Entdeckerfreude selbst allenthalben ähnliches finden läßt. Und selbst am Schluß der Reise wird man sich hüten, durch allzu methodisches Zusammenfassen des Gelernten die Frische dieser Eindrücke zu beeinträchtigen.

I.

Etwas mehr von dieser Auffassung möchte ich da, wo es noch fehlt, in dem gesamten deutschen Unterricht lebendig sehen. Daß die Unterweisung in der „gemeinen deutschen Sprach" ganz anders auf- und anzufassen ist, als die in einer fremden, ist so selbstverständlich, daß es in der Praxis — oft außer acht gelassen wird. In der Fremdsprache ist jede einzelne Form etwas Neues, was durch mechanisches Einprägen dem vorhandenen Wissen hinzugefügt werden muß; im Deutschen liegt das Material

---

1) XVIII. S. 153—164: Sprachgeschichtliches im deutschen Unterricht der Obersekunda.
2) Neue Jahrbücher f. Philol. u. Pädag. 1895, Bd. 152, S. 169—187.

zur Bearbeitung fertig vor. Darum widerstrebt es dem gesunden Sinne des Kindes, alles gewissermaßen noch einmal zu lernen, und wo dies von ihm verlangt wird, werden die deutschen Stunden, die von Rechts wegen die schönsten sein sollten, leicht zu den langweiligsten. Hier gilt es vielmehr die Selbsttätigkeit des Schülers aufzurufen, um vom Beispiel zur Regel vorzudringen und so den vorhandenen Rohstoff mit vorsichtiger Hand weiter zu formen und zu bilden. Nicht viel anders sind auf vorgeschrittener Stufe die stilistischen Regeln, die Stilgattungen, die Dispositionslehre u. dgl. zu behandeln; das wohlgemeinte Diktieren langer Zusammenstellungen schläfert leicht die lebendige Teilnahme ein. Der deutsche Unterricht muß vor allen Dingen anregend und dann erst methodisch und systematisch sein; er braucht nicht alles bis zum Tüpfelchen über dem i fertig zu überliefern, sondern er darf sich die Kraft zutrauen, die Schüler zum Selbstdenken, zum Weiterforschen anzuspornen.

Am nötigsten ist diese Art des Betriebs auf dem Gymnasium.[1]) Dort wirkt die streng grammatische Schulung in den Fremdsprachen (die sich übrigens auch schmackhafter anrichten läßt, als Fernerstehende gemeinhin glauben) nur zu leicht ansteckend auf das Deutsche ein, sei es daß der Lehrer unbewußt den Ton festhält, den er in der vorausgegangenen lateinischen Stunde anschlagen mußte, sei es daß er „die Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit" auch auf diesem Boden fördern zu müssen vermeint. Er bedenkt dabei nicht, wie gerade durch den altsprachlichen Unterricht das Deutsche erfreulicherweise entlastet wird und dadurch größere Bewegungsfreiheit gewinnt. Alle grammatischen Grundbegriffe, die der Volksschüler mit saurem Schweiß an der Muttersprache lernen muß, fallen dem Lateinischen zu. Während dabei mühsam konstruiert wird, um in den Sinn der geistreichen Sextanersätze einzudringen, wird hier ein ganzes Lesestück leidlich glatt und mit innerem Verständnis gelesen, wenn dieses sich auch im äußeren Vortrag noch mangelhaft ausdrückt. Darum muß es als unverbrüchliches Gesetz gelten, daß alles, was dort allmählich erarbeitet worden ist, hier als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wer sich dies in jedem Augenblicke gegenwärtig hält, der wird staunen, wieviel er in seinen vier deutschen Stunden zuwege bringt.[2])

---

1) Diese Notwendigkeit ist schon von mancher Seite (namentlich auch von Wendt) kräftig betont worden; allein die Praxis lehrt, daß es nicht überflüssig ist, immer wieder auf sie hinzuweisen.

2) Als ich vor 18 Jahren zum erstenmal in Sexta Deutsch und Lateinisch gab — beides muß natürlich in derselben Hand liegen —, war die Sache überraschend einfach. Von den damaligen drei deutschen Stunden war aus schultechnischen Gründen eine Deklamationsstunde abgetrennt. Von den beiden, die mir blieben, entfiel die

Auch im weiteren Bildungsgange des Gymnasiums finden sich genug Anknüpfungspunkte und Wechselbeziehungen, die der deutsche Lehrer sich zunutze machen soll, wenn ihm nur sein klassischer Kollege richtig in die Hände arbeitet. Dieser erteilt ja meistens auch selbst deutschen Unterricht in irgendeiner Klasse und kennt die Bedürfnisse desselben. Da lenkt z. B. das allmähliche Eindringen der umschreibenden Verbalformen, das im Griechischen erst schüchtern beginnt und im Lateinischen schon den ganzen Perfektstamm ergriffen hat, unwillkürlich den Blick auf den Bau des deutschen Verbums. Die Erkenntnis, wie wenig wirkliche Formen wir noch besitzen, wie umständlich die Umschreibungen im Deutschen und in den modernen Sprachen überhaupt sind[1]) und wie damit auch die weniger genaue Bezeichnung der Zeitenfolge zusammenhängt, ist den Schülern neu und interessant. Die Anfangsgründe der antiken Metrik rufen von selbst die Frage hervor, worauf sich denn im Deutschen die Form der Dichtung gründet, und diese Frage wird mit lebhafter Teilnahme aufgenommen, weil der starke Gegensatz vor aller Augen liegt, mit lebhafterer jedenfalls, als wenn zum gleichen Zwecke ein schönes deutsches Gedicht seziert wird. Auch die antiken Versmaße, die von unseren Dichtern angewandt werden, kommen dabei zur Sprache. Darum meint auch Jäger (a. a. O. S. 119), für das bißchen deutsche Metrik, das der Gymnasiast und der gebildete Deutsche später brauche, sei es in Untersekunda früh genug, „wo der Schüler am Lateinischen und Griechischen einige Verskunst, einige metrische Begriffe gelernt hat; ohne daß sie einen Blick der Vergleichung auf fremde Sprachen tun können, ist ihnen die deutsche Metrik gerade so tot und langweilig, als die deutsche Grammatik“. Ebenso wird ihnen der Begriff eines Epos, einer Elegie

---

eine auf die Besprechung der allwöchentlich zu fertigenden Arbeit. Für jede dritte Woche war ein Diktat vorgeschrieben, welches ich natürlich im ersten Eifer auf die ganze Stunde ausdehnte. Somit blieben in je drei Wochen zwei ganze Stunden zum Lesen und für die Geheimnisse der deutschen Grammatik. Dadurch war jeder systematische Betrieb ausgeschlossen; es wurde ein Beispiel- (nicht Regel-)heft angelegt, in das wir das Wichtigste eintrugen. Seit 1893 ist die dringend gewünschte vierte Stunde hinzugekommen. Viel mehr aber ist kaum vonnöten. Das gedankenlose Schlagwort, daß Deutsch als wichtigster Unterrichtsgegenstand auch die meisten Stunden haben müsse, hat schon in vielen Köpfen Verwirrung angestiftet. Gewiß möchte man sich hier und da eine deutsche Stunde mehr wünschen; aber die unbegrenzte Vermehrung derselben auf dem Gymnasium würde gerade die Art des Unterrichts befördern, die wir mit allen Kräften bekämpfen. Das gilt nicht bloß von der Grammatik, sondern besonders auch von der Dichterlektüre, auf welche die völlig andere Erklärungsweise der klassischen Autoren zersetzend zurückwirken würde.

1) Um das, was im Griechischen ein einziger Buchstabe klar und bestimmt bezeichnet, wiederzugeben, brauchen wir jetzt jedesmal ein ganzes Wort: λε-λύ-σ-ε-ται er wird gelöst worden sein.

an Homer und Ovid so klar gemacht, daß sich der deutsche Lehrer eine gelehrte Auseinandersetzung darüber ersparen kann. Dasselbe gilt meines Erachtens auch von den poetischen und rhetorischen Figuren. Beim langsam fortschreitenden Lesen eines fremden Dichters machen sie sich dem Schüler schon bei der Vorbereitung bemerklich und erheischen deshalb eine Erklärung. Wenn man jedoch im Deutschen jedesmal den Finger darauf legt, stört man den Genuß des Ganzen, auf den es hier zuerst ankommt. Nur da, wo die Wirkung des Figurenschmuckes so stark ist, daß sie sich dem unbefangenen Leser, d. h. dem Schüler, von selbst aufdrängt, hat man einen Augenblick innezuhalten, um ihn über die Ursache dieser Wirkung aufzuklären. Eine systematische Lehre von den Figuren, auf die man früher so viel Gewicht legte, zu geben, halte ich hier wie dort für unzweckmäßig; wenigstens beschränke man sich auf die allergeläufigsten. Denn sie erscheinen, losgelöst von dem Boden, auf dem sie gewachsen sind, leicht als ein äußerlich aufgesetzter Flitterstaat, was sie doch bei guten Dichtern nicht sind; außerdem wird im Schüler der an sich löbliche Eifer, das Gelernte anzuwenden, rege und zeitigt bedenkliche Stilblüten in Aufsätzen und Gedichten.

Das Gebiet aber, auf dem die klassischen Sprachen dem Deutschen den kräftigsten Vorspann leisten können, ist das lebendige Verständnis für den deutschen Wortschatz, die Scheidung der Synonyma und die sinnfällige Kraft der Übertragung und des bildlichen Ausdrucks. Dafür ist das Übersetzen fremder Schriftsteller geradezu eine hohe Schule; täglich und stündlich wird die festbegrenzte Aufgabe gestellt, in gegebenem Zusammenhange den besten deutschen Ausdruck für ein fremdes Wort zu finden. Dabei muß natürlich die ganze Klasse helfen und hilft gern. Wie oft will sich da zunächst niemand mit einem Vorschlag hervorwagen, und dann liegen plötzlich fünf oder sechs verschiedene Übersetzungen zur Auswahl bereit: man sieht, wie reich unsere Sprache ist, wenn man sie nur recht kennt. Warum diese oder jene Wendung gerade hier nicht zu brauchen ist, ergibt sich meist von selbst oder läßt sich mit einem Wort andeuten. Schließlich ist das Richtige eingesetzt, und in einer Minute hat der Schüler ein Stück deutscher Synonymik, eine Unterscheidung zwischen geschmackvoller und geschmackloser, übertriebener und natürlicher Redeweise erfaßt. Wie anders, wenn der deutsche Lehrer feierlich anhebt: „Jetzt wollen wir einmal die und die ähnlichen Wörter miteinander vergleichen.“ Dann müssen erst Beispiele gebildet, Unterscheidungsversuche angestellt und Definitionen gefunden werden, welch letzteres bekanntlich leichter gesagt als getan ist. Sicher haben auch diese und verwandte Übungen, namentlich die Bedeutungsentwickelung eines vieldeutigen Wortes, ihren eigenen Bildungswert und sind in Aufsätzen, die Zeit und

Raum zur Vornahme aller dieser Manipulationen gewähren, mit großem Nutzen zu verwenden. Aber es verursacht doch einige Mühe, die Sache so einleuchtend, so handgreiflich zu machen, wie sie es von selbst wird, wenn man von der fremden Sprache her auf sie zukommt.

Auch das feinere Stilgefühl erfährt durch das Lesen eines fremden Schriftstellers nicht unerhebliche Förderung. Denn es handelt sich doch nicht bloß darum, seine Worte in leidliches Deutsch zu übertragen, sondern auch seinen Ton zu treffen, seinen persönlichen Stil nach Möglichkeit nachzubilden. Es schärft unzweifelhaft das Sprachgefühl des Schülers, wenn er immer wieder darauf hingewiesen wird, daß diese oder jene an sich gute Wendung für Herodot zu gesucht, für Thukydides zu gewöhnlich, oder für Demosthenes nicht kräftig genug ist. Die oft erneute Klage übrigens, daß durch den lateinischen Stil der deutsche verdorben werde, verliert, soweit ich aus langjähriger Erfahrung bei der Korrektur der deutschen Aufsätze urteilen kann, mehr und mehr an Boden, dank dem einmütigen Zusammenwirken der lateinischen und deutschen Lehrer, die nicht müde werden, den fundamentalen Unterschied zwischen beiden Sprachen hervorzukehren. Schachtelsätze und unstatthafte Partizipialkonstruktionen begegnen mir immer seltener, nur das leidige „derselbe" und „derjenige" ist schwer auszurotten.

Geradezu unentbehrlich sind die klassischen Sprachen für das Verständnis der übertragenen und bildlichen Redeweise. Wenn wir selbst nur selten uns dessen bewußt werden, daß wir in Bildern reden, so können wir es vom Schüler noch weniger verlangen. Gerade darum ist es eine der anmutigsten Aufgaben des Unterrichts, ihm eine lebendige Vorstellung vom Bilderreichtum seiner Muttersprache zu geben. Damit kann in gelegentlichen Hinweisen nicht früh genug angefangen werden, und jeder Unterrichtsstoff bietet Veranlassung dazu. Zum unmittelbaren Bewußtsein aber kommt ihm die Übertragung zuerst dann, wenn ein fremdes Wort, dessen Grundbedeutung er gelernt hat, plötzlich einen völlig anderen Sinn annimmt. Während er im Deutschen von selbst nie über die augenblicklich angewendete Bedeutung hinausdenkt, eröffnet ihm das Wörterbuch die Einsicht, wie unheimlich viele verschiedene Bedeutungen ein und dasselbe Wort haben kann. Hält dann der Lehrer einen entsprechenden deutschen Ausdruck bereit, so wird dem Schüler auf einmal klar, daß im Deutschen dieselbe Mannigfaltigkeit, dieselben Übergänge vorhanden sind, nur daß er hier noch nicht darauf geachtet hat. Dabei wird man ihn fassen, ihm sagen, daß man nicht allein Schmetterlinge, Käfer und — Briefmarken, sondern auch Wörter sammeln und studieren kann, wenn man nur das Fangnetz der Gedanken richtig ausspannt, und eröffnet ihm dadurch ein reiches Feld eigener

Beobachtung, zu dessen Bebauung es keiner besonderen Gelehrsamkeit, sondern nur einiger Aufmerksamkeit bedarf.[1])

Ich wähle zwei Beispiele aus, die nicht der Bildersprache angehören, weil diese uns ja auf jeder Seite aufstößt. Wenn der Schüler zum erstenmal bei Xenophon liest: ἐξέπεσεν ἐκ τῆς γῆς, so stutzt er. πίπτειν heißt „fallen" und nichts anderes. „Er fiel zum Lande hinaus" (wurde verbannt). Welch komischer Ausdruck! Es hat mir da stets Freude gemacht und Freude erregt, wenn ich den Übersetzenden darauf brachte, daß wir im Deutschen genau dasselbe sagen, nur noch leichtbeschwingter: er flog zur Tür hinaus. Oder wenn er vom göttlichen Odysseus liest: ἥσατο δ' αἰνῶς. Das ist doch stark übertrieben! Aber sagen wir nicht auf gut deutsch im Alltagsleben genau so: ich habe mich furchtbar, schrecklich gefreut? Daran, was das eigentlich bedeutet, haben wir noch nie gedacht. Schreiben darf man freilich zurzeit noch nicht so; aber auch unser geläufiges Steigerungswort „sehr" beruht auf einer ganz ähnlichen Übertreibung.[2]) So erläutert der deutsche Ausdruck den griechischen, der griechische aber macht uns erst auf die Eigentümlichkeit des deutschen aufmerksam, und wir haben einmal wirklich, was trotz aller Konzentrationspädagogik in der Praxis nicht allzu häufig gelingt, zwei Fliegen auf einen Streich getroffen.

Wie enge Fäden sich schließlich von der klassischen Gedanken- und Gestaltenwelt zu vielen einzelnen Meisterwerken unserer Literatur hinüberspinnen, braucht nicht ausgeführt zu werden, weil hier beide Gebiete unmittelbar ineinander übergehen. Gewiß wäre es auch für den griechischen Lehrer eine lohnende und ersprießliche Aufgabe, etwa frisch nach der Lektüre des König Ödipus Schillers Braut von Messina vorzunehmen, — wenn er Zeit dazu hätte; allein auch er klagt, im Vertrauen gesagt, über „zu wenig Stunden", um das, was ihm vorschwebt, ganz zu erreichen, wenn er sich auch mit dieser sehr unzeitgemäßen Klage nicht an die Öffentlichkeit wagt. Dazu aber ist stets Zeit, hier und da auf Schillers Stück hinzuweisen und

---

1) Als wir jüngst am Fluchthorn in der Silvrettagruppe nach mühseligem Abstieg über Felsen und loses Geröll auf ein stark geneigtes Schneefeld kamen und nun munter darauflos stapften, gleichviel wohin, wurde mir plötzlich klar, wie fein und treffend man auch im übertragenen Sinne sagt „sich gehen lassen". Dergleichen kann jeder finden; es macht Vergnügen und kostet nichts, genau wie die Freude an Kunstwerken, die wir in den Schülern jetzt neu zu erwecken versuchen, und man kann, auch ohne eine Ahnung von Sprachwissenschaft zu haben, ein gutes Stück auf diesem Wege vorwärts kommen.

2) Zu der gleichen Betrachtung ladet eine Stelle in Platons Protagoras (341 A) ein. Als gelehriger Schüler des Sophisten Prodikos, der zuerst die Synonyma gegeneinander abzugrenzen und näher zu bestimmen versuchte, wundert sich hier Sokrates darüber, daß das Adjektiv δεινός, furchtbar, wenn es im Sinne von „gewaltig, tüchtig, geschickt" steht, seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt hat.

die Schüler zur Selbstbeschäftigung damit anzuregen, die, weil sie unter ganz bestimmten Gesichtspunkten erfolgt, sicher nicht unfruchtbar sein wird.

So zeigt sich, daß der deutsche Unterricht auf dem Gymnasium sich nach verschiedenen Richtungen hin auf kräftige Unterstützung von außen verlassen darf, daß er infolgedessen und im bewußten Gegensatze zu anderen Lehrgegenständen eine größere Freiheit der Bewegung zu beanspruchen hat und daß er in den wenigen ihm zugeteilten Stunden vielleicht mehr leisten kann als anderswo.

II.

Fragen wir nunmehr, welche Nutzanwendungen sich aus diesen allgemeinen Betrachtungen für die Behandlung der altdeutschen Sprache, von der wir ausgingen, ergeben. Der deutsche Unterricht in der Obersekunda eines sächsischen Gymnasiums gehört wohl zu den dankbarsten Lehraufgaben, die es gibt, wegen der lebhaften Teilnahme, die ihm die Schüler entgegenbringen. Diese Teilnahme beruht zunächst nicht auf seiner nationalen Bedeutung, die man dem Schüler erst allmählich zum Bewußtsein bringen muß. Von Walther von der Vogelweide hat er noch kaum viel gehört, und dem Nibelungenlied steht er fast ebenso fremd gegenüber wie dem Homer.[1]) Aus beiden hat er auf früherer Stufe viel Schönes gehört und gelesen, und der Lehrer darf versuchen ihm nahezubringen, daß er vor vielen anderen jetzt gewürdigt wird, diese herrlichen Geschichten aus der Quelle selbst kennen zu lernen. Inwieweit er sich, wenigstens anfangs, auf diesen Vorzug etwas einbildet, bleibt ihm überlassen.

Das wirklich Einzigartige ist für ihn die Einführung in das Werden und Leben seiner Muttersprache, auf die ich, in Übereinstimmung mit Vogel, das größte Gewicht lege. Der Hauptreiz dabei beruht darauf, daß bei der wissenschaftlichen Betrachtung dieser Sprache etwas, was er noch eben leidlich zu kennen meinte, ihm plötzlich in ganz neuem Lichte erscheint. Das vile corpus, das er so lange als gewöhnliches Gebrauchsinstrument gedankenlos zu behandeln und zu mißhandeln gewohnt war, gewinnt unvermutet eine Seele, ein eigenes Leben, eine Geschichte, und er selbst sieht sich mitten hineingestellt in eine stetig fortschreitende Entwickelung, die von der grauen Vorzeit bis in die Gegenwart des heutigen Tages hineinführt; und jeder, selbst der neubackene Obersekundaner, kann an seinem bescheidenen Teile hemmend oder fördernd in ihren weiteren Gang eingreifen. Das ist eine gewaltige Offenbarung, wie sie dem Schüler sonst nirgendwo zuteil wird.

---

1) Vogel (Lehrgang S. 170) sieht darin vielleicht ein klein wenig zu schwarz; in der Hauptsache aber hat er mit seinem nüchternen Urteil über die angebliche Begeisterung der Schüler für das Nibelungenlied vollkommen recht.

Die Frische dieses Eindrucks sollte nicht dadurch abgeschwächt werden, daß ihm in früheren Jahren schon allzuviel davon verraten wird. Ich kenne treffliche deutsche Lehrer, die bereits in Untertertia munter Laute schieben, und zwar nicht ohne Erfolg. Wissen doch die Knaben auch die Steine ihres kunstvollen Baukastens aufs geschickteste zu versetzen, und wenn man ihnen sagt, daß man jetzt etwas daran nehmen will, was sonst nur höheren Semestern geboten wird, so sind sie für alles zu haben. Ich aber muß dabei stets an die wenig beneidenswerten Kinder denken, die zu früh in die Alpen geführt werden: der erste mächtige Eindruck ist unrettbar verloren; denn wenn sie später in urteilsfähigem Alter wieder dahin kommen, haben sie ja „alles schon gesehen".

In Obersekunda aber möchte ich diese bedeutsame Erkenntnis an die Spitze gestellt wissen, und als der sicherste Weg zu diesem Ziele ist es mir immer erschienen, vom Bekannten, d. h. von der Gegenwart auszugehen und zu beginnen mit einer kurzen Betrachtung unserer heutigen deutschen Sprache. In den vier Stunden, in denen sich diese bequem erledigen läßt, wird eine Fülle neuer Gesichtspunkte gewonnen und eine Menge landläufiger Vorurteile zerstört. Schon die Tatsache, daß wir eigentlich drei verschiedene Sprachen haben, das Schriftdeutsch, die hochdeutsche Umgangssprache und die heimische Mundart, hat sich mancher noch nicht recht klar gemacht.

I. Die Schriftsprache, deren Entstehung kurz geschildert wird. Sie ist das Feststehende und scheinbar Maßgebende, das Einigende und Beharrende gegenüber der Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der Mundarten. Sie wirkt deshalb erhaltend, aber auch versteinernd, darum muß ihr immer neues Leben aus der Volkssprache zugeführt werden; nur ist nicht gerade der Schüler dazu berufen, damit den Anfang zu machen. Sieht man näher zu, d. h. lernt man zwischen Buchstabe und Laut unterscheiden, so ist sie recht unvollkommen und launisch: sie führt Buchstaben, die nicht mehr ausgesprochen werden, sie verfügt über mehrere Zeichen für denselben Laut (k und c, f, v und ph) und genügt anderseits nicht, um sehr deutliche Unterschiede der Aussprache zum Ausdruck zu bringen (b in bin und lebe). Das sind Merkzeichen ihrer geschichtlichen Entstehung und ihres Alters, wie sie in weit größerem Umfange das Französische und Englische beherrschen.

Dabei fällt der Blick auf die deutsche Schrift. Sie gehört keineswegs, wie man noch immer hören kann, zum unveräußerlichen Nationaleigentum; sie ist vielmehr eine verschnörkelte lateinische Mönchsschrift, die, früher allgemein im Gebrauche, jetzt nur noch bei uns und im Norden festgehalten wird. Und zwar kann man dies nur bedauern; denn sie ist

gegenüber den klaren Zügen der Lateinschrift unbequem und schwer lesbar. Wo findet sich ein Ladenschild in großen deutschen Lettern, und wieviel Zeit würde man brauchen es zu entziffern! Auch hat sie sich beim Schreiben schon manche Haken, Ecken und Winkel abgewöhnt (man denke an die alten Formen für H und A, wie letztere jedem aus dem Namenszug König Alberts bekannt war) und nähert sich im flüchtigen Gebrauche bei vielen bedenklich den lateinischen Zügen. Trotzdem hat der Schüler nach wie vor wenigstens seine Aufsätze gut deutsch zu schreiben[1]); denn in solchen Dingen muß der einzelne sich der Gesamtheit fügen, selbst wider besseres Wissen. Ich halte es nicht für bedenklich, dies und das Folgende über die Rechtschreibung unbefangen vorzutragen: einmal muß der Schüler doch über den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben, Theorie und Praxis, die uns so manches sacrificium intellectus auferlegt, aufgeklärt werden.

Auch die Rechtschreibung büßt, vom höheren Standpunkt aus betrachtet, viel von dem Werte ein, der ihr auf der Schule und im Leben beigemessen wird und werden muß. Früher, in einer für die Schüler beneidenswerten Zeit, legte man weniger Gewicht darauf, dasselbe Wort stets mit denselben Buchstaben zu schreiben. Reste dieses Zustandes finden wir noch in unseren Familiennamen, bei denen man dieses Schwanken mit Glück benutzt hat, um die zahllosen Geschlechter der Schmidt, Meier usw. voneinander zu scheiden. Eine folgerichtige, alle befriedigende Orthographie wird nie erreicht werden, weil die historische und die phonetische Schreibung in Widerstreit miteinander liegen; auch die neueste erfreulicherweise vereinfachte Rechtschreibung ist nur durch Übereinkunft und mancherlei gegenseitige Zugeständnisse zwischen den Sprach- und Regierungsgewaltigen verschiedener Länder, die darüber zu Rate saßen, zustande gekommen. Daß aber in unserer viel schreibenden und noch mehr druckenden Zeit eine einheitliche Regelung auf diesem Gebiete eine Notwendigkeit und ein Segen ist, und daß man deshalb die sprachgeschichtlich durch nichts begründete Scheidung von das und daß, von wider und wieder und sogar die schwierigen großen und kleinen Anfangsbuchstaben geduldig auf sich nehmen muß, sieht jeder ein.

II. Die hochdeutsche Umgangssprache. Sie ist aus dem Schriftdeutsch, jedoch erst lange nach dessen Festsetzung, hervorgegangen und deshalb an dieses gebunden, aber nur in beschränktem Umfange. Da wo man sie am reinsten spricht, in Hannover, Hamburg und sonst im plattdeutschen Sprachgebiete, hat man sie überhaupt erst aus dem Schriftdeutsch gelernt; folglich kann diese Aussprache für uns nicht maßgebend sein, noch weniger

1) Besonders soll er nicht nach einer verbreiteten Schülerunsitte einzelne Wörter, z. B. Eigennamen, im deutschen Texte lateinisch schreiben. Wie häßlich sich dies ausnimmt, kann man an alten Drucken sehen.

die lange hochgehaltene Schulmeisterregel, man solle möglichst so sprechen (s=prechen), wie man schreibt. Wie spricht man denn überhaupt bei uns in Dresden „gut hochdeutsch"? Das zeigt ein lehrreiches kleines Experiment. Ich sage den Schülern irgendein Sätzchen vor, vergewissere mich, ob ich es auch richtig und gebildet ausgesprochen habe, und fordere sie auf, das, was sie jetzt wirklich gehört haben, ins Heft, bzw. an die Wandtafel zu schreiben. Das Ergebnis ist verblüffend und erheiternd zugleich; es dauert meist geraume Zeit, bis die scheinbar kindlich leichte Aufgabe gelöst ist:

der Vater hat euch sein Häuschen gezeigt.
dr fätr hat oich sain hois'chn gezaicht.

So wenig achten wir darauf, wie wir täglich reden und reden hören![1]) Ebenso hat die Umgangssprache überall, wo sie nicht gemacht, sondern geworden ist, ihre landschaftliche Färbung, und das ist ihr gutes Recht. Nur muß sie, was ihr Zweck ist, allgemein verständlich bleiben. Ob jeder dieses Ziel erreicht, das kann er auf Ferienreisen an die See oder in die Alpen erproben und wird dabei merkwürdige Dinge erleben. Hüten aber muß er sich dabei, d. h. nicht bloß auf Ferienreisen, vor den schlimmsten ortsüblichen Unarten: er soll nicht inlautendes ā nach o hinüberziehen (schprôche, schtrôsse[2]) und immer bedenken, daß media „weich" und tenuis „hart" bedeutet, wobei freilich der Fehler, daß wir, je schöner wir die tenuis herauszubringen uns bemühen, desto deutlicher eine aspirata sprechen (thenuis), kaum mehr auszurotten sein wird.

III. Die Mundart. Wir haben hier den obersächsischen oder meißnischen Dialekt[3]), der einen Teil des Mitteldeutschen bildet. Aber die übliche Einteilung der Mundarten reicht nicht aus, um ihre unendliche Mannigfaltigkeit zu bezeichnen. In Wahrheit hat, wovon man sich leicht durch Beobachtung überzeugen kann, jede Stadt ihre eigene Sprache, ja jedes Dorf unterscheidet sich durch bestimmte Merkmale vom Nachbardorfe. Darin liegt zugleich der Grund dafür, daß in einem Kulturvolk jeder Gebildete sich der gemeinverständlichen Umgangssprache bedienen muß. Aber es ist ein albernes Vorurteil, wenn man das, was man auf der Gasse, auf dem Markte und wohl auch in den Schulpausen hört, als rohes oder verdorbenes Deutsch bezeichnet. Wissenschaftlich betrachtet ist es vielmehr die einzig

1) Wenn man will, kann man daran eine erbauliche Betrachtung knüpfen, wie gedankenlos, wie blind und taub namentlich wir Großstadtmenschen auch sonst in den Tag hineinleben.

2) Auch soll er das durchaus berechtigte sch in diesen Wörtern mit etwas verengerter Mundöffnung, d. h. nicht so breit aussprechen wie in Schritt, Schein.

3) Jüngst eingehend behandelt von Paul Schumann: Der Sachse als Zweisprachler, in der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers, 1904, Nr. 24 ff. (auch in Sonderabdruck).

wahre, weil natürliche und folgerichtige Weiterbildung der alten Sprache. Darum hat sie sich auch vielfach gute alte Formen bewahrt, über die der Unwissende ahnungslos ebenfalls die Nase rümpft: bis stille, inzwee (entzwei, aus in-zwei), das e der Adverbien in sehre, feste, das gesprochene h in sich (= sieh), hoch, höcher (vgl. es geschicht, Geschichte) und anderes, was sich bei der Lektüre herausstellen wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese gemeine Volkssprache, ohne es selbst zu ahnen, sich nach ganz bestimmten Gesetzen richtet, die ihre Erklärung in längst verschwundenen Spracherscheinungen finden. Für mhd. ei und ou tritt regelmäßig ē und ō ein, dagegen nie für mhd. (und plattdeutsch) ī und ū; man sagt zwee kleene Schteene, toobe Nüsse, aber nie meen Hoos, dree Tooben. Darum Hochachtung vor der heimischen Mundart! Schon Goethe sagt von ihr: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele Atem schöpft.“

Durch diese Einleitung[1]) ist ein stimmender Akkord gewonnen und die Teilnahme der Schüler für das, was kommen soll, rege geworden. Inzwischen hat die Lektüre schon begonnen. Die von der sächsischen Lehrordnung gewünschte vorausgehende kurze Einführung in die Anfangsgründe des Mittelhochdeutschen schrumpft auch bei mir[2]) zusammen zu dem Hinweis auf einige handgreifliche Unterschiede zwischen der alten und neuen Sprache, die sich gleich auf der ersten Seite von selbst aufdrängen. Man kann hier, wie Hildebrand und auch Vogel betonen, fröhlich darauf los raten lassen, bis der Schüler allmählich festeren Boden unter den Füßen spürt. Vieles läßt sich, da wir ja keine fremde Sprache vor uns haben, mit einem Worte abtun; anderes wird am Schluß der Stunde erörtert, wobei ich besonderen Nachdruck auf den Bedeutungswandel, auf die Verengung und Erweiterung, Erniedrigung und Veredelung des Wortsinnes lege. Dadurch gewinnt der tote Buchstabe Leben, die kulturgeschichtliche Stellung, der Gefühlswert der Wörter tritt hervor, und ganz von selbst finden sich Beispiele, welche zeigen, wie auch in der heutigen Sprache ein stetes Kommen und Gehen, Werden und Vergehen stattfindet.[3])

---

1) Sicher verfahren manche Amtsgenossen schon längst in ähnlicher Weise; gelesen aber habe ich noch nichts darüber und hielt es deshalb für nicht unangebracht, darauf einzugehen.

2) Vgl. Vogels Lehrgang S. 171.

3) Ein hübsches Beispiel liefert der Wandel der höflichen Anrede, auf den man durch frouwe und frouwelin geführt wird. Im vergangenen Jahrhundert ist erst das Fräulein, dann das gnädige Fräulein aus höheren, anfangs unnahbaren Sphären in die niederen herabgestiegen. Ich entsinne mich, daß noch im Anfang der achtziger Jahre eine sonst sehr humane Leipziger Professorenfrau sich darüber aufregte, daß jemand nach ihrem Dienstmädchen als nach „Fräulein Anna“ gefragt hatte;

Einige Stücke der Sprachgeschichte schalte ich in die Literaturgeschichte ein: die Lautverschiebung wird beim Gotischen behandelt, und die Hauptunterschiede zwischen Ahd. und Mhd. ergeben sich bei der Mitteilung althochdeutscher Proben. Nur einmal unterbreche ich das Lesen, um einige grammatische Grunderscheinungen, die noch jetzt die Gestalt der Sprache bestimmen, im Zusammenhange darzulegen: Umlaut und Brechung, starke und schwache Deklination und Konjugation.[1]) Besonderes Interesse erregt dabei die schwerbegreifliche aber offenkundige Neigung der heutigen Sprache, die wenigen noch vorhandenen Endungen nach und nach abzustoßen. Der Konjunktiv des Präsens wird nicht selten durch den des Präteritums ersetzt, und an dessen Stelle breitet sich die häßliche Umschreibung mit „würde“ aus. Vor allem aber sucht man den Genitiv, bisweilen geradezu auf unbequemen Schleichwegen, zu umgehen; man sagt nicht mehr: das Buch meines Freundes, sondern: das Buch von meinem Freunde, oder gar: meinem Freunde sein Buch.[2]) Es bereitet sich hier die in anderen modernen Sprachen längst durchgeführte Umschreibung der Kasus durch Präpositionen vor (de und à, of[3]) und to), und man wird die Schüler auffordern, in diesem Kampfe das Ihre zur Erhaltung des guten Alten beizutragen, selbst auf die Gefahr hin, daß man einige unmögliche Genitive in den Aufsätzen anzustreichen hat.

Bei der Lektüre stellt Vogel (Lehrgang S. 170) das Nibelungenlied in den Mittelpunkt und an die Spitze. Auf unserer Schule ist es so eingebürgert, mit Walther zu beginnen, daß es sogar das Kopfschütteln meines Parallelkollegen erregte, als ich einmal, der Anregung Vogels folgend, mit dem Nibelungenlied anfing.

---

heutzutage darf jede Köchin verlangen, von Fernerstehenden so angeredet zu werden. Ist es da zu kühn zu vermuten, daß einst der Tag kommen wird, wo auch der dienstbare Hausgeist zum „gnädigen Fräulein“ aufrückt, wenn dieses erst einmal in den oberen Schichten durch eine noch feierlichere Formel verdrängt worden ist?

1) Vgl. Vogels Lehrgang S. 173 f.

2) Ob letztere Umschreibung auch in anderen Teilen Deutschlands um sich greift, weiß ich nicht zu sagen. Landschaftliche Unterschiede sind hier überall vorhanden. So machte ein Schüler ganz richtig darauf aufmerksam, daß in dem benachbarten Böhmen auf Ladenschildern der Name des Geschäftsinhabers noch im Genitiv steht (K. K. Tabak-Kleinverschleiß des Nepomuk Krasselt), während bei uns die Präposition von schon völlig durchgedrungen ist.

3) Nur der sog. sächsische Genitiv hat die alte Bildung bewahrt. Überhaupt läßt sich das Englische, dessen wahlfreier Unterricht in Obersekunda beginnt, mehrfach mit Nutzen für das Verständnis mittelhochdeutscher Erscheinungen verwerten (z. B. I shall go ich werde gehen). Das Plattdeutsche, welches anderswo zur Hand ist, liegt unseren Schülern noch zu fern. Ich wenigstens habe mit der Aufforderung, Reuter zu lesen, trotz verlockender Schilderungen wenig Glück gehabt.

Für beides lassen sich, wie ich denke, Gründe ins Feld führen, und die Entscheidung ist schwer. Für das Nibelungenlied spricht der natürliche Entwickelungsgang der Literatur, die überall von erzählender Dichtung ausgeht und erst später, wenn die Einzelpersönlichkeit erhöhte Bedeutung gewonnen hat, auch den Gedanken und Gefühlen des Individuums bleibenden Ausdruck verleiht. Damit steht im Einklang, daß die Jugend auch noch auf dieser Stufe dem Sachlichen, der Erzählung, das größere Interesse entgegenbringt. „Gedichte" haben sie überdies schon genugsam gelesen, gelernt und deklamiert; ein großes deutsches Epos ist ihnen etwas Neues. Auch findet die Liebes- und Gedankenlyrik Walthers, wenn man sie erst im Winter liest, die Schüler wenigstens etwas älter und reifer als am Anfang des Jahres. Endlich hat das Verständnis Walthers am Geschichtsunterricht eine kräftige Stütze. Dieser umfaßt nach dem sächsischen Lehrplan in Obersekunda die römische Kaiserzeit und das Mittelalter. Somit findet der deutsche Lehrer im Winter den historischen Hintergrund, von dem sich Walthers Persönlichkeit abhebt, bereits fertig gezeichnet vor, während er ihn im Sommer selbst mit einigen Strichen notdürftig umreißen und auf künftige eingehende Belehrung verweisen muß. Das ist willkommen und wertvoll; denn auf die geschichtliche Bedeutung von Walthers Lyrik ist besonderes Gewicht zu legen. Daß der Schüler sich für den seltsam gebundenen Minnedienst erwärme, ist kaum zu verlangen. Um so näher kann man es ihm bringen, daß er hier vielleicht zum ersten und einzigen Male in seinem Leben eine Stimme aus dem deutschen Mittelalter mit eigenen Ohren vernimmt, und daß diese Zeit- und Stimmungsbilder eines vielerfahrenen Mannes, dessen Herz so warm für sein Vaterland schlug, mehr bedeuten, als die Kunde von vielen Einzelereignissen, welche die Chroniken trocken aneinanderreihen.

Trotzdem hat mich abermals die praktische Erwägung, wie der Schüler am sichersten gleich in den ersten Stunden an den neuen Gegenstand gefesselt werden könne, bestimmt, zu unserer alten Gepflogenheit zurückzukehren. Für die Einführung in diese halb bekannte, halb unbekannte Sprache, die auf Schritt und Tritt dem anscheinend leichten Verständnis verborgene Fallstricke legt, schien mir ein großes Epos in seiner langsam fortschreitenden Erzählung nicht zu taugen. Auch in Vogels Lehrgang klingt aus verschiedenen Stellen heraus, daß es ihm im Anfang nicht leicht wird, die Schüler für das Nibelungenlied zu gewinnen, während er findet, „daß sie die lyrischen Gedichte sehr gern lesen und inhaltlich wohl auffassen und nachempfinden, durchschnittlich in höherem Maße als das Nibelungenlied" (S. 181). Und ich will unumwunden gestehen, daß es mir und den Schülern langweilig war, uns durch die ersten Aventüren hindurchzuwinden.

Ein solcher Eindruck aber ist gefährlich; denn er überträgt sich leicht auf die Fortsetzung. Wenn ich dagegen Walther zuerst in Angriff nehme, bin ich lebhafter Anteilnahme gewiß. In jeder Stunde ein rundes nettes Bild, vielleicht durchleuchtet von des Dichters schalkhaftem Humor, der ebenso über alle Zeitunterschiede erhaben ist wie seine Freude am Frühling — namentlich wenn man die Gedichte im Frühling liest! — und an schönen Frauen; dazu das instinktive Gefühl, daß es doch nicht so schwer sein kann, in die Geheimnisse des Mittelhochdeutschen einzudringen.

Kommen wir dann im Winter zum Nibelungenlied, so sind die ersten Seiten rasch überflogen und wir mittendrin in der Verwickelung der gewaltigen Handlung. Sobald der formelhafte epische Wortschatz einigermaßen angeeignet ist, wird im Urtext gelesen und nur an schwierigen Stellen übersetzt oder durch Fragen nach einzelnen Wörtern oder nach dem Zusammenhange das vorhandene Verständnis festgestellt. Namentlich dadurch wird es möglich, alle Hauptstücke wirklich zu lesen, während die minder wichtigen Abschnitte geeigneten Stoff zu Vorträgen bieten, und so dem Schüler den Durchblick durch das Ganze, auf den alles ankommt, zu vermitteln.[1]) Ja es bleibt wohl noch Zeit übrig, irgendein klassisches Drama vorzunehmen.

Davon zum Schlusse noch ein Wort! Vogel möchte aus Obersekunda die Beschäftigung mit der neueren Literatur, die ja auch der Lehrplan nicht vorschreibt, ganz ausschalten, um dem Altdeutschen keinen Abbruch zu tun. Ich verstehe diesen Standpunkt und erkenne seine Berechtigung voll an. Wenn ich ihn nicht ganz teile, so bestimmen mich dazu wieder Erwägungen praktischer Art. Der Schüler ist in Untersekunda in unsere dramatischen Meisterwerke eingeführt worden, und in Unterprima soll diese Tätigkeit wieder aufgenommen und vertieft werden. Ist es da nicht wünschenswert, daß wenigstens ein dünner Verbindungsfaden den Zusammenhang zwischen beiden Klassen aufrecht erhält? Mit der bloßen Anregung

1) Es ist dies keine leichte Aufgabe, aber sie muß unbedingt gelöst werden. Es empfiehlt sich deshalb auch nicht, dem Schüler nur ein mittelhochdeutsches Lesebuch in die Hand zu geben, wie dies z. B. in München geschieht, auch wenn dadurch Gelegenheit geboten wird, noch Abschnitte aus der Gudrun oder anderen Dichtungen im Urtexte zu lesen. Vom Nibelungenlied ist der Lachmannsche Text (A) schon aus dem äußerlichen Grunde vorzuziehen, weil er weit über 100 Strophen weniger enthält als C. Im übrigen aber ist diese Ausgabe (Der Nibelunge Noth und die Klage, 12. Abdruck. Berlin, Reimer, 1901) leider so wenig wie möglich geeignet für den Schulgebrauch. Der Schüler muß die „Klage" als toten Ballast mit sich herumschleppen, der weite Abstand zwischen den beiden Halbversen erschwert geradezu das Lesen und das Verständnis, und ersteres wird außerdem durch die mangelnde Unterscheidung zwischen z und ȝ gestört. Der Reimersche Verlag würde sich daher den Dank vieler verdienen, wenn er einen den Bedürfnissen der Schule angepaßten Abdruck des Textes veranstaltete.

zur Privatlektüre ist es nicht getan; ein diesem Gebiet entlehnter Aufsatz wird ohne vorausgegangene Erläuterung nur sehr selten gelingen. Somit bleibt nur übrig, ab und zu ein Drama, das vorher zu Hause gelesen oder noch besser im Theater gesehen worden ist, kurz zu besprechen, dergestalt etwa, daß eine Stunde auf jeden Aufzug verwendet wird und daß zugleich ein Aufsatz und einige Vorträge mit herausspringen. Man kann, um Zeit zu sparen, dabei das eine Mal den Aufbau des Stückes und seiner Motive, ein andermal die Entwickelung der Charaktere in den Vordergrund stellen. Ein solches abgekürztes Verfahren ist nach den eingehenden Besprechungen in Untersekunda durchaus am Platze und oft wirksamer, als wenn, wie es zuweilen noch vorkommen soll, ein Stück nach allen Richtungen hin zerfasert und mit gelehrten Randscholien überreichlich versehen wird.

Für das Nibelungenhalbjahr ist Hebbels gewaltige Nibelungentragödie der gegebene Stoff, wenngleich sich der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Behandlung nicht so deutlich daran aufzeigen läßt, wie ich anfangs hoffte. Im übrigen aber möchte ich nachdrücklich empfehlen, ein oder das andere von Schillers Hauptwerken hier vorzunehmen, da die Beschäftigung mit ihm in Prima zu leicht durch neue umfangreiche Aufgaben zurückgedrängt wird. Namentlich in Oberprima steht Goethes allumfassendes Wirken meist zu sehr im Vordergrund, als daß ausreichende Zeit übrigbliebe, z. B. den Wallenstein eingehend zu besprechen, worin doch Jäger (a. a. O. S. 365 ff.) eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben dieser Klasse erblickt. Überhaupt habe ich den Eindruck, als ob die lebendige Kenntnis Schillers unter den Schülern in neuester Zeit zurückginge, ja als ob gerade die reiferen unter ihnen, angesteckt von moderner Hyperkritik, sich manchmal schon über ihn erhaben dünken. Das muß mit allen Kräften verhindert werden, wir müssen unserer Jugend die Begeisterungsfähigkeit, die von Schiller ausströmt, um jeden Preis erhalten, heute mehr als je zuvor. Darum sei ihm auch in unserer Obersekunda ein bescheidener Raum vorbehalten, selbst wenn sich derselbe, wie ich gern zugebe, dem Altdeutschen schwer abdingen läßt. Auch dies ist für mich ein Stück der Freiheit, die der deutsche Unterricht vor anderen voraushaben soll.

Die Behandlung deutscher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poesie im geographischen Unterricht.

Von **Alb. Schaefer** in Duisburg.

In der Dezembernummer des 17. Jahrgangs hat Herr Oberlehrer Hanno Bohnstedt unter der gleichen Überschrift einen kleinen pädagogischen Aufsatz erscheinen lassen, zu dem er durch die einleitenden Worte meiner Programmarbeit „Ein Pegasusritt durch Rußland. Beitrag zu einem poetischen geographischen Lesebuche“ (Bericht der städtischen höheren Mädchenschule in Duisburg, Ostern 1902) angeregt worden ist. Möglicherweise ist die Bekanntschaft mit meinen Zeilen auch noch für einen anderen Kollegen mit der Anlaß dazu gewesen, einen ähnlichen Gedanken den Lehrern seiner Provinz empfehlend vorzulegen; denn der Bericht der städtischen höheren Mädchenschule in Altona 1903 hat als Beilage: „Die Heimatdichtung im Unterricht“ von W. Peper. Jedenfalls ist also die Annahme, daß Programmarbeiten doch nicht angesehen würden und schon deshalb eine höchst überflüssige, die Herstellungskosten unnötig verteuernde Zugabe zu den Jahresberichten der Schulen seien, was verschiedene Stadtverordnetenversammlungen sogar zur völligen oder teilweisen Streichung dieses Postens aus dem Etat der höheren Lehranstalten geführt hat, doch nicht so ganz zutreffend. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß das harte Wort „Legt's zu dem übrigen!“ in Beziehung auf diesen „Schmuck“ wohl schon häufig genug von den Wänden des Konferenz- oder Bibliothekzimmers aufgefangen worden ist. Ich sage dem Kollegen daher zunächst meinen Dank dafür, daß er meine Arbeit durch seine 'Besprechung' aus der Bibliotheksruhe heraufbeschworen und zum Erscheinen vor einem auserlesenen Publikum gezwungen hat; das ist bedeutend mehr, als ich jetzt noch erwarten konnte, nachdem meine persönliche Zusendung derselben gleich nach ihrer Veröffentlichung (Ostern 1902, nicht „vorjährig“) an eine ganze Reihe von Schulmännern „zur Begutachtung des Gedankens“ sehr wenig Erfolg gehabt hatte. Ich darf daher wohl auch für mich das Recht in Anspruch nehmen, selber noch ein Wörtlein mitzureden, um einige meiner Ausführungen, auf die mein Herr Kritiker die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt hat, in ein besseres Licht der Betrachtung zu rücken.

Der beschränkte Raum, der mir in dem Jahresbericht zur Verfügung stand, hat mich dazu gebracht, die einleitenden (pädagogischen) Bemerkungen in kürzester Form zu geben, zumal da der Pegasusritt selbst die Hauptsache ausmachen sollte, und die Gelegenheit, nun noch eine Nachschrift folgen lassen zu können,

wird von mir gern ergriffen. Zuvor jedoch folgende Bemerkung. Der Herr Kollege spricht immer nur von Schülerinnen und von Mädchenlehrern, als handele es sich um ein poetisches geographisches Lesebuch zum Gebrauch für Lehrer an Mädchenschulen. Die Art des geplanten Buches — denn ein richtiges Buch, nicht ein „Büchlein" oder „Schriftchen" würde bei voller Ausführung des Gedankens herauskommen — gibt zu einer solchen Beschränkung doch keinerlei Anlaß, ebensowenig, wie Dr. Buchholz seine Hilfsbücher zur Belebung des geographischen Unterrichts, denen eine derartige Sammlung von Gedichten beigegeben werden sollte, nur für diese Anstalten geschrieben hat, obwohl er Mädchenlehrer war. Es gilt demnach ganz allgemein die Frage zu erörtern: „Inwieweit wären 'Bilder aus der Länder- und Völkerkunde in poetischer Form' gerade auch ein Lehrerbuch, und wie hätte diese Gedichtsammlung inhaltlich auszusehen?" — Ich habe die Konjunktivformen gewählt, da nur die Anlage eines erst herauszugebenden, nicht die eines bereits erschienenen Buches erwogen werden soll, obendrein aber auch überhaupt noch keine ausgeführte gleichartige Arbeit vorhanden ist, auf die hingewiesen und aus der gelernt werden könnte.

In dem kurzen Vorwort zu meinem Pegasusritt durch Rußland ist die aufgeworfene Frage von mir mit knappen Worten folgendermaßen zu beantworten versucht worden: „Ich selbst stehe auf dem Standpunkte, daß alle solche Hilfsbücher (geographische Lesebücher, Charakterbilder, Reiseskizzen, Zonenbilder usw.) nicht im Unterricht, sondern nur für den Unterricht Verwendung finden dürfen. Es geschieht auch wohl kaum, daß der Lehrer in der Stunde an der Krücke des Vorlesens geht, nur beziehe man diesen Ausdruck — das füge ich schon der von mir vertretenen Sache wegen hinzu — nicht auf das vielmehr empfehlenswerte Verfahren, gelegentlich ein besonders passendes Gedicht, passend auch dem Umfange nach (!), als Zugabe den eigenen Worten folgen zu lassen. Am geeignetsten sind dazu solche Gedichte, die eine Sage oder sonst einen einzelnen Vorgang behandeln, der aber nicht etwa ganz allein einen äußeren Anknüpfungspunkt darbieten darf, wie a. a. O. (bei Dr. Buchholz in der zweiten Auflage der Charakterbilder aus Europa) der Löwe von — Florenz (Gedicht von Bernhardi) und der große Hund bei — Haag („Der Bauer und sein Sohn" von Gellert) oder Arion in — Tarent (A. von Schlegel), der betrübte Witwer von — Poitou und Hans Nord in — London (Gellertsche Gedichte); er muß vielmehr in wirklicher, innerer Beziehung zu dem geographischen Objekt stehen. Derartige poetische Erzählungen ließen sich nun auch wohl ohne große Mühe in hinreichender Zahl zusammenstellen. Für ein selbständiges, d. h. nicht als Anhang zu einem anderen geographischen

Hilfsbuche beigegebenes poetisches geographisches Lesebuch sind aber auch sie doch noch mehr schmückendes Beiwerk[1]), den Hauptinhalt einer derartigen Sammlung haben solche Gedichte auszumachen, aus denen der Lehrer wertvolle Anregungen für die Darbietung im Unterricht schöpfen und sein Wissen bereichern kann." Etwas später folgt noch eine Bemerkung über die Notwendigkeit des Heranziehens nationaler Sänger der verschiedenen Länder (in deutscher Übersetzung) und eine zweite Bemerkung über die Beigabe von Erläuterungen zu den Gedichten. Damit hatte ich meine Ansicht über die Anlage eines solchen Buches vorgetragen, nun kam das Beispiel, das den Beweis dafür erbringen sollte, „daß ein solcher Pegasusritt uns wirklich neben dem Ergötzlichen außerordentlich viel des Ersprießlichen bietet, und der Ritt geht deshalb in ein — von deutschen Dichtern — verhältnismäßig weniger oft besungenes Land, um zugleich den Nachweis zu liefern, daß wir, ganz allein auf einen solchen poetischen Baedeker angewiesen, jedes beliebige Reiseziel wählen und uns doch immer unter Land und Leuten prächtig umsehen können".[2])

Wie stellt sich nun der Herr Kollege in seinem Aufsatze zu diesen meinen Auslassungen? In dem Teile seiner Besprechung, den er mir als Entwurf zu einer Vorrede für meine Pegasusritte gütigst zur freien Verfügung stellt, warnt er den Geographielehrer eindringlich davor, sich durch die lockende Bequemlichkeit der dargereichten poetisch-geographischen Gestaltenfülle zu der Meinung verführen zu lassen, als verbessere er durch reichliches Vorlesen dieser Stoffe seinen Unterricht, oder als brauche er selbst sich nun weniger gut vorzubereiten und könne zu einem großen Teil der Poesie das Erzielen der Erfolge überlassen, die er sonst durch seine eigenen

---

1) Ich mache auf die letzten Worte noch besonders aufmerksam, da in der Besprechung folgender Satz als Inhaltsangabe dieses Teiles meiner Ausführungen steht: „Die ausgewählten Dichtungen sollen womöglich eine Sage oder einen einzelnen Vorgang behandeln."

2) Da mir in der Kritik die Worte „neben russisch-patriotischen Dichtungen von Zarenlob und national gestimmter Volks- und Heimatsliebe" den Tadel zu enthalten scheinen, als seien nur solche Gedichte von mir ausgewählt worden, die die russischen Zustände in den schönsten Farben malten, und es könne daraus geschlossen werden, daß auch bei der Behandlung der übrigen Länder dies — einseitige — Verfahren in Anwendung kommen werde, so gebe ich hier eine Reihe von kleinen Auszügen aus dem Pegasusritt selbst. Bei einem Gedicht von Lermontow (Nr. 2) heißt es gleich, daß es uns „die Verhältnisse in Rußland mit kritischeren Blicken betrachten läßt", und außerdem vergleiche man den Inhalt der Gedichte Nr. 5, 6 und 7, sowie die einleitenden Worte und den Zusatz zu dieser Nr. 7 (einem Gedichte des Grafen A. Tolstoj) und die Erläuterungen zu Lenaus „nächtlicher Fahrt" (Nr. 20).

schwachen Worte zu erreichen streben müßte; er möge auch wohl bedenken, daß für die Poesie um der Geographie und um ihrer selbst willen nicht viel Raum in der Geographie bleibe. Ausnahmen läßt er zu, gelegentliche, sparsam geübte Mitteilung deutscher Dichtungen (er nennt Lenau, Storm, A. Droste, Kl. Groth und Hebbel, die Schilderung des einsamen Felseneilandes in Chamissos Salas y Gomez), um durch sie den Unterricht an Höhepunkten beleben und mit Stimmung durchhauchen zu lassen.

Ich glaube, hiermit den Inhalt seiner beredten Darlegung ganz knapp, doch richtig wiedergegeben zu haben, sehe dann aber auch zwischen seinen und meinen Ausführungen — bis auf seine allerletzten Bemerkungen, wenn ich sehr genau sein will — keinen Unterschied, wie eine Vergleichung mit folgenden, aus meiner Arbeit sinngemäß ausgezogenen Sätzen ergibt: 1. Die Gedichte sollen nicht im Unterricht, sondern für den Unterricht Verwendung finden. 2. Vorlesen ersetzt die eigenen Worte nicht. 3. Gelegentlich kann der Lehrer den eigenen Worten ein passendes Gedicht als Zugabe folgen lassen. 4. Dies Gedicht muß auch dem Umfange nach passend sein. — Ich könnte demnach den liebenswürdigen Vorschlag des Herrn Kollegen, seine mahnenden Worte für meine Vorrede zu verwerten, unbedenklich annehmen, wenn ich nicht schon aus dem Grunde dankend ablehnen müßte, weil von mir selbst längst dafür Sorge getragen worden ist, und es soll ihm am Schlusse auch nicht vorenthalten bleiben, zu erfahren, wie ich ohne seine an sich von mir gewiß hochgeschätzte Beihilfe das Vorwort gestaltet habe. Sonst also könnte ich seinen Vorschlag ohne Einschränkung annehmen, denn auch seine allerletzten Bemerkungen, von denen ich kurz vorher sprach, enthalten, mit meinen entsprechenden Äußerungen zusammengestellt, keinen prinzipiellen, sondern nur einen Gradunterschied. Er will allein den deutschen Dichtern das Wort geben, ich zugleich auch den nationalen Sängern anderer Völker, und auf diesen Punkt möchte ich später in einem anderen Zusammenhange noch ausführlicher zurückkommen; er will ferner nur an Höhepunkten des Unterrichts das Heranziehen von Gedichten gestatten, ich dagegen auch an — Ruhepunkten (um zunächst mit einem einzigen Ausdruck auszureichen); er will endlich nur — Stimmungsbilder vorgeführt wissen, unter welcher Bezeichnung hier kurz alles das verstanden sein soll, was er auf S. 776 (erste Hälfte) auseinandersetzt, ich halte dafür am geeignetsten „solche Gedichte, die eine Sage oder sonst einen einzelnen Vorgang behandeln, der aber in wirklicher, innerer Beziehung zu dem geographischen Objekt stehen muß". Was für Gedichte gewählt werden können, hängt doch von der Reife der Schüler ab, die ich damit bekannt machen will. Der Herr

Kollege würde bei seiner Forderung, „dem Schüler ein Verständnis dafür zu erschließen, wie etwa landschaftliche Stimmungen und volkstümliche Gemütsbeschaffenheiten, durchs Dichtergemüt vertieft und verklärt, dem Poeten Schöpfungen entlocken, die in uns diese Gemütszustände oder Charakterbeschaffenheiten . . . wiederzuschaffen oder nachzuahmen berufen und geeignet sind", sich auf die oberste Stufe beschränken müssen. Er hat gerade in diesem Zusammenhange z. B. Hebbel genannt, über dessen Verwendbarkeit im Unterricht der holsteinsche Kollege, dessen Programmarbeit von mir gleich zu Anfang erwähnt worden ist, also ein Landsmann Hebbels, folgende Meinung hegt (S. 7): „Hebbels überaus subjektive, von früh her an tiefgreifenden Problemen sich zergrübelnde Poesie hat der Jugend noch nichts zu sagen." (Unter den rund 80 Dichtungen, an deren Hand später eine Wanderung durch Schleswig-Holstein angetreten wird, findet sich daher denn auch nur ein einziges Hebbelsches Gedicht, „Ein Dithmarsischer Bauer".) Will er die Poesie überhaupt zulassen, so hat er auch solche Stoffe nicht auszuschließen, die ihm sein Vorhaben auf den Stufen weiter unten gleichfalls ermöglichen.

Auch seine Mahnung, es sei im Geographieunterricht ein treues, pünktlich sorgsames Auskaufen jeder Stunde nötig und viel Erziehung zu straffem Denken und viel konzentrierte, durch keine Nebendinge und keine disziplinarische oder poetische Gemütserregung abgelenkte Aufmerksamkeit (S. 776 unten), findet bei mir schon gebührende Berücksichtigung. Denn Ruhepunkte im Unterricht muß es trotz alledem geben, und wenn er diese auch nur sparsam dann und wann an den Schluß oder an den Anfang der Stunde verlegen will. — An den Anfang der Stunde? Ich meine damit folgendes in Beziehung auf unseren Gegenstand: Der Lehrer hat für den von ihm gerade durchgenommenen Stoff ein passendes schönes Gedicht in Bereitschaft, dem Inhalte nach der Stufe angemessen, die vor ihm sitzt. Er beginnt seinen Unterricht mit dem Vortrag dieser Dichtung, schließt daran die Frage: Wohin führt uns das Gedicht? und läßt dann in gewohnter Weise das Pensum der vorigen Stunde wiederholen. — Ebenso ist es, meine ich, doch auch selbstverständlich, daß in solchen Fällen nur derartige poetisch-geographische Stoffe gewählt werden, die von den Schülern ohne Kopfzerbrechen „verarbeitet" werden können, auf eine förmliche Besprechung, auf ein Herausholen des Grundgedankens und dergleichen wird an dieser Stelle doch wohl eo ipso auch der Lehrer verzichten, der im deutschen Unterricht kein Gedicht anders behandeln würde, — denn die Bekanntschaft wird während eines Ruhepunktes im Unterricht gemacht, und der Stoff dient nur als belebende Ergänzung des schon Dargebotenen.

Doch damit sei es genug mit diesen methodischen Winken und Warnungen bei der Verwendung der Dichtkunst im Geographieunterricht; unsere Zeitschrift darf hierzu wohl nicht noch breiter in Anspruch genommen werden, und es handelt sich dabei doch auch nur um den gelegentlichen Gebrauch eines poetischen geographischen Lesebuchs für die Hand des Lehrers. Der Kollege mag mit mir die gute Meinung von unseren Geographie-Kollegen haben, daß sie, im Besitze eines solchen Buches, keinen Mißbrauch damit treiben. Ich werde daher in meiner Vorrede, deren Mitteilung ich ihm ja schon versprochen habe, von allen diesen Dingen auch ganz und gar nicht sprechen — wieder ein Grund für meine ablehnende Haltung dem oben erwähnten freundlichen Entgegenkommen des Herrn Kollegen gegenüber —, diese Vorrede soll ihm aber erst dann vor die Augen kommen, wenn wir die Frage „Inwieweit wären 'Bilder aus der Länder- und Völkerkunde in poetischer Form' gerade auch ein Lehrerbuch, und wie hätte diese Gedichtsammlung auszusehen?" noch von ihrem Hauptgesichtspunkte aus betrachtet haben.

Ein solches Hilfsbuch soll nur für den Unterricht Verwendung finden; den Hauptinhalt der Sammlung haben daher solche Gedichte auszumachen, aus denen der Lehrer wertvolle Anregungen für die Darbietung im Unterricht schöpfen und sein Wissen bereichern kann! — Ich gehe auch hier mit meinem Kritiker zunächst Hand in Hand. Man vergleiche in seinem Artikel nur den Absatz (auf S. 774), der mit den Worten beginnt: „Für die Vorbereitung des Lehrers wird man freilich dem oben gekennzeichneten Unternehmen seine Bedeutung nicht absprechen können" usw. Er fährt dann aber fort: „Allerdings wolle er sich dabei sorgsam davor in acht nehmen, daß solche um eines äußerlichen Zweckes willen und darum mit dem Streben nach einer gewissen Vollständigkeit gesammelte Dichtungen mit ihren sachlichen und gegebenenfalls durch die Übersetzung herbeigeführten sprachlichen und poetischen Minderwertigkeiten ihm (und unter Umständen auch seinen Schüler[inne]n) den Geschmack und das Sprachgefühl nicht verderben." Die Altonaer Programmarbeit kommt mir hier sehr zustatten. Ihr Verfasser sagt an einer Stelle: „Es ist selbstredend sehr leicht, eine Fülle von Literatur zusammenzustellen, welche auf den Namen schleswig-holsteinischer Heimatdichtung Anspruch erheben will. Zieht man zunächst das ab, was eben nur wohlgemeintes Schreib- und Reimwerk ist, zieht man sodann noch die Schöpfungen der Halbpoeten ab, denen nicht die echte Empfindung, wohl aber die Gestaltungskraft fehlt, so bleibt neben den überragenden Dichtern des Landes eine Reihe von Männern, deren echtem, liebenswürdigem Talent wir manches schöne ... Kleinstück dichterischer Kunst verdanken." Er stellt

sodann, wie oben schon erwähnt, etwa achtzig Dichtungen zusammen, und wir finden da neben Groth, Storm, Allmers, Liliencron, Geibel, Fontane, Voß, Hesekiel, Brentano, Kopisch, Zeise auch Namen, die in Schleswig-Holstein, als Heimatdichtern zugehörig, jedenfalls auch guten Klang haben, deren Inhaber sonst aber doch wohl nur Gelegenheitsdichter genannt werden würden: Iversen, Albert Petersen, Stine Andresen. In meinem Pegasusritt durch Rußland sind nur fünfundzwanzig Nummern zu zählen, und daneben wird noch auf weitere fünfzehn Gedichte hingewiesen. Da dieser Pegasusritt als Beispiel gegeben war, so geht daraus hervor, daß auch bei der Behandlung der übrigen Länder über diesen Umfang nicht hinausgegangen werden sollte, daß also im Durchschnitt etwa dreißig Dichtungen jedesmal zu erwarten sein würden. Ich gebe zu, daß selbst so auch Mittelgut vorkommen wird, „Minderwertiges", wie der Herr Kollege sagt, das des Inhalts wegen aufgenommen worden ist, — soll ich deshalb aber gleich für einen Unheilstifter gelten, der den Geschmack seiner Leser verdirbt? Das Buch soll doch in die Hand von Personen kommen, die selbst Urteilskraft besitzen, die Wertvolleres von Wertloserem also wohl zu scheiden wissen werden und deshalb nicht blindlings alles, was sie in den poetischen Bildern aus der Länder- und Völkerkunde finden, als über jede Kritik erhaben betrachten.

Aber gerade die Übersetzungen enthalten so leicht sprachliche Minderwertigkeiten, und in dem Pegasusritt durch Rußland kommen außer den deutschen Dichtern Lenau, Rückert, Bodenstedt, Chamisso, Platen, Körner, Kliem vornehmlich doch russische und polnische Sänger zu Worte, Puschkin, Nikitin und Josanow, Nadson, Lermontow und A. Tolstoj, Mickiewicz und Gaszynski, und am Schluß greift sogar auch der Portugiese Camoens noch zur Leier! Sollen wir schließlich die Nationalpoesie „aller Zonen und Erdstriche" zu hören bekommen? — Als ich in der Besprechung die mit Anführungsstrichen versehenen Worte gerade so hervorgehoben sah, wollte ich sie zuerst ableugnen, bei genauerer Durchsicht meiner Arbeit fand ich sie jedoch wirklich, und zwar im allerletzten Satze, der so lautet: „Solche Pegasusritte lassen sich nach allen Zonen und Erdstrichen unternehmen, und reiselustigen Damen und Herren stelle ich dazu mein Baedeker-Material gern zur Verfügung." In diesem Zusammenhange gelesen, geben sie doch wohl keinen Grund zu der Annahme, als sollte die „Nationalpoesie" der Kaffern und Hottentotten, Baschkiren und Jakuten, Anamiten und Siamesen, Papuas, Botokuden und Tehueltschen fleißig verwertet werden. Trotzdem sollen freilich die nationalen Sänger fremder Völker „jedesmal sogar mit in erster Linie herangezogen werden", und wir haben eine ganze Reihe von deutschen Dichtern, die uns mit ihren ausländischen Brüdern in Apoll bekannt machen können. Hier gleich mehr

als ein Dutzend solcher Dichter-Übersetzer: Schack, Geibel, Freiligrath, Bodenstedt, A. v. Schlegel, Herder, Julius Rodenberg, H. Viehoff, H. Nitschmann, Alb. Möser, Wilh. Storck, Karl Elze, Carmen Sylva, Luise v. Ploennies, Therese v. Jakob (Talvj), und in erster Linie treten stets ihre Übertragungen aus dem Englischen und Amerikanischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Russischen, Schwedischen usw. als gleichberechtigt neben die deutschen Dichtungen, es findet sich sogar bei jedem Lande „internationale Beteiligung“.

Den Herrn Kollegen setzt übrigens auch nur die Aussicht in Schrecken, daß mit dieser Poesie „aller Zonen und Erdstriche“ die Schule belastet werden sollte, denn er beginnt: „Wenn du schon Gedichte in der Geographie vorbringst, dann laß es doch lieber bei der deutschen Poesie bewenden.“ In dieser vollständigen Zurückweisung aller außerdeutschen Gedichte im Unterricht hat er zwar meiner Ansicht nach auch nicht recht, es bleibt vielmehr bei einer Entscheidung von Fall zu Fall, er wird aber wohl mit mir darin übereinstimmen, daß der Lehrer sich damit belasten darf, — vorausgesetzt, daß solche Dichtungen auch wirklich sein Wissen bereichern.

Auf S. 775 lesen wir: „Sein geographisches Wissen wird sich der Lehrer wohl um ebendieses Wissens und um der nicht zu mißbrauchenden Poesie willen lieber von anderswoher bereichern lassen, als aus der Poesie.“ Auf der vorhergehenden Seite ist aber auch zu lesen: „Die Erdkunde ist das hervorragendste Konzentrationsfach für nahezu alle übrigen Unterrichtsgegenstände.“ Hat er diese Meinung von der Geographie, so darf er meinen Worten von der Bereicherung des Wissens durch die Lektüre geographischer Gedichte doch auch nicht einen so engen Sinn unterlegen, wie aus der Zusammenstellung „sein geographisches Wissen“ gemutmaßt werden muß, und überdies gibt ihm mein Beispiel, der Pegasusritt durch Rußland, in den Erläuterungen, wie schon überhaupt in der getroffenen Auswahl der Dichtungen, einen Wegweiser zum richtigen Verständnis jenes Ausdrucks. Wenn ich in meiner Arbeit gesagt habe: „Die Dichter schöpfen aus dem vollen, verknüpfen eine Menge von Erinnerungen, auch persönlicher Art, mit ihrer Schilderung und suchen dieser durch Verwendung entsprechender fremdländischer Ausdrücke sehr oft Lokalfarbe zu geben“, so gilt dies von den Erzeugnissen deutscher Dichter ebensogut, wie von denen fremder Dichter. Will ich ihre Schöpfung in mir „wiederschaffen“, so muß ich zunächst auch in solche Einzelheiten eindringen und nur Angedeutetes voll zu verstehen trachten, sonst wird mir der Genuß stets dadurch beeinträchtigt werden, daß mich der Gedanke nicht losläßt: Worauf sind jene Worte eigentlich zu beziehen? an was für Personen oder Ereignisse hat der Dichter hierbei gedacht? Nur nach einer solchen Bereicherung meines Wissens ist es mir oft auch über-

haupt erst möglich, in die Dichtung einzudringen, mir zu erklären, wie der Dichter zu einer bestimmten, von ihm nun vorgetragenen Auffassung gelangt ist, wie die ganze Umgebung, in der er sich befand, auf seine Gedanken einwirken mußte, und dabei werde ich zugleich durch ihn häufig genug auf Gebiete oder Teilgebiete des Wissens geführt, nach deren näherer Bekanntschaft nun erst in mir die rechte Lust erweckt wird. Alle diese Anregungen, welche die Poesie uns gibt, nicht „mit lehrhaft geschwollener Schulmeisterklugheit", machen sie zu einer Lehrmeisterin, und so habe ich auch meinen Pegasusritten den Horazischen Ausspruch als Motto vorgesetzt:

Aut prodesse volunt aut delectare poetae
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae.

Und nun zuguterletzt das versprochene Vorwort, aus dem der Herr Kollege auch noch erkennen wird, daß ich die 'Königin' nicht zu Magddiensten herangezogen sehen will. Es ist 'allen weitgereisten und nichtgereisten Leuten' gewidmet, datiert vom Schulanfange nach den großen Ferien und lautet wie folgt:

„Die schönen Tage von Aranjuez neigen sich nun mehr und mehr ihrem Ende zu. Von allen Seiten kehren die Sommerfrischler zu den heimischen Penaten zurück; wie vor Wochen, so rollen auch jetzt wieder endlose Züge durchs Land; wie vor Wochen, so herrscht auch jetzt wieder auf den Bahnhöfen ein unheimliches Gedränge, — aber es folgt kein Ansturm auf Coupétüren mehr, der Menschenstrom flutet vielmehr den Ausgängen zu, und immer geringer wird die Last, die das dampfende eiserne Doppelgespann vorwärtszuziehen hat.

Wahre Heeressäulen marschieren die Straße entlang, die vom Bahnhof nach der Stadt führt, in Gliedern zu vier, fünf Mann formiert, die heimkehrenden 'Krieger' in der Mitte.

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zieht heim zu seinen Häusern.

Zu Hause aber und draußen, wo es auch sei, bei Besuchen und in Abendgesellschaften, am Stammtisch und im Kasino, beim Skat und auf der Kegelbahn, überall bilden in der nächsten Zeit die Erlebnisse der Sommerreise den Hauptstoff der Unterhaltung, dieser schier unerschöpfliche Born für Frage und Antwort, Erkundigung und Bescheidgeben. Wer würde aber auch nicht gesprächig, wenn er aufgefordert wird, von seiner Reise zu erzählen! Da ist die Antwort 'Mit Vergnügen!' keine Phrase. Und haben Hals und Wangen auch längst wieder ihre normale Färbung angenommen, daß man dir den Reisesonnenbrand nicht mehr ansehen kann,

wie gern ergreifst du auch dann noch die Gelegenheit, dir diesen 'Selbstgenuß' zu verschaffen und wieder einmal von dem reden zu können, was du da draußen gesehen und erlebt hast.

O du süße Erinnerung, die du alles noch viel schöner und würziger machst, als es in Wirklichkeit war!

> Das ist doch der Erinnrung Krone,
> Daß Leid und Trauer rasch verschwinden,
> Nur Frohes, Freudiges wir finden,
> Wo sie herrscht auf dem Feenthrone.

Auch Lady Pamella ruft nur im ersten Schreck über den Raubanfall von Fra Diavolos Banditen aus: „Ach, welche Qual gewährt das Reisen! Ich kann Italien nicht preisen!" — später wird das Romantische ihres gefährlichen, aber doch glücklich überstandenen Abenteuers in ihr weit eher das Gefühl eines gewissen Stolzes geweckt haben, und Italien wird von ihr noch mit derselben Wärme und Begeisterung gepriesen worden sein, wie von ihrem berühmteren Landsmann Byron, dessen Worte (in Ritter Harolds Pilgerfahrt IV, 26) sie sich zu eigen machen könnte:

> Schönes Italien, ja, du bist noch heut',
> Der Garten dieser Welt, an allem reich,
> Was Kunst gewährt, wodurch Natur erfreut;
> Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit!

(Ich mache mich übrigens keines Fehlers in der Zeitrechnung schuldig, wenn ich Lady Pamella hier Byron lesen lasse, da laut Textbuch 'Fra Diavolo' im Jahre 1830 seinen Überfall ausgeführt hat.)

Doch auch du, mein lieber Leberecht, der du zeit deines Lebens wohl nicht in die Verlegenheit kommen wirst, der Held eines Reiseabenteuers zu werden oder dir 'für alle Fälle' ein paar Banknoten in das Futter deines Reiserocks einzunähen, dafür aber die Zauberkunst verstehst, dich und deine Gäste von deinem gebirgigen Sofa in dem kleinen Zimmer hoch oben im dritten Stock in die entferntesten Länder hinwegzuplaudern, ob du auch keins von ihnen mit deinen leiblichen Augen gesehen hast, — gerade um dieser Kunst, um der Empfänglichkeit willen, die du für Art und Weise der Dichter zeigst, wirst du vor allen anderen von diesen eingeladen, ihr Reisegefährte zu sein und dich in ihrer Gesellschaft noch mehr zu erfreuen an den Schönheiten und Wundern der weiten Erde. — Sieh da! wer hält vor deiner Tür? — Ein Reiter ist's auf edlem, stolzem Roß, das wiehert hell und bäumt sich auf in prächtiger Parade. Ein Flügelroß, ein Hippogryph! — „Komm mit! Ich fahre in die Welt!" — Du schwingst dich voller Freude hinten auf, das leichtgezäumte, königliche Tier Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen Der Schwingen Pracht,

schießt brausend himmelan, Und eh' der Blick ihm folgen kann, Entschwebt es zu den blauen Höhen. — „Wohin? Bestimme nur die Fahrt! Da liegt die Welt vor deinen Blicken!"[1]) — —

Des Verfassers Pegasusritt durchs Zarenreich hat dem Herrn Kollegen „manch fröhlich flotten Ritt durch Litauens Ebenen wieder lebendig werden lassen" — „und an diesem Punkte", so schließt er seine Besprechung, „liegt ja, recht verstanden, dann auch der beste Teil der Berechtigung seiner Gedanken und seines Büchleins klar am Tage: sie gewähren uns Lehrern — und wir können das ja wohl vertragen — frische Anregung die Fülle." Ist es nicht schade, daß 'aus buchhändlerischen Rücksichten' der Plan nicht zur Ausführung kommt?

Gedichtsammlungen und Lesebücher.

Von Prof. Dr. **Lothar Böhme** in Freiberg.

Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus, herausgegeben von Dr. J. Löwenberg. Vierter, unveränderter Abdruck. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, o. J.

Moderne deutsche Lyrik von Hans Benzmann, Leipzig, Reclam, 1903.

Beide Werke behandeln dasselbe Stoffgebiet und sind doch bei näherer Betrachtung äußerlich und innerlich sehr verschieden. Das erste, das seinen Namen einem Worte Gottfried Kellers verdankt:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt,

ist in erster Linie für die reifere Jugend gedacht. Ist es doch im Auftrage und unter Mitwirkung der Literarischen Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben. Auch die äußere Ausstattung, insbesondere der klare Druck, stimmt mit dieser pädagogischen Forderung überein.

Anders steht es mit dem zweiten Werke; dieses verzichtet auf die Verwendung in der Schule, will also nicht eine für diese bestimmte Auswahl, sondern einen möglichst ausführlichen Überblick über das Gebiet der

---

1) Die Einleitung ist eigentlich noch nicht zu Ende; der Dichter (der sich diesmal als der Portugiese Camoens entpuppt) zeigt seinem Gefährten von oben herab das unter ihnen liegende Europa und läßt ihn dann das Reiseziel wählen.

modernen deutschen Lyrik geben. Diese Verschiedenheit der Absicht bei der Herausgabe gibt sich schon dadurch äußerlich kund, daß Löwenberg 32, Benzmann hingegen 164 Dichter behandelt. Wie steht es aber mit den zeitlichen Grenzen, die beide Herausgeber für ihren Stoff gewählt haben? Löwenberg behandelt Dichtungen von der Annette v. Droste-Hülshoff, 1797 geboren, bis herab auf den 1871 geborenen Franz Evers: also ungefähr einen Zeitraum von 70 Jahren, während Benzmann fast nur die deutsche Lyrik seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufnimmt und sie als Fortsetzung der Sammlung: „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode" von Maximilian Bern (ebenfalls bei Reclam erschienen) ansieht. Jedoch macht Benzmann zwei Ausnahmen von seinem Grundsatze: er nimmt Dichtungen von Konrad Ferdinand Meyer und Fontane auf, und zwar ersteren deshalb (S. 12), „weil seine Kunst im Gegensatz zu der fast aller seiner Altersgenossen wirkliche Persönlichkeitskunst und insofern typisch für eine Art der deutschen Kunst überhaupt war", letzteren, „weil er, der Realist, wenn auch vielleicht als einziger, so doch in hervorragendster Weise unter seinen Altersgenossen während der letzten 20 Jahre ebendiesen anderen deutschen Typus repräsentierte".

Bis jetzt haben wir mehr äußerliche Gesichtspunkte bei unserer Beurteilung hervorgehoben; fragen wir jetzt, welche inneren ästhetischen und ethischen Grundsätze leiteten beide Herausgeber in ihrer Wahl? Hier ist nun, um das gleich im voraus anzudeuten, Löwenberg maßvoller als Benzmann. Es ist schon erwähnt, daß Löwenbergs Buch in erster Linie für die reifere Jugend gedacht ist. Für eine solche läßt er aber nur ästhetische Gesichtspunkte gelten. „Der Wert eines Gedichtes darf nicht nach Nebenzwecken, seien es nun moralische, religiöse oder patriotische, beurteilt werden. Selbstverständlich, ein Gedicht kann auch den höchsten Wert haben, wenn es religiös oder patriotisch ist, aber es hat ihn nicht deshalb, weil es religiös oder patriotisch ist." Löwenberg verwirft demnach in den Sammlungen solche, die nur des Stoffes wegen, nur weil sie Frömmigkeit, Vaterlands-, Mutterliebe u. dgl. besingen, aufgenommen worden sind. An ihre Stelle müßten bessere treten, und diese glaubt er hauptsächlich in den neueren Dichtern zu finden. Diese letzte Ansicht halten wir für bedenklich. Denn es ist doch sehr die Frage, wie viele der neueren Dichtungen in unserer leichtlebigen und schnellschaffenden Zeit, auch auf literarischem Gebiete, sich in Zukunft halten werden, und ob sie die Arndt, Körner, Uhland, Geibel, Rückert usw., um nur diese zu nennen, verdrängen werden; vor allem ist es fraglich, ob wir jemals die obengenannten Stoffe bei unserer heranwachsenden Jugend entbehren können und wollen, wenn wir auch gern und ohne weiteres zugeben wollen, was Löwenberg (Vorw. S. 5) ferner sagt: „Das Leben

will sein Recht, und der Pulsschlag seiner Zeit mag auch dem Kinde aus der Dichtung entgegenschlagen". Können wir sonach nicht allenthalben den Theorien Löwenbergs beistimmen, so müssen wir im übrigen den Takt und Geschmack des Verfassers bei der Wahl voll anerkennen. Nur vermisse ich noch von den neueren Dichtern: Martin Greif, und wäre auch nur das stimmungsvolle Gedicht „Mittag am Gardasee" aufgenommen worden, ferner Karl Stieler in seinen dialektischen Dichtungen und hochdeutschen Hochlandsliedern, Wilhelm Hertz mit seinen Gedichten: „Blühende Gräber", „Die Verlassene", „Daheim", letzteres an seine Gattin gedichtet, und dann Wilhelm Jensen mit seinen herrlichen lyrischen Perlen aus dem klassischen Werke: „Der Schwarzwald" und anderen lyrischen Gedichten, von denen ich mir nicht versagen kann eins hervorzuheben, das den ganzen Zauber der ostholsteinischen Landschaft widerspiegelt:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,
Die blaue See in Sonnenweite sehn,
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schaudernd überlief,
Noch einmal wachend möcht' ich wiederhaben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Nun, bei einer neuen Bearbeitung werden wohl diese Ergänzungen kommen, ebenso wie eine Vermehrung der Proben aus den Dichtungen Paul Heyses (ich denke hier namentlich an das „Lied von Sorrent") und aus Robert Hamerlings Gedichtsammlung: „Sinnen und Minnen".

Was nun die Sammlung von Hans Benzmann betrifft, so gestehe ich gern zu, daß ich manches daraus neu gelernt habe, sowie daß der Sammlerfleiß des Verfassers Anerkennung verdient; auch die unter der Überschrift: „Die Entwickelung der modernen deutschen Lyrik" gegebene Übersicht, S. 15—76, ist immerhin dankenswert. Aber freilich sind seine Ansichten über Kunst und Aufgabe des Künstlers doch einerseits unklar, anderseits in ihren Folgerungen bedenklich. Was soll man sich darunter denken, wenn Konrad Ferdinand Meyer als ein Dichter geschildert wird, dessen Lyrik bei höchster Subjektivität von vollkommenster suggestiver Prägnanz ist? Ich vermag mir wenigstens nichts dabei zu denken. Nun aber Benzmanns Kunsttheorien. Welchen huldigt er? S. 19 heißt es: „Es kommt nicht darauf an, ob die Weltanschauung bzw. die Kunst eine — im alten Sinne — sittlich wirkende ist. Wenn nur das Kunstwerk aus innerster Ergriffenheit heraus vom Künstler geschaffen wurde, aus einem tiefen Erleben, Fühlen, Denken, aus wahrhaftem Traum und Treiben, wenn es nur in heiliger (!) Wahrhaftigkeit vor uns steht, wie

eine Notwendigkeit, wie die Welt, wie das Leben, wie das Schicksal! Nicht das Häßliche, Perverse, Grausenhafte, nur das Verlogene, Unehrliche, Unfreie, das Nachgemachte, Konventionelle ist zu verwerfen." — Nun, wenn solche Grundsätze herrschend werden, dann ist es freilich mit dem Schillerschen Worte, das er zu den Künstlern spricht: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", für immer vorbei. Nur ist dann unbegreiflich, wie das Kunstwerk in heiliger Wahrhaftigkeit vor uns stehen kann, wenn, wie Benzmann weiter unten sagt, Höhenkunst, intime und feine Kunst in erster Linie nicht an dem Maßstabe des Befangenen und einseitig Empfindenden gemessen werden darf. „Kunst bedarf notgedrungen höchster Freiheit, und ihr Schranken und Grenzen zu setzen, ist geradezu widersinnig und unnatürlich." So wenig wir nun von der Kunst verlangen können, daß sie im Nachgemachten, Konventionellen sich bewege[1]), so sehr wir einsehen, daß sie hierdurch ins Unnatürliche und Gezierte ausarten und ihre Wirkung verfehlen würde, so müssen wir doch anderseits, die wir uns zur Feier des 100jährigen Todestages Schillers rüsten, an den Ideen festhalten, die er im 9. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen in ebenso schöner als maßvoller Weise kundgibt: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht was sie loben." — Ganz anders denkt freilich Benzmann über die Aufgabe des Dichters in unserer Zeit und hebt ihn über alle Bedenken, die sein Gewissen etwa beschweren könnten, leicht hinweg, indem er sagt: „Daß auch in der ernst zu nehmenden Kunst sich heute vielfach ein übersensitives, ja anscheinend perverses Wesen mehr wie sonst breit macht, ist begreiflich; denn in einer nach einer neuen Auffassung des Menschlichen und Göttlichen ringenden Zeit muß auch die Kunst, um neue Ideale und Symbole zu finden, bis an die tiefsten Wurzeln des Menschlichen vordringen" — also sie braucht auch vor dem Schmutz nicht zurückzuschrecken. So ist denn auch Benzmann bei seiner Auswahl durchaus nicht verlegen. Er bringt Dichtungen von Eduard Grisebach aus der Sammlung: „Der neue Tannhäuser", wo dieser die Erlebnisse mit — einer Dirne schildert, wo die religiösen Überzeugungen vieler Christen geradezu verhöhnt werden, wie folgende Verse lehren:

Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet diese Welt der Sünden,
Verneint euch selbst, und alles Leid
Wird Ruh' in Gott und Seligkeit.
Ihr fragt verzweifelnd: Was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott!

Das selige Nichts, die Todesruh' —
O schließt das Auge der Dinge zu!
Wir aber haben Wachs in den Ohren,
Wir sind des Teufels schwachköpfige Toren,
Er will und immer sagen wir: ja!
Und die leidende Welt steht immer noch da.

1) Wie mancher dünkt sich Virtuos und schlägt gewalt'ge Triller,
Der nur als leere Phrase drischt, was Goethe sprach und Schiller.
Platen.

Gleich widerliche Erlebnisse schildert: „Das verlorene Paradies“ von Hermann Conradi, während desselben Dichters: „Pygmäen“ den krassesten Pessimismus in der Beurteilung unserer Zeit zeigen. Sehr sinnlich ist auch das Gedicht: „Hochzeit“ von Karl Busse gehalten; wenig Ehre macht auch dem talentvollen Lyriker Gustav Falke das Gedicht: „Himmelfahrt“. Doch soll nicht verkannt werden, daß uns Benzmann neben diesen Schlacken auch manch köstliche lyrische Perle überliefert. So von dem eben genannten Gustav Falke das Gedicht: „Fromm“.

Der Mond scheint auf mein Lager, ich schlafe nicht!
Meine gefalteten Hände ruhen in seinem Licht.
Meine Seele ist still, sie kehrte von Gott zurück,
Und mein Herz hat nur einen Gedanken: dich und dein Glück.

Ebenso beglückend wirken von demselben Dichter: „Vor Schlafengehen“ S. 191, „Ein Unterschied“ S. 186 und „Der Dichter“ S. 182. Auch Karl Busses „Goldhaar der junge“ ist echt lyrisch sehnsuchtsvoll und zugleich episch gehalten. Nicht minder verdient des Franken Michael Georg Conrad Gedicht „Heimat“ hervorgehoben zu werden, das die volle deutsche Heimatliebe wie Rückerts „Aus der Jugendzeit“ und zugleich die echt deutsche Natur- und Wanderfreude widerspiegelt. Endlich sei noch anerkannt, daß Benzmann im Gegensatze zu Löwenberg auch Gedichte von Martin Greif aufgenommen hat, sowie daß Detlev v. Liliencron reichlich vertreten ist mit Proben, unter denen sich namentlich durch Keuschheit und Tiefe der Empfindung „Der Turmbläser“ auszeichnet. Alles in allem genommen: wir sind mit Benzmanns ästhetischer Theorie nicht einverstanden, wünschten manches allzu modern gehaltene Gedicht aus seinem Buche weg, wollen ihm aber für den Gesamtüberblick, den sein Buch über moderne deutsche Lyrik gibt, vom literarhistorischen Standpunkte aus nicht undankbar sein.

Bächtolds Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1. Band. Untere Stufe. 2,10 M. 9. Aufl. Neu bearbeitet von Otto v. Greyerz. 2. Band. Mittlere Stufe. 2,60 M. 5. Aufl. ebenfalls von O. v. G. Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld. 1904.

Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von Rudolf Dietlein, Woldemar Dietlein und Friedrich Polack. 3. Band. 1. Lieferung. 6. Aufl. herausgegeben von Dr. Paul Polack, Königl. Seminardirektor zu Frankenberg i. H. 1904. Leipzig und Berlin. Verlag von Theodor Hofmann.

Poesiestunden. Die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart. Den deutschen Lehrern und Lehrerinnen zur Auswahl und Darbietung für die deutsche Schule und zur Selbstbildung von **K. F. Linke**, Schulinspektor. Hannover und Berlin. 1904. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). Preis geh. 6,50 M., geb. in Ganzl. 7,50 M.

Wenn das oben besprochene Buch von Benzmann pädagogischen Zwecken weder dienen kann noch will, so sind die hier genannten Werke nur für Unterrichtszwecke berechnet, die von Bächtold für die Hand der Schüler, die von Polack und Linke meist für die des Lehrers. Die Lesebücher Jacob Bächtolds, des leider viel zu früh verstorbenen Züricher Professors, des verdienstvollen Biographen Gottfried Kellers und Herausgebers von des Dichters Briefwechsel, erscheinen hier in neuer Bearbeitung. Sie gehören zu denen, die heimatlichen Bedürfnissen nachgehen, wie das Döbelner Lesebuch für das Königreich Sachsen und das von Direktor M. Evers und Professor H. Walz für Mittel- und Norddeutschland, das von Hans Lambel für österreichische Lehranstalten, und nennen sich daher: Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. Mit diesem eben ausgesprochenen Zweck verbindet dieses Lesebuch noch einen anderen. Bächtold war es, der, wie es im Vorwort zum ersten Bande heißt, „mit seinen Lesebüchern die alte Tradition durchbrach, nach welcher die Literatur der Gegenwart von den Schulbüchern ausgeschlossen blieb. Durch ihn sind die Dichter der Münchner Schule, durch ihn sind Storm und Mörike, durch ihn namentlich auch die zeitgenössischen Schweizer Dichter Keller, Meyer, Dramnor (Ferdinand Schmid), Widmann in den Kreis der erlauchten Jugendschriftsteller hereingezogen worden". Aber die beiden Lesebücher geben noch viel mehr Proben von zeitgenössischen Dichtern, insbesondere von denen der Schweiz, als hier genannt sind. Außer diesen treten schon auf der Unterstufe auf von Schweizer Dichtern: Brugger, Jacob und Adolf Frey, Arnold Ott, Johann Jakob Romang und viele andere. Sogar aus der grauen Vorzeit werden Dichtungsproben mitgeteilt, so von dem 1575 in Zürich verstorbenen Bullinger und dem 1530 im Kloster Thann im Elsaß verstorbenen Johannes Pauli. Es ist interessant, die getroffene Auswahl nach der Herkunft der Verfasser zu ordnen. Auf der Unterstufe sind vertreten 21 Schweizer, 15 Süddeutsche und Österreicher, 30 Norddeutsche, von Ausländern: Aeneas Sylvius, übersetzt von Balthasar Reber, Herodot, Homer, Longfellow. Auf der Mittelstufe sind Proben mitgeteilt von Äschylos, Sophokles, Cervantes und Shakespeare. Die Zahl der Schweizer Dichter und Schriftsteller beträgt hier nur 15, die Zahl der Süddeutschen aber schon 22, die der Norddeutschen sogar 40. Man sieht also, daß man dem

Verfasser, insbesondere dem jetzigen Herausgeber partikularistische Engherzigkeit durchaus nicht vorwerfen kann bei aller Liebe zu seiner Heimat. Neben dieser Weitherzigkeit ist an den Lesebüchern noch anerkennend hervorzuheben, daß hier durch ein Zusammenwirken von Gleichartigem der Jugend Lust gemacht wird, sich hineinzulesen, hineinzuvertiefen in das Buch und Stimmung zu erzeugen. So ist z. B. auf der Unterstufe zusammengestellt: „Eine Winternacht auf der Lokomotive" von Max Maria v. Weber, „Reise über die Furka" von Goethe, „Aus dem Berner Oberlande" von Ulrich Hegner, „Briefe aus Rom" von Herder; auf der Mittelstufe: „Des Hammers Heimholung" aus der Edda nach Simrock, „Beowulfs Tod" nach Wilhelm Hertz, „Aus Homers Ilias" nach Voß, „Aus dem Cid" nach Herder, „Aus der Zerstörung von Troja" von Vergil nach Schiller, „Das Siegesfest" von Schiller. Eine solche Anordnung des Stoffes kann man nur echt pädagogisch nennen. Ebenso willkommen heißen wird man am Schlusse der Bücher die Worterklärungen und die den gelehrten Verfasser verratenden Quellennachweise. Freilich ein Bedenken kann der Unterzeichnete nicht unterdrücken, ob nämlich die Dialektdichtungen wie Hebels: „Geisterbesuch auf dem Feldberg" und „Die Häfnetjungfrau und Heimeligi Zyte" von Roos für unsere norddeutschen Gymnasiasten und Realgymnasiasten der geeignete Lesestoff seien. Die Anmerkungen im Buche dürften hierzu wohl kaum ausreichen. Doch können derartige Bedenken dem Werte der trefflichen Bücher keinen Abbruch tun.

Über das Polacksche Werk glaubt sich der Unterzeichnete kurz fassen zu dürfen; ist es doch in den Händen der meisten Lehrer unserer lieben Muttersprache. Gegenüber früheren Auflagen finden sich Fremdwörter getilgt; statt Charakteristik des Gesanges heißt es: Wesen. Auf S. 22 ist für Schillers „Graf von Habsburg" Str. 12 die Stelle aus Odyssee Buch IX herangezogen, wo Odysseus im Lande der Phäaken den Mantel über das Haupt zieht, um seine Tränen zu verbergen, als er von Trojas Fall hört. Die Erklärung des „Liedes von der Glocke" ist in der neuesten Bearbeitung um 4 Seiten gekürzt. Auf S. 127 und 130 der neuen Bearbeitung sind die Hebelschen Gedichte: „Sonntagsfrühe" und „Sommerabend" in alemannischem Dialekt mit den nötigen Erklärungen gegeben, früher hochdeutsch. Gegenüber früheren Bearbeitungen sind unter Nr. 806 noch einige Lieder von den Jahreszeiten mit Erklärungen eingeschaltet S. 162—166. Auf S. 182 ist zu Nr. 34 unter Abteilung II: „Das Menschenherz in Lust und Leid" noch eingeschoben: „In der Heimat" von Willibald Beyschlag und erläutert. Zu den Gedichten Nr. 62: A. „Der schnellste Reiter", B. „Der Schnitter Tod" ist noch hinzugekommen als C. Mörikes: „Denk' es, o Seele". — Man wird also die neue Auflage als eine vermehrte und verbesserte bezeichnen dürfen; ein abschließendes Urteil läßt sich allerdings noch nicht fällen, da wir erst die erste Lieferung vor uns haben.

Linke sieht in seinem obengenannten Werke die Fehler der bisherigen Gedichterklärung in der Schule darin, daß sie die Poesie habe unterrichtlich behandeln wollen wie eine Schulwissenschaft und gemeint habe, daß die Poesie mit dem Verstande zu erfassen sei. Er, Linke, aber legt den Hauptwert auf das Schauen mit der Seele. „Jedes Kunstwerk ist ein Zweifaches — Idee und Sinnlichkeit: verleiblichte Idee, vergeistigte Sinnlichkeit. Und alle Kunst spricht immer nur durch den Sinn zum Geiste ... ein Lied wollen wir hören, ein Gemälde sehen, eine Dichtung „schauen", sehen mit der Seele wie mit sinnlichem Auge, schauen im dichterischen Gesichte. Hier beginnt die Darbietung der Poesie. „Behandlung"? ... Fort mit diesem argen Worte." Wer möchte dem Verfasser nicht beistimmen? In der Tat, man betrachtet die für die Erklärung deutscher Dichtung bestimmten Stunden, durch die eben ein klares Bild des Kunstwerks gegeben werden soll, oft als Gelegenheit zur Erwerbung aller möglichen Kenntnisse. Nach dem Vorwort läßt Linke eine Inhaltsübersicht folgen. Zuerst treten die Dichter der Freiheitskriege auf: Arndt, Körner, Schenkendorf, nur Fouqué fehlt. Dann kommt eine Gruppe von Dichtungen unter der Überschrift: Nachwirkung der klassischen und romantischen Poesie. Dieser Gruppe gehören im ganzen 21 Dichter an. Manche sind freilich schlecht weggekommen, wie Wilhelm Zimmermann und Immermann. Bei beiden begnügt sich der Herausgeber des Werkes nur mit einigen Bemerkungen über ihr Leben, und ein Gedicht von Zimmermann: „Graf Eberhard im Bart" wird nur genannt; ebenso wird auf die Lektüre des Immermannschen „Oberhof" in Meyers Volksbüchern nur verwiesen. Man kann sich fragen: Was sollen solche Hinweise einem Lehrer nützen? Von Gustav Schwab müßte endlich nach unserem Dafürhalten das an den größten Unwahrscheinlichkeiten leidende Gedicht: „Der Reiter und der Bodensee" aus dem Kanon der Schulgedichte gestrichen werden; desgleichen sein „Johannes Kant" mit seinem wunderlichen Eingange: Den kategorischen Imperativus fand, das weiß ein jedes Kind (!), Immanuel Kant. Von Robert Reinick mußten die Gedichte: „Im Vaterland" und „Sonntags am Rhein" aufgenommen werden, weil sie im Herzen der Schüler und Schülerinnen warme Liebe zum deutschen Vaterlande entfachen; dafür konnte die gereimte Prosa: „Drusus' Tod" von Simrock recht wohl wegfallen. Der 3. Abschnitt ist betitelt: Das junge Deutschland und die politische Lyrik. Hier vermissen wir von Herwegh das Reiterlied und das Rheinweinlied, von Hoffmann v. Fallersleben, dem Wiedererwecker des deutschen Volkslieds, einiges aus der Sammlung: „Lieder der deutschen Landsknechte" und wäre es nur: „Das treue Roß". Abteilung IV ist überschrieben: Die Erhebung gegen die Tendenzpoesie. Hier sind Hebbel, Geibel, Kinkel, Annette Droste u. a. durch passende Proben vertreten. Die Bezeichnung der folgenden Abteilung:

Realismus will freilich nicht allenthalben passen; mag sie für Gottfried Keller, Bodenstedt, Dahn, Allmers angebracht sein. Aber inwiefern gebührt Dichtern wie Oskar v. Redwitz, Spitta, Gerok dieser Name! Am übelsten scheint mir hier Joseph Viktor v. Scheffel behandelt zu sein. Hier ist nur das eine Gedicht aus dem Trompeter ausgewählt: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“; daneben steht eine kurze Inhaltsangabe der Dichtung und eine knappe Angabe über das Leben des Dichters. Abschnitt VI trägt die Überschrift: Nach 1870. Realismus und Naturalismus. Man sieht, derselbe Begriff: Realismus tritt zweimal auf, wenn auch jedesmal in anderer Zusammenstellung. Auch hier wundert man sich, daß nicht etwa die Brüder Hart, Richard Dehmel, Gustav Falke u. a. an dieser Stelle eingeordnet sind, sondern Konrad Ferdinand Meyer, Heinrich Seibel und Martin Greif, die man doch entschieden nicht als Naturalisten auffassen darf. Diese erscheinen erst in der folgenden VII. Abteilung: Ende des 19. Jahrhunderts; ihre Gedichte sind mit pädagogischem Takte ausgewählt. Den Schluß bildet eine Gruppe, die die seltsame Aufschrift trägt: Dichter, deren Gaben aus allgemein pädagogischen Gründen für die Schule von Wert. Man sollte meinen, in diesem für die Schule bestimmten Buche müßten alle Literaturproben wertvoll sein, und wenn irgendwo, so gilt hier das Wort Herbarts: Für die Jugend ist nur das Beste gerade gut genug. Doch sind die hier gebotenen Gaben gut und das ist die Hauptsache; nur Johann Friedrich Baurs: „Pippin der Kurze“ sollte wegen seiner teils platten teils unfreiwillig komisch wirkenden Sprache: „Pippin der Kurze war nicht groß, Doch Karls des Großen Vater“, wegfallen. Wenn diese Inhaltsübersicht nicht tadellos ist, so befriedigt um so mehr das am Schlusse des Werkes S. 548 flg. gegebene Verzeichnis der Dichtungen nach ihrer inhaltlichen Verwandtschaft. Dieses ist in der Tat sehr ansprechend. Jeder Gedankenkreis mit Überschrift hat seinen Geleitspruch. So sind z. B. zusammengestellt: Wanderlust mit dem bekannten Spruch: Wem Gott will rechte Gunst erweisen usw. Und nun folgen: „Der frohe Wandersmann“ von Eichendorff, „Wohin“ und „Wanderlied“ von Wilhelm Müller, „Wanderlied“ von Kerner, „Der Mai ist gekommen“ von Geibel. Wir würden nun bei einer neuen Auflage des Buches dem Verfasser raten, neben diesem Verzeichnis unter Weglassung der wenig glücklichen Inhaltsübersicht einfach ein alphabetisches Verzeichnis der Dichter mit ihren Gedichten zu geben, nicht ohne sie, wie dies am Schlusse geschieht.

Was nun die Erklärung der Gedichte betrifft, so ist sie allerdings, wie schon angedeutet, nicht gleichmäßig gut und ausführlich ausgefallen, aber im ganzen bietet sie doch des Anregenden und Guten genug. Es ist freilich hier auf knappem Raume schwer, ein Bild von der Betrachtungsweise des Verfassers zu geben. Ich wähle hier das über Freiligraths

„Auswanderer“ Gesagte. Nach einer kurzen, aber erschöpfenden Angabe des Gedankengangs läßt Linke das Gedicht folgen. Dann fährt er fort: „Die innigste Liebe zur Heimat, zum deutschen Vaterlande entströmt der Seele des Dichters in seinen „Auswanderern“. Und mit solcher Heimatsliebe im Herzen hat der Dichter — vgl. sein Lebensbild[1]) — sein deutsches Vaterland viele Jahre lang meiden müssen. Freiligrath gehört zu den deutschen Männern, die, unzufrieden mit den Zuständen im deutschen Vaterlande — es war die Zeit um 1848 — ihrem Empfinden und Fühlen durch Wort und Schrift Ausdruck gaben. Er mußte fliehen und lebte jenseits des Kanals, in London. Da wird das Bild der alten Tage manch liebes Mal wie eine stille fromme Sage vor seiner Seele gestanden haben. Er erlebte noch Deutschlands große Zeit im Jahre 1870 — vgl. „Hurra, Germania“ und „Die Trompete von Vionville“ — und kehrte schon vor 1870 mit seinem treuen deutschen Herzen in sein deutsches Vaterland zurück, geliebt und geehrt vom deutschen Volke. — Vgl. „Deutschland, Deutschland über alles“ von Hoffmann v. Fallersleben, „Wenn du noch eine Heimat hast“ von Albert Träger, „Was ist des Deutschen Vaterland“ von E. M. Arndt“. — In dieser Weise versteht es der Verfasser, das poetische Interesse zu beleben. Wünschen wir dem Buche recht weite Verbreitung im Kreise der Lehrenden und Gebildeten.

Sprechzimmer.

1.

Sprachpsychologisches aus der Schule. Eine eigentümliche Art der Assimilation bei der Deklamation im Deutschen. (Zu Ztschr. XV, 810, XVII, 234 und 726.)

Beim Vortrag des Gedichtes „Andreas Hofer“ von Julius Mosen habe ich wiederholt und an verschiedenen Orten (sowohl beim ersten Auswendiglernen als auch später bei der Wiederholung) die Beobachtung gemacht, daß die Schüler in der zweiten Strophe zu einer eigentümlichen Art der Assimilation neigen:

Ihm schien der Tod gering,
Den Tod (statt: der Tod), den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Dieselbe Beobachtung macht man — hier in Frankfurt a. M. habe ich sie seit Jahren gemacht und den Fehler nicht auszurotten vermocht — bei der Deklamation des Uhlandschen Gedichtes „Schwäbische Kunde“. Hier hört man häufig:

Bis ein**em**, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.

[1]) Das Lebensbild des Dichters gibt der Verfasser dieses Buches jedesmal passend am Schlusse der Besprechungen der Gedichte, nachdem das Interesse für den Dichter erregt worden ist.

Diese Stelle ist bereits Ztschr. XV, 810, XVII, 234 und 726flg. besprochen worden, und man hat darauf hingewiesen, daß diese Tatsache an mehreren Orten, in Oldenburg, Halberstadt, Eberswalde, Elberfeld und Leipzig, beobachtet worden ist, und daß nicht etwa bloß dieser oder jener Schüler so gesprochen hat, sondern viele, auch bessere: unter 6 Schülern 2, also $^1/_3$; in einer Sexta, deren Stärke nicht angegeben ist, 6. — Und wie schwere Mühe es gekostet hat, den kleinen Germanisten den Fehler abzugewöhnen, betonen Grote und Goepel in der Antwort auf die diese Stelle betreffende Anfrage Schmidts (XV, 810 und 811).

An beiden Stellen, im Mosenschen Gedicht sowohl wie im Uhlandschen, ist es das Subjekt, das in den Kasus des folgenden Relativums getreten ist.

Dies erinnert unwillkürlich an die Art der Attraktion (attractio inversa oder regressiva), die sich im Griechischen bisweilen findet, indem das Beziehungswort dem darauf folgenden Relativum assimiliert wird:

Xenoph. Anab. III, 1, 6: *ἀνεῖλεν αὐτῷ ὁ Ἀπόλλων θεοῖς οἷς ἔδει θύειν* (= *θεοὺς οἷς*);

Arist. Plut. 200 *τὴν δύναμιν ἣν ὑμεῖς φατε ἔχειν με, ταύτης δεσπότης γενήσομαι*; vgl. Curtius' griechische Schulgrammatik, 20. Auflage, bearbeitet von W. v. Hartel, Leipzig 1890, § 188; K. Reinhardt und Emil Römer, griechische Formen- und Satzlehre, Berlin 1899, § 203, Anm.; Frohberger zu Lys. XIX, 47.

Im Lateinischen (vgl. Kühner, ausführliche Grammatik II, 848) findet sich diese attractio inversa nur bei Dichtern, und auch hier nur selten. In Terent. Eunuch. (ed. Dziatzko Lips. 1884) lautet V. 653: Rogas me? eunuchum, quem dedisti nobis, quas turbas dedit.

Ein gutes Beispiel bietet Verg. Aen. I, 573: Urbem, quam statuo, vestra est, wo das Substantiv in die Konstruktion, aber nicht (wie sonst bisweilen und auch in Prosa häufig) in den Bereich des Relativsatzes gezogen ist, wie in der Ausgabe von Th. Ladewig und C. Schaper (12. Aufl., besorgt von Paul Deuticke) sehr richtig bemerkt wird.

Im Deutschen scheint in manchen Gegenden eine solche regressive Assimilation noch jetzt im Volksmunde üblich zu sein, wie aus den Bemerkungen Schmidts hervorgeht. Daß sie früher vorgekommen ist, beweist der Anfang des Muskatellerliedes (s. Schauenburgs allgemeines deutsches Kommersbuch. Lahr. 41. Aufl., S. 170): den liebsten Buhlen, den ich hab', der liegt beim Wirt im Keller (Fischart). Darauf hat bereits Ernst Koch, griechische Schulgrammatik, 10. Aufl., Leipzig 1884, S. 171, hingewiesen.

Frankfurt a. M. Dr. **H. Kraemer.**

2.

Ginmaul.

Zu dem Zeitwort ginen = den Mund weit aufsperren bemerke ich, daß an der Turmuhr in Heidingsfeld bei Würzburg ein Kopf angebracht ist, der beim Schlagen der Uhr den Mund weit öffnet. Diesen Kopf nennt man in der ganzen dortigen Gegend das Hedsfelder Ginmaul.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

Theodor Körner als Sänger und sein Verhältnis zur Familie Parthey.

Körner bezog nach seiner Relegierung von der Leipziger Universität die Berliner, dem Namen nach, um dort das bergakademische Studium fortzusetzen, der Sache nach, um seinen poetischen Neigungen zu folgen. Der Archäologe Gustav Parthey, der Sohn des bekannten Verlagsbuchhändlers, erzählt nun in seinen Lebenserinnerungen über Theodor Körner als Berliner Studenten: „Mein Vater war mit Körners Eltern in Dresden auf das innigste befreundet und nahm nicht den geringsten Anstoß daran, daß der Sohn kurz vorher von der Leipziger Universität relegiert war. Damals gab es böse Reibungen unter den dortigen Studenten; die Adligen hatten erklärt, sich nicht mit den Bürgerlichen schlagen zu wollen. Körner stand an der Spitze der bürgerlichen Vereinigung; er zwang einen Adligen den Zweikampf aufzunehmen und erhielt einen Hieb ins Gesicht, der ihm leicht ein Auge hätte kosten können." Weiter berichtet Parthey, daß Körner während seines dreimonatigen Aufenthaltes zu Berlin im Jahre 1811 in dem in der Brüderstraße gelegenen Hause seiner Eltern oft die Gitarre gespielt habe und auf Veranlassung seines Vaters wegen seines klangvollen Basses in die Zeltersche Singakademie eingetreten sei. Um seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, ging der Dichter dann nach Karlsbad und im Herbst desselben Jahres nach Wien. Parthey gibt weiter an, daß Körner bei seiner Rückkehr von dort nach Berlin im Jahre 1813 die Ehrenbezeigungen, die er von den Ungarn wegen seines „Zriny" empfangen, nur ganz beiläufig erwähnt habe. Dagegen habe er gern erzählt, wie die guten Wiener sich gewundert, daß ein Ausländer bei ihnen ein „so großes Tier" geworden sei. — Parthey hatte der Dichter sein Liederheft „Leier und Schwert" zum Verlage übergeben. Als beide einige geschäftliche Angelegenheiten, namentlich über Papier, Druck und Format des Werkes besprachen, setzte Körner, der erst während dieser Unterhaltung das Fehlen einer Widmung des Heftes bemerkt hatte, in flammender Begeisterung flugs eine mit den Worten: „Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue" beginnende Dedikation hinzu.

Wollstein. Direktor Dr. **Karl Löschhorn.**

4.

Zu Bürgers Lenore.

Daß Bürger für seine Lenore den Namen des Bräutigams und einiger Nebenmotive der Percyschen Ballade „Sweet Williams Ghost" entlehnt hat, bemerkte zuletzt Arnold E. Berger in seiner Ausgabe der Gedichte. Offenbar geht aber der Einfluß dieses Gedichts, das dem Dichter 1773 durch Herders Übertragung im Aufsatze über Ossian (siehe Loebers Herderbuch; Dresden, Ehlermann, 1898, S. 70) bekannt wurde, weiter, als er annimmt. Nachdem in Str. 18 Wilhelms Geist Lenoren auf die Frage, ob sein Hochzeitbette Raum für sie habe, geantwortet hat: „Für dich und mich", war zu erwarten,

daß am Schlusse beide das Grab aufnahm. Doch bleibt Lenore, während der gespenstische Reiter in die Tiefe sinkt, „zwischen Tod und Leben ringend“ zurück, stirbt aber dann vor Grausen.

In der schottischen Ballade fragt das Mädchen:

Ist, Wilhelm, Raum noch dir zu Haupt,
Noch Raum zu Füßen dir?
Ist Raum zu deiner Seite noch,
So gib, so gib ihn mir. —

worauf Wilhelm antwortet:

Zu Haupt und Fuß ist mir nicht Raum,
Kein Raum zur Seite mir,
Mein Sarg ist, süßes Hannchen, schmal,
Daß ich ihn gebe dir. —

So ist es hier genügend motiviert, daß, während der Geist „in Nacht und Dunkel hinschwindet“, Hannchen allein zurückbleibt. Zwar stirbt auch sie sogleich, allerdings aus Sehnsucht nach dem Geliebten, und nicht, wie Bürgers Lenore, zur Strafe dafür, daß sie „mit Gottes Allmacht gehadert hat“. Nach meiner Ansicht ist Bürger bei Gestaltung des Schlusses durch die schottische Ballade beeinflußt. Übrigens hätte Berger (Einl. S. 25) nicht die Worte des Urtextes, sondern Herders Übertragung zum Vergleiche herbeiziehen sollen. Daß diese Bürger vorgeschwebt hat, beweist u. a., daß Bürger V. 147 den Ausdruck Lilienhand, eine Neubildung Herders in V. 37, entsprechend dem lily-white-hand des Urtextes (S. 37) gebraucht hat. Der Hahnenschrei und das Wittern der Morgenluft braucht nicht, wie B. annimmt, aus Shakespeares Hamlet genommen zu sein; heißt es doch auch bei Herder V. 53 ff.:

Da kräht der Hahn! da schlug die Uhr,
Da brach der Morgen für!
„Ach, Hannchen, nun, nun kommt die Zeit,
Zu scheiden weg von dir!“

Übrigens hatte schon Herder auf andere deutsche Quellen hingewiesen, wenn er (Loeber S. 69) schrieb: „Wenn Ihnen meine skaldischen, lapp- und schottländischen Lieder nicht genug sind, hören Sie einmal ein anderes aus den Dodsleyschen Reliques; ich wähle ein ganz gemeines, deren wir unter unserm Volk gewiß hundert ähnliche, und wo nicht Lieder, doch Sagen haben. Es ist nichts in der Welt mehr als Sweet Williams Ghost; und doch, wie wenig kann ich ihm in der Übersetzung seine Aerugo, sein feierliches Populäres lassen.“

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

„Danach wird weder Hund noch Katze krähen.“
(Kleist, „Hermannsschlacht“ III, 3.)

Im 3. Jahrgang dieses Blattes (1889) wird S. 165 u. S. 280 von verschiedenen Seiten die Frage beleuchtet: Wie erklärt sich in H. v. Kleists „Hermannsschlacht“ die eigentümliche Wendung „Danach wird weder Hund noch Katze krähen“ im Verhältnis zu ähnlichen volkstümlichen Redensarten? —

Zürn sieht eine „komische Verdrehung“ darin von der durch ihn als wesentlich nd. belegten, auf das allgemein bekannte „danach kräht kein Hahn“ zurückgehenden Wendung „danach kräht weder Hund noch Hahn“. Löhner zieht eine weitere sprichwörtliche Ausdrucksweise heran „da fragt kein Hund und keine Katz(e) danach“ und erklärt das Kleistsche Zitat für eine Verschmelzung beider Faktoren. Es ist bei Erörterung dieser Frage von beiden übersehen, daß das Krähen der Katze nicht erst durch kontaminierende Verquickung mehrerer Wendungen in unseren deutschen Sprachschatz hineingekommen ist; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch V 2, Spalte 1970 „krähen“ I 2 d:

> wer nit will sitzen by dem wyn
> tag und nacht, bisz die katzen kreygt
> oder der morgenluft har weygt. Brant 95, 24.

Auch in unserer neuesten Unterhaltungsliteratur ist mir erst kürzlich und zwar in direkt verwandter Bedeutung des Kleistschen Zitates das Krähen einer Katze aufgefallen: „Da werd ich nun fortgehen . . . . und keine Katz wird um mich krähen.“ (Cyrill Wallenta, Erz. von J. J. David. Nr. 42, 1902, der „Woche“.) Wir scheinen es hier nach der Herkunft beider Quellen (Cyrill Wallenta spielt im südlichen Mähren) mit einem obd., alemannisch-bayerischen, Ausdruck zu tun zu haben. Er ist gegenüber der allgemeinen Redensart „danach kräht kein Hahn“ eine drastischere Wendung, da die ethisch niedrigst gewertete Katze hier zur Ausprägung äußerster Geringschätzung herangezogen wird; auch das alliterierende Moment, das Subjekt und Prädikat nun verbindet, ist nicht zu übersehen. Das Brantsche Zitat zeigt, daß wir es hier mit einer älteren Spracherscheinung zu tun haben, deren Ursprung in jene Zeit zurückverlegt werden muß, wo das Wort „krähen“ noch nicht in seiner eingeengten Beziehung auf die Stimme der Vögel, insbesondere des Hahnes herrschend war. Als „kern des begriffs“ erscheint bei Grimm a. a. O. II 2 b δ mit Recht „der grelle, hohe klang, aus dem eben auch das hahnenkrähen hervorging“. Mehrere Zitate veranschaulichen, daß auch in näherer Zeit diese Urbedeutung nicht ganz verloren:

> II 2 b β: „sagt mir an, was schmunzelt ihr?
> schiebt ihrs auf das kirmesbier,
> daß ich so vor freuden krähe
> und auf einem bein mich drehe?“ Voß 1825. 3, 96.
>
> II 2 b γ: „Nach mehr als einem fehlgeschlagenen Versuch
> Fängt unser Held sehr kläglich an zu krähen.“
> Wieland, Musarion (1768) 79.

Es handelt sich nun darum, die Entwickelung unserer Redewendung zu der erweiterten Form des Subjektes zu verfolgen. Die Einbeziehung des Hundes einerseits neben den Hahn ergibt sich klar aus der „freude am stabreim“ (Grimm II 1 c δ). Zürns Erklärungsversuch dieser Redefigur als die eines Zeugma ist nicht ganz zutreffend, insofern nach eigentlicher Wortbedeutung (vgl. oben) ein Krähen auch vom Hunde ausgesagt werden konnte. Es genügt die Entstehung der Erweiterung durch jenes alliterierende Moment

zu erklären; auch sei an die ähnliche Stellung dieser beiden Wächter des Hofes in der ländlichen Hausgemeinschaft erinnert. So bot sich die Verbindung von Hund und Hahn bei dem Wunsche eines volleren Ausdrucks natürlich, ungezwungen. Neben das Sprichwort „da kräht weder Hund noch Hahn danach" stellt Grimm die nd. Form „dâ kreiet wêer haun (huhn) noch hâneke nâe". Frage: gelangte man über den Hund zum Huhn oder über das Huhn zum Hund? wie letzteres Zürn in einem zweiten Erklärungsversuch will.[1]) Ich meinerseits glaube, daß der Hund erst dem Huhn den Platz freigemacht hat. Die Verbindung „weder Huhn noch Hahn" würde ja nur eine formelle, keine sachliche, dem Sinne zugute kommende Erweiterung gewesen sein. Und welcher Grund sollte auch dann zur Vertauschung des Huhnes mit dem Hund geführt haben, wo doch das Moment des Krähens die Konkurrenz des letzteren sehr erschweren mußte? Im umgekehrten Falle jedoch konnte gerade der Wunsch, das Krähen in sinnfällige Verbindung mit beiden Subjekten zu bringen, den Tausch veranlassen, als in später Zeit das Verständnis für den Zusammenhang eines Hundes mit dem Ausdrucke „krähen" wenigstens volkstümlich verloren war. — Leichter konnte sich der Hund der Katze gesellen, deren enge Beziehung dem Sprichwort aufs geläufigste ist, und ich bin der Meinung, daß die Ausgestaltung der Redewendung aus sich heraus zu dieser Subjektsdoppelung den Vorzug hat vor der zweiten Möglichkeit, daß ein etwaiger nd. Einfluß dem Hunde Eingang in die Gesellschaft der obd., krähenden Katze verschaffte. Eine solche Anlehnung an das hier gegebene nd. Sprachgut wäre nur bei Verlust des alliterierenden Gefühles wahrscheinlich, das — wenn auch oft unbewußt — doch noch stark in uns kräftig ist; wie auch die spätere eingeschränkte Bedeutung des Wortes „krähen" ein Ausstoßen des Hahnes hätte erschweren müssen. Stellt man neben dieses Sprichwort „danach kräht weder Hund noch Katze" die durch Löhner gegebene Wendung „da fragt kein Hund und keine Katz(e) danach", so erhellt klar, daß die zweite eine Ableitung der ersteren ist, nicht aber umgekehrt; denn der Volksmund suchte auch hier dem ihm unverständlich gewordenen Krähen eines Hundes und einer Katze eine ihm natürlicher scheinende Wendung zu geben. Daß die krähende Katze trotzdem ihr Leben fristet, zeigt das obige Zitat aus Cyrill Wallenta.

Nach diesen Ausführungen nehme ich an, daß nicht erst Kleist eine Verquickung verschiedener Redewendungen — etwa zugunsten der Verslänge — ins Werk gesetzt hat, daß er vielmehr ein fertiges Sprichwort vorfand und aus dem obd. Sprachschatze, der ihm bei mehrfachem Aufenthalt im alemannischen Schweizgebiet nahe getreten, in unsere Literatur einführte. Sicher jedenfalls ist, daß schon Jahrhunderte vor Kleist die Katze gekräht hat und auch noch heute — fast ein Jahrhundert nach des Dichters Tode — unbeeinflußt doch wohl durch die Hermannsschlacht, ihrer Stimme Laut krähend erschallen läßt.

Schwerin. **Elly Steffen.**

---

1) Ich bemerke hierzu, daß beide Zürnsche Vermutungen schon von Sanders in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" 1860 ausgesprochen sind.

6.

Zu Jahrg. XIV, S. 324.

Die Bedeutung „merken", „ahnen" des Zeitworts spannen geht zurück auf die Grundbedeutung von Spanne — Länge des ausgespannten Daumens und Zeigefingers; also spannen = messen mit der Hand d. i. verhältnismäßig ungenau, im Gegensatz zum Messen mit einem Instrumente, Zirkel oder Maßstab. Dabei mag der Anklang an ahnen volksetymologisch mitgewirkt haben. Übrigens ist dieser tropische Gebrauch auf wenige Wendungen beschränkt, z. B. Spannst du was? Das hab' ich schon lang gespannt.

Nürnberg. **Spälter.**

7.

Egalgleich.

„Das ist mir egalgleich" ist eine Redensart, die man in Süd- und Mitteldeutschland häufig hört. Ähnliche Bildungen trifft man im Niederdeutschen, das sehr häufig ein französisches Wort mit seiner niederdeutschen Übersetzung verbindet, so z. B. herzenkür, pläsirvergnögen, apportendrägen. Auch das Hochdeutsche vereinigt zuweilen Wörter gleicher Bedeutung zu einem Worte, wie Diebstahl, Sprichwort, Salzsole, Karlmann und findet damit auch im Französischen Analoga, vgl. 'une quote-part' (Anteil, Teil). Das Volk will jedenfalls durch solche Verdoppelungen dem Wort ein größeres Gewicht geben, einen stärkeren Ton darauf legen. Hierher gehört auch die niederdeutsche Redensart 'mit'n aweck dü fö' (= mit avec du feu), die so viel bedeutet wie 'mit Schwung' und sehr häufig verkürzt wird in 'mit'n aweck'.

Für weitere Mitteilungen in dieser Zeitschrift wäre ich den Fachgenossen sehr dankbar.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Bücherbesprechungen.

Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M., herausgegeben von V. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Verlag von Haase u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 1. Lieferung Preis 1 M. gr. 8°. 36 S.

Die erste Lieferung dieses interessanten kulturgeschichtlichen Werkes erweckt die besten Hoffnungen. Man kann nicht sagen, daß wir Überfluß an derartigen Büchern hätten; im Gegenteil. Mir ist kein Sammelwerk über Sachsen bekannt, das nach Plan, Ziel, Einrichtung und Ausstattung dem vorliegenden „Sachsenbuche" ähnelte. Eigentlich muß einen das wundern: denn was liegt näher, so sollte man meinen, als unser Land einmal seinen Abkömmlingen und ihren Brüdern von der gemeinsamen großen deutschen Mutter in Wort und Bild genauer vorzuführen? Und doch fehlte es bisher daran! Wir haben hier wieder einmal den Beweis für die alte Wahrheit, daß das Gute so nah liegt,

es aber dennoch ein Verdienst ist, es zu finden, zu ergreifen und als solches aufzuweisen. Dieses Verdienst gebührt Dr. B. W. Esche, der das vorliegende Sachsenbuch angeregt, geplant, alle Mitarbeiter dazu herangezogen hat und nun, nach all den mühsamen Vorarbeiten so glücklich ist, das wohlgelungene erste Heft einem weiten Leserkreise vorzulegen. Freuen wir uns dessen von Herzen und wünschen wir dem Herausgeber für seine weitere Arbeit daran eine glückliche Hand und frohes Gelingen!

Das Werk soll 12 Lieferungen zu je 1 Mark von der Beschaffenheit der vorliegenden ersten umfassen. In stattlicher Größe (32×25 cm) und schmuckem Gewande sowie in vornehmer Ausstattung, reich mit Bildern geschmückt, tritt das Buch auf und wahrt mit alledem gleich von vornherein, ich möchte sagen, das festliche Gepräge eines Gastes, der zur Feierstunde in den häuslichen Kreis eintritt und da gern am Tische Platz nimmt, wo alle Familienmitglieder zu gehaltvollem ernsten wie heiteren Gespräch versammelt sind. Denn ein Haus- und Familienbuch soll das Sammelwerk werden; aber eben eines, dem man am Feierabend, wenn des Tages Hast abgetan ist, wenn Ruhe herrscht, mit gesammelter Seele sich hingibt. Da will es unseren Blick auch zurück lenken in die Vergangenheit, will zeigen, wie unser Land und Volk das geworden, was es ist — und will so den besten Weg zum vollen Verständnis weisen: vom Einst zum Jetzt. Wäre nun damit das Ziel des Buches ein rein ideales? — Keineswegs! Denn so werden wir auch am besten für die Zukunft tüchtig. Machen wir, nach Goethes Wort, uns das Erbe der Väter zu eigen, um es zu besitzen, suchen wir, nach der Mahnung seines großen Freundes die starken Wurzeln unserer Kraft im heimischen Boden, so werden wir dem Vaterlande besser dienen können, als wenn wir seinem Werden und seiner Art verständnislos gegenüberstehen. So will auch B. W. Esches „Sachsenbuch" im letzten Grunde der Zukunft dienen, dem Vaterlande — dem kleinen besonderen, wie dem großen allgemeinen. Wir wünschen ihm aufrichtig ebenbürtige Nachfolger in anderen Teilen unserer deutschen Heimat; jeder Beitrag zur deutschen Heimatkunde, aus welchem der Gaue er auch stamme, soll uns gleich willkommen sein und gleicherweise am Herzen liegen!

Betrachten wir etwas näher den Weg, den der Herausgeber einschlägt, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wohlweislich ward als Titel für das Werk die Bezeichnung „Aus den Sachsenlanden" gewählt; denn es handelt sich nicht etwa nur um das Königreich Sachsen, sondern ein viel weiteres Gebiet. Die sächsischen Herzogtümer, gemeiniglich Thüringen genannt, sind mit inbegriffen, aber auch die preußische Provinz Sachsen wird mit in den Kreis der Behandlung gezogen. Daß dies geschichtlich vollkommen berechtigt, ja das einzig Richtige ist, bedarf keines Beweises: keine irgendwie geschichtlich zurückgreifende Betrachtung „Sachsens" kann innerhalb der grün-weißen Grenzpfähle des jetzigen Königreichs Halt machen. Dementsprechend haben wir natürlich die zahlreichen Mitarbeiter an dem umfänglichen Werk (vgl. S. 3 des Umschlags) nicht nur im Königreich Sachsen,

sondern auch darüber hinaus, so in Altenburg, Waltershausen, Jena, Erfurt, Gotha, Weimar, Kassel, Berlin usw. zu suchen. Einen stattlichen Stab von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern sächsischer Abkunft, sächsischen Schlages oder vorzugsweise mit sächsischer Wirksamkeit hat der Herausgeber für sein Werk aufgeboten. Das „Sachsenbuch" stellt sich in den Dienst der heutigen volkskundlichen Bestrebungen; es will der starken, alle Sonderart verwischenden, alles gleichmachenden Strömung unserer heutigen Kultur entgegenarbeiten oder wenigstens ihr durch Pflege des Heimischen ein gesundes Gegengewicht geben; es will Heimatskunst treiben, vaterländische Gesinnung pflegen, ein gesundes, kraftvolles Stammesbewußtsein fördern und wird uns so auch Blick und Verständnis für die Eigenart anderer deutscher Stämme und Gaue erschließen. Demnach sollen in den Spalten des Werkes neben Episoden aus der eigentlichen Geschichte der Sachsenlande die Volks- und Landeskunde im kulturgeschichtlichen Sinne, Staatskunde, Volks- und Landwirtschaft, Handel und Industrie, Verkehr und Militärwesen, Wissenschaft, Kunst und Literatur Sachsens in Vergangenheit und Gegenwart behandelt werden. Der Heimatskunst will das „Sachsenbuch" durch Aufnahme von Dichtungen sächsischer Poeten, Novellen, Gedichte, deren Stoffe vorzugsweise der Heimat entnommen sind, sowie durch Illustrationen sächsischer Künstler liebevolle Pflege widmen (S. 2 des Umschlags).

Das Buch beabsichtigt natürlich nicht, die genannten Gebiete alle systematisch durchgearbeitet vorzuführen, sondern begnügt sich damit, in anregendem bunten Wechsel von jedem Proben zu geben. Die Aufsätze sollen gediegen und möglichst von dauerndem Werte sein. Streng gelehrte Ziele verfolgen sie nicht, wohl aber möchten sie allen Gebildeten eine gehaltvolle und fesselnde Lektüre sein. Besondere Sorgfalt wird auch dem Bilderschmuck des Buches gewidmet. Mit Hilfe der besten modernen technischen Verfahren möchten Herausgeber und Verleger das Sachsenbuch zu einem vaterländischen Prachtwerk machen, das unter anderem zwölf Vollbilder bringen soll, Reproduktionen von Werken hervorragender sächsischer Künstler.

Ruht somit das Buch „Aus den Sachsenlanden" auf breiter, sicherer Grundlage, verdienen die Gesichtspunkte und Ziele des Herausgebers vollen Beifall, weil jene gesund, diese vernünftig sind, so darf auch die erste Lieferung als ein wohlgelungenes Stück des Ganzen gelten. Hier kam es darauf an, die Probe auf das Exempel zu machen, praktisch an einem Beispiel zu zeigen, wie Herausgeber und Mitarbeiter ihre Aufgabe anfassen, zu sehen, ob auch mit den Bildern und dem Druck usw. alles „klappte". In all diesen Beziehungen hält die erste Lieferung stand.

Gar nicht übel deucht mich der schmucke Umschlag des Heftes: aus grauem Hintergrunde, von dem sich Schloß Kriebstein mit Fels und Fluß in mattem Grün abzeichnet, hebt sich in dunklem Braun die kraftvolle Gestalt eines Ritters heraus, der den erhobenen Schild in der Linken, das gesenkte Schwert in der Rechten haltend, uns ruhig entgegentritt bzw. vor uns wartend verharrt. Das tiefe Schwarzbraun samt dem hie und da mit Weiß erhöhten Grau — der Grundfarbe des Ganzen — modelliert die Formen der Gestalt wirksam, aber

unaufdringlich. Das Grün kehrt als Raute auf dem Wappenschilde wieder. So steht die Gestalt, den sächsischen Volksgeist verkörpernd, in der charakteristischen Landschaft da — ohne jemand herauszufordern, schlicht und treu; gewappnet, um die heimische Scholle zu schützen, bereit seine Pflicht zu tun: in der Tat, im Hinblick auf Sachsens Vergangenheit ebenso gut beobachtet wie künstlerisch geschickt ausgeführt. Der Einklang zwischen Wollen und Können in diesem einfach gehaltenen und in nichts auffälligen Umschlagbild berührt wohltuend.

Die erste Lieferung enthält zunächst zur Einführung einen sehr hübschen Aufsatz Franz Blanckmeisters „Der sächsische Volkscharakter". Eine wohlgelungene Vignette, slawische Trachten und Grabfunde darstellend, von Hans Mützel sowie zwei weitere kleine Abbildungen schmücken ihn. Was der Verfasser, ein guter Kenner der verschiedenen Teile Sachsens, hier sagt, kann man ohne Bedenken unterschreiben. Er verhehlt die Mängel im Charakter des Sachsen nicht, wird aber auch seinen Vorzügen gerecht. Es ist gut, wenn solchergestalt einmal gesagt wird, was der Sachse ist, da gerade der Charakter unseres Stammes der Mißdeutung ausgesetzt ist; er ist eben nicht so scharf nach einer Seite ausgeprägt, wie der des Nord- und Süddeutschen und daher auch nicht so leicht richtig zu erfassen. Es liegt das vor allem an der Lage unseres Landes inmitten der anderen deutschen Gaue. Der Norddeutsche stößt oben ans Meer, der Süddeutsche unten an die Alpenwand, der Ost- und Westdeutsche an fremde Völker — da wird der Charakter der Bewohner von Natur aus schärfer umrissen und zu einheitlicherer Durchbildung gedrängt. Der Sachse muß, das ist seine geschichtliche Rolle, zwischen ihnen ausgleichen, vermitteln und mit ihnen allen auskommen; er ist oft genug der Puffer zwischen ihnen gewesen. Daß das alles seinen Charakter beeinflußte, konnte nicht ausbleiben.

Äußerst lehrreich und anziehend ist der zweite Aufsatz: „Über ältere sächsische Malerei" von Dr. Robert Bruck, der längste Beitrag dieses Heftes. Der Verfasser bewegt sich auf Grund langer Studien mit großer Sicherheit auf dem schwierigen Gebiete, trefflich unterstützt durch eine Reihe vorzüglicher Abbildungen älterer und neuerer sächsischer Bilder. Den Preis unter diesen Abbildungen möchte ich dem Stolpener Altar, dem weiblichen Bildnis von Cranach, sowie dem Selbstporträt Graffs geben; der Kopf des letzteren tritt mit sprühender Lebendigkeit aus seinem Hintergrunde hervor. Dr. Bruck berührt am Schlusse ganz kurz das 18. und 19. Jahrhundert. Man müßte bedauern, daß er diese nicht in einem zweiten Aufsatz selbständig behandelt, wenn nicht das „Sachsenbuch" auf die neuere sächsische Kunst zurückkäme; wenigstens sind in den nächsten Lieferungen in Aussicht gestellt ein Beitrag von Prof. Dr. Julius Vogel über Leipzigs bildende Kunst im 19. Jahrhundert und einer von Prof. Paul Förster über die moderne Malerei in Weimar.

Aus Sachsens theatergeschichtlicher Vergangenheit bringt Adolf Winds in sehr anregender Form vieles Interessante bei; er verweilt länger bei den Anfängen der deutschen Berufsschauspielkunst und bei der tapferen, genialen, zuletzt so unglücklichen Karoline Neuberin. (Hier ist auf S. 24 mir als Druck-

fehler Freiherr von Roden-Elsbeck statt von Reden-Esbeck aufgefallen.) Der Schluß dieses und des folgenden Beitrags von Max Dittrich über die Entwickelung des Heerwesens in Sachsen steht noch aus. Beide Beiträge sind ebenfalls reich mit Bilderschmuck versehen, der von Winds auch mit einer Originalaufnahme der Neuberin nach einem bisher unbekannten Gemälde aus Privatbesitz. Es wäre von Wert, über Herkunft und Echtheit dieses Bildes Näheres zu erfahren. Dem Aufsatz von Max Dittrich sind auch einige Abbildungen aus dem Dresdner Fürstenzuge beigegeben.

Den Schluß des Heftes bildet das Feuilleton. Es enthält den ersten Teil einer Novellette in Briefen von Wolfgang Kirchbach: „Von Versailles nach Dresden". Hier wird uns das Paris und Dresden um 1803, in denen Kirchbach ausgezeichnet Bescheid weiß, feinsinnig und mit voller Lebendigkeit geschildert. Einige schöne Gedichte folgen: „Sachsentreue", eine Episode aus Johann Friedrichs des Großmütigen Gefangenschaft in Jena von Alice Freiin v. Gaudy und ein zart abgestimmtes Naturbild von Paul Heinze, „Mittagsweben" genannt, das, etwas gekürzt, vielleicht noch wirksamer wäre. Beiden Dichtungen fehlt es nicht an Illustrationen, zumal A. Wagners Motiv aus der Dresdner Heide zu dem letztgenannten Gedichte ist wohlgelungen.

Der Gesamteindruck der ersten Lieferung ist ein sehr günstiger: sie nimmt für das Werk ein. Neben ihrer Gediegenheit nach Inhalt und Ausstattung wirkt vor allem ihr Reichtum und ihre Vielseitigkeit erfreulich und erfrischend. Nichts wäre hier so gefährlich als Eintönigkeit. Schon dieses Heft führt uns durch ganz verschiedene Kulturgebiete und durch viele Jahrhunderte. Wir hätten also 12 solcher Hefte zu erwarten, die einen Band von gegen 450 Seiten mit über 300 Abbildungen und 12 Vollbildern ergeben würden. Das erste Vollbild, die Moritzburg, ein guter Buntdruck nach einem Aquarell von O. Schneider, liegt dem ersten Hefte bei, gehört aber zu einem im zweiten Hefte erscheinenden Aufsatze.

Das vorliegende Heft und das Verzeichnis der Mitarbeiter sowie einiger weiterer Beiträge gibt uns schon jetzt die Gewißheit, daß B. W. Esches Sammelwerk „Aus den Sachsenlanden" seinen Weg machen wird. Als Buch von bleibendem Werte wird es in weiten Volkskreisen Eingang finden und überall reich belehren, erfreuen und unterhalten. So steht zu hoffen, daß es die edlen Ziele, die es sich gesteckt, erreichen wird. Abgesehen vom traulichen Familienkreise, wo es hoffentlich manchen Weihnachtstisch zieren und ein gern gesehener Gast sein wird, mögen auch die Schulen, welcher Art sie auch seien, es sich nicht entgehen lassen! Zur Belebung des Unterrichts auf verschiedenen Gebieten, zumal in der Heimatskunde und der Erziehung zur Kunst, bietet es eine Gelegenheit, wie sie so schön und bequem sonst selten ist. Zur Privatlektüre der Schüler bei Abfassung kleiner Berichte und Vorträge eignet es sich ebenfalls trefflich. Als Prämie für reifere Schüler und Schülerinnen paßt es ausgezeichnet!

Doch auch über Sachsens Grenzen wird es hinausdringen. Auch dem Nichtsachsen und dem Nichtdeutschen, wofern er nach ernster Erkenntnis strebt, muß

daran liegen, eine wahrheitsgetreue, auf gründlichen Studien beruhende und in anmutiger Form gegebene Schilderung von Sachsens Land und Leuten zu erhalten. Das Sachsenbuch wird sie bieten.

So mag denn das illustrierte „Sachsenbuch" unseren Namen hinaustragen in alle Welt und mag daheim und in der Fremde in Schule und Haus berichten von Geschichte und Geschicken des Sachsenlandes, von Leben und Leistungen des in ihm wohnenden Völkchens.

Dazu seien dem Werke die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Gustav Schüler, Meine grüne Erde. Gedichte. Dresden, Verlag von Karl Reißner, 1904.

Gustav Schüler ist ein Talent, das Beachtung verdient. Gedankentiefe, Temperament, glutvolles Verlangen nach Glück und Liebe — das ist die Signatur seiner Muse. In den „Vermischten Gedichten" sind „Mein Vaterhaus", „Gebet am Sonntag", „Felsental", „Mignon", „Freude! Freude!" und „Abendgebet" meine Lieblinge. Die „Liebe" überschriebenen Dichtungen sind von feinem Stimmungsgehalt. Den Ton des Volksliedes trifft unser Poet oft aufs glücklichste. Wie tief ergreifend ist z. B. die „Näherin", wie morgenfrisch das „Pflügerlied"! Auch die letzte Abteilung „Natur" bietet viel des Schönen und Gelungenen. Hier eine Probe:

Viola tricolor.

Seid ihr wieder da? Das Kleid
Wie im vorigen Jahr.
Lauter blaue Herrlichkeit
Wie im vorigen Jahr.
Aufgeputzt, als ging's zum Tanz,
Wie im vorigen Jahr.

Überblüht von Sonntagsglanz,
Wie im vorigen Jahr.
Still ins grüne Gras getan,
Wie im vorigen Jahr. —
Seht euch 'mal die Menschen an!
Auch wie voriges Jahr?

An solch artigen Pointen ist Schüler reich. Alles in allem: ein schönes lyrisches Talent, von dem man noch manche gute Gabe erwarten darf.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

H. Gaudig, Didaktische Ketzereien. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1904. VI und 130 S. 2 M., geb. 2,60 M.

In zwangloser Anordnung behandelt der Verfasser eine Reihe von Fragen des Unterrichts und der Erziehung. So spricht er über die verschiedenen Lehr- und Lernformen, über Aufmerksamkeit, über Schul- und Privatlektüre, über Schul- und Hausarbeit, über intellektuelle, sittliche und ästhetische Bildung. Überall tritt er uns als ein Mann von reicher praktischer Erfahrung und umfassender philosophischer Bildung entgegen. Er hat das Buch den Lehrern und Lehrerinnen an der höheren Mädchenschule und am Lehrerinnenseminar der Stadt Leipzig, deren Leiter er ist, gewidmet, doch kann dessen Lektüre auch den Lehrern der höheren Knabenschulen warm empfohlen werden; denn einerseits gilt vieles von dem Gesagten auch für diese Schulen — es sei z. B. auf die feinen Bemerkungen: „die Intelligenz totfragen" (S. 10) und

„Aufmerksamkeit sehr gut" (S. 26) hingewiesen —, anderseits finden sich treffende Urteile über die Unterschiede zwischen Knaben- und Mädchenunterricht, die sich mit Notwendigkeit aus der psycho-physischen Verschiedenheit der Geschlechter ergeben (vgl. besonders S. 79 ff.). Der Grundgedanke des Verfassers, den man aber doch wohl kaum mehr als „Ketzerei" zu bezeichnen braucht, lautet: Auf unseren Schulen wird vom Lehrer zu viel gefragt und vom Schüler zu viel gewußt; es muß das Ziel sein, mehr als bisher zu selbsttätigem Denken heranzubilden. „Daß starkes und im Leben fortwirkendes Interesse sich bilde, ist die höchste Aufgabe der Schule nach der intellektuellen Seite hin" (S. 49). Demgemäß möchte Gaudig vor allem die Lektüre freier gestaltet wissen, und so läßt er selbst häufig seine Schülerinnen sich Aufgaben wählen und Fragen aufwerfen und gibt so der Schulstunde mehr den Charakter eines freien, nur vom Lehrer geleiteten Gesprächs (vgl. S. 33 ff. und 68 ff.). — Es sei gestattet, mit einem besonders beherzigenswerten Worte des Verfassers zu schließen: „Es ist ungleich wertvoller, wenn innerhalb einer geringen Zahl von Teilgebieten und an knapper bemessenem Stoff große geistige Energie erreicht wird, als wenn die Fülle des Stoffes die geistige Energie auf die bloße Rezeptivität herabdrückt. Lebendige Kraft, das ist doch die schönste Frucht aller unterrichtlichen Arbeit" (S. 98).

Berlin. **R. Wessely.**

Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 3. Aufl., mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 178 S.

Wenn ein Buch, dessen erste Auflage aus dem Jahre 1897 stammt, schon jetzt in dritter Auflage erscheint, so ist das gewiß ein Beweis für seine Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit. Und in der Tat, das Werk von Franz Söhns, das wohl nicht nur jedem Naturwissenschaftler, sondern auch den Lehrern des Deutschen bekannt sein dürfte, ist ein Buch, aus welchem jeder, der all den farbenbunten Blumensprößlingen des Waldes und des Gartens ein Herz voll Naturfreude entgegenbringt, vielfachen Genuß und reiche Belehrung schöpfen kann. Schon die ersten beiden Auflagen fanden deshalb mit Recht sowohl in der fachwissenschaftlichen Presse, als auch sonst fast uneingeschränkte Anerkennung; verdientermaßen wurde überall des Verfassers innige, warme Liebe und feines Verständnis für die Pflanzenwelt unserer deutschen Wälder und Auen gerühmt, desgleichen die große Umsicht und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er alle irgendwie Aufschluß vermittelnden Quellen literarischer Art aus alter und neuer Zeit sich zunutze zu machen verstand.

„Begriffe ohne Anschauungen sind tot", sagt Söhns richtig in seiner Einleitung und verlangt deshalb, daß der Schüler im botanischen Unterrichte nicht nur die lateinischen Namen erfahre, sondern auch die deutschen Benennungen, welche die behandelte Pflanze, sei es in seiner Heimat, sei es in seinem Lehrbuche, hat, ihrem Inhalte nach genau kennen lerne. „Das Volk hat seine eigene Nomenklatur, die es unbekümmert um Lehrbuch und Schule

beibehält. Für den Lehrer aber muß es unendlich wertvoll sein, diese Namen kennen zu lernen und im Unterrichte verwerten zu können. Es muß ihm eben alles daran liegen, den Gegenstand seines Naturunterrichts, hier das Kind der ewig jungen Natur, die Pflanze, dem jugendlichen Gemüte so nahe als möglich zu führen. Wie tiefe Blicke eröffnen diese alten Namen nicht selten in unsere älteste germanische Vorzeit!" Damit berührt Söhns einen uns äußerst wichtig erscheinenden Punkt unseres Jugendunterrichts und weist einen Weg, auf welchem die oft und nachdrücklich erhobene Forderung, daß alle Unterrichtsfächer der höheren Schule bis zu einem gewissen Grade der Erweckung nationalen Sinnes und der Freude an germanischer Lebensanschauung dienen sollen, verwirklicht werden kann. „Je tiefer", sagt der Verfasser mit Recht, „der Schüler hineinblickt in den schier unergründlichen Schacht der germanischen Volksseele, um so anziehender wird sie ihm, um so besser wird er selber!"

Als feinsinniger Pädagog zeigt sich ferner Söhns, wenn er verlangt, daß die Jugend darauf hingewiesen werden soll, daß auch unsere deutschen Dichter seit alters her die Pflanzen, die holden, taufrischen Kinder der Natur, mit vollster Liebe umfaßt haben, daß die Liebe zur Pflanze allen Edlen unserer Nation eigen gewesen ist, daß die Dichter aller Zeiten die lieblichen Blumensprößlinge der Mutter Erde zu verherrlichen wußten im Liede; und es müßte wunderlich zugehen, fährt er fort, wenn dadurch das poetisch verklärte Pflänzlein sich nicht in dem so leicht empfänglichen Herzen des Knaben ein Plätzchen erringen sollte, an welchem es weiter wächst und blüht, unausrottbar bis an sein Ende.

Das sind alles so gesunde, vernünftige pädagogische Gesichtspunkte, daß jeder Lehrer sie gern und freudig auch zu den seinigen machen wird. In der uns vorliegenden dritten Auflage hat der Stoff wiederum einzelne Erweiterungen und Verbesserungen erfahren, trotzdem hat sich aber der Herausgeber, wie er selbst sagt, mit Recht bestrebt, immer nur das Unentbehrlichste ergänzend aufzunehmen, damit das Buch an Handlichkeit, Übersichtlichkeit und vor allem an Kürze nicht allzuviel einbüße. In diesem neuen Gewande schickt der Verfasser sein Buch in die Welt hinaus, das, wie wir nicht zweifeln, immer neue Freunde bei jung und alt, in Schule und Haus sich erwerben wird, so daß der Wunsch gewiß in Erfüllung gehen wird, den Söhns am Schluß des Vorwortes zur dritten Auflage ausspricht: „Möge ein freundliches Fatum auch über dieser neuen Auflage walten, möge sie vor allem von demselben warmen Interesse getragen sein, das ihre Vorgänger bei den Männern der Schule nicht nur, sondern, ich darf sagen, fast allgemein gefunden haben — wiederum zum Nutzen dessen, was uns von allen irdischen Gütern das edelste sein soll: unseres deutschen Vaterlandes." Möchten alle Lehrer der Naturwissenschaft im Sinne von Söhns ihren Unterricht erteilen und die Naturerkenntnis ihrer Schüler nach Kräften fördern, eingedenk des Wortes von Ernst Häckel: Ich habe die feste Überzeugung, daß jeder große Fortschritt in

der Naturerkenntnis unmittelbar oder mittelbar auch eine entsprechende Vervollkommnung des sittlichen Menschenwesens herbeiführen muß!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Ludwig Fulda. Sinngedichte. 3. Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1904.

Ludwig Fulda, der uns das prächtige Märchendrama „Talisman" geschenkt, ist ein feinsinniger, geschmackvoller Epigrammatiker. Eine hohe geistige Freude gewährt es, sich in seine „Sinngedichte", die soeben in 3. Auflage erschienen sind, zu versenken, in denen er eine Fülle von Perlen köstlicher Lebensweisheit, in das Gold einer edlen Form gefaßt, bietet. Leben und Gesellschaft, Literatur und Kritik, Kunst und Bühne, Wissenschaft und Politik: all diese Gebiete hat er mit hellem, klarem Sinn und offenem Auge durchwandert: was er erschaut und erlebt, hat sich ihm zu formschönen Gedichten gewandelt voll Heiterkeit und Humor, voll Witz und Ironie. Nur einige Proben aus diesem embarras de richesse:

Falsche Bescheidenheit.

Mit der Demut Heil'genschein
Bringt man's weit auf Erden;
Viele machen sich nur klein,
Um recht groß zu werden.

Du bist, o Mensch, nur ein Passant auf Erden
Und darfst darum nicht allzu anspruchsvoll
Als Stammgast dich an einem Tisch gebärden,
An dem so bald ein andrer sitzen soll.
Die Teuren, denen unser Herz ergeben,
Raubt uns der Tod,
Wenn sie nicht schon zuvor — o zehnfach härt're Not —
Geraubt uns werden durch das Leben!

Zeitmangel.

Wer die Zeit sich suchen mag,
Hat sie stets gefunden:
Für den Fleißigen hat der Tag
Achtundvierzig Stunden.

Das ist fürwahr ein armer Mann,
Der Haupt und Herz nicht beugen kann,
Wenn seiner Tür die Majestät
Des Geistes still vorübergeht.

Wenn dir der Himmel zwei Geschenke gibt,
Dann fehlt's bei Männlein dir und Weiblein schwerlich.
Erzählen können macht dich rasch beliebt,
Zuhören können macht dich unentbehrlich.

Es scheint, als ob das launische Glück
All seine Schätze Stück um Stück
An einen Liebling vergeude;
Die anderen atmen schwer und bang,
Kauern am Weg ihr Leben lang
Und harren auf eine Freude.

Geist und Witz, sie decken bei vielen
Knapp die traurige Blöße;
Alles läßt sich erheucheln und spielen,
Nur nicht innere Größe.

Willst du Männer gesprächig machen,
Sprich von Sachen;
Soll das Gespräch mit Frauen sich lohnen,
Sprich von Personen.

Neumodische Kämpfer.

Ihr brauchtet nicht lange das Schwert zu schärfen;
Weit leichter habt ihr Ruhm errungen:
Den Heldenruhm der Gassenjungen,
Die ehrliche Leute mit Steinen werfen.

Was die Zeitung von dir meint,
Macht's dir etwa Kummer,
Denke: Morgen schon erscheint
Eine neue Nummer.

Scheint euch ein Kunstwerk leicht dahin zu schweben,
Dann schwört darauf: es reifte lange Zeit;
Die größte Leichtigkeit in Kraft und Leben
War stets die größte Schwierigkeit.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

C. Schaible, Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B. und Leipzig, Verlag von Paul Waetzel. 632 S. Preis geb. 7,50 M.

Das uns zur Anzeige vorliegende Buch von C. Schaible: „Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon" dürfte in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums lebhaften Anklang finden. Denn wenn es auch eine Fülle von Werken bereits gibt, die nach dem Vorgang der ausgezeichneten „Geflügelten Worte" Büchmanns dem deutschen Volke einen reichen Zitatenschatz zu vermitteln suchen, so fehlte es doch bisher noch an einem wirklich brauchbaren Nachschlagewerke, wie es Schaible in trefflich übersichtlichem Lexikonformat uns bietet. Nach Stichworten nämlich geordnet, aus deren schier überreicher Fülle wir beispielsweise nur folgende herausgreifen: Aberglauben, Arbeit, Begierde, Besitz, Bildung, Bürger, Ehre, Familie, Frau, Frieden, Geist, Geschichte, Herrscher, Herz, Jugend, Kraft, Kunst, Künstler, Meinung, Nation, Politik, Reichtum, Schule, Unterricht, Verkehr, Wahrheit, Wissenschaft, Zeit usw. usw., hat der Verfasser einen fast unerschöpflichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, Menschenkenntnis und Lebensweisheit, Sentenzen und Gedankensplittern, „eine große gebundene geistige Kraft", darbieten wollen. „Hiermit ist", wie er selbst in seinem Vorwort sagt, „eine Menge von Aufschlüssen gewonnen, welche nicht nur der allgemeinen Bildung und Unterrichtszwecken dienen, sondern die auch die Hilfsmittel bieten zu jeder geistigen Arbeit, zu wissenschaftlichem Gebrauch, sowie zu Verteidigung und Angriff im Streit der Meinungen, die ferner eine Richtschnur geben für unser Verhalten und eine Erkenntnisquelle zur Erringung eines geläuterten Urteils: eine feste Stütze zur Selbstzucht und zu dem zu erkämpfenden 'Emporgang des Lebens'."

Die Auslese von Aphorismen fand nach dem eigenen Geständnis des Herausgebers in christlicher, ethischer, praktisch-philosophischer und sozialer Beziehung statt, und bei der Anordnung des Stoffes wurden die als Stichworte

gewählten sprachlichen Begriffe von den verschiedensten Seiten beleuchtet, so daß systematisch verknüpfte Gedankenresultate zutage traten und die jeweilige Gruppierung um einen solchen Begriff gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet.

Ein beigegebenes Autorenverzeichnis, nach Berufen geordnet und unter Beifügung der Lebenszeit der einzelnen, zeigt uns die geradezu staunenswerte Belesenheit des Herausgebers. In nicht weniger als fünfzehn Gruppen ziehen an unserem geistigen Auge vorüber die von ihm benutzten: Dichter und Dramatiker; Frauen als Schriftsteller; Fürsten; Geschichtschreiber, Geographen, Altertumsforscher; Juristen; Kunstschriftsteller; Militärschriftsteller; Musikschriftsteller und Komponisten; Nationalökonomen; Naturforscher, Mediziner, Physiologen, Physiker und Chemiker; Philologen, Pädagogen, Sprachforscher, Orientalisten, Literatur- und Kulturhistoriker; Philosophen, Ästhetiker und Moralisten; Gelehrte, Romanschreiber und Novellisten, Schriftsteller im allgemeinen; Staatsmänner und Redner; Theologen und Religionsstifter; in einer sechzehnten Gruppe endlich erscheinen als Quellen von Aphorismen noch die Fliegenden Blätter, die Sprichwörter und der Talmud.

Besonderen Wert hat Schaible nach seiner eigenen Aussage darauf gelegt, daß, wenn auch viele der bedeutendsten Autoren aus dem Altertum und solche aus der neueren und neuesten Zeit von beinahe allen modernen Nationen herangezogen wurden, doch vornehmlich den deutschen das Hauptwort gegeben wurde. Dabei hat er es aber zugleich mit Absicht, und wir müssen sagen, berechtigterweise und mit großem Geschick vermieden, in eine allzu spezielle oder mehr fachwissenschaftliche Gedankenwelt hinabzusteigen, sondern es sind die schöpferischen, geistvollen Ideen, Sentenzen und Maximen allgemeinerer Natur ans Licht gezogen worden, weil nur in der Allgemeinheit die Ideen wurzeln.

So ist uns hier ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk geboten, dessen Anschaffung allen Gebildeten unseres Volkes nur dringend empfohlen werden kann; das Buch wird dank seiner vornehmen äußeren Ausstattung, ebenso wie auf Grund seines gediegenen Inhalts eine wahre Zierde jeder Bibliothek bilden, und wer sich einmal in seine Lektüre versenkt hat, wird dem Urteil des Verfassers beipflichten, der am Schlusse seines Vorworts sagt: „Wer es versteht, diese uns als Erbteil überlieferten, unvergänglichen geistigen Güter mit liebevollem Vertiefen zu lesen und zur eigenen Waffe zu schmieden, dem bleibt der Vorteil davon fürs Leben gewiß nicht aus."

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Gymnasialklassen von Karl Hähnel, k. k. Gymnasialdirektor. Neue Folge. 1. Reihe (Aufgaben für die V. und VI. Klasse). Landskron 1904.

In den vorliegenden Dispositionen hat der Verfasser der vergleichenden Charakteristik eine Anzahl Themata gewidmet, offenbar in der Erkenntnis, daß gerade diese Aufsatzgattung den Schüler zwingt, eine Sache nach bestimmten Gesichtspunkten zu begründen, Unnützes auszuscheiden und die Ergebnisse zusammenzufassen. Allerdings wird der verständige Lehrer nicht die Vergleichung,

weil sie den Schüler zu eintöniger Wiederholung des Wortes und komparativen Wendungen verführt, bevorzugen. Deshalb hat Hähnel auch wie früher in seinen „200 Entwürfen zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten, 1900“ für die notwendige Abwechselung gesorgt.

Dresden. **H. Unbescheid.**

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin, Gebrüder Paetel, 1904.

Ein köstliches Büchlein, das uns beide Dichter in ihrer Eigenart klar und lebensvoll vor Augen führt, eine Quelle edelsten Genusses für alle Freunde dieser Meister der Novelle und Lyrik! Sie traten einander erst spät nahe. Storm schrieb als Sechzigjähriger zum erstenmal an Keller, der bereits 62 Jahre zählte. Als Mensch wie als Dichter stehen beide fertig abgeschlossen da. Beide besitzen noch die echte Kunst des Briefschreibens, die Lust, eine Plauderstunde auszukosten, das wohlige Behagen, dem Moment sein ganzes Recht zu verschaffen. Keller sucht dabei mehr die Situation, Storm mehr die Stimmung festzuhalten.

Im Mittelpunkte ihrer Interessen stehen ihre Dichtungen. Wir sehen aus diesem Briefwechsel, wie stark Storm auf Keller durch seine Ratschläge gewirkt hat. Keller ließ sich von der formalen Sorgfalt und Sicherheit Storms imponieren, den er schon 1875 als einen „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter“ gepriesen hatte. Zugleich tun wir einen Blick in das freundliche, liebedurchsonnte Heim Storms und in das ungemütliche Hauswesen Kellers, dessen Schwester als „säuerliche, alte Jungfer“ darüber zetert, daß Storms Briefe nicht genug frankiert ankommen, und die über das in den Ofen zu steckende Holz zankt, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig gehe, die einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein „schönes Restchen Holz vom Winter übrig habe“. Willkommenes Licht fällt auch auf die Dichter: W. Jordan, Kinkel und besonders Paul Heyse. Der Herausgeber Albert Köster erweist sich in seinen Erläuterungen als tiefer und feinsinniger Kenner beider Dichterindividualitäten und bietet eine Fülle wertvoller Fingerzeige für beider Kunst und Leben, so z. B. die für Storm höchst interessante Notiz über die Art, wie er den Tod seiner geliebten Konstanze ertrug (vgl. S. 50 u. 51.) Kurz, ein prächtiges Buch, das jedem Freunde unserer Literatur ein wahres Labsal sein muß!

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Kleine Mitteilungen.

Aufforderung zur Sammlung oberlächsischer Volkswörter. Wenn um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Leipziger Professor Gottsched den Gebrauch mundartlicher und volksmäßiger Ausdrücke in der Schriftsprache verwarf, so haben wir heute nicht nur eine mundartliche Dichtung, die wir mit großem Genusse auf uns wirken lassen, selbst wenn uns ihr Verständnis Schwierigkeiten bereitet, sondern unsere Gelehrten schätzen auch die Sprache des Volkes als den Jungbrunnen, aus dem die Schriftsprache

immer und immer wieder schöpft und schöpfen muß, um sich zu bereichern und zu erfrischen. Dadurch, daß Luther für seine Bibelübersetzung sich nicht lediglich einer der vorhandenen Kanzleisprachen bediente, sondern deren Wortschatz durch Ausdrücke der Mundarten ergänzte und ihren Satzbau in volksmäßiger Weise gestaltete, verlieh er seinem Werke eine solche Frische und Kraft, daß seine Übersetzung den Sieg davontrug über alle anderen und ihre Sprache die Grundlage für eine allen Deutschen gemeinsame Sprache, für die deutsche Schriftsprache wurde. Es wäre ein aussichtsloses Unternehmen, an ihre Stelle wieder die Mundarten treten zu lassen etwa in der Absicht, diese letzteren vor dem allmählichen Untergang zu schützen; auch der heutige Naturalismus wird die einzelnen deutschen Mundarten nicht auf allen Bühnen Deutschlands heimisch machen; vielmehr müssen wir unseren großen Dichtern dankbar sein, daß sie auf der von Luther gegebenen Grundlage uns eine Dichtersprache geschaffen haben, die in allen Gegenden und Winkeln unseres Vaterlandes in gleicher Weise verstanden wird. Wohl aber haben wir die Pflicht, und zwar gerade im Hinblick auf eine immer wieder notwendige Bereicherung und Auffrischung unserer Schriftsprache, den noch vorhandenen Reichtum unserer Volksmundarten kennen zu lernen und durch seine Buchung vor der Vernichtung zu bewahren. Die deutschen Dialekte bergen einen reichen Schatz von Wörtern, welche die Schriftsprache entweder überhaupt nicht kennt oder doch nicht in der Bedeutung, in der sie in manchen Landschaften gebraucht werden. Wie oft freuen wir uns über einen treffenden Volksausdruck, der nur in einer Landschaft oder in dem engen Kreise unserer eigenen Heimat gebräuchlich ist und an dessen Stelle der „gebildete" Deutsche sich mit einer nichtssagenden Gedankenmarke oder vielleicht gar mit einem Fremdworte behilft! Wie oft vermag sich der „Gebildete" mit dem einfachen Manne aus dem Volke nicht zu verständigen, weil er dessen Wortschatz nicht kennt! Wie soll, um nur ein Beispiel zu geben, der Arzt einen Kranken beraten, der ihm mitteilt: „Mir is ofte weechlich", wenn er nicht weiß, daß diese Worte eine Umschreibung für epileptische Krämpfe darstellen? Wie falsch kann der Kutscher beurteilt werden, von dem es heißt, er habe keine Stelle und arbeite kaum an der Straße, wenn nicht die (in Dresden) eigentümliche Bedeutung von kaum = inzwischen, einstweilen bekannt ist (vgl. die Kinder gingen fort, und kaum wurde ein bißchen Ruhe im Hause).

Für die süddeutschen Mundarten sind umfassende Wörterbücher vorhanden oder noch in Bearbeitung; auch für Niederdeutschland gibt es größere Sammlungen. Am wenigsten ist bisher für mitteldeutsche Dialekte geschehen, und gerade die durch Luther so wichtig gewordene meißnische oder obersächsische Mundart hat den Sammelfleiß der Gelehrten fast gar nicht erfahren. Diese haben sich wohl um die Darstellung des Laut- und Formenbestandes einzelner sächsischer Mundarten bemüht (so Albrecht um die Leipziger, Göpfert um die Erzgebirgische, Philipp um die Zwickauer, Dunger und Gerbet um die Vogtländische, Meiche um die Sebnitzer, Michel um die Seifhennersdorfer usw.), insbesondere hat das Obersächsische in Karl Franke einen kundigen Grammatiker gefunden, die Sammlung und Bearbeitung des Wortschatzes sächsischer Mundarten übersteigt aber wie die der süddeutschen auch die Kräfte eines Gelehrten. Dazu bedarf es der vereinten Arbeit vieler. Zu diesem Schlusse sind denn auch Versammlungen des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz, des Dresdner Deutschen Sprachvereins, des Vereins für sächsische Volkskunde, des Dresdner Pädagogischen Vereins gekommen — was bisher gefehlt hat, das ist die Ausführung der wiederholt gefaßten Beschlüsse. Nunmehr aber haben sich auf eine Aufforderung des Schriftleiters des Dresdner Anzeigers Professor Dr. Schumann die Herren Professor Dr. Dunger, Stadtschulrat Professor Dr. Lyon, Dr. Alfred Meiche, Professor Dr. Karl Müller, Privatdozent Dr. Reuschel und Bürgerschullehrer Martin Frieß (Vorsitzender des im Dresdner Pädagogischen Verein bestehenden Ausschusses für Phonetik) bereit erklärt, eine Sammlung obersächsischer Volksworte in die Hand zu nehmen, die mit Hilfe aller für unsere engere Heimat sich erwärmenden Kräfte zustande kommen soll. Eine Beschränkung dieser Sammelarbeit auf die eine der sächsischen Mundarten ist aus praktischen Gründen geboten, doch sollen die Grenzen nicht gerade ängstlich gezogen werden.

Während die vogtländischen, erzgebirgischen und oberlausitzer Mundarten von außersächsischen (dem Ostfränkischen, Bayerischen und Thüringischen) beeinflußt sind und über die Grenzen des Königreichs Sachsen hinausragen, weisen die unter dem Namen des Obersächsischen zusammengefaßten Dialekte keine derartigen Einflüsse auf, wenigstens keine unmittelbaren und wesentlichen. Eben weil im Meißner Land schon zu Luthers Zeit die mundartlichen Besonderheiten des Nordens und des Südens am meisten abgeschliffen waren, konnte das Obersächsische sich zum Gemeindeutschen entwickeln. Daß dieses sich freilich mit der meißnischen Mundart nicht deckt, muß jeder Sachse außerhalb seines Vaterlandes erfahren, und oft wird ihm sein „Sächsisch" als ein verdorbenes Hochdeutsch vorgeworfen. Und doch handelt es sich bei ihm nur um dieselbe Tatsache, die bei allen anderen deutschen Stämmen ohne weiteres anerkannt wird, daß das Schriftdeutsche sich von dem in den einzelnen Landschaften gesprochenen Deutsch entfernt hat. Auch in Sachsen macht es sich der Gebildete in seinen vier Pfählen bequemer mit der Aussprache und der Wahl der Wörter, noch weniger Anlauf zum Schriftdeutschen nimmt die Masse der eingeborenen Stadtbevölkerung, und am treuesten bewahren die Bauern den Lautstand und den Wortschatz ihrer Mundart im Meißner Lande wie in anderen deutschen Gauen auch. Ja nicht einmal in diesem nicht eben großen obersächsischen Sprachgebiete wird eine völlig gleiche, einheitliche Mundart gesprochen, auch hier lassen sich wie in allen deutschen Mundarten noch besondere Dialekte unterscheiden. Für die Zwecke der zu veranstaltenden Sammlung kann hier eine Erörterung dieser Unterschiede unterbleiben. Unsere Sammlung soll sich erstrecken auf die Gebiete Dresden-Meißen-Nossen, Lommatzsch-Riesa-Großenhain, Geithain-Leisnig-Döbeln, Chemnitz-Roßwein, Freiberg-Brand-Frauenstein-Bienenmühle-Altenberg, Frohburg-Borna, Grimma-Oschatz, Radeberg. (Nach Süden und Osten würde sich als Grenze etwa eine Linie nördlich von Werdau nach Zschopau-Altenberg-Pirna-Radeberg ergeben, nach Westen die Pleiße.) Im Hinblick auf eine wissenschaftliche Verwertung ist es notwendig, die Wörter in der Lautform aufzuschreiben, die sie in der Mundart wirklich haben, nicht nur in der Form, die sie nach der Meinung des Aufzeichners haben würden, wenn sie schriftsprachlich wären. Auch die Unterschiede der Aussprache, die zwischen Dorf und Stadt wahrzunehmen sind, sollen berücksichtigt werden. Doch genügt es, wenn das Gehörte annähernd richtig wiedergegeben wird, die Kenntnis der Mittel, die sich unsere Dialektforscher zur Bezeichnung der Laute geschaffen haben, kann und soll bei den Einsendern obersächsischer Volkswörter nicht vorausgesetzt werden. Gerade die Mängel unseres A-B-C, die einer lautgetreuen Schreibung hinderlich sind, bieten den Vorteil, daß jeder sich die Buchstaben durch die Laute hörbar machen kann, die ihm von Kindheit an bei seiner Aussprache geläufig sind. Jeder Sachse wird die Schreibweise: Stille biste! ohne weiteres in die Aussprache „Schdille bisde" umsetzen.

So ergeht denn an alle Leser dieser Zeilen die Aufforderung, alles was ihnen an Ausdrücken volkstümlicher Art bekannt ist, mit den Bedeutungen aufzuzeichnen und an Herrn Professor Dr. Paul Schumann, Dresden-Altstadt, oder auch an eines der anderen Mitglieder des Ausschusses einzusenden und dabei nichts für zu gering zu achten, zum Beispiel Ausdrücke für Verrichtungen des täglichen Lebens, essen und trinken, arbeiten, spielen, schlafen, sterben (töten) usw. usw., Bezeichnungen für Geräte und Werkzeuge in allerlei Handwerken und Gewerben, für Örtlichkeiten, Gebäude, Straßen oder Gassen, Feldfluren, Waldgegenden, Pflanzen und Tiere. Auch allerlei Redensarten in Handel und Wandel (zum Beispiel e Geschigge dran machen = bei Festsetzung des Preises entgegenkommen), Scherz-, Spott- und Liebkosungsworte, -reden und -reime, alles ist willkommen. Einzelne Wörter werden oft am besten verständlich werden im Zusammenhange eines ganzen Satzes, eines Spruches und dergleichen. Wer den Bearbeitern eine besondere Wohltat erweisen will, schreibe die einzelnen Ausdrücke je auf einen Zettel. Unerläßlich ist neben der Angabe der Bedeutung die des Ortes oder der Gegend, wo die Wörter tatsächlich gebraucht werden.

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 8. 9. Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel, herausgeg. von Ernst Martin. 2 Teile. Besprochen von Behaghel. — Wolfram von Eschenbach, herausgeg. von A. Leitzmann. Besprochen von Behaghel. — Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Besprochen von Ehrismann. — Evans, Der bestrafte Brudermord. Sein Verhältnis zu Shakespeares Hamlet. Besprochen von Dibelius.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgeg. von Hofrat Alexander Koch. Band I. Oktober 1904 bis September 1905. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt und Leipzig.

Monatsschrift für höhere Schulen. III. Jahrg. 9. u. 10. Heft, September, Oktober. Inhalt: Der zweite Kunsterziehungstag. Von Oberlehrer Prof. Dr. R. Lehmann in Berlin. — Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Von Dr. phil. E. Schultze in Hamburg-Großborstel. — Der Unterricht der deutschen Sprache und Literatur an den Mittelschulen Ungarns. Von Direktor F. Kemény in Budapest.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 8. Heft. Inhalt: Der Anfang des Hellenentums. Von Konrektor Prof. Dr. Richard Fritzsche in Schneeberg i. S. — Das Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below und Meinecke. Von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf in Stuttgart. — Felix Hemmerli, ein schweizerischer Publizist des XV. Jahrhunderts. Von Privatdozent Dr. Albert Werminghoff in Greifswald. — Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Joseph Petzoldt in Spandau. — Zur Frage des Nachmittagsunterrichtes. Von Realgymnasialoberlehrer Dr. Richard Le Mang in Dresden. — Über Anschauung und Anschauungsmittel im Unterricht. Von Gymnasialoberlehrer Gustav Lauteschläger in Darmstadt.

—— 9. Heft. Der Anfang des Hellenentums. (Schluß.) Von Konrektor Prof. Dr. Richard Fritzsche in Schneeberg i. S. — Die Tannhäusersage. Von Oberlehrer und Privatdozent Dr. Karl Reuschel in Dresden. — Die Eigenart des Gymnasiums. Von Gymnasialdirektor Dr. Adolf Stamm in Anklam. — Wilhelm Münchs Gedanken über Zukunftspädagogik. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig. — Warum lehren wir Griechisch? Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Aly in Marburg. — Öffentliche Kunstsammlungen. Ein Hilfsmittel für den Unterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Richard Pappritz in Frankfurt a. M. — Aus Kuno Fischers Studienzeit. Von Gymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. Hugo Holstein in Halle.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 4. Band, Heft 4. Inhalt: Wilhelm Creizenach, Die Aristophanes-Übersetzung des Leonardo Aretino. — Siegmund Fraenkel, Zur Geschichte von den drei Ringen. — Josef Scheidl, Persönliche Verhältnisse und Beziehungen zu den antiken Quellen in Wielands Agathon. — Albert Fries, Zu Heinrich v. Kleists Stil. — Rudolf Schlösser, Nachträgliches zu Platens Sonetten. — Hugo Holstein, Zu Schillers Reise nach Berlin.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 11. Band. 1. und 2. Heft. Inhalt: Noch einmal der „Hürnen Seufried" des Hans Sachs. Von Karl Drescher in Bonn. — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VII. Geistliche Lieder und Psalmen. — Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert. Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin. (Schluß.) — Drei volkstümliche historische Lieder. Mitgeteilt von Adalbert Jeitteles in Graz. I. Lied auf Friedrich den Großen. II. Lied auf den heil. Johann von Nepomuk. III. Loblied auf Maria. — Österreichische Türkenlieder (1788—1790).

Mitgeteilt von Stefan Hock in Wien. I. II. III. IV. — Goethes „Edler Philosoph". Von Leonard L. Mackall in Baltimore (Vereinigte Staaten). — Ein unbekanntes Gedicht der Bettine. Mitgeteilt von Ludwig Geiger in Berlin. — Albert Lindner und Eduard Devrient. Nach ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern. Von Hans Devrient in Weimar.

Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 22. Zweites August-Heft. Inhalt: Rudolf Fürst, Ahasver-Dichtungen. — Eugen Kovács, Josef Kiß. — Monty Jacobs, Grillparzer-Forschung. — Max Osborn, Die große Ibsen-Ausgabe. — Kaethe Schirmacher, Deutsch-Französisches. — Ernst Ziel, Neue Lyrik. — Eugen Holzner, Antikes und Antikisierendes.

—— 6. Jahrg. Nr. 23. Erstes September-Heft. Inhalt: Otto Stoeßl, Die Bilanz der Moderne. — Arthur Luther, Russische Bühnendichter. — Albert Geiger, Neue Novellen. — Harry Maync, Eduard Mörikes Briefe. — E. von Sallwürk, Shakspere-Schriften. — F. Freiin von Bülow, Meredith in Deutschland. — Ludwig Fulda, Tantiemen.

—— 6. Jahrg. Nr. 24. Inhalt: M. G. Conrad, Unsittliche Literatur. — Erich Meyer, Französische Romane. — A. v. Gleichen-Rußwurm, Neue Essays. — Alexander v. Weilen, Der Ursprung des Harlekin. — Leo Berg, Nietzsche-Literatur. — Paul Lindenberg, Aus der Fremde. — William Archer, J. M. Barrie.

—— 7. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Das deutsche Sinngedicht. — Theodor Fontane, Aus Familienbriefen. — M. Maeterlinck, Charles von Lerberghe. — Karl Busse, Verse. — Kurt Aram, Literarische Eigenbrödler. — Oscar Wilde, Die Herzogin von Padua. — Fritz Mauthner, Wie eine Theaterkritik entsteht. — Peter Rosegger, Der Dichter des hinterberger Landels.

—— Nr. 2. Inhalt: Ernst v. Wolzogen, Wagners Liebesleben. — Josef August Beringer, Richard Dehmel. — Richard Dehmel, Im Spiegel. — Georg Minde-Pouet, Ein Ostmarkenroman. — Theodor Achelis, Whitman-Übertragungen. — Richard Dehmel, Dichtungen.

—— Nr. 3. Ernst v. Wolzogen, Aus Wagners Liebesleben. (Schluß.) — Oskar F. Walzel, Humboldts Werke. — Paul Bornstein, Neues von H. v. Kahlenberg. — Fritz Lemmermayer, Moderne Komödien. — Peter Hille, Aphoristisches.

Die Deutsche Schule. VIII. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Rudolf Hildebrands Pädagogik. Von Edwin Wilke, Rektor in Quedlinburg. — Haus- und Schularbeit. Experimente an Kindern der Volksschule. Von Dr. E. Meumann, Prof. an der Universität Zürich. (Schluß.)

—— 8. Heft. Inhalt: Rudolf Hildebrands Pädagogik. Von Edwin Wilke, Rektor in Quedlinburg. (Schluß.) — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Von Dr. Friedrich Paulsen, Prof. an der Universität Berlin. — Hecker in Frankfurt a. O. (Nach archivalischen Quellen.) Von Karl Seilkopf, Frankfurt a. O.

—— 9. Heft. Inhalt: Die Macht der Erziehung. Von Dr. P. Barth, Prof. an der Universität Leipzig. — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Eine Antwort an Herrn Prof. Dr. Fr. Paulsen von E. Ries in Frankfurt a. M.

—— 10. Heft. Inhalt: Was soll die Kunst in der Schule? Von Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck. — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Ein Wort der Erwiderung an Herrn E. Ries von Friedrich Paulsen.

Alemannia, 5. Band. Heft 1 u. 2. Inhalt: Pfarrer Eduard Blocher, Aus dem Sprachleben des Wallis. — Gymnasiallehrer Dr. Karl Bibeleisen, Der Name Achalm. — Derselbe, Zur Namensforschung der Alpen. Der Name Kamor.

Archiv für Kulturgeschichte. 2. Band, Heft 4. Inhalt: Armen- und Bettelordnungen. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Armenpflege. Von Bibliothekar Dr. A. Richel in Frankfurt a. M. — Die Porträtsammlung Herzog Phi-

lipps II. von Pommern. Von Archivar Dr. Otto Heinemann in Stettin. — Zur Geschichte der Zensur und des Schriftwesens in Bayern. II. Von Dr. Ferdinand Lorenz in München.

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. 1904. XXXIII. Band, 10. Heft. Inhalt: Ritter, Unsre Arbeit nach dem Geiste der neuen Lehrpläne. — Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen.

Der Türmer. Jahrg. 1904. Oktober. Inhalt: Kirche, Religion und Sozialdemokratie. Von Walter Moelke. — Zur Psychologie der Mode. Von Johannes Gaulke. — Heimatduft. Skizze von Bernh. Westenberger. — Strafrechtsreform. Von Dr. jur. Fritz Auer. — Die Kunstausstellungen dieses Sommers. Von Walter Gensel. — Troilus und Cressida. Von Felix Poppenberg. — Ein naturwissenschaftlicher Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. — Die Bemängelung von Gerichtsurteilen. Von Prof. Dr. von Pflugk-Hartung. — Türmers Tagebuch: Sedan und Simplizissimus. Pioniere deutscher Kultur. Betrübte Lohgerber. Sozialdemokratische Wehen und bürgerliches Chinesentum. — Jenseits der Sprache. Von Fritz Lienhard. — Bogumil Goltz. Von Fritz Lienhard. — Aus den Schriften von Bogumil Goltz. — Umschau (Goethe-Schiller-Schriften. Oberflächenkultur). — Vom deutschen Volkslied. Von Dr. Karl Storck.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 42. Heft (Nr. 237—242). Inhalt: Eine neue Biographie der Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Von Prof. Dr. Aloys Schulte (Bonn). — Christiane von Goethe. Von Ludwig Geiger (Berlin). — Zur Frauenbewegung. Von C. Schmidt (Freiburg i. Br.). — Das Bildungsideal des 18. Jahrhunderts und die Gegenwart. Von Dr. Hans Kleinpeter.

Neu erschienene Bücher.

L. Obermüller, Leitfaden beim Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. 6. Aufl. von Dr. Karl Credner. Haarlem, F. Bohns Erben. 1904. 178 S.

J. van Dijck, Das Zeichnen. Leipzig, K. F. Koehler. 1903. 18 S.

Gustav Adolf Müller, Drei Liebesnächte. Wien-Leipzig, Fritz Sachs. 167 S.

Albert Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe. 2 Bände. Leipzig, C. E. Poeschel. 1904. 290 S. und 279 S.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 1904. 233 S.

Karl Hessel, Sagen und Geschichten des Rheintals. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1904. 310 S.

Alwin Freudenberg, Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Dresden und Leipzig, Alex. Köhler. 1904. 239 S.

Helene Lange, Schillers philosophische Gedichte. 2. Aufl. Berlin, L. Oehmigkes Verlag. 1904. 143 S.

Johannes Bender, Der letzte Medix. Ein Trauerspiel. Bonn, Karl Georgi. 1904. 67 S.

Paul Gerhardt, Eine vereinfachte Sprachlehre. Dresden, O. u. R. Becker. 1904. 96 S.

Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. V. Teil: Untertertia. 17. Aufl. von Dr. Oskar Winneberger. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1904. 388 S.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Band 4 und 5. Deutsche Humoristen. Band 2 und 3. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1904. 222 S. und 196 S.

Dr. Fr. A. Schäfer, Goethe in Krankheitstagen. Meißen, Louis Mosche. 1904. 52 S.

Dr. Paul Landau, Karl von Holteis Romane. Leipzig, Max Hesse. 1904. 168 S.

Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Herder. Leipzig, Dürr. 1904. 138 S.

Dr. A. Gille, Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. Halle a. S., Waisenhaus. 1904. 148 S.

Max Beheim-Schwarzbach, Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Joseph Jolowicz, Posen. 1904. 42 S.

G. Schürmann, Der Berg der Wunder und andere Märchen. Leipzig, Dürr. 1905. 94 S.

Rektor Dr. Wohlrabe, Deutschland von heute. Teil III. Stadt und Land. Leipzig, Dürr. 1905. 208 S.

Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig, Dürr. 1904. 180 S.

G. Schürmann, Heraldos Söhne. Aus dem Italienischen. Leipzig, Dürr. 1905. 68 S.

Dr. Rhenius, Wo bleibt die Schulreform? Leipzig, Felix Dietrich. 1904. 156 S.

Arno Schmieder, Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 75 S.

B. W. Esche, Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch. 1. Lieferung (12 Lieferungen à 1 M.). Zittau, Haase u. Bockermann.

Deutsche Bücherei. Band 5: Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. Von Ludwig Tieck. — Band 6: Der arme Spielmann. Das Kloster bei Sendomir. Ein Erlebnis. Von F. Grillparzer. — Band 7 u. 8: Kinder- und Hausmärchen. Von Jakob und Wilhelm Grimm. — Band 9 u. 10: Die Hosen des Herrn von Bredow. Von Wilibald Alexis. Deutsche Bücherei, Berlin SW 61.

P. Lorentz, Schulausgaben deutscher Klassiker. Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für höhere Schulen". 3. Jahrg. Berlin, Weidmann. 1904.

Johannes Meyer. I. Aus der deutschen Literatur. Ausgewählte Dichtungen in Poesie und Prosa. II. Einführung in die deutsche Literatur. Berlin, Gerdes u. Hödel. 1904. 32 S.

James Taft Hatfield, Über die zweite Auflage (A^1) der ersten Cottaschen Ausgabe von Goethes Werken. Ithaca, N. Y., U. S. A. The Journal Publishing Company. 1904.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 1. T. 13. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1904. 490 S.

Friedrich Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904. 30 S.

Prof. Dr. Paul Goldscheider, Entwurf einer ausführlichen Haus- und Schulordnung. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums mit Realschule zu Mülheim am Rhein. 1904. 64 S.

Dr. E. von Sallwürk, Das Ende der Zillerschen Schule. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1904. 73 S.

O. von Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 137 S.

Karl A. Krüger, Schulaufsätze. Für die Mittel- und Oberstufe einfacher Schulverhältnisse. Danzig, A. W. Kafemann. 1904. 95 S.

Karl A. Krüger, Deutsche Aufsätze. 1. Teil: Für die Mittelstufe. 80 S. — 2. Teil: Für die Oberstufe. 155 S. Danzig, A. W. Kafemann. 1904.

Otto Jespersen, Phonetische Grundfragen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 182 S.

Dr. Wilh. Lüngen, Fragen der Frauenbildung. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 108 S.

Wilhelm Bangert, Fibel für den ersten Sprech-, Lese- und Schreibunterricht. 11. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1904. 120 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Über würde mit dem Infinitiv.

Von E. Herdin in Ystad.

Professor Dr. Theodor Matthias hat in dieser Zeitschrift (17. Jahrg. 1903, 7. Heft) meinen Aufsatz in demselben Jahrgange, Heft 3 und 4, über eine gewöhnliche, bisher nicht behandelte Verwendung von würde + Infinitiv zum Gegenstand einer ziemlich eingehenden Besprechung und Kritik gemacht.

Zuerst muß ich mein Befremden darüber aussprechen, daß Matthias, obgleich er seit 1892 der fraglichen Erscheinung seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, sich nur ein Beispiel aus einem deutschen Schriftsteller angemerkt hat (s. Matthias, S. 421). Der Gebrauch ist nämlich so allgemein, daß Belege dafür sich einheimischen modernen Erzählungen in unbegrenzter Anzahl entnehmen lassen. Zu meinen Heft 3 und 4, S. 200—208 angeführten Beispielen aus Spielhagen, Stinde, Tovote und Wildenbruch will ich hier die folgenden hinzufügen:

Helene Böhlau, Der Rangierbahnhof, 5. Aufl., Berlin 1902, S. 126.

„Ja, wenn er mich bei meiner Arbeit läßt, wenn es so bleibt, wie es ist — beinah so — dann . . . ja dann. Von daheim fort? — O ja, weshalb nicht?“ dachte sie.

Sie fühlte, daß es ihr nicht schwer wäre. Sie würden miteinander nach Paris reisen, und sie würde eine Zeit dort lernen. — Herrgott, das hatte sie immer so brennend gewünscht. Dort konnte sie finden, was ihr noch fehlte. Schade, daß die zu Hause es gar zu gern wollten — schade.

Freytag, Aus einer kleinen Stadt.[1]) Gesammelte Werke. 2. Aufl. 13. Band, Leipzig 1897, S. 157.

(Henriette hat erfahren, daß die Franzosen die Absicht haben, sich der Person ihres Geliebten zu bemächtigen. Sie eilt bei Nacht, ihn zu warnen): Der Morgen war nahe und das Schwerste vorüber, sie hörte den

1) Erschien 1880.

Hufschlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem sie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafschaft, wo jetzt sein vornehmer Freund weilte. Und sie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rat wissen, und wenn das Volk aufstand und der Kampf losbrach gegen den hinterlistigen Kaiser, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr.

Ferner ebenda S. 58, 158.

Ludwig Ganghofer, Fliegender Sommer, Berlin 1892, S. 211, 326.

Das Buch ist mir augenblicklich nicht zugänglich.

Hermann Heiberg, Todsünden, Berlin 1891, S. 39.

(Theonie, die Besitzerin von Falsterhof, überlegt, wie sie ihren bei ihr wohnenden Vetter los werden könnte): Unter der nervösen Angst und Furcht, die sie (Theonie) beherrschten, erhöhte sich ihre Bereitwilligkeit zu Opfern. Sie wollte ihm alles vorhandene Kapital ausliefern, wenn er sich verpflichtete, nie wiederzukehren! Aber freilich, was waren Versprechungen und Zusagen bei diesem Menschen! Und wenn es ihm gelang, Grete von der Linden (die in der Nähe wohnte und um die sich Theonies Vetter bewarb) heimzuführen, würde er immer in ihrer Nähe bleiben. Der Aufenthalt auf Falsterhof würde für sie eine Qual werden; sie mußte am Ende das Erbteil ihrer Eltern verkaufen oder konnte nie dahin zurückkehren! So gingen ihre Gedanken hin und her.

Ferner ebenda S. 11 flg., 24, 39, 48, 60, 74, 76, 112, 122, 206, 215, 243, 253, 279, 286, 292, 303, 317, 324, 340, 346, 349, 354, 365, 368.

Keller, Das Sinngedicht[1]), Gesammelte Werke, 7. Band, Berlin 1897, S. 114.

Als er an das Stadttor zurückkam, war sein Beschluß fertig —. Auch gegen Reginen wollte er schweigen, gewärtig, ob sie Recht und Kraft zur freien Rede aus sich selber schöpfe, und je nach Beschaffenheit würde sich dann das Weitere ergeben. Unterdessen sollte die stumme Trennung, die zwischen sie getreten, ihr nicht verborgen bleiben. — Mit diesem Vorsatze trat er wieder in sein Haus —.

von der Kyburg (Leutnant Bilse), Aus einer kleinen Garnison, Wiener Verlag 1904, S. 101.

Er sah sein Leben vernichtet. Umsonst waren die langen Jahre, die er mit Aufopferung seiner besten Kraft dem Vaterlande gedient; seine Zukunftspläne — waren mit einem Schlage vernichtet. Was würden seine Eltern, seine Geschwister sagen, was sollte aus seiner Braut werden? Eine namenlose Wut packte ihn —.

1) Erschien 1881.

Alexander Baron von Roberts, Die schöne Helena, Stuttgart 1898, 2, S. 49.

Immer der Verdacht, der ihm Tag und Nacht vor Augen brannte — und dahinter lauerte das hohle Nichts. Natürlich war es nun mit allem aus! Jetzt würden sie wohl ohne Besinnen nach dem Kehrbesen greifen müssen . . .

Ferner ebenda 1, S. 88; 2, S. 64, 75, 120, 121, 130.

Saffeini, Die Nixe von Ostende, Freiburg i. Br., S. 18.

„Ein Brief für Sie, Herr Baron! Madame la vicomtesse selbst hat ihn mir gegeben!"

Ach, ein Brief von ihr! Endlich! Strahlend nahm Georg das seegrüne Kuvert mit seiner Adresse in Empfang. Er hielt den Sieg, die Kapitulation der schönen, so lange mit Rosen bombardierten Festung in Händen! Was würde sie ihm antworten?

Er trat beiseite, seine Ungeduld erlaubte ihm nicht länger zu warten und er riß das Kuvert auf.

Ferner ebenda S. 16, 17, 18.

Stinde, Die Familie Buchholz[1]), Brate, Stockholm, S. 188.

Wie nun die beiden vor dem Altar standen, wurde mir sehr weich. Eine Mutter denkt doch auch an die Zukunft. Würde der Doktor auch wohl immer so gut zu ihr sein, wie mein Karl zu mir? Und was dann, wenn sie uneins würden und das Glück davonzöge? Was dann?

Ebenso S. 181.

Stratz, Vorbei, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, S. 48 flg.

Viktor von Brunold lachte, aber von neuem mit einem leisen Widerwillen im Herzen! Nicht weil der Leibbursch ihn wegen seiner heimlichen Jugendtorheiten verhöhnte — er würde sich hüten, ihm oder sonst einem dieser selbstbewußten, klugen Philister einzugestehen, daß er jetzt noch zuweilen ein unbestimmtes Suchen und Sehnen in Reime goß, die er niemandem zeigte.

Was das Vorkommen der entsprechenden Erscheinung im Französischen betrifft, so war es eben keine neue Entdeckung, wenn Matthias, als er „im Sommer 1902 in Frankreich war, dort in Zeitungen und neueren Erzählungen genau denselben Gebrauch der nämlichen Form" fand (s. Matthias, S. 422). Hätte er in einer gewöhnlichen französischen Grammatik nachgeschlagen, so hätte er leicht Belege dafür gefunden.[2])

---

1) Erschien 1884.

2) Mätzner, Syntax der neufranzösischen Sprache, Berlin 1848, 1, S. 108: Il n'hésita que sur le choix du chef qu'il laisserait à l'armée. C'était entre Murat

Und in den „Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik“[1]) von Tobler findet sich 2, S. 123—139 eine scharfsinnige, systematische Darstellung „Vom Gebrauche des futurum praeteriti“.

Nun zur Sache! Zur Erklärung der fraglichen deutschen Form würde + Infinitiv.

Matthias legt seinen Ausführungen dasselbe Beispiel aus Wildenbruch zugrunde, von dem ich selbst ausging: (Schottenbauer hat gehört, daß Freda Röhring und ihr Vater die Stadt verlassen wollen. Er macht sich Vorwürfe, weil er glaubt, er sei selbst durch sein unbesonnenes Betragen, Freda mit einem Strauß aufzuwarten, der unschuldige Grund ihrer Abreise). „Das Haus Röhring wird zugeschlossen — das Haus Röhring geht davon —“, es war wie ein Sausen in seinen Ohren, aus dem diese Worte immer wieder auf ihn eindrangen.

Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Röhring böse auf ihn geworden war?

Freilich — wenn man am hellen, lichten Nachmittag in den Blumenladen läuft, ein Bukett kauft, groß wie ein Wagenrad, und damit vor aller Augen und mit einem Gesicht, wie ein glücklicher Bräutigam, zum Hause Röhring stürmt — Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! Morgen würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Röhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hatte. —

Meine Auffassung dieses Beispiels ist folgende: Wildenbruch führt in diesen Sätzen die Gedanken Schottenbauers an. Äußerungen und Gedanken eines anderen können in direkter Rede, in selbständigem Bericht oder in indirekter Rede wiedergegeben werden. Direkte Rede (Wiedergabe dem Wortlaut nach, Zitat) kann natürlich nicht vorliegen, außer eventuell in

et Eugène qu'il balançait. Eugène resterait avec ce monarque; son âge, son rang inférieur répondraient de sa soumission etc. Ségur.

Lücking, Französische Grammatik, 2. Ausg., Berlin 1883, S. 223: „Das Imperfekt des Futurs bezeichnet eine Handlung als eine damals (nach der Meinung der handelnden Personen) bevorstehende, also etwas, was, wie man glaubte oder sagte, geschehen würde: a) in Hauptsätzen; z. B. La joie des presbytériens était au comble: eux seuls disposeraient désormais des réformes comme de la guerre (sie allein würden, so dachten sie . . . verfügen).“

1) Tobler hält also diese Frage für eine grammatische, nicht für eine stilistische, wie Prof. Lyon urteilt (s. die Redaktionsanmerkung, Heft 3 u. 4, S. 192). Merkwürdig wäre wohl auch, wenn von der grammatischen Erörterung der verschiedenen Bedeutungen, welche die Form würde + Infinitiv haben kann, eine Bedeutung ausgeschlossen werden sollte.

den Sätzen läuft — kauft — stürmt, worüber weiteres unten S. 88 flg. Unter selbständigem Bericht versteht man eine Übernahme der Erzählerrolle durch den Berichterstatter, wie in den folgenden Beispielen: Plutarch erzählt, daß ein Volk, das einen gewissen Fisch verehrte, mit seinen Nachbarn, die den Hund heilig hielten, einen Krieg anfing. Der Streit begann, indem die letzteren Fische aßen, die ersteren aber aus Rache Hunde verzehrten (s. meinen früheren Aufsatz, S. 194). Daß der Streit begonnen habe, indem usw. erzählt auch Plutarch.

Wieland, Geschichte des Agathon, 1. Teil, Frankfurt und Leipzig 1766, S. 243.

Agathon hatte diesen Morgen — einen Traum —. Ihn deuchte also, daß er in einer Gesellschaft von Nymphen und Liebesgöttern auf einer anmutigen Ebene sich erlustige. Danae war unter ihnen usw. Daß Danae unter ihnen sei, deuchte ihn natürlich auch.[1])

Sind nun vielleicht die Sätze: Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Nöhring böse auf

---

1) Daß diese Art zu erzählen, — „um gemäß deutscher Satzfügungsart aus der Abhängigkeit herauszukommen — tausendfältig" ist (Matthias S. 421), ist mir nichts Neues. Vergleiche die diesbezügliche Erklärung Jean Pauls, die Behaghel in seiner Arbeit über den „Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen", Paderborn 1889, S. 167 anführt: „Da ich nicht absehe, was die Menschen davon haben, wenn ich die mir beschwerlichen Gänsefüße, samt dem ewigen 'er sagte', hersetze, so will ich den Auftrag in Person erzählen." Diese Darstellungsart, der selbständige Bericht, ist natürlich eine allgemeine, keineswegs auf das Deutsche beschränkte sprachliche Erscheinung. Jede Geschichtsschreibung im engeren Sinne ist ja im Grunde nichts als ein solcher auf Quellenschriften, d. h. Mitteilungen fremder Personen, gestützter selbständiger Bericht vergangener Ereignisse und Verhältnisse. Der einfache Sinn der sog. berichtenden Form hindert jedoch nicht, wie ich in meinem früheren Aufsatz S. 194 nachgewiesen habe, daß die Darstellung der verschiedenen Arten, die Äußerungen, bzw. Gedanken eines anderen mitzuteilen, häufig unklar und verworren wird, weil man selbständige Berichte und direkte oder indirekte Anführungen nicht auseinanderzuhalten vermag.

Auch Matthias sollte die einfache logische Bedeutung dieser Form mehr beachten und Behaghels Beschreibung derselben („sie besteht darin, daß man nicht die Rede selber wiederholt, sondern in selbständigem Bericht die Tatsachen wiedergibt, die der andere zum Gegenstand seiner Äußerungen gemacht hat. Es sieht aus, als ob der Erzähler, der Bote selber die Wahrnehmungen gemacht hätte, die er tatsächlich von einem anderen überkommen hat") in dem Lichte sehen, in das diese Beschreibung durch die dafür angeführten Beispiele — die den meinigen analog sind — gestellt wird, z. B. Heliand 123: hiet that ic the thoh gicuddi, that thi kind giboran scoldi uuerdan an thesero uueroldi, uuordun spahi. That nie skal an is liua gio lides anbitan. Nibelungen 144, 1: ja hörten wir wol daz, daz in die herren tragent grozen haz. Sie wellent herverten ze Wormes an den Rin. (S. Behaghel, Zeitformen, S. 169.)

ihn geworden war? Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt? ein selbständiger Bericht des Verfassers über Schottenbauers Gedanken? Hat man bei diesen Sätzen dasselbe Gefühl, daß Wildenbruch an die Leser (oder sich selbst) diese Fragen richtet, wie bei Wieland, wenn dieser selbständig äußert: Danae war unter den Nymphen, von denen Agathon träumte. Jeder aus einfachem natürlichen Gesichtspunkte urteilende Leser muß wohl nein darauf antworten. Diese Fragen werden wohl ebensogut als Schottenbauer untergeschobene Gedanken gefühlt, als Gedanken, die vom Verfasser einer Person seiner Erzählung zugeschrieben werden, wie die Sätze: morgen würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Röhring die Blumen gebracht hatte, welche auch Matthias als indirekte Rede auffaßt. (S. Matthias, S. 420 flg.)

Es frägt sich nun: Wie ist das würde + Infinitiv, das in solchen äußerlich selbständig gestellten Darstellungen von in vergangener Zeit spielenden Gedanken auftritt, aufzufassen? Wenn würde + Infinitiv mit werde + Infinitiv wechselte, wie sonst in der indirekten Rede zum Ausdruck bevorstehender Tätigkeiten, wäre ja die Sache entschieden; es wäre dann gewöhnlicher Konjunktiv futuri praeteriti. Ein solcher Wechsel findet aber nicht statt. Dagegen kommt es vor, daß die Gedanken in Präsenstempora ausgedrückt, vergegenwärtigt werden. Man vergleiche das von mir in meinem früheren Aufsatz angeführte Beispiel:

Rosegger, Durch! S. 67.

Da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. — Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an. Ob nicht die Rosel (seine Geliebte) so was möchte (direkt auch möchte)? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht viel reden mit dem Geiß-Mädel usw.

Alexander von Roberts, Die schöne Helena, 2, S. 99.

(Onkel Balthes ist in einer Gesellschaft, die Lena, die Tochter seiner Schwester, gibt. Er sieht mit stiller Freude, wie gut sie sich schickt, wie sie von ihren Gästen bewundert wird.) Mit innigem Wohlgefallen betrachteten seine gekniffenen grauen Äuglein die blühende Frau (Lena), welcher der Triumph aus allen Poren lachte. Was wird seine Schwester daheim in Poll sich freuen! Sie, die Lena, reißt dennoch die ganze Bergfamilie heraus!

Aus Mitleid, von demselben Schriftsteller, Berlin 1891, S. 49.

Magnus gewann seine Festigkeit wieder. Was er getan, das wird er auch verantworten! — „Vater —“ sagte er, und seine Stimme wankte nicht mehr —.

Ferner ebenda 29, 63 flg., 78, 85, 88, 90, 188, 224, 290.

In unserem Beispiel aus Wildenbruch würden die Gedanken Schottenbauers, derart vergegenwärtigt ausgedrückt, folgendermaßen lauten: Hat er denn etwas verbrochen? Gott, Gott, Gott, wo hat er denn Sinne und Gedanken gehabt. Morgen wird es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Röhring die Blumen gebracht hat. Das fragliche würde + Infinitiv drückt also ganz dasselbe aus, was auch, wenn man die Gedanken durch Praesens historicum und damit zusammenhängende Tempora wiedergibt, durch wird + Infinitiv ausgedrückt werden kann, seine Funktion ist ebenso indikativisch wie die des ihm entsprechenden wird + Infinitiv. Will man sich nun so ausdrücken: Der Indikativ futuri praesentis wird + Infinitiv wird in einer gewissen Verwendung gleichbedeutend mit dem Konjunktiv futuri praeteriti würde + Infinitiv gebraucht; oder vice versa: die Funktion des Konjunktivs würde + Infinitiv fällt in einem gewissen Falle mit der des Indikativs wird + Infinitiv zusammen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wie ich aber in meinem Aufsatz, Heft 3 und 4, hervorgehoben habe, ziehe ich folgenden Schluß: da eine Form wurde + Infinitiv nicht vorhanden ist, so steht, vom jetzigen, modernen Gesichtspunkte aus betrachtet, die Form würde + Infinitiv, betreffs ihres Modus, theoretisch auf demselben Standpunkte wie z. B. deuchte, d. h. sie kann nur durch Analogie als Indikativ oder Konjunktiv festgestellt werden. Und die Analogiegleichung lautet: Indik. hat verbrochen: Indik. hatte verbrochen = Indik. wird sein: Modus x würde sein. Also Modus x = Indikativ.

Welche Auffassung hat nun Matthias von dem behandelten Beispiel aus Wildenbruch? Er sagt Heft 7, S. 420:

1. „In der Form „Freilich — Gedanken gehabt!" redet tatsächlich in Selbstbesinnung ein Mensch oft von sich selbst." Also nach Matthias direkte Rede.

2. „Für die ersten drei Indikative[1]) genügt vollständig die von Herdin selbst S. 193 angeführte Auffassung Behaghels, wonach von dem, was ein anderer gesagt hat, derart Mitteilung gemacht wird, daß man die Tatsachen, die der andere zum Gegenstande seiner Äußerung gemacht hat, in selbständigem Bericht wiedergibt."

3. „Dort allein, wo der Indikativ mißverständlich sein und „wird es in aller Munde sein" als absolutes Futurum vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt werden müßte, tritt, dem vorzubeugen, die stark konjunktivische oder konditionale Form mit würde[2]) ein."

---

1) Wohl: Hatte er verbrochen? Hatte er sich so benommen, daß Papa Röhring böse geworden war?

2) Bei Matthias wäre verdruckt für würde.

4. „Die Indikative im daß-Satze am Schlusse sind nötig, um das allgemeine, vermeintlich den Tatsachen entsprechende Urteil auszudrücken."

Zum Punkte 1 bemerke ich: Der Satz: Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! ist wohl aus Versehen hier angeführt. Er ist natürlich ganz wie: Hatte er denn etwas verbrochen? zu beurteilen. Die Präsenssätze dagegen können selbstverständlich ihrer Form nach, isoliert gesehen, sehr gut direkte Rede sein. Allein, wenn man sie im Zusammenhang mit anderen Beispielen betrachtet, wo allgemein-gültige Aussagen in analog geformten Darstellungen fremder Gedanken auftreten, so hat man gar nicht nötig, einen solchen Sprung in die oratio recta anzunehmen. Es ist ja ganz natürlich, daß diese allgemeinen, auch für die Gegenwart geltenden Aussagen in Präsens gemacht werden.

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., Leipzig 1897, S. 242.

(Warburgs Gedanken beschäftigen sich mit seinen Töchtern Johanna und Minna. Vgl. unten S. 97). Die arme Johanna! Ihr erster Brief aus London hatte gar nicht lustig geklungen, eigentlich recht traurig, obgleich er (Warburg) das Minna — nicht hatte zugeben wollen. Wie durfte er? Es hätte wie eine schnöde Undankbarkeit gegen Billow ausgesehen. Mein Gott, man darf eben seine Ansprüche nicht zu hoch spannen! Hatte er selbst etwa die Hoffnungen, die er auf ein Zusammenwirken mit Billow gesetzt, nicht bedeutend reduzieren müssen?

Ebenda S. 267.

Das Spitzentuch, das ihr Busen und Schulter umhüllte, hatte sich verschoben; der entblößte Nacken erglänzte im Licht der Kerzen; seine Augen blieben auf dem Glanz haften, und eine heiße Blutwelle schlug ihm in das schon halb berauschte Gehirn. Narr, der er war! Ob von Herzen oder nicht — sie war doch sein! Und wenn er sich durchaus mit ihr zanken wollte, welcher Dummkopf wählt sich dazu den späten Abend. Ah bah! Schließlich war sie wie die andern!

Er stand hinter ihr, die ihn nicht hatte kommen hören.

Ferner ebenda S. 9.

Ganghofer, Fliegender Sommer, S. 235.

Es war ihr vorgekommen, als hätte einer der Bäume, die hier im Kreise standen, hörbar aufgeatmet. Aber atmen denn die Bäume? Oder hatte sie am Ende selbst so tief geseufzt?

Stinde, Der Liedermacher, Berlin 1893, S. 201.

Monna saß an einem benachbarten Tische derart, daß er Gisela und Sophus gegenüber hatte. Wie kam der Liedermacher (Sophus) dazu, die Tochter des Hauses zu führen? — wie sollte er sich die sichtliche Bevorzugung

des Jünglings deuten, der nicht mit dem Geringsten der Abgewiesenen in die Schranken treten konnte? Weiber haben Launen; der Provinziale war die augenblickliche Laune des berlinsatten Mädchens. Weiter ging es nicht. Wolzogen, Das dritte Geschlecht, Berlin, R. Eckstein Nachf., S. 86.

Franz Xaver Pirngruber wälzte ähnliche Gedanken in seinem Hirn, während er so an der Unterlippe nagend und nervös seine Finger bald spreizend, bald zur Faust ballend, in den offenen Schrank hineinstarrte, darin sein Liebchen (d. h. die Garderobe seines Liebchens) am Riegel hing. Welche davon liebte ihn denn nun eigentlich? — War es die in Samt oder in Seide, oder die wollene oder die mausgraue, oder die seegrüne? Scheußlich, scheußlich! Muß man denn durchaus die paar süßen Stunden, mit denen man den zähen Teig des Alltagsdaseins durchzuckert, damit bezahlen, daß man sich schmählich zum Narren macht? Ach was, dazu war er zu stolz! Fort — und sie nie wiedersehen! Ihr kräftig die Tür vor der Nase zuschlagen und draußen Himmelherrgottsakra gesagt und sich aufs Rad geschwungen auf Nimmerwiedersehen! So war's recht. Er packte wieder seine Kappe und dann ergriff er den nächsten besten Stuhl und stieß ihn kräftig auf den Boden, daß es krachte —.

Ferner ebenda S. 125.

Der Gebrauch des Präteritums in diesem Falle ist jedoch nicht ausgeschlossen, z. B.:

Heiberg, Todsünden, S. 285 flg.

Freilich schoben seine Hoffnungen solchen Gedanken rasch beiseite. Was konnte ihm anderes aus alledem entstehen, als die Erfüllung seiner Wünsche? Und das Gute üben, war langweilig und öde, und durch die Entäußerung seines Ichs ward der Mensch nichts weiter, als der Sklave seiner Umgebung. Er aber wollte nicht nur herrschen und befehlen, sondern auch besitzen. Und das war nicht zu erreichen, wenn er sich moralisierend in Sack und Asche hüllte.

Ebenda S. 353 flg. (Brecken kann auf keine Hilfe mehr hoffen, weder von seinen Schwiegereltern noch von seiner Cousine Theonie): Einmal schoß es ihm (Brecken) durch den Sinn, — vor seine Schwiegereltern hinzutreten und seine Sache selbst zu führen. Aber das Zwecklose dieses Schrittes leuchtete ihm ebensosehr ein, wie die Nichtigkeit eines nochmaligen Versuchs, Theonies Verzeihung zu erringen. Nein, einmal hatte alles in der Welt ein Ende, und es war nun auch für ihn gekommen, aber weit schlimmer, als er sich vorgestellt hatte. Noch eine Woche weiter, und er besaß keine Mittel mehr zum Leben. Er mußte dann schon Anspruch auf Diäten erheben, aber da er ohne Wohnung war, würden sie kaum zu seinem Unterhalt ausreichen. Wieder ergriff den Mann eine an Raserei grenzende Wut.

Dem Gebrauch der Präsenstempora, jedoch mit der Möglichkeit, die Präteritaltempora anzuwenden, in allgemeinen Aussagen, die zu solchen Satzreihen gehören, in denen Gedanken in vergangener Zeit sonst mit Präteritaltempora angeführt werden, liegt derselbe Faktor zugrunde, der in den älteren Perioden des Deutschen ein präsentisches konjunktivisches Tempus im Nebensatze, jedoch mit der Möglichkeit, das entsprechende präteritale Tempus anzuwenden, nach präteritalem Tempus im Hauptsatze bewirkte, wenn der Inhalt des Nebensatzes auch für die Gegenwart des Sprechenden galt, s. am vollständigsten

Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen, § 6, S. 21 flg. z. B.:

Walther 122, 24: ein meister las, troum unde spiegelglas, daz si zem winde sin gezalt.

Über den Punkt 2 habe ich mich schon oben S. 85 flg. geäußert.

Was den Punkt 3 betrifft, kann ich nicht begreifen, wie die Stelle mißverstanden werden könnte, wenn sie folgendermaßen lautete: Morgen früh wird es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Röhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hat. Oben S. 86, wie schon in meinem früheren Aufsatz S. 200, habe ich ja auch Belege für diese Ausdrucksweise angeführt. Was Matthias übrigens damit meint, daß wird + Infinitiv als „absolutes Futurum vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt werden müßte", ist mir ganz unverständlich. Im Ausdrucke: Morgen wird es in aller Munde sein, müßte ja das „Morgen" vom Standpunkte der besprochenen Vergangenheit aus bemessen werden. Ferner, wenn würde + Infinitiv hier konjunktivische Funktion hätte und angewendet werden müßte, „um auszudrücken, daß dies Urteil nicht das selbständige des Erzählers ist, sondern daß es von ihm einer Person seiner Erzählung zugeschrieben wird", warum kommt dann in solchen Sätzen kein Wechsel mit werde + Infinitiv vor, wie sonst, wenn würde + Infinitiv diese Funktion hat, wenn es Konjunktiv futuri praeteriti ist? Z. B. er war davon überzeugt, es würde oder werde morgen in aller Munde sein.

Warum im ersten Falle eher als im zweiten eine „stark konjunktivische" Form, die „zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe steht" (s. Matthias S. 421), eintreten soll, ist nicht einzusehen. In beiden Fällen würde wohl werde + Infinitiv völlig ausreichen, um den Sinn klarzustellen.

Bezüglich des Punktes 4 gebe ich gern zu, daß mein Beispiel aus Wildenbruch sich nicht sehr gut eignet, um das zu veranschaulichen, was ich habe sagen wollen, weil die daß-Sätze zufälligerweise von einem verbum dicendi „in aller Munde sein" abhängen, weshalb ihre Indikative zu Auslegungen

wie denen von Matthias verleiten können. Nehmen wir aber den von mir in meinem früheren Aufsatz S. 205 angeführten Beleg aus demselben Schriftsteller: Das Märchen fiel ihr (Freda) ein, das der Vater ihr von der Amazone erzählt hatte, und sie mußte herzlich lachen. Der gute Papa — auf sie traf es nicht zu, nein ... sie war stark wieder, stark und fest.

Darum würde es ihr gelingen, den allzu guten und weichen Papa fest zu machen ... Wenn sie ihn erst draußen hatte, den Papa, in fremden Ländern, unter fremden Menschen, dann würde es ja von selbst dahin kommen, daß er die „Episode Schottenbauer" vergaß ... Wenn sie von der Reise zurückkamen, würde Schottenbauer vermutlich nicht mehr hier sein, das hatte er ja selbst angedeutet.

Wäre nun, wie Matthias meint, in solchen Sätzen würde + Infinitiv Konjunktiv der indirekten Rede, so sollten wohl die von diesem Konjunktiv abhängigen Nebensätze, wenigstens der Regel nach, auch den Konjunktiv aufweisen, z. B. „Sag mal, hielt dein Vater nicht deinen Bräutigam zu jung für dich?" — „Nein, er meinte, er würde sehr schnell altern, wenn er erst die Rechnungen für mich zu bezahlen hätte."

Vergleiche damit: Wenn sie ihn erst draußen hatte, dann würde es ja von selbst dahin kommen. Der Indikativ würde sich wohl dann auf Ausnahmefälle beschränken. Dies ist aber nicht der Fall. Der Indikativ ist durchaus Regel. Vergleiche außer den in meinem früheren Aufsatz S. 195 flg. angeführten Beispielen die von mir oben S. 82 verzeichneten:

Freytag, Aus einer kleinen Stadt, S. 157.

Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam?

Heiberg, Todsünden, S. 39.

Und wenn es ihm gelang, Grete von der Linden heimzuführen, würde er immer in ihrer Nähe bleiben.

Es ist hier gar nicht vorauszusehen, ob es ihm gelingen wird oder nicht. Direkte Rede: wenn es ihm gelingt, wird er immer in meiner Nähe bleiben.[1])

---

1) Hier fern zu halten sind natürlich solche Sätze, wo schon in der direkten Rede konditionaler Konjunktiv praeteriti, bzw. würde + Infinitiv, stände, z. B. Heiberg, Todsünden, S. 60: (Tankred hat vergebens versucht, seine Cousine Theonie zu vermögen, ihm einen Teil ihres großen Erbes abzutreten. Er hat ihr sogar einen Heiratsantrag gemacht, ist aber mit Verachtung zurückgewiesen worden. Nun reut ihn seine Unbesonnenheit.) Daß er sich auch von seiner Leidenschaft hatte hinreißen lassen, da er doch wußte, ein Werben, in welcher Form es immer geschehe, sei zwecklos! Es war, um sich selbst zu ohrfeigen! Wäre das nicht geschehen, so würde er jetzt eine Neigung zu Grete von der Linden als Vorwand (um ein Teil von Theonies Erbe zu erhalten) benutzen. Er könnte erklären, es sei möglich, deren Hand zu erwerben, wenn er über ein Erbteil zu verfügen habe. Schon direkt: Wäre das nicht geschehen, so

Gleichfalls ebenda S. 48: Wenn er vor sie hintrat und demütig seine Unbesonnenheit eingestand, dann würde er sie zu Opfern am bereitwilligsten finden.

Ebenda S. 76: Bei der Erwähnung der Pastorfamilie schoß Tankred ein Gedanke durch den Kopf. Wenn sie von den letzten Vorfällen durch Theonie unterrichtet wurden, würden Tressens auch wissen, was geschehen war.

Ebenda S. 349: Und wenn der Vergleich mit Tressens durch Frau Höppners Hilfe gelang, dann würde auch Brix Rat wissen, das übrige zu beseitigen; dann war alles gut.

Ferner ebenda 74, 122, 292, 324, 340, 354.

Wildenbruch, Schwester-Seele, S. 44flg.

(Percival hat versprochen, einen Prolog zu verfassen.) Nun als er über seinem Prolog druckste und ihn nicht fertig bekam, fiel ihm der „Dichter" Schottenbauer ein. Wie wär's, wenn er sich einmal an den wendete? (Vgl. unten S. 94flg.) — Ein Mensch, der nicht „Nein" sagen, der keine Bitte abschlagen konnte. Würde er es ihm abschlagen, wenn er ihn um den Prolog bat?

Überall stehen also die dem würde + Infinitiv untergeordneten Sätze im Indikativ. Was ich nun, als ich mich in meinem früheren Aufsatz auf den Indikativ dieser Nebensätze stützte, sagen wollte, ist folgendes: Da diese Sätze, die von den würde + Infinitiv-Sätzen abhängen und

---

würde ich jetzt eine Neigung zu Grete als Vorwand benutzen (oder so benützte ich). Ich könnte erklären (oder ich würde erklären können).

Ebenso z. B. Wolzogen, Das dritte Geschlecht, S. 34: Sie hatte in der Eile sogar vergessen Schampes (ihren Hund) mitzunehmen. Wenn der wüßte, daß sie ohne ihn spazieren fuhr — das würde er ihr nie verzeihen! Direkt: wenn der wüßte, daß ich ohne ihn spazieren fahre — das würde er mir nie verzeihen! Über solche Konjunktive des Imperfekts siehe unten S. 94 flg. So erklären sich auch die Konjunktive der wenn-Sätze in den von Matthias S. 421 angeführten Stellen aus den Übersetzungen von Garborg und Lyndall, sofern es nicht vom Original beeinflußte Übersetzungen sind. Die Toiletten, welche sie herstellte, fanden Beifall; wenn sie nur gesund bliebe, würde alles sich wieder machen, hieße direkt: Wenn ich nur gesund bliebe, würde alles sich wieder machen. Direkt: „Wenn ich nur gesund bleibe, wird alles sich wieder machen", müßte nach dem Muster zahlreicher Parallelstellen (s. oben S. 91flg.) indirekt lauten: „Wenn sie nur gesund blieb, würde alles sich wieder machen." Sporadische Ausnahmen mit dem Konjunktiv im wenn-Satze ändern dabei an der Regel nichts. Wenn übrigens Matthias sagt: „Ich weiß nicht, ob die Übersetzer in ihren Vorlagen schon eine genau entsprechende Form gefunden haben können, was Herdin-Upsala am besten wissen wird", gestehe ich, daß ich nicht einmal weiß, welche Vorlage Marie Herzfeld hier gehabt hat, ob den Originaltext in der mir unverständlichen norwegischen Volkssprache, in der Garborg schreibt, oder eine eventuelle norwegische oder dänische Übertragung in die Hochsprache. Irgendeinen Verfasser Lyndall kenne ich nicht einmal dem Namen nach.

für ihr Verständnis durchaus notwendig sind, und die also, sofern man die würde + Infinitiv-Sätze für indirekte Rede hält, auch als zu derselben indirekten Rede gehörig zu betrachten sind, doch regelmäßig im Indikativ auftreten, weshalb sollte das Vorhandensein des Indikativs uns da verbieten, die anderen Sätze wie: Hatte er sich so ungeschickt benommen, daß auch Papa Röhring böse auf ihn geworden war? Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt? usw. für indirekte Rede zu erklären?

Nur noch über ein paar andere Bemerkungen von Matthias möchte ich mich schließlich äußern. Matthias sagt S. 421: „Tatsächlich ist sie (die fragliche Form würde + Infinitiv) der Entstehung nach ein Konditional, mag sie auch vielleicht als Kennzeichen indirekter Wiedergabe fremder Gedanken wie ein Konjunktiv empfunden werden, der zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe[1]) steht.

Meine Auffassung erklärt sich aus meinen über das Gebiet der deutschen Sprache hinausgreifenden Beobachtungen solcher Fälle."

S. 422 flg. gibt er dann einige Beispiele für dieselbe Erscheinung im Französischen, z. B.: Que pouvait pour la marier une femme seule, divorcée —? Rose et Ninette à la longue souffriraient de cet isolement.

„Alle diese Stellen haben mit denen, die Herdin zum Beweise, daß würde + Nennform Indikativ sein müsse, das gemein, daß zur Anführung fremder Gedanken neben Konditionalen Indikative des Imperfekts erscheinen und für diese selbständig hingestellten Sätze ein regierendes Zeitwort fehlt." — „Es wird also die Annahme gerechtfertigt sein, daß der neue Gebrauch der umschreibenden Formen mit würde für im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehende Ereignisse oder doch seine Häufigkeit auf fremdem, französischen Einflusse beruht, und ebendieser französische Vorgang zwingt dazu, in dieser Umschreibung einen Konditional zu sehen." — S. 424: „Es ist — klar, — daß die deutsche umschreibende Form neben den Indikativen ebensogut konditional bleibt, wie es im Französischen daneben die einfache bleibt. Übrigens sei darauf hingewiesen, daß ebensogut wie der neue Gebrauch des Konditionals auch die in Verbindung mit ihm besonders häufige Anwendung des Indikativs des Imperfekts zur selbständigen Darstellung fremder Gedanken von demselben fremden Einflusse herrühren kann."

Matthias zeigt durch seine Anmerkung, daß er meinen Hinweis auf die Konjunktive des Imperfekts — die in den fraglichen äußerlich selb-

1) Dazu die Anmerkung: „Übrigens ist auch alles, was Herdin S. 198 flg. über Konjunktive des Imperfekts schreibt, die in der abhängigen Rede ihre Vergangenheitsbedeutung behalten hätten, ein Irrtum. Das kann jede Darstellung der abhängigen Rede lehren."

ständig hingestellten Darstellungen da auftreten, wo sie schon in der direkten Rede ständen — als zwingenden Grund, diese Darstellungen als indirekte Rede zu betrachten, völlig mißverstanden hat. Ich will mich daher ausührlicher erklären. Der konditionale oder optative Konjunktiv des Imperfekts, der in den älteren Perioden des Deutschen auch selbständig von Vorgängen der Vergangenheit gebraucht werden konnte, wo das Neudeutsche den umschreibenden Konjunktiv des Plusquamperfekts anwendet, kann sich im Neudeutschen selbständig nur auf die Gegenwart (oder Zukunft) beziehen, in der indirekten Rede aber auch verwendet werden, um der Vergangenheit angehörige Vorstellungen zu bezeichnen.

Nibelungen, Lachmanns Ausgabe, S. 927.

Het er sîn swert enhende, sô wær ez Hagnen tôt. Nhd.: Hätte er sein Schwert in der Hand gehabt, so wäre es Hagens Tod gewesen. In indirekter Rede aber:

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., S. 123.

Hier, wo der Schnee nicht mehr leuchten half und die Dunkelheit zur Finsternis wurde, schien sogar Klaus Neddermeyer die Zuversicht zu verlassen. Offenbar wollte er, nachdem er seine schwierige Aufgabe bis hierher so, den Umständen gemäß, glücklich gelöst, nicht zuschlimmerletzt „in den Düwel sien Käck" geraten. Das Schloß sei ganz nahe — keine tausend Schritte mehr. Er möchte vorschlagen, daß die Herrschaften abstiegen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegten — bezieht sich ja das möchte (wie natürlich auch das sei) auf Umstände der Vergangenheit.

Solche Konjunktive des Imperfekts treten, wie ich Heft 3 und 4, S. 198 flg. nachgewiesen habe, auch in den fraglichen, fremde Gedanken wiedergebenden Darstellungen auf, z. B. in dem Beispiel:

Stinde, Der Liedermacher, S. 220.

Gegen Giselas (seiner Tochter) Kunstbestrebungen war er (Herr Termen) machtlos. Warum verlobte sie sich nicht? Ihm wäre gleich, wen sie nähme, ließe sie des Bräutigams halber die Singschrulle. Wie weit war der junge Dichtersmann gediehen? Hatte sie Neigung zu ihm gefaßt?

Wären diese Sätze, wie Matthias urteilt, ein vom Verfasser erstatteter selbständiger Bericht über Herrn Termens Gedanken, so hätte der Konjunktiv des Plusquamperfekts, nicht der des Imperfekts angewendet werden müssen: Ihm wäre es gleich gewesen, wen sie nähme, hätte sie des Bräutigams halber die Singschrulle gelassen. — Wenn z. B.

Ganghofer, Fliegender Sommer, S. 242 flg. schreibt:

Mit feuchten Augen schaute sie ihm nach. Und als er hinter den Büschen verschwunden war, versuchte sie mit zitternden Händen, ob nicht

das Buch (in dem er gelesen) von selbst an einer gewissen Stelle sich wieder öffnen möchte. Sie hätte gar zu gern gewußt, welch ein Lied er gelesen — so gibt uns das Plusquamperfekt hier das Gefühl, daß der Satz eine selbständige Bemerkung des Verfassers ist, wie wir ihn sofort als einen vom Verfasser dem jungen Mädchen zugeschriebenen Gedanken, als indirekte Rede, empfinden würden, wenn das Imperfektum dastände: Sie wüßte gar zu gern, welch ein Lied er gelesen hatte. Vgl. das Beispiel aus Wolzogen (oben S. 92, die Fußnote): Wenn der wüßte, daß sie ohne ihn spazieren fuhr — das würde er ihr nie verzeihen! — So sind denn die konditionalen oder optativen Konjunktive des Imperfekts, die in den fraglichen Darstellungen auftreten, ein Kriterium dafür, daß diese Darstellungen als oratio obliqua zu betrachten sind.[1])

Was Matthias' Heranziehung des französischen Gebrauchs betrifft, so ist es kaum verständlich, wie er diesen als eine Stütze für seine Auffassung anführen kann. Der Grund kann nur der sein, daß er sich verwirren ließ durch den in der französischen Grammatik gebräuchlichen Namen Conditionnel für eine Form wie serais; diese Form mag konditionale Verwendung haben, wie z. B.: Je serais heureux de te voir demain oder in ihrer ursprünglicheren, ihrer Entstehungsweise[2]) entsprechenden Verwendung — aus der sich der konditionale Gebrauch entwickelt hat — als ein Futurum praeteriti indikativi stehen, wie dies in den von Matthias angeführten französischen Beispielen der Fall ist. Im Französischen kann ja dieses Futurum praeteriti sogar da verwendet werden, wo es sich gar nicht darum handelt, fremde Vorstellungen wiederzugeben[3]), sondern wo „der Sprechende auf Grund seiner nachmaligen

---

1) Ich will natürlich nicht damit geleugnet haben, daß sie häufig, wenn keine äußeren Kriteria wie die futura praeteriti würde + Infinitiv und solche Konjunktive des Imperfekts vorliegen, als selbständige Berichte des Verfassers empfunden werden.

2) je finirai = j'ai à finir, je finirais = j'avais à finir.

3) Im Deutschen ist das Geschehen, welches durch das fragliche würde + Infinitiv bezeichnet wird, „in zurückliegender Zeit als künftig gedacht durch diejenigen, von denen im Satze selbst oder unmittelbar zuvor die Rede ist". Nur in einem Beispiel habe ich eine Erweiterung dieses Gebrauchs gefunden, in dem wohl, wie das bei dem französischen Futurum praeteriti häufig der Fall ist (Tobler, Vermischte Beiträge, 2, S. 127 flg.), keine bestimmte Person der zurückliegenden Zeit, sondern „unbestimmt vorschwebende Zeugen und Beurteiler vergangener Begebnisse als ausschauend in die Zukunft zu denken sind", oder auch der Sprechende „sich selbst zu einem solchen Zeugen" macht. Das Beispiel findet sich bei dem von der französischen Literatur stark beeinflußten v. Roberts. Das 23. Kapitel seines Romans „Die schöne Helena" beginnt folgendermaßen: Das große Paradebiwak der Division fand am 28. August statt. Halb Köln würde draußen sein, um das großartige militärische Schauspiel zu genießen, denn der Biwakplatz war leicht mit der Neußer Bahn zu erreichen. Frau Hubert hatte sich mit den Wallmeisters und der Familie des Regimentsschneiders zu dieser Partie vereinigt.

Erfahrung einen Vorgang als im Verhältnis zu einer entfernteren Vergangenheit künftig hinstellt", z. B. les symptômes précurseurs de la tempête qui renverserait (deutsch: umstürzen sollte) les institutions, se succédaient avec une incroyable rapidité.[1]) Die „über das Gebiet der deutschen Sprache hinausgreifenden Beobachtungen", welche Matthias im Französischen „genau denselben Gebrauch der nämlichen Form" finden ließen, hätten ihn also erst recht davon überzeugen müssen, daß sie als Indikativ zu betrachten ist. Natürlich ist die deutsche Form würde + Infinitiv — im Gegensatz zum französischen sog. Conditionalis, dessen Verwendung als Futurum praeteriti die ursprünglichere ist — der Entstehung nach ein Konjunktiv mit konditionaler Verwendung, der Konjunktiv zu dem im Hochdeutschen ausgestorbenen ward + Infinitiv, der Umschreibung für die inchoative Aktionsart des Präteritums, aber damit haben wir nichts zu tun, wenn wir den heutigen Zustand der Dinge ins Auge fassen.

Was den Einfluß des französischen Gebrauchs auf den deutschen betrifft, glaube ich auch, daß das Muster der französischen Schriftsteller kräftig beigetragen hat zu dem häufigen Auftreten solcher äußerlich selbständig hingestellten Darstellungen fremder Gedanken in der modernen Roman- und Novellenliteratur. Wenn wir z. B. Goethes und Wielands Romane lesen, berühren uns die häufigen langen Selbstgespräche der handelnden Personen, die langen direkten Anführungen ihrer Überlegungen mit sich selbst recht altmodisch.

Goethes ausgewählte Werke, Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 8. Bd., Wilhelm Meisters Lehrjahre, 1, S. 40flg.

Kaum war er allein, so mußte er sich in folgenden Ausrufungen Luft machen: Unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, sondern in dir liegt das Armselige, über das du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne inneren Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgendeine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du seinen Zustand unerträglich finden? usw. eine ganze Seite lang.

Wieland, Agathon, 1, S. 28flg.

Unsre Urkunde meldet also, nachdem die erste Wuth des Schmerzens, welche allezeit stumm und Gedanken-los zu seyn pflegt, sich geleget, habe Agathon sich umgesehen; und da er von allen Seiten nichts als Luft und Wasser um sich her erblikt, habe er, seiner Gewohnheit nach, also mit sich selbst zu philosophieren angefangen:

War es ein Traum, was mir begegnet ist, oder sah ich sie würklich, hört' ich würklich den rührenden Accent ihrer süßen Stimme, und umfingen

1) Tobler, Vermischte Beiträge, 2, S. 130flg.

meine Arme keine Schatten? Wenn es mehr als ein Traum war, warum ist mir von einem Gegenstand, der alle andern aus meiner Seele auslöschte, nichts als die Erinnerung übrig? usw., $3^1/_2$ Seiten lang, bis der Verfasser S. 32 den Monolog unterbricht: Hier hielt Agathon eine Zeitlang inne; sein in Zweifeln verwikelter Geist arbeitete sich loszuwinden, biß ein neuer Blik auf die majestätische Natur, die ihn umgab, eine andre Reyhe von Vorstellungen in ihm entwikelte. Und dann geht es wieder los ununterbrochen fast drei Seiten lang: Was sind, fuhr er mit sich selbst fort, meine Zweifel anders, als Eingebungen der eigennüzen Leidenschaft? Wer war diesen Morgen glüklicher als ich? usw.

Derartige Selbstgespräche machen auf uns denselben unrealistischen Eindruck wie die Monologe im Drama. Man vergleiche damit, wie ein moderner Erzähler die Gedanken seiner Personen wiedergibt, z. B.

Spielhagen, Noblesse oblige, S. 242 flg.

(Warburg befindet sich auf einem glänzenden Feste, das sein Schwiegersohn Billow gibt.) Warburg blickte ihnen vergnüglich schmunzelnd nach und ließ, da er eben niemand hatte, mit dem er plaudern konnte, sich in einen Fauteuil sinken, die ermüdeten Glieder ein wenig zu ruhen und die Situation behaglich zu genießen bei einem Glase Punsch, das er einem vorübereilenden Diener von dem Tablett genommen hatte. In der Tat eine behagliche Situation hier in dem prächtigen Saale, in welchem, überstrahlt von blendendem Kerzenlicht, so viele glänzende Uniformen, so viele Fracks der ersten Männer der Stadt, so viele elegante Roben der schönsten Frauen und Jungfrauen durcheinander wogten! Und der Wirt dieses glänzenden Festes — sein Schwiegersohn! Die schöne, von allen gefeierte Wirtin seine Tochter (Minna)! Zwar der Johanna (Warburgs Lieblingskind) hätte er es lieber gegönnt! Die arme Johanna! Ihr erster Brief aus London hatte gar nicht lustig geklungen, eigentlich recht traurig, obgleich er das Minna — nicht hatte zugeben wollen. Wie durfte er? Mein Gott, man darf eben seine Ansprüche nicht zu hoch spannen! Hatte er selbst etwa die Hoffnungen, die er auf sein Zusammenwirken mit Billow gesetzt, nicht bedeutend reduzieren müssen? — Und das war eigentlich recht undankbar von dem Billow. Er dachte doch nicht gar, daß er es war, der alle diese vornehmen Herren — hierher zog? Pah! die schöne, die geistreiche junge Frau war's. — Er war der Mann seiner Frau und damit basta! Aber auch welcher Frau! — usw. 2 Seiten lang, bis diese Darstellung zu oratio recta übergeht: Natürlich ist auch er nicht zufrieden. Er behauptet, die Dinge gehen schlecht. Minna behauptet dasselbe. Ich weiß nicht, was sie wollen usw.

Ebenda S. 15 flg. (Warburg hat einen Brief, der für seine Tochter Minna von ihrem Geliebten, dem französischen Marquis Hippolyte d'Héricourt, angekommen ist, erbrochen und gelesen): Warburg faltete den Brief, tat ihn wieder in das Kuvert und wog ihn unschlüssig in der linken Hand, während er auf das zerbröckelte Siegel starrte. Es ließ sich, wenn man das Wachs ein wenig anwärmte, zur Not so weit zusammenfügen, daß der Brief für einen unerbrochenen gelten mochte — auch würde sie in ihrem Jubel, den Brief in Händen zu haben, sich schwerlich Zeit lassen, den Zustand des Siegels zu prüfen. Und dann die Stelle, wo Héricourt erzählte, daß er Georg (Warburgs Sohn) begegnet und Georg ihm ausgewichen sei — dem Liebhaber und heimlich Verlobten seiner Schwester, dem verhaßten Feinde — es würde eine treffliche Lektion für das überspannte Mädchen sein! Aber sie hatte sich ja an des Bruders Widerspruch, an sein Zürnen, Schelten, Toben nicht gekehrt damals, als sie dem Marquis ihre Hand zusagte; so würde auch dies schwerlich einen besonderen Eindruck auf sie machen. Und was noch sonst in dem Briefe stand: diese immer wiederholten Versicherungen seiner Liebe und Treue; das heiße Flehen um ihr Porträt — das hieß ja nur Öl ins Feuer gießen. Dazu die Schilderung seiner trostlosen Lage, des Elends im Biwak! Freilich, Georg war gewiß nicht sanfter gebettet, und er war nicht Franzose und Kapitän und Marquis; war ein deutscher konskribierter, gemeiner Soldat — da mußte seine Lage noch viel schrecklicher sein. Und der Junge blieb sich treu in seinem grimmen Trotz und hielt sein Wort, das er beim Abschied gesprochen: sie sollten auf keine Zeile von ihm hoffen; denn jede würde ein Fluch gegen die Unterdrücker sein; und er wolle, käme so ein Brief, wie voraussichtlich, einmal in falsche Hände, weder sich selbst noch die Seinen den Henkern ans Messer liefern! Dafür beklagte und bejammerte denn der andere sein so unendlich viel günstigeres Los. Daraus ließ sich am Ende doch Kapital schlagen, wenn man es ihr so recht eindringlich vorstellte, — auch ohne das — ohne jeden Kommentar, wenn man ihr nur den Brief auslieferte! Ja, ja, sie sollte ihn haben! Daß er denselben vorhin verleugnet, das tat nichts. Man konnte sagen, man habe die Überraschung nur um so größer, nur um so freudiger machen wollen. Und sofort mußte sie ihn lesen, noch bevor Billow kam! So konnte man sie am besten auf Billows Bewerbung vorbereiten. Er hatte ja versprochen, heute abend endlich sich den Mut zu fassen und das entscheidende Wort zu sprechen.

Warburg sah nach der Uhr; sieben. Um einhalbacht wollte Billow kommen. Es blieb noch gerade Zeit.

Da ging die Haustürschelle. Eine Stimme auf dem Flur, die nach den Damen fragte: Billows Stimme; und eine zweite: wohl die des jungen

Sandström. Schade! Die schöne Gelegenheit war verpaßt — schade! — Vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte der lamentable Brief doch nur Unheil angerichtet. Man würde sehen. Also morgen — oder übermorgen — der Brief konnte morgen oder übermorgen oder in acht Tagen so gut eingetroffen sein wie heute. Vorläufig —

Und Warburg schloß ein Geheimfach des Pultes auf, legte den Brief zu dem kleinen Paket von Minnas nicht abgegangenen Briefen an Hippolyte und Hippolytes an Minna eingegangenen, aber nicht abgelieferten —

Schon Wieland scheint aber doch empfunden zu haben, daß die in oratio recta angeführten Selbstgespräche seiner Personen dem Leser oft unwirklich vorkommen müßten.

Agathon 1, S. 72flg. hält er für nötig, nachdem er seinen Held so bei sich selbst hat überlegen lassen, sich dafür folgendermaßen zu entschuldigen:

Immer Selbstgespräche hören wir den Leser sagen. Wenigstens ist dieses eines, und wer kann davor? Agathon hatte sonst niemand, mit dem er hätte reden können als sich selbst; denn mit den Bäumen und Nymphen reden nur die Verliebten. Wir müssen uns schon entschließen, ihm diese Unart zu gut zu halten, und wir sollten es desto eher tun können, da ein so feiner Weltmann als Horaz unstreitig war, sich nicht geschämt hat zu gestehen, daß er öfters mit sich selbst zu reden pflege.

So finden sich auch denn schon bei Wieland, obgleich nur sporadisch, Beispiele der modernen Darstellungsart.

Ebenda 1, S. 250flg.: Danae liebte zu zärtlich, als daß ihr der stille Kummer, der eine wiewohl anmuthige Düsternheit über das schöne Gesicht unsers Helden ausbreitete, hätte unbemerkt bleiben können. — Wie, wenn seine Liebe zu erkalten anfienge; sagte sie zu sich selbst — erkalten? Himmel, wenn das möglich ist, so werde ich bald gar nicht mehr geliebt seyn. Dieser Gedanke war zu entsetzlich für ein so völlig eingenommenes Herz, als daß sie ihn sogleich hätte verbannen können — wie bescheiden macht die wahre Liebe! — Danae fieng an mit Zittern sich selbst zu fragen: ob sie auch liebenswürdig genug sey, das Herz eines so außerordentlichen Mannes in ihren Fesseln zu behalten? Und wenn gleich die Eigenliebe sie von Seiten ihres persönlichen Wertes hierüber beruhigte, so war sie doch nicht ohne Sorgen, daß in ihrem Betragen etwas gewesen seyn möchte, wodurch das Sonderbare in seiner Denkungsart, oder die elle Zärtlichkeit seiner Empfindungen hätte beleidiget werden können. Hatte sie ihm nicht zuviel Beweise von ihrer Liebe gegeben? Hätte sie ihm seinen Sieg nicht schwerer machen sollen (direkt auch hätte — sollen)? War es sicher, ihn die ganze Stärke ihrer Leidenschaft sehen zu lassen und sich wegen der Erhaltung seines Herzens allein auf

die gänzliche Dahingebung des Ihrigen zu verlassen? — Diese Fragen waren weder spitzfündig noch so leicht zu beantworten, als manches gute Ding sich einbildet, dem man eine ewige Liebe geschworen hat, und dessen geringster Kummer nun ist, ob man ihr werde Wort halten können. Die schöne Danae kannte die Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfange.

Es scheint jedoch, als sei Wieland diese Ausdrucksweise noch nicht ganz vertraut gewesen.

Ebenda 1, S. 185 fühlt er sich veranlaßt, ihr durch ein vollkommen parenthetisch hingestelltes „dacht er“ größere Klarheit zu geben: und der kühnste Wunsch, den er zu wagen fähig war, war nur, in derjenigen sympathetischen Verbindung der Seelen mit ihr zu stehen, wovon ihm Psyche die Erfahrung gegeben hatte. Wie angenehm (dacht er), wie entzükungsvoll, wie sehr über alles, was die Sprache der Sterblichen ausdrüken kan, muste eine solche Sympathie mit einer Danae seyn, da sie mit Psyche schon so angenehm gewesen war!

Vergleiche auch ebenda S. 152: Die schlaue Danae hatte sich aus der Beschreibung des Hippias eine solche Vorstellung von dem Agathon gemacht, daß sie alles gewonnen zu haben glaubte, wenn sie nur seine Einbildungskraft auf ihre Seite gebracht haben würde. Hippias, dachte sie, hatte nur darin gefehlt, daß er ihn durch die Sinnen verführen wollte.

Ebenda S. 162 flg.: Er müste nicht Agathon gewesen seyn, wenn diese Erscheinung sich nicht seiner ganzen Seele so sehr bemeistert hätte, wie wir gesehen haben. Niemals, däuchte ihn, hatte er in einem so hohen Grad und in einer so seltnen Harmonie alle diese feinern Schönheiten, von denen gemeine Seelen nicht gerührt zu werden fähig sind, vereiniget gesehen.

Die Entstehungsweise einer solchen Form der Mitteilung fremder Gedanken läßt sich leicht erraten. Es ist ja gewöhnlich, daß ein Erzähler die von ihm gezeichneten Bilder aus der Vergangenheit, die Begebenheiten und Situationen, die er schildert, zum Gegenstand eigener Reflexionen und Betrachtungen macht. Wieland erzählt in seinem „Don Sylvio“ wie dieser einst, als er in einem Walde einem Schmetterling nacheilte, ein Kleinod fand mit einem Miniaturbild einer schönen Schäferin. Don Sylvio verliebte sich sogleich in das Bild und schwur, nicht früher zu ruhen, als bis er die Person gefunden hätte, die das Bild darstellte. Das 8. Kapitel der Erzählung (Wielands sämtliche Werke, 11. Band, 1. Teil, Leipzig 1795) hat die Überschrift Reflexionen des Autors und des Don Sylvio. S. 40 flg.: Es ist leicht zu errathen, was ein gewöhnlicher Mensch an seinem Platze gedacht oder gethan hätte; aber davon ist die Rede nicht. Don Sylvio dachte und that nichts wie gewöhnliche Menschen. Die Gedanken, die sich

uns andern am ersten darbieten, fielen ihm allemahl am letzten und gemeiniglich gar nicht ein; und wenn ihm ein sonderbarer Zufall begegnete, so rieth er augenblicklich diejenige Ursache dazu, die es nach dem Laufe der Natur am wenigstens seyn konnte.

Konnte das kleine Miniaturbildchen nicht eine bloße Fantasie des Mahlers gewesen seyn? Oder war es nicht eben so möglich, daß es eine Person vorstellte, die längst verstorben war, und konnte sich also Don Sylvio nicht in dem Falle des Prinzen Seif-el-Muluk in den Persischen Erzählungen befinden, der sich, ein paar tausend Jahre zu spät, in eine Favoritin des Königs Salome verliebte?

Diese oder dergleichen Gedanken kamen unserm Helden gar nicht in den Sinn.

Wieland gibt in diesen Fragesätzen den Annahmen Ausdruck, durch welche das von Don Sylvio gefundene Miniaturbild sich erklären konnte. In völlig derselben Weise schildert er in der Stelle aus Danae — hatte sie ihm nicht zuviel Beweise von ihrer Liebe gegeben? usw. —, wie sich die von Danae bei Agathon bemerkte Schwermut erklären ließ. Sprachlich sind diese Sätze vollkommen parallel, nur daß tatsächlich im ersteren Falle Don Sylvio sich nie mit solchen natürlichen Erklärungen abgab, während im letzteren Danae „die Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfange" erkannte.

Wieland dürfte also die betreffenden Sätze als seine eigenen selbständigen Aussagen empfunden haben. Das eingeschaltete „däuchte ihn" z. B. (in der Stelle 162flg.) hat mithin den adverbialen Sinn „nach dem, was ihn däuchte". Je nachdem aber, teilweise wohl unter französischer Anregung[1]), diese schon bei Wieland sporadisch auftretende Darstellungsart zum fleißigeren Gebrauche gelangt ist — wobei natürlich alle erklärenden Einschaltungen wie — dachte er, — däuchte ihn immer entbehrlicher wurden —, bis sie zur unbedingt vorherrschenden Normalform geworden ist, die der moderne Erzähler bei der Wiedergabe fremder Vorstellungen unmittelbar in traditioneller Weise ergreift, — in demselben Maße ist die Grundanschauung der Ausdrucksweise abgeschliffen worden, bzw. dem Sprachgefühl ganz abhanden gekommen. Daß solche indikativische Sätze nunmehr in einer Menge von Fällen vom Standpunkte des gegenwärtigen Sprachgefühls aus keine selbständigen Urteile des Erzählers (Schriftstellers) sind, das zeigen doch auch Interjektionen und formelhafte Ausrufe — wie Gott, mein Gott, Gott sei Dank, Himmel, zum Teufel, ach, o, ja ja, nein nein, pah usw. — die hier so gewöhnlich sind.

---

1) Im Französischen ist ja der Indikativ der Modus der indirekten Anführung, sowohl in äußerlich abhängigen wie in selbständig hingestellten Sätzen.

In Zusammenhang mit der Gewohnheit, fremde Gedanken so wiederzugeben, mußte sich natürlich auch das Bedürfnis nach einer Verbalform für die Wiedergabe dieser Gedanken, wenn sie sich auf die Zukunft bezogen[1]), fühlbar machen. Eine indikativische Präteritalform stand dabei nicht zu Gebote, der Konjunktiv würde + Infinitiv bot sich jedoch um so natürlicher, da er ja in von einem ein- oder nachgeschalteten Hauptsatz abhängiger Stellung gewissermaßen den Indikativen — wie oben S. 100: Hippias, dachte sie, hatte nur gefehlt — analog auftrat. Vgl. Agathon, 1, S. 277.

Damals zuerst stellten sich mir die Reizungen der Freundschaft in einer vorher nie empfundenen Lebhaftigkeit dar: Ein Freund (bildete ich mir ein), ein Freund würde diese geheime Sehnsucht meines Herzens befriedigen. Meine Phantasie mahlte einen Pylades aus.

Ebenda S. 389 flg.: — sie betrog sich selbst über die wahre Ursache, und glaubte, daß die Veränderung des Orts, und vielleicht eine kleine Entfernung, ihm in kurzem alle die Lebhaftigkeit der Empfindung wiedergeben würde, die er verloren zu haben schien. Die Wiederkehr in die Stadt, wo sie einander nicht immer sehen würden, wo ihre Liebe sich zu verbergen genötigt seyn, und dadurch den Reiz eines geheimen Verständnisses erhalten würde, die Zerstreuungen des Stadt-Lebens, die Gesellschaft, die Lustbarkeiten, würden ihn (glaubte sie) bald genug wieder so feuerig als jemals wieder in ihre Arme führen. Sie überredete ihn also, mit ihr nach Smyrna zurückzugehen.

Wir haben hier in beiden Beispielen ein allerdings parenthetisch eingeschobenes verbum sentiendi[2]); im letzteren sind die gesperrten würde + Infinitiv-Sätze auch nur eine Fortsetzung des vorhergehenden daß-Satzes[3]),

---

1) Vgl. in der Stelle aus Agathon oben S. 99: Himmel, wenn das möglich ist, so werde ich bald nicht mehr geliebt sein.

2) Vgl. z. B. Ebers, Die Frau Bürgermeisterin, Deutsche Verlagsanstalt 1882, S. 145: Ein würdigeres, reicheres Leben, so hoffte sie, werde von nun an für sie beginnen.

3) Vgl. Frenssen, Jörn Uhl, Berlin 1902, S. 335: Aber während er hier sonst in ruhigem Bewußtsein wohlgetaner Arbeit saß — kam er heute abend mal wieder ins Philosophieren und Grübeln hinein: daß er doch bis jetzt wenig sonnige Tage gehabt hätte und wie es wohl zu machen wäre, daß er ein wenig aus dem Schatten und aus dem kalten Wind herauskäme. Bisher ginge es so: von Sorgen in Schulden, von dem harten Stand bei Gravelotte auf den frischgepflügten Acker, auf dem sich so schwer ging, und so weiter.

Adolf Schmitthenner, Psyche, Velhagen u. Klasings Neue Monatshefte, Hefte 7, 8, 9, 1890, S. 319: Aber sie dachte sich auch zugleich, daß sie hübsch aussehen müsse in seinem schwarzen Kleide mit dem weißen Kranze auf der Stirne. Bei der Prüfung werde sie es vortrefflich machen, das wußte sie, und wie überall die erste unter allen sein.

und schließlich können alle würde + Infinitiv-Formen beider Beispiele als Konjunktiven des Imperfekts analoge Konditionale[1]) gefaßt werden.

Es ist die Unterdrückung des Schaltesatzes und die eben berührte Erweiterung des Gebrauches und damit auch der Bedeutung der fraglichen Sätze im Indikativ, die zu der gegenwärtigen Lage geführt haben, daß, in Übereinstimmung mit den französischen Verhältnissen, die den modernen deutschen Schriftstellern teilweise als Stütze und Vorbild gedient, der sog. Konditionalis sonstigen Indikativen vollkommen parallel steht.[2])

Zum Aufsatzunterrichte in der Volksschule.

Von Dr. **R. Seyfert** in Annaberg i. Erzgeb.

Die bewußten Lebenserscheinungen des Menschen scheiden sich deutlich in zwei Gruppen, die man als Rezeption und Produktion, als Erkennen und Handeln, als Empfangen und Wirken, als Aufnehmen und Geben, als zentripetale und zentrifugale Vorgänge oder wie sonst bezeichnet. Diese Doppelbeziehung des Menschen folgt daraus, daß er ein Glied eines Zusammenhanges ist. Wie schon jeder Teil eines leblosen Ganzen abhängig ist von seiner Umgebung, aber auch seinerseits auf diese einwirkt, so ist der einzelne Mensch einerseits abhängig von der Umwelt, wirkt er anderseits auf diese ein. Für unsere weitere Betrachtung kommt vorwiegend die zweite Form menschlicher Betätigung, kommen also die zentrifugalen Vorgänge in Frage. Die menschlichen Handlungen im weitesten Sinne des Wortes sind die Offenbarungen des Inneren, sind Umsetzungen der geistigen Vorgänge, die für andere nicht wahrnehmbar sind, in körperliche Bewegungen, die entweder direkt wahrgenommen werden können, wie Gebärden und Körperbewegungen, oder in ihren materiellen Folgeerscheinungen, wie Klängen, Zeichnungen, Kunstgebilden u. dgl. wahrnehmbar werden. Bewußte Handlungen beginnen immer mit einem Innenvorgange, als dessen Ausdruck die wahrnehmbare Handlung zu betrachten ist. Zu den Ausdrucks-

1) Vgl. oben S. 91 flg., die Fußnote. Also schon direkt: Ein Freund würde diese Sehnsucht meines Herzens befriedigen. Eine kleine Entfernung würde ihm die Lebhaftigkeit der Empfindung wiedergeben (oder: gäbe ihm). Die Wiederkehr in die Stadt, wo wir uns nicht immer sehen würden (oder sähen), wo unsere Liebe sich zu verbergen genötigt sein würde (oder: wäre), und dadurch den Reiz eines geheimen Verständnisses erhalten würde (oder: erhielte), die Zerstreuungen des Stadtlebens würden ihn bald wieder in meine Arme führen (oder führten ihn).

2) Ausführlicher sind die hier berührten Fragen in meiner soeben erschienenen Doktordissertation „Studien über Bericht und indirekte Rede im modernen Deutsch“, Upsala 1905, behandelt worden.

formen gehören die mimische Gebärde, die Lautgebärde, die Affektbewegung, die Sprache, der Gesang, das Spiel, der Tanz usw. Die höchsten Ausdrucksformen sind die Erzeugnisse der Wissenschaft und der Kunst. Als die handlichste und gebräuchlichste Ausdrucksform hat sich im Laufe der Menschheitsentwickelung die Sprache herausgebildet. In seiner Völkerpsychologie weist Wundt nach, daß ihr Anfang in den menschlichen Lautgebärden zu suchen ist, daß sich aus diesen in einem großartigen Durchgeistigungsprozeß die wundervollen Systeme der Sprache entwickelt haben. Eine ähnliche Entwickelung zeigt die Sprache des Kindes; auch bei ihm sind Lautgebärden und Schreie, sinnlose Lallaute und reflektorische Bewegungen der Sprechwerkzeuge die Ausgangspunkte einer bedeutsamen Entfaltung. Es entspricht der gesamten Geistesverfassung des Kindes, daß die Anfangsstufen der wirklichen Sprachentwickelung etwas Brockenhaftes, Unverbundenes, Abgerissenes darstellen, daß Verbindung und Zusammenhang sich erst allmählich einstellen. Dies beruht darauf, daß auch die Innenvorgänge erst nach und nach zu größeren, bis in die Einzelheiten in sich geschlossenen Komplexen zusammentreten. Solchen in sich geschlossenen geistigen Vorgängen aber entsprechen als Ausdrucksformen die Sprachgebilde, die wir Aufsätze nennen. *Ein Aufsatz ist eine sprachliche Ausdrucksform, die das Kind (von diesem ist die Rede) anwendet, um ein in ihm lebendig gewordenes Gedankenganzes, das von einem einheitlichen Gesamtgefühl getragen wird und das zum Ausdruck drängt, mündlich oder schriftlich darzustellen.*

Besonderer Nachdruck ist für den Unterricht darauf zu legen, daß der Aufsatz die Äußerung eines inneren Triebes sein soll; der Unterricht soll das Kind dahin bringen, daß es sich gedrängt fühlt, das innerlich Empfundene auszusprechen. Ich betrachte als den höchsten aller methodischen Grundsätze den, das Kind zur schöpferischen Selbsttätigkeit anzuregen. Von diesem Grundsatze muß auch der Aufsatzunterricht, der mündliche und schriftliche Aufsätze gleichmäßig umfaßt, geleitet sein; es sollen also die Aufsätze Erzeugnisse freischaffender Tätigkeit des Kindes sein. Das setzt aber voraus, daß die Kinder in eine Gefühlslage versetzt werden, in der sie sich von innen heraus gedrungen fühlen, sich zu äußern, das Innerlicherlebte auszusprechen. Das normale Kind ist mitteilsam, sobald es Vertrauen hat, und es besteht die höchste Kunst vor allem des ersten Unterrichtes darin, diese Offenheit, diese Aufgeschlossenheit dem Kinde zu erhalten, sie zu schaffen, wo sie fehlt, dem Kinde immer reichere Ausdrucksmittel zuzuführen und mit allem Lehren die Lust zum Lernen und zu freier Betätigung zu entfachen.

Wir nehmen also für die Betrachtung des Aufsatzunterrichtes unseren Ausgangspunkt bei den Innenvorgängen. Sie sind uns viel wichtiger als

etwa äußere Sprachformen und Schemen. Ist jeder Aufsatz eine Ausdrucksform, so beginnt die Tätigkeit, aus der er entsteht, eben mit einem Innenvorgang, der auch ohne die sprachliche Äußerung ein Erlebnis des Kindes wäre, aber seiner ganzen Beschaffenheit nach zur Äußerung drängt. Den Kern dieses Vorganges, um den sich die Gefühle und die Strebungen nach Betätigung gruppieren, bilden immer Vorstellungen. Auf sie kommt es natürlich auch beim Aufsatzunterrichte an; sie bestimmen Inhalt und Umfang jedes einzelnen Aufsatzes. In dieser Hinsicht nun ist es von entscheidender Bedeutung, daß der Aufsatz die Ausdrucksform für ein Gedankenganzes sein soll. Wie klein ein solches Ganzes auch sein mag, es muß doch von einem beherrschenden Elemente zusammengehalten werden; es muß sich deutlich von ähnlichen Vorstellungsverbindungen abheben; es muß doch einen lückenlosen Zusammenhang der Elemente aufweisen. Und der Aufsatz stellt eben dar, wie sich im Innern das Gedankenganze zusammenfügt. Nicht also die Einzelvorstellungen, sondern ihre Verbindungsformen sind für die Theorie des Aufsatzes wesentlich entscheidend. Die Verbindungen vollziehen sich aber im menschlichen Bewußtsein in dreifacher Weise; die drei Verbindungsformen bezeichnet man als Zeit, Raum und Kausalität. Diese drei Denkrichtungen sind immer vereinigt; aber es herrscht gegebenenfalls die eine oder die andere vor. Ein Ereignis verläuft nach dem Schema der Zeit; ein Gegenstand stellt sich uns als ein räumliches Nebeneinander dar; eine logische Analyse verknüpft die Denkvorgänge nach kausalen Beziehungen. Aber in jedem Falle sind auch die beiden anderen Verbindungsformen mit vorhanden. Alle geistigen Vorgänge sind als Verläufe zeitlich angeordnet, auch die Anschauung eines Gegenstandes verläuft in der Zeit, und kausale Beziehungen sind immer an räumliche und zeitliche Tatsachen gebunden. Den drei Hauptrichtungen des Vorstellungsverlaufes entsprechen drei Grundformen des Aufsatzes: die Erzählung, die Beschreibung und die Betrachtung (oder Abhandlung). Die Erzählung ist die Ausdrucksform der Zeit-, die Beschreibung die der Raumverbindung; die Abhandlung oder Betrachtung stellt die inneren Beziehungen der Elemente dar. Aus diesen drei Grundformen lassen sich drei Mischformen: die erzählende Beschreibung, die betrachtende Erzählung und die betrachtende Beschreibung bilden. Die erzählende (oder genetische) Beschreibung löst das Nebeneinander in ein Nacheinander auf, indem sie darstellt, wie ein Kunst- oder Naturgegenstand entsteht. Die betrachtende Erzählung flicht in den Verlauf der Vorgänge allgemeine Gedanken ein, die sich auf innere Zusammenhänge beziehen; sie ordnet wohl auch die Ereignisse nach besonderen Gesichtspunkten, verändert also die chronologische Folge zugunsten einer logischen Anordnung. Die betrachtende

Beschreibung stellt die zu einem räumlichen Ganzen gehörigen Vorstellungselemente nicht einfach nebeneinander, sondern deutet die inneren Beziehungen, etwa zwischen Ausrüstung und Arbeitsleistung, zwischen Form und Aufgabe an; sie ordnet wohl auch die Elemente einem logischen oder ästhetischen Gesichtspunkte zuliebe anders an, als es durch die bloße Wahrnehmung geschehen kann.

Die Verlaufsformen sind mit den genannten Formen im wesentlichen erschöpft; bedeutsam aber ist es für die weitere Betrachtung, zu beachten, wie die Verbindungen innerlich erregt werden. Wir unterscheiden Verbindungen, die von außen, und solche, die zentral erregt werden. Für die ersten suchen wir den Anstoß, den Reiz, in der Außenwelt; diese Verbindungen nennen wir Wahrnehmungsvorgänge. Die innerlich erregten sind entweder vorwiegend assoziative Vorgänge: Erinnerungen und Phantasievorstellungen, oder vorwiegend apperzeptive Verbindungen oder Denkvorgänge. Auch diese vier Erregungsformen sind in dem Reichtume des geistigen Geschehens nicht isoliert. Alle unsere Wahrnehmungen sind durchflochten von Erinnerungen, werden von solchen bestimmt, geklärt oder auch getrübt. Unsere Erinnerungen bilden sich vielfach zu Phantasien um oder sind doch von solchen durchzogen und werden von ihnen verklärt oder verdüstert. Alle Wahrnehmungen und Erinnerungen des entwickelten Bewußtseins sind von Denkbeziehungen durchsetzt und geregelt. Es können also auch die Erregungsformen nur nach dem herrschenden Momente als Wahrnehmungen, Erinnerungen, Phantasien und Denkvorgänge bezeichnet werden. Mit dieser Einschränkung gilt nun natürlich auch die Behauptung, daß den inneren Erregungsformen bestimmte Ausdrucksformen, also Aufsatzformen, entsprechen, daß man also Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Phantasie- und Denkaufsätze unterscheiden kann, von denen die zuletzt genannten mit den vorhin als Betrachtungen bezeichneten zusammenfallen. Wahrnehmungsaufsätze entstehen, wenn sich unmittelbare Sinneseindrücke und Erlebnisse unmittelbar in sprachliche Gebilde umsetzen; Erinnerungsaufsätze verarbeiten vergangene Erlebnisse aus dem Leben oder aus dem Unterrichte, und Phantasieaufsätze gestalten Erinnerungselemente zu neuen inneren Erlebnissen aus.

Das kleine Kind begleitet seine Erlebnisse — auch wenn es allein ist — oft mit Selbstgesprächen, und wenn zwei Kinder miteinander spielen, so wird nichts vorgenommen, ohne daß dazu gesprochen würde. Es löst also die Wahrnehmung äußerer Eindrücke oder eigener Handlungen, die dem Kinde als Bewegungsvorstellungen bewußt werden, sofort die Sprache aus. Im Unterrichte werden nach der herrschenden Praxis selbständige Wahrnehmungsaufsätze verhältnismäßig selten gefordert; aber sie sind doch

außerordentlich wichtig. Denken wir uns die Kinder einer Schulklasse um ein ihnen noch unbekanntes Tier, etwa eine Eule, stehen. Sind sie gewöhnt, d. h. ist es ihnen zugelassen worden, ihre Wahrnehmungen und Vermutungen in freier Weise auszusprechen, so entsteht aus dem Wechselgespräch der Kinder ein Wahrnehmungsaufsatz, zu dem viele Kinder je einen Baustein liefern. Beschränkt man die Beteiligung an der Aussprache auf einige Kinder, natürlich im Wechsel, so entfällt auf jedes Kind ein beträchtlicherer Anteil an der Entstehung des Aufsatzes, und wenn man schließlich nur ein Kind reden läßt, während die anderen aufmerksam zuschauen und zuhören, so wird dieses eine zusammenhängende Beschreibung geben, die gewiß noch ungeordnet und unvollständig ist, aber doch ein wirklicher Aufsatz genannt werden muß. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes besteht hier in der Sprachgestaltung, und es gibt keine gleichgute Gelegenheit im Unterricht wie diese dazu, das Kind bei seiner sprachschöpferischen Tätigkeit zu beobachten. Es redet im Dialekt und verwendet dialektische Ausdrücke, es hilft sich mit Vergleichen und Bildern; es bildet selbst Wörter, so gut es eben geht. Für den beobachtenden Pädagogen sprudelt hier eine ergiebige Quelle psychogenetischer Erfahrungen. Freilich das Wahrnehmen soll nach und nach zum geordneten Anschauen werden, das Lückenhafte und Sprunghafte soll verschwinden; Ordnung, Zusammenhang des einzelnen und Vollständigkeit soll die Anschauung zeigen. Das Kind wird zunächst bestimmt durch sinnlichen Zwang; das Augenfällige, Grelle, Starke hält seine Aufmerksamkeit gefesselt, so daß es das Unscheinbare leicht übersieht; Interessen des Spieles, des Genusses leiten sein Auge und Ohr. Es wird Sache des Unterrichts sein, die subjektive Betrachtungsweise allmählich objektiv zu regeln, und dazu sollen gebundene Anschauungsformen dienen, als deren Ausdruck gebundene Aufsatzformen eingeübt werden müssen. Jeder im Unterricht neu auftretende Gegenstand wird, wenn er den Kindern vorgeführt wird, einen Totaleindruck hervorrufen. Dieser ist Gegenstand der gebundenen Aufsatzform. Das vorgezeigte Tier soll vom Kinde in ruhig und geordnet fortschreitender Anschauung beschrieben werden, ohne daß der Lehrer mehr dabei zu tun hätte, als etwa auf irgend etwas hinzuweisen, was übersehen wurde, oder einen Ausdruck zu geben, den das Kind noch nicht kennt. Es erscheint mir als ein großer Fehler, daß man der ruhigen Ausgestaltung dieses Totaleindrucks gemeinhin zu wenig Bedeutung beimißt, sondern sofort mit Fragen beginnt, die den noch gar nicht gesicherten Totaleindruck analysieren. Zu diesem Fehler hat nicht wenig die ästhetisierende und allerdings auch die intellektualisierende Art unseres Unterrichts beigetragen. Da steht die Eule. Die ist für das Kind, das sie zum erstenmal sieht, Gegenstand eines verwunderten Anschauens; dem Kinde ist an dem

Tiere vieles so eigentümlich, so „putzig", so komisch, daß es sich gar nicht satt sehen kann. Dieser Eindruck ist ein wahres Erlebnis, und das drängt zum Aussprechen. So mögen das die Kinder tun, indem sie den närrischen Kauz vom Kopf bis zu den Zehen mustern und — schildern. Dann erst ist es Zeit, das geistig festgefügte Bild denkend zu zergliedern, und dabei dürfte der Gegenstand selbst, also hier die ausgestopfte Eule, nicht mehr dabei sein. Der Totaleindruck soll also in einem mündlichen Aufsatze Ausdruck finden, und dieser soll bei typischen Gegenständen einen bestimmten, im Gegenstande selbst bedingten Gang einhalten. Diese Gänge nenne ich gebundene Aufsatzformen, und dazu rechne ich etwa folgende: Wie wir eine Pflanze beschreiben. Wie wir ein Tier beschreiben. Wovon wir bei der Lebensgeschichte einer Pflanze — bei der eines Tieres zu erzählen haben. — Worauf wir bei einem heimatkundlichen Ausgange achten. — Welche Stücke zur Vorstellung einer geographischen Landschaft gehören u. a. Die gebundenen Aufsatzformen sind Mittel zur selbsttätigen Ordnung des Vorstellungsmaterials; sie sind wichtige Maßnahmen pädagogischer Ökonomie und dienen deshalb vorwiegend dem mündlichen Unterrichte.

Unter den Erinnerungsaufsätzen haben wir zuerst das Wiedererzählen zu nennen. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes ist hierbei gering; denn es ist ihm ja Stoff und Form gegeben worden. Und gerade das fleißige Kind erzählt gern wortgetreu wieder, auch auf die Gefahr hin, daß es hier und da einen falschverstandenen Ausdruck anwendet. Ja, es besteht die Gefahr, daß das wörtliche Wiedererzählen nichts anderes ist als eine mechanisch auswendiggelernte Aneinanderreihung von Wörtern, und es gibt Lehrer, die solchem geisttötenden Mechanismus Vorschub leisten. Er muß verschwinden. Damit braucht die Forderung nicht aufgehoben zu werden, die auf ein verständiges wortgetreues Wiedererzählen einer in kindliche Form gegossenen Erzählung deshalb dringt, weil dadurch der Sprachschatz des Kindes erweitert, die Sprechfertigkeit gefördert, die Scheu mancher Kinder vor zusammenhängendem Sprechen bekämpft wird. Mit der Aufsatzbildung hat dies aber nur indirekt etwas zu tun. Aber die sprachschöpferische Tätigkeit des Kindes kann doch auch hier ganz bedeutend gefordert und gefördert werden, wenn man den Innenvorgang in erster Linie beachtet. Die Worte des erzählenden Lehrers erwecken Erinnerungs- und Phantasievorstellungen im Kinde, und um diese ranken sich Gefühle der Mitfreude, des Mitleides u. ä., und mit diesen Vorgängen haben sich doch im Laufe der Entwickelung sprachliche Formen assoziiert, die das Kind lieber und leichter anwendet als die Worte des Lehrers. Darf das Kind nun in seiner Weise wiedererzählen, so ist es genau wie bei den Wahr-

nehmungsaufsätzen schöpferisch tätig, und damit wird die Wiedererzählung zum Aufsatze in dem oben definierten Sinne. Und diese Tätigkeit muß das Kind auch entfalten, wenn es zusammenhängend ein eigenes Erlebnis erzählt. Dazu kommt es leider im heutigen Unterrichte fast gar nicht, und doch wäre es für die ganze Stimmung in der Schule recht, recht förderlich, wenn man sich dazu hier und da ein Stündchen Zeit nähme. Als mündlicher Erinnerungsaufsatz muß auch die zusammenhängende Wiedergabe des gelernten Stoffes betrachtet werden, die mit Recht vom Kinde gefordert wird. Freilich kann auch die zum bloßen Wiederkauen werden, wenn man nichts weiter als ein mechanisches Wiederholen eingedrillten Stoffes darunter versteht. In manchen Fällen wird man ja eine wortgetreue Wiedergabe fordern müssen, um die Sache nicht zu gefährden; aber im Interesse der Sprach- und Denkbildung muß auch hier die eigene Fassung des Schülers für wertvoller angesehen werden als die angelernte. Aufsätze im eigentlichen Sinne sind aber die bloßen Wiederholungen von behandeltem Stoffe nicht, und als schriftliche Aufsätze sollten sie ganz und gar nicht verwendet werden.

Zu Aufsätzen werden Wiederholungen erst, wenn sie durch die Phantasie umgestaltet und ausgestaltet werden. Und damit betreten wir das Hauptgebiet des Schulaufsatzes, das die Phantasieaufsätze umfaßt. Da ist es zunächst die phantasierende Gestaltung von Erlebnissen und Erfahrungen, was in Frage kommt. Es ist z. B. im heimatkundlichen Unterrichte durch Wochen hindurch die Entwickelung einer Erbse beobachtet, und es sind die Beobachtungen im Unterrichte zu einer Lebensgeschichte zusammengestellt worden. Wenn nun von dem Kinde gefordert wird, daß es die Lebensgeschichte so erzählen soll, als ob die Erbse selbst spräche, so haben wir eine phantasierende Umgestaltung. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Vertauschung der dritten Person mit der ersten, sondern es muß sich das Kind gleichsam in die Lage der Erbse versetzen und deren Erfahrungen als Erleiden und Erlebnisse darstellen. Der Unterricht bietet zu derartigen mündlichen und schriftlichen Aufsatzbildungen hundertfach Gelegenheit. Aber nicht bloß umgestaltend soll die kindliche Phantasie arbeiten, sie soll vielmehr auch selbsttätig Situationen ausgestalten und ausmalen, also für einen kleinen Aufsatz auch das Material herzuschaffen und bereit machen: Was der wackere Schwabe so für sich hin spricht, als er allein durch die Wüste zieht. Der Wanderbursch (in Vogls Gedicht vom Erkennen) setzt sich vor der Stadt draußen nieder und baut Luftschlösser. Es werden Episoden aus biblischen Geschichten oder Märchen ausgemalt, zu geographischen Tatsachen kleine Reisen erfunden, Naturvorgänge zu Erlebnissen ausgestaltet u. dgl. m. Wer hier recht anregend und wegzeigend an die

Kinder herantritt, wird bald die Freude erleben, daß die Kinder sogar die Aufgaben selbst ersinnen und stellen. Es gleicht bei dieser Arbeit das Kind wirklich dem Dichter, indem es den an sich toten Stoff belebt und das bloße Wissen zum Erlebnisse umformt.

Den Phantasieformen gegenüber tritt die reine Betrachtung verhältnismäßig weit zurück. Aber die konkreten Aufsatzformen bekommen doch im Laufe der Schuljahre immer mehr betrachtenden Charakter, und zwar durch eine Veränderung, die ich die Verdichtung nennen möchte. Dadurch wird die Beschreibung zur kurzen Charakterisierung und die Erzählung zur Skizze. Es sind beide Ausdrücke nicht völlig zutreffend; aber unter den vorhandenen bezeichnen sie das, was gemeint ist, verhältnismäßig noch am deutlichsten. Je mehr gleichartige Dinge beschrieben worden sind, desto mehr wird sich die beobachtende Aufmerksamkeit auf die besonders charakteristischen Merkmale richten, während die Artmerkmale, in denen das Ding mit den übrigen seiner Art übereinstimmt, zurücktreten. Und die aufsatzartige Zusammenfassung der besonderen Merkmale ergibt die Charakterisierung, in der die Artmerkmale eben durch die Angabe der Art, zu der der Gegenstand gehört, hinreichend bezeichnet erscheinen. Wenn nun die besonderen Kennzeichen sofort bei der Anschauung unter einen bestimmten herrschenden Gesichtspunkt gestellt werden, dann entsteht die Art von Aufsätzen, die heutigentags z. B. in der Naturgeschichte vorherrschen, wo etwa der Fuchs als Räuber, der Maulwurf als Bergmann, der Specht als Zimmermann behandelt werden, die Art von Aufsätzen, in die auch die Geographie sich auflöst, wenn z. B. die Niederlande als das Land der Windmühlen und Kanäle, Dänemark als das Land, das eine Bauernuniversität besitzt, betrachtet werden. Solche Betrachtungsweisen sind außerordentlich wertvoll. Sie dürfen aber meiner Ansicht nach nicht eher eintreten, bevor nicht ein konkretes anschauliches Totalbild, soweit sich das eben auf Grund der vorhandenen Vorstellungshilfen erzeugen läßt, gewonnen worden ist. Sie beruhen ja auf einer Analyse dieses Totalbildes, indem aus diesem die Züge herausgehoben werden, die sich unter dem gegebenen Gesichtspunkte vereinigen lassen. Wird dies nicht beachtet, so zerläuft nur zu oft die Betrachtung in bloße Worte, in ästhetisierende Phrase. Die Gefahr, daß ein Bild der Wirklichkeit dadurch nicht entsteht, liegt nahe, und manche praktische Lektion ist dieser Gefahr schon erlegen, weil sie diesen zweiten Schritt tun wollte, ehe der erste getan war. Also zuerst heißt es, das Tier in seiner Erscheinung konkret auffassen und das Charakteristische daran in einer zusammenhängenden knappen Beschreibung darstellen, und dann erst, aber dann auch auf jeden Fall, bilde man betrachtende Aufsätzchen, die unter je einem herrschenden Gesichtspunkte stehen,

Aufsätze, die man **betrachtende Charakterisierungen** nennen könnte. Erst wenn das Totalbild feststeht, kann man hierin selbsttätiges Schaffen vom Kinde fordern; dann gruppiert es phantasierend-denkend die Vorstellungselemente, die ihm das anschaulich konkrete Gesamtbild liefert. Ganz ähnlich ist es bei der Erzählung, die durch Verdichtung zur **Skizze** wird, in der die Einzelzüge verschwinden und nur das, was besonders wichtig ist, hervortritt. Diese Form der Erzählung ist keineswegs psychologisch einfacher, wie der annimmt, der fordert, daß etwa auf der Unterstufe des Geschichtsunterrichts nur die Hauptsachen erzählt werden sollen. Noch viel weniger leicht ist es, Tatsachen unter logische Gesichtspunkte gruppieren. Auch dies sollte erst geschehen, nachdem der chronologische Verlauf einer Erzählung dargestellt worden ist. Die dann entstehende Aufsatzform könnte man die **betrachtende Skizze** nennen. In solchen Aufsätzen werden etwa solche Themen behandelt: Wie Friedrich Barbarossa für eine Hausmacht sorgt. Sein Verhältnis zu Heinrich dem Löwen. Wie er den Landfrieden sichert. Diplomatische Meisterstücke Friedrich Barbarossas. Vor allem gehört zu den Betrachtungsaufsätzen die **Charakteristik**, eine Aufsatzform, in der die Wesenseigenschaften einer Person mit den Nachweisen für diese Eigenschaften zusammengestellt werden. Sie tritt bei geschichtlichen Stoffen im mündlichen Unterricht auf, wenn es sich um eine psychologische und sittliche Beurteilung handelt, die ja auch im Volksschulunterrichte gefordert wird, damit eben das Kind ein Urteil über Menschen und menschliche Handlungen erlange. Als schriftliche Arbeiten werden Charakterbilder in der Volksschule zurücktreten, da sie von den Kindern selbständig nur schwerlich gefertigt werden können.

Bei den Betrachtungen als Aufsatzformen ist mehr als bei allen anderen die Forderung zu beachten, daß das Gemüt und der Drang zur Äußerung wesentlich an der Arbeit beteiligt sein muß. Damit dies geschehe, muß die Problemstellung recht wohl überlegt werden. Aber es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die Betrachtungen erst auf den höheren Unterrichtsstufen auftreten, wo auch die höheren Gefühle, zu denen die Freude am Lösen von Problemen selbst, die Freude an der selbständigen Denkarbeit und ihren Erfolgen gehört, sich entwickeln. Hier darf das Ziel, die gelungene Arbeit, als Gefühlsmotiv mit in Rechnung gezogen werden.

Die in der Volksschule auftretenden mündlichen und schriftlichen Aufsatzformen lassen sich also in folgende Übersicht bringen.

A. Nach den Richtungen der Vorstellungsverbindungen:

I. **Grundformen.**

1. der Zeitfolge entspricht: die Erzählung,
2. der Raumanordnung: die Beschreibung,
3. der kausalen Beziehung: die Betrachtung.

II. Mischformen.

4. die erzählende Beschreibung,
5. die betrachtende Erzählung,
6. die betrachtende Beschreibung.

B. Nach den psychischen Erregungsarten:

1. der Wahrnehmungsaufsatz = die Umsetzung unmittelbarer sinnlicher Erlebnisse in die Sprachform;
2. die Erinnerungsaufsätze, in denen
   a) Erlebnisse des Lebens und
   b) Erlebnisse des Unterrichts in ihrem Verlaufe sprachlich dargestellt werden;
3. der Phantasieaufsatz, der entweder
   a) eine freie Umgestaltung gegebener Vorstellungsverbindungen oder
   b) eine freie Ausgestaltung von Episoden sprachlich darstellt;
4. der Denkaufsatz, der in der Volksschule
   a) als betrachtende Charakterisierung (verdichtete, logisch normierte Beschreibung),
   b) als betrachtende Erzählungsskizze (logische Ausschnitte aus einem größeren Ganzen),
   c) als (psychologisch-ethisches) Charakterbild von Personen auftritt.

Für diese Gruppierung sind die geistigen Vorgänge, die der Aufsatzbildung zugrunde liegen, maßgebend gewesen, und es soll erneut darauf hingewiesen werden, daß es auf diese bei allem Aufsatzunterrichte in erster Linie ankommt. Dann ist mit besonderem Nachdruck die Tatsache der Verbindung, des Zusammenhanges, der Einheit des Ganzen betont worden. Aber das Ganze besteht doch aus Elementen, aus Einzelvorstellungen, denen einzelne Sprachausdrücke entsprechen. Sollen nicht auch diese Sache des Aufsatzunterrichtes sein? Ganz gewiß. Die richtigen Bezeichnungen aber für Einzeldinge und Einzelvorgänge den Kindern zu übermitteln, ist Angelegenheit des Sachunterrichtes; wir lernen ja gar nicht anders als durch Worte oder doch mit Worten. Also die Bereicherung des Wortschatzes ist von dem Unterrichte im allgemeinen gar nicht zu trennen, und etwa gesonderten Aufsatzunterricht zu betreiben um dieses besonderen Zweckes willen, wäre töricht. Auch durch grammatische Rücksichten können besondere Aufsatzformen nicht bedingt werden. Man hat wohl hier und da die Forderung nach „grammatischen Aufsätzen“ aufgestellt; der Aufsatz verliert aber dabei völlig seinen Charakter als lebensvolle Ausdrucksform. Stilistische Formen

aber, Redewendungen, Bilder u. dgl. erhalten ihre Bedeutung und ihren Wert immer durch den Zusammenhang, in dem sie auftreten; sie können nicht Selbstzweck sein. Es werden also nicht Aufsätze gefertigt, damit die Kinder solche Redewendungen lernen, sondern die Aneignung der Einzelform fällt als Nebengewinn bei der Aufsatzbildung mit ab. Das Suchen nach treffenden Vergleichen, schmückenden Beiwörtern u. ä. wird bedingt durch das Thema des Aufsatzes, durch die Aufgabe, die der Aufsatz als Ganzes zu lösen hat. Dabei mag man immer — das ist eine Forderung der Methodik — dem Wetteifer der Kinder freien Lauf lassen, aber doch durch Andeutungen und Hinleitungen es dem Kinde erleichtern, das Treffendste zu finden. Besondere Aufsatzarten nach formal-stilistischen Rücksichten neben den oben aufgeführten psychologisch abgeleiteten Arten zu bilden, hat auch keinen Zweck. Ein Kunstwerk im kindlichen Sinne soll der Aufsatz sein; das kann nur entstehen, wenn es als geistiges Gebilde in seinen Umrissen dem Kinde im ganzen vorschwebt. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes besteht darin, das, was es nur erst dunkel empfindet, was sich ihm durch das Gefühl ankündet, von irgendeinem Punkte aus zu klären, aufzuhellen und zum neuen einheitlichen Ganzen, das nunmehr an seinen Umrissen deutlich, in seinen Bestandteilen klar vor ihm schwebt, zusammenzufügen und zugleich von diesen Vorgängen Kunde zu geben.

Was bisher gesagt worden ist, sollte dazu dienen, das Hauptaugenmerk auf die Innenvorgänge zu lenken; aber die Aufsätze, die mündlichen wie die schriftlichen, treten uns eben doch als Ausdrucksformen entgegen. Wie ist nun das Verhältnis der beiden Seiten des Vorganges? Beobachtungen in der Schule wie im gewöhnlichen Leben lehren, daß beide nicht ohne weiteres parallel laufen. „Ich weiß es wohl, aber ich kann es nicht von mir geben" — das ist der drastische Ausdruck des gewöhnlichen Mannes für diese Tatsache. Und sie kann an sich nicht wundernehmen; denn dazu, daß der Innenvorgang zum Ausdruck werde, bedarf es eben noch eines bedeutenden geistigen und auch körperlichen Kraftaufwandes. Wieviel technische Arbeit zum Sprechen gehört, erkennen wir ja daraus, wie schwer der Mensch reden lernt. Und die tausendfachen Assoziations- und Denkvorgänge und Wahlhandlungen, auf denen zusammenhängendes Sprechen beruht, sind eben Leistungen, die zu dem Vorstellungs- und Gefühlsverlaufe hinzukommen müssen, damit aus Innenvorgängen Aufsätze werden. Und darum müssen besondere Aufsatzübungen veranstaltet werden.

Es ist in der zu Anfang gegebenen Begriffsbestimmung mündlicher und schriftlicher Aufsatz zusammengenommen worden, und das steht zu dem heute gültigen Begriffe des Aufsatzunterrichtes in gewissem Gegensatze. Aber es ist für den gesamten Aufsatzunterricht entscheidend, daß dieser Unterschied

in der methodischen Behandlung so weit aufgehoben werde, als er nicht in der Natur der beiden Arten des Gedankenausdruckes unbedingt begründet liegt. Der schriftliche Aufsatz ist im allgemeinen schwerer, weil er noch mehr oder doch zusammengesetztere Tätigkeiten fordert als der mündliche. Die Schreibbewegungen setzen Wort- und Sprechbewegungsvorstellungen voraus; sie kommen also zu dem ganzen Komplex noch hinzu, wenn es gilt, einen schriftlichen Aufsatz zu fertigen. Da sie aber auch an sich sehr zusammengesetzt sind, erfordern sie viel geistige und körperliche Energie. Dazu kommen die technischen Forderungen des Schön- und des Rechtschreibens, die den Vorgang des Aufsatzschreibens noch um ein beträchtliches erschweren. Aus alledem ergibt sich, daß zwischen mündlichem und schriftlichem Aufsatze Unterschiede bestehen, die wohl zu beachten sind. Im gewöhnlichen Leben kommen diese zur Geltung in der Tatsache, daß der Mann des Volkes, so gern er vielleicht reden mag, doch außerordentlich schwer an das Schreiben herangeht. Und wenn er's dennoch tut, so kommt gewöhnlich etwas ganz anderes zutage, als das, was er sagen würde. Die allereinfachsten schriftlichen Äußerungen beweisen das; man nehme z. B. nur einmal eine Auswahl schriftlicher Entschuldigungen bei Schulversäumnissen vor. Was für eigentümliche Sprachwendungen findet man da! Der gewöhnliche Mann meint, er müsse einen ganz anderen Sprachenrock anziehen, sobald er zur Feder greift; er meint, er müsse fein, gewählt schreiben. An diesem Fehler ist die Schule nicht ganz unschuldig. Sie macht nachweisbar einen viel zu großen Unterschied zwischen dem mündlichen und dem schriftlichen Ausdrucke; sie läßt im allgemeinen die Kinder viel zu wenig so schreiben, wie sie reden. Und dahin müßte man es doch zu bringen versuchen. Das eben ist die Aufgabe des Aufsatzunterrichtes in unserem Sinne. Er umfaßt deshalb beides, das Mündliche wie das Schriftliche. Die Bestrebungen, den mündlichen Gedankenausdruck zu pflegen, treten gegenwärtig besonders deutlich hervor; vor allem sucht man die Sprachgewandtheit durch eine geeignete freiere Unterrichtsform zu fördern. Bis zur Forderung eines mündlichen Aufsatzunterrichtes haben sich diese Bestrebungen noch nicht verdichtet. Auch zu Bestandteilen des Lehrplanes sind die mündlichen Aufsatzübungen noch nicht geworden, weil man den Begriff des Lehrplanes zumeist auf den eines Stoffplanes verengte. Faßt man das Wort aber im eigentlichen Sinne, dann muß man gerade die formalen Bestandteile, zu denen die Sprachpflege gehört, als diejenigen betrachten, auf die sich der Begriff des Planmäßigen in erster Linie anwenden läßt. Über die Aufeinanderfolge der Stoffe wird immer Streit möglich sein, weil sich der Stoff ja methodisch zurichten läßt; über den allmählichen Aufstieg aber in der Ausdrucksweise der Kinder, die ja auf

dem allgemeinen Gesetze der Geistesentwickelung beruht, muß die beobachtende Psychologie so viel Übereinstimmendes finden können, daß sich ein Plan, eine Norm daraus ableiten läßt. Für den schriftlichen Aufsatz bieten die bestehenden Lehrpläne hierzu Ansätze, die mündliche Ausdrucksweise ist aber als ein planmäßig zu erreichendes Ziel fast völlig unbeachtet geblieben. Man hat vielmehr die mündliche Sprachpflege als eine wichtige Aufgabe alles Unterrichtes betrachtet und diese gelegentlich mit zu lösen sich bemüht. Aber damit ist der Unterschied, der zwischen mündlichem und schriftlichem Aufsatze in der landläufigen Praxis gemacht wird, ganz besonders deutlich charakterisiert; denn im Gegensatze zu dem mündlichen ist der schriftliche Aufsatz lange Zeit, man möchte sagen, systematisch isoliert worden. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Stimmen Gehör gefunden haben, die da forderten, der schriftliche Aufsatz müsse in der innigsten Beziehung zu den Erlebnissen des Kindes und dem übrigen Unterrichtsstoffe stehen. Und wahrscheinlich ist auch heute noch diese Forderung nicht überall erfüllt. Aus dieser Isolierung aber folgte fast mit Notwendigkeit, daß der einzelne Aufsatz als Selbstzweck angesehen wurde; daher die sorgliche Vorbereitung, Ausführung und Nachbereitung jedes einzelnen Aufsatzes, für dessen schönes Gelingen viele Schul- und viele Hausarbeitsstunden geopfert werden müssen. Man tut hierin des Guten ganz gewiß zu viel; die meiste Zeit verbraucht man doch für die äußerlichen Formen, und die selbstschaffende Tätigkeit des Kindes ist meist recht gering; ihr widerspricht geradezu die Verteilung der Arbeit auf viele Stunden. Das Kind will, so ist es seine Art, rasch Früchte sehen. Jedenfalls aber beweist die Gründlichkeit des Betriebes dies, daß man dem schriftlichen Aufsatze eine grundsätzlich andere Stellung anweist als dem mündlichen Gedankenausdrucke.

Unterschiede bestehen und diese müssen beachtet werden. Dies geschieht, wenn man fordert: Der schriftliche Aufsatz soll nicht vor dem fünften Schuljahre beginnen. Schriftliche Aufsätze treten seltener auf als mündliche (aber bei weitem nicht so selten als jetzt!). Schriftliche Aufsätze müssen kurz sein. Denn mit diesen Forderungen trägt man dem Rechnung, daß die schriftlichen Arbeiten mehr geistige Kraft verlangen, daß sie auch bestimmte Vorbedingungen haben, die erst erfüllt sein müssen, ehe man die Arbeiten selbst verlangt.

Kein grundsätzlicher Unterschied aber darf gemacht werden in der Stellung beider Arten des Ausdruckes im Lehrplane und in der methodischen Bearbeitung. Es wäre nun die Frage, ob etwa die heutige Stellung des einen der beiden Zweige in Zukunft für beide gelten solle, ob man also den schriftlichen Aufsatz wie den mündlichen nur gelegentlich betreiben, oder ob man für den mündlichen wie für den schriftlichen gesonderte Stunden

ansetzen und auch aus ihm ein besonderes Lehrfach bilden soll. Beides wäre nicht richtig, wie aber auch die jetzt herrschende Ansicht nicht richtig ist, nach der der schriftliche Aufsatz zu sehr isoliert, die Pflege des mündlichen Aufsatzes aber viel zu viel dem Zufall überlassen wird. Nun kann ich meinen Vorschlag nicht begründen, ohne eine allgemeine Bemerkung über die Lehrplangestaltung vorauszuschicken. Nach meiner Ansicht dürften in der Volksschule die Formalien, zu denen die Ausdrucksformen, allen voran die Sprachbildung, gehören, keine gesonderten Lehrfächer bilden, sondern müßten diese als Teile jeder methodischen Einheit auftreten, so daß also, um bei unserem Falle stehen zu bleiben, kein besonderer Aufsatzunterricht erteilt würde, dafür aber aus jeder größeren methodischen Einheit einige Aufsätze herauswüchsen, nicht als Anhängsel, sondern als wesentliche Bestandteile der Einheit. Diese Aufsätze sind zunächst mündliche, einer aber davon wird niedergeschrieben. Auf allen Stufen der Unterrichtseinheit muß die Aufsatzbildung gefordert werden: gilt es Erinnerungen wachzurufen, so möge der kleine Komplex, aus dem das einzelne gebraucht wird, als Zusammenhang dargestellt werden; treten neue typische Anschauungsstoffe auf, so haben die Kinder Wahrnehmungsaufsätze zu bilden; bei Entwickelungen stellt sich die zusammenhängende Reproduktion als eine betrachtende konkrete Aufsatzform dar; Wiederholungen sollen häufig phantasiegemäße Umgestaltungen sein; die als formale Verarbeitung des Stoffes bezeichnete Unterrichtsstufe fordert geradezu die Herausarbeitung von Aufsatzthemen zur mündlichen und schriftlichen Lösung. Eine so ausgiebige Betonung des Aufsatzes setzt freilich die genügende Zeit voraus. Die wird aber da sein, wenn man die jetzt dem besonderen Sprachunterrichte gewidmete Zeit wenigstens zum Teil in der angedeuteten Weise verwendet. Und selbst, wenn man einer so weitgehenden Verschmelzung des Formalen mit dem Sachlichen nicht zustimmen wollte, so bliebe doch die Forderung des innigsten Zusammenschlusses erfüllbar. Der Nachteil wäre aber der, daß einzelne Sachgebiete ihren Anteil an der Aufsatzbildung einbüßen würden. Grundsätzlich der Verschmelzung zustimmen heißt nun aber keineswegs, die Planmäßigkeit aufgeben; auch die scheinbar nur gelegentlich vorgenommene Arbeit soll durchaus psychologisch aufgebaut sein. Und diesen Aufbau in großen Zügen wenigstens festzustellen, ist eine notwendige, aber auch bedeutsame Arbeit.

Den tiefstgehenden Einfluß wird eine Verschmelzung der sachlichen und der sprachlichen Aufgabe auf die Unterrichtsform ausüben. Wer immer darauf hält, daß geistige Zusammenhänge im Kinde entstehen und daß Zusammenhänge sich Ausdruck verschaffen, der vermeidet fast unwillkürlich die zerfragende Lehrweise, der sorgt ganz von selbst dafür, daß seine

Unterrichtsimpulse umfassende Gedankenverläufe anregen und auslösen, der vermeidet es Erzählungen in einzelne Fragen zu zerlegen, der bemüht sich überall dahin zu wirken, daß die Kinder den Gedankenverlauf selbsttätig in Fluß erhalten, der gibt für typische Fälle der Anschauung und der Erkenntnis allgemein geltende Schemata und Normen, der sucht auch für Entwickelungen die Gedanken durch beherrschende Gesichtspunkte zu kleinen Einheiten zu gruppieren.

Ein Lehrplan für die Aufsatzübungen aber fordert mehr. Er wird die den einzelnen kindlichen Entwickelungsstufen angemessenen Ausdrucksformen in eine Art System bringen, das in seinem Aufbau eine Stufenleiter vom Leichten zum Schweren darstellt, in dem das Vorangehende die Voraussetzung für das Folgende, und dieses die durch weiter- und tiefergehende geistige Arbeit erzielte Vervollkommnung des Vorangehenden ist. Dieser Lehrplan wird allgemeingültig nur in seinen großen Zügen, er wird in der praktischen Gestaltung allein das Ergebnis eigener Denkarbeit des einzelnen Lehrers, also so beschaffen sein, wie es ein idealer Lehrplan sein soll; er wird nicht kleinlich beengen und gängeln, sondern große, aber zwingende Normen geben, die in tausendfältiger Gestaltung sich auswirken können und so dem nachdenklichen Lehrer Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung gewähren.

Die ersten Züge eines Planes sind schon in den Verbindungsformen des Zeitlichen, des Räumlichen und des Kausalen gegeben. Daß größere Zusammenhänge leichter in der Anordnung der Erzählung als in der der Beschreibung aufgefaßt und wieder dargestellt werden, ist eine leicht zu beobachtende Tatsache. Einen Natur- oder auch einen Kunstgegenstand beschreibt man gern so, daß ihn das Kind vor sich entstehen sieht. Ja, einfachere Gegenstände läßt man gern vom Kinde herstellen, damit ihre Lebensgeschichte zum eigenen Erlebnisse des Kindes werde; dann verbinden sich zwei Ausdrucksformen, das Herstellen und das Erzählen davon, in der wirksamsten Weise. Das Erzählen ist darum die Aufsatzform, die anfangs zu bevorzugen ist. Ja, sie ist die Form, in der man das Kind von allem Anfange an frei reden lassen kann — und soll. Das Beschreiben ist schwerer, wird aber natürlich bald zum Erzählen hinzukommen. Und das selbständige denkende Betrachten ist die schwerste Sache; betrachtende Aufsatzformen häufen sich also ganz von selbst mehr nach dem Ende der Schulzeit zu. Das heißt natürlich nicht, daß etwa jahrelang erzählt, dann jahrelang beschrieben, dann jahrelang betrachtet werden solle. Es heißt nur, daß man zuerst, wo es nur geht, dem Aufsatze eine erzählende Form geben, daß man das Betrachten zunächst immer an den natürlichen Gang der Geschichte oder an die geordnete Beschreibung anschließen möge. Das

Bewußtsein der Zeitfolge ist das allgemeinste; denn es beruht darauf, daß all unser geistiges Geschehen ein Verlauf von Veränderungen ist, die wir gewahr werden, denen Änderungen in der Gefühlslage entsprechen. Die gleichzeitige Auffassung mehrerer Eindrücke ist nur in beschränktem Umfange möglich, und es löst sich die genaue Analyse eines räumlichen Nebeneinanders doch in einem Zeitverlauf auf, dessen Abschnitte durch ein willkürliches Fortrücken der Aufmerksamkeit, wie man sagen könnte, bestimmt sind. Hier wird mehr geistige Kraft verbraucht, weil die Aufmerksamkeit nicht durch die Änderung des äußeren Reizes, sondern durch innere Vorgänge gelenkt wird. Und gehören zeitliches und räumliches Verbinden vorwiegend dem mechanischen Teile des Bewußtseins an, so sind die Denkverbindungen dem höheren Geistesleben zuzurechnen, das sich eben später und langsamer entwickelt als jenes. In dieser Abstufung liegt zugleich ein Gesichtspunkt für methodische Individualisierung; derselbe Stoff kann oft in erzählender, in beschreibender oder auch in betrachtender Aufsatzform dargestellt werden. So lasse man die erste Form von den schwächeren, die zweite von den mittelbegabten, die dritte von den bestbegabten anwenden. Ist eine Morgenwanderung in Aufsatzform darzustellen, so möge die eine Gruppe den Verlauf einer tatsächlichen Wanderung, die zweite Gruppe ein Bild von der Bergeshöhe, die dritte Gruppe eine ästhetisch-religiös gestimmte Betrachtung etwa im Anschluß an Geibels Morgenwanderung ausführen.

Auch in den psychischen Erregungsarten liegt ein den planmäßigen Aufbau der Aufsatzübungen bedingendes Moment. Die leichtesten Arbeiten sind — bei sonst gleichen Bedingungen — die Wiedererzählung gefühlsfrischer Erlebnisse und das Wiedererzählen angemessener Geschichten. Bei jener Arbeit ist das Kind, da es den sprachlichen Ausdruck selbst prägen muß, schöpferisch tätiger als bei dieser, da ihm hier die sprachliche Form ja mitgegeben wurde. Aber je lebhafter das Kind eine Geschichte, die ihm erzählt wird, wirklich erlebt, um so mehr ist es geneigt, sie auch in seine Sprache umzusetzen. Man lasse das ja geschehen! Freilich müssen auch Übungen im wortgetreuen Wiedererzählen angestellt werden, damit die Sprachtechnik geübt, die Zunge gelöst, der Mut zum Reden gestählt werde. Schwieriger sind die Aufsätze, die als umgestaltende Phantasieaufsätze bezeichnet worden sind, Aufsätze also, bei denen das Kind den Stoff von einem neuen Standpunkte aus darstellen soll, das Erlebnis eines Kindes etwa so, als ob es dies der Mutter, dem Vater, dem Bruder erzählte, oder als ob es etwas wäre, vor dem es ein anderes Kind warnen will oder sonstwie. Noch etwas schwerer — immer sonst gleiche Bedingungen angenommen — ist die Aufgabe, einen Aufsatz zu bilden auf Grund unmittelbarer Wahrnehmung, also ein Tier, das eben vorgezeigt wird, zu

beschreiben; man sagt für diese Übung gewöhnlich, das Kind soll sich aussprechen über das Ding. Mit dieser Aufforderung wird aber nicht häufig Ernst gemacht, weder von seiten des Lehrers, noch von seiten des Kindes. Jener begnügt sich mit ein paar zusammenhanglosen, ungeordneten Brocken; dieses sagt vieles nicht, was es doch ganz deutlich empfindet, was es zu seinen Mitschülern gewiß sagen würde, wenn es mit ihnen allein wäre. Und doch ist, wie schon oben gesagt wurde, gerade diese Art der Aufsatzbildung eine der besten Gelegenheiten für das Kind, sprachschöpferisch tätig zu sein. Indem man dem Kinde einen allgemeinen Leitfaden für das selbsttätige Aussprechen gibt, erleichtert man ihm die Aufgabe wesentlich, sichert man aber auch deren Erfolg. Neue Anforderungen an die Kraft des Kindes stellen die ausgestaltenden Phantasieaufsätze, bei denen das Kind gleichsam auch den Stoff zu erfinden hat. Die schwierigste Art der Aufsätze aber sind die auf dem Nachdenken beruhenden Formen. Von ihnen sind die leichteren diejenigen, bei denen sich allgemeine Gedanken einfach einflechten in den Gang der Erzählung oder in den Verlauf der Beschreibung; schwerer erscheinen die selbständigen Vergleichungen, Charakterisierungen, Skizzen, Charakteristiken; am schwersten sind die Gedankenanordnungen nach rein logischen Gesichtspunkten.

Auch mit dieser Aufstellung ist nicht gesagt, daß die Formen schematisch einander ablösen sollten: freilich werden sie nacheinander auftreten, eine selbständige Charakteristik wird man nicht vor einer einfachen Wiedererzählung fordern; aber dieselben Formen werden sich immer und immer wiederholen, freilich in mehr und mehr vertiefter Ausgestaltung. Indes die beiden Reihen lehren, welche Formen überhaupt zu beachten sind, daß nicht die eine oder die andere völlig übersehen werde.

Daß nicht die Formen für sich den Lehrplan bestimmen können, ist natürlich, da sie ja eben nicht allein den Aufsatz ausmachen, da für den Aufsatz ja der Inhalt das Wesentlichere ist. Und dafür, daß die Inhalte nach und nach immer reicher und tiefer, die Gedanken immer gewichtiger werden und die sich äußernden Gefühle immer klarer durchleuchten, dafür sind die allgemeinen psychogenetischen Gesetze maßgebend, die den Lehrplan im ganzen beherrschen. Das große Gesetz der Entwickelung, das in einer fortschreitenden Durchgeistigung der Persönlichkeit sich bestätigt und betätigt, wird auch in den Aufsätzen der Schüler zum Ausdruck kommen, wenn diese wirklich eigene Leistungen der Schüler darstellen. Ein geistiges Wachstum wird sich darin offenbaren, daß die Zahl der zu einem Ganzen zusammengefaßten Vorstellungen immer größer wird, daß die rein sinnliche Auffassung von einer höheren logischen, ästhetischen und ethischen Beurteilung durchdrungen erscheint. Der immer fester werdenden Fügung des geistigen

Bestandes gemäß werden die zunächst locker aneinandergefügten Gedanken- und Gefühlsausdrücke immer mehr innerlich verbunden werden, und dies wird sich auch in der immer geschlossener werdenden stilistischen Form offenbaren. Und wie in der Seele die Elemente erster Ordnung sich immer mehr verdichten zu umfassenderen Gebilden, zu Begriffen, herrschenden Gedanken und Anschauungen, festeren Stimmungen und Grundsätzen, so werden auch die Aufsätze knapper, wuchtiger, gedrängter und doch inhaltlich reicher werden. So werden die mündlichen und schriftlichen Aufsätze des vor seiner Entlassung stehenden Kindes ein wesentlich anderes Gepräge haben als die losen, flattrigen und flackrigen Plaudereien des kleinen Schülers in den ersten Schuljahren. Freilich wäre eins völlig verkehrt, wenn man nämlich das Kind zu einer unkindlichen Sprechweise in seinen Aufsätzen erziehen wollte. Diesen Fehler zeigen unsere Aufsatzhefte aber sehr häufig, und das kommt daher, daß sich meistens der Stil des Lehrers und nicht der des Schülers im Aufsatz ausspricht. Das muß oberster Grundsatz bleiben: die Sprache des Kindes muß durch die ganze Schulzeit hindurch gewahrt bleiben; nur um die Ausbildung einer lebendigen, volkstümlichen Ausdrucksweise kann sich's in der Volksschule handeln. Gerade deshalb fordere ich die innigste Beziehung zwischen Rede und Schrift beim Kinde.

Es kann hier nicht der Ort sein, einen praktischen Versuch darzustellen, wie sich die erhobenen Forderungen etwa verwirklichen ließen, wohl aber sollen dazu einige Andeutungen gegeben werden. Das erste und letzte, was geschehen muß, die kindliche Ausdrucksfähigkeit zu bilden, ist, daß man es veranlaßt und anregt, sich auszudrücken. Das erste ist dies. Darum besteht die Aufgabe des Elementarklassenlehrers allein darin, den Kindern Mut zu machen, daß sie Vertrauen zu ihm und zu sich bekommen, daß sie überhaupt reden. Das kann zu Anfang nur im Dialekte, in der Sprache des Hauses geschehen. So wichtig es ist, das Kind allmählich dahin zu bringen, daß es schriftdeutsch redet, so nötig ist es, es anfangs unbefangen in seiner Weise sprechen zu lassen. Es ist der schlimmste Fehler des ersten Unterrichtes, daß dies zu wenig geschieht. Viele Stimmen erheben sich neuerdings dafür, den gesamten ersten Unterricht in die freie Form der plaudernden Unterhaltung zu kleiden. Ich gehe nicht so weit; aber ich schlage vor, täglich eine halbe Stunde etwa auf eine Art Gelegenheitsunterricht zu verwenden, in dem nicht nach einem bestimmten Plan und nicht nach den Regeln methodischer Kunst gearbeitet wird, in dem vielmehr die Kinder erzählen, Bilder besehen und dazu reden, der Lehrer wohl auch mal eine Geschichte erzählt, just, wie es die Stimmung ergibt, wie die Kinder es anregen, wie die Erlebnisse es bestimmen. Daneben muß freilich

auch der geordnete Unterricht dem freien Reden der Kinder den größten Spielraum lassen; nur arbeitet dieser langsam, aber unausgesetzt auf Ordnung, Zusammenhang und schriftdeutsches Sprechen hin.

Schon das zweite Schuljahr führt planmäßig, für die Kinder unbemerklich die oben genannten Aufsätze in die mündliche Unterhaltung ein. Man wird aber zufrieden sein müssen, wenn kleine Erzählungen zunächst nur abschnittweise, vielleicht hier und da auch lückenhaft wiedergegeben, wenn Beschreibungen von Dingen, die die Kinder zum erstenmal in der Schule sehen, sprunghaft und unvollständig werden, wenn nur die Kinder überhaupt sinngemäß und zusammenhängend einiges bringen.

Im dritten und vierten Schuljahre sollte man als systematische Arbeit das geordnete, lückenlose Wahrnehmen und Anschauen bestimmter Anschauungstypen (höhere Tiere, niedere Tiere, Bäume, Kräuter, Blumen, Lehrausgänge u. dgl. m.), also auch die gebundenen Aufsatzformen einüben, die, wie früher ausgeführt wurde, eine Ausdrucksform des unmittelbaren Totaleindruckes sind. An diese schließt sich dann die eigentliche Besprechung der Dinge an, die durchaus nicht immer dem Gange der gebundenen Form zu folgen braucht, sondern nach ästhetischen oder logischen Gesichtspunkten geordnet werden kann. Schriftliche Aufsätze sollen auf der Unterstufe, die die ersten vier Schuljahre umfaßt, nicht gefertigt werden, wohl aber sollen die technischen Vorbedingungen dazu, das Schön- und das Rechtschreiben und auch die elementare grammatische Richtigkeit bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen werden.

Mit dem fünften Schuljahre setzt dann der schriftliche Aufsatz ein, und zwar von vornherein als freie, selbständige Betätigung des Kindes. Der Inhalt der Aufsätze wird natürlich durch den Unterricht gründlich vorbereitet oder er umfaßt kindliche Erlebnisse; aber die sprachliche Formung und auch die Wahl des Gesichtspunktes, von dem aus das Kind den Stoff betrachtet, muß von allem Anfange an frei gewählt, durchaus subjektiv sein. Es mögen neben den eigentlichen Aufsätzen immerhin besondere Stilübungen hergehen, Übungen, bei denen die Eigenart der verschiedenen Aufsatzformen den Kindern erläutert wird, aber die Aufsätze selbst müssen schöpferische Leistungen sein. Wo immer ein ernster Versuch im freien Aufsatz angestellt worden ist, da ist er gelungen. Freilich einiges muß doch hinzubemerkt werden. Man darf nie vergessen, daß auch die Aufsätze Leistungen von Kindern sind; wer an diesen so lange herumfeilt, bis sie fehlerfrei werden, der täuscht sich und die Kinder. Orthographische und grammatische Schnitzer werden die freien Arbeiten in größerer Anzahl aufweisen als die sogenannten entwickelten und gemeinsam erarbeiteten. Und wem die Reinheit in dieser Hinsicht als das Höchste erscheint, der kann

hier nicht mit folgen. Aber die übergroße Sensibilität ist hier ganz gewiß von Übel. Unausgesetztes Üben und die Zeit wird von allein helfen, mag es zunächst auch etwas böser aussehen. Wenn man übrigens nur die Orthographie auf der Unterstufe recht gründlich und planmäßig, ohne Zeitvergeudung immer auf das, was wirklich schwer ist, achtend, betreiben, hier ja recht wenig, aber das Wenige recht sorgfältig schreiben lassen wollte, so werden auch die freien Arbeiten orthographisch befriedigend ausfallen. Ich messe der nachträglichen Korrektur nicht die Bedeutung bei, die ihr durch die auf sie verwendete unendliche Mühe zuerteilt wird. Dafür aber, daß die lange Vorbereitung und die mühselige Korrektur wegfallen oder doch beschränkt werden, sollen in Zukunft viel mehr Aufsätze, auch schriftlich, angefertigt werden, als es heute üblich ist. Wöchentlich zwei, das erschiene mir als das Richtige. Also hier einmal das Multa statt des Multum! Dafür aber müßten die Aufsätze ganz aus dem Unterrichte herauswachsen oder ein wichtiges Erlebnis des Kindes behandeln, daß der Inhalt und auch seine innere Verbindung genau gegeben ist. Sodann müßten die Kinder den Aufsatz gern fertigen. Und dazu, daß dies geschieht, erinnere man das Kind immer an den Zweck des Aufsatzes. Der besteht darin, daß man jemand etwas mitteilt, was einen erfreut oder betrübt, begeistert oder niedergeschlagen hat. Deshalb wird ganz von selbst die Briefform in der Schule zu bevorzugen sein. Weiter müßte er so kurz als möglich und doch erschöpfend sein, müßte also das Thema ganz eng gefaßt werden. Fernerhin dürfte es in der Regel kein Konzept, sondern nur eine Reinschrift geben. Und zum Schluß müßte sich die Korrektur auf eine einfache Durchsicht, die unter Umständen schon während des Niederschreibens erfolgen könnte, beschränken. Das sind etwas ketzerische Ansichten dem Goldsöhnchen Aufsatz gegenüber. Aber zusammengenommen mit den Ausführungen über die Entstehung der Aufsätze aus dem Inneren des Schülers heraus verlieren sie das Schreckhafte, das sie vielleicht für den Freund des heutigen Betriebes haben. Denn daraus ergibt sich, daß es sich tatsächlich nicht etwa um eine tiefere Einschätzung des Aufsatzes handelt, sondern gerade um das Gegenteil; die dem Aufsatzunterrichte gewidmete Arbeit soll, wenn nicht vertieft, so doch anders verteilt und gerichtet werden. Darauf soll sie gerichtet sein, einem reichentwickelten Innenleben des Kindes eine erhöhte Ausdrucksfähigkeit zu verleihen.

Sprachgeschichtliches.

Von **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Die drei Ausdrücke, die im folgenden behandelt werden, sind Schlagworte von ganz verschiedener Lebensdauer. Während das erste ziemlich modern anmutet, klingt das zweite schon etwas altmodisch, das dritte gar ist augenblicklich abgestorben. Doch ist auch dieses Wort zu verschiedenen Zeiten lebhaft im Schwange gewesen und hat ein lautes Echo gefunden. Derlei Erscheinungen sind typisch. Sprachgeschichtlich untersucht sind bisher nur die beiden letztgenannten Ausdrücke. Da aber die ermittelten Altersbestimmungen nicht zutreffend sind, werden sie nochmals mit berichtigenden Nachträgen mit aufgeführt.

1. Lebenskunst.

Wenn man heute von Lebenskunst hört oder liest, so geschieht dies meist im Hinblick oder in unmittelbarer Beziehung auf den großen „Lebenskünstler" Goethe. Er wird als das unerreichte Muster eines Menschen hingestellt, der sich voll „ausgelebt" habe, dessen Lebensführung im eigentlichen Sinne eine Kunst genannt zu werden verdiene, und zwar eine Kunst von hoher erzieherischer Bedeutung. Von diesem Gedanken geleitet, hat Wilhelm Bode seine hübsche Zusammenstellung mit dem Titel Goethes Lebenskunst überschrieben, und in der Auffassung ist das Schlagwort weiten Kreisen geläufig. Die Bezugnahme auf Goethe ist aber nicht erst jüngeren Ursprungs. Nicht daß er selbst das Wort geprägt hätte, aber er hat durch seinen großartigen Bildungs- und Erziehungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1796) zuerst eine wirkungsvolle Darstellung des Begriffes gegeben und dadurch der Wortbildung so unmittelbar vorgearbeitet, daß sie nicht ausbleiben konnte. Nicht mit Unrecht hat man in der Inschrift: „Gedenke zu leben!", die Wilhelm im Saale der Vergangenheit erblickt, die Quintessenz des ganzen Romans wie des ganzen Goetheschen Dichtens gefunden (Harry Mayne im 10. Bande der Heinemannschen Goetheausgabe, S. 468).

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Romans erklärt Friedrich Schlegel bereits die sokratische Ironie aus der Vereinigung von „Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist" (Kritische Fragmente, im Lyzeum der schönen Künste 1. Bd. 2. Teil, S. 161 f.). Und Novalis spielt offenbar an auf Goethes Dichtwerk mit dem Ausspruch im ersten Stück des ersten Athenäumbandes (Berlin 1798, S. 71): „Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben." Namentlich aber ist es Friedrich Schlegel gewesen, der wohl als Schöpfer des Schlagwortes zu gelten hat und der

im zweiten Stück des ersten Athenäumbandes S. 61 schon eine Biographie, die sich ganz auf die Charakteristik der Individualität konzentriere, als eine „Urkunde oder ein Werk der Lebenskunstlehre" bezeichnet hatte; in seiner enthusiastischen Besprechung „Über Goethes Meister" (ebd. S. 147 ff.) brachte er das neue Schlagwort nachdrücklich in Umlauf. So spricht er S. 151 von der Höhe, „zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft und das Leben eine Kunst seyn wird". Von den „ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst" weiß er S. 156 zu berichten und S. 162 von dem „Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst". Daher sieht der Kritiker in jener „großen Lebenskunstlehre" S. 175 ein Werk, das nicht nur Theater oder Poesie, sondern „das große Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben", umfassen soll.

Geht man der Geschichte dieses Schlagwortes genauer nach, so führt diese freilich erheblich weiter zurück. Nach H. Schusters Angabe (Friedrich v. Hagedorn, Leipziger Diss. 1882, S. 10) sprach Shaftesbury zuerst den Gedanken aus, daß auch das Leben eine Kunst und infolgedessen jeder der Künstler seines Lebens sei. Mir ist eine Erörterung des Begriffes zuerst im Teutschen Merkur vom Jahre 1778, 2. Vierteljahr, S. 20 ff. begegnet. Dort führt Wieland in einem Philosophie — Kunst zu Leben — Heilkunst der Seele betitelten Aufsatz aus: „Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben — eine Kunst seyn könnte, und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andere Kunst . . . schon längst erfunden gewesen: als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, vulgo die Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in formam artis gebracht und auf den höchsten Grad der Verfeinerung . . . getrieben haben." Die philosophische Auffassung, welche hier Wieland mit dem Begriffe verbindet, vertauscht er dann in seinem „Agathodämon" (1799) mit der allgemeineren, die Lebenskunst etwa mit Lebensgewandtheit oder Lebensart gleichsetzt. Vgl. 5. Bch. IV (Hempel, 23. Bd. S. 128), wo er betont, jeder, der sich irgendeinen besonderen Zweck im Leben vorgesetzt habe, müsse sich darauf verstehen, mit Rücksicht auf die anderen Menschen, aber nicht immer nur seinem Herzen und Charakter gemäß zu leben. „In Allem diesem nie zu viel noch zu wenig zu thun und (wie ein morgenländischer Weiser sagte) immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die große Kunst des Lebens."

Die letzte Auffassung berührt sich mit der durch Goethe angeregten, von Friedrich Schlegel in bündigem Schlagwort formulierten und von

den Romantikern überhaupt so gern erhobenen Forderung, die Persönlichkeit möglichst allseitig und künstlerisch auszubilden, wobei zugleich die Genußseite des Lebens gebührend betont wird. Da weder im D. Wb., wo nur das letzte Moment hervorgehoben wird, noch auch bei Sanders ein Beleg über das wichtige Schlagwort gegeben wird, so sei noch eine Reihe von Zeugnissen darüber angeführt. Zunächst eine lehrreiche Stelle aus Herders 1800 erschienener „Kalligone“ (Suphansche Ausg. 22. Bd. S. 313): „Daß ... der Mensch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Gestalt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anstrebe, liebe und erwähle, daß er durch kein Hindernis abgeschreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, seine Idee immer reiner zu suchen, brünstiger zu verfolgen, ganz zu vollenden, dies ist die bildende Kunst des Lebens. Wer nie weiß, was er will oder auf gemeine, Nutzlose, sogar schlechte Zwecke hinausgeht, ... wen Verstand- und Herzlos Lüste leiten oder Wahn, der ist ein Ungebildeter an Herz und Charakter. Dagegen wer sich bezwinget und täglich mit sich kämpft, „wegzunehmen, was am Holz nicht seyn soll, und dadurch die Form des Bildes fördert“ (wie Luther sagt), der ist ein Pygmalion seiner selbst, nach der Idee des Schönen und Hohen, die ihn belebet.“ Hierzu kommen zwei Aphorismen von Novalis (Sämtl. Werke, herausg. von Carl Meißner, 3. Bd.) S. 153: „Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung.“ Ferner S. 201: „Philosophie des Lebens enthält die Wissenschaft vom unabhängigen, in meiner Gewalt stehenden Leben — und gehört zur Lebenskunstlehre.“

Neuerdings ist nun das Schlagwort mit der steigenden Wertschätzung Goethes besonders wieder in Brauch gekommen, ohne daß man ihm sein beträchtliches Alter anmerkt.[1]) Denn Wieland, bei dem sich davon im Deutschen die erste Spur findet, hat es doch wahrscheinlich von Shaftesbury übernommen.

Eine eigene Verwendung hat der Ausdruck durch Campe gefunden, der dadurch das Fremdwort Makrobiotik verdeutscht und sich die Wortbildung „Lebenskunst“ selbst zuschreibt. Vgl. sein Wörterbuch (1809), 3. Teil, S. 60. Das ist natürlich ein Irrtum, wie oben gezeigt wurde. Auch in seinem Ergänzungswörterbuch kommt er darauf zurück (1813) S. 405: „Makrobiotik, die Kunst lange zu leben oder das Leben zu verlängern; die Lebensverlängerungskunst, kürzer, die Lebenskunst. Zeune hat Langlebekunst dafür vorgeschlagen.“

1) Von modernen Buchtiteln vgl. z. B. Gabr. Reuter, Der Lebenskünstler (1896) und Clara Viebig, Dilettanten des Lebens (1899).

Noch älter scheint das Gegenstück zu dem behandelten Ausdruck, die Kunst zu sterben, zu sein. Diese Wendung ist schon Hagedorn ganz geläufig (Poet. Werke, Hamburg 1800, 1. Bd. S. 140). Dort heißt es:

So hat dennoch das Unglück seinen Wert,
Weil es die größte Kunst uns lehrt:
Die, Glücklichen so schwere, Kunst zu sterben.

2. Thron und Altar.

Bei der Altersbestimmung dieser Schlagwortformel ist man zu Anfang sehr irre gegangen, bis der von Edw. Schröder beigebrachte Beleg aus dem Jahre 1794 den Beginn der französischen Revolution als Ausgangspunkt vermuten ließ. Auch der von mir in der Zeitschr. f. d. Wortf. 5. Bd. S. 123 hinzugefügte Beleg aus Pfeffels Gedicht „Chronos und Merkur" (1797) führte nicht weiter zurück. Daher hält auch Karl Löschhorn bei dem in dieser Zeitschrift kürzlich gegebenen Referat (18. Jahrg. S. 520 f.) noch an dieser Datierung fest. Daß sie gleichwohl irrig ist, war zwar schon aus den durch Gombert in der Zeitschrift f. d. Wortf. 2. Bd. S. 311 mitgeteilten französischen Parallelen wahrscheinlich geworden, soll aber jetzt durch bestimmte Zeugnisse aus der deutschen Literatur erwiesen werden. Im Französischen ist der entsprechende Ausdruck hinab bis zum Jahre 1765 belegt und nach Brunetières Annahme entstand die Formel le trône et l'autel zur Zeit der Enzyklopädisten. Als ältesten deutschen Beleg vermag ich bisher eine Auslassung in Wielands „Geschichte des weisen Danischmend" nachzuweisen (der Teutsche Merkur vom Jahre 1775, 1. Viertelj. S. 221 f.), wo gesagt wird: „In den meisten und angelegensten Fällen ... sind es fremde Leidenschaften und Vorurtheile, ist es der Druck oder Stoß weniger einzelner Hände ... — was Tausende und Hunderttausende in Bewegung setzt, wovon sie weder die Richtung noch die Folgen sehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verursacht, Tempel, Altäre und Thronen umstürzt."

Ausführlich untersucht dann Herder den verhängnisvollen Widerstreit zwischen Thron oder Altar im 2. Teile seiner 1785 erschienenen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Und zwar leitet er den Gegensatz daraus her, daß Regenten und Weise, gar bald zu zwangloser Ungebundenheit geführt, danach gestrebt hätten, „auch die unsichtbaren höheren Mächte einzuschränken und also die Symbole derselben als Puppenwerk des Pöbels entweder zu dulden, oder zu vernichten. Daher der unglückliche Streit zwischen dem Thron und Altar bei allen halb kultivierten Nationen, bis man endlich beide gar zu verbinden suchte und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Thrones auf

dem Altar zur Welt brachte“ (Suphansche Ausg. 13. Bd. S. 389 f.). Die Verlierenden bei dem ungleichen Kampfe seien notwendig die Priester gewesen, da sichtbare Macht mit dem unsichtbaren Glauben, der Schatten einer alten Tradition mit dem Glanze des goldenen, von den Priestern selbst ehemals geheiligten Zepters gestritten habe.

Belege aus dem neunzehnten Jahrhundert für die Beliebtheit der Formel sind so zahlreich, daß es sich nicht verlohnt, sie zu häufen. Nur auf die gehässige Polemik Heines im 4. Teile seiner „Reisebilder“ (Kap. XIV, 1830) sei noch verwiesen, womit er die fromme Dialektik bespöttelt, daß ein Gegner des Kirchtums einer sogenannten Staatsreligion „auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Thrones und des Altars“ (Elsters Ausg. 3. Bd. S. 417). Seiner Ansicht nach ist „das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird“, da der Eingeweihte wohl wisse, daß Pfaffen und Adelige gleich egoistische Heuchler seien.

Neben der Schlagwortwendung Thron und Altar geht die gleich bedeutende: Kirche und Staat einher, welche allmählich die andere zu verdrängen scheint. Allerdings reicht auch diese Verbindung bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück. Dafür ist vor allem Wielands Aufsatz „Gespräche über einige neue Weltbegebenheiten“ (der Teutsche Merkur vom Jahre 1782, 2. Viertelj. S. 154 ff.) heranzuziehen. Darin bestreitet er entschieden die angebliche Gegensätzlichkeit beider Ausdrücke. „In einem Christlichen Staate können Kirche und Staat unmöglich zweierley Interesse haben, man müßte denn (durch einen offenbaren Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisey, einerley nehmen; welches gerade so wäre als wenn man Staat und Staatsbediente für gleich bedeutende Dinge halten wollte“ (S. 177). Dementsprechend definiert er: „Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer ein Ganzes aus ebendenselben Theilen, eine Gesellschaft ebenderselben Menschen, Staat genannt, insofern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, Kirche, insofern sie an Christum glauben“ (S. 178).

3. Völkerfrühling.

Das Schlagwort vom „Völkerfrühling“, das streng genommen gar nicht zu den geflügelten Worten gehört, unter die es im Büchmann (22. Aufl. S. 294) aufgenommen ist, ist jedenfalls nicht erst durch Heine („Atta Troll“, Kap. 27, 1847) gäng und gäbe geworden. Wenn aber Gombert in der Festgabe für die 13. Hauptvers. des Allgem. deutschen Sprachvereins zu Breslau (1903) mit Recht nachweist, daß der Ausdruck bereits 1830

allgemein als Programmwort bekannt und beliebt war, so ist damit die Entstehung noch keineswegs zutreffend bestimmt. Denn eben Börne, dessen Wortbildung „Revolutionsfrühling" er aus dem Jahre 1830 notiert, setzt das wirkliche Schlagwort nicht nur voraus, sondern hat es selbst geschaffen. In der „Ankündigung der Wage" (1818) schreibt er: „Wie weit entfernt von der heiligen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien" (Ges. Schr. 2. Aufl. Hamburg 1840, 2. Teil, S. 135).

Zur Geschichte des Schlagwortes erinnere ich noch an folgende Belege: Geisterfrühling erscheint in einem Gedichte Arndts aus dem Jahre 1819 (Sämtl. Werke, herausg. von Heinr. Meisner, 4. Bd. S. 217). Weiter ist ein Gedicht Gaudys zu nennen, „An die Jungen" überschrieben (1837?), in dem sich die Stelle findet:

> Ihr träumtet, völkerlenzliche Trompeter,
> Den grauen Zwing mit Phrasen umzublasen
> — Ihr irrt Euch, Kinder . . .

(Ausg. von Mueller, 1. Bd. S. 101). Desgleichen gedenkt Herm. Kurz des Schlagworts in seinem Vaterlandslied aus dem März 1848 (Ausg. von Herm. Fischer, 1. Bd. S. 34): „Ja, und säuselnd bricht der große schöne Völkerfrühling an." So ist das 1818 geprägte Schlagwort erst 1830 durchgedrungen und dann 1848 von neuem in Kurs gesetzt worden, bis es schließlich als gegenstandslos verklungen und nur gelegentlich wieder einmal aufgefrischt worden ist.

Ein kürzlich verstorbener deutscher Lehrerdichter, Richard Deye.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

Am 18. Dezember 1903 ist in München Richard Deye, Professor an der dortigen „Städtischen Handelsschule", an einem Schlagflusse in der Blüte seiner Mannes- und Geisteskraft verschieden. Eine selbständige, „impulsive" Persönlichkeit mit recht eigenartigen Zügen, hat dieser Ur-Nordwestdeutsche — einen Friesen rühmte er, der immer wieder lobpreisende Verehrer seines Dichter-Landsmanns Hermann Allmers, sich gern — seit über einem Vierteljahrhunderte in der bayerischen Hauptstadt menschlich und literarisch festen Fuß gefaßt und in Wort und Schrift bei allen Anlässen öffentlicher Feste und kultureller Tagungen für einen unerschütter-

lichen innigen Zusammenhang von Nord und Süd eine starke Lanze gebrochen. Auch als Dichter. Man wußte es schließlich kaum anders bei patriotischen oder ähnlichen Veranstaltungen großen Stils, wie deren Isar-Athen glänzende genug hervorbringt, als daß Richard Deye dann seiner Leier volle markige und melodische Töne vaterländischen Gefühls entlockte. Der begeisterungsfähige durchaus ideal gestimmte Mann, schon in der äußeren Erscheinung mit dem goldblonden Lockenhaupte einem Barden gleichend, traf den richtigen Klang aber nicht nur für flammende nationale Erhebung, sondern auch für zarte Seelenempfindung — schöne Herzensergüsse an die innig verwandte Gattin, die nun als junge Witwe mit sechs unerzogenen Kindern zurückgeblieben — sowie überaus wahre Naturbilder, besonders vom Walchensee, an dessen Nordwinkel Urfeld liegt, sein allsommerliches idyllisches Lieblingsasyl.

In beide Gebiete greifen die beiden Sammlungen seiner Lyrik und fast stets lyrisch angehauchten Didaktik oder Epik hinein: „Vom grünen Zweig" (1885) und „Zu Deutschlands Ehr'" (1897). Viel Echtes und Formvollendetes ist ungedruckt, nämlich ungemein gemütvolle Verse, die warm sein häusliches und reinmenschliches Glück widerspiegeln; gern pflegte der mit melodischem Sprachton Begabte daraus sonor in engstem Kreise vorzulesen. Außerdem findet sich mancherlei Hochidealistisches deutschnationalen Inhalts darunter. Sein tatkräftiger Anteil an dem „Allgemeinen deutschen Sprachverein" und dem „Allgemeinen Deutschen Schulverein" liegt auf demselben Brett. Bei letzterem, der in München den Sondernamen „Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" führt, spielt der regelmäßige Besucher der Alpenwelt in ihm zugleich eine Rolle mit dem glühenden Germanen, ähnlich wie im „Alldeutschen Verband". Im „Allgemeinen deutschen Sprachverein" war der innige Freund und Kenner deutschen Schrifttums lange bis zum Tod Ausschußmitglied der Münchener Ortsgruppe, und so widmete ihm deren erster Vorsitzender in der Monatsversammlung vom 11. Januar 1904 als einem Gründungsmitgliede einen warmen Nachruf. Und das Februarheft der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins" 1904 (19. Jahrg. Nr. 2) schreibt S. 58 folgendes: „In tiefe Trauer wurde der Zweigverein München durch den Tod seines Vorstandsmitgliedes Richard Deye versetzt . . . Überaus liebenswürdig im Umgange und stets bereit durch Vorträge die Ziele des Vereins zu fördern [sein letzter, Ende vorigen Winters 1903 betraf seinen heißgeliebten Allmers, über den er 1901 und 1902 beim 80. Geburtstage und Tode sein und frisch nachfühlende Artikel in Zeitungen, z. B. in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schrieb], war er uns ein treues und wertvolles Mitglied. Selbst dichterisch veranlagt — er hat viele prächtige Gedichte verfaßt,

namentlich zur Verherrlichung des Deutschen Reiches und seines Gründers Bismarck — verstand er es meisterhaft, mit seiner markigen Stimme machtvolle Dichtungen vorzutragen. Auch als Redner trat er namentlich bei vaterländischen Festen öfters auf, so bei der Einweihung des Bismarckturmes am Starnberger See. Die Ideale des Burschenschafters bewahrte er treu sein Leben lang. Jeder hätte der kräftigen Friesengestalt das höchste Greisenalter prophezeit, und nun sank der kaum Fünfzigjährige so jäh ins Grab!"

Unter den vielen Freunden, die ihn am 20. Dezember 1903 mit zur letzten Ruhe begleitet haben oder die sonst des Dahingeschiedenen in Trauer gedenken, hegte man den Wunsch, ihm ein sichtbares Zeichen der Anhänglichkeit zu schaffen. Der eng befreundete deutschvölkische Verleger J. F. Lehmann in München überließ nun den Vorrat der Deyeschen Dichtungen „Zu Deutschlands Ehr'" schenkungsweise, um aus dem Erlöse (je 1 Mk. 50 der Band, durch den Ausschußvorstand Rechtsanwalt Ferd. Putz, München) ein einfach würdiges Grabmal zu errichten. So wahren Genossen und Verehrer das Andenken dem, der selbst stets deutsche Treue gehalten.

Geboren war Richard Deye am 25. März 1853 zu Jever im Großherzogtum Oldenburg und er bediente sich danach früher des Pseudonyms „Richard von Jever". Über sein äußeres Leben (er hat in Marburg, Straßburg und München studiert und ist alsdann in letzterer Stadt auf die Dauer im höheren Lehrfache verblieben) unterrichtet nach Deyes eigenen Angaben Frz. Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts [5] I 519.

Es sei noch erwähnt, daß Richard Deyes vieljähriger Amtsvorstand, Gesinnungsgenosse und Freund Stadtschulrat und Rektor a. D. Dr. med. Wilhelm Rohmeder in München-Gern seit Frühjahr 1904 eine des Verblichenen würdige Gedenkschrift vorbereitet, zu deren Abschluß leider bis jetzt ein in der Handschrift seitens Deyes an „Unbekannt" ausgeliehener starker Gedichtband fehlt; möge dieser inzwischen auftauchen und an den berufenen Verwalter des literarischen Nachlasses gelangen!

Sprechzimmer.

1.

Zur Umschreibung mit „würde".

Aus verschiedenen Stellen des „Eine junge Anwendung der Umschreibung mit würde" überschriebenen Aufsatzes in dieser Zeitschrift, 17. Jahrgang (1903), S. 419 flg., namentlich aber aus den auf S. 421 zu lesenden Worten: „Ich habe bis jetzt die von Herdin als Indikativ aufgefaßte Form würde

und Infinitiv als Konjunktiv oder Konditional bezeichnet. Tatsächlich ist sie der Entstehung nach ein Konditional, mag sie auch vielleicht als Kennzeichen indirekter Wiedergabe fremder Gedanken wie ein Konjunktiv empfunden werden, der zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe steht" geht hervor, daß die Beckersche Ansicht, nach welcher der Konditional ein besonderer Modus sei, noch immer ihre Vertreter hat. Daneben sieht die landläufige Ansicht im Konditional nichts als einen Konjunktiv nach Form und Bedeutung.

Ob indessen nicht vielleicht auch eine andere Auffassung ihre Berechtigung hat, kann uns ein Blick auf die Entstehung des deutschen Konditionals und ein Vergleich mit der entsprechenden Form der französischen Sprache lehren. B. Schmitz sagt in seiner Französischen Grammatik[3], S. 215 über das Verhältnis des deutschen und französischen Konditionals zueinander folgendes: „Das sogenannte Konditional ist eigentlich seiner Form und Grundbedeutung nach das Imperfektum des Futurums. Vgl. Je crois qu'il viendra und Je croyais qu'il viendrait . . . — Als die sich bildende französische Sprache sich zu sagen gewöhnte: 'ich habe zu sprechen', um die Zukunft auszudrücken (je parler-ai), mußte sie auch naturgemäß, um das vom Standpunkte der Vergangenheit aus Zukünftige auszudrücken, sagen: 'ich hatte zu sprechen' (je parler-ais). — Dem Deutschen erscheint das französische Konditional rätselhaft, wenn er über die entsprechenden Formen seiner eigenen Sprache nicht im klaren ist. Wie man durch die Präsensumschreibung: 'ich werde kommend' (der Endkonsonant fiel später ab) die zukünftige Tätigkeit als eine in der Gegenwart beginnende ausdrückte, so mußte man auch durch die Imperfektumschreibung: 'ich wurde kommend' eine in der Vergangenheit beginnende Tätigkeit bezeichnen. Dieses umschreibende Imperfektum war im Mhd. vorhanden und existiert landschaftlich noch jetzt (z. B. in Pommern und Mecklenburg sagt die Volkssprache: 'Es wurde regnen'). Da aber das Nhd. den absoluten Gebrauch dieser Umschreibung aufgab, so mußte auch die Indikativform aufgegeben werden, während man sie für den abhängigen Nebensatz und den bedingten Hauptsatz in der Konjunktivform beibehielt: 'ich würde kommen'. Gewiß ist sie unter dem Einfluß der französischen Sprache zu dem heutigen Umfang ihres Gebrauchs gelangt."

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß der deutsche, seiner Form nach jetzt nur konjunktivische Konditional, absolut gebraucht, für gewisse Fälle die Funktion des Indikativs des Imperfectum futuri mit übernommen hat. Was daher die „junge Anwendung der Umschreibung mit würde" betrifft, so stimme ich mit Herdin darin überein, daß diese Umschreibung da, wo sie außer syntaktischer Verbindung steht, indikativische Bedeutung haben kann, gerade so wie das französische Imperfekt des Futurums auch im bedingten Hauptsatz und sonst als „Konditional" seine Grundbedeutung bewahrt (si je l'avais, je vous le donnerais = wenn ich es hatte, so hatte ich es euch zu geben). In den von Herdin und Matthias angeführten Beispielen handelt es

sich um zukünftige Ereignisse, die voraussichtlich eintreten werden; der Konditional nimmt in ihnen fast den Charakter einer Prophezeiung vom Standpunkte der Vergangenheit aus an, so daß „würde" oft geradezu den Sinn von „sollte, es war zu erwarten" erhält. Meist läßt sich das Adverb „voraussichtlich" hinzudenken.

Am deutlichsten geht dies aus dem Stormschen Beispiele (aus Aquis submersus, von Matthias S. 421 dieser Zeitschrift angezogen) hervor: „Seitdem waren fast fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute alles wiederfinden?" Von irgendwelcher Abhängigkeit kann bei einer direkten Frage in der ersten Person keine Rede sein; der Sinn ist offenbar: „Wie sollte (stand zu erwarten, 'wurde') ich alles wiederfinden?" Für das Französische denkt man hier unwillkürlich an die Umschreibung des Konditionals — der aber ebensogut stehen könnte — durch aller: Comment allais-je tout retrouver?, wobei aller den Futurbegriff vertritt, so daß also j'allais retrouver den Indikativ des Imperfectum futuri von retrouver (= je retrouverais) darstellt.

Doch auch mit den übrigen Fällen verhält es sich ähnlich. In dem von Herdin (S. 192) angeführten Wildenbruchschen Belege: „Morgen früh würde es natürlich in aller Munde sein" z. B. könnte man mit deutscher Ungenauigkeit im Gebrauche der Zeiten und Unterdrückung des futurischen Begriffes sagen: „Morgen früh war es — das stand fest — in aller Munde." Also Indikativ! Warum sollte das, was dem einfachen Imperfektum recht ist, nicht auch dem Imperfektum des Futurums billig sein, nämlich der Indikativ? — Dasselbe gilt von dem auf S. 422 gegebenen Beispiele: „Am anderen Morgen würde man in Dürman sein."

Gewiß spricht auch gegen eine abweichende Auffassung der bei einer solchen anzunehmende Moduswechsel, selbst wenn er nicht so schroff auftritt wie in dem zweiten Wildenbruchschen Beispiele (S. 195): „Er blieb mitten im Zimmer stehen und breitete die Arme aus. So würde es kommen, so mußte es kommen." Sollte der Schriftsteller hier wirklich solche Eile gehabt haben, aus der Abhängigkeit herauszukommen, daß er, um die unschöne Form: „so würde es kommen müssen" zu vermeiden, nicht lieber der Konzinnität wegen gesagt hätte: „so müßte es kommen"? — Und wenn Matthias in dem von ihm S. 421 beigebrachten Beispiele: „Fanny hatte in der letzten Zeit sich hübsch zu finden begonnen; allein sie war gar nichts gegen Lea. Ach, wer einmal solche Haare hätte! Dieses dumme, lichte Gekräusel . . ., sie würde niemals anständig aussehen" zu „war" richtig bemerkt: „Man beachte, daß auch hier gemeint ist: nach ihrem Urteil" — warum soll ein Schriftsteller gerade beim Imperfectum futuri nie aus der Abhängigkeit herauskommen wollen? Er kann eben nicht anders als diese konjunktivische Form auch für den Indikativ brauchen, wenn er sich kurz ausdrücken will.

Anders liegen selbstverständlich die Dinge da, wo es sich um ein wirkliches Abhängigkeitsverhältnis, zumal innerhalb syntaktischer Verbindung handelt.

Vgl. das von Herdin (S. 192) angeführte Beispiel (aus Gottfried Keller, Das Sinngedicht): „Mein Vater war in Italien und schrieb mir, er werde mich im Herbst abholen; und da er gute Berichte über mich erhalten, werde er mich zur Belohnung mit nach dem klassischen Lande nehmen, wohin er für den Winter und Frühling zurückzukehren gedenke. Dort würden mir die letzten etwaigen Klostergedanken sicherlich vergehen." (Der zugleich vollzogene Tempuswechsel ist wohl aus dem Mißverständnis zu erklären, das der zweideutige Plural „werden" hervorrufen könnte. Mit Singular hätte der Schriftsteller wahrscheinlich gesagt: „Dort werde mir der letzte etwaige Klostergedanke vergehen.")

Mit der Herübernahme dieser konditionalen Ausdrucksweise aus dem Französischen mag es ebenso seine Richtigkeit haben, wie mit dem von Schmitz angedeuteten Einfluß des Französischen auf den bedingten Hauptsatz. Nicht recht verständlich ist es aber, wie gerade das Französische gegen die indikativische Funktion des Konditionals sprechen soll, da in dieser Sprache der Konditional zweifellos eine Form des Indikativs bildet, wie letzterer dort der ausschließliche Modus der indirekten Rede ist, in welcher Gestalt sie auch immer auftreten möge.

Zittau. Prof. Dr. **Richard Scherffig.**

2.

Zu Jahrg. 13, S. 69

bemerke ich, daß meine Behauptung, in bayerischen Dialekten laute der Konjunktiv des Imperfektums von „sein" wie der Indikativ, so nicht richtig ist. Die Gleichheit besteht nämlich nur für das Auge. In der Aussprache findet ein deutlich erkennbarer Unterschied statt. Beim Indikativ z. B. ich war krank = eram aeger wird das a wie das sogenannte österreichische a dumpf mit einem Anklang an o gesprochen, dagegen im Konjunktiv z. B. das war recht = hoc cuperem klingt es ganz hell. Auch muß es dort statt Ablaut heißen: Umlaut.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

„Nicht unsanft".

Auf S. 316 des 17. Jahrganges dieser Zeitschrift glaubt Herr F. Hoffmann die Bühnenanweisung in Emilia Galotti (IV, 6) „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend" auf einen fehlerhaften Ausdruck des Dichters zurückführen zu müssen, ähnlich dem in II, 6 desselben Stückes und ähnlichen Entgleisungen, wie sie auch sonst bei den hervorragendsten Dichtern vorkommen. Es ist ihm unzweifelhaft, daß hier Lessing sagen wollte „nicht sanft" oder „unsanft" oder „ziemlich sanft", denn das „Nur gemach!" der Gräfin weise darauf hin, daß Marinelli sie mit Gewalt entfernen wollte und sie derb an der Hand gefaßt habe. Anders wären die Worte der Gräfin unverständlich.

Ich glaube jedoch, daß hier kein Fehler Lessings vorliegt, und daß das „Nur gemach!" nicht darauf schließen lasse, daß Marinelli die Gräfin derb angefaßt habe; ich glaube die Bühnenanweisung Lessings will gerade das verhüten, was Herr Hoffmann als die richtige Handlung für den Schauspieler voraussetzt. Sehen wir uns die Sache näher an:

M.: Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?
O.: Nicht doch, nicht doch.
M.: (sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —
O.: Nur gemach! — Ich erlasse Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; usw.

Marinelli will die Gräfin los sein, gewiß! Aber darum verletzt er die äußeren Formen des Anstandes nicht; hätte er sie derb angefaßt, um sie mit Gewalt zu entfernen, dann wären die oben erwähnten Worte der Gräfin nicht zu verstehen „daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen".

Nun will aber Lessing durch die Bühnenanweisung „nicht unsanft" den Schauspieler, der vielleicht es in Ordnung findet, seinen Unwillen über das Verbleiben der Gräfin an den Tag legen zu müssen, vor der Äußerung des Temperaments warnen, was durch das „nicht unsanft" besser geschieht, als es durch das positive „sanft" wäre ausgedrückt worden, das zudem noch als wunderliche Bemerkung hätte erscheinen können. Das „Gemach!" will weiter nichts sagen, als „es eilt nicht!"

Frankfurt a. M. Prof. **Sulzbach.**

4.

Zu Voß' Siebzigstem Geburtstag.

V. 109 des „Siebzigsten Geburtstags" scheint mir nicht an richtiger Stelle zu stehen. Der Ofen, an dem der Lehnstuhl des alten Tamm steht, wird von der Küche aus geheizt. Aus diesem Ofen soll Marie, die geschäftige Hausmagd, flink lebendige Kohlen scharren, damit die alte Frau Tamm den Kaffee frisch brennen kann. Wozu sie diese Kohlen aber „dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken" scharren soll, ist unerfindlich. Dagegen paßt der Vers sehr gut nach V. 114. Marie erhält den zweiten Auftrag, an Stelle der dem Ofen entnommenen Kohlen frisches Heizmaterial nachzulegen, damit das Feuer „in die Nacht fortglimme". Ich schlage also vor, die Verse so zu ordnen:

108 Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Daß ich frisch — denn er schmeckt viel kräftiger — brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und buchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme dem leidigen Froste zur Abwehr,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter usw.

Strasburg, Wpr. **Richard Gaede.**

5.

Zu einer Stelle in Uhlands „König Karls Meerfahrt".

Im 11. Heft des 14. Jahrganges dieser Zeitschrift erklärt Herr Otto Schütte die Bemerkung Olivers:

> Es ist mir um mich selbst nicht so
> Wie um die Altecläre

dahin, daß er meint, Oliver wollte mit den Worten ausdrücken, ihm läge mehr an der Erhaltung seines guten Schwertes als an seiner eigenen Rettung; seine Stelle würde bald ein anderer Held ausfüllen, während Altecläre, wenn sie versänke, nicht ersetzt werden könnte. — Mir erscheint diese Erklärung zu wenig natürlich für Oliver. Wie von selbst, meine ich, ergibt sich folgender Gedanke. Oliver ist als der heitere Genosse unter den Paladinen König Karls bekannt. (Uhland selbst nennt ihn so in seiner „romanischen Sagengeschichte", ebenso Heinr. Düntzer in seinen Erläuterungen zu Uhlands „Balladen und Romanzen".) Die Heiterkeit seines Lebens verliert Oliver nicht einmal in der Todesgefahr; ungemütlich ist es ihm zwar in dem furchtbaren Sturm; er will sich das aber nicht merken lassen und kann seine Natur nicht verleugnen. Darum ruft er scherzend, voll Galgenhumor aus:

> Es ist mir um mich selbst nicht so
> Wie um die Altecläre.

Langenberg, Rhld. Dr. **Robert Bertin.**

Bücherbesprechungen.

Much, Dr. Matthaeus, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. Berlin, Costenoble, 1902.

Der weitbekannte Germanist und Forscher M. Much hat in dem vorliegenden Werke eine Arbeit voll von bewunderswürdiger Gelehrsamkeit geliefert. Ich weiß sehr wohl, daß man gemeint hat, die Grundidee dieses Buches sei schon vor dem Verfasser von anderen Forschern ausgesprochen worden: das will ich weder bestreiten, noch dieser Behauptung zustimmen. Das aber kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß das Gelieferte beweist, daß eine Fülle von Studium und eine Fülle von Kenntnissen dem Leser in diesem Buche geboten ist. — Diese Schrift von Much ist bereits von Otto Ammon in einer begeisterten Anzeige besprochen worden. Und zwar ist diese sehr ansprechende, mit Wärme geschriebene Ankündigung in der Wochenschrift der Deutschen Zeitung von Dr. Friedrich Lange (Nr. 37 den 16. November 1902) enthalten.

Die Arbeit setzt ein Studium voraus, welches ein ganzes Leben in Anspruch nimmt. Deshalb konnte auch kein junger Mann ein solches Werk liefern. Der Herausgeber des Buches, Dr. Matthaeus Much, k. k. Konservator der Altertümer in Wien, ist über siebzig Jahre alt. Ref. will die Arbeit der

Sprachforscher nicht gering schätzen, aber er ist der Ansicht, daß sie nicht so viel Licht in diese dunkle Materie gebracht haben, als eben Much.

Man hat wohl angenommen, daß die Indogermanen aus Asien stammen. Mit dieser Ansicht räumt Much auf. Davon will er nichts wissen. Er stellt fest, daß die Urvölker des Nordens von der Steinzeit an die Vorfahren nicht nur der Germanen, sondern aller indogermanischen Zweige sind. Nicht tritt er denen gegenüber, welche die Urheimat der Arier in Südschweden gefunden zu haben glauben. Er nimmt an, daß die Indogermanen im nordwestlichen Europa gewohnt haben. Ihre Heimat umfaßt die Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee; sie wird im Westen von der Nordsee bespült und reicht im Süden bis an den Gebirgszug, der sich durch das heutige Deutschland vom Harz zum Thüringer Walde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge und bis an die äußersten Ausläufer der westlichen Karpathen erstreckt. Im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben sein mag. Eine strenge Umgrenzung ist überhaupt nicht möglich, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war. Schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge. Sie drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland und erreichten anderseits die mittlere Donau und den Balkan. Auch kamen sie etappenweise bis an den Dniepr und die südrussische Steppe, endlich zu den Ländern am Schwarzen und Ägäischen Meere.

Wenn Ammon meint, daß dieses vorliegende wichtige Werk ein Gemeingut weitester Kreise werden müßte, so wünscht Ref. das allerdings auch. Dem steht aber erstens entgegen, daß der Stil des Verfassers oft den einfachsten Regeln der Satzbildung widerspricht, so gleich auf S. 1.

Doch genug von diesem Mangel. Zweitens aber übersieht Ammon, daß die Untersuchungen des Verfassers ein größeres Publikum nicht fesseln und immer nur Eigentum kleinerer Kreise bleiben können.

Also die Heimat der Indogermanen ist in Europa zu suchen. Und zwar dort, wo sie seit den frühesten historischen Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener Menge beisammen wohnen. Dort haben sie sich am reinsten erhalten und von dort aus haben sie ihren stärksten Einfluß auf alle Völker der Erde ausgeübt. Der Verfasser will nun auf Grundlage der archäologischen Forschung die Heimat der Indogermanen ermitteln. Von vornherein gibt er zu, daß noch manche Lücke zu finden sein wird. So handelt er dann zuerst von den Werkzeugen und Waffen des jüngeren Steinzeitalters. Dieser Abschnitt enthält eine solche Fülle von Arbeit und Gelehrsamkeit, daß man staunen muß. Wieviele Werke hat der Verfasser durchgelesen und wieviele Sammlungen durchgesehen, um die schönen Waffen des jüngeren Steinzeitalters kennen zu lernen!

Hier beschreibt er zunächst die Waffen, die aus Feuerstein hergestellt worden sind.

Im zweiten Abschnitt handelt der Verfasser vom Nephrit, Jadeït, Chloromelanit und Türkis, doch sind da noch manche Rätsel zu lösen.

Der dritte Abschnitt ist ein sehr reichhaltiger. In ihm bespricht der Verfasser die geometrische und die farbige Dekoration der Gefäße und die Spirale im besonderen.

Die geometrische Dekoration zerfällt in zwei Hauptarten: die Schnurdekoration und die Banddekoration. Welcher von den beiden Dekorationsweisen der Altersvorrang gebühre, ist strittig. Aus der Fülle dessen, was in dieser sehr eingehenden Untersuchung geboten wird, heben wir folgendes hervor. Man hat schon im steinzeitlichen Mitteleuropa das Bedürfnis gefühlt, die Wohnräume durch Farben zu dekorieren. Der Verfasser meint, daß man die jüngere Steinzeit und mit ihr die europäische Spiraldekoration ins dritte Jahrtausend v. Chr. verlegen könne. Da wir den Beginn der Mykenäkultur frühestens auf die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. versetzen dürfen, so ist klar, daß von einer Herleitung der europäischen Spiraldekoration aus dieser Kultur nicht die Rede sein kann.

Auch die ägäische Kultur ist jünger als die europäische Steinzeit. Es ist ganz unzweifelhaft, daß der Eintritt des Metalles in der mittel- und nordeuropäischen Kultur einen vollen Umschwung in ihrer Entwickelungsrichtung hervorgebracht hat.

Der Bernstein (IV. Abschnitt) hat sich vor weit mehr als 4000 Jahren in die Gunst der Menschen gesetzt und sich zum Teil noch in ihr erhalten. Die Verbreitung des Bernsteins ist aber nicht durch den Handel, sondern durch wandernde Völker erfolgt.

Die meisten Steingräber im Norden (Abschnitt V) gehören dem jüngeren Steinzeitalter an. Sie stammen nicht aus dem Orient, sondern sind von Norden nach Süden gewandert. Aber nicht alle Steingräber gehören einer Zeit an.

Sehr reichhaltig und interessant ist der sechste Abschnitt: die Haustiere. Der Verfasser sucht auch hier nachzuweisen, daß schon in der Steinzeit die Indogermanen hier im Norden die meisten Haustiere gehabt haben. Etwas stiefmütterlich ist der Hund behandelt; nur das will ich hervorheben, daß sich nicht Spuren davon gefunden haben, daß er zur Nahrung gedient hat.

Was das Schaf betrifft, so ergibt sich, daß seine europäische Herkunft ein weit höheres Maß von Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die asiatische. Auch die Hausziege stammt von einer europäischen Urform. Vielleicht ist die Ziege das erste Haus- und Nutztier gewesen. Die griechische Mythologie weist ihr eine sehr bedeutende Rolle zu. Das bezeugt auch der Umstand, daß viel mehr Namen mit αἴξ zusammengesetzt sind, als mit οἶς. Wie die griechische Mythologie der Ziege eine bedeutende Stellung zuweist, so auch die deutsche. Für den Norden ist das Schwein ein sehr wichtiges Tier. Sehr schön sind die Ausführungen des Verfassers, weshalb das Schwein in den Steppen keine Stelle gefunden hat.

Was das Rind betrifft, so weist der Verfasser nach, daß keine Rinderrasse aus Asien stammt.

Das Pferd war schon in der jüngeren Steinzeit neben den anderen Haustieren in den dauernden Besitz der nordischen Völker übergegangen und wurde gezüchtet. Das kleine Pferd der skandinavischen und deutschen Steinzeit stammt von dem Wildpferde ab, welches in Europa einheimisch war.

Fruchtlos ist die Umschau des Verfassers geblieben, um eine fremde Rasse zu entdecken, welche den Norden bewohnt hat. Es sind und bleiben Indogermanen, welche wir hier finden.

In höchstem Maße belehrend und anregend ist endlich der Abschnitt, welcher den Titel führt: Geographische und physikalische Beschaffenheit des Heimatlandes und ihr Einfluß auf die Bewohner. Es will uns scheinen, als sei der Stil des Verfassers in diesem Teile seines so ausgezeichneten Werkes fließender als in vielen anderen Abschnitten. Der Verfasser weist, wie Ref. glaubt, überzeugend nach, daß überall da, wo man sonst die Urheimat der Indogermanen gesucht hat, sie durchaus nicht haben existieren können. Namentlich sehr schön ist das, was er über Turkestan und die Sarten mitteilt. Etwas stiefmütterlich ist der Pamir und dessen Tierwelt behandelt; hier haben wir durchaus nicht alle Bedenken beseitigt gefunden.

Noch einmal faßt der Verfasser das zusammen, was er zum Beweise dafür beigebracht hat, daß die Urheimat der Indogermanen die Lande um das Baltische Meer gewesen seien. Ref. ist zwar überzeugt, daß das Werk nicht ohne Widerspruch bleiben, aber er ist auch der Ansicht, daß es sehr anregend wirken wird. Ob sich die Sprachforscher so schnell fügen werden, wie der Verfasser anzunehmen scheint, ist doch fraglich. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, ein bedeutender Schritt vorwärts ist in dieser wichtigen Frage getan, und zwar ein Schritt, der dem Patriotismus des deutschen Volkes neue Nahrung geben kann und, wie wir glauben, auch geben wird.

Gr.-Lichterfelde. **Foß** †.

Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von **Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß.** Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Diese „Bücher der Weisheit und Schönheit“ sind ein sehr glückliches Unternehmen des als Herausgeber des „Türmer“ in weitesten Kreisen des deutschen Vaterlands hochgeschätzten Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. Sie wollen von den erlesensten Schöpfungen der Dichter und Denker aller Völker und Zeiten besondere Ausgaben veranstalten, die durch Auswahl, Sichtung und Bearbeitung jene Schöpfungen dem Interesse und Verständnis des Volks, auch der Frauenwelt und der heranreifenden Jugend, erschließen sollen. Nicht literar-historische und philologisch-kritische Gesichtspunkte sind für die Gestaltung der Bücher maßgebend gewesen. Ihr Hauptzweck ist vielmehr, dem Bildungsbedürfnis unseres deutschen Volks zu genügen, seine Gemüts- und Geisteskultur zu befestigen und zu ver-

tiefen. Bisher sind 8 Bände erschienen, jeder einzelne kostet 2,50 M.; 12 Bände werden 24 M. kosten. In Band 1 bietet Pfarrer Erwin Gros eine Auswahl aus „dem Buch der Bücher", welche zeigt, wie die Sehnsucht nach Gott gleich einem Glockenlaut von alters her aus dem Heiligtum der Menschenseele aufwärts gedrungen, und wie Gott der Menschheit näher gekommen ist, wie er ein Sternenlicht seiner Erkenntnis nach dem anderen anzündete in dem Wort erleuchteter Propheten, bis endlich die Sonne aufging — Jesus Christus. Prof. Dr. August Messer führt uns in die „Kritik der reinen Vernunft" von Immanuel Kant ein. Mit dem großen Kultur- und Sittenschilderer, dem scharfstacheligen Satiriker, dem mild-ernsten Lehrer, dem freundlichen, ansprechenden Land- und Leutekenner, dem wahrempfindenden, schlichten Volksdichter Abraham a Santa Clara macht uns Richard Zoozmann bekannt. Fritz Lienhard bringt dem Geschlecht unserer Tage den deutschen Herzensidealisten und Sonderling Bogumil Goltz nahe. Genial, ursprünglich, unmittelbar, berauscht vom Lebenswein, erfüllt vom Wunder des Lebens, so daß er allen Menschen davon künden muß: so tritt dieser eigenartige Denker vor uns hin und ruft uns wärmende Gemütsworte in die Seele. Dr. E. Meyer führt uns ein in Montesquieu, in seine weltberühmten „Persischen Briefe", seine „Betrachtungen über die Ursache der Größe der Römer und ihres Verfalls", auf Grund deren man ihn als den Vater der modernen pragmatischen Geschichtsschreibung bezeichnet hat, und in seinen „Geist der Gesetze", worin er als der erste die konstitutionelle Monarchie als beste Form der Staatsregierung zu erweisen sucht. Prof. Dr. Hermann Conrad bietet uns die durch vollendete Charakteristik ausgezeichnete Tragödie „Herzog von Mailand" des genialen Massinger in freier Bearbeitung. Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß stellt uns einen „in den weitesten Kreisen Unbekannten" vor: Karl Freiherrn v. Tirks, eine urwüchsige, tief und fest im Boden einer reichen und eigenen Gemütswelt wurzelnde Dichterpersönlichkeit, bei der es zweifelhaft sein kann, ob die lyrische oder die epische Gabe überragt. Franz Stassen hat die einzelnen Bände aus der Fülle seiner Phantasie mit köstlichem Bildschmuck versehen. Die Verlagshandlung hat dem Werk ein modern-vornehmes Gewand gegeben. Es verdient einen Ehrenplatz in der Bibliothek des deutschen Hauses, besonders auch in jeder Lehrer- und Schüler-Bibliothek.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Adolf Langguth. Ch. H. Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Berlin, Verlag von Hermann Paetel, 1903.

Es ist beinahe ein Jahr vergangen, daß ich dieses prächtige Buch sah. Heute erst komme ich dazu, ihm einige Worte mit auf den Weg zu geben, aber es ist eigentlich seinen Weg schon allein gegangen. Alle Kritiker stimmten darin überein, daß das Buch ein wertvoller Beitrag sei zur Geschichte des deutschen Lebens und Geistes im 18. Jahrhundert. Mich haben ganz besonders

die ersten 68 Seiten des Buches interessiert, denn viel Neues ergibt sich zur Beurteilung der Göttinger Bündler. Wie lehrreich ist die Mitteilung des Esmarchschen Stammbuches! Die Stammbücher der Göttinger Bündler kommen so nach und nach ans Tageslicht. Ich bin in der Lage, nächstens das Album von Wehrs zu veröffentlichen; darin befindet sich z. B. eine Eintragung von Esmarch (vom 17. August 1773). — Worauf ich noch kurz hinweisen möchte in dieser Anzeige, das ist die wertvolle Beigabe von 60 Schattenrissen aus der Esmarchschen Sammlung. Darauf ist von keinem Kritiker meines Erachtens genügend hingewiesen worden, und wir können Herrn Langguth sowie seinem Verleger nicht genügend dankbar sein für die Gabe, die sie uns beschert haben. Die Ausstattung des Werkes ist wirklich vornehm und eigenartig. Besonders lehrreich war es mir, Vergleiche anzustellen zwischen den hier wiedergegebenen Schattenrissen, der von Kroker herausgegebenen Ayrerschen Silhouettensammlung, dem Schubertschen Album auf der Göttinger Bibliothek usw. usw. Ich glaube, wir können noch manche Fingerzeige hier finden für den Wert oder Unwert manch eines Schattenrisses! In der Ikonographie dieser Zeit ist noch viel zu tun übrig. Vielleicht kann ich später einmal in größerem Umfange auf diese Dinge zurückkommen. Dem Langguthschen Werke kann man nur die beste Prognose stellen — und es verdient sie auch vollauf.

Göttingen. Dr. **E. Ebstein.**

E. Wasserzieher, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit, für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben. Leipzig, M. Hesse, 1904. XVI u. 322 S., brosch. 1 M., geb. 1,50 M.

Für billiges Geld wird hier eine außerordentlich große Zahl von lyrischen Dichtungen in vortrefflicher Auswahl geboten. Nicht weniger als 104 Dichter sind mit 461 Nummern vertreten von Uhland und Chamisso bis zu Rich. Dehmel und Börries Freiherrn v. Münchhausen. Neben altbekannten Meistern wie Rückert, Lenau und Geibel kommen auch weniger bekannte zu Wort, ja selbst solche, die sich nur durch ein einziges Gedicht für immer einen Platz im Herzen des Volkes errungen haben, wie Franz Kugler („An der Saale hellem Strande"), Leberecht Dreves („Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale"), Ernst Freiherr v. Feuchtersleben („Es ist bestimmt in Gottes Rat") und Joh. Nepomuk Vogl („Ein Wandersmann mit dem Stab in der Hand"). Dagegen sind verschollene Dichter von mittelmäßiger Bedeutung wie Brunold, Rollett, Glaßbrenner und Sallet mit Recht nicht wieder ausgegraben worden. Wie bei der Auswahl der Dichter, so zeigt sich auch bei der Sichtung der einzelnen Gedichte, daß der Herausgeber mit Geschick und Sachkenntnis zu Werke gegangen ist. Von allbekannten Dichtungen wie Freiligraths Löwenritt, Platens Grab im Busento, Heines Lorelei und Uhlands Sängerfluch, die in allen Lesebüchern stehen, ist abgesehen worden, im übrigen wird Wert darauf gelegt, daß die ausgewählten Schöpfungen die Eigenart des Dichters erkennen

lassen, sowohl im Bereiche der Gedankenlyrik als der reinen Liederpoesie. Die Reihenfolge, in der die einzelnen Stücke vorgeführt werden, ist chronologisch nach dem Geburtsjahr des Autors. Zwei Register, eins nach Dichternamen, eins nach Gedichtanfängen, erleichtern den Gebrauch der Sammlung und ermöglichen, daß man sich schneller darin zurechtfindet.

Natürlich denkt der Herausgeber nicht daran, daß alle in seinem Buche verzeichneten Blüten deutscher Lyrik im Unterricht zur Kenntnis der Schüler gelangen; denn dazu würde die Zeit nicht im entferntesten ausreichen. Vielmehr möchte er, wie dies im Vorwort ausgesprochen wird, vieles der stillen Lektüre vorbehalten sehen, deren Nutzen er ebenso hoch schätzt als das Vergnügen, welches sie jungen Leuten bereitet. Meines Erachtens kann aber dieses Privatstudium vom Lehrer in bestimmte Bahnen gelenkt werden; namentlich lassen sich die Gedichte, welche verwandten Inhalt haben, mit Leichtigkeit zusammenstellen und zu einer vergleichenden Charakteristik der Dichter verwenden. So finden wir die Heide auf verschiedene Weise behandelt von Annette v. Droste-Hülshoff (Das Haus in der Heide), Th. Storm (Abseits), Herm. Allmers (Heidenacht) und Detlev v. Liliencron (Heidebild); so wird uns die Nacht in abwechselungsvoller Darstellung vorgeführt von Eichendorff (In der Nacht), R. Reinick (Sommernacht), H. v. Gilm (Die Nacht), F. W. Weber (In der Winternacht), Gottfr. Keller (Sommernacht), H. v. Lingg (Waldnacht), H. Allmers (Heidenacht), A. Möser (Nachtlied), M. Greif (Hochsommernacht und An die Nacht), K. Busse (Schöne Nacht). Auch zu deutschen Aufsätzen bietet sich so willkommener Stoff, zumal wenn man die Poesie früherer Jahrhunderte mit heranzieht, wie es z. B. G. Legerlotz vorschlägt (Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten, Berlin, Weidmann 1900 S. 38), der in Ia Themen hat bearbeiten lassen wie „Der Winter im altdeutschen Minnesang und in unserer neueren Lyrik“.

Im einzelnen wird vielleicht mancher dies oder jenes anders wünschen; denn das liegt im Wesen einer Sammlung, wie die vorliegende ist, daß der subjektiven Meinung und der Neigung des Herausgebers ein gewisser Spielraum gewährt wird. So will mich bedünken, daß die patriotische Lyrik gegenüber der Naturpoesie etwas zu kurz gekommen sei; auch würde ich gern sehen, wenn in eine neue Auflage hier und da einmal ein längeres Gedicht aufgenommen würde, zumal wenn es für die Eigenart des Schöpfers so bezeichnend ist wie „Der alte Turmhahn“ von Ed. Mörike. Ferner wünschte ich bei Rückert statt des faden ersten Spruches („Alles ist auszugleichen, der Arme mit dem Reichen, das Harte mit dem Weichen“ usw.), der nichts als eine lange Aufzählung gibt, lieber eine Auswahl der schönsten von den Angereihten Perlen, etwa folgende vier: 1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren, zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren. 2. Viel lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken. 3. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll; solang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll. 4. Daß sie die Perle trägt,

das macht die Muschel krank; dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Doch wollen diese kleinen Mängel nichts besagen gegenüber der Fülle des Schönen und Guten, das wir in dem Buche finden; und da auch der Druck und die Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, so kann die sorgfältig ausgewählte Sammlung deutscher Lyrik jedem Freunde wahrer Poesie warm empfohlen werden.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

G. Willgeroth, Bilder aus Wismars Vergangenheit. Gesammelte Beiträge zur Geschichte der Stadt Wismar. Wismar, im Jubiläumsjahre 1903. VI u. 365 S. 8°. Mit 6 Abbildungen.

Der Verfasser hat sich schon lange mit der Geschichte der Stadt Wismar beschäftigt und widmet hier seiner Vaterstadt eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern zu deren großem Feste am 19. August 1903.[1])

Es ist keine eigentliche Geschichte Wismars, sondern eine reichhaltige Materialsammlung zur Geschichte und besonders zur Kulturgeschichte der Stadt. Die Einleitung gibt einen kurzen Überblick über Wismars Anfänge. Der erste Abschnitt behandelt die Wohnungen (Häuser und Buden), ihre Einrichtung, die Beschaffenheit und das Aussehen der Straßen, Gassenreinigungsordnungen, die Geschichte der Straßenbeleuchtung, Wasserversorgung, Feuerordnungen. Der zweite Abschnitt enthält das Nähere über Namen und Alter der Straßen und Tore. Bei dieser Gelegenheit finden wir Mitteilungen über die Entwickelung des Schulwesens, über die Graumönchenkirche, das Schwarze Kloster, über Stiftungen, Beguinenhäuser, das Rathaus und den Ratskeller, das Arbeitshaus, die Apotheken, die Juden in Wismar, über ältere Geschäfte, Wirtshäuser und Weinstuben, über den Versuch der Anlage einer Promenade auf der faulen Grube vor 100 Jahren, über die Theaterverhältnisse, das Postwesen und vieles andere. Im dritten Abschnitt (ein Gang vor die Tore) wird das Aussehen der Umgebung Wismars zunächst so, wie es sich etwa im Jahre 1300, und sodann so, wie es sich vor 100 Jahren darstellte, beschrieben und danach auf die Entwickelung während des verflossenen Jahrhunderts näher eingegangen. Der vierte Abschnitt umfaßt die Einwohner Wismars (Seelenzahl, Familiennamen), Bürgerwerden und Bürgerpflichten, Steuerwesen (Akzise, Lizenz), Torwächter, Nachtwächter, darauf Bürgermeister und Rat, Ausschuß. Der

1) Durch den Malmöer Vertrag von 1803 war Wismar gegen eine bedeutende Geldsumme von Schweden an Mecklenburg zurückgegeben worden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es im Jahre 1903 oder 2003 gegen Erstattung der Pfandsumme mit Zinseszins von Schweden zurückgefordert werden könne, zusammen mit der Insel Poel und Neukloster. Im Jahre 1903 hat nun Schweden gänzlich auf Wismar verzichtet. Am 19. August 1903 wurde deshalb ein großes Fest mit historischem Festzug u. dgl. gefeiert, das Tausende von Fremden in die Mauern der alten Hansestadt lockte. Vgl. Führer zur Hundertjahrfeier in Wismar am 19. August 1903. Herausgegeben von der Eberhardtschen Hof- und Ratsbuchdruckerei. Wismar.

fünfte Abschnitt behandelt die Erwerbstätigkeit der Bürger (Ackerbau, Viehzucht, Brauerei, Schiffahrt, Handel), dem sich im sechsten das Wismarsche Handwerk anschließt (Zünfte, Ämter). Im siebenten Abschnitt werden die Unruhen von 1830 und 1848 beschrieben, woran sich eine Schilderung der Feiern von 1803 und 1853 schließt, die beide am 29. August stattfanden.

Ein reichhaltiges Quellenverzeichnis ist beigegeben, und ein doppeltes Register erleichtert die Benutzung des Buches.

Willgeroth hat hier das Beispiel einer Stadtgeschichte gegeben, das wohl Nachahmung verdient. Es ist ein Mittelding zwischen streng wissenschaftlich-geschichtlicher Darstellung und chronikartigem Bericht. Auf jeden Fall ist das Buch für den Historiker und Germanisten von Wert, der die Kulturgeschichte als wichtigstes Hilfsmittel seiner Wissenschaft und glatte kulturgeschichtliche Darstellung auch umgekehrt als das Ziel seiner Quellenstudien auf historischem und sprachlichem Gebiet betrachten muß.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Kleine Mitteilungen.

Über die **Schulabteilung** der **„Deutschen Städteausstellung 1903“** berichtet die Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht (herausgegeben von Dr. H. Schotten) im Jahrgang 1904, Bd. XXXV, S. 158 f. unter anderem: „Daß Dresden in seiner reichen Ausstellung für Volksbildung seinen Ruf als Schulstadt glänzend bewährte, darf ohne Überhebung ruhig gesagt werden. Daß es völlig im Zeichen der modernen Entwickelung des Lernstoffs aus heimatlichen Quellen stand, beweisen schon die Sprüche an den vier Seitenwänden des Hauptraumes:

„Aus der Heimat Boden steigt die Kraft,
Die in Lebens Stürmen nie erschlafft.“ —

„Die Heimat und sich selbst erkennen;
Was kannst du Schwereres mir nennen?“ —

„Des Lebens Tiefe, die Weiten der Welt,
Die Heimat in sich verschlossen hält!“ —

„Im Vaterlande treibe, was dir gefällt!
Da sind Liebesbande, da ist deine Welt!“

Als geradezu mustergültig in methodischer Anordnung und Reichheit der Formen nennen wir da die geologische Sammlung, über welche wir später eingehend berichten werden. Der Schulgartenplan, die botanischen Tafeln (wie z. B. Weizen: a) Erzeugnisse, b) Schädlinge, c) Verwendung des Strohes), die schädlichen Obstbauminsekten, lebend in Gläsern ausgestellte Muscheln, Süßwasserpolypen, Wasserschnecken und Wasserpflanzen, Entwickelung der Ephemeriden in der Elbe, die Vögel, die sich auf demselben Schulhofe im Laufe des Jahres einfanden u. a. m. bewiesen, daß der biologische Unterricht in Dresden seine bleibende Stätte gefunden hat. Überall waren durch graphische Darstellung die Größenverhältnisse anschaulich gemacht, z. B. die Häufigkeit der Winde, die Krankheiten der in die Schule eintretenden Kinder, die Größe der Schulkinder (das größte Mädchen neben einem kleineren Soldaten), die Verteilung der Unterrichtsfächer an den höheren Schulen durch Figuren in entsprechender Größe: Homer, Archimedes, Shakespeare, Mommsen, Jahn usw.; ein Kreis zeigte in Ausschnitten die Verteilung des Aufwandes der Stadt Dresden auf Ferienkolonien, Speisung armer Kinder, Kinderheime, Eisbahnen, Bäder, Jugendspiele, Seehospize, Schwimmunterricht in lebendigen Bildern

spielender, schwimmender usw. Schüler. Noch weitere zahlreiche Bilder lockten die Besucher an, welche die „trockene Statistik“ sonst abzustoßen pflegt. Der Gesundheitspflege gehörten Apparate für Prüfung der Helligkeit, Messung der Kohlensäure und Feuchtigkeit der Luft, Feststellung des Gehaltes der Luft an Schulstaub usw. an.“

Neu erschienene Bücher.

Dr. Edm. Weißenborn, Homers Odyssee nach Joh. Heinr. Voß. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 152 S.

R. Michel und G. Stephan, Lehrplan für Sprachübungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 120 S.

Dr. R. Michel, Sprachübungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1903. 36 S.

Dr. Franz Prosch, Lessings Nathan der Weise. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 116 S.

Dietlein und Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. 3. Band, 1. Lieferung. 6. Aufl. Leipzig-Berlin, Th. Hofmann. 1904. 304 S.

Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Dr. Werner Deetjen, Immermanns Jugenddramen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1904. 200 S.

Karl Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 1. Band. München, C. H. Beck. 1905. 630 S.

G. Bräuning, Leitfaden durch die deutsche Grammatik. Leipzig, R. Voigtländer. 1904. 68 S.

E. Steckel, Briefe und amtliche Schriftstücke im bürgerlichen Leben und Amtsverkehr des Lehrers. 3. Aufl. Halle a. S., Hermann Schroedel. 1904. 89 S.

Album für Deutschlands Töchter. 13. Aufl. Leipzig, C. F. Amelang. 1904. 156 S.

Dr. Heinrich Wolf, Homers Ilias, erläutert und gewürdigt. Leipzig, Heinrich Bredt. 1905. 154 S.

Adolf Hynitzsch, Erinnerungen an vergangene Tage. Reden und Abhandlungen. Quedlinburg, H. Schwanecke. 1904. 165 S.

Prof. Dr. Ernst Lentz, Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten. 3. Aufl. Berlin W. 30, Otto Salle. 1904. 78 S.

Gustav Kettner, Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Berlin, Weidmann. 1904. 511 S.

A. L. Becker, Deutsch für Ausländer. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 132 S.

Krumbach-Spindler, Sammlung deutscher Aufsätze. I. Erzählungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 168 S.

Prof. Dr. Josef Rieber, Zum Babel-Bibel-Streit in der jüngsten Zeit. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1904. (Nr. 315.)

Prof. Dr. Emil Stern, Das Leben der Wörter. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1904. (Nr. 314.)

Dr. Alfred Lipschitz, Neue Strahlen. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1904. (Nr. 313.)

Prof. Dr. Julius Sahr, Ludwig Fuldas „Unter vier Augen“, zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet. Dresden, L. Ehlermann. 1904. 66 S.

Carl Enders, Die Katastrophe in Goethes Faust. Dortmund, F. E. Ruhfus. 1905. 91 S.

Dr. P. Gereke, Kleists Hermannsschlacht. Leipzig, H. Bredt. 1905. 129 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Paul Lorentz** in Sorau N./L.

Die Frage nach dem, was Glück ist, die wichtigste im praktischen Leben des einzelnen und die letzte und höchste überall da, wo eine besonders geartete Weltauffassung sich in einer bestimmten Philosophie oder Religion verdichtet, durch Goethe beantwortet zu hören, rechtfertigt sich in doppelter Weise. Einmal bedeutet Goethe überhaupt einen Höhepunkt in dem, was wir im Gegensatz zu antiker und mittelalterlicher moderne Weltanschauung nennen, und dann hat kaum je in moderner Zeit ein Dichter, dessen Beruf es nach Jakob Grimms Definition von Poesie ist, „das Leben gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache" auszudrücken, ein zugleich so intensives und extensives Leben geführt, wie Goethe, der mit dem Berufe des dichtenden Künstlers den des wissenschaftlichen Forschers und den des hohen Staatsbeamten verband. Die Fülle des so Erlebten, das bei ihm nicht äußerlich auseinanderfiel, sondern in den Organismus seiner Gesamtpersönlichkeit verschmolz, das er durch denkende Betrachtung vertiefte und in anschaulichen Gestalten ausprägte, bot ihm auch ein besonders reichhaltiges Material, um sich seine Auffassung vom Wesen des Glücks zu bilden.

I.

Wie Goethe der Künstler von keiner Kunst als in bezug auf den Menschen wissen wollte, wie Goethe der Forscher Wissenschaft in dem modernen Sinne trieb, daß es sich dabei nur um ein dem menschlichen Verstande zugängliches Erkennen handelt, so ist auch Goethes Glücksbegriff von vornherein dadurch charakterisiert, daß darunter nur ein hochgesteigerter Zustand verstanden werden kann, der aus dem Begriff des Menschen als eines sinnlich-geistigen, lebendig-natürlichen Organismus sich ergibt.

Goethe, im Bewußtsein der einheitlichen Grundbedingung alles Geschehens, übertrug mit Vorliebe die Analogie der Erhaltung des physischen Organismus durch den unerläßlichen Wechsel von Einatmen und Ausatmen auf das Seelenleben des Menschen, indem er hier von einem ebenso unerläßlichen, das Leben als solches bedingenden und fördernden Wechsel der vita contemplativa und der vita activa sprach. Bei jener tritt einseitiger die Intensität des Empfindens, bei dieser die Inten-

sität des Wollens hervor. Jeder von ihnen wohnt, bei bestimmter Steigerung, die Möglichkeit inne, jenes Gefühl zu erzeugen, das wir mit Glücklichsein bezeichnen.

Bei der Glücksmöglichkeit auf Grund der Intensität des Gefühlslebens kommt es zunächst noch nicht darauf an, wie solche Gefühle vom ethischen Standpunkte aus zu bewerten seien, vielmehr ist nur ihre Stärke und die Ungezwungenheit ihres Ursprungs maßgebend. Darum bedingt Jugendkraft, wo das Gefühlsleben an sich ein besonders hochgesteigertes ist, ohne weiteres Glücksgefühl. Es ist das Glück des Werdenden, wie es sich der Dichter des „Vorspiels auf dem Theater" im Faust so sehnlich zurückwünscht:

> Ich hatte nichts und doch genug,
> Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
> Gib ungebändigt jene Triebe,
> Das tiefe schmerzenvolle Glück,
> Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
> Gib meine Jugend mir zurück.

Die Ahnung unendlicher Möglichkeiten auf Grund der unendlich erscheinenden Seelenkräfte des Denkens, Fühlens und Wollens macht das Beseligende der Jugendkraft aus.

Kein Gefühl aber wird die Intensität des Empfindungslebens stärker in Anspruch nehmen als das Liebesgefühl: die Fülle der lyrischen und dramatischen Konfessionen Goethes bieten einen immer wieder von neuem in Erstaunen setzenden Beweis seiner Fähigkeit, dem Liebesglück künstlerischen Ausdruck zu verleihen. „Welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück!" „Krone des Lebens, Glück ohne Ruh', Liebe, bist du!" so tönt es aus den Friederiken- und Lili-Liedern entgegen. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele, die liebt!" ist der klassische Ausdruck für den typischen Wechsel der Stimmung, wie ihn die erfüllte und die bangende Sehnsucht des stürmischen Liebesglücks bedingt.

Auch hier kommt für das Glücksgefühl als solches der ethische Standpunkt überhaupt nicht in Frage: die Beglückung tritt auch bei Verletzung sittlicher Pflichten mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes ein, wie Werther und die Wahlverwandtschaften zeigen, aber die Dauer des Glücks ist ausgeschlossen und jene Verletzung rächt sich durch den Untergang eines oder des anderen der Betroffenen. Wo jenes Naturgesetz ruhig, ohne auf moralische Hindernisse zu stoßen, zu wirken vermag, haftet auch dem Glück das Merkmal der Dauer und Unerschütterlichkeit an, so bei dem tiefen und starken Liebesglück Hermanns und Dorotheas, dieser physisch und psychisch so durchaus gesunden Naturen:

Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Versicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.[1])

Für das leidenschaftliche Sichaufgeben, um in dem anderen sich wiederzufinden, sind Tassos Worte charakteristisch: „Nichts gehöret mehr von meinem ganzen Ich mir künftig an“ (V, 4) und Hatems Worte im Divan VIII, 21: „Wie sie sich an mich verschwendet, bin ich mir ein wertes Ich; hätte sie sich weggewendet, augenblicks verlör' ich mich“ und „Wahrhaft liebende Gemüter eines nur im andern fühlt sein Glück.“ — Der Beseligung durch Liebesglück ist, wie jedem echten Glück als untrügliches Kennzeichen das Gefühl der Zeitlosigkeit eigen, was z. B. bei dem Bunde Fausts mit Helena zum Ausdrucke kommt: „Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück, die Gegenwart allein — ist unser Glück.“ Gefühl der Ewigkeit im Sinne der Zeitlosigkeit ist es auch, was bei dem Glück platonischer Liebe der Prinzessin zu Tasso einst obwaltete:

Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin,

während die Stimmung jetzt die ist, daß „in trüber Gegenwart der Zukunft Schrecken heimlich ihre Brust befällt“. — So hatte auch Goethe einst im Umgang mit Frau v. Stein, in vielen Zügen das Urbild der Prinzessin im Tasso, ein Glück genossen, dessen vollste Seligkeit sich nicht in den ersten Zeiten der leidenschaftlichen Liebe erschloß, sondern da, als sie im gemeinsamen intensivsten Erleben des Edelsten, dem die menschliche Seele zugänglich ist, eine Harmonie ohnegleichen erfuhren; die Strophe, die es vor allem schildert, bezeichnet schon durch ihre Überschrift „Für ewig“ die Unverlierbarkeit des Erlebten, die jedem echten Glück, ohne Rücksicht auf seine Dauer, eigentümlich ist:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

1) „Das“ auf Glück, nicht auf Leben zu beziehen. Aus der zahllosen Fülle von Situationen des Liebesglücks sind charakteristisch außerdem die zweite Gartenszene im Faust, Alexis und Dora, Wilhelm und Marianne (Lehrjahre I, 3) gegenüber Wilhelm und Natalie (VIII, 7), Weislingen und Maria im Götz, Divan IV, 13, von denen jede noch eine besondere Seite an dem Glücksgefühl der Liebe erkennen läßt.

Das Beglückende solcher Seelenfreundschaft beruht darauf, daß wir die uns wertvollsten Empfindungen durch den Umgang mit dem anderen auf den denkbar höchsten Grad gesteigert sehen, so daß das Gefühl eines irgendwie unvollkommenen Zustandes gar nicht aufkommen kann, negierende Gefühle gänzlich ausgeschlossen sind. Jene Worte aus dem Lied an den Mond sprechen das unübertrefflich rein aus:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Das absolute Gegenteil solcher auf Teilung edelster Interessen gewonnenen Seelengemeinschaft ist jene seichte, flache Behaglichkeit des Philisterglücks, das als Glück sich allerdings auch durch das Gefühl, seinen Zustand nicht mehr höher steigern zu können kennzeichnet, aber nur, weil die Ausdehnungsmöglichkeit eine unendlich kleine ist. Sie hat ihren unsterblichen Ausdruck in jener Strophe der „Musen und Grazien in der Mark" gefunden:

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vettern Micheln
Guten Abend bieten kann.

Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern abend
War doch Vetter Michel da!

Zu Liebe und Freundschaft als größten Glücksmöglichkeiten durch persönlich-menschliche Gemeinschaft kommt die durch das Aufgehen in einer Idee, vor allem in der höchsten, der Gottes-Idee.

Ganz darauf aufgebaut ist unter den Gestalten Goethescher Dichtung die Persönlichkeit der „schönen Seele", wie wir sie aus ihren Bekenntnissen im sechsten Buche des Wilhelm Meister kennen lernen. Sie gerade ist aber auch ein Beweis dafür, daß das bloß auf gesteigerter Empfindung beruhende Glück leicht etwas Krankhaftes an sich hat, wenn nämlich Beeinträchtigung körperlicher Vollkraft keine aktive Art von Glück ermöglicht. Der ärztliche Freund der schönen Seele spricht selbst davon, daß er „diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren bestimmt gewesen wären", die Glücksempfindung selbst aber braucht nicht notwendig etwas Krankhaftes an sich zu haben. Solch religiöses Glücksgefühl wird mehr noch als anderes Glück durch die körperloseste aller Künste, die Musik, eine Steigerung erfahren, wie es auch von der schönen Seele heißt, „daß sie durch vorzügliche Musik, die den Menschen in diesem Augenblick wirklich seine Gottähnlichkeit empfinden ließ, ohne Anforderung einer sogenannten Erbauung auf das geistigste erhoben und glücklich gemacht"

wurde. Um der Intensität willen, mit der die Empfindung innerster Vollkommenheit und Ausgeglichenheit auftritt, stellt Goethe doch auch in der Marienbader Elegie das Liebesgefühl dem Gottesgefühl gleichwertig an die Seite:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Und auch hier Steigerung der Intensität durch Musik, wie es in dem Abschluß der „Trilogie", der 'Aussöhnung' heißt: „Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! das Doppelglück der Töne wie der Liebe." Die Verschmelzung aber von Gottesgefühl und Liebesgefühl, vielmehr die Beseligung durch Empfindung des Unendlichen überhaupt, zu dem das endliche Ich sich erweitert fühlt, wo der Mensch nicht mehr als denkendes und noch nicht als wollendes Wesen in Betracht kommt, wo Gedanken nicht mehr ausreichen, den Inhalt zu fassen und dieser durch die Tat noch ganz undarstellbar erscheint, das ist nie der nachfühlenden Empfindung näher gebracht — dem Verständnis würde hier zu wenig sagen — als in jenem Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen, dessen Kern die Worte bilden:

Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?

Der Versuch, durch Erkennen und Fühlen (Haupt und Herz) sich den unermeßlichen Inhalt nahe zu bringen, führt zu dem Gefühl intensivsten Lebens (webt), dessen letzte Ursache nicht erkannt werden kann (in ewigem Geheimnis), dessen Gewißheit aber trotzdem unerschütterlich feststeht (unsichtbar sichtbar). Darum:

Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!

Verwandt damit ist das Gefühl der — anschauenden Erkenntnis — möchte man sagen, von dem Wesen des Weltzusammenhanges, das Faust beim

Erblicken des Zeichens des Makrokosmos ergreift: „Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick auf einmal mir durch alle meine Sinnen! Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen", nur daß ein solch beglückendes Gefühl nicht von Dauer sein kann, weil es dem Begriff des Menschen widerspricht, der nur Teilwahrheiten erkennen und die volle Wahrheit nur im Bilde schauen kann: „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." — Aber auch schon das Erkennen von Teilwahrheiten, wenn sie nur als Teile eines geahnten und geglaubten Ganzen erkannt und im Geiste des Ganzen erforscht werden, vermag ein hohes Maß von Glück zu erzeugen. Das Glück, das Naturganze nur von einer Seite zu berühren, dadurch aber gerade zur Erkenntnis des Ganzen beizutragen, hat der Forscher Goethe ja mehr als einmal haben dürfen; bei der Entdeckung der Urpflanze, d. h. der Ergreifung der Idee der Pflanze, spricht er die ihn beglückende Begeisterung besonders deutlich aus: „Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sei nun aus uns selbst entsprungen oder von anderen mitgeteilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserem Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesamtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll" (Hempel 24, 374). Ähnlich heißt es bei der Betrachtung von Schillers Schädel: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare!" Und die Vorwürfe darüber, daß er als Dichter sich mit Botanik und Optik beschäftige, wehrt Goethe mit den Worten ab: „Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren. Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur" (Venet. Epigr. 72). Das Gefühl, ein Ganzes zu ahnen, ist ausschlaggebend bei dem Glück des Forschers, darum erklärt Goethe es für „das schönste Glück des denkenden Menschen" nicht, schon „das Erforschliche erforscht zu haben", sondern es müsse noch dazu kommen „und das Unerforschliche ruhig zu verehren". Darum ist Faust nicht glücklich, solange er noch an die Möglichkeit glaubt, zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält", zu „schauen alle Wirkenskraft und Samen". Faust übersteigt durch solche Sehnsucht die Schranken seiner Menschennatur, und Glück ist immer nur möglich innerhalb derselben, das gehört zu Goethes Grundwahrheiten; Einklang mit der Natur, Natürlichkeit des Empfindens, Natürlichkeit des Handelns muß beglücken können:

Nicht in Rom, in magna Graecia,
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter der Natur sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Goethes eigene Natur konnte freilich erst „in Rom, in magna Graecia“, wie wir sehen werden, ihre vollen Lebensbedingungen finden. Reinheit und Sicherheit des Gefühls meint der Philosoph Crates in den „Weisen und den Leuten“, wenn er auf die Frage, was denn „glücklich“ heiße, den Bescheid erteilt: „Das nackte Kind, es zagt nicht, mit seinem Pfennig springt es fort und kennt recht gut den Semmelort, ich meine des Bäckers Laden.“

Und weiter: auch das Innewerden höchster Vollkommenheit außer uns — Kinder sind auch „ganz“, aber auf einer tieferen Stufe der Entwickelung —, das lebendige Erfassen eines Kunstwerkes, der Anblick höchster Schönheit vermag die Empfindung des Sichbeglücktfühlens zu erzeugen:

> Von Schönheit ward von jeher viel gesungen;
> Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entzückt,
> Wem sie gehörte, ward zu hoch beglückt

ruft der Astrolog beim Erscheinen des Bildes der Helena am Kaiserhof im II. Teil des Faust, der Chor der Helena selbst nennt sich „Glückliche“, weil er schaut „des Himmels blendende Sonne und das Schönste der Erde“, Helena, und in dem enthusiastischen Liede des Türmers Lynceus heißt es von der Wirkung des Anblicks der Helena: „Der Reiche bettelt einen Blick. Er sieht dich an und fühlt sogleich sich bettelarm und fürstenreich.“ Beglückung aber durch Empfindung des Schönen, soweit es die Dichtkunst darstellt, ist nie charakteristischer als in der Zueignung ausgesprochen worden. Nicht nur, daß es von dem selbst, der „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit nimmt“, heißt: „Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen, der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt“, auch dem, welchem das dichterische Kunstwerk zu einem inneren Erlebnis ward, wird das Stück unendlichen Friedens in seinem ganzen Wesen zuteil, ihn

> umsäuselt Abendwindeskühle,
> Umhaucht von Blumen-Würzgeruch und Duft,
> Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
> Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
> Besänftiget wird jede Lebenswelle,
> Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Allen diesen Arten von Glücksempfindung war es eigentümlich, daß die intellektuelle Seelentätigkeit und auch die wollende in den Hintergrund trat, wenn auch natürlich nicht die denkende ausgeschaltet wurde; aber auch des Forschers volles Glück kam erst dadurch zustande, daß an die Schranken seines Erkennens das Ahnen sich anknüpfte. Diejenige Entwickelungsstufe nun im Leben des Menschen, auf der das Ahnen und Glauben, auf der das gefühlsmäßige Handeln noch am stärksten ist, das Kindesalter, wird auch

eine besondere Art von Glück zu beanspruchen haben.[1]) Faust selbst spricht bekanntlich mit besonders warmem Gefühl von der Beseligung durch den kindlichen Glauben an die Osterbotschaft, deren Erinnerung selbst noch die Kraft hat, ihn von dem letzten schweren Schritt zurückzuhalten. Hier, im Kindesalter, beeinträchtigt die Tätigkeit des Intellekts die Möglichkeit der Glücksempfindung noch nicht, während es dann im reiferen Alter die Aufgabe wird, sie durch dieselbe nicht mehr beeinträchtigen zu lassen. Ein frühes Aufwecken aus dem Zustand kindlicher Glücksmöglichkeit wird nur zu oft dauernde Unfähigkeit erzeugen, zur Glücksmöglichkeit auf einer höheren Stufe zu gelangen. Darum „sollten wir es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahn so hintaumeln läßt", so lautet die Klage schmerzlicher innerer Zerrissenheit eines Werther, der alle Möglichkeit verloren sieht, bei seiner unerwiderbaren Liebe zu Lotte je wieder glücklich zu werden. Derselbe Werther muß denn auch bei der Begegnung mit dem Wahnsinnigen, der sich „so glücklich gefühlt hatte, so wohl" — nämlich in der Zeit, da er im Irrenhause war — ausrufen: „Gott im Himmel! hast du das zum Schicksal des Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren!" Wirkliche Kinder und Menschen, deren Neigungen kindlich geblieben sind, die eine höhere Glücksmöglichkeit gar nicht kennen gelernt haben, genießen ein viel unzweifelhafteres Glück als andere: „Diejenigen sind am glücklichsten, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat, und wenn sie das Erwünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so sein kann!" So wiederum Werther, und ähnlich wehrt Tasso mit den Worten: „Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht mich erst besinne, dann von Sinnen komme", die Mahnung Antonios ab, die Dinge im rechten Licht, vor allem als durch seine eigene Schuld herbeigeführt zu sehen, ehe er die Kraft in seinem Busen wiedergefunden, die ihn sein Unglück mit vollem Bewußtsein zu tragen fähig macht. Und auch Faust sollte in einem später nicht verwendeten Paralipomenon, ehe er seine dauernde Glücksmöglichkeit sich errungen, nach dem

1) Vgl. oben die kindliche Sicherheit des Gefühls für das, was glücklich machen muß.

dumpfen Glück des jetzt erkannten Irrweges sich zurücksehnen: „Irrtum, du bist gar so schön, könnt' ich dich nur wiederfinden" (P. 122). Aber nur ein ganz durchgekosteter Irrtum ermöglicht ein Glücksgefühl. Der Pädagoge Goethe hält es daher für die Pflicht der Menschenerzieher, „nicht vor Irrtum zu bewahren, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum ausschlürfen zu lassen", denn „wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit haus, er freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist".

Einen Ersatz vermag auf einer höheren Stufe der Entwickelung dem, dem durch das Vorherrschen des Intellekts das Gefühl des „Ganzseins" immer mehr abhanden gekommen ist, die Phantasie zu bieten, die Farbigkeit der Seele, die das in Wirklichkeit Unvollkommene in der Vorstellung wenigstens vollkommen erscheinen läßt. Werther empfindet solches Glück bei der Rückkehr seines Dieners von Lotten in dem Gefühl, „daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten". Er vergleicht das mit der Wirkung einer Zauberlaterne: „Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an die weiße Wand. Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen und uns über die Wundererscheinungen entzücken." Es war Werther in der Gegenwart seines Jungen so wohl geworden — und „sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?"[1])

Und auch „die ältere, gesetztere Schwester" der Phantasie, die edle Treiberin, Trösterin Hoffnung darf auf Grund derselben Leistung, der Erhebung eines tatsächlich unvollkommenen Zustandes zu einem vollkommenen in der Vorstellung, von sich sagen:

> Ja, wer sich mit mir verschworen,
> Ist sich alles Glücks bewußt.
> Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig,
> Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
> Ich mildre Schmerz, das höchste Glück vollend' ich.
>
> (Des Epimenides Erwachen.)

II.

Was wir bisher von Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks gehört haben, bezog sich immer auf einen intensiven Gefühlszustand, bei dem die eigene Tätigkeit fast ausgeschlossen war; es war ein Seelenzustand, dessen physische Begleiterscheinung in der lebhaftesten Erregung der sensitiven Nerven

1) Vgl. auch die poetische Schilderung des Glücks, das Tasso empfindet in dem Wahn, der Prinzessin Liebe zu besitzen (II, 2).

bestehen muß, nicht aber der motorischen, außer wo vom Glück des Kindes die Rede war, aber hier ist die Eigentätigkeit eine unbewußte, mehr instinktive. Es ist das Glücksgefühl bisher mehr ein kontemplatives gewesen, das dem Einatmen verglichen werden kann. Ein solcher Zustand ist in gewissem Sinne ein Höchstes, wie Goethe das einmal in sehr merkwürdigen Worten ausgesprochen hat: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein freies, reines Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden ... von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut!" (Hempel 28, 199).

Aber wie der physische Organismus des Menschen neben dem Einatmen notwendig des Ausatmens bedarf zu seiner dauernden Erhaltung, so bedarf sein Seelenleben, wenn es eben Leben bleiben will, außer der vita contemplativa auch der vita activa. Ja, „tätig zu sein" ist sogar nach Goethes Wort im Wilhelm Meister „des Menschen erste Bestimmung". So muß also die Möglichkeit, diese Bestimmung vollkommen zu erfüllen, auch in besonderem Maße Glück erzeugen können.

Auf die Frage: „Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?" antwortet Goethe unbeirrt: „Wer freudig tut, sich des Getanen freut." Auf die Klage über die Launenhaftigkeit des Glücks: „Nein, heut ist mir das Glück erbost", folgt die stachelnde Mahnung: „Du, sattle gut und reite getrost." Im Gegensatz zu dem Tiermaler Roos warf Goethe den Künstlern vor, daß sie immer fertig sein wollen und keinen Genuß an der Arbeit selbst hätten: „Das echte wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung, Roos aber sieht man es an, daß er während der Arbeit die reinste Seligkeit genoß" (Gespr. 25. II. 1824). „Was gibt uns wohl den schönsten Frieden als frei am eignen Glück zu schmieden?" Die Möglichkeit davon ist aber auch zugleich die Forderung, es zu leisten, das spricht wieder sehr deutlich der Wilhelm Meister aus: „Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt sein" (Bch. I Kap. 17). Ebenso heißt es dort ein andermal: „Das ganze Weltall liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er

aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt" (Buch VI).[1]) So ganz besonders nachdrücklich betont Goethe diese Grundbedingung der eigenen Tätigkeit für das volle Glücksgefühl, daß er sogar zur Heilung Wahnsinniger außer dem Physischen, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, dasselbe Mittel angewendet wissen will, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden: „Man errege ihre Selbsttätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemeinsam haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück, das höchste Unglück nur kleine Abweichungen vom Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden" (W. M. V, 16). Lebendige Tätigkeit, zunächst noch ganz ohne nähere Bestimmung ihrer Art und ihres Zieles, muß beglückend wirken können: „Das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen" (W. M. I, 10).[2]) „Lebensgenuß" heißt darum die Strophe, die das höchste Glück in der Betätigung und Auswirkung der uns eigentümlichen Kräfte und Anlagen sieht:

> Tut sich nur auf, was man bedarf,
> Und was ich wohl vermag,
> Da greif' ich ein, es geht so scharf,
> Da hab' ich meinen Tag.

Und wie Goethe in seinem 'Schatzgräber' das Glück des Genießens nur auf Grund eigener Tätigkeit als eigentliches Glück gelten läßt: „Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!" so schreibt er auch in sein Tagebuch am 31. I. 1779: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel."

Ähnlich sagt er im Wilhelm Meister (V, 16): „Nur das eine ist ein Unglück, wenn sich irgendeine Idee bei ihm festsetzt, die keinen Einfluß ins

1) Vgl. Epikur in den 'Weisen und den Leuten': „Den Zufall bändige zum Glück" und Charlotte in den Wahlverwandtschaften bei der Entdeckung der Liebe zum Hauptmann: „Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser wert sei, hängt von uns ab."

2) Wenn Goethe hinzufügt „und recht sinnlich genießen", so geht das auch auf die lebendige Betätigung ihrer sinnlichen Seite, die doch erst durch ihr Übermaß die gefährliche Erschlaffung herbeiführt, ganz ebenso wie das Übermaß der geistigen Tätigkeit: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen."

tätige Leben hat oder ihn wohl gar vom tätigen Leben abzieht." Aber auch das Glück durch Tätigsein hat Stufen und Grade: die Tätigkeit muß der besonderen Kraft angemessen sein, damit sie eine freudige sein kann, und sie muß ein hohes Ziel haben, wenn sie voll und dauernd beglücken soll. Darum ohne Selbstbeschränkung keine Gewähr für dauerndes Glück: „Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird" (W. M. II, 2) und „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt" (VIII, 5). Von sich selbst durfte Goethe bekennen, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glücks habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe (Gespr. III, 554 Biederm.). Aber es gilt auch das: Wolle, was du kannst, das muß dich glücklich machen! Denn „Wohl unglückselig ist der Mann, der unterläßt das, was er kann und unterfängt sich, was er nicht versteht; kein Wunder, daß er da zugrunde geht." Die „seligen Knaben" im Faust, die selbst von sich sagen: „Glücklich sind wir, allen, allen ist das Dasein so gelind", sind doch nicht nach menschlicher Weise glücklich und können es freilich nicht sein, da sie „Mitternachtgeborene", gleich nach der Geburt Verstorbene sind. Aber der Idealmensch Christus — er tat „im großen, was der Beste im kleinen tut oder möchte" — ist selbst nicht nach dem Sieg über das Leiden für Goethe tatenlos, nur genießend zu denken:

> Hat der Begrabene
> Schon sich nach oben,
> Lebend Erhabene,
> Herrlich erhoben;
> Ist er in Werdelust
> Schaffender Freude nah

und so ist er, der Meister, den Seinen auch nur nah als „tätig ihn Preisenden". Und wie in diesem Goetheschen Ostergesange, der die christliche Osteridee doch erst rein ausspricht, die Art der beglückenden Tätigkeit näher dahin bezeichnet wird, daß sie eine „Liebe beweisende" ist, so preist auch der Wanderer im II. Teil des Faust seine alten Gastfreunde Philemon und Baucis, daß sie „noch des Wohltuns Glück" genießen.

Aber die Tat zum Segen anderer muß froh geübt werden können, wenn sie glücklich machen soll:

> Wenn sie (die Götter) dem Menschen frohe Tat bescheren,
> Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
> Daß er sein Reich vermehrt, die Grenzen sichert,
> Und alle Feinde fallen oder fliehn,
> Dann mag er danken; denn ihm hat ein Gott
> Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt. (Iphig. II, 1.)

Und nichts anderes als auf fremdes Wohl gerichtete, der eigenen Individualität, der eigenen besonderen Kraft angemessene Tätigkeit (mit der Aussicht auf Gelingen) ist es, was auch einen Faust endlich das „Vorgefühl von hohem Glück" genießen läßt:

> Eröffn' ich Räume Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.

Wie bei dem Glücksgefühl auf Grund intensiv gesteigerten, der besonderen Individualität gemäßen Empfindungslebens (vgl. z. B. die religiöse Glücksempfindung der schönen Seele) der höchste Grad erreicht wurde in der völligen Hingabe des Ich oder vielmehr seiner unendlichen Erweiterung, durch Einströmen einer Idee, zumal der höchsten, der Gottesidee, so ist eben auch bei dem Glücksgefühl auf Grund lebendiger nach außen gerichteter Tätigkeit der höchstmögliche Grad die Betätigung individueller Kraft im Dienste der Idee der Menschenliebe — „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" —, die wie alles Reinmenschliche mit dem Göttlichen identisch ist. Handelt es sich dort um ein Einatmen, so hier um ein Ausatmen, dort um Liebe-Empfinden, so hier um Liebe-Beweisen.

III.

Wenn wir die Glücksmöglichkeiten auf Grund intensiven Empfindungslebens und die auf Grund lebendiger Betätigung individueller Anlagen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachten, so müssen wir sagen, beides wirkt beglückend dadurch, daß das Wesen, der Kern der Persönlichkeit, Gelegenheit erhält, lebendig sich zu entfalten. Und das ist in der Tat auch Goethes oft ausgesprochene Meinung, daß das eigentlich Beglückende für den Menschen die Persönlichkeit ist. Wenn Suleika im Divan (VIII, 21) von sich sagt: „Volk und Knecht und Überwinder sie gestehn zu jeder Zeit: Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit", so sagt Goethe das selbst. „Jeder Mensch soll an sich selbst Freude haben, und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen?" (Wanderj. II, 3). Das intensivste Glücksgefühl hat Goethe selbst während seines Aufenthaltes in Rom genossen, und zwar eben dadurch, daß er hier einen Zusammenschluß seines ganzen Wesens erfuhr, wie nie zuvor und nie nachher, daß er hier wirklich „ganz" wurde, und was ist Glück anders als das Gefühl, „ganz" zu sein? „In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden", heißt es bei dem Rückblick auf den Gewinn der

Italienischen Reise (14. III. 1788).[1]) Und schon während des ersten römischen Aufenthalts hatte Goethe geschrieben: „Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätension, kommen mir wieder einmal recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltene Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht" (It. R. 10. XI. 86). Glückliche Menschen hat Goethe in Rom kennen gelernt, von denen er selbst sagt, daß sie es nur sind, weil sie „ganz" sind, und darum fügt er hinzu: „Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein." „Das will und muß ich nun auch", fährt er fort, „und ich kann's, wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht, ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen" (It. R. 8. VI. 87). Darum ist auch das Glück des Kindesalters so groß in seiner Art, weil hier das „Ganzsein" noch viel vollständiger möglich ist als im späteren Leben, darum bildet es einen Gegenstand steter Sehnsucht für den, der auf einer höheren Stufe der Entwickelung noch nicht wieder ganz geworden ist, was ohne Selbstbeschränkung nicht möglich ist: „Wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradies zuzustutzen weiß, wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessiert sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; ja, der ist still, und bildet auch die Welt aus sich selbst und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist" (Werther 22. V. 76). Wie sehr wünschte „die schöne Seele", daß sie sich auch in den Lehrjahren ihrer religiösen Entwickelung ganz ohne System befunden hätte, also ihrem persönlichen Gefühl hätte folgen dürfen — doch „wer kommt früh zu dem Glück, sich seines eigenen Selbst ohne fremde Formen in seinem Zusammenhang bewußt zu werden?"

Aber als sie nun dazu gelangt war, da fühlte sie auch in dem Umgang mit ihrem unsichtbaren Freunde „den süßesten Genuß aller ihrer Lebenskräfte". Ebenso ist das Aufgehen in einem anderen bei dem Liebesgefühl kein Raub an der „Persönlichkeit", sondern eine Bereicherung derselben. Mit Recht antwortet auf jenes Bekenntnis Suleikas: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit" Hatem: „Alles Erdenglück vereint find' ich in Suleika nur" und „wie sie sich an mich verschwendet, bin ich nur ein wertes Ich, hätte sie sich weggewendet, augenblicks verlör' ich mich." Nur scheinbar ist auch das Aufgeben der Persönlichkeit in der

1) Vgl. die Briefe an den Herzog, Briefe VIII, 327, 357 und Ital. Reise 22. III. 1788.

Herrentreue, wo diese beglückend wirkt. Denn wenn es im Tasso heißt: „Für den Edlen ist kein schöner Glück als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen“, so will das sagen: man erhöht durch Verehrung dessen, den man selbst als erhaben anerkennt, seinen eigenen Wert, denn sähe man in ihm nicht eine Potenzierung des Besten, dessen man sich selbst fähig fühlt oder fühlen möchte, so fiele jeder Grund für eine Verehrung fort.

Wenn Persönlichkeit höchstes Glück bedeutet, so liegt eben darin schon ausgesprochen, daß jeder nur auf seine Weise wirklich glücklich werden kann und freilich dann auch die Verpflichtung hat, nur auf seine Weise glücklich werden zu wollen. Ein Egmont kann nicht glücklich sein auf die Art wie ein spanischer Grande. Darum muß er der wohlgemeinten Warnung des Grafen Oliva entgegnen: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon tot ist, der um seiner Sicherheit willen lebt.“ Das sichere Gefühl aber für das, was unserem eigentlichen Wesen wirklich gemäß ist, ist sehr selten: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eignes Herz die kostbarste und unter Tausenden haben sie kaum zween“ (Hempel 29, 18). Für eine Adlernatur existiert nicht dieselbe Glücksmöglichkeit wie für eine Taubennatur; nur für diese gilt es, daß, wenn das wahre Glück die Genügsamkeit ist, nun auch die Genügsamkeit überall genug habe; es ist kein Zeichen von Überhebung, sondern von Verkürzung seiner berechtigten, weil von seiner Natur geforderten Ansprüche, daß der Adler in dem idyllischen Taubenglück sich nicht befriedigt fühlt: er wäre sonst kein Adler!

Weil das Allerpersönlichste, Individuellste und mithin dem einzelnen Teuerste sehr oft gerade in seinen Schwächen und „Eigenheiten“, wie wir ja auch sagen, zur Erscheinung kommt, so scheut sich Goethe auch nicht, einmal geradezu zu sagen: „Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, so wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist“ (Gespr. m. Riemer III, 600 Biederm.). Und wenn er ein andermal sogar die Behauptung wagt: „Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind“ (ebenda II, 346), so heißt das schwerlich etwas anderes als, nur wenn wir ganz Natur sein könnten, würden wir ganz glücklich sein, jede Art von Kultur aber ist — eben durch ihre prinzipielle Entfernung von der Natur — ein Glückshindernis. Nur daß von wahrhaft menschlichem Glücke der Begriff Kultur nicht getrennt werden darf, weil er notwendig zum Begriff des Menschen selbst gehört.

Ist Darleben der Persönlichkeit an sich Glück, so ist dabei doch nicht ausgeschlossen, daß man auch sein Glück verkennen kann, deshalb, weil jeder das Innerste seines Wesens erst durch dessen Entfalten an dem, was er erlebt, kennen lernt, und Persönlichkeit im höchsten Sinne erst auf der Höhe des Lebens gewonnen wird: „Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen . . . nur das Leben lehret jedem, was er sei“ (Tasso II, 3). Wer so den Blick für das gerade ihm „Gemäße“ geschärft hat, wird ohne Zweifel oft finden, daß er lange Zeit hindurch nicht — zu kurzsichtig, sondern zu weitsichtig gewesen ist und nach dem bekannten Worte Goethes das nahe Gute nicht sehend, in die Weite geschweift ist; nachdem er gelernt hat, das Glück d. h. sein Glück zu begreifen, hat er sich dauerndes Glück nicht als Zustand, sondern als Möglichkeit erworben, das bedeutet jenes: „Lerne nur das Glück begreifen, denn das Glück ist immer da.“ Die Furie Megaera im Maskenzuge am Kaiserhofe im Faust ist die Personifikation jenes unseligen Umhertastens aus Unkenntnis des dem eigenen Wesen wahrhaft Gemäßen, also des dauernd Befriedigenden: sie „weiß in allen Fällen das schönste Glück durch Grille zu vergällen“, denn

Niemand hat Erwünschtes fest in Armen,
Der sich nicht nach Erwünschterem törig sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte,
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.

Selbst ein Mann wie Thoas in der Iphigenie muß seine Werbung um der Priesterin Hand zurückgewiesen sehen mit den Worten: „Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du selber kenne“; eine Iphigenie, die nicht aufhören konnte, das Land der Griechen mit der Seele zu suchen, würde den edlen, aber doch Barbaren-König nicht dauernd haben beglücken können. Und Eduard in den Wahlverwandtschaften glaubte im reiferen Mannesalter durch die sehnlich erstrebte Heirat mit Charlotten frühere Jugendwünsche und Hoffnungen zu dauerndem Glück realisieren zu können und muß sich getäuscht sehen: „Denn jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Ansichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird.“ — Warum ein Byron nicht glücklich werden konnte, spricht der Chor der Helena bei Euphorions Tode aus:

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft.

Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz.

So auch bei Werther:

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Los:
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne.
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswert ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Äußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah — und man verkennt das Glück.
(Trilogie d. Leidenschaft.)

In vollendeter Form ist jenes Glückshindernis, das bedingt wird einmal durch die Unfähigkeit, das uns „Gemäße" zu ergreifen und festzuhalten und dann durch die unbeeinflußbare Beschaffenheit des uns zu Gebote gestellten „Glücksstoffes", in den Worten der Prinzessin im Tasso ausgesprochen:

So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten,
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen. (III, 1.)

So ist Glück als Darleben, als Gestaltung seiner Persönlichkeit ganz wesentlich eine durch eigene Tätigkeit zu lösende Aufgabe: „Sich in seiner Beschränktheit gefallen, ist ein elender Zustand; in Gegenwart des Besten seine Beschränktheit fühlen, ist freilich kein Glück, aber es kann zum Glück führen" (Goethe-Jahrb. 1898 S. 129). Diese Auffassung Goethes von Glück als einer Aufgabe, für deren richtige Lösung der einzelne in hohem Maße selbst verantwortlich ist, wird zutreffend von Siebeck, Goethe als Denker[1]), in folgender Weise betont: „In der Erfüllung (der Aufgabe des Sittlichen, d. h. also Gestaltung einer selbständigen sittlichen Persönlichkeit) als der menschlichen Bestimmung, liegt Wert und Glück des Lebens zugleich, und die überkommene Frage, ob der Wert desselben das Glück oder das Glück den Wert bedinge, wird im Lichte dieses Gesichtspunktes belanglos. Auch gilt etwas hiervon für jede Gattung von Wesen, dieses nämlich, daß ihr Wert, zugleich ihre Befriedigung in der

1) S. 192. Höchst erfreulich übrigens und hoffentlich für vollere Erkenntnis Goethes wie für weniger engherzige Auffassung von Philosophie fruchtbar, Goethe hier unter den „Klassikern der Philosophie" zu finden.

rastlosen Darlebung ihrer wesenhaften Art und Eigenheit besteht. Bei den Menschen aber kommt hinzu, daß solches Sich-Auswirken nicht bloß Faktum ist, sondern dem Auswirkenden auch als solches zum Bewußtsein kommt. Und in diesem Bewußtsein liegt zugleich das Innewerden und Gefühl seiner Würde und seines Glücks.“ (Schluß folgt.)

Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers „Wallenstein“.

Von Gymnasialdirektor Prof. M. Evers in Barmen.

Vorbemerkung.

Mit dem 4. (Schluß)teile meiner Erläuterungen zu Schillers „Wallenstein“ beschäftigt[1]), habe ich gerade bei dem Abschnitte „Der Ideengehalt“ das erste Kapitel über den obigen Gegensatz vollendet und möchte es, um der Bedeutung des Gegenstandes willen, bevor es in Buchform erscheint, dem weiteren Leserkreise dieser Zeitschrift vorlegen. Allerdings ist darüber schon manches veröffentlicht worden, vor allem von Rönnefahrt und neuerdings von Kühnemann, deren betreffende Schriften ich als bekannt voraussetzen darf. Aber auch diese bringen nur einzelne Ausführungen und vor allem ohne unmittelbare Beziehung zum höheren Schulunterricht, während meine ganze Darlegung, wie man sehen wird, ganz direkt auf diesen abzielt und dabei den Stoff in derjenigen Vollständigkeit vorführt, die meines Erachtens erst zum vollen Verständnis des ganzen dramatisch-psychologischen Motivs und damit des Stückes selber verhilft. Ich hoffe also nicht nur manchen Fachgenossen im deutschen Unterricht der Primen eine Beihilfe damit zu bringen, sondern auch der Sache selbst zu dienen, nämlich dem wissenschaftlichen, literarischen und psychologischen Verständnis einerseits der Theorie Schillers an sich und anderseits ihrer künstlerischen Verwertung und Durchführung in seinem größten Drama. Und zugleich möchte ich damit schon vorweg ein Scherflein beisteuern zum 100jährigen Gedächtnis seines Todestages am 9. Mai dieses Jahres.

---

1) Für die hier wohl schon bekannte Sammlung: Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt von E. Kuenen und M. Evers, Leipzig, H. Bredt. Von meiner Wallenstein-Erklärung sind erschienen: I. Heft 7 der Sammlung: Historisch-dramaturgische Gesamtübersicht über die Stoffverteilung im ganzen Stück, 2. Aufl. 1900; II. H. 8: Gang der Handlung im Gesamtstück und dramatischer Aufbau, 3. Aufl. 1904; III. H. 13: „Wallensteins Lager“ allseitig erläutert unter stetigem Durchblick aufs Gesamtstück, 2. Aufl. 1905.

I. Einleitendes.

Der große Gegensatz des Realismus und Idealismus ist von mir schon früher — im Kapitel über die dramatische Einheit des ganzen Stückes und insbesondere über das Verhältnis der Max-Handlung zur Gesamthandlung — wiederholt als eines der organisatorischen Grundmotive berührt worden, welche Schiller bei der Ausgestaltung seines großen Werkes leiteten. Die Meinung Kühnemanns allerdings: er bilde geradezu den organisierenden „Mittelpunkt" des ganzen Dramas, der „schlechthin und ausschließlich auch dessen ganze dramatische Form bedingt habe", diese Meinung hatte ich schon im II. Teil meiner Erläuterungen (S. 94f. Anm. 2) — in Übereinstimmung mit Bellermann — als doch zu weitgehend ablehnen müssen. Aber freilich: für den Ideengehalt des Stückes, zumal für die sittliche Beurteilung der ganzen Wallensteinwelt, bildet auch meiner Meinung nach dieser Gegensatz die Hauptsache und Grundlage, welcher alle übrigen Motive und Ideen untergeordnet sind.

Den Gegensatz selbst hat Schiller bekanntlich am Schlusse seiner berühmten Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" (1794—95) theoretisch dargelegt, und im „Wallenstein" folgt nun die praktische Anwendung, gleichsam die Probe darauf in dichterischer Gestaltung. Zum vollen Verständnis dieser ist also vorab eine kurze Darlegung der Schillerschen Theorie selber unumgänglich. Hierbei empfiehlt sich's allerdings für die Schule, Schillers eigene philosophisch-ästhetische Darlegung, die immerhin selbst für Oberprimaner stellenweise schwer verständlich ist, mit erklärenden, allgemeiner verständlichen Ausdrücken oder Wendungen zu begleiten. Das tut indessen von den mir bekannten Auszügen und Analysen der Abhandlung keine einzige. Sie alle gebrauchen die Sprache Schillers selbst ohne solche Erklärung, und auch die Schulausgaben der Abhandlung geben — meistens hinten als Anhang — nur einige wenige Notizen, die mir im langjährigen Unterrichte niemals als ausreichend erschienen sind.

Indem ich also nun daran gehe, zunächst

II. die Theorie Schillers für sich

darzulegen, so tue ich das in einer kurzen formalen Übersicht der Grundbegriffe, wie ich sie mir eben seit langen Jahren für Schulzwecke ausgearbeitet und als verständlich auch für Primaner immer neu erprobt habe — dies namentlich an deren späteren Aufsätzen, von denen schließlich auch hier ein Probestück folgen wird.

Schiller betrachtet diesen — wie er sagt — unter den Menschen überall auftretenden, ja die ganze Menschheitsgeschichte durchziehenden Gegensatz oder

„psychologischen Antagonismus" Schritt für Schritt nach einer logischen zweiteiligen (dichotomischen) Gliederung, die er allerdings nicht durchweg festhält, sondern hier und da mit mancherlei Sprüngen und Umkehrungen durchkreuzt. Hier soll nun möglichst die strenge logische Form durchgeführt werden. — Schiller zeichnet zunächst

A. jeden der beiden Typen gesondert für sich, sodann
B. beide zusammen in ihrer gegenseitigen Mischung und Ergänzung. Er kommt dabei zu folgenden Ergebnissen.

Zu A. **I. Der Realist**

zunächst zeigt,

a) nach den einzelnen Seiten seines Wesens betrachtet,
  aa) im Theoretischen, also nach seiner (formalen) Geistesart,
    1. einen „nüchternen Beobachtungsgeist" und volles Vertrauen auf die eigene Wahrnehmung;
    2. einen durchdringenden Verstand für alles Tatsächliche (Reale). Dabei läßt er
  bb) im Praktischen, also im Wollen und Handeln,
    1. sich nur durch äußere Ursachen und Zwecke bestimmen, nach dem Maßstabe: wozu etwas „gut", d. h. nützlich, dienlich ist; daher folgt er
    2. gleichmäßig dem realen Zwange der Verhältnisse, der Naturnotwendigkeit im regelmäßigen Lauf der Dinge und zeigt geradezu
    3. einen Widerwillen gegen alles Willkürliche, Regellose. Dem entspricht endlich
  cc) im Sittlichen
    1. ein billiges, d. h. nachsichtiges Urteil über Menschen und Ereignisse, nicht nach vorgefaßten Grundsätzen, sondern je nach den einzelnen Fällen und Umständen, oft mit herablassender Menschenfreundlichkeit, doch ohne irgendwelchen hohen Begriff von der Menschheit als solcher, vielmehr auch gegen das Niedrige und Gemeine oft nachsichtig und duldsam. Im ganzen also
    2. eine ziemlich oberflächliche Moral, ohne eigentliche Größe und Würde, doch immerhin mit einer gewissen gleichmäßigen Stetigkeit, wobei die Praxis oft besser erscheint als die Theorie. — Nach allem dem zeigt,

b) im Ganzen seiner Weltanschauung und Lebensrichtung betrachtet, der Realist

1. eine rein erfahrungsmäßige (empirische), daher rein naturgesetzliche (mechanische, ja materialistische) Weltanschauung mit gleichmütiger Beugung unter das Schicksal (fatalistischer Schicksalsglaube). Desgleichen
2. eine bloß irdisch-sinnliche Lebensauffassung, im Streben vorwiegend nach dem Nutzen (Utilitarismus), nach materiellem Wohlstande, auch auf Kosten der Freiheit. Demgemäß
3. für seine eigene Person eine selbstisch-eigennützige Richtung (Egoismus) auf „Vergnügen und Glückseligkeit", auf Erdengüter wie Genuß, Macht, Ehre, Reichtum usw. Dies wird sich dann bei kraftvollen Naturen leicht zu Ehrgeiz, Ruhmbegier, Herrschsucht u. dgl. steigern!

Im vollen Gegensatz zu allem dem zeigt

II. der Idealist,

wiederum

a) erst im einzelnen betrachtet, einerseits

aa) im Theoretischen:

1. das Streben zum Unbedingten, Höchsten, was über alle Sinnenerfahrung hinausliegt, daher aber eben
2. einen Mangel in Erkenntnis des Nächstliegenden, des real Bedingten.

bb) Im Praktischen läßt er sich

1. nur durch innere Grundsätze, Ideen und Maßstäbe, nur durch sein Gewissen bestimmen, mit der ersten Frage, ob etwas „gut", d. h. sittlich erlaubt und edel ist. Er strebt also
2. stets nach freier Selbstbestimmung (Autonomie), nach Selbstbehauptung seiner geistigen Persönlichkeit gegenüber allem realen Zwange, und zeigt
3. keinen größeren Widerwillen als gegen das „Platte", Gemeine und Beschränkte, und daher eine Geneigtheit auch das Ungeheuere eines Fehltritts zu verzeihen, wenn darin nur persönliche Freiheit und Selbstbestimmung hervortritt. Dem entspricht

cc) im Sittlichen:

1. ein strenges („rigoristisches") Urteil nach höchsten Maßstäben, zunächst gegen sich selbst, doch auch über andere; sodann ein hoher Begriff von der Menschheit im ganzen, freilich mit der Gefahr der Menschenverachtung im einzelnen. So zeigt sich hier

2. eine tiefe Moral voll Größe und Würde, doch freilich auch mit einer gewissen Unstetigkeit im wirklichen Wollen und Handeln, also gewissermaßen eine erhabenere Theorie als Praxis. Nach allem dem vertritt nun, abermals

b) im Ganzen der Weltanschauung und Lebensrichtung betrachtet, der Idealist

1. eine rein nach dem Vernunftgesetz und Ideal bemessene, also hohe und reine Weltanschauung, mit dem stetigen Streben nach Förderung der Freiheit, selbst auf Gefahr des Wohlstandes. Daher für seine eigene Person ein Streben nach freier Selbstbestimmung von innen heraus, rein nach lautersten Grundsätzen (Prinzipien) und höchsten Endzielen (Idealen). Demnach herrscht hier
2. eine entsprechend hohe, geistig-sittliche Lebensauffassung und
3. ein Trieb zu selbstloser, opferfreudiger Hingabe an die Pflicht, zu Liebe, Freundschaft, Gemeinsinn, Heldentum, kurz, zu allen Geistesgütern und all den ewigen Schätzen des Herzens, Gemüts und Gewissens. —

So führt also Schiller zunächst die beiden Arten vor und läßt, wie man sieht, auch die Einseitigkeiten, Mängel und Fehler beider, auch die des reinen Idealisten, deutlich hervortreten. Ja gerade von diesem Typus sagt er schließlich: weil „die menschliche Natur eines konsequenten Idealismus gar nicht fähig sei", so müsse, während der Realist sich der Naturnotwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordne, der Idealist zur Verwirklichung höchster Moral allemal einen Schwung nehmen, seine Natur „exaltieren", und vermöge nichts, als „insofern er begeistert sei". Allerdings vermöge er dann auch desto mehr, und sein Betragen werde eine Hoheit und Größe zeigen, die man beim Realisten vergeblich suche.[1]) — Solche Mängel, sagt Schiller dann weiter, werden beide unter Umständen auch „büßen" müssen, freilich in sehr verschiedener Weise: „Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum (seiner Person, seinem Leben) und seinem zeitlichen Zustande (Wohlstand, Glück) bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht" (bringt es also für seine Überzeugung als etwas Selbstverständliches). Der Realist dagegen büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, die er also um des Nutzens willen preisgibt, aber er „erfährt nichts von diesem Opfer; denn was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die

1) Vgl. das berühmte Wort aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation": „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist."

er keinen Glauben hat?" — Schließlich führt Schiller diese Einseitigkeiten beider Typen auch noch in deren „Karikaturen" oder Zerrbildern vor, d. h. in den Extremen beider, wie sie gleichfalls genug unter den Menschen vorkommen. Als Extrem des Realisten nennt er den „gemeinen Empiriker", den öden „Philister" oder Eintagsmenschen, der sich „der Natur als einer Macht mit wahlloser, blinder Ergebung unterwerfe, sich ausschließlich aufs Sinnliche und einzelne beschränke, also als Selbstheit, als Mensch, absolut keinen Wert und keine Würde" habe. Immerhin sei er doch „als Sache" etwas und könne immer noch „zu etwas gut", d. h. brauchbar sein. In diesem verächtlichen Zustande (des bloßen Lebens in den Tag hinein), meint Schiller, lebten nicht bloß viele einzelne, sondern auch wohl ganze Völker, die „bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit bestehen und daher auch nur zu etwas gut seien". Als Extrem des Idealisten endlich nennt er den „Schwärmer" oder „Phantasten", der die Natur „aus bloßer Willkür verläßt, um dem Eigensinne und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können". Dieser sei zu nichts mehr gut, sei in seinen Wirkungen geradezu schrecklich und müsse schließlich in bodenlose Tiefe fallen, in völliger Zerstörung endigen (Wahnsinn?).

Aber eben, weil beide Typen, rein für sich betrachtet, einseitig und mangelhaft sind, so führt Schiller nun schließlich noch kurz

zu B. als das in der Regel Wirkliche und zumal als die wahre Aufgabe menschlicher Bildung und Kultur ihre gegenseitige Mischung und Ergänzung vor. „Das Ideal menschlicher Natur ist unter beide verteilt, von keinem aber (für sich) völlig erreicht." „Erfahrung (Empirie, Beobachtung und Berücksichtigung des Realen) und Vernunft (Moral, Sittengesetz, Würdigung des Ideellen) haben beide ihre eigene Gerechtsame": jene allein „kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß"; diese hingegen allein, was „ohne alle Bedingung gilt (z. B. Kants „Kategorischer Imperativ!"), und was notwendig sein muß". Also — das ist Schillers Meinung — um beide Pole zusammen hat sich das menschliche Leben zu drehen; erst beide Typen zusammen stellen den Vollgehalt menschlicher Natur dar! Erst wenn der Realist bei den Fragen der Weltanschauung und des Gewissens auch idealistischer Maßstäbe und Triebe fähig ist und umgekehrt der Idealist bei den Fragen des praktischen Lebens auch realistisch beobachten und rechnen kann; wenn jeder von beiden, je nach den Gebieten und Forderungen hier der sinnlichen Erfahrung, dort der geistig-sittlichen Freiheit, beide Instanzen anzuwenden

und zu befolgen vermag und gewillt ist: erst dann kommt ein richtiger, ein normaler Ausgleich beider Richtungen zustande. Im einzelnen zwar wird auch dann diese oder jene Hauptrichtung noch vorwiegend bleiben. Aber es genügt auch, wenn nur im ganzen jene gesunde Verschmelzung der Gegensätze eintritt, die man heutzutage als Realidealismus zu bezeichnen pflegt und die gerade auch Schiller als Aufgabe und Ziel für die Erziehung des Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit so oft und so nachdrücklich betont. — —

Soweit also die theoretischen Grundgedanken des Philosophen Schiller. Sehen wir nun zu, wie der Dichter in ihm sie künstlerisch verwendet und gestaltet hat.

III. Dichterische Anwendung und Verwertung der Theorie im „Wallenstein“.

A. Voraussetzungen: Der Gegensatz in anderen Dichtungen und Dramen Schillers wie auch Goethes.

Schon vor dem Wallenstein hat bekanntlich Schiller — wie übrigens auch Goethe (vgl. unten) — diesen großen Menschheitsgegensatz mehrfach dichterisch behandelt und verwertet.[1]) So tritt er z. B. in mehreren seiner Votivtafeln hervor, und gerade diese dürften zum vollen Verständnis wesentlich beitragen. Die Nr. 22 (nach Gödekes Zählung), betitelt Natur und Vernunft, lautet:

---

1) In Schillers Prosa tritt er z. B. auf in der berühmten Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ (Jena 1789) in dem Gegensatze des „Brotgelehrten“ zu dem „philosophischen Kopfe“. Da heißt es von jenem u. a.: Ihm ist es allein darum zu tun, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann; er sucht nur seinen „sinnlichen Zustand“ (seine äußere Lebenslage) zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen. Hat er das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen (die Wissenschaften) — denn wozu noch weiter sie bemühen? Nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn; seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. — Von dem anderen dagegen heißt es: Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; er ruhet nicht, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut. Immer liebt er die Wahrheit mehr als sein System und ist von einem rasch wirksamen Triebe nach Verbesserung beseelt. In seinem Gegenstande, seinem Fleiße selbst findet er Reiz und Belohnung. Wieviel begeisterter kann er sein Werk angreifen, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt. — Den ganzen Gegensatz faßt dann das bekannte Distichon „Wissenschaft“ zusammen:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

> Wäret ihr Schwärmer imstande, die Ideale zu fassen,
> O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
> Wärt ihr Philister imstand, die Natur im großen zu sehen,
> Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

Ähnlich Nr. 21 Übereinstimmung (auf Goethe als Realisten und sich als Idealisten gemünzt):

> Wahrheit suchen wir beide: du außen im Leben, ich innen
> In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
> Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
> Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Man vergleiche etwa auch noch Nr. 6 Das Werte und das Würdige; 16 Der Philister; 17 Philister und Schöngeist (d. h. Schwärmer); 35, 36 Empiriker, Theoretiker; 48 Philosoph und Schwärmer; 59 Schöne Individualität; 64, 65 Verstand, Phantasie. Auch aus den Epigrammen etwa 4 Würde des Menschen; 5 Majestas populi; 25 An die Astronomen u. a. — Den ganzen Gegensatz veranschaulichen dann bekanntlich die größeren philosophischen Gedichte wie Teilung der Erde (die Realisten erhalten alles, dem Dichter als Idealisten bleibt nur der Himmel der Phantasie), Die Ideale, Sehnsucht, Das Ideal und das Leben u. a. — Wie eben angedeutet, hatte Schiller bei der Zeichnung des Realisten, zumal nach seinen Lichtseiten und Vorzügen, Goethe und den Herzog Karl August, bei der des Idealisten, zumal nach seinen Einseitigkeiten und Gefahren, sich selbst im Auge. Und, wie gesagt, auch Goethe hatte denselben Gegensatz wiederholt im großen wie im kleinen behandelt. So z. B. im Egmont (Egmont und Margareta Idealisten, Alba und gewissermaßen auch Oranien Realisten); im Tasso (Tasso gegenüber Antonio); im Faust (Faust und Mephisto, doch auch in Faust selber: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust usw."); vor allem in der Iphigenie (besonders Akt IV, 4: Iphigenie gegenüber Pylades: dieser spricht geradezu die Weltanschauung und Lebensauffassung des Realismus aus, während Iphigenie die des Idealismus kurz zusammenfaßt in Worten wie: „Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt; Ich untersuche nicht, ich fühle nur; Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz" u. a. Vgl. meine Erklärung in Heft 5 dieser Sammlung, 2. Aufl., S. 63 ff., 192 ff., 198). Vgl. auch die Gedichte Grenzen der Menschheit Str. 2 und 3;[1]) Das Göttliche (die realistisch-naturgesetzliche Weltauffassung gegenüber und doch verbunden mit der idealistisch-sittlichen Lebensanschauung) usw.

Vor allem hat dann Schiller in seinen Dramen von Anfang an den Gegensatz der beiden Weltanschauungen dichterisch verkörpert. So stehen

---

1) Vgl. unten S. 183 das Zitat.

z. B. gleich in den Räubern die beiden Brüder einander gegenüber: der schwärmerische Idealist Karl Moor und der krasse Realist, ja „gemeine Empiriker" Franz. So steht in Kabale und Liebe das idealistische Liebespaar Ferdinand und Luise seinen Feinden als Realisten der schlimmsten Art gegenüber. Interessant ist dabei, wie schon hier in Nebenpersonen, z. B. beim alten Miller und der Lady Milford, mit realistischen Zügen sehr bedeutsame idealistische verbunden sind. Vor allem beruht dann ja im Don Karlos die Hauptverwickelung mit auf diesem Gegensatze; in König Philipp und Marquis Posa treten geradezu zwei Hauptvertreter beider Richtungen einander gegenüber. Sodann hat auch nach dem „Wallenstein", z. B. in der Jungfrau von Orleans, der Dichter vollbewußt im schroffsten Gegensatze zu der glühend idealistischen Heldin die Feldherren der Engländer, vor allem Talbot, als grundsätzliche Realisten gezeichnet; ja diesem legt er bei seinem Tode (III, 6) geradezu das düster pessimistische Bekenntnis zur trostlosesten materialistischen Weltanschauung in den Mund. In Maria Stuart endlich stehen gleichfalls der idealistisch aufgefaßten Heldin die krassesten Realisten gegenüber: Elisabeth selbst, Burleigh, Leicester und die anderen. Nur bei Talbot, Mortimer und Paulet sind auch idealistische Züge eingemischt. —

B. Im „Wallenstein" selbst nun durchzieht der Gegensatz das ganze Stück und zwar in mannigfachster Entfaltung und Abstufung. Denn einesteils wird uns der Realismus vorgeführt, wie er von den niedrigsten Formen des „gemeinen Empirikertums" durch mancherlei Mittelstufen aufwärts steigt bis zur höchsten, geradezu großartig heroischen Form, wo sich ihm eben auch sehr bedeutsame idealistische Züge oder doch Anwandlungen beigesellen. Andernteils steigt der Idealismus von solchen eben bloß vereinzelten Zügen oder Stimmungen empor bis zu seiner vollen Verkörperung in den „reinen Idealisten"; aber selbst diesen werden — ganz nach Schillers Theorie (S. 166) — einerseits gewisse realistische Züge beigemischt, anderseits werden sie — wie schon viel früher bei der Maxhandlung gezeigt ist — bis in die Gefahr ihres Extrems, der „Schwärmerei", geführt und müssen dafür schließlich „büßen", wenn auch in edelster und heroischester Weise.

Im einzelnen nun tritt

AA. schon bei den Soldaten, also — wie Teil III eingehend dargelegt hat (2. Aufl. S. 19, 31f., 46, 58, 60, 66—79, 112ff., 117f.) — schon im „Lager" und in den späteren Rollen der Truppen im Gesamtstück, der Gegensatz realistischer und idealistischer Welt-, Lebens- und Berufsauffassung in mannigfacher Abstufung deutlich hervor. Das „Lager"

zeigt ja überhaupt, wie ich dort nachgewiesen habe (S. 97), eine eigenartige Doppelmischung derb realistischer und hoch idealistischer Elemente miteinander: nämlich einerseits des Genrehaften und des niederen Pathos mit einem immer wieder mächtig hervorbrechenden heroischen Aufschwunge, anderseits des Humoristisch-Komischen mit einer fortwährend leiser oder lauter anklingenden tragischen Grundstimmung.

Insbesondere steigt (nach S. 19) die Selbstdarstellung und Berufsauffassung der Soldaten vom Niedrig-Brutalen (Kroat) zum Abenteuerlich-Unbändigen (Jäger), vom Schwerfällig-Soliden (Tiefenbacher) oder Steif-Pedantischen (Wachtmeister) zum Frischen, Kühnen und doch auch Noblen und Großartigen (Kürassier); wiederum vom Willkürlich-Planlosen, Selbstischen (Jäger) zum Überschauen des Ganzen (Wachtmeister, Kürassier). Also schon hier jenes Aufsteigen von den niedrigsten Formen des krassesten Realismus durch allerlei Mittel- und Mischglieder aufwärts bis zu der höheren Erscheinung eines, wenngleich nicht vollen und reinen, so doch geradezu heroisch anmutenden Idealismus. Das bestätigt auch die (S. 31) gegebene Übersichtstafel der Soldatentypen, die sich so folgen:

1. der gemeinste, niedrigste — die Kroaten,
2. der gleichgültige, nichtssagende — Ulan,
3. der leichtlebige — Scharfschützen,
4. der leichtfertige, wilde — 2. Jäger,
5. der gehaltvollere, tollkühn-wilde — 1. Jäger,
6. der noch gehaltvollere, aber subalterne — Wachtmeister,
7. der loyale — Arkebusiere,
8. der ideale — 1. Kürassier.

Hiernach zeigen die ersten 6 Typen sämtlich Vertreter des Realismus und nur der 7. und 8. zwei Idealisten — ein ähnliches Verhältnis wie auch im Gesamtstück. Aber einesteils zeigen die Realisten wiederum jene Abstufung, sofern doch nur Nr. 1—4 schlechtweg die „gemeinen Empiriker" darstellen, dagegen 5 und 6 bei zwar vorwiegendem, zum Teil sehr krassem Realismus (1. Jäger, vgl. a. a. O. S. 46—49, Wachtmeister S. 55—57) doch auch Züge idealistischer Erhebung zeigen (S. 47, 50, 58). Andernteils ist Nr. 7, der idealistisch pflichttreu, dabei selbständig und human denkende Arkebusier in der äußeren Form ganz als „Philister", also in realistischer Beschränktheit gezeichnet (S. 60—64). Selbst bei Nr. 8, bei dem eigentlichen Hauptvertreter des Idealismus, dem 1. Kürassier, dem Abbilde des Max auch in der „idealistischen Blindheit" (a. a. O. S. 67 ff., 72 ff., 75 ff., 116), hat der Dichter vollbewußt auch realistische Züge beigemischt (S. 65, 76), Züge, die dann später auch bei Max selber hervortreten werden (vgl. schon a. a. O. S. 73, unten S. 175).

BB. Im übrigen Gesamtstück können wir nun die Hauptvertreter beider Richtungen übersichtlich so gruppieren:

I. Realisten.

a) Unterste Stufe: „gemeine Empiriker“:
1. Isolani. 2. Terzky. 3. Illo.

b) Mittelstufe: mit mehr oder minder idealistischer Beimischung:
4. Gräfin. 5. Butler.
6. Oktavio.

c) Höhe: der Realismus in großartiger Form, mit gleichfalls idealistischer Beimischung:
7. Wallenstein.

II. Idealisten.

a) Nebenfiguren:
1. Wrangel. 2. Gordon.
3. Herzogin.

b) Hauptpersonen: mit ganz überwiegendem Idealismus bis zur Gefahr der Überspannung und doch mit realistischer Beimischung:
4. Thekla. 5. Max.

Wie sich nun bei allen diesen der Gegensatz bald so, bald so darstellt und in mannigfachstem Wechsel entfaltet, das im einzelnen vorzuführen muß — um Wiederholungen zu vermeiden — der späteren Charakteristik (Hauptteil IV) vorbehalten bleiben, welche sich ausdrücklich mit nach diesem Hauptgesichtspunkte richten und welche damit etwas Neues bringen wird, was in allen bisherigen, wenigstens in den mir bekannten Erläuterungen des Dramas durchaus fehlt.

Hier möchte ich vorweg nur noch zweierlei anfügen. Zunächst abermals eine kurze Übersicht über die Entfaltung und Mischung der Gegensätze bei jenen Gruppen, wobei zugleich die Richtlinien der späteren Charakterisierungen nach diesem Gesichtspunkte hervortreten und die Charakteristiken selbst gewissermaßen entlastet werden. Sodann — wie schon angekündigt — ein Probestück dieser Entfaltung im einzelnen in Form eines Schüleraufsatzes über die Hauptvertreter beider Richtungen: Wallenstein selbst und Max Piccolomini.

I. Übersicht über die Entfaltung und Mischung der Gegensätze bei den einzelnen Personen.

A. Realisten. a) Unterstufe.

Bei den drei „gemeinen Empirikern“ steht

1. am tiefsten der völlig halt- und charakterlose Isolani. Etwas höher — 2. und 3. Terzky und Illo, von denen einerseits Terzky eine etwas mildere, gemäßigtere, Illo dagegen eine rohere, brutalere Form des Realismus darstellt, während anderseits Terzky als der unbedeutendere, Illo als der viel bedeutendere Realist erscheint. Denn dessen Konsequenz und Klarheit tritt sogar in überlegenen Gegensatz zu dem inkon-

sequenten, weil von idealistischen Zügen durchkreuzten und behinderten Realismus Wallensteins selber (vgl. unten). Alle drei „büßen" mit dem Verlust ihrer Würde, Terzky und Illo außerdem mit dem Leben.

b) Mittelstufe.

4. Die Gräfin Terzky: Im Grundzuge durchaus klare, nüchtern und klug berechnende, dabei rücksichtslos-konsequente Realistin, voll höchsten Ehrgeizes und Machtstrebens, anderseits mit gelassener Beugung unter das Schicksal, doch auch Beimischung idealistischer Züge: glühende Bewunderung, opferwillige Hingabe für Wallenstein, höchstes Ehrgefühl, Größe und Würde auch im freiwilligen Tode, mit dem sie „die Mängel ihres Systems büßt".

5. Butler: Gleichfalls im Grunde krasser Realist, äußerlich kalt und hart, von eiserner Konsequenz und unerbittlicher Entschlossenheit, mit fatalistischer Weltanschauung; innerlich vulkanisch, voll brennenden Ehrgeizes, empfindlichen Stolzes, glühender Rachsucht. Dennoch auch hier idealistische Züge: charaktervolle Selbständigkeit, hochgespanntes Ehrgefühl, langjährige aufrichtige Bewunderung und uneigennützige Hingabe für Wallenstein.

6. Oktavio Pikkolomini verficht einerseits, zumal Max gegenüber, als geschmeidiger Diplomat die ganz realistischen Grundsätze und Verfahrungsweisen sowohl der hinterhaltigen Wiener Hofpolitik wie vollends seines eigenen Ränkespiels gegen Wallenstein, beruft sich aber anderseits dafür auf idealistische Beweggründe und Zwecke: Treue gegen den Kaiser, Pflicht zu dessen und des Vaterlandes Rettung, eigene Opferwilligkeit bis zum Tode; auch seine Vaterliebe ist hoch idealistisch gestimmt. Um so tragischer „büßt" er beim Verluste des einzigen Sohnes.

c) Der Höhepunkt des Realismus endlich zeigt sich

7. bei Wallenstein selbst in der Steigerung aller Merkmale: einesteils auf dem Gebiete des Verstandes und des praktischen Willens bis ins Gewaltige, Großartige, Heldenhafte und Geniale; anderenteils auf dem Gebiete des Gewissens und der Selbstbestimmung bis zum erschreckenden Übermaß des Selbstischen. Dort die vollendete Weltanschauung der rein naturgesetzlichen Ursächlichkeit (Kausalität) verbunden mit grundsätzlichem Schicksalsglauben (Fatalismus) und gelassener, ja heldenhafter Beugung unter die Notwendigkeit. Dabei die glänzendsten Geistesgaben: umfassendster Weltverstand, schärfster Wirklichkeitsblick, durchdringende Menschenkenntnis, erstaunliches Gedächtnis, gewaltigste Tat- und Schöpferkraft, allüberlegenes Feldherrntalent und Herrschergenie. Hier die rein materielle Lebensauffassung nach dem Nutzen (Utilitarismus), voll-

kommene Gleichgültigkeit gegen die sittlich-religiöse Beschaffenheit seiner Umgebung (Indifferentismus), krasseste Selbstsucht in rücksichtsloser Ausnutzung der Menschen, in schrankenlosem Ehrgeiz und Machtstreben, in „kolossalischer“ Selbstüberhebung. — Dennoch auch hier Beimischung starker idealistischer Züge: Grüblerische Naturanlage, mystischer Tiefsinn; daher Sternenglaube (Astrologie), einerseits vertieft zu einem philosophisch-spekulativen Weltglauben, der schließlich von der bloßen Wirklichkeit abführt und mit jener realistischen Weltanschauung in Widerspruch gerät; anderseits gesteigert zum fatalistischen Größenwahn, zu einer „idealistischen Blindheit“, die ihn schwersten Täuschungen aussetzt. Idealistisch sind ferner: seine Gewissensregungen, seine Anwandlungen von Großmut und Uneigennützigkeit; endlich manches in den rein menschlichen Zügen, die schon im Verkehr mit den Soldaten, dann vollends im Familien- und Freundesverkehr hervortreten: Fürsorge, Freigebigkeit, Herablassung; zarte Rücksicht gegen die Gattin, Vaterliebe zur Tochter, rückhaltloses Vertrauen zu Oktavio und vor allem die wahre Herzensfreundschaft zu Max. — Aus dieser Mischung der Gegensätze in dieser Doppelnatur Wallensteins erwächst dann die erschütternde Tragik der ganzen Gestalt, der ganzen Handlung, insbesondere auch seine doppelte „Buße“: einmal in der wenigstens momentanen „Preisgabe seiner Würde“ vor Wrangel, wofür ihm selbst freilich das Bewußtsein abgeht; sodann in dem Zusammenbruch seiner ganzen „zeitlichen Existenz“, wobei er allerdings, gleich der Gräfin, in voller Würde und Größe mit heldenhafter Gelassenheit untergeht.

B. Idealisten. a) Die Nebenfiguren.

Als solche sind oben (S. 172) zunächst hierher gerechnet:

1. der schwedische Oberst Wrangel. Zwar kehrt dieser in der Unterhandlung mit Wallenstein ganz realistisch den klugen, gewandten, zähen Diplomaten heraus und betont ruhig die jetzige ebenso realistische Politik seiner Landsleute. Aber im Grunde vertritt er doch — wie Wallenstein selbst gesteht — die Grundsätze einer idealistischen Moral: Treue und Gewissenhaftigkeit, und die höheren Zwecke der Glaubensfreiheit, des Evangeliums, um derentwillen sie überhaupt gekämpft hätten.

2. Gordon: Im Gegensatz einerseits zu Wallenstein, Illo und Terzky, anderseits zu Butler charakterisieren ihn als Idealisten Pflichttreue, Bescheidenheit, warmherziges Mitgefühl, Offenheit, tapfere Bereitschaft auch zum Opfer. Auch seine Ablehnung der Verantwortlichkeit erfolgt nicht aus realistischen Gründen, sondern im Gefühl seiner Ohnmacht. Ähnlich ist auch

3. die Herzogin, soweit sie überhaupt mit einem Urteil und Willen auftritt, ganz idealistisch gehalten, im übrigen freilich in ihrem Charakter

als fromme, weiche, nachgiebige, schwermütige Leidensgestalt vom Dichter mehr nur angedeutet, als scharf und bestimmt gezeichnet.

Sind nun schon diese drei zugleich verwendet, um über die ganze Wallensteinwelt das sittliche Urteil zu fällen (am meisten Gordon, dann die Herzogin, am kürzesten Wrangel), so erst recht

b) die beiden Hauptpersonen:

. 4. Thekla und 5. Max. Bei diesen erreicht übereinstimmend der Idealismus seine Höhe gleichfalls in der Steigerung aller Merkmale, einesteils bis zu höchster Reinheit und Freiheit, Größe, Würde und Heldenhaftigkeit, anderenteils freilich auch bis zu jenem schon erwähnten Übermaße schwärmerischer (phantastischer) Leidenschaft (Exaltation), das in Verzweiflung endet. Im einzelnen sind bei beiden idealistisch zunächst die gesamte Weltanschauung: der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an höhere Mächte, Geistesgüter und Ideale, an das Gute und Edle im Menschen. Daher ihre hohe, geistig-sittliche Lebensauffassung, die selbstlose, opferfreudige Hingabe an das Wahre und Schöne. Hieraus entfaltet sich dann „im Theoretischen“, d. h. in ihrer ganzen Geistesrichtung, der Aufschwung ihrer Phantasie in jene Idealwelt, freilich auch ein Mangel an Erkenntnis der nächstliegenden Wirklichkeit, jene schon öfters (S. 165, 171) betonte „idealistische Blindheit“ — so besonders bei Max, weniger bei Thekla (vgl. unten). Anderseits im „Praktischen“ die freie Selbstbestimmung rein nach Gewissen, innerster Herzensüberzeugung und festen Grundsätzen (Prinzipien) und die mutige Selbstbehauptung gegen allen fremden Zwang und gegen noch so lockende Verführung. Endlich im Sittlichen eine hohe und reine Moral, zwar im einzelnen nicht ganz frei von Unsicherheit und Schwanken — wiederum besonders bei Max —, aber im ganzen voll Größe und Würde bis in den Tod. Damit verbunden jenes strenge sittliche Urteil, welches sie eben als Idealisten direkt oder indirekt über die ganze „Wallensteinwelt“ zu fällen bestimmt sind. Dabei ein Widerwille gegen alles „Platte“ und Niedrige und entsprechend eine Neigung zum „Ungeheuren“, selbst wenn es ein Fehltritt wäre, wie sich das eben in jener Selbstüberspannung zeigt, mit welcher beide in den Tod gehen und so die „Mängel ihres Systems büßen“. — Und doch tritt bei beiden auch eine Beimischung realistischer Züge hervor. So bei Thekla das Erbteil vom Vater, dem sie überhaupt mehr ähnelt als der Mutter: der klare, durchdringende Blick, mit dem sie die Sachlage weit früher durchschaut als der viel schwärmerischere Max; die ruhige Sicherheit und Festigkeit ihrer Entscheidungen, worin sie abermals Max überlegen ist; endlich die düster pessimistischen, geradezu fatalistischen Anwandlungen, womit sie sich schließlich hoffnungslos dem „Schicksal“ ergibt

Anderseits liegen bei Max die realistischen Züge hauptsächlich im Vorleben, wo er als „Kind des Lagers" zum tüchtigen Offizier, ja zum erprobten Feldherrn herangewachsen ist und selber gesteht (Picc. III, 3), mit seinen „Wünschen und Freuden" in dieser realen Welt sich früher wohl befunden zu haben. Doch auch im Stück selbst tritt ein gesunder Realismus hervor in seinem Verhalten gegen Questenberg, bei der Beurteilung Wallensteins als Feldherrn, in seiner Abstimmung über Suys, in seinem kurz „resoluten" Verfahren gegen Illo, zum Teil auch in seinen Gegengründen gegen Oktavio.

Nach dieser Übersicht folge nun als Probestück der Entfaltung im einzelnen der schon angekündigte Schüleraufsatz über das Thema:

II. Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers Wallenstein bei seinen beiden Hauptvertretern: Wallenstein und Max Pikkolomini.

Dazu habe ich zunächst diese Vorbemerkung zu machen. Sofern auch dieses Stück, wie natürlich, der späteren Charakteristik vorgreift, dient es gleichfalls von vornherein zu deren Entlastung. Daß ich aber gerade einen Schüleraufsatz wähle, geschieht aus demselben Grunde, aus welchem ich bereits im III. Teile meiner Erläuterung (1. Aufl., S. 81ff., 2. Aufl., S. 110ff.) als Nachtrag einen solchen direkten Unterrichtsgewinn in Gestalt von Proben aus Schüleraufsätzen gebracht habe, nämlich über den Vergleich des 1. Kürassiers im „Lager" mit dem 1. Jäger. Beide Proben sollen eben als Beweis und Beleg dafür dienen, daß und wie gerade auch im höheren Schulunterricht, natürlich nur in einer Prima, die Behandlung des Stückes von diesem Gesichtspunkte aus, in Wechselwirkung mit Schillers Theorie nach der oben bezeichneten Abhandlung, fruchtbar und anregend gestaltet werden kann. — Den nachfolgenden Aufsatz nun hat der betreffende Schüler — ein allerdings recht tüchtiger Oberprimaner — nachträglich, bei der Entlassungsfeier seines Jahrgangs (Ostern 1895, vgl. das betreffende Programm des Barmer Gymnasiums), noch zur Abiturientenrede umgeformt, und ich gebe hier diese etwas gekürzte Fassung. Dabei bringe ich aber ausdrücklich auch die Einleitung sowie den Schluß mit: jene, um zu zeigen, wie der Schüler von dem besonderen Anlaß aus den Übergang zum Thema findet; diesen als Beispiel, wie er auch die praktische Anwendung aufs Leben zu vollziehen weiß. Im übrigen wolle man die Arbeit billig als das beurteilen, was sie ist: eine Schülerleistung.

„Mit dem Tage unserer heutigen Entlassung haben wir den ersten bedeutenden Wendepunkt unseres Lebens erreicht. Aus dem engen Schul-

verbande dürfen wir frei und selbständig hinaustreten in die weiten Hallen des Lebens, die Brust voller Hoffnungen, voller Pläne und Entwürfe für die Zukunft. Hinfort wird unser Streben nicht mehr auf den verschiedenen Gebieten der allgemeinen Schulbildung, sondern in den engeren Grenzen eines besonderen Berufes sich bewegen; Selbstbestimmung und persönliche Neigungen werden unserer Weiterentwickelung eine ganz bestimmte Richtung geben. Doch dabei sollen, dabei werden wir nicht vergessen, daß wir der Schule die Grundlegung eben jener allgemeinen, allumfassenden Bildung verdanken, einer Bildung nicht nur des Verstandes, des Wissens, sondern auch des Herzens, des Gemütes. Sie machte uns auf der einen Seite mit dem Wirklichen und Wahren, dem Realen, in Natur, Leben und Geschichte bekannt, suchte aber auf der anderen Seite zugleich das Verständnis und die Begeisterung für das Hohe, Edle und Gute, das Ideale, in uns zu wecken. Beides sollte sich nicht ausschließen, nicht im Widerstreit sich gegenseitig bekämpfen: nein, der große Gegensatz des Realismus und Idealismus, der in einseitiger Auffassung von jeher die Menschheit durchzieht und gleichsam in zwei feindliche Lager teilt: wir sollten ihn überwinden, sollten beide Gebiete und Weltanschauungen als die einander ergänzenden Pole erkennen lernen, die sich in harmonischer Verbindung sehr wohl zu einer einzigen, einheitlichen Weltanschauung und Lebensrichtung verschmelzen lassen.

Allerdings eine der höchsten Fragen und Aufgaben, die namentlich im Deutschen Unterrichte bei Behandlung unserer Klassiker sich immer von neuem uns aufdrängte. Vor allem war es da Schiller, der jenen gewaltigen Kontrast nicht nur in Prosaschriften — z. B. am Schlusse seiner herrlichen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung — gedankenmäßig erörtert, sondern auch poetisch in so mancher Dichtung veranschaulicht hat. So in der großen Elegie, die geradezu die Überschrift führt: „Ideal und Leben", und in seinen anderen kulturhistorischen Gedichten. So auch in fast allen seinen Dramen, die sich immer neu um diesen Gegensatz drehen. Man denke an „die Räuber", an „Kabale und Liebe" oder an „Don Karlos", wo in König Philipp und Marquis Posa ja zwei Hauptvertreter beider Richtungen einander gegenüberstehen. Ähnlich in dem Kontraste der „Jungfrau von Orleans" und ihrer Gegner und in dem Gegensatze zwischen Maria Stuart und Elisabeth. Vor allem aber hat er das Problem in dem Haupt- und Riesenwerke seines Lebens, im „Wallenstein" behandelt und meisterhaft veranschaulicht. Denn was sind die beiden Hauptgestalten darin, Wallenstein selber und Max, was sind sie anders als die echtesten Vertreter, jener des schroffsten, rückhaltlosesten Realismus, dieser des glühendsten, opferbereitesten Idealismus!

Wallenstein zunächst vertritt ja überall die echt realistische Weltanschauung des ursächlichen Zusammenhanges, der notwendigen Gesetzmäßigkeit aller Dinge. Felsenfest ist er davon überzeugt, daß alle Vorgänge in der Welt durch Ursachen und Wirkungen miteinander verknüpft und strengen Naturgesetzen unterworfen sind; daß nirgends ein willkürlich blinder Zufall existiert; daß selbst des Menschen Handlungen nicht frei, sondern nur eine notwendige Folge von Tatsachen und Vorgängen seien. So sagt er geradezu:

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht.

Dieser völlig nüchternen Weltanschauung entspricht auch seine ganze Lebensauffassung. Nur auf das Sinnliche, Materielle, nicht auf hohe, geistig-sittliche Ideale ist sie gerichtet. Das bekennt er in jenem großen Redekampf mit Max ja selber ohne Scham und Scheu:

„Ja“ — sagt er — „wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Himmlischen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.“

Welch ein eigennütziger, selbstischer Charakter! — in der Tat ein Hauptmerkmal jedes krassen Realisten! Fast bei all seinen Plänen hat Wallenstein lediglich seine persönlichen Interessen im Auge, denn: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert!“ Gleichgültig tritt er das Glück der Seinen in den Staub; kein Bedenken trägt er, den alten Butler in hinterlistiger Weise zu täuschen, die beiden Liebenden Max und Thekla erbarmungslos zu trennen, sein schwaches Weib fast zur Verzweiflung zu bringen, wenn er dabei nur seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen, seiner maßlosen Herrschsucht Spielraum gewähren kann.

Und dennoch — mit diesen dunklen Schattenseiten verbindet der Realismus, verbindet auch ein so kalter Realist wie Wallenstein doch auch

hellere Lichtseiten, die auch für uns zum Verständnis des wirklichen Lebens, zum Erfassen seiner Aufgaben, zum Wirken und Schaffen darin vorbildlich sind.

Welch eine umfassende Welt- und Menschenkenntnis besitzt doch Wallenstein! Und sie beruht auf der klaren, nüchternen Beobachtungsgabe, auf dem durchdringenden Verstande für alles Erfahrungsmäßige, alles sichtbar Tatsächliche. Wie beherrscht sein Adlerblick die großartigen, verwickelten Verhältnisse seiner Stellung, seiner Zeit, des ganzen Erdteils! Mit völliger Ruhe und Klarheit überwacht sein Feldherrnauge all die bunten Heeresmassen seines Lagers und beobachtet sogar die einzelnen, wobei ihn seine außerordentliche Gedächtniskraft unterstützt. Namen, Geburtsorte und Taten aller Soldaten, die sich im Dienst ausgezeichnet haben, kennt er genau; ja, daß sein Kammerdiener in Kärnten ein Gütchen besitzt und dessen Verlust fürchtet, auch das weiß er sehr wohl. In der Politik durchschaut er all die gewandten Schachzüge, die listigen Anschläge seiner Gegner in Wien. Die Menschen selbst erforscht und durchschaut er gar bald, erkennt ihre Eigenart und Schwächen, freilich nur, um sie desto sicherer für seine egoistischen Pläne auszunutzen, wie das ja Butler so grimmig ausspricht:

> Ein großer Rechenkünstler war der Fürst
> Von jeher, alles wußt' er zu berechnen;
> Die Menschen wußt' er, gleich des Brettspiels Steinen,
> Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.

Aber allerdings, weil er eben dabei für das Beste und Tiefste im Menschen, für die Kräfte des Herzens und Gemütes, kein Verständnis und keine Achtung hat, vielmehr in seiner furchtbaren Selbstüberhebung alles willkürlich lenken und beherrschen zu können glaubt: so muß gerade er, der nüchterne Realist, die furchtbarsten Täuschungen erleben, wie bei Oktavio, Butler und den meisten seiner Generale, und vollends bei dem geliebtesten von allen, bei Max. Freilich gerade dann, wenn alles sich gegen ihn wendet, Schlag auf Schlag ihn trifft, gerade dann erhebt sich seine Weltanschauung von dem allwaltenden Schicksal trotzig zu ihrer höchsten Höhe und Kraft. Mit fatalistischem Gleichmut, heldenhafter Fassung und hoheitsvoller Ruhe nimmt er dessen Schläge entgegen. Ja, als alles verloren scheint und er selbst geächtet ist, da zeigt sich im tiefsten Unglück der Realist am großartigsten: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!" Während Illo und Terzky vor Wut und Schrecken außer sich sind, steht Wallenstein gefaßt, unerschütterlich da wie ein Fels, den vergebens die wilde Brandung umtost:

> Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
> Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
> Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
> Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
> Jetzt ficht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

So zeigt uns denn das Gesamtbild des merkwürdigen Helden den echten Realismus mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Einerseits durchdringenden Weltverstand, außerordentliche Lebensklugheit, allumfassende Sach- und Menschenkenntnis, bewunderungswürdige Selbstbeherrschung, majestätische Ruhe und Kraft auch im jähesten und tiefsten Fall — in der Tat, alles vorbildliche Züge auch für uns! Aber anderseits — als ernste Warnung und abschreckendes Beispiel! — krasseste Selbstsucht, finstere Welt- und Menschenverachtung, blinden Schicksalsglauben und eine so platte Moral, daß sie schließlich Pflichtgefühl, Treue und Dankbarkeit mit Füßen tritt und bis zum schnödesten, schwärzesten Verrate schreitet. —

Welch ein Gegensatz dazu das Bild des Idealismus in Max Pikkolomini! Freilich auch hier werden wir alsbald zwei Seiten entdecken, werden neben den sonnigen, hellen Zügen, die uns so herrlich zur Nacheiferung anfeuern, doch auch einige Schatten der Einseitigkeit, des Übermaßes, der Inkonsequenz finden, die uns warnen sollen, den Idealismus bis ins allzu Abstrakte, Wesenlose und Phantastische zu übertreiben.

In seiner Weltanschauung zunächst erkennt der Idealist weder eine bloße Naturgesetzmäßigkeit der Dinge, noch eine ausschließliche Bestimmung durch äußere Tatsachen an, sondern über beidem steht ihm die unbedingte Freiheit der Selbstbestimmung, die lediglich von inneren Vernunftgesetzen ausgeht, nur nach Prinzipien und Idealen fragt. „Das Orakel in seinem Inneren, das lebendige“, das ist sein höchster, sein letzter Quell und Maßstab. So läßt sich denn Max z. B. in der Unterredung mit seinem Vater Oktavio durch nichts, selbst nicht durch die Nachricht von der Gefangennahme des Unterhändlers Sesina von seines Feldherrn Schuld überzeugen, da er auf solche Äußerlichkeiten kein Gewicht legt, sondern sich lediglich durch die Gefühle seines Herzens bestimmen läßt, das nicht an den Verrat glauben kann. Dem Trieb des Herzens muß er folgen, muß „auf seine Weise sich betragen“ und will daher direkt zu Wallenstein selbst, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Deshalb ist auch die Lebensauffassung des Idealisten eine rein geistig-sittliche. Was kümmern ihn materielle, sachliche Interessen oder hergebrachte Formen! Allein nach dem Unendlichen, Unbedingten strebt er; nur innere Gedanken, Ideen, Ideale befriedigen sein Herz, nur sittliche Prinzipien liegen seinen Handlungen zugrunde. „Nur dem eigenen Licht“, sagt Max, „nicht fremdem kann ich folgen.“ Bei diesem Grundsatze beharrt er, ganz gleichgültig, was das für Folgen haben mag.

So ist der Grundzug seines Charakters — im schnurgeraden Gegensatz zur Selbstsucht des Realisten — die volle Uneigennützigkeit. Gegen persönlichen Vorteil gleichgültig, will er durch sein Tun nur das Gemein-

wohl fördern; aber über alles geht ihm die Erfüllung der sittlichen Pflicht. Wie glänzend bewährt Max das gerade in seinem Verhalten zu Wallenstein selbst! Seine Freundschaft zu diesem entspringt nicht etwa aus egoistischen Absichten: nicht um sich Reichtum zu erwerben, um Karriere zu machen, sucht er dem Feldherrn möglichst nahe zu treten. Nein, es ist das reinste innere Herzensbedürfnis begeisterter Hingabe an den Mann, in welchem er seinerseits das höchste Ideal zu erblicken glaubt, der ihm „wie der feste Stern des Pols", wie der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen erscheint. Daher denn auch seine selbstaufopfernde Hingabe an ihn:

Und hier gelob' ich's an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens tropfenweis',
Eh' daß ihr über seinen Fall frohlocken sollt!

Und ebenso sein Verhältnis zu Thekla! Nichts von Strebeheirat, um sich zu einer angesehenen Stellung emporzuschwingen, nichts von Geldheirat, um sich großes Vermögen zu erwerben! Nein, die idealsten Motive zärtlichster Liebe, glühendster Verehrung bilden das einzige Band zwischen ihnen.

Aber diesem wundervollen Gesamtbilde des Idealisten haftet nun doch, wie gesagt, gegenüber den einzelnen Erscheinungen und Fragen des Lebens eine Reihe von Mängeln und Gefahren an. Eben weil er immer nur nach dem Höchsten, Unbedingten strebt, so legt er auf die Beobachtung der wirklichen Tatsachen allzuwenig Gewicht. Immer in höheren Sphären, in den endlosen Räumen der Ideen will sich sein entzücktes Herz, sein trunkener Geist ergehen; und, blickt er nun von dieser hohen Idealwelt auf die gemeine Wirklichkeitswelt hinab, so wird ihm diese mit all ihren prosaischen Erscheinungen und Vorgängen armselig und verächtlich vorkommen.

Wie schal ist alles nun und wie gemein!
Der Dienst, die Waffen sind mir eitler Tand.
So müßt' es einem sel'gen Geiste sein,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte!

Wie sehr steht er deshalb dem Realisten Wallenstein nach an Sach- und Menschenkenntnis, an Welterfahrung und Urteil! Von allem dem, was um ihn her vorgeht, was doch selbst die Soldaten des Lagers erkennen, hat Max keine Ahnung. In der Bankettszene geht der ganze Betrug an ihm, wie an einem Träumenden, spurlos vorüber, ohne daß er den mindesten Verdacht schöpfte.

Wie gefährlich aber diese Mängel wirken, das muß Max nur allzu bitter erfahren. Gerade weil er den idealen Schwung seines Gemütes bis zur Schwärmerei, zur Phantasterei steigert, so stürzt er sich und andere

ins Unglück. Hätte er Welt und Menschen realistischer aufgefaßt, schärfer beobachtet, er hätte vielleicht noch frühzeitig genug den Irrweg seines Feldherrn erkannt und mit Aufbietung seines ganzen persönlichen Einflusses diesen überredet, zur Pflicht zurückzukehren, bevor der letzte, verhängnisvolle Schritt geschieht.[1]) So aber erwacht er zu spät aus seinen Träumen und verliert jeden Einfluß auf die anderen. Ja, schließlich im furchtbarsten Widerstreit der Pflichten verliert er sogar — auch hier dem Realisten weit nachstehend — alle eigene Fassung und steht — wenigstens zeitweise — auf dem Punkte, sich selber untreu zu werden und alles unter den Füßen zu verlieren. Und selbst als er — unter dem Zuspruche der Geliebten — sich wiedergefunden und für das Ideal der Pflicht entschieden hat, selbst da bleibt jede ruhige Fassung verloren, und in der Leidenschaft seiner Verzweiflung begeht er abermals eine — ob noch so heroische, so doch unleugbare Pflichtverletzung. Zwar hält er dem Kaiser den Eid; zwar zieht er nicht offen das Schwert gegen den Freund, sondern sucht freiwillig den Tod; aber eben darin verletzt er dennoch eine Pflicht gegen den Kaiser, dem er, wenigstens nach strengem Pflichtbegriff, sich selbst und mindestens seine wackeren Pappenheimer hätte erhalten müssen.

Also auch hier eine gewisse Verteilung von Licht- und Schattenseiten! Aber freilich treten letztere vor dem gewaltigen Hauptsiege, den Max in jenem Konflikt der Pflichten doch schließlich erringt, so sehr zurück, und werden auch durch seinen erschütternden Opfertod so gesühnt, daß sein Gesamtbild dennoch von dem des großen Realisten absticht wie lichter Sonnenglanz von düster nächtigem Wettergewölk. —

So haben wir denn in den zwei Gestalten des großen Dramas, Max und Wallenstein, das Doppelbild des Idealismus und des Realismus kennen gelernt. Welchem der beiden Helden und welcher Weltanschauung wir, die Schüler eines humanistischen Gymnasiums, im großen und ganzen den Vorzug geben, bedarf keiner Frage. Aber im einzelnen sollen uns beide sowohl Vorbild wie Warnbild sein: dort der Realist ein Vorbild für die praktische Tüchtigkeit des Lebens, ein Warnbild gegen Plattheit, Selbstsucht und Menschenverachtung; hier der Idealist ein Vorbild für den immer neuen Aufschwung der Seele in die höhere Welt ewiger Kräfte, Güter und Ideen, aber doch auch ein Warnbild gegen das verhängnisvolle Extrem phantastischen Schwärmens. Ähnlich zeigt uns ja auch Goethe in seinem herrlichen Gedicht „Grenzen der Menschheit" mahnend und warnend beide Seiten in ihrer notwendigen Begrenzung:

---

1) Daß der Redner diese nach dem Stück und dem Charakter Wallensteins unmögliche Wendung doch für möglich hält, darf man ihm als einem Jünglinge nicht verübeln.

Steht er — der Mensch — mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Hebt er — dagegen — sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Unser Beruf ist es demnach, die richtige Vereinigung des Realismus und Idealismus, gleichsam einen Realidealismus oder auch Idealrealismus zu pflegen und zu bewahren.

Wohl könnte gerade in unserem Jahrhundert, dem Zeitalter einerseits der realen Geschichts- und Naturwissenschaften, anderseits der ebenso realgewaltigen politischen und sozialen Umwälzungen, der Idealismus mehr und mehr geschwunden erscheinen. Überall im Leben — der Kampf ums Dasein, die Jagd nach Geld, Vorteil, äußerer Ehre und Sinnengenuß, die die innersten, heiligsten Triebe des Herzens, das Streben nach allem Hohen, Edlen und Guten unterdrücken! In der Wissenschaft so weit verbreitet der Materialismus, in der Kunst der krasseste und ödeste Naturalismus! Doch da gilt es gerade für uns alle, mögen wir uns einem mehr idealistischen oder mehr realistischen Berufe zuwenden, ähnlich wie dort in Schillers großem Drama die Liebe und die Pflicht ihren Thron mitten im wildesten Kriegsgetümmel aufschlagen, ebenso auch das reale Leben durch ideelle Güter zu veredeln, zu durchgeistigen, zu verklären und dem Worte des Dichters zu folgen, der uns zuruft:

Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich.

Denn daß diese Güter und Ideen kein leerer Schein, kein hohles Phantasiegebilde, sondern auch ihrerseits tatsächliche Kräfte sind, die auf unser ganzes Innenleben, unser Streben und Ringen ermutigend und stärkend einwirken, das haben wir selber ja schon in der Schule genugsam erfahren können.

Ich schließe mit dem bekannten Worte Rückerts, der das ganz besondere Ideal, wie es jedem einzelnen im Leben als Inbegriff seines ganzen Strebens vorschwebt, so einfach und doch so schön ausdrückt:

Vor jedem steht ein Bild
Des, das er werden soll,
Und eh' er das nicht wird,
Ist nicht sein Friede voll." — —

So weit also die Schülerrede. Man sieht, sie behandelt nur die Gegensätze selbst je für sich nach ihren Licht- und Schattenseiten, nicht auch ihre gegenseitige Mischung und Ausgleichung im Drama. Aber das würde ich auch

überhaupt nicht von Schülern verlangen. Genug, wenn sie davon wenigstens die Hauptsache begreifen, wie das ja hier der Schluß deutlich zeigt. Sie ihrerseits diese auch an den Charakteren selbst nachweisen zu lassen, dürfte selbst für eine Oberprima in der Regel zu viel verlangt sein.

Zum **Abschlusse** des Ganzen möge nun noch das kurze Wort dienen, welches ich damals nach der Schülerrede selber zur Entlassung der Abiturienten sprach und welches sowohl den Gegensatz an sich noch einmal und zwar von neuen Gesichtspunkten aus beleuchten, als auch seine Anwendung durch verschiedene Hinweise erweitern sollte: durch Hinweise auf unseren Schulunterricht selbst, weiterhin auf andere Lebensgebiete und auf die soziale Frage, endlich auf zwei Persönlichkeiten, die beim Unterricht unseren Schülern ganz besonders vor die Seele treten sollten: beim Geschichtsunterricht unser großer Staatsmann, der damals gerade 80jährige Fürst Bismarck, beim Religionsunterricht der Heiland Jesus Christus selbst. Ich hoffe auch mit diesem kurzen Nachwort dem Verständnis der Sache selbst als solcher zu dienen. Es lautete so:

Richtig haben Sie, mein lieber N., betont, wie die Begriffe des Realismus und Idealismus — zwei von jeher und auch heutzutage viel gebrauchte und viel mißbrauchte, einseitig gehandhabte Schlagwörter — im Grunde doch nur Wechselbegriffe sind, die, der eine im Grunde gar nicht ohne den anderen denkbar, durchaus wie Pol und Gegenpol auf gegenseitige Begrenzung und doch wieder Ergänzung, Berichtigung und doch wieder Förderung, kurz auf innigste Wechselwirkung, auf harmonische Einheit angewiesen sind. Zunächst sind wir Menschen ja doch alle auf das wirkliche reale Sein, auf die sichtbare Welt der Stoffe, Dinge und Tatsachen angewiesen, haben daran praktisch, realistisch uns zu üben und zu wirken, haben dazu Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erlangen, Zwecke zu verfolgen und Mittel zu gebrauchen, kurz, den Realismus des gesunden Menschenverstandes, der erarbeiteten Tüchtigkeit, des irdischen Berufes zu betätigen. Demgegenüber ist nun, wie Sie wissen, das sogenannte Ideale zunächst gar kein Gegenstand der äußeren Welt, kein sinnenfälliges Seiendes, sondern eine Art unseres inneren Seins, eine Richtung des Geistes. Nämlich aus einer geheimnisvollen und nur als von Gott stammend erklärbaren, aber durchaus allgemein menschlichen Anlage, aus jener Ahnung, jenem Bewußtsein vom Schönen, Wahren und Guten heraus entwickelt sich auch der Trieb und die Willensrichtung, eben dieses zunächst nur dunkel geahnte, instinktiv empfundene Schöne, Wahre und Gute immer klarer zu erkennen, in bestimmten Formen, Gedanken, Gefühlen und Kräften wahrzunehmen, nachzuempfinden, und schließlich es auch darzustellen, zur Erscheinung, zur Verwirklichung, zur anschaulichen Gestaltung

zu bringen. Alles dies kann aber eben nur an realen materiellen Dingen und nur durch solche geschehen! Der Maler bedarf der Farbe, der Baumeister des Steines, der Musiker des Tones, der Dichter und Denker des Wortes, um sein Ideal ins Leben zu führen. Alles Geistige muß also durch den bewegten Stoff, durch die Materie, alles Ideale durch Realitäten hindurch, um überhaupt zur Erscheinung zu kommen, um eben „realisiert" zu werden. Immer aber, wo dies geschieht, wird ja eo ipso auch umgekehrt das Reale idealisiert, wird der Stoff der Sinnenwelt zur Unterlage, zum Träger, wird -- nach einem tiefsinnigen Gedanken Schleiermachers — zum Organ und damit zugleich auch zum Abbild und Symbol jener höheren Geisteswelt und ihrer Kräfte und Gedanken. Fortwährend schmilzt also beides ineinander, wie ja schon jede Arbeit des täglichen Lebens, vollends jede Schularbeit zeigt. Wenn ich z. B. im Deutschen Aufsatz gute Handschrift, sachgemäßen Ausdruck, grammatische Richtigkeit verlange, oder im Homer richtiges Lesen, gründliche Kenntnis der Wörter und Wortformen usw., so ist das durchaus realistisch. Aber sofern dies alles einerseits bloß das Mittel sein soll zu dem höheren Zweck tieferen Verständnisses, geschmackvoller Darstellung, lebendiger Nachempfindung, und sofern sich anderseits gerade in diesen elementaren Realitäten doch auch der Fleiß und die Pflichttreue meiner Schüler widerspiegeln soll, so ist die ganze Forderung und Arbeit in doppelter Beziehung, direkt wie indirekt, durchaus auch idealistisch. — Und so durch alle Gebiete des Lebens und der Geschichte, wie Sie das ja selber treffend angedeutet haben. Überall, im engen Kreise der Familie und Freundschaft wie im weiteren der Bürger- und Staatsgemeinde und des Vaterlandes, in Kunst und Wissenschaft, aber auch in Gewerbe und Handel fließen beide Seiten ununterbrochen zusammen, wie das z. B. gerade für die in unserem Tal so wichtige Kaufmannschaft Schiller so schön ausdrückt:

> Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann! Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Ähnlich ist die größte und schwerste Frage am Ende dieses Jahrhunderts, die soziale, an der auch Sie alle einst als Männer mitzuarbeiten berufen sein werden, eine durchaus reale und ideale zugleich: nämlich keine bloß materielle Magen- und Machtfrage, wie so viele Schreier behaupten, sondern ebensosehr auch eine hochideelle Kopf-, Herz- und Gerechtigkeitsfrage! Aber sie ist auch umgekehrt nicht nach bloß phantastischen Ideen und Träumen, nach bloßen Prinzipien und Theorien zu lösen, sondern nur unter stetiger Berücksichtigung auch der ganz materiellen Wirtschaftsbedingungen, der ganz realen Gesellschaftsverhältnisse.

Und auch er, der gewaltige Kanzler, unser Fürst Bismarck, zu dessen 80jährigem Geburtstag sich ja in diesen Tagen eine Weltfeier

vorbereitet, wie sie die Geschichte nur selten, nur bei den Genien der Menschheit erlebt, er ist ganz gewiß einerseits der kluge, besonnene, machtvolle und oft auch eisenharte Realpolitiker gewesen, der sein Volk aus den ideologischen Träumereien und Phantasien früherer Jahrhunderte durch Waffengeklirr und Schlachtendonner geweckt und die deutsche Frage nicht durch schöne Reden und Idealprogramme, sondern durch Blut und Eisen gelöst hat. Aber eben als ein solcher Löser und Erlöser ist dieser hürnen Siegfried doch zugleich der größte Idealpolitiker gewesen; und das gewaltigste Wort, das er je gesprochen: „Wir Deutsche fürchten Gott allein, sonst niemand auf der Welt", es ist ein Triumphruf des denkbar höchsten und reinsten Idealismus, eines Idealismus jedoch, den es eben immer neu auch unserseits in ernster praktischer Arbeit zu realisieren gilt!

Und so seien und bleiben auch Sie, meine Freunde, allezeit beides zugleich: nüchterne, verständige, besonnene und tatkräftige Realisten des klaren Denkens, des ruhigen Urteils, der rastlosen Arbeit, jener

— Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört;
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Aber als solche doch auch rein empfindende, hochgesinnte, aufwärts strebende und ringende Idealisten eines charaktervollen Willens und eines „kategorischen Imperativs" der Pflicht, Idealisten der innigsten Gemütstiefe und der allumfassenden Menschenliebe, des demütigen Gottvertrauens und der opferfreudigen Nachfolge jenes Einen, dessen Bild uns diese heilige Passionszeit so ergreifend und erhebend vor die Seele malen will!

Ja, er selbst, Jesus Christus, unser Heiland, ist uns auch hierin das wunderbarste, höchste Doppelvorbild. Der nüchternste Realist gegenüber den phantastischen Träumen seines Volkes vom irdischen Weltreich des Messias; der gewaltigste Praktiker gegenüber dem hochtönenden Wortgeklingel der Pharisäer; der scharfsichtigste Menschenkenner, Zeit- und Weltbeurteiler; der konsequenteste Sichbeuger unter den allwaltenden Willen des Vaters und dessen heilige Weltordnung. Aber in allem dem eo ipso der glühendste Idealist voll erbarmendster Liebe und opferfrohester Hingabe, der Anfänger und Vollender weltüberwindenden Glaubens und todbesiegender Hoffnung, der Prophet der höchsten sittlichen Schönheit, der König der heiligsten Wahrheit, der Hohepriester der göttlichsten Güte und Gnade, der Idealmensch und vollkommene Gottessohn in einem.

Mit dem Hinweise auf ihn sei denn dies kurze Wort geschlossen.

Ein wohlfeiles volkspädagogisches Sammelwerkchen zeitgenössischer deutscher Literatur.[1])

Von **Ludwig Fränkel** in München.

I.

Die hoffnungsfrohe Erwartung, daß dank der allgemeinen und verbesserten Schulbildung die breiteren Massen immer mehr und schneller zu den hohen geistigen Gütern unseres Volkes verständnisvoll Zugang und Anteil finden würden, hat sich leider längst nicht im gewünschten Maße erfüllt. So wollen wir den Grundgedanken eines Rundschreibens zusammenfassen, das ein 68 Mann starker Ausschuß von Vaterlands-, Volks- und Bildungsfreunden aus allen Gegenden Deutschlands zugunsten tatkräftigster Verbreitung des untengenannten neuen gemeinnützigen Leseunternehmens im Februar 1904 hat ausgehen lassen. Nicht die allgemeinverständlichen Werke der Klassiker und die in so reicher Fülle vorhandene gesunde poetische und Erzählungsliteratur der neueren Zeit, heißt es daselbst, bilden die geistige Nahrung der weiteren Volkskreise, sondern die elendesten Schund-Kolportageromane. Diese wecken geradezu planmäßig alle schlechten Triebe der menschlichen Brust, ziehen alle niedrigen Leidenschaften groß und schädigen neuerdings immer stärker das sittliche, geistige, wirtschaftliche Dasein der wertvollsten, dauerhaftesten Schichten der Bevölkerung. Wie die unvergänglichen Erzeugnisse der Klassiker und der deutschen Dichter bis an das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts einerseits, die zahllosen Erzählungen größeren oder kleineren Kalibers einheimischen wie auswärtigen Ursprungs auf der anderen Seite zunächst durch die Schullesebücher, dann durch Reclams, Hendels, Meyers, Cottas, Hesses u. a. wohlfeile Ausgaben bequem vor die lesegierigsten Augen kamen, das übersieht, vom „Goethe-Tage 1903" datiert, ein Parallelaufruf des Münchschen „Hausschatzes" keineswegs. Aber dieser letztere will einerseits an seinem Stücke eifrig mitwirken, nicht nur den „Gebildeten und Besitzenden", sondern allen Volksgenossen im Reiche und in der Fremde die reichen Schätze zuzuführen, welche die deutsche Dichtung in den jüngstverflossenen drei Jahrzehnten zutage gefördert hat, anderseits den großenteils abgebrauchten, der Teilnahme

---

1) Münchs Hausschatz. Band 1: „Deutsche Dichtung der Neuzeit; Gedichte durch die Dichter selbst ausgewählt." Band 2: „Deutsches Skizzenbuch; Skizzen und Erzählungen durch die Verfasser selbst ausgewählt." Charlottenburg 1903/4, Druck und Verlag von Richard Münch. Je 320 Seiten. Geheftet 50 Pf., hübsch mit Titelpressung gebunden 85 Pf., in größerer Anzahl $12\frac{1}{2}$—25 Pf., gebunden $37\frac{1}{2}$ Pf.

der Gegenwart allmählich entrückten oder ausländischen Erzählstoff durch Leistungen von Zeitgenossen zu ersetzen, die dem Denken und Fühlen der heute lebenden Deutschen näher stehen. Maßgebliche Triebfeder dieses Vorhabens, wie es die zwei erwähnten Ausschreiben nebst einem dritten vom 10. September 1903 darlegen, ist der Ehrgeiz, zur Veredelung der Volksseele tatkräftig einzugreifen.

Ein glänzender Schriftstellerring hat sich auf Ansuchen bereitwillig zusammengeschlossen, um in dem ersten Bande von „Münchs Hausschatz“ die „Deutsche Dichtung der Neuzeit“ in buntestem Wechsel der Empfindung und Stimmung vorzuführen. Diese lyrische Anthologie der Gegenwart enthält ausschließlich „Gedichte durch die Dichter selbst ausgewählt“ und läßt so 101 Poeten zu Worte kommen, die sämtlich mit mehreren charakteristischen und möglichst verschiedenartigen Nummern vertreten sind. Neben hervorragenden Namen des älteren Geschlechts, wie Gerhard v. Amyntor, R. Baumbach, V. Blüthgen, H. Bulthaupt, F. Dahn, Marie v. Ebner-Eschenbach, A. Fitger, Reinh. Fuchs, L. Ganghofer, R. v. Gottschall, M. Greif, M. Haushofer, P. Heyse, H. Hoffmann, W. Jensen, W. Jordan, M. Kalbeck, G. Kastropp, H. v. Lingg, O. Linke, St. Milow, G. v. Oertzen, J. Rodenberg, P. Rosegger, F. v. Saar, E. Scherenberg, H. Seidel, Ad. Stern, J. Stinde, Ed. Tempeltey, A. Träger, J. Trojan, H. Vierordt, Ad. Wilbrandt, E. v. Wildenbruch, K. Woermann, E. Ziel u. a., kommen auch viele beachtliche Vorkämpfer allerjüngster deutscher Lyrik zur Geltung, z. B. Frdr. Adler, Fritz Bley, G. Busse-Palma, J. Cotta, Br. Eelbo, L. Fulda, K. Geucke, W. Harlan, R. Herzog, Mia Holm, Ricarda Huch, Frz. Lechleitner, J. H. Mackay, B. Frhr. v. Münchhausen, A. Pfungst, R. Presber, J. Prölß, P. Remer, A. Roderich, M. R. v. Stern, H. Sudermann, W. Walloth, A. Wohlmuth, von anderen abgesehen, die sich noch nicht endgültig durchgerungen haben, obwohl sie mit den mitgeteilten Proben meistens ebenbürtig den anerkannten Meistergenossen dieses Bändchens zur Seite treten. Auch der zweite Band des neuen Sammelwerks, „Deutsches Skizzenbuch“ betitelt, bringt durchweg „Skizzen und Erzählungen durch die Verfasser selbst ausgewählt“, und zwar aus der Feder berufenster Literaten, aus deren Reihen wir nennen: Moritz v. Reichenbach (V. Gräfin Bethusy-Huc), M. Brociner, Marie v. Ebner-Eschenbach, Max v. Eyth, W. Fischer, W. Hegeler, H. Heiberg, P. O. Höcker, Hans v. Kahlenberg, Isolde Kurz, Hans Land, Thomas Mann, Charlotte Niese, M. Nordau, J. Rodenberg, F. v. Saar, J. Stinde, H. Stökl, B. v. Suttner, Karl Baron Torresani, A. Trinius, Ulrich Frank, wozu sich noch ein Dutzend anderer sehr gut angeschriebener Erzähler gesellt. Wie beim voraufgegangenen lyrischen Sammelbande haben hier zum erstenmal alle Mitarbeiter, d. h.

fast alle hervorragenden bekannteren deutschen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, die Auswahl aus ihren Geisteskindern selbst getroffen, dabei auch neue, noch ungedruckte, sachlich und formell gelungene Dichtungen zugesteuert. All diese Beiträger stellen sich damit in den Dienst dieses großgedachten literarischen Sammelwerkes und der ihm zugrunde liegenden humanen Idee. Sie bieten insofern das Beste aus ihren Werken dar, als eben diejenigen Stücke Aufnahme fanden, die die Verfasser selbst für das ganze Volk verständlich und wirksam erachten.

Es lockt nunmehr, auf Einzelheiten der beiden Bände einzugehen, besonders Vortreffliches herauszuheben, auf das für den oder jenen Bannerträger unserer lebendigen deutschen Poesie Bezeichnende auf Grund seiner nach Selbsterkenntnis auserkorenen Blüten aufmerksam zu machen u. dgl. Das kann aber füglich unterbleiben, indem für den reellen inneren Wert der je 320 Seiten umfassenden, mit knappen bio-bibliographischen Angaben ausgestatteten Bände nicht nur der festgegründete literarische Ruf der Teilnehmer bürgt, deren große Mehrzahl durch namentliches „Extralob" einiger weniger ins Unrecht gesetzt würde, sondern auch die Namen des inzwischen im Februar 1904 zusammengetretenen Schutz- und Empfehlungsausschusses. An des letzteren Spitze stellte sich als erster Vorsitzender Prinz Emil v. Schönaich-Carolath, selbst Schöpfer tiefempfundener lyrischer Gedichte. Neben vielen führenden Männern unseres „offiziellen" und öffentlichen Lebens sitzen da eine Menge berufener Schriftsteller, Ästhetiker, Germanisten, Literar- und Kulturhistoriker, aus deren Zahl angeführt sein mögen: Frdr. Adler, V. Blüthgen, Alfred Bördel, H. Bulthaupt, F. Dahn, Max Eyth, Alfr. Friedmann, D. v. Gerhard-Amyntor, M. Greif, M. Haushofer, H. Hoffmann, W. Jensen, K. E. Knodt, O. Linke, Georg Frhr. v. Oertzen, A. Pfungst, Anselm Rumpelt (Alexis Aar), E. Scherenberg, O. Sommerstorff, Ad. Stern, A. Träger, A. Trinius, J. Trojan, H. Vierordt, E. v. Wildenbruch; sie vertreten die ausübende, selbstschöpferische Seite unter den Persönlichkeiten, die sich selbst gleichsam die Verantwortung für die Güte und Würdigkeit dieser literarischen Chrestomathie mit ihrer edeln Tendenz aufbürden, während zu den schon unter jenen enthaltenen Literaturkennern noch folgende namhafte Fachleute hinzukommen: die Universitätsprofessoren Dr. O. Behaghel, K. Bücher, J. Collin, K. Groos, W. Oncken, Th. Ziegler, Realgymnasialdirektor Dr. Rhld. Becker, Geheimer Oberschulrat Nodnagel, Gymnasialprofessor Dr. J. Rover, Hofrat Dr. H. Hallwich, Schulrat Dr. Stuhlmann, Direktor Prof. Dr. J. Wychgram, Schuldirektor O. Pache u. a.

Was diese Vereinigung nun anstrebt, knapp anzudeuten erscheint zweifellos von Wichtigkeit. Hören wir deshalb die eigenen Worte des bezüglichen Ausschreibens: „Wenn es gelänge, diese beiden Bände im größten

Maßstabe zu verbreiten, so würde dadurch nicht nur unmittelbar eine überaus segensreiche Wirkung erzielt: Licht und Wärme deutscher Dichtung über das ganze Land ergossen, sondern weiterhin die Nachfrage nach den (darin aufgeführten) Dichtungen und Romanen der im „Hausschatz" vertretenen Autoren allerwärts mächtig gesteigert und diese gute Literatur in zahlreichen Häusern an die Stelle der dort jetzt noch herrschenden schlechten gesetzt werden. Schon heute sind die betreffenden, für die weitesten Volkskreise empfehlenswerten Bücher keineswegs teurer als die bekanntlich oft 60, 80, ja 100 und mehr Wochenlieferungen zu 10 Pf. zählenden Schundromane. Die neue Aussicht auf bedeutend erhöhten Absatz würde aber die Verleger guter Romane, Erzählungen und Dichtungen sehr bald veranlassen, ebenfalls billige Lieferungsausgaben zu veranstalten, so daß die ganze Versorgung unseres Volkes mit Lesestoff in ein anderes, besseres Fahrwasser käme." So hat sich denn also die genannte einsichtige Gesellschaft zusammengetan, um etwa zwei Millionen Bände von „Münchs Hausschatz" durch gemeinnützige Vereine, Behörden usw. in allen Gebieten Deutschlands verteilen zu lassen, indem wohlhabende Gönner für jedes Exemplar 25 Pf. Kosten zuschießen und der Verlag von den Empfängern 10 bis 25 Pf. Vergütung erhält. Letzterer empfängt demnach 35 bis 50 Pf. für ebensoviel Text, wie dem Verleger der billigsten bisherigen Sammlung guter Volksliteratur der Sortimenter mit 1 M. 20 Pf. bezahlt. Die Leser in Volkskreisen endlich bekommen für 10 bis 25 Pf. dasselbe dem Umfange, wesentlich besseres dem inneren Werte nach, als sie bis jetzt im günstigsten Falle für 1 M. 60 Pf. erkaufen mußten. Freilich wird sich der erforderliche Gesamtbetrag bloß mit großer Mühe und erheblichen Schwierigkeiten aufbringen lassen. Deshalb klopfte der Schluß des Aufrufes der 68 Befürworter entschieden an das deutsche Nationalbewußtsein: „In England und Nordamerika sind schon seit Jahrzehnten von denen, die über bedeutende Mittel verfügen, für Volksbildungszwecke Hunderte von Millionen zur Verfügung gestellt worden — zweifellos eine der Ursachen des bisherigen vollkommenen Mißerfolges der gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen in jenen beiden Ländern. Bei uns haben bisher die leitenden und begüterten Kreise nur in verhältnismäßig seltenen Fällen freiwillige große Leistungen zum Zwecke der sittlichen und geistigen Hebung des Volkes dargeboten. Vielleicht ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß das im obigen vorgeschlagene Vorgehen, das den Beifall der sachverständigsten Beurteiler gefunden hat, zustande kommt als ein Beweis dafür, daß sich die oberen Zehntausend Deutschlands ihrer Pflicht zur Fürsorge auch für das Geistes- und Gemütsleben der breiten Volksmassen voll bewußt sind. Das Ziel ist die V e r e d e l u n g d e r V o l k s s e e l e!"

II.

Die vorstehenden Ausführungen, die bereits im Februar 1904 niedergeschrieben, infolge zufälliger Umstände aber nicht zum Druck gelangt waren, sind inzwischen insofern durch die Ereignisse überholt worden, als das „Komitee [warum nicht deutsch „Ausschuß“ oder ähnlich?] für Massenverbreitung guter Volksliteratur“ von 68 Mitgliedern auf fast 700 angewachsen ist und seinen Arbeitsplan wesentlich erweitert hat. „Münchs Hausschatz“ soll nach wie vor tatkräftig verbreitet werden: bei Bezug von mindestens 100 Bänden kostet jetzt der geheftete Band für Bildungsvereine, Lehrerkollegien u. dgl. 12½ Pf., der gebundene 37½ Pf., was in der Tat eine unerhörte Leistung bedeutet, nämlich ein Siebentel des Preises für ein Heft von Reclams Universalbibliothek bzw. Meyers Volksbüchern. Daneben unternimmt das Komitee den unmittelbaren Kampf gegen die Schund-Kolportageliteratur, indem es eine gesunde Kolportageliteratur schaffen und im größten Maßstabe verbreiten will. Zu diesem Zwecke hat es ein Preisausschreiben für Volksromane veranstaltet und dafür drei Preise von 18000, 12000 und 8000 M. ausgesetzt. Das Komitee verlangt „noch nicht veröffentlichte Romane, die in hohem Maße spannend und gemeinverständlich geschrieben sind, das schildernde Verfahren neben dem erzählenden nur sparsam anwenden, wenn möglich an allbekannte und alle Kreise interessierende Vorgänge der neuesten Zeit anknüpfen oder solche als Hintergrund der Handlung benutzen, von jeder einseitig parteipolitischen oder konfessionellen Tendenz frei sind, aber in unaufdringlicher Weise, mehr zwischen den Zeilen, gesunde Vernunft, sittlich-religiöse und nicht chauvinistische, wohl aber gut deutsche Gesinnung lehren.“ Wie ich erfahre, sind auf Grund dieses Preisausschreibens nicht weniger als 78 Manuskripte zur „Vorkonkurrenz“ eingegangen, zu der der vollständige Wortlaut für 10 Druckbogen und die Inhaltsangabe für das übrige gefordert werden. Das Preisgericht, dessen Vorsitzender der frühere Generalintendant der Berliner Königl. Hofbühnen, Graf Bolko v. Hochberg, bekanntlich ein Kunstverständiger ersten Ranges, ist und dem unter anderen hervorragenden anerkannten Dichtern Viktor Blüthgen, Georg Reicke, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Johannes Trojan angehören, wird nun zu bestimmen haben, welche Manuskripte so brauchbar sind, daß von ihrer Vollendung ein wirklich voll befriedigendes Ergebnis zu erwarten ist. Die Sieger des Vor-Wettbewerbs sollen dann zur Beteiligung an dem Haupt-Wettbewerb aufgefordert werden. Die vom Preisgericht gekrönten Romane will das Komitee alsdann in ähnlicher Ausstattung wie die zu verdrängenden landesüblichen Schundromane in Wochenlieferungen zu 10 Pf. erscheinen lassen und die „Kolporteure“ durch die Gewährung eines gegen ihren bisherigen Nutzen

stark erhöhten Verdienstes, die Abnehmer durch die Lieferung bedeutend stärkerer Hefte, als sie durchweg bisher für 10 Pf. zu erhalten pflegen, zu gewinnen trachten.

Der Plan des Komitees, dessen Vorsitzende der braunschweigische Gesandte in Berlin Freiherr v. Cramm-Burgdorf und der Berliner Bürgermeister Dr. Georg Reicke sind, beide selbst nicht nur warme Förderer echter Poesie, sondern selber erfolgreiche „Praktiker" darin, ist groß, schön und — kühn. Behufs Durchführung dieses weit ausschauenden und weit ausgreifenden Unternehmens haben sich während der jüngsten Monate in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches Landes-, Provinzial- und Ortsausschüsse gebildet; in vielen anderen Gegenden sind zurzeit die maßgebenden Persönlichkeiten damit beschäftigt. Wenn das Werk gelingt, so wird das offenbar einen Bildungsfortschritt bedeuten, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Die wahrhaft werktätige Förderung durch alle gemeinnützig Denkenden (nicht etwa bloß die unter literarischem Gesichtspunkte dafür Eingenommenen) dürfte der fest und sicher ihre Kreise ziehenden Bewegung gewiß sein.

Berührt dieser bewegliche und überzeugende Appell die Ehre jedes für gesunde und wohlmundende geistige Kost besorgten Deutschen, so daß er sein Scherflein für den vorschwebenden schönen Zweck freudig darreicht[1]), so muß insbesondere dem Lehrer des Deutschen der Sinn für die Angelegenheit geschärft werden, nämlich eifrigst sich an der „Propaganda der Tat", d. h. an der weitesten Verbreitung jenes überaus treffsicheren volkspädagogischen Gedankens zu beteiligen. Als der Leiter des Unterrichts in deutscher Sprache und Literatur trete er dem reichen neuen Stoffe näher, der hier ausgebreitet liegt, das Bild vom jüngsten vaterländischen Schrifttum zu modeln, beziehentlich bei vielen Vorurteilsvollen erst zu schaffen. Ja, auch das wäre ein großes Doppelverdienst des Münchschen Hausschatzes: einmal der heranwachsenden deutschen Jugend und ihrer muttersprachlichen Lehrstunde den in den schulmäßigen Hilfsmitteln noch so vielfach erschwerten Einblick in Bedeutung und Vielseitigkeit der deutschen Literatur zeitgenössischen Ursprungs zu eröffnen und sie für die Aufgabe zu erwärmen, die in Drang und Lärm der materiell-naturalistischen Gegenwart einer idealistisch gestimmten Poesie gebührt; zweitens das immer noch leise fortdauernde Vorurteil zu unterdrücken wider das angeblich Epigonenhafte und anderseits das unausgegoren Realistische, das der heutigen gediegeneren Lyrik

1) An die Verlagshandlung von Richard Münch in Charlottenburg oder den Schatzmeister des Hauptausschusses, Vereidigten öffentlichen Bücherrevisor Heinr. Klassenbach in Berlin, am förderlichsten aber doch wohl durch Bestellen einer möglichst großen Anzahl von Bändchen bei ersterer.

wie Belletristik inwohnen solle. Zieht doch das erste, das lyrische Bändchen von „Münchs Bücherschatz“, die Grenzen in Zeit, Stoff und Beiträgern, schon in Anbetracht der vielen zum erstenmal anthologisch herangezogenen Literaten, ganz beträchtlich weiter als die bis heute eigens für didaktische Absichten berechneten einschlägigen Handbücher. So stellt ja das vorzügliche Hilfswerk „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. M. Consbruch und Dr. Fr. Klincksieck, Oberlehrern am Stadtgymnasium zu Halle a. S.“[1]), auf dessen grundsätzlich und für die Unterrichtstheorie lehrreiches Vorwort mit seiner verständigen Apologie der neudeutschen Dichtung als Unterrichtsgegenstand hingewiesen sei, fast ein Ereignis dar, schon weil es Nietzsche, Detlev v. Liliencron, Arno Holz, Dehmel für den Schüler heranzieht. Das andere Bändchen von „Münchs Hausschatz“ hinwiederum beweist, wie viel Wertvolles und Feines innerhalb der weitschichtigen neuesten deutschen Belletristik schlummert, was unbedenklich nicht nur den lesehungrigen Leuten aus dem Volke, sondern allergrößtenteils auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden darf und soll. So haben wir die Gründe nacheinander dargelegt, die es völlig berechtigt erscheinen lassen, auf das neue literarische Sammelwerk wegen seines sorgsam ausgesuchten „aktuellen“ Inhaltes, seines volkspädagogischen Ziels und des erstaunlich wohlfeilen Preises nachdrücklichst das Augenmerk des Deutschlehrers zu lenken. Wenn er diesen herzlich gemeinten Anregungen folgt, wird er sich selbst, der Jugendbildung und der Volkserziehung mit vollem Erfolge dienen.

Sprechzimmer.

1.

Etwas ausbaden müssen. (Zu Zeitschr. XVI, 711 und XVII, 529.)

Die Erklärung „ein unfreiwilliges Bad bis zu Ende erleiden“ halte ich nicht für richtig. Der Vergleich, der in den Worten „etwas ausbaden müssen“ liegt, ist meiner Ansicht nach von der öfter vorkommenden Tatsache hergenommen, daß ein angerichtetes warmes Bad, etwa in einer Familie, von zwei oder mehreren Personen nacheinander benutzt wird, so daß also der an zweiter oder letzter Stelle Badende das schon von anderen getrübte Wasser benutzen und es so aus-, d. h. zu Ende baden muß. Ebenso muß derjenige, der bei einem gemeinsamen Vergehen, sagen wir: bei einer Schlägerei, gefaßt wird, er mag

[1]) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1903, X und 310 Seiten; ein höchst sauberer geschmackvoll ausgestatteter Band.

selbst geringe oder gar keine Schuld haben, für die Sünden der anderen, die frei ausgehen, büßen oder doch mitbüßen. In diesem Sinne, daß jemand für ein von anderen begangenes Unrecht Strafe erleidet, wird meines Erachtens die Redensart immer nur gebraucht.

Sollte jemand an der Möglichkeit zweifeln, daß jene doppelte oder gar mehrfache Benutzung desselben Bades vorkommt, so mag man sich daran erinnern, daß in früheren Zeiten, als die modernen Badeeinrichtungen in den Häusern noch nicht bekannt waren, ein warmes Bad zu bereiten ein immerhin nicht geringes Maß von Zeit, Mühe und Kosten beanspruchte. Es erschien deshalb natürlich, ein solches, wenn es einmal angerichtet war, für mehrere, z. B. Kinder derselben Familie, nutzbar zu machen. Gewiß ist, daß dies auch heutzutage gerade beim Baden von Kindern in Familien noch vorkommt. Versteht man den Ausdruck so, so muß man sich über das Treffende und Humoristische des Ausdrucks in unseren bildlichen Redensarten auch hier freuen.

Die in dieser Zeitschrift XVII, S. 529 angeführte Stelle, welche von Eulenspiegel handelt, hat einen anderen, freilich nicht minder treffenden Sinn. Eulenspiegel „tummelt" sich auf dem über die Saale gespannten Seile: natürlich nicht in der Absicht, ein Bad in dem Wasser darunter zu nehmen. Als er nun doch hinunterfällt, rufen ihm die Jungen zu: „Hä, hä, bade nur wohl aus", d. h. nimm das Bad nur ordentlich zu Ende, wie einer, der behaglich sich im Wasser streckt oder der eine gründliche Reinigung seines Körpers vornehmen will. Und der Übermut, mit dem er sich auf dem Seil getummelt hat, wird ihm höhnisch als ein Verlangen gedeutet, einmal ein Bad zu nehmen: „Du hast lange nach dem Bad gerungen." Mit demselben Spotte sagt übrigens auch der Schriftsteller selbst, der es berichtet: „Er badete redlich (d. h. tüchtig) in der Saale."

Übrigens fällt an derselben Stelle der Ausdruck auf: da **wurden** die Bauern gar sehr lachen. Im Plattdeutschen hört man, wenn ich mich nicht irre, auch gelegentlich erzählen: da würr he seggen = da sagte er, vielleicht in dem Sinne: da fing er an zu sagen. Im Hochdeutschen wäre damit zu vergleichen: es wird regnen (bei beginnendem Regen), nicht ein Futurum, sondern = es fängt an zu regnen.

Berlin. **C. Nohle.**

2.

Schwund der Deklination.

Titel und Berufsbezeichnungen scheinen in den Zeitungen grundsätzlich nicht mehr dekliniert zu werden, nicht nur wenn sie dem Namen folgen, sondern auch wenn sie vorangehen; man liest immer nur: den Agent N., dem Lithograph X., des Soldat F. usw. In der Illustrierten Zeitung Nr. 2936 wurde ein Gemälde von Angelo Jank „aus dem Märchen vom Schweinehirt und der Prinzessin" besprochen. Ja selbst H. Hettner läßt in seinen Kleinen Schriften S. 461 das Wort Fürst unverändert im Akkusativ: „mit einem Freimut, der gleich ehrenvoll für den Dichter wie den Fürst ist." Ihm ging allerdings

Kleist voran, der im Käthchen von Heilbronn nur die Form Graf kennt: vom Graf Stein, den Graf von Strahl usw. (3, 6), allerdings im Verse. Auch der Reim tut dem Kasus Gewalt an, besonders an dem Worte Held: „O Kaiser, sieh am Belt den königlichen Held", Schenkendorf. Vgl. „Gilt Sieg es oder Fall? (Frau Minne) Sei gnädig deinem Vasall." Fliegende Blätter Nr. 2828, S. 173.

Solche Fehler finden wir dann in Schülerheften wieder, sogar von Primanern.

In den Preußischen Jahrbüchern 108 (1902), S. 220 betrachtet W. E. Block den hellen lichten Tag als unantastbar, er schreibt: am hellerlichten Tage. Ob er da an das Hauptwort Heller gedacht hat? — Allgemein üblich ist es, die Monatsnamen ohne Genitiv-s zu setzen nach Hauptwörtern wie Anfang, Mitte, Ende; Goethe schrieb noch „bis Ende Septembers" (an Schiller 9. 3. 1799). Freilich deklinierte Schiller das Indefinitum etwas noch nicht, er sagt (5. 5. 1802) in etwas, wofür man jetzt häufig lesen kann: in etwa! z. B. in der Zeitschrift Gymnasium 1903 (21), Nr. 9, Sp. 299 (J. Knepper in Bitsch). (In etwas auch bei Nemeiz, Vernünftige Gedanken 1739, 2, 54; 3, 49.)

Am meisten vergeht sich die Apposition gegen die Deklination, sie fügt sich schon lange nicht mehr der Forderung nach Kongruenz, die unsere deutsche Schulgrammatik nach dem Vorbilde der lateinischen erhebt.[1]) Das Beispiel aus Werthers Leiden „traf ich einen jungen B. an, ein guter Junge" sowie andere der Art bei Goethe, in Bismarcks Briefen usw. lassen Wunderlich, Umgangssprache 2, 19 für die Apposition eine größere Selbständigkeit fordern, er will solche „Trümmerstücke alter Fügung" nicht unter die Sprachdummheiten aufgenommen sehen. Auf Wustmanns Seite steht Erdmann, deutsche Syntax 1, 64, vgl. Erdmann-Mensing 116. Es kommt hierbei wohl weniger auf die Sicherheit des Schreibenden im Deklinieren an, als auf das Bewußtsein, daß die Apposition mit ihrem Beziehungsworte auch äußerlich zusammenstimmen muß, wenn sie als zu ihm gehörig erkannt werden soll. In dem Satze: Herr Schmidt schickte einmal seinen Lehrling ins Theater, heute ein bekannter Graveur, wird man die Apposition doch eher zum Subjekt als zum Objekt ziehen. Wenn Busch, Tagebuchblätter 2, 519, schreibt: „In Gesellschaft eines Herrn v. Bülow, Erbmarschalls und Vorsitzenden der Stände Lauenburgs, das Muster eines Junkers von der dortigen Sorte", so hat das Fallenlassen der richtig begonnenen Übereinstimmung etwas Hartes; sollte die Kennzeichnung: das Muster usw. besonders hervortreten, dann war es besser, sie zu einem selbständigen eingeschobenen Satze zu machen. Liegt aber bei jeder Apposition ein Grund vor, sie sich zum Range eines Satzes erhoben zu denken? Der Satz in Heyses „Anfang und Ende" (Novellen-Auswahl Berlin 1890, 1, 38): „Gibt's einen größeren Sklaven seiner Pflichten, als ein König?" läßt sich natürlich durch ein „ist" leicht vervollständigen, aber wenn Heyse nun einmal keinen Vergleichssatz bilden

1) Auch Kasusverwechselung kommt in der Apposition vor, z. B. in Heinemanns Goethe, 1. Aufl. 1, 250; Auf Klingers Otto, der ersten Nachahmung des Götz, folgten —. 1, 421: Umweg über Cento, der Geburtsstadt des Guarino.

wollte, mußte er den Satzteil der Fügung des ganzen Satzes anpassen. Recht nachlässig behandelt Heyse auch die Fügung in dem Satze: „Schon als Knabe hatte sein zügelloser Eigenwille selbst durch die strenge väterliche Zucht sich nicht bändigen lassen.“ (Vigilio, Gartenlaube 1901, S. 20a.) Der Eigenwille als Knabe? Allerdings schreibt auch Schiller an Goethe 16. März 1801: „Dieser Handel werde seinen als Dozent schon sehr gesunkenen Kredit wieder heben.“ Ob man aber Briefe als mustergültig in jeder Beziehung betrachten darf? Unbedingt fehlerhaft ist die Hinterziehung der Flexion in dem Satze: Die persönlichen Verhältnisse eines noch heute lebenden, als akademischer Lehrer hochgeschätzten Mannes.“ Warum soll die Einführung eines Attributs durch „als“ die ganze Fügung durchbrechen dürfen? (Wie verderblich überhaupt die Verwendung dieses bequemen als ist, zeigen die Schülersätze: „In Eger fällt Wallenstein als Sühne für seine Schuld.“ „Da weicht die göttliche Kraft von ihr als Strafe für ihr Vergehen.“)

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Kaum = nur, bloß (?) (Zeitschr. XVI, 714).

Die Antwort „Er ist kaum in die Stadt gegangen“ auf die Frage, ob einer zu Hause sei, die Weber als Eichstätter Spracheigentümlichkeit erwähnt und für nicht häufig hält, scheint mir doch weiter verbreitet zu sein; mir ist sie wenigstens ganz geläufig, und ich meine auch, sie von Leuten aus verschiedenen anderen Gegenden gehört zu haben. Ich glaube aber auch, daß sie nicht so zu erklären ist, wie es Weber tut, als ob es heißen solle „er ist nur (bloß) in die Stadt gegangen und kommt gleich wieder“, sondern daß es heißt „er ist soeben erst in die Stadt gegangen“, d. h. „kaum ist Zeit verflossen, seit er in die Stadt gegangen ist“; wenigstens wie ich die Wendung gehört habe und selbst anwende, gilt nur diese Bedeutung, die im Neuhochdeutschen ja bekannt und ziemlich verbreitet ist (s. D. W. V, S. 357, a).

Bonn. Dr. **Wülfing.**

4.

Ein Lausitzer Sprachgebrauch.

In Bautzen, und jedenfalls überhaupt in der Lausitz, herrscht ein eigentümlicher Gebrauch der ersten Person der Mehrzahl des persönlichen Fürworts, der mir von Leipzig aus gänzlich unbekannt war. Die Situation, wo der Gebrauch regelmäßig stattfindet, ist folgende: Zwei Personen führen etwas gemeinschaftlich aus, wovon die eine zugleich namens der anderen berichtet. Man sollte also erwarten, daß gesagt würde: „Ich gehe mit Karl spazieren“ oder „Wir, Karl und ich, gehen spazieren.“ Statt dessen habe ich hier stets gehört: „Wir gehen mit Karl spazieren.“ Ich betone nochmals, daß das Fürwort „wir“ „Karl“ mit einschließt, daß also kein Zuwachs an Personen vorliegt. Es handelt sich um zwei Personen, und Karl würde also sagen: „Wir gehen mit Hans spazieren.“ Wie soll man diesen merkwürdigen Sprachgebrauch erklären? Ich habe so gedacht: Es kann vielleicht

eine Verschmelzung vorliegen, die ja auch sonst im Deutschen vorkommt, wie z. B. in dem Satze: Der Baum hängt voll Äpfel, d. h. Die Äpfel hängen auf dem Baume, so daß er voll ist. Es wäre dann für unseren Fall anzunehmen, daß aus den Sätzen: „Ich gehe mit Karl spazieren" und „Wir gehen spazieren" durch unbewußte Verschmelzung entstanden sei: „Wir gehen mit Karl spazieren." Näher liegt vielleicht die andere Erklärung, daß die Präposition „mit" in dem vorliegenden Falle die Bedeutung „eingeschlossen", „mitgerechnet" durch Beeinflussung des so häufigen „inklusiv" erhalten habe. Ich möchte gern erfahren, ob ähnliche Gebrauchsweisen anderwärts vorkommen oder ob mir vielleicht eine bessere Erklärung als die obigen gegeben werden könnte.

Bautzen. Seminaroberlehrer **O. Grötzschel.**

5.

Idistavisus = „It is a Wise".

Aus meinen Primanerjahren erinnere ich mich einer scherzhaften Erklärung des berühmten Schlachtfeldes, die uns unser Lehrer Goßrau in Quedlinburg mitteilte: Einem Römer, der eine Frau nach dem Namen der Örtlichkeit gefragt habe, sei die Antwort geworden: „It is a Wise", woraus dieser das latinisierte Idistavisus gemacht habe. Die Quelle des Scherzes ist wohl in E. M. Arndts Erinnerungen S. 218 (Reclam) zu finden. Er schreibt: „Es lächerte mir's wegen einer philologischen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus Germania irgendwo gelesen habe: die Tenkterer sollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenk Ter, Tenk Tenk erhalten haben, gerade wie ein Römer der blutigsten Feldschlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weser miteinander hielten, den Namen die Schlacht bei Idistavisus gegeben haben soll, indem er von einem Deutschen et is a Wise auf seine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe."

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Zur Sprachgrenze um Aschersleben.

In seiner 1883 erschienenen Schrift „Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode" war Haushalter unter anderem auch zu dem Ergebnis gekommen, daß ein kleines Gebiet um Aschersleben gemischten Dialekt aufweise. Zu diesem Mischgebiet rechnet er die Orte Neundorf, Giersleben, Gr.- und Kl.-Schierstedt, Mehringen, Aschersleben, Westdorf, Endorf, Neuplatendorf, Wieserode und Ulzigerode, „die Eroberung mitteldeutscher Mundart in den letzten zwanzig Jahren" (S. 20), die Erscheinung „eines beträchtlichen Zurückweichens des Niederdeutschen vor dem überlegenen Mitteldeutschen innerhalb eines Zeitraumes von 20—30 Jahren" (S. 17).

Als ich im Sommer 1895 einen Teil der genannten Ortschaften in der Absicht besuchte, durch eigene Forschung ein Urteil über Haushalters Angaben zu gewinnen, gelangte ich durch sorgfältige Untersuchungen, die in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1895, S. 75—92 veröffent-

licht sind, zu der Überzeugung, daß Haushalters Ansicht nicht stichhaltig sei, vielmehr in den von mir besuchten Orten die Sprache vor 150 Jahren im wesentlichen dieselbe gewesen sein müsse wie heute, nämlich mitteldeutsch.

Einige Jahre später fand ich bei Heinrich Pröhle „Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen" 1856, S. 28 dieselbe Ansicht, daß die nächsten Dörfer bei Aschersleben ehedem sächsisch gewesen seien: „Und wäre Bürger etwas länger auf der Stadtschule zu Aschersleben geblieben, als der Fall war, so dürften wir annehmen, daß er nicht gefehlt haben würde, wenn es zum Neujahrsingen auf die nächsten Dörfer ging, am wenigsten dann, wenn mit Hülfe des Ascherslebischen Sängerchors auf den nächsten, ehemals sächsischen Dörfern die Passion auf eine völlig oratorisch-dramatische Weise aufgeführt wurde."

Worauf sich Pröhles Angabe stützt, daß diese Dörfer ehedem sächsisch, d. h. offenbar niederdeutsch gewesen sind, weiß ich nicht; auch Haushalter erwähnt sie nicht, obwohl sie für seine Auffassung spricht. Trotzdem glaube ich an ihrer Richtigkeit zweifeln zu müssen. Auf die Frage, ob ehedem das Niederdeutsche bis Halle und Merseburg gereicht habe, will ich hier nicht näher eingehen und mich auf ein Zeugnis beschränken, das mir zugunsten der von mir geäußerten Ansicht zu sprechen scheint und bisher unverwertet geblieben ist. Der Dichter G. A. Bürger sagt in „Hübnerus redivivus, d. i. kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten" (Grieſebach, G. A. Bürgers Werke, 1894, S. 424): „Mir, der ich im Fürstentum Halberstadt, und also auf der Grenze von Ober-Sachsen, der Heimat der neuern hochdeutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Ober-Sachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen gelebt habe, und also echte hochdeutsche Aussprache so wohl in den Ohren, als in dem Munde haben kann" usw.

Also drei Gründe führt Bürger dafür an, daß er echte hochdeutsche Aussprache in den Ohren und im Munde habe, 1. daß er von Geburt ein Obersachse ist, 2. daß er acht Jahre in Obersachsen erzogen worden ist, 3. daß er lange unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen, d. h. in niederdeutschem Sprachgebiete gelebt habe.

Sein Geburtsort ist bekanntlich Molmerswende, das nicht nur heute mitteldeutsch ist, sondern es auch zu der Zeit war, als Bürger geboren wurde, also vor gut 150 Jahren. Wie weit es von der niederdeutschen Grenze entfernt lag, gibt Bürger nicht an; aber wir brauchen aus seinen Worten nicht zu entnehmen, daß es Grenzort war.

Bürgers Großvater väterlicherseits war der Erb- und Rittersasse Johann Heinrich Bürger zu Neu- und Paßbruch bei Pansfelde, das einige Stunden nördlich von Molmerswende liegt. Seine Mutter stammte aus Aschersleben und war die Tochter des Hofesherrn bei dem Hospital zu St. Elisabeth Bauer zu Aschersleben. Als Knabe ging Bürger eine Zeitlang täglich nach Pansfelde, um mit den Kindern des dortigen Predigers unterrichtet zu werden. Im

Jahre 1759 kam er nach Aschersleben in das Haus seines Großvaters, am 8. September 1760 nach Halle. Da Bürger nicht, wie für die Göttinger Gegend, andeutet, daß Pansfelde und Aschersleben dem niederdeutschen Gebiete angehörten, besonders aber, daß seine Mutter und sein Großvater in Aschersleben und seine Verwandten in Pansfelde Niederdeutsche waren, die trotzdem ein gutes Hochdeutsch hätten sprechen können, so folgere ich daraus, daß Pansfelde und Aschersleben schon damals mitteldeutsch waren. Bürgers Angabe, er sei auf der Grenze von Obersachsen geboren, verstehe ich daher so, daß Molmerswende nicht mitteldeutscher Grenzort war, sondern in der Nähe der niederdeutschen Sprachgrenze lag, was noch für die heutigen Verhältnisse zutrifft. Ist aber Aschersleben damals mitteldeutsch gewesen, so werden es die anderen in Frage kommenden Orte auch gewesen sein.

Gegen Haushalters Ansicht spricht aber noch ein Umstand. S. 20 sagt er: „Daß wir es hier mit einem jahrhundertelang fortgesetzten Vordringen (des Mitteldeutschen) zu tun haben, das die ganze Landschaft zwischen Helme, unterer Unstrut, Saale, unterer Bode, Wipper und Harz Schritt für Schritt aus niederdeutschem zu mitteldeutschem Gebiete gemacht hat.“ Wenn in dem kurzen Zeitraume von 20—30 Jahren die von Haushalter angeführten 11 Orte mitteldeutsch werden konnten, so sollte man annehmen dürfen, daß 100 Jahre früher, um 1750, das Niederdeutsche erheblich weiter nach Süden und Westen reichte, daß Molmerswende damals noch niederdeutsch war. Bürger beweist, daß dies nicht der Fall war.

Blankenburg. **Ed. Damköhler.**

7.

erstwer.

„erstwer“ im ostpreußischen Dialekte = der erste beste, z. B. ein junges Mädchen will nicht erstwen heiraten.

Berlin. **C. Nohle.**

Bücherbesprechungen.

Friedrich Seiler, Griechische Fahrten und Wanderungen. Reiseeindrücke und Erlebnisse. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1904. 423 S.

Mit Recht dürfen auch heute noch Reisebeschreibungen bei jung und alt, bei vornehm und gering auf einen ausgedehnten Leserkreis rechnen, und das gilt doch wohl in besonders hohem Maße, wenn wir, geführt von einem liebenswürdigen Erzählertalente, hinausziehen dürfen nach jenen sonnigen Gefilden, in denen einst der Genius des griechischen Volkes seine großen, unsterblichen Kulturtaten schuf. Griechenland! Welcher zauberhafte Klang liegt für jeden wahrhaft Gebildeten in diesem Worte! Wir begrüßen darum den Plan Friedrich Seilers, eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit jenem Lande beschäftigen und die ursprünglich in den „Grenzboten“, der „Täglichen Rundschau“ und der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht worden sind, jetzt nach

durchgreifender Umarbeitung und starker Kürzung in Buchform erscheinen zu lassen, als einen außerordentlich glücklichen und in seiner Ausführung wohlgelungenen Gedanken.

Das Buch ist, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, nicht für gelehrte Archäologen bestimmt, auch nicht für langjährige Kenner Griechenlands, sondern für solche, denen die alte deutsche Sehnsucht nach dem sonnigen Süden im Herzen wohnt, die das Land der Griechen mit der Seele suchen und den für unsere Zeit so bezeichnenden Drang empfinden, sich die Vergangenheit durch die Gegenwart zu veranschaulichen und die Gegenwart durch die Vergangenheit zu verklären.

In sechs Abschnitten werden uns alsdann, immer in flüssigem, lebendigem Stil und lichtvoller Klarheit, folgende Kapitel vorgeführt: 1. Attika, 2. Erste Reise in den Peloponnes, 3. In der Heimat des Odysseus, 4. Delphi, 5. Die Inselreise, 6. Zweite Reise in den Peloponnes. Dankenswert ist zunächst, daß der Leser über eine Reihe von Irrtümern aufgeklärt wird, die größtenteils noch in den Köpfen der Gebildeten spuken, da sie in den Schulen und landläufigen Büchern sich immer noch forterben; hierher gehört z. B. die allbekannte Erzählung, daß die vergoldete Lanzenspitze der ehernen Athena Promachos schon dem das Südkap Attikas umsegelnden Schiffer sichtbar geworden sei — „bei der tatsächlichen Entfernung eine absolute Unmöglichkeit" (S. 25), oder die irrige Annahme, daß bei der Seeschlacht von Salamis die eine Hälfte der persischen Flotte, um die Griechen einzuschließen, die ganze Insel umsegelt habe — „ein Manöver, das viel zu lange gedauert haben würde und ganz unnötige Schwierigkeiten und Gefahren mit sich gebracht hätte" (S. 53). Besonders interessant in dieser Hinsicht sind die Ausführungen Seilers, durch die er nach Eindrücken seiner Autopsie die noch immer von vielen Gelehrten angefochtene Hypothese Dörpfelds, daß das Homerische Ithaka nicht die heutige Insel gleichen Namens, sondern vielmehr das heutige Leukas ist, zu bekräftigen sucht (S. 200 flg.).

„Unsere Zeit hungert nach Anschauung. Darum habe ich mich bemüht, lebensvoll zu schildern und das Geschaute mit dem Erlebten in wirksamen Zusammenhang zu bringen. Mein Wunsch wäre erfüllt, wenn der Leser ein wenig spürte, wie sehr das Buch mit dem Herzen geschrieben ist." So sagt der Herausgeber in der Vorrede; sein Wunsch scheint uns in Erfüllung gegangen zu sein. Wie gelungen sind die Schilderungen von dem überwältigenden Eindruck des Parthenon auf ein empfängliches Herz (S. 25 flg.) oder von der entzückenden Aussicht, die man von der Akropolis Athens aus genießt (S. 31 flg.), wo Seiler „die innige Vermählung von Meer und Land, die sich in unendlichem Wechsel gegenseitig durchdringen, die plastische Schärfe und Feinheit der Gebirgskonturen, die Klarheit der Luft, die an schönen Tagen alle Schattierungen und Farben verstärkt und erhöht und alle Umrisse scharf abhebt", sehr richtig als die Hauptreize der griechischen Landschaft hinstellt! Wie packend und phantasievoll ist ferner die Schilderung des großartigen, geweihten,

trümmerbedeckten Festplatzes von Olympia, jenes Raumes „voll erhabener, ehrfurchtgebietender Vergangenheit, den beim leisen Rauschen des Nachtwindes die Schatten großer Toten durchwandeln!" (S. 188).

Nicht minder interessant sind eine Reihe feiner Urteile und scharfsinniger Beobachtungen, die Seiler in seine Darstellung eingeflochten hat, so z. B. wenn er im Anblick der Säulen des Olympieions, der Reste eines Riesentempels, den der große Baukaiser Hadrian errichtet hat, in knappen Worten den eigenartigen Unterschied zwischen Römertum und Griechentum folgendermaßen charakterisiert: „Die Römer wollten durch die Masse, die Wucht, das Gigantische aller Dimensionen imponieren, während es den Griechen bei aller Größe und allem Ernst doch vorwiegend auf die Harmonie der Teile und ihre Übereinstimmung zum Ganzen ankam" (S. 34).

Mit Recht hat ferner der Verfasser, wie er in der Vorrede bekennt, auch der Kritik ihr Recht gegeben und gelegentlich kleine Menschlichkeiten vorgeführt, damit der Humor nicht fehle, ein Kunstmittel, durch das dem Buche eine besondere, den Lesern gewiß sehr willkommene Würze zuteil geworden ist. Wie köstlich wirkt z. B. der tragikomische Zusammenstoß mit zwei „ruppigen, kettenlosen Kötern" beim Besuche der Akropolis (S. 39), wie herzlich müssen wir lachen, wenn der Verfasser angesichts der mangelhaften Verpflegung auf der ersten peloponnesischen Reise in die verzweifelte Klage ausbricht: „Die Schafe, die unsere Speise waren, schienen sämtlich in den Ställen des Königs Agamemnon jung gewesen zu sein, so zähe war ihr Fleisch!" (S. 87). Daß das Reisen im heutigen Griechenland überhaupt noch vielfach nicht den Forderungen eines modernen Kulturmenschen entspricht, sehen wir beispielsweise in der ergötzlichen Schilderung der Einrichtungen auf dem Dampfer „Kephallenia"; auf S. 297 nämlich lesen wir: „Als ich den Kellner eines Morgens darauf aufmerksam machte, daß meine Tasse am Rande noch deutlich eingetrocknete Spuren vom Tage vorher zeige, steckte er zwei Finger in den Mund, fuhr damit reinigend um den Rand und war sehr erstaunt, daß ich die Tasse nunmehr erst recht zurückwies."

Anziehende, äußerst fesselnd entworfene Kulturbilder werden uns auch sonst vorgeführt; am interessantesten in dieser Hinsicht erscheint uns die lebendige Beschreibung des Aufenthaltes im Hause eines wohlhabenden messenischen Weinbauern (S. 153—160), wo unsere deutschen Reisenden die Erfahrung machten, daß Europens „übertünchte Höflichkeit" noch nicht bis in die peloponnesischen Gaue vorgedrungen ist und dort „die antike Naivität über moderne Zimperlichkeit" noch immer den Sieg davonträgt.

Der unserer Anzeige zu Gebote stehende Raum verbietet es uns, noch ausführlicher über Seilers Buch zu sprechen, das, geschmückt mit einigen hübschen Skizzen aus der kunstgeübten Feder der einen der Reisegefährtinnen, Frl. Martha Lobach, eine wirklich gelungene Anschauung der klassischen Stätten Griechenlands, ein klares, schönes Bild von Land und Leuten uns vermittelt. Insbesondere den eigenartigen Zauber des großen Rahmens, in dem sich das

Leben des griechischen Volkes abspielt, die griechische Landschaft, hat der Verfasser dem deutschen Auge und Gemüt meisterhaft nahezubringen verstanden; nur in solcher Landschaft, sagt er mit Recht, konnte die Harmonie und Stille der Seele, die Einfalt und Größe des Geistes erwachsen, die den besten Werken der Griechen den verklärenden Zauber ewiger Jugend verleihen. Wir empfehlen deshalb die Lektüre dieser „Griechischen Fahrten und Wanderungen" nicht nur den Fachgenossen, die reiche Belehrung und Anregung aus ihnen schöpfen dürften, sondern allen Gebildeten aufs wärmste, auch unserer reiferen Gymnasialjugend soll das treffliche Buch in die Hand gegeben werden. Seine Fortsetzung, die uns Seiler in einem zweiten Band über die Trojafahrt und die Reise nach Konstantinopel in Aussicht stellt, erwarten wir mit größter Spannung.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Hermann Anders Krüger, Gottfried Kämpfer, ein Herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. Hamburg, 1904. Alfred Janssen. 508 S. geb. 5 M.

„Laß ein Mann mich werden!", dieses Motto des zweiten Buches könnte auch dem ganzen Werke als Geleitwort vorgesetzt sein, denn es schildert, wie der Bube Gottfried, der nicht umsonst den Namen Kämpfer führt, in den Erziehungsanstalten der Herrnhuter Brüderunität Herrenfeld und Girdein in hartem Ringen mit sich selbst zum tüchtigen Manne heranreift, den wir am Schlusse mit wohlbegründeter guter Zuversicht allein seine Straße ziehen lassen. Mit „Wilhelm Meister" will sich dieser neue Erziehungsroman — wenn man ihn so nennen darf — gewiß nicht messen, aber mit manchem anderen, der weniger bescheiden auftritt, darf er es gut und gern aufnehmen. „Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war" liest man auf dem Widmungsblatte, und beide, Jungen wie Schulmeister, dürfen die Zueignung mit Dank und Freude entgegennehmen; denn beide sind in dem Buche, zumal wenn man die Beschränkung auf ein besonderes und so eigenartiges Gebiet wie das Herrnhuter bedenkt, vortrefflich lebenswahr, die Schulmeister namentlich mit besserer Treue als in manchem modernen, effektvollen Theaterstück gezeichnet. Das erklärt sich sehr einfach aus der Abwesenheit jeder Tendenz in diesem Buche, während bei jenen Werken eine solche sichtbar des Dichters Feder geführt hat; der tendenzlos schaffende Künstler aber galt bisher noch immer für den echteren Dichter. So sieht man denn in Krügers Buche einmal wieder den deutschen Lehrer in etwas reinerem Lichte, nicht bloß als feigen Kriecher, hämischen Intriganten, pedantischen Philister, geistlosen Materialisten, kurz „Bildungsschuster", oder als weltfremden, genasführten Idealisten, sondern als idealgesinnten, fest auf dem Boden des realen Lebens stehenden und dieses mit klarem Auge erfassenden, wahrhaften Jugendbildner, als tüchtigen Gelehrten, aber zugleich als Freund der Jünglinge, kurz als männliches Vorbild des Werdenden. Und auch die deutsche Jugend wird nicht als eine sittlich verirrte Herde dargestellt, sondern als eine frische, kraftvolle Gesellschaft, der nichts Menschliches fremd, die aber doch von einem ehrlichen Streben er-

füllt und auch eines poetischen Hauches nicht bar ist. Mit einem Worte: hier sind beide, Lehrer und Schüler, trotz aller, keineswegs verhehlter Schwächen und Verfehlungen im Kerne des Wesens gesund und reich an Zukunftshoffnung, während uns jene Tendenzdramatiker mit ihrer schiefen Weltanschauung um billiger Effekte willen fast weismachen möchten, sie seien keinen Schuß Pulver wert. Man muß seine Freude haben an den prächtigen Gestalten dieser Lechner, Loskiel, Nielsen, Reicher und ebenso an denen der Girdeiner Zöglinge, insbesondere der Kolonne 80 und zumeist an „Nöke", diesem Kinde echter Poesie. Unter den Lehrern scheint uns nur eine einzige Gestalt etwas zu stark aufgetragen zu sein, freilich ist es der Tscheche Rassowsky; in der Betonung des Umstandes, daß dieser sich nicht zum Lehrer für deutsche Jugend eignet, ist man schwerlich berechtigt, etwas Tendenziöses zu finden. Die im fünften Kapitel des zweiten Buches geschilderte Lehrerkonferenz gehört mit zu den besten Teilen des Werkes; sie läßt die Persönlichkeiten sich scharf voneinander abheben und gibt dem Verfasser Gelegenheit, in Bruder Loskiels Rede eigene pädagogische Gedanken vorzutragen, wie den, daß den Schülern nachempfinden ihnen allein wirklich gerecht werden heißt (S. 352). Ganz prächtig sind ferner das Sommerfest vor den Großen Ferien (S. 394—410) mit der Aufführung der „Antigone" und der „Privatspaziergang" Bruder Nielsens mit Gottfried Kämpfer (S. 423 flg.) erzählt; aber das Schönste im ganzen Buche ist zweifellos die Geschichte vom Tode Nökes, dieses poetischen Jünglings, der Gottfrieds bester Freund gewesen (S. 479—490). Der Held der Erzählung ist eine Figur aus einem Guß, seine Entwickelung zum Manne, die sich hauptsächlich im Kampfe mit seinem eigenen Trotze vollzieht, liegt lückenlos und überzeugend in allen Teilen vor uns, und es verdient Anerkennung, daß es dem Dichter gelungen ist, dieser Entwickelung trotz der besonderen Verhältnisse des eigenartigen Milieus ihre allgemeingültige Bedeutung zu wahren. Alles ist psychologisch fein begründet und mit dem rechten Augenmaß gesehen, höchstens die Liebesepisode ein wenig zu breit ausgeführt.

Die Hauptsache aber ist, daß das Buch durch und durch gesund ist, von keiner Tendenz verleitet, von keinem Ismus belastet, durch kein unlösbares Problem entnervt, sondern voll von treuer Lebensbeobachtung, getragen von einfach-warmer Darstellung und durchweht von einem Hauche echter Poesie, ein Buch, das man mit gutem Gewissen unseren Primanern empfehlen kann und das auch manchem Lehrer Freude und Nutzen zu bringen vermag.

Dresden. Dr. **Baffenge.**

Karl Müller-Fraureuth, Aus der Welt der Wörter. Vorträge über Gegenstände deutscher Wortforschung. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1904. 231 S.

Die Aufsätze, die das vorliegende Buch enthält, sind zuerst teils in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins oder deren wissenschaftlichen Beiheften, teils in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, teils in der Montagsbeilage des Dresdner Anzeigers einzeln erschienen. Vielen unserer

Leser werden sie also nicht unbekannt sein. Aber gerade wer sie schon gelesen hat, wird sich freuen, daß der Verfasser sie hier zu einem schönen und handlichen Buche vereinigt nochmals darbietet. Gemäß ihrer ursprünglichen Bestimmung als Vorträge zeigen Müllers Abhandlungen eine schöne, abgerundete Form, die sich dem fesselnden Inhalte gefällig anschmiegt, ohne daß man doch über Oberflächlichkeit, den gewöhnlichen Fehler sogenannter „populärer" Vorträge, zu klagen hätte. Im Gegenteil, Wissen und Gewissenhaftigkeit sind der gute Nährboden, aus dem des Verfassers anmutig blühende Pflanzung erwachsen ist; und auch dem, der einige Kenntnisse auf dem bearbeiteten Gebiete hat, wird hier manches Neue geboten.

Der einführende Aufsatz „Wie der Deutsche spricht" eröffnet einen lehrreichen Blick in die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Wörter, die das Sprechen und Reden in den verschiedensten Färbungen und Arten bezeichnen, vom Quackeln, Papeln und Lallen der Kinder an bis zu dem Wortschwall mancher Parlamentarier und Volksredner. Auch Schwieriges wie das vielbesprochene Wort „Salbadern" umgeht der Verfasser nicht. Mit Recht bemerkt er am Schlusse seiner geist- und kenntnisreichen Ausführungen, daß die Ausdrücke, die unser Volk für die Tätigkeit des Sprechens geschaffen hat, auf einem besonderen Gebiete Zeugnis ablegen für den Reichtum unseres Sprachschatzes, den der einzelne noch lange nicht genug kennt. „Wer auch nur einmal einen Blick in die schier unerschöpfliche Fülle der deutschen Wortgebilde getan hat, muß nicht nur von Staunen, sondern auch von dem Wunsche ergriffen werden, sich dieses ererbte Gut durch eigenen Gebrauch anzueignen. Wir müssen nur den Reichtum unserer Sprache kennen, um für alles, was wir sagen wollen, das rechte Wort zu finden; wir haben es nicht nötig, bei Fremden zu borgen; und w i e wir auch unsere Gedanken äußern wollen, wir finden allezeit genug Ausdrücke, die es uns ermöglichen, unter allen Umständen deutsch d. h. volksmäßig zu reden." — Der zweite Vortrag handelt über den Bedeutungswandel der Wörter. Hierbei wird Einschränkung und Verengung z. B. an „Ehe", „Getreide", „Pflug", „Dach", „fahren", „erben", die Erweiterung an „Arbeit", „Rival", „Köder", „elend", „Gedicht", „gerben" u. a. nachgewiesen, die Verschlechterung wird mit „saufen", „stinken", „Schimpf", „berüchtigt", „Wucher", „geil", „Hochmut" usw. belegt. Dem pessimistischen Zug der Sprache steht der optimistische entgegen, der sich an „Schalk", „Marschall", „Kopf", „Wonne", „Tugend" u. a. erweist, wobei der mundartlich verschiedene Wert der Worte eine Rolle spielt, z. B. in „Mensch", „Bube", „Luder", „Bengel". Es kommt weiter in Betracht die im Laufe der Zeit schärfer werdende Fassung eines Begriffes, zugleich die Einbuße an sinnlicher Bedeutung, wie sie z. B. die Wörter „neben", „Gnade", Huld", „Kummer", „lernen", „begreifen", „schließen", „erörtern", „schrecken" erfahren haben. Es wird ferner vom Euphemismus, der sich wieder in den abergläubischen, moralischen und gesellschaftlichen spaltet, von der Prüderie, von den übertreibenden Beiwörtern in höchst fesselnder Weise gesprochen, wobei natürlich

auch die abgegriffenen Fremdwörter galant, Gentleman, Pläsier, Restaurant sowie die Lehnwörter Pöbel, Dom, Pfaffe, Tyrann, Original u. a. ins rechte Licht gesetzt werden. — Von der Wiederbelebung alter Wörter gibt der dritte Abschnitt Beispiele, in dem sich der Verfasser als gründlicher Kenner älterer Sprachdenkmale erweist. Ebenso gediegen ist die vierte Abhandlung über die Verstärkung des sprachlichen Ausdruckes. Wie lehrreich und unterhaltend sind z. B. Ausführungen über „mutterseelenallein“, „steinreich“, „blutarm“, zumal Müller durch Zusammentragung ähnlich gebildeter Wörter beachtenswerte Ergebnisse gewinnt. — Allerliebst ist der fünfte Aufsatz, der uns deutsche Wörter in der Fremde vorführt. „Wenn es uns beschämt, daß wir unseren westlichen Nachbarn so viel schulden, so finden wir Trost im Osten: den Russen und Polen steht unsere Sprache als Gläubigerin gegenüber“, aber auch „das Italienische wie das Französische enthalten noch heute zahlreiche Spuren der Übermacht, ja der Herrschaft, die ehemals deutsche Stämme auch mit ihrer Sprache auf italienischem und französischem Boden ausübten“, was an einer reichen Fülle von Beispielen nachgewiesen wird. Der Humor des Verfassers zeigt sich hier besonders erquicklich. — Nicht geringere Aufmerksamkeit verdient die folgende Abhandlung, die über volkstümliche Namen der Arzneimittel reiche Belehrung gibt; ganz besonders aber aus dem vollen geschöpft erscheint mir die siebente, die deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart betrachtet. Volkstümliche Wortspiele, von denen sodann in einem kürzeren Aufsatz die Rede ist, werden vom Verfasser gelegentlich sogar zur Erklärung Goethes herangezogen, dessen auch in dem hübschen Stück über schmückende Beiwörter, das im übrigen wieder in das Gebiet des modernen Lebens, des Zeitalters des Verkehrs, führt, vorurteilslos und feinsinnig gedacht wird. Den Schluß macht die überaus fesselnde Abhandlung „Das Kind und die Sprache“. Mit großer Belesenheit und reicher eigener Erfahrung schildert sie das Kind als Wortbildner, als Größe in der Analogiebildung, als drolligen Träger von Mißverständnissen, als genialen Verdeutscher von Fremdwörtern. Eine Fülle von Humor und Scherz täuscht uns behaglich über die gediegene und gelehrte Arbeit hinweg, auf der dieser Aufsatz errichtet ist, und macht ihn, wie überhaupt das ganze Buch für weite Kreise vortrefflich geeignet ist, auch zu einer anmutigen Lektüre für deutsche Frauen und Jünglinge. Und so sei das schöne Werk des verdienstvollen Verfassers allen, die ihre deutsche Muttersprache lieben und tiefer in ihre geheimnisvolle Schatzkammer eindringen möchten, aufs wärmste ans Herz gelegt.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Reinhold Bahmann, Am Römerwall. Geschichtliche Erzählung von der Saalburg. Elegant gebunden 3 M. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. 280 S.

Reinhold Bahmann, einer unserer besten Jugendschriftsteller, hat das Verdienst, in der Sammlung „Aus unserer Väter Tagen“ eine Anzahl trefflicher kulturgeschichtlicher Erzählungen von der germanischen Urzeit an bis zur Grün-

dung des neuen Deutschen Reiches dargeboten zu haben, um unserer reiferen Jugend historischen Sinn und echte Vaterlandsliebe einzupflanzen und ein tieferes Verständnis für den Werdegang des deutschen Volkes anzubahnen. Wir erwähnen hier u. a. die wohlgelungenen Bände: 1. An der römischen Grenzmark. 3. Im Strome der Völkerwanderung. 4. Das Kreuz im deutschen Walde. 9. Gott will es. 20. Unter dem Großen Kurfürsten. 26. Im Kampfe um Deutschlands Freiheit. 29. Heil dir im Siegerkranz. 32. Im neuen Deutschen Reiche. Zu diesen ausgezeichneten Darstellungen aus der gewandten Feder Bahmanns, die erfahrungsgemäß von der deutschen Jugend sehr gern gelesen werden, da sie nicht nur eine spannende Unterhaltungslektüre, sondern auch eingehende Belehrung über Leben, Sitten, Gebräuche, Schicksale unseres Volkes bieten, gesellt sich nun ein neuer Band, betitelt „Am Römerwall". Dieser Römerwall, in der wissenschaftlichen Welt als der Limes bekannt, ist jener gewaltige, 550 km lange, vom Taunus bis zur Donau sich hinziehende Grenzwall, von dem wir dank der eifrigen, rastlosen Tätigkeit der vom Deutschen Reiche eingesetzten Limeskommission bereits stattliche Reste wiedergefunden haben. Der Wall, der ungefähr in der Mitte zwischen Bonn und Koblenz begann und immer in derselben Breite und Bauart über Berge und Täler, über Sümpfe und Moräste, über Wiesen und Felder hinlief, sollte einem dreifachen Zwecke entsprechen, einerseits als Reichsgrenzstraße, die dem öffentlichen Verkehr diente, dann als Grenzsperre, an der der Verkehr von und nach dem Ausland überwacht werden sollte, und endlich als eine Verteidigungslinie, auf der die Römer, durch Kastelle im Rücken geschützt, lange einem feindlichen Ansturm Trotz bieten konnten.

In einer äußerst fesselnd geschriebenen Erzählung, welche zumeist dem tapferen, treuherzigen Centurio Claudius Vindelicus von der 22. Legion in den Mund gelegt wird, der, von Geburt ein Germane, nach seinem eigenen Geständnis während seiner langen Dienstjahre in Lebensweise und Gewohnheiten fast ein Römer geworden ist, werden nun die römischen Legionen als die Träger einer überlegenen Kultur geschildert; sie suchen den germanischen Urwald und jenes Gebiet, das Tacitus mit den für den Römer so bezeichnenden Worten als informem terris, asperam caelo, tristem cultu adspectuque (Germ. 2) charakterisiert, jener höheren Kultur zu erschließen. Und darin scheint uns vor allem der Wert des Buches zu liegen, daß die Römer hier nicht, wie so oft, nur als die Feinde Germaniens geschildert werden, die mit rücksichtsloser Grausamkeit die Freiheit des Volkes unterdrücken und bloß niederzureißen und zu zerstören verstehen, sondern daß hier einmal berechtigterweise auch der Nutzen und Segen der römischen Invasion betont wird, der sich eben darin zeigt, daß unseren noch auf tiefer Stufe stehenden Vorfahren zu deren Nutz und Frommen jene hochentwickelte Kultur aufgezwungen worden ist. Bahmann läßt uns also die kunstvolle Anlage römischer Kastelle und Städte schauen, mit ihm reisen wir auf wohlgepflegten Straßen, die die kunstgeübte Hand römischer Legionare gebaut hat, er läßt uns einen Blick tun in die

Werkstätten römischer Tischler und Schmiede, Sattler und Wagenbauer, Schuhmacher und anderer Handwerker, die sich in der Nähe der Kastelle angesiedelt haben und jetzt an ihren fortgeschrittenen Leistungen die Germanen teilnehmen lassen, er führt uns in die Gehöfte germanischer Bauern, die sich allmählich daran gewöhnt haben, nicht nur nach römischem kriegerischem Vorbild einen Ringwall um ihren Hof zu errichten, sondern sogar das Haus darin nach römischem Muster aus gebrannten Steinen, nicht mehr aus Holz zu bauen. Auf diese Weise wird der Jugend einmal an praktischen Beispielen die Wahrheit des alten Wortes: Fas est et ab hoste doceri vor Augen geführt.

So gelingt es Bahmann, in großen, kühnen Zügen uns ein packendes, farbengesättigtes Bild römischer Kultur aus der Kaiserzeit zu entrollen, und in geschickter Weise werden in diesem Zusammenhang die die ganze römische Welt der damaligen Zeit erschütternden Ereignisse, wie die Zerstörung Jerusalems, der Ausbruch des Vesuv und die Christenverfolgungen, eingeflochten. Wir tragen darum kein Bedenken, zu gestehen, daß dieses neue, frisch und lebendig geschriebene Buch Bahmanns früheren, oben genannten Veröffentlichungen sich ebenbürtig anschließt. Da nun dem gediegenen Inhalt auch das äußere Gewand durchaus entspricht — der rührige Verlag von Alexander Köhler hat sowohl für einen geschmackvollen Einband, als auch hübschen Buchschmuck in Gestalt von sechs Vollbildern des Malers R. Trache Sorge getragen —, halten wir es für unsere Pflicht, die Anschaffung des Buches aufs angelegentlichste zu empfehlen, insbesondere auch auf seine Verwendbarkeit als Bücherprämie hinzuweisen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Kleine Mitteilungen.

An der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin ist soeben eine **„Akademische Auskunftsstelle“** mit der Aufgabe eingerichtet worden, eine Zentrale für alle Auskünfte zu bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden für ihre Studienzwecke förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Studienaufenthalt in Berlin zu einem nutzbringenden zu gestalten. Außerdem wird sie gern bereit sein, auch anderen Personen, welche Berlin zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen, zur Erreichung ihrer Ziele die erforderlichen Auskünfte zu gewähren. Die Auskunftsstelle befindet sich im Universitätsgebäude zu ebener Erde gegenüber der Pförtnerwohnung und ist an den Wochentagen von 10—1½ Uhr vormittags und von 6½—7½ Uhr nachmittags geöffnet. In der Zeit der gesetzlichen Universitätsferien fällt der Nachmittagsdienst fort.

Die Auskunftsstelle erteilt Auskünfte sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Anfragen. Für schriftliche Anfragen ist ein Briefkasten angebracht, der um 10 Uhr morgens und um 6 Uhr abends geleert wird.

Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. 6. Band. 2. Heft. Inhalt: Wilh. Feldmann, Modewörter des 18. Jahrhunderts. I. — Otto Ladendorf, Nervös. — Albrecht Keller, Die Formen der Anrede im Frühneuhochdeutschen. — Erich Björkman, Die Pflanzennamen der althochdeutschen

Glossen. II. — Oskar Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern. III. — R. Sprenger, Zur Sprache E. M. Arndts. — Chr. Bartholomae, Beiträge zur Etymologie der germanischen Sprachen. II.

Preußisches Verwaltungsblatt. 26. Jahrg. Nr. 8. Inhalt: Kappelmann, Die deutschen Städte am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 12. Inhalt: Sauer, Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland, bespr. von Sulger-Gebing. — Müller, Schillerbüchlein, bespr. von Woerner. — Servaes, Heinrich v. Kleist, bespr. von Nerrlich.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 19. Jahrg. Nr. 11. Inhalt: Die Fremdwörter in der Schule. Von Oberlehrer Karl Gomolinsky. — Der Deutsch-Schweizerische Sprachverein. Von Julius Brodbeck-Arbenz. — Engländerei in Frankreich. Von Dr. J. E. Wülfing. — Über den Namen der Stadt Ettlingen. Von Prof. Otto Heilig. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neu erschienene Bücher.

Emil Schneider, Lehrproben über deutsche Lesestücke. 4. Band. Gedichte. Marburg, N. G. Elwert, 1904. 459 S.

Das Neue Testament. Neue illustrierte Ausgabe mit Bildern von Julius Schnorr v. Carolsfeld u. a. Konstanz, Carl Hirsch, 1904.

Paul Fleischmann, Das Heilige Land in Wort und Bild. Konstanz, Carl Hirsch, 1904. 383 S.

Pilz, Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Teil. 2. umgeänderte Aufl. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1905. 79 S.

Fritz Frenzel, Die überhandnehmende Verrohung von Jugend und Volk. Pößneck, E. Schertling, 1904. 48 S.

C. F. Meyer, Der Heilige. Erläutert von Dr. Karl Credner. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrh. 18. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 32 S.

Lic. theol. Dr. A. Pommrich, Kaiser Wilhelm der Persönliche. Jeder Deutsche eine Persönlichkeit. Eine Festansprache. Dresden, C. L. Ungelenk, 1905. 7 S.

M. Evers, Schillers Wallenstein. 3. Heft. 2. Aufl. Leipzig, H. Bredt, 1905. 120 S.

Adolf Tromnau, Kulturgeographie des Deutschen Reiches und seine Beziehungen zur Fremde. 3. Aufl., bearbeitet von Dr. Max Eckert. Halle a. S., Hermann Schrödel, 1904. 172 S.

Friedrich von der Leyen, Erzieher zu deutscher Bildung, Band 1: Joh. Gottfr. Herder, Ideen. Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. 230 S.

Chr. Ufer, Die Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Weimar. Altenburg S.-A., Oskar Bonde, 1904. 63 S.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender. 9. Jahrg. 1905. Leipzig-Wien, Bibliograph. Institut.

F. Boeckh, Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Wismar, Hans Bartholdi, 1905. 30 S.

Dr. G. Baumgärtner, Pfeile nach einem Ziel. Sieben Aufsätze zur Pädagogik der höheren Schulen. Elberfeld, Baedekersche Verlagshandlung, 1904. 63 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Schillergedächtnis und Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Die Schule ist das Prügelkind unserer Zeit. Wenn man heute viel von Schulreform spricht, so darf man das gewiß niemand verargen. Denn auch die Schule bedarf der fortwährenden Zuführung neuer Ideen und Gedanken und der geschickten und lebendigen Einfügung dieses Neuen in ihren Organismus, wenn sie nicht in ihrer Entwickelung zurückbleiben soll. Man wird also alle Aufsätze und Bücher, die in sachlicher Form Mißstände besprechen und auf Abhilfe dringen oder nach neuen Wegen suchen, um unsere Schule immer mehr dem Ideal einer großen Volkserziehungsanstalt anzunähern und sie immer mehr zu einer hehren Führerin unserer Jugend zu den edelsten und höchsten Zielen hin zu erheben, als getreue Helfer an einer wichtigen und großen Aufgabe begrüßen.

Aber das wird man billigerweise wohl fordern können, daß diese Reformschriften streng ihren wissenschaftlichen, sachlichen Charakter wahren und sich klar und gesund auf den sicheren Boden der Tatsachen stellen. Die erste und oberste Tatsache ist hier aber doch die, daß wir es in der Schule mit einer auf wissenschaftlichem Grunde ruhenden Anstalt zu tun haben, von ehrwürdigem Alter und mit einer festgefügten kraftvollen Entwickelung, die in ihrem jahrhundertelangen schweren und mühevollen Werdegange unendlich viel Segen gestiftet hat und daher für alles, was sie bisher geleistet hat, einen besseren Dank verdient, als ihr in den wüsten und öden Schimpfereien vieler Reformschriften geboten wird. Haben denn die Männer, die bisher in und an der Schule gearbeitet haben, nicht auch Großes und Herrliches gewollt und, soweit die Umstände und Verhältnisse es zuließen, auch erreicht? Ich wenigstens bekenne offen, daß auf meinem Lebenswege manche treue, ehrwürdige Lehrergestalt steht, die ich noch heute voll tiefer, inniger Verehrung im Herzen trage und der ich bis ans Ende meiner Tage dankbar sein werde für das, was ich von ihr an Keimen des Schönen, Hohen, Großen und Guten und an Rüstzeug fürs Leben empfangen habe.

Gerade in bezug auf Schiller möchte ich hier das öffentliche Bekenntnis ablegen, daß ich die tiefste, für mein ganzes Leben unvergeßliche Wirkung durch die Schule empfangen habe. Ich war acht Jahre alt, als mein Vater,

der zugleich mein Lehrer war, uns Kindern in der Schule Schillers Glocke, Taucher und Gang nach dem Eisenhammer vorlas und eingehend sachlich und sprachlich erläuterte. Ein wahrer Heißhunger nach Schillers übrigen Werken ergriff mich, und ich wußte mir heimlich aus meines Vaters Bibliothek Schillers Werke zu verschaffen, die ich mit Begeisterung geradezu verschlang. Ich habe seitdem unzählige philologische, sprachgeschichtliche, literarhistorische, philosophische und ästhetische Schillerstudien getrieben, schlechte und gute Erläuterungen gehört, ganz traurige und ganz herrliche Aufführungen von Schillers Dramen gesehen, aber noch heute, wenn in meiner engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt und ich einmal Zeit gewinne, mich wieder in Schillers Werke zu versenken, da stehen sie in unverjüngter Frische vor mir: die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.

Wie oft hat Rudolf Hildebrand in seinem Privatissimum uns Schiller erklärt, oft bei einem Worte stundenlang verweilend und von diesem aus nach allen Seiten hin in die Weite und in die Tiefe gehend, so daß wir das Schaffen des Genius nachfühlten und klar erkannten, aus welcher langgegliederten Gedankenreihe und Kulturentwickelung schließlich der Ausdruck, das Werk Schillers hervorsprang! Wie bin ich noch heute diesem Meister der Interpretation aufs tiefste dankbar für solche Hochgenüsse der innersten Seele, die sich mir unvergeßlich tief ins Herz geprägt haben für mein ganzes Leben. Wirkliche, tiefgehende, wissenschaftliche, auf sprachgeschichtlicher, literarhistorischer, kulturhistorischer, psychologischer und philosophischer Grundlage ruhende Erläuterungen dichterischer Werke führen stets jeden künstlerisch überhaupt Empfänglichen zu erhöhtem und vertieftem Genuß der Werke eines Dichters, und diese erscheinen ihm nach solchen Erläuterungen ganz neu, eben weil er sie in einem ganz anderen, neuen Lichte sieht.

Ehe ich Rudolf Hildebrands Vorlesungen über mittelhochdeutsche Dichtungen, über Walther von der Vogelweide, über den Minnesang, über Gudrun und Nibelungen, über Wolfram von Eschenbach usw. gehört hatte, schien mir die mittelhochdeutsche Dichtung, obwohl ich mich seit Jahren aufs eingehendste mit ihr beschäftigt hatte, weit hinter der griechischen und englischen zurückzustehen, aber durch Rudolf Hildebrands Erläuterungen wurde sie mir in eine ganz neue Beleuchtung gerückt, ich lernte sie verstehen und infolgedessen lieben, bewundern und innig verehren. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen! Seitdem bereiten mir diese Dichtungen einen ganz anderen, tieferen, ja unerhörten Genuß. Ich weiß es noch wie heute, wie mir Walthers köstliches Lied: „Nemt, frouwe, disen kranz“ usw., das ich bis dahin nur gering bewertet hatte, oder sein köstlicher Spruch: „Mir ist verspart der saelden tor“ durch Hildebrands immer mindestens über eine ganze Stunde sich hinziehende Erklärung in ihrer wunderbaren Schönheit

erschlossen wurden, so daß sie mir seitdem wie köstliche Edelsteine erstrahlten. Ebenso bleibt mir unvergeßlich, wie Hildebrand mir die Schönheit und Größe der Dichtung Günthers erschloß, wie er, nachdem er uns durch lange, stellenweise auch scheinbar weniger fruchtbare Strecken sprachgeschichtlicher und philosophischer Erklärung geführt hatte, plötzlich das Kolleg mit der Vorlesung von Günthers Bußlied schloß: „Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme.“ Ich habe nie, weder im Theater noch bei einer Schauspielerrezitation, eine so tiefe, ästhetische Wirkung empfangen, als durch Hildebrands derartige, auf tiefgehender Erläuterung ruhende Vorlesungen von ganzen Gedichten oder einzelnen Dichterstellen. Wenn Arno Holz eine derartige Erläuterung der Dichtungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gehört hätte, so würde er wohl die tiefe innere Unwahrheit seines lyrischen Porträts aus dem 17. Jahrhundert (vgl. diese Zeitschrift, 19. Jahrg., S. 2) bald selbst erkannt haben.

Selbstverständlich haben auch andere Universitätslehrer in ähnlicher Weise gewirkt, und diese Wirkungen sind von ihren Schülern, die später als Lehrer in den verschiedensten Schulgattungen tätig waren, in die Schulen getragen worden. Wenn natürlich auch nicht jeder Lehrer ein geborener, künstlerisch veranlagter Erklärer der Dichtung ist und manche es nicht verstanden haben, die Dichtung in der Seele der Schüler lebendig werden zu lassen, so ist doch eins sicher: den guten Willen haben alle gehabt, und ihrer Pflicht gegen die Dichtung sind sich alle bewußt gewesen. Aber unwissenschaftlich und zu offenbarer Unwahrheit führend ist es, wenn jemand solche Einzelerfahrungen verallgemeinert und nun daraus, daß er selbst einen leider ungeeigneten Lehrer gehabt hat, der die Dichtung nicht erhöhte, sondern verlederte, den Schluß zieht, daß die Gesamtheit der Lehrer, die Schule überhaupt ihren Schülern den Genuß der Dichtungen verekele. Jeder Kenner unserer Schulen, der Gelegenheit gehabt hat, lange Jahre hindurch den Unterricht in den verschiedensten Schulgattungen und bei den verschiedensten Lehrern genau kennen zu lernen, muß ein derartiges allgemeines Urteil als eine offenbare Unwahrheit zurückweisen.

Trotzdem aber kann man diesem falschen Urteil heute auf Schritt und Tritt begegnen. Es ist in den letzten Jahren so unendlich häufig gefällt worden, daß ein geschmackvoller Redner oder Schriftsteller ein solches Urteil heute eigentlich nicht mehr aussprechen sollte, selbst wenn er es für wahr hielte. Ein Meister des Stils verschweigt solche alltägliche, nichtssagende Behauptungen.

Aber die Sucht, Prophet und Reformator zu scheinen, das Buhlen um Beifall und Gunst der Massen ist so groß in unserer Zeit, daß man trotzdem solchen Urteilen in der Tagespresse und in Wochen- und Monatsschriften sehr oft begegnet. Freilich darf man wohl annehmen, daß

da, wo man ein solches Urteil aus hervorragendem Munde hört, eine Unkenntnis der einschlagenden pädagogischen Literatur vorliegt, so daß sich der betreffende Schriftsteller in dem Irrtum befindet, etwas Neues, noch nicht Erörtertes zu sagen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist es wohl zu betrachten, wenn auch in verschiedenen Schriften, die aus Anlaß der bevorstehenden Schiller-Gedächtnisfeier erschienen sind, sich die angeführten absprechenden Urteile über die Schule finden. Statt der Schule und deren ehrlicher Arbeit, ohne die Schiller wohl nicht im entferntesten noch so lebendig in unserem Volke wäre[1]), bei dieser Gelegenheit herzlich zu danken, auch wenn sie im einzelnen hie und da gefehlt haben mag, benutzt man diese Gelegenheit, um heftige Anklagen gegen die Schule zu richten.

Ich will hier nur eine von diesen Anklagen herausheben, weil sie in der Tagespresse vielfache Verbreitung gefunden hat. Der Schwäbische Schillerverein hat zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag ein „Marbacher Schillerbuch" (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1905) herausgegeben, das eine Fülle fesselnder Aufsätze von Erich Schmidt, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Adolf Baumeister, Theobald Ziegler, Oskar Walzel, Kuno Francke, Albert von Pfister, Otto Harnack, Ludwig Geiger, Adolf Frey, Anton Bettelheim, Gustav Kettner, Friedrich von Westenholz, Eugen Kilian, Adolf Bartels, Heinrich Bulthaupt, Rudolf Krauß, Hermann von Fischer, Bertold Pfeiffer, Paul Weizsäcker, Marion Dexter Learned, Otto C. Schneider, Fernande Richter, Adolf Wohlwill, Robert Vischer, Bernhard Seuffert, Julius von Hartmann, Otto Güntter (Herausgeber des Schillerbuches), Fritz Jonas, Ernst Müller, Julius Petersen enthält. Wenn auch das Bild der Aufsätze ein etwas buntes ist, namentlich da auch Aufsätze über Wieland, Schubart und Hölderlin mit in prinzipieller Weise aufgenommen worden sind, und wenn auch die Aufsätze ungleich in ihrem Werte sind, so darf doch das Werk als eine würdige und wertvolle Festgabe bezeichnet werden.

Darunter aber befindet sich nun auch ein Aufsatz von Berthold Litzmann über Schillers Balladendichtung, der mit folgenden Sätzen schließt:

„Es scheint mir aber wirklich notwendig, bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf den heutzutage keineswegs genügend anerkannten Wert der Schillerschen Ballade, als Kunstwerk an sich, hinzuweisen. Dank der unseligen Einrichtung, daß die Schillerschen Balladen um ihres sittlichen Gehaltes willen auf der Schule als Lehrstoff verarbeitet werden, besteht die

---

1) Man denke nur an die Tatsache, daß die Hauptbesucher aller Schillervorstellungen Schulen und Pensionate sind.

dringende Gefahr, daß das Bewußtsein, mit welchen Kunstwerken allerersten Ranges wir es bei den Schillerschen Balladen zu tun haben, mehr und mehr bei uns schwindet.

Keinem Zeichenlehrer fällt es ein, stümperhafte Anfänger sich am Apoll von Belvedere oder der Juno Ludovisi versündigen zu lassen; dafür sind einfache, gute Vorlagen da, die der Schüler auch in diesem Anfangsstadium verstehen und nachbilden kann. Aber für unseren ästhetischen Unterricht oder für die paar Brocken, die davon im deutschen Schulunterricht abfallen, da sind uns unsere Klassiker, und Schiller vor allen Dingen, gerade gut genug, um von Quartanern und Tertianern in schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen mißhandelt zu werden. Die Folge ist, daß die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schön klingender Verse verbinden lernen. Die Menschen sind zu zählen, die heute noch eine Schillersche Ballade ganz rein als Kunstwerk auf sich wirken lassen und genießen können. Und wenn sie es können, so haben sie, ich spreche aus eigenster Erfahrung, sich die Unbefangenheit in reiferen Jahren selbst erwerben müssen, trotz der Schule, die alles getan hat, ihnen für immer die Freude daran zu verderben. Wenn wir so wie bisher fortfahren, so werden wir Schiller uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf videant consules am Platz. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermeßlichen Schaden tut." (S. 187 f.)

Ich bedauere, daß sich ein von mir so verehrter Mann wie Litzmann dazu hat hinreißen lassen, ein so unbewiesenes Urteil über die Schule und noch dazu bei einer so wenig passenden Gelegenheit zu fällen, und daß der erfahrene Herausgeber, Otto Güntter, diese Stelle nicht gestrichen hat. Die gesamte Tagespresse hat natürlich mit dem größten Behagen Litzmanns Klageruf abgedruckt, und selbst das von dem vorurteilsfreien und umsichtigen Ettlinger herausgegebene „Literarische Echo" hält es für geschmackvoll, im Anschluß an „Litzmanns Vorwurf" über die „trostlose Behandlung" zu klagen, „die heute den Schillerschen Gedichten in der Schule zuteil wird". (7. Jahrgang, Heft II, 1. März 1905, S. 788, Anm.)

Glaubt man denn damit wirklich etwas Neues zu sagen? Die Klage ist doch wahrhaftig alt genug. Neu ist nur, daß sie seit mindestens zehn bis fünfzehn Jahren auf unseren heutigen Betrieb des deutschen Unterrichts, der die Dichter im allgemeinen in geradezu lebensvoller Weise zu erfassen und zu behandeln bestrebt ist, durchaus nicht mehr paßt und zwar deshalb, weil unsere Lehrer sich in ihrer Mehrzahl immer mehr zu künstlerisch ab-

gerundeten Persönlichkeiten zu entwickeln begonnen haben. Aber unsere Literatur- und Kunstgelehrten, unsere Kunst- und Zeitungsschriftsteller sitzen weit abseits von der Schule und haben keine Ahnung von unserem heutigen lebendigen Unterrichtsbetrieb. Daher singen sie — leider ohne jede sachliche wissenschaftliche Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse — das alte Klagelied, das schon Goethes Mutter vor hundert Jahren und damals mit wirklicher Berechtigung anstimmte. „Wolfgangs Eugenie"[1]), so schrieb Goethes Mutter an ihre Schwiegertochter Christiane, „ist ein Meisterstück, aber die Großmutter hat aufs neu die lateinischen Lettern und den kleinen Druck zum Abrachmelech gewünscht. Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deutschem Sinn — deutschen Buchstaben; denn wenn das Ding so fort geht; so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr weder geredet, noch geschrieben — und du und Schiller, ihr seid hernach klassische Schriftsteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk — was werden alsdann die Professoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum so lang es geht — deutsch, deutsch geredet — geschrieben und gedruckt."[2])

Die gleiche Klage auch heute noch anzustimmen, dazu liegt doch für die Allgemeinheit wohl kaum noch eine Veranlassung vor. Das Laien- und Dilettantenhafte solcher Klagen tritt doch um so schärfer hervor, je mehr und je eingehender die pädagogische Fachwelt sich — und zwar bereits seit Jahren — mit dieser Frage beschäftigt. In der Fachpresse wimmelt es ja geradezu heute von Aufsätzen, die sich mit dem Problem der Dichterbehandlung in der Schule beschäftigen und das alte Übel einer Verschüttung der Dichter durch den Schulstaub mit Stumpf und Stiel auszurotten suchen. In der pädagogischen Fachpresse hätte auch Litzmann seine Ausführungen veröffentlichen sollen. Dort wären sie als Bausteine für die Erneuerung unserer Schule am Platze gewesen. Dort tun sie auch keinen Schaden, weil die Leser wiederum Fachleute sind, die alle Übertreibungen solcher Aufsätze durch ihre fachmännische Kritik berichtigen und das Gute darin von dem Abgestandenen und Überlebten scheiden können.

In allgemeinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und in Tageszeitungen aber solche Klagen auszusprechen, muß als verfehlt bezeichnet werden, weil dadurch die Allgemeinheit irregeführt und zu einem ungerechten, herabsetzenden Urteil über die Schule aufgestachelt wird. Dadurch entstehen dann solche innerlich unwahre Bücher wie das von dem gewiß geistreichen Arthur Bonus über den Kulturwert der Schule, das nur ein Zerrbild der Schule,

1) Sie meint Goethes Drama „Die natürliche Tochter".
2) Karl Heinemann, Goethes Mutter, 4. Aufl. Leipzig 1893 S. 244 f.

das der Verfasser sich selbst aus ganz isolierten persönlichen Erfahrungen konstruiert hat, vor die Augen des Volkes stellt. Wissen denn diese Laien und Dilettanten noch nicht, daß die Unterschriften zu jedem Programm einer Schulreform mindestens zu 90 Prozent aus Lehrerkreisen stammen? Ist es da wirklich nötig, einen Warnungsruf videant consules erschallen zu lassen, wo doch Tatsachen beweisen, daß die Lehrerwelt scharfen Auges allezeit auf der Wacht steht?

Kein anderer Stand übt wohl an seiner eigenen Arbeit so unbefangene und scharfe Selbstkritik wie gerade der Lehrerstand, was freilich auch seine tiefen und schweren Nachteile hat. Denn die Allgemeinheit würde wohl schwerlich so skrupellos und rücksichtslos auf der Schule herumschlagen und den Lehrerstand gesellschaftlich so achtlos beiseite schieben, wenn nicht so zahlreiche Angehörige dieses Standes in übertriebenem Eifer für Schulreformen das Ansehen der Schule und ihrer Arbeit so nachdrücklich erschütterten. Man sollte sich bei allen derartigen Reformbestrebungen, die ja stets der fachmännischen Prüfung wert sind, durchaus auf die Fachpresse beschränken und alle Agitation in allgemeinen öffentlichen Versammlungen und Tageszeitungen unter allen Umständen meiden. Diesen Standpunkt halte ich für den allein der Schule würdigen. Als der Verfasser der heute bereits verschollenen Schrift „Rembrandt als Erzieher" den „Schulmeister" seinem ganzen Wesen nach als „ordinär" bezeichnete, da jubelten ihm Hunderte von Lehrern zu. Vermutlich wollten sie sich damit als „Ausnahmen" zu erkennen geben, und so verlassen täglich Hunderte die Reihen ihres Standes, nur um von der Allgemeinheit als „Ausnahmen" erhoben und gerühmt zu werden. Aber die Allgemeinheit macht in Wirklichkeit diesen Unterschied niemals. Lehrer und Schule sind ihr eins, und je mehr diese von ihren eigenen Vertretern geschmäht wird, um so tiefer wird auch jener mit herabgestürzt. Man pflegt leider die bestehenden Schulzustände absichtlich recht schwarz zu färben und als recht rückständig zu schildern, nur damit das Lichtbild, das dann der „Prophet und Reformator" auf diesem künstlich hergestellten Nachthimmel aufsteigen läßt, um so heller und glänzender erstrahlt.

Wenn Litzmann sein Urteil in der Monatsschrift „Kind und Kunst" (herausgegeben von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt), einem sehr warm zu empfehlenden Blatte, oder in der bei Teubner in Leipzig erscheinenden, nach den bisher ausgegebenen Nummern recht verheißungsvoll sich darstellenden Monatsschrift für pädagogische Reform „Der Säemann" (herausgegeben von dem rührigen Goetze in Hamburg) niedergelegt hätte, so würde es dort an seinem Platze gewesen und von den fachmännischen Lesern ganz von selbst richtig eingeschätzt worden sein. Wenn aber Litzmann dieses Urteil in dem der Verehrung Schillers dienenden „Marbacher Schillerbuch"

ausspricht, so gewinnt es einen ganz anderen Klang, und ich lege im Namen der Schule ausdrücklich Verwahrung gegen dieses Urteil ein, das dem gegenwärtigen Zustande unseres deutschen Unterrichtes in seiner Gesamtheit nicht entspricht, das den mächtigen Fortschritten unseres Unterrichtes in den letzten zehn Jahren gegenüber als eine vollkommene Ungerechtigkeit erscheint.

Welches ist denn das Beweismaterial, das alle Feinde der Schule aus Laienkreisen ihrem Urteile zugrunde legen? Zunächst ist es stets die „eigenste Erfahrung", d. h. sie haben, nach ihrer Meinung, einen Unterricht gehabt, der ihnen die Dichtungen verekelte. Zufällige persönliche Erfahrungen werden dann einfach verallgemeinert, und das geringschätzende Urteil ist fertig. Freilich ein völlig unzulängliches und unwissenschaftliches Verfahren. Diese persönlichen Erfahrungen gestatten noch nicht einmal den Schluß, daß der Unterricht bei dem betreffenden Lehrer an der einzelnen, bestimmten Schule schlecht war; denn oft kommt es vor, daß zwei Schüler, die bei demselben Lehrer Unterricht hatten, gerade entgegengesetzt über diesen Lehrer und seinen Unterricht urteilen. Es kommt eben auch darauf an, welches Verständnis ein Lehrer bei seinem Schüler findet. Nur kongeniale Naturen verstehen sich. Also ein Beweismaterial, aus dem man noch nicht einmal einen berechtigten Schluß auf einen einzigen bestimmten Lehrer ziehen kann, genügt den Betreffenden, um über den gesamten Unterricht in ganz Deutschland bei allen Lehrern und in allen Schulgattungen abzuurteilen.

Bei den Urteilen über die Behandlung von Dichtungen in der Schule läuft aber gewöhnlich noch ein völliges Mißverständnis über die Aufgabe der Schule unter, als ob nämlich die Schule für alles ohne Ausnahme die Vorbereitung zu übernehmen habe und die viel wichtigere und bedeutsamere Schule des Lebens völlig überflüssig machen müsse. Jeder Kundige aber weiß, daß die Schule vor allem durch peinliche, sorgfältige, genaue Arbeit im kleinen mit wohlabgemessenem Fortschreiten in der Entwickelung den Schüler zu Ordnung, Gewissenhaftigkeit, Schärfe, Klarheit und Genauigkeit im Denken und Handeln in steter Übung und Gewöhnung zu führen hat, so daß er zu einer Schulung und Entfaltung seiner Kraft gelange, die ihn befähigt, nunmehr selbst zu stehen und zu gehen und seinen Weg durch die Welt sich selbst zu bahnen. Sie kann und soll nur in die Vorhallen der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens führen. Sie soll aber vor allem das vorausnehmen, was der Mensch sich späterhin nicht mehr oder nur mit großer Überwindung erringen kann: das Handwerkliche, Technische, alles was die Funktionen des Geistes und des Körpers, soweit dieser in Betracht kommt, übt und das Triebleben des Menschen in straffe

Willenszucht nimmt. „Alle Kunst beruht auf handwerklichem Können.“ Dieses Wort Goethes gilt ganz besonders auch von der Arbeit der Schule. Das Technische, das Handwerkliche der Wissenschaft wie der Kunst soll vor allem die Schule vermitteln; denn später ist dazu keine Zeit und gewöhnlich auch keine Lust mehr vorhanden. Die Übung der Jugend kann hier durch nichts ersetzt werden. Die Gefühle und Erfahrungen aber, auf Grund deren der Mensch späterhin ein Kunstwerk voll verstehen und daher auch wirklich genießen lernt, vermag ihm nur das Leben selbst zu geben, niemals die Schule allein.

Die peinlichen, lückenlos fortschreitenden, sorgsam genauen Übungen werden auch den künstlerischen Naturen niemals wirklich lästig, nur die unkünstlerischen Menschen werden dadurch von der Kunst abgeschreckt. Denn diese haben keine Ahnung davon, daß die Kunst schwere, ernste Arbeit ist und daß auch der Kunstgenuß, der wirkliche und wahre, reine und hohe Kunstgenuß errungen werden muß durch tiefgreifende Arbeit. Das Wort Goethes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ gilt ganz besonders auch von den Werken der Kunst. Diese Arbeit tut aber der künstlerisch Veranlagte gern und mit einer Hingabe ohnegleichen. Man kann das täglich an großen Schauspielern beobachten. Sie lernen mit Eifer und Lust Tausende von Versen und Prosadialogen auswendig, sie wiederholen sie täglich, sie treten hundert und zweihundertmal in der gleichen Rolle auf, und immer, wenn sie spielen, da liegt all das sorgfältig studierte und mühsam geübte Mechanische weit hinter ihnen: der Text erscheint ihnen neu und unberührt wie an dem Tage, wo sie ihn zum erstenmal lasen, und hinreißendes Feuer der Begeisterung dringt aus den Worten des Dichters immer aufs neue in ihre Seele und entfacht ihr Talent zu bewunderungswürdigen Leistungen. Man muß nur einmal einen Schauspieler wie etwa Friedrich Haase mehreremal in der gleichen Rolle gesehen haben, wo jeder Augenaufschlag und jede Fingerbewegung sich genau in derselben Weise wiederholte, wo aber doch der Genius der Kunst so unmittelbar und so lebendig zu uns sprach, als sei dies alles erst im Augenblick der Darstellung unmittelbar aus dem Innern des Künstlers herausgeboren.

Darum, wer sich die Kunst durch strenge, mühsame technische Studien, durch Auswendiglernen, durch Deklamationen und Stilübungen, die er durchmachen muß, verekeln lassen kann, der ist alles andere, nur keine Künstlernatur. Und darum ist der deutlichste Beweis, wie wenig Künstlernaturen es in unserem Zeitalter noch gibt, der so oft zu hörende Jammer darüber, daß die Schule durch ihre Erläuterungen und Übungen dem Betreffenden die Kunstwerke verekelt habe. Als einst ein junger Künstler, der

sich dadurch als starken Geist zu bekunden hoffte, dem Altmeister Adolf von Menzel klagte, daß er, um leben zu können, dem Geschmacke des Publikums zuliebe so viel süßes Zeug malen müsse, da antwortete ihm Menzel, er habe das als junger Mensch auch tun müssen, er habe aber daran sehr viel gelernt. So ergeht es jedem wahren Künstler, er lernt überall und unter allen Umständen; das Kunstideal, das in seiner Seele lebt, treibt ihn vorwärts und zwingt alle Dinge in seinen Bann. Möchte man doch daher mit solch überlauten Klagen über Zerstörung der Kunstwerke durch die Schule etwas vorsichtiger sein; sie bekunden nur zu häufig, daß zwischen dem in solcher Weise Klagenden und der Kunst eine unüberbrückbare Kluft gähnt. Die wahren Künstlernaturen dagegen urteilen ganz anders über die Schule. So schreibt z. B. der Dresdener Hofschauspieler Paul Wiecke, ein Künstler ersten Ranges, über seinen Aufenthalt in Schulpforta folgendes:

„In den stillen, weltabgeschiedenen Mauern der Klosterschule Pforta in Sachsen, wohin frühzeitig ein freundliches Geschick mich führte, reifte neben mancher knabenhaften Phantasterei auch der schon seit frühester Jugend in mir lebendige Wunsch, mich mit Leib und Seele der Kunst zu widmen. Eine Schüleraufführung der „Antigone", bei der ich die Titelrolle im Urtext mit großem Erfolge spielte, gab hierzu den letzten Anstoß. Mein Schicksal war entschieden! Im stillen Klostergarten, auf einsamen Spaziergängen stieg die Muse in goldenen Träumen zu mir nieder, und ich empfand in tief begeisterter Knaben- und Jünglingsseele, wie herrlich es doch sein müßte, auf der Bühne für ein kleines Teil mitzuarbeiten an der kulturellen Bedeutung einer großen Sache. Dieser Sinn für das Ideale, welcher gerade auf jenem kleinen, durch seine Tradition hochbedeutenden Fleckchen Erde unendlich liebevoll und anregend genährt wird, rückte meine ganze Kunstauffassung in eine Sphäre, welcher leider die der Wirklichkeit nur zu oft später nicht entsprach. Die Naivität, diesen mächtigsten Hebel unserer Kunstleistungen mir zu erhalten, klammerte ich mich mit desto größerer Inbrunst an die Ideale, die eine glückliche, sorgenfreie Jugend in meine Brust gesenkt und eine sorgfältige Erziehung, ein ernstes Weiterarbeiten an sich selbst genährt hatten. Was bleibt uns hiervon? Die schmerzliche Einsicht, daß diese Träume zerrinnen müssen, wollen wir den mehr materiellen Anforderungen, welche die Kunst im Kampf um unser Sein an uns stellt, genügen!"[1])

Hier also gerade das entgegengesetzte Urteil über die Schule. Es ist das Urteil, wie ich es bisher fast von jedem großen Künstler gehört habe.

1) Sachsenstimme, 2. Jahrg. Nr. 6. 12. Febr. 1905, S. 1.

Daß Paul Wiecke, ein gottbegnadeter Künstler, so urteilt, das fällt schwerer in die Wagschale als die schmähenden Urteile von Tausenden, an deren Wiege die Grazien nicht gestanden haben. Vielleicht bringt diese Betrachtung doch manchen zur Besinnung, der jetzt mit Macht in das große Heerhorn bläst, das zur Vernichtung der heutigen Schule ruft. Einem Manne wie Wiecke aber gebührt für sein schönes, mutiges Wort über seine Bildungsstätte unser wärmster Dank.

Das Schlimmste aber, was einem Schüler geschehen kann und was alle Entfaltung der Kraft, auch die zur Kunst hin, unterbindet, ist die Verurteilung des Schülers zur Passivität, zu untätigem Hören. Die Selbsttätigkeit des Schülers darf niemals unterdrückt, sondern sie muß gesteigert und in die rechten Bahnen geleitet werden. Die Entfaltung der Selbsttätigkeit macht den Schüler glücklich und froh und führt ihn mit Sicherheit zu dem Ziel aller Schulung: zur Kraftbildung, zur Beherrschung und Klärung seines dunklen Trieblebens und zur klaren Festigkeit in den Grundlagen alles dessen, wozu ihn später Wissenschaft, Kunst, Leben als zu seinem eigentlichen Lebenskreise führen. Litzmann und viele hundert andere sprechen von „schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen". Gewiß erscheint von dem Standpunkte hoher Meisterschaft aus alles Schülerwerk als stümperhaft. Solange die Welt steht, ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Und allein durch Übung wird der Stümper zum Meister. Oder hat Litzmann noch niemals die unbeholfenen Züge der Schrift eines sechsjährigen Kindes mit denen der Schrift eines vierzehnjährigen, die Zeichnungen eines sechsjährigen Knaben mit denen eines zwanzigjährigen jungen Mannes verglichen und daraus ersehen, welch ungeheure Entwickelung zu einer gewissen Meisterschaft, zu einer gewissen Vollendung hin die Schule diesen jungen Menschen gegeben hat? Genau so vermag der kundige Lehrer und Psychologe auch die Entwickelung des Schülers im rein Geistigen, die oftmals schon von Woche zu Woche in wunderbarer Weise wahrzunehmen ist, zu beobachten und klar zu erkennen. Wo der Kundige ein herrliches Wunder der Entwickelung erblickt, das ihn anzieht und nicht wieder losläßt, da sieht der Unkundige nur schauerliche Stümperei.

Was soll denn nun in der Schule eigentlich geschehen? Da soll der Lehrer nur vorlesen und nichts weiter als vorlesen, oder er soll Vorträge über reine Ästhetik halten. Aber das Vorlesen fesselt den Schüler vielleicht ein- oder zweimal; geschieht es oft oder gar regelmäßig, so wird es ihm öde und langweilig. Und für Vorträge über reine Ästhetik hat der Schüler zum Glück kein Verständnis. Er hat für solche Vorträge ein Wort geprägt, das den Vertretern der reinen Ästhetik für die Schule zu denken geben sollte. Der gesunde, tatkräftige Schüler nennt solche Vorträge ästhetischen

Kohl. Die Verkünder solch neuer Ästhetenweisheit sollten nur einmal das vernichtende Urteil hören, das ihnen von den Schülern nach einem solchen hohen Vortrage beschert würde; es lautet: „Heute hat er (der Lehrer) aber wieder gekohlt.“ Schon Goethe sagte: „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen.“ Dieses Wort richtet sich keineswegs gegen die kirchliche Predigt, sondern lediglich gegen das deduktive Vortragen induktiv zu entwickelnder Wahrheiten. Selbsttätig will die Jugend sein, und sie ist des Lehrers eigentlich nur um deswillen bedürftig, daß ihr mächtiger Tätigkeitstrieb vor Irrwegen bewahrt, richtig abgemessen, sorglich entwickelt, gesteigert und auf die rechten Ziele gelenkt wird.

Wie eine Erlösung ist es daher dem Schüler, wenn er von dem öden Anhören von vorgelesenen Dichtungen oder ästhetischen Vorträgen zur Selbsttätigkeit übergehen kann, indem er etwas deklamieren oder seine Gedanken über eine Dichtung in einem mündlichen Vortrag oder in einem Briefe oder Aufsatze aussprechen darf. Und wenn diese Deklamationen anfangs auch noch so schauerlich und die Stilübungen zuerst auch noch so stümperhaft sind, für den Schüler sind sie beseligend, sie beflügeln ihn, weil sie seine Kraft entwickeln, und es wäre grausame Torheit, ihn für seine stümperhafte Leistung mit Hohn und Spott zu überschütten; denn dadurch wird nur zu leicht die Kraft für immer gebrochen. Der Kundige wird vielmehr selbst aus solchen stümperhaften Leistungen oft eine herzige Naivität herausleuchten sehen, die ihn wohl berechtigt, dem kleinen unbeholfenen Lehrling der Kunst ein anregendes, ermutigendes Wort zu gönnen. Böcklins schönes Wort: „Ich will in jedem Strich den Willen sehen“ sollte jedem Lehrer als Leitstern dienen. Auch die stümperhafte Leistung ist zu loben, wenn ich in ihr den Willen sehe. Gewiß kann in bezug auf Deklamation und Aufsatz sowie auf freie Schülervorträge und Schüleraufführungen noch viel gebessert werden, aber sie in Bausch und Bogen als schauerlich und stümperhaft zu verwerfen, das heißt doch das Wesen der Erziehung und der Jugend vollständig verkennen und die kochende und jauchzende Seele der Jugend um ihr Bestes betrügen: um ihr frisches Leben und um ihre frohe Selbsttätigkeit.

Noch eins kann ich aber hier nicht unbemerkt lassen. Auch für den Feuergeist des künstlerisch Veranlagten kommen ebenso wie für den nicht künstlerisch Begabten Stunden, wo ihm der lange Weg durch das Mechanische, Handwerkliche, Technische, der doch gerade für den echten und großen Geist unerläßlich ist, zu steil und schwierig und deshalb lästig erscheint. In wessen Seele hätte es nicht einmal gekocht gegen Maßnahmen der Schule, die ihm als pedantische Freiheitsbeschränkung erschienen? In

wem wäre nicht einmal die Stimmung des Goethe-Werther und des Goethe-Faust lebendig gewesen, in der er mit Goethe rief: „Mir ekelt vor allem Wissen. Die Bücher speien mich alle an“ oder in die Worte ausgebrochen wäre:

> Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn
> In deinem lieben Lichte gehn,
> Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
> Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
> Von allem Wissensqualm entladen
> In deinem Tau gesund mich baden.

Die sorgfältige Schulung der angeborenen Natur und Kraft bringt eben eine lange Zeit für jeden Begabten das Gefühl mit sich, als ob durch das strenge Studium Natur und Kraft verloren gegangen wären. Jeder Vorwärtsstrebende macht in seinem Entwickelungsgange diese Erfahrung. Aber dieses Gefühl der Ermattung ist nur eine natürliche Reaktion gegen das stürmische Vorwärtsschreiten des reichbeanlagten Menschen. Nach einiger Zeit kehren Kraft und Natur wieder, aber erhöht, gereinigt, gestärkt, und die höchsten Leistungen der Kunst und Wissenschaft entspringen nun erst dieser durch Schulung und Studium gesteigerten und erhöhten Natur und Kraft. Bei Goethe und Schiller beobachten wir ganz deutlich, wie sie fast ein Jahrzehnt hindurch, als sie in ihrem Studium in die Tiefe drangen, nicht die Kraft zu hervorragender poetischer Produktion besaßen; sie schwiegen. Aber dann kam die alte Kraft wieder, nur beschwingt durch die aus dem Studium gewonnenen größeren und tieferen Anschauungen und Gedanken und gestählt durch die eiserne Übung im strengen Studium, und herrliche Meisterwerke gingen aus dieser Vereinigung von Natur und Studium hervor. Darum sagt Goethe mit tief erkanntem Recht:

> Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
> Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
> Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
> Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

Unsere Schulverächter, Arthur Bonus an der Spitze, wollen dieses „redliche Bemühen“ ausschalten. Sie wollen nur die vor dem Studium liegende Natur anerkennen. Dem aber muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Denn es bedeutet einen Verzicht auf die durch das strenge Studium gesteigerte, erhöhte, gereinigte und verklärte Natur und Kraft, aus der dann erst die größten und herrlichsten Werke der Kunst, Wissenschaft und Technik hervorgehen. Es hieße für alle Zukunft auf solche Werke höchster Art verzichten, wenn wir dem unseligen Drängen, nur bei der Betätigung der ersten, nicht gesteigerten und erhöhten Natur in bloßem Anregen, Vorlesen und kraftlosem Getändel stehen zu bleiben, nachgeben und

das strenge, ernste, wenn auch zuweilen nüchterne Studium unserer Sprache und Dichtung aus unserer Schule beseitigen, wenn wir auf Übung und Selbsttätigkeit unserer Jugend, weil sie doch nur Unzulängliches erzeugen kann, verzichten wollten. „Nur das Unzulängliche ist produktiv!" sagt Goethe. Und darum können nur doktrinäre, theoretische und unproduktive Geister dieses Unzulängliche verdammen. Ich halte es darum für eine heilige Aufgabe, mich diesem Streben nach Vernichtung alles tieferen, strengeren Studiums unserer Dichter in der Schule aufs entschiedenste entgegenzustellen. Bloßes Vorlesen befriedigt nur die rohe Stoffgier der Jugend, und es führt ebenso oft zur Indianergeschichte und zum Kolportageroman wie zur oberflächlichen, seichten Unterhaltungslektüre. Zum Genusse des Echten, Großen, Wahren in der Kunst führt nur das tiefere Kunstverständnis. Und in dieses dringen wir nur ein durch ernste, strenge Arbeit, durch feinsinnige, tiefdringende Analyse einzelner Dichtwerke. Es gibt keinen anderen Weg. Zur ernsten Kunstarbeit sollen wir unsere Jugend erziehen, zur strengen Schulung von Auge, Hand und plastischem Gefühl, nicht zum Kunstgenusse. Denn zu diesem steigen wir nur durch ernstes Ringen, durch tiefdringende Arbeit auf. Der soll uns winken als herrlicher Preis unserer Arbeit. Und so nur soll unsere Jugend den Genuß auffassen und verstehen lernen.

Damit ist zugleich das andere Beweisstück, das die Schulverächter für ihre schlechte Meinung über die Dichterlektüre in der Schule vorzuzeigen pflegen, in die rechte Beleuchtung gerückt: die Erläuterungsschriften. Hier muß zunächst ein Grundirrtum berichtigt werden, den alle Laien und Dilettanten, die mit ihren Schmähungen und bunt durcheinander gewürfelten, gut gemeinten Vorschlägen der Schule aufhelfen wollen, zu begehen pflegen, der Irrtum nämlich, daß die Lehrer des Deutschen ohne weiteres ihren Unterrichtsstunden solche Erläuterungsschriften zugrunde legten und in ihren Lektionen getreue Abdrücke solcher Erläuterungsvorlagen darböten. Dieser Irrtum der Unkundigen kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Es gibt heute wohl kaum noch einen Lehrer, der so tief in seiner Unterrichtskunst stünde, daß er sich ängstlich an eine derartige Erläuterungsvorlage anklammerte. Und wo es einen solchen noch geben sollte, so würden diesem Übelstande die Rektoren und Direktoren baldigst abhelfen.

Nein, die Erläuterungsschriften haben einen ganz anderen Zweck. Zunächst wollen sie überhaupt dem Werke eines Dichters eine neue, tiefere Deutung geben oder das Werk in eine neue, dem Verständnis des Dichters förderliche Beleuchtung rücken. Oder sie wollen die Dichtung der Menge der Gebildeten oder der großen breiten Masse des Volkes näher bringen. Beide Aufgaben sind so groß und herrlich, daß man getrost sagen kann: eine

solche Interpretationskunst erobert den neuen großen Werken echter Kunst, die anfangs ja im Volke fast niemals sofort Verständnis finden, nach und nach den Platz im Herzen des Volkes, der ihnen gebührt. Man denke nur an die Werke eines Beethoven, Robert Schumann, Richard Wagner, die anfangs von der Gesamtheit entschieden abgelehnt und erst durch die unermüdliche Arbeit genialer Interpretatoren in schwerem Kampfe zur Anerkennung gebracht wurden.

Ganz ähnlich erging es den Meisterwerken Goethes und Schillers. Hat doch Goethe selbst eine Erläuterung seines Gedichtes: „Die Harzreise" geschrieben. Haben doch beide in ihrem Briefwechsel ein unsterbliches Denkmal solcher Erläuterungen errichtet. Goethe hat wiederholt seinen Auslegern lebhafte Anerkennung gezollt, wenn er auch die, welche seinen Gedichten falsche Meinungen und Absichten unterlegten, statt sie auszulegen, bekanntlich gut abgefertigt hat. Vielleicht dient es zur Ehrenrettung aller Ausleger, wenn ich hier einmal das anführe, was Goethe über die Erläuterer seiner Schriften bei Gelegenheit seiner eigenen Erklärung der Harzreise ausspricht: „Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten; ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnisvolle dergestalt eindrangen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt . . . Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer (Dr. Kannegießer) gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt fühle." So urteilte ein Dichterfürst über seine Erklärer, und wir können uns mit solchem Urteil aus dem berufensten Munde trösten, wenn heute selbst Tausende und Hunderttausende, die aber alle zusammen noch lange keinen Goethe aufwiegen, gegen die Erläuterer von Gedichten wüten sollten.

Ja Goethe hat sogar in seiner Erläuterung „Über die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" — man höre es und staune! — die elf Strophen seiner Dichtung durch prosaische Darstellung der tatsächlichen Grundgedanken jeder einzelnen Strophe erklärt und ist dadurch das meisterliche Vorbild zahlreicher in seinen Spuren wandelnder Erläuterer geworden. Da bemerkt Goethe ganz klipp und klar: „Ich konnte doch beim Vortrag (der Ballade) öfters bemerken, daß selbst geistreichgewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber

nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hilfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben in einem alten, waldumgebenen Ritterschloß ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen usw." So stellt Goethe den Inhalt jeder der elf Strophen dar und sagt dann zum Schluß: „Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmutende altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe!"

Damit sind wir aber bei der schulmäßigen Erläuterung angelangt. Kein Geringerer als Goethe ist der Vater dieser Kunst, soweit sie auch auf deutsche Dichtungen angewandt wird. Und wer solche wahrhaft ehrwürdige und tief gegründete Kunst verspotten zu müssen glaubt, wie es leider z. B. auch der sonst so umsichtige Wendt in seiner vortrefflichen Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik tut, der versündigt sich damit nicht nur an der gesamten zukünftigen Entwickelung unserer Kunst, sondern auch an dem Schöpfer dieser Erläuterungskunst, an Goethe. Wie hoch stellte noch das 18. Jahrhundert die Erklärungskunst, die in strenger, jahrhundertelanger Arbeit von unseren hervorragendsten Universitätslehrern zu einer glänzenden Vollendung ausgebildet worden war, allerdings zunächst an den lateinischen und griechischen Klassikern. Sagte man doch noch im Anfang des 19. Jahrhunderts, daß jeder, der einen Autor interpretieren könne, auch eine Schlacht zu kommandieren und einen Staat zu regieren vermöge.

So steht die Interpretationskunst ehrenvoll von alters her neben der Dichtkunst als deren sturmerprobte und treubewährte Genossin, Helferin und Bahnbrecherin. Und sie wird auch durch einen Ansturm von einer noch so großen Schar pädagogischer Männlein, die herab zu den Kindern kauern, statt diese in Begeisterung zu sich emporzureißen, und fanatischer l'art pour l'art-Jünger, die von der tatsächlichen Entwickelung der Dinge und den Wirklichkeiten der Welt keine Ahnung haben, nicht in ihrer festgewurzelten Stellung erschüttert, geschweige denn gestürzt werden. Daß es auch eine ganze Reihe von dürftigen, armseligen und unwürdigen Erläuterungsschriften gibt, das ist leider wahr, aber wir können es ebensowenig ändern wie das Hervortreten erbärmlicher und oberflächlicher Dichtungen, die oftmals die Meisterwerke in den Hintergrund drängen oder wie Unkraut und Dorngestrüpp diese überwuchern. Unkraut gedeiht überall schneller und besser als das Edle und Gute. Aber von dieser Erläuterungs-

literatur niederen Grades ist selbstverständlich hier nicht die Rede, sondern nur von jenen Schriften, die durch geschickte Behandlung mit Ernst ein tieferes Verständnis anzubahnen suchen.

Wenn nun solche Erläuterungsschriften oft viele einzelne Sach- und Spracherklärungen enthalten, so ist damit nicht gesagt, daß diese Erklärungen von dem Lehrer den Schülern mitgeteilt werden müßten. Aber der Lehrer muß sie in der Stunde gegenwärtig haben, schon um etwaige Fragen der Schüler beantworten zu können, vor allem aber, um alle psychischen Hemmungen, die sich bei vielen Schülern geltend machen, indem der Schüler an einzelnen Ausdrücken unwillkürlich hängen bleibt und über zahlreiche derartige Bedenken nicht hinauskommt, siegreich zu überwinden. So bemerkte ich einmal, als ich die Kraniche des Ibykus vorlas, daß ein Schüler ganz teilnahmlos blieb und über etwas nachzugrübeln schien. Ich fragte ihn, was seine Gedanken von dem Gedicht abziehe. Er antwortete, daß ihm in seinem letzten geographischen Extemporale der Ausdruck „Meeresenge" (statt: Meerenge) angestrichen worden sei und hier spreche Schiller doch von „Korinthus' Landesenge". Eine kurze sprachgeschichtliche Darlegung klärte ihn auf, und nun war für ihn erst die Bahn für den ästhetischen Genuß frei.

Wenn ein Lehrer solche Erläuterungsschriften vor seinem Vortrag benutzt hat, so beherrscht er das Gedicht in einer Weise, die sich siegreich in seiner Darbietung des Gedichts geltend macht, und er wird doch in den meisten Fällen kaum ein Wort von dem in der Erläuterungsschrift Gesagten verwenden. Alles, was die Erklärer von Dichtungen sagen, ist für ihn nur schätzbarer Stoff für die künstlerische Gestaltung seiner Unterrichtsstunde, der eine vielfältige Umwandlung, Verkürzung, Verwerfung, Ergänzung und Widerlegung erfährt. Wer daher nach einer Erläuterungsschrift sich sein Bild von der wirklichen Unterrichtsstunde macht, von dem kann man wohl sagen, daß er sich ein völlig unzutreffendes Bild von unserem deutschen Unterrichte konstruiert. Und wenn er nun auf Grund dieses falschen Bildes die Schule schmäht, so trifft dieser Tadel nicht die Schule, sondern sein völlig unzutreffendes Bild von der Schule und in letzter Linie seine eigene unzulängliche Sachkenntnis, auf der dieses irrige Bild beruht.

So wollen wir denn die Schillerfeier auch mit warmem Danke gegen Universität und Schule begehen, die durch ihre geniale Erläuterungskunst, die unserem Volke zu seinem Heil erhalten bleiben möge, Schillers Dichtung mit in die weitesten Kreise hineingetragen und sie unserem Volke lebendig erhalten haben. Dank sei den Tausenden von Lehrern, die im Dienste des Schönen und unserer Dichtung große und schwerwiegende Opfer gebracht

haben, die in ihren freien Stunden die Schüler für Tell- und Wallenstein-aufführungen auf unseren besten Bühnen sorgsam vorbereitet haben, die mit ihnen die Theatervorstellungen besuchen und nach dem Besuche besprechen, die Schüleraufführungen mit Verständnis und Begeisterung einüben, die oft sogar noch in ihrer Wohnung Dichterabende für ihre Schüler veranstalten, Dichterabende, die für solche Schüler unvergeßliche Stunden höchsten Genusses bedeuten. Weiß denn niemand etwas von solchen Opfern, die unsere Lehrer täglich in freudiger Begeisterung bringen? Ich dächte, unsere Schule hätte bei Gelegenheit der Schillerfeier etwas Besseres verdient, als wieder einmal geschmäht zu werden.

Wenn wir uns aber nun zur Schillergedächtnisfeier rüsten, so wollen wir es tun in Schillers Geist. Wir wollen es tun mit jenem voraussetzungslosen Denken, mit jener göttlichen Freude, wie sie Schiller uns verkündet, mit jener lodernden Freiheitsliebe, wie sie in Schillers Dichtung glüht, mit einer Freiheitsliebe, die aber in der Kunst dieses Riesen unlöslich mit Sitte und Gesetz und mit der innigen Liebe zum Vaterlande verschmolzen ist. Wir wollen Schillers Gedanken zu erfassen suchen auf der neuen Grundlage unserer Zeit.

Wir leben im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Zweiten. Und es sei mir daher gestattet, hier das in der Kürze wiederzugeben, was ich am 27. Januar dieses Jahres bei der Kaiserfeier im städtischen Ausstellungspalaste zu Dresden in meiner Festrede ausgeführt habe.

Tief in der Seele des Menschen ruht der Drang nach Vollendung. Aber hemmend stellen sich diesem Ringen immer und immer wieder feindliche Gewalten, zagendes Schwanken und innere Zwietracht entgegen. Wie in der Seele des einzelnen, so schlummert die Zwietracht auch in dem Herzen eines ganzen Volkes. Und gerade das herrliche, stolze Kraftbewußtsein, das zähe unbeugsame Wesen der Deutschen, dieser geniale Grundzug unserer innersten Natur trat Jahrhunderte hindurch der Erhebung unseres Volkes zu einer geeinigten Weltmacht schroff entgegen.

Aber heute können wir jubeln und sagen: Wir haben einen Kaiser, unseren Kaiser, einen weithin ragenden Zeugen deutscher Einheit und deutscher Kraft. In tobender Feldschlacht haben wir ihn uns erkämpft und als den Siegespreis davongetragen, den wir nun hüten und hegen wollen wie unseren Augapfel.

Und noch dazu einen *solchen* Kaiser. In einer Zeit der abstrakten Begriffe, in einer Zeit der parlamentarischen und kollegialen Majoritätsbeschlüsse, in einer Zeit, wo geschriebene Paragraphen und Satzungen die Welt beherrschen, wo die Maschine der gesamten Produktion ihr eisernes Zeichen aufgedrückt hat, wo Technik und Verkehr alle Unterschiede immer

mehr aufheben und alles Persönliche zu vernichten scheinen, in einer solchen Zeit geht durch unser Volk die tiefe Sehnsucht, der heiße Hunger nach einer Person. Sollten wir uns da nicht von ganzem Herzen freuen, daß an der Spitze unseres großen Reiches eine Persönlichkeit steht, lebendig, tatkräftig, impulsiv, scharfkantig? Eine Person, die sich nicht hinter dem Schutzwall der Konstitution ängstlich verbirgt, sondern in tiefbewegten Reden, Telegrammen und Briefen zu allen hervorragenden Ereignissen Stellung nimmt und wie ein echter großer Künstler, wie ein weltgeschichtlicher Dichter wie Schiller die aus dem tiefsten Innern unmittelbar emporquellenden Äußerungen in der unbefangensten und freiesten Weise der Kritik der Welt überläßt?

Mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wie unser kaiserlicher Herr die Zeit gewinnt, jeder geistigen, wirtschaftlichen und politischen Strömung seinen lebendigen Anteil zu widmen, mag er die friedlichen Stätten der schaffenden Arbeit besuchen, mag er dem Vortrage eines Gelehrten beiwohnen, mag er die Hallen der Wissenschaft betreten oder an den Stätten der Kunst den Offenbarungen schöpferischer Geister lauschen. Überall beleuchtet er die aufgeworfenen Fragen durch Gedanken und Worte von ausgeprägter Eigenart.

Verkörpert ist in ihm, in Kaiser Wilhelm II., wie wohl selten in einem deutschen Herrscher unsere militärisch-politische Kraftfülle. Sein ganzes ritterliches Wesen, vom Scheitel bis zur Sohle, ist erfüllt von der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. Alle Dinge der Welt und des Lebens stellt er in demütigem, innigem Vertrauen zu seinem Gott unter diesen Gesichtspunkt. Und mit Recht. Denn der Streit ist der Vater der Dinge und infolgedessen der Krieg der Vorbote aller Kultur, sei es der blutige Kampf in Waffen, sei es das unblutige Ringen der wirtschaftlichen und geistigen Mächte. Daher ruht aller geistige, wissenschaftliche, künstlerische und wirtschaftliche Fortschritt in letzter Linie immer auf der politischen Macht. Und die Staatskunst, die die politische Macht hervorruft, erhält und steigert, ist die größte und gewaltigste aller Künste, die beherrschende Gewalt schlechthin. Daß wir einen Kaiser haben, der dies klar erkannt hat und in seinem ganzen Handeln betätigt: das muß uns, die wir so lange arm, ohnmächtig, verhöhnt, betrogen waren, mit tiefster Freude erfüllen.

Wir Deutsche haben leider Jahrhunderte hindurch der Meinung gelebt, daß die literarisch-ästhetischen Ideale die höchsten seien und haben daher vor allem diesen Idealen nachgejagt. Gewiß ist es etwas Hohes und Schönes um diese Ideale, aber das Höchste und Herrlichste sind sie nicht, sind sie vor allem heute nicht mehr. Während wir uns in philosophischen Träumen ergingen, ob die Welt, in der wir leben, die beste oder schlechteste

sei, oder darum stritten, ob das griechische oder das mittelalterliche romantische Kunstideal das richtige sei, teilten der Franzose, der Brite und Amerikaner die Welt unter sich. Der Deutsche aber hatte auf dem Markte der Weltmacht das Nachsehen.

Heute endlich haben wir ein großes öffentliches, ein großes politisches Leben. Aber trotzdem unterschätzt noch heute ein großer Teil unseres Volkes, namentlich der Künstler und Gelehrten, das öffentliche politische oder gemeinnützige Wirken. Man meint, es stehe nur im Dienste materieller Interessen, und es sei daher selbst materiell, banausisch und nicht ideal.

Welch ein Irrtum! Ein neuer Idealismus ist unter uns aufgestiegen, ein Idealismus, den ich im Gegensatze zu dem alten subjektiven, persönlichen den objektiven Idealismus nennen möchte. Er lebt in den Werkstätten der Arbeit und der Technik, des Verkehrs und des Gewerbes, rasselnd und dröhnend, ebenso wie in den Laboratorien der Wissenschaft, dem rhythmischen, stampfenden Tritte unserer Bataillone und in den wuchtigen Schwungrädern unserer Maschinen, in den Dienstzimmern unserer Verwaltung und auf der Tribüne der Parlamente.

Und dieser neue Idealismus ist hervorgegangen aus dem männlich-strengen Geiste Kants, dem tiefen Wahrheitssinne Goethes und der Riesenwucht der sittlich-schönen Seele Schillers. Es ist der Geist der Pflicht, wie er zuerst in der allgemeinen Wehrpflicht sich verkörperte und dann von da aus unser ganzes Volk durchdrang. Und dieser Geist der Pflicht mit seiner gewaltigen Willenszucht ist in dem Arbeiter, Wagenlenker oder Weichensteller, der täglich Hunderte durch sein pflichtgetreues Wirken vor dem Tode bewahrt, ebenso mächtig wie in dem Soldaten, Beamten, Gelehrten, Künstler, Kaufmann oder Gewerbtreibenden. Über das uferlose: Ich will! des alten Idealismus ist das mächtige: Du sollst des neuen Idealismus zu unserem Heile siegreich emporgestiegen. Ohne diesen neuen Geist der Pflicht wäre der Riesenorganismus unseres Staates ein toter Mechanismus ohne Leben und Blut, der binnen kurzem zerfallen müßte. Auf diesem neuen Geiste der Pflicht beruht daher in letzter Linie das ganze großartige Getriebe unseres modernen Lebens.

Und Kaiser Wilhelm II. ist der glänzende Träger dieses neuen Idealismus, ein durch und durch moderner Fürst, der den Wirklichkeiten des Lebens furchtlos gegenübertritt. Selbst die Kunst muß sich bei ihm unter diesen ehernen Pflichtbegriff beugen. Daher vermag er einen großen Teil unserer modernen Kunst mit ihrer schrankenlosen Verherrlichung des alten: Ich will! und der eigenen Person nicht anzuerkennen und pflegt sie im allgemeinen noch nicht als Ausdrucksmittel der gegenwärtigen Machtfülle des Deutschen Reiches zu verwenden.

Auch die Kunst muß sich, wenn sie wirklich modern sein will, dem ehernen Du sollst! des neuen Idealismus unterwerfen. Die Kunst soll, so rief der Kaiser im Jahre 1901 den Berliner Künstlern zu, mithelfen, erzieherisch auf das Volk zu wirken. Sie soll das ganze Volk, auch die unteren Stände durchdringen, und sie soll daher nicht der Abdruck einer bloßen Künstlerpersönlichkeit sein, sondern der machtvolle Ausdruck des Gesamtgeistes und Gesamtlebens unseres Volkes. Nach einer solchen Kunst sucht unser Kaiser. Und er greift zurzeit noch lieber nach den großen, weiten Formen, die uns die alte Kunst überliefert hat, weil in diese der Beschauer, ganz ähnlich wie in den weiten Rahmen eines alten Liedes, sein eigenes Sinnen, Denken und Fühlen hineinlegen kann. Der Kaiser selbst fühlt sich nach Friedrichs des Großen Vorbild als den ersten Diener seines Staates, und so soll auch die Kunst sich als Dienerin des Staates fühlen. Und wie einst Äschylus, der größte tragische Dichter der Griechen, bestimmte, daß außer Herkunft und Namen nichts anderes seinen Grabstein schmücken durfte als die Worte: „Er kämpfte mit bei Marathon!", so soll auch der Künstler der Wilhelminischen Epoche seine Kunst dem Dienste für das Vaterland unterordnen. Wie einst in dem Zeitalter der verstandesmäßigen Aufklärung ein Lessing schrieb: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", so spricht der Geist unserer Zeit, der Geist des neuen Idealismus: Seine Pflicht zu tun ist die größte und erhabenste Schönheit. Das ist der Dienst des Vaterlandes im Sinne unseres großen Schiller, dessen weitspannende, über Zeit und Raum hinfliegende, die Gesamtheit unseres Volkes ergreifende Kunst in unserer Zeit wieder lebendig werden muß.

Es liegt also eine wunderbare Einheit der Weltanschauung in allen Äußerungen der Persönlichkeit unseres Kaisers, die jeden Unbefangenen mit hinreißender Gewalt und berauschendem Zauber ergreift. Das deutsche Volk ist unserem geliebten Kaiser das erste der Welt und soll es bleiben. Das bekunden viele seiner Aussprüche, von denen ich nur das kraftvolle Wort herausgreife: „Das deutsche Volk ist wie ein edles Vollblutpferd; es duldet nicht, daß ihm einer an die Gurten herankommt, sondern will seinen Platz vorn behaupten."

Hieraus erklärt sich seine Begeisterung für eine deutsche Seemacht und für die Wunder der Technik. Er erschaut es mit klarem Blicke, daß es ohne Kriegsgewalt zur See keinen Seehandel und keine Seewirtschaft gibt und ohne diese kein wirtschaftliches und kulturelles Übergewicht Deutschlands über England und Amerika. Eine neue großartige Entwickelung unseres Handels und Gewerbes, eine neue Blüte unseres gesamten wissenschaftlichen, künstlerischen, geistigen und sozialen Lebens, weltumspannend,

getragen durch neue Erfindungen der Technik und den ehernen Schutz einer kriegerischen Land- und Seemacht: das sind die riesengroßen Pläne, als deren glänzender Träger Wilhelm der Zweite sich uns darstellt. „Wir stehen", so ruft er uns zu, „an der Schwelle der Entfaltung neuer Kräfte; unsere Zeit verlangt ein Geschlecht, das sie versteht."

Wohlan! Wir wollen dieses Geschlecht sein, und wo wir es noch nicht sind, so wollen wir es werden. Wir wollen dem Rufe unseres kaiserlichen Herrn freudig folgen! Haben wir doch in unserem jungen herrlichen Könige Friedrich August, dem unser aller Herzen in heller Freude entgegenschlagen, ein erhabenes Beispiel der Begeisterung für Kaiser und Reich, das er erst neulich bei seinem Besuche in Berlin seinem Volke weithinleuchtend gegeben hat. Und wie wir uns der blühenden Königssöhne unseres Sachsenlandes freuen, so blicken wir mit Stolz auf die jugendlichen Sprossen unseres kaiserlichen Hauses. Noch in diesem Jahre soll der erstgeborne Sohn des Kaisers eine deutsche Prinzessin als Gattin heimführen. Welch ein Ausblick in die Zukunft!

Deutsche Art, deutsche Zucht, deutscher Stolz, deutsche Kraft und Schönheit blickt in festem Vertrauen auf unseren kaiserlichen Herrn und sein Haus. Das deutsche Volk, seine nationale Wohlfahrt, seine geistige und wirtschaftliche Blüte, seine politische, seine kulturelle Macht und sein Kaiser gehören zusammen, untrennbar, unlösbar! — —

Eine Gefahr aber droht neuerdings der herrlichen Einheit zwischen Kaiser und Volk: das ist die Herabwürdigung des vom Kaiser hochgehaltenen Kunstideals durch geschriebene Schriften der Schreiber. Die Vertreter einer extrem modernen Richtung möchten den Kaiser um jeden Preis auf ihre Seite ziehen und suchen dies dadurch zu erreichen, daß sie alle vom Kaiser ausgehenden Kunstbestrebungen, weil diese mehr auf einen großen Inhalt, auf einen gewaltigen Stoff als auf das raffinierte Wie einer modernen Luxuskunst ausgehen, durch wohlfeilen Witz bekämpfen. Dadurch wird aber ein ganz und gar unnötiger künstlicher Riß zwischen Kaiser und Volk herbeigeführt, der um jeden Preis verhütet werden muß. Denn eine solche Kluft ist der schwerste Schaden für das Vaterland.

Eine ähnliche Kluft haben aber die Modernen auch zwischen Schiller und sein Volk zu reißen versucht. Von den Brüdern Schlegel an, die in ihren hitzigen romantischen Übertreibungen Schillers große, reine Kunst nicht verstanden und deshalb vor Lachen vom Stuhle fallen wollten, als sie Schillers Lied von der Glocke, diesen unsterblichen Heldengesang des deutschen bürgerlichen Lebens, lasen, bis zu Nietzsche, der Schiller den Moraltrompeter von Säckingen nannte und mit diesem frechen Worte seiner Götzendämmerung die Schillerverachtung der modernen Überpoeten einleitete,

zieht sich dieser Kampf gegen Schiller durch die Geschichte des letzten Jahrhunderts. Nun schrieb man von Schillerscher Mittelmäßigkeit, nannte seine herrlichsten Dichtungen Pfuschereien und Salbadereien, ein Futter für höhere Töchter und leihbibliotheksüchtige Köchinnen, sah in ihm das deutsche Drama auf den toten Strang geraten und erklärte, daß Schiller uns ästhetisch nichts mehr zu sagen habe. Aber unser Volk hat sich glücklicherweise durch solche verworrene Aussprüche „rasender" Ästheten auch nicht einen Augenblick von Schiller abdrängen lassen. Er ist im Volke heute lebendiger als je, und der Romanticismus und Naturalismus, die Schillers spotten zu können glaubten, liegen schon jetzt entseelt am Boden. Sie sind leere schwarze Schatten geworden, von denen kein Mensch mehr etwas fürchtet oder hofft. Genau so wird auch das Streben, unser Volk von dem Kunstideal des Kaisers, das ungefähr das gleiche wie das Schillers ist, abzudrängen, ganz und gar in nichts zerrinnen; denn unser Volk liebt seinen Kaiser, weil es in ihm das Ideal seiner Selbständigkeit, Macht, Freiheit, Sitte und Kraft verkörpert sieht, wie in Schiller Vaterlandsliebe, edles Menschentum und eine Kunst weltgeschichtlicher Größe, seelischer Reinheit und göttlicher Freude.

Auf diesen Punkt sollten wir daher vor allem bei der bevorstehenden Schillergedächtnisfeier, fern von aller schwatzenden Pathetik, alle die herrlichen Kräfte unseres Volkes hinlenken: das Vaterland, wie es Schillers hohem Geistesfluge erschien, als die starke Wurzel unserer Kraft uns aufs neue zu erobern aus den Klauen seiner Verächter, Kaiser und Volk aufs neue zu einer einheitlichen großen Weltanschauung zusammenzuschmieden durch die Riesengewalt des Schillerschen Kunstideals.

Gewiß verdanken wir der modernen Kunst eine völlige Erneuerung und großartige Erweiterung unserer künstlerischen Technik und Formengebung. Aber wir dürfen uns nicht in kleinlichem Formelkram, in der ewigen einseitigen Frage nach dem bloßen Wie verlieren. Unsere Kunst braucht vor allem wieder einen großen, das ganze Volk, die ganze Menschheit umspannenden Inhalt. Möchte man doch heute einmal recht ernstlich an Goethes Worte über die Poesie denken und nach ihnen handeln: „Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Äußeres zu verkörpern, oder ohne das Äußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die

letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt" (Sprüche in Prosa 671). Möchte man dieser herrlichen Worte wieder eingedenk werden und unsere Kunst durch einen gewaltigen, das ganze Leben und Fühlen und das mächtige Wollen und Ringen unserer gesamten Volksseele und damit zuletzt der ganzen Menschheit umspannenden und aussprechenden Inhalt wieder zu dem höchsten Gipfel emporheben. Ist es nicht ein Zeichen sinkender Kunst, wenn sie sich ganz auf intime Stimmung, ganz auf einzelpersönliches Innenleben, ganz auf psychische Probleme individuellster Art und auf Zustandsschilderungen von Einzelausschnitten aus dem Leben zurückgezogen hat? Nein, unsere Kunst soll wieder monumental, riesengroß, weitausspannend, zu den Sternen fliegend, Herz und Willen zum Höchsten emporreißend, freudejauchzend und lebenschaffend werden. In tiefer Demut wollen wir uns ihr wieder nahen, nicht als ihre Herren, wie sich heute ihre Jünger gern gebärden möchten, sondern als ihre treuen Diener, wie es einst war, als wir noch glückselig und beglückend auf dem höchsten Gipfel der Kunst standen. Und dazu soll uns Schiller helfen.

„Laßt mich der Kunst ein Vaterland erkämpfen!" So sang einst Theodor Körner. Heute hat die deutsche Kunst schon längst ein Vaterland gefunden. Aber das Verhältnis hat sich umgekehrt; denn die Kunst hat sich nun, verführt durch ästhetische Schlagworte, durch philosophische Begriffsspielereien, durch die die Kunst als Selbstzweck erwiesen werden sollte, von dem großen vaterländischen, nationalen und weltgeschichtlichen Inhalte, wie er Schiller als das höchste Ziel aller Kunst vorschwebte, abgewendet. Wir müssen daher nun, wie es auch unser Kaiser Wilhelm der Zweite in so herrlicher, leider vielfach mißverstandener Weise anstrebt, dem Vaterlande wieder einen Platz in der Kunst erkämpfen. Möchte vor allem die moderne Kunst in ihren wahren und großen Vertretern sich auf diese wichtige nationale und große künstlerische Aufgabe wieder besinnen; möchte vor allem die Schule sich wieder zu dem stolzen Bewußtsein ihrer nachhaltigen Wirkung auf das ganze Volk emporringen und in dieser Erkenntnis die ganze Schillergedenkfeier auf den nationalen, vaterländischen, weltgeschichtlichen Ton stimmen, durch den der Trieb zum Vaterlande und damit zu herrlichen, gigantischen Gesamtleistungen des ganzen Volkes wieder mächtig in allen Schichten unserer Nation angefacht wird. Möchte so die Schillergedächtnisfeier ein Mittel werden, unser Volk, unter Zurückdrängung der Spaltung durch wirtschaftliche Kämpfe und materielle Interessen, wieder zu einer geschlossenen imponierenden künstlerischen und inneren politischen Einheit emporzuheben.

Schiller als Erzieher.

Eine Würdigung seiner ästhetischen Schriften.

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

Nun regt es sich an allen Orten und tausend Stimmen werden laut; und vielleicht zittert dem einen oder dem anderen die Hand vor Freude, nun einmal schreiben und sagen zu können, was ihm Schiller ist — frei heraus und ohne vorsichtig die Stimme zu dämpfen. Bei der Übersättigung an Schiller, die sich nur zu oft und nicht ohne Grund geltend machte, war es wohl angebracht für den, der ihn doch noch liebte, ein wenig zurückzuhalten, weil es auf die Dauer ermüdet, immer wieder kritisieren zu hören, immer wieder mit Gründen verteidigen zu müssen, was einem auch gegen alle Gründe heilig wurde. Jetzt aber im Schillerjahr dürfen alle Bände einmal wieder von ihrem unnahbaren Bücherthrone steigen und mit Zungen reden. Lange genug haben sie (neben dem Beruf als Schulbücher) das Schicksal aller Hausbücher geteilt, im Hause nicht gelesen zu werden. Nun, wo der ganze deutsche Blätterwald vom Namen Schillers rauscht, werden viele wieder seine Werke lesen und hören. Möchte auch um seine ästhetischen Schriften ein immer größerer Kreis sich scharen!

Viele freilich meinen, daß gerade diese veraltet seien. Auch sind sie zum Teil nicht leicht zu lesen. Und freilich, die Art der Beweisführung, so scharfsinnig und geistreich, so dialektisch gewandt im Zergliedern, so schwungvoll und kühn im Verbinden der Gedanken, sie ist durch ihre an Kant anknüpfende Begriffsbildung und Ausdrucksweise wenig geeignet, seine Grundgedanken zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Aber diese Grundgedanken sind, wie mir scheint, von ebenso unvergänglichem Wert für die Erziehung unseres Volkes wie seine Dichtungen. Das haben sie schon oft bewährt. Ich erinnere nur an Chamberlains imponierende „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“, eines der bedeutendsten Bücher unserer Zeit, das an Schillersche Gedanken anknüpft. Fern liegt es mir, zu den vielen wissenschaftlichen Erörterungen, die Schillers Ästhetik gefunden hat (ich nenne Kuno Fischer, Tomaschek, Harnack, Berger, Kühnemann), eine neue zu fügen. Wohl aber möchte ich versuchen zu zeigen, was wir von Schiller durch diese Schriften gelernt haben und noch lernen können. Und nicht nur, um das tun zu können, sondern auch, weil es an sich der Mühe lohnt, schicke ich einen Versuch voraus, das Wertvollste seiner Gedanken über das Gute und Schöne in aller Kürze und Einfachheit vorzutragen, entkleidet von allen schwierigen philosophischen Kunstausdrücken.

I.

Bist du einmal jung gewesen, so hast du einmal geschwärmt für alles Gute, Schöne und Wahre. Vielleicht tust du es noch. Hast du es nicht laut herausgesagt, so hast du's still in dich hineingeschwiegen. Ist's keine lodernde Flamme geworden, so war es ein stilles Herdfeuer, das du hütetest. Aus schönen Formen hast du Trank und Speise genommen, Vasen und Bilder haben dich wie gute Geister daheim umgeben, oder sie sind wie seltene Gäste bei dir eingekehrt oder du hast unterwegs mit ihnen deine Grüße getauscht. Von rüstig erklommener Höhe hinab hast du weite Fluren mit frohem Erstaunen betrachtet, schlanke Tannen, schattige Eichen, wilde Blüten im Hag, wohlgepflegte Blumen im Garten wuchsen dir ans Herz. Für längst begrabene Helden und Weise hast du geglüht, und manche Gestalt, die an dir vorüberglitt, bezauberte dich durch die munteren Farben, die edlen Linien des Gesichtes, durch einen unnachahmlichen Reiz der Bewegung. Das alles und noch vieles andere — Himmel, Abendröte, Sterne oder die Worte des Dichters oder die Kunst der Töne — übten eine Gewalt auf dich aus, der du dich gern hingabst. Da warst du der „Leidende". Aber in stillen Stunden suchtest du Herr über diese Eindrücke zu werden durch die Vernunft. Und dann fragtest du: Was ist das Schöne?

Und vielleicht, wenn du das Gute liebtest, sagtest du leichthin: das Schöne ist das Gute. Aber du hattest es kaum gesagt, so merktest du, daß sich nicht allzuviel dabei denken lasse. Du grubest tiefer und sagtest ein wenig abstrakter und nüchterner: das Schöne ist das Vollkommene. Das hielt wohl eine Weile vor; denn an dem, was schön war, hattest du nie etwas auszusetzen. Aber eines Tages entdecktest du, daß dein ererbter Schreibtisch oder vielleicht deine lateinische Grammatik vorzügliche Dienste taten und sehr vollkommen waren, aber keineswegs schön. Wurdest du nun gleichgültig gegen diese Frage? Dann klang dir vielleicht die Weisheit sehr gelehrter Männer willkommen, die da behaupteten, das Schöne sei überhaupt keine Eigenschaft der Dinge, die wir so nennen. Es sei nur ein eigentümlicher Gemütszustand, der uns veranlasse, sie schön zu finden.

Das ließ sich denn wohl hören und nachsprechen. Da geschah es, daß der Bürgermeister ein Denkmal enthüllte, das in dir Abscheu erregte, und du hörtest ihn feierlich deklamieren von einem „schönen, erhabenen Kunstwerk". Oder es drang dir ein Vers tief ins Gemüt; ein Freund aber lachte dich aus und redete von unreinen Reimen und falscher Cäsur. Oder du sahst zwei Gesichter nebeneinander, vor denen jeder Zweifel an der Wirklichkeit des Schönen verstummen mußte.

Und nun wußtest du ganz sicher: das Schöne ist vollkommen, und es ist wirklich. Aber sonst warst du nicht weitergekommen in der Erkenntnis seines Wesens. Und im wesentlichen geht es uns wohl allen so, daß sich das Schöne nicht mit der Vernunft will fassen lassen. Wir empfinden unklar eine gewisse Beziehung zum Wahren und Guten, die wir doch nicht ausdrücken können; und das alles liegt über unserem Leben wie Morgendämmerung und Ahnung eines jungen Tages. Dringt kein Lichtstrahl da hindurch?

Nimm, bitte ich dich, ein Blatt auf, das, noch nicht allzu welk, der Herbst dir vor die Füße weht. Ein Ahornblatt vielleicht. Je genauer du es betrachtest, desto deutlicher wird dir seine Schönheit. Worin liegt sie? Fast möchte man sagen: in der Regelmäßigkeit, denn wie nach einem Gesetze verästeln sich von innen heraus die Adern des Blattes. Aber nur wie nach einem Gesetz! Denn wer sollte ihm Gesetz und Regel geben? Nirgends sichtbar die Spur einer ordnenden Hand, die des Blattes natürliche Säfte und Kräfte in ihrer freien Entfaltung gehemmt, in das Joch einer noch so gefälligen Regel gebeugt hätte! So leitet dich gerade die scheinbare Regelmäßigkeit zu der Wahrnehmung, daß hier ungestörteste Freiheit waltet, daß hier eine lebendige Kraft sich nach dem in ihr selbst ruhenden Gesetze Gestalt gewonnen hat. So läßt dies Blatt sinnbildlich die Selbstbestimmung, die Freiheit vor dir erscheinen: Schön ist hier die Freiheit in der Erscheinung. Auf technisch-kunstmäßige Arbeit deutet die Form, und gerade diese Form zeigt deutlich die wirkende Natur des Blattes selbst. Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.

Für diese Vermutung spricht wohl gleich manches im Herzen mit. Kunstmäßigkeit, das ist ja nichts anderes als Vollkommenheit. Das Schöne ist also, wie du früher schon wähntest, vollkommen; aber es strebt nicht nach Vollkommenheit, sondern indem es frei der eigensten Natur folgt, läßt es keine gewaltsame Bestimmung von außen, also auch keinen Fehler und keine Verzerrung zu, und so wirkt es, gleichsam durch Gunst des Schicksals, zugleich vollkommen.

Das lehrt dich ein Blatt etwa. Aber sagen andere schöne Dinge dasselbe? In alten Städten gefallen dir die leicht gewundenen Gassen besser als die neuesten rechtwinkligen Straßen der Großstadt. Eine Wellenlinie ist schöner als eine noch so regelmäßige und vollkommene Zickzacklinie. Warum? Weil du eine Zickzacklinie nicht als eine aus sich selbst entstandene Einheit begreifen kannst. An jeder Ecke spürst du die von außen eingreifende Hand, den bestimmenden Verstand. Alles deutet auf Technik, Kunst — nichts auf Natur. Eine Wellenlinie aber begreift sich rein aus sich selbst, weil du keinen Punkt bestimmen kannst, an dem die Freiheit

der Bewegung verletzt, die Natur aufgehoben, die ursprünglich gewollte Richtung gestört wird. Und doch ist sie nicht minder kunstmäßig als die Zickzacklinie, zeigt dasselbe stetige Fortschreiten in gleichmäßigem Auf und Ab der Seitenbewegung. Gerade diese scheinbare Regelmäßigkeit macht uns erst darauf aufmerksam, daß hier keine Regel ist, daß hier Freiheit in die Erscheinung tritt.

Und nun fallen dir wieder zwei Vasen auf dem Bordbrett ins Auge, und du fragst, was ist an diesen Natur? Sie sind ja beide künstlich entstanden, vielleicht sogar in der Fabrik. Und doch ist die eine schön, die andere beleidigt dein Auge. Und doch zeigt die eine ganz besonders deutlich das, was wir Natur, Freiheit, Selbstbestimmung nannten; nur läßt es sich hier wie überall nur auf negative Weise erläutern. Sieh diese hier: ein schmaler Hals erweitert sich nach unten zu einem breiten Bauche. Das wirkt gewaltsam, wirkt wie Zwang. Es ist, als hätte die Schwerkraft niedergedrückt und platt gemacht, was sich schlank aufrichten wollte. Auch dieser anderen, die sich allmählich in zarten Linien nach oben verjüngt, um sich oben wieder wie eine Blüte mit schmalen Lippen zu entfalten, fehlt die alles beherrschende Schwerkraft nicht. Aber von diesem Gesetz, das sie mit dem fremdartigsten Gegenstande teilt, das also nicht zu ihrer eigensten Natur gehört, verrät sie dem betrachtenden Auge nichts. Für den Beschauer hat sie die Schwerkraft überwunden. Aufwärts ist sie gerichtet; aber nicht wie von einer Kraft straff emporgezogen oder getrieben. Die leichte Wölbung nach innen schließt jeden Zwang, schließt alles Zufällige, schließt jede fremde Absicht[1]) aus. Sie wölbt sich, rundet sich, erhebt sich, entfaltet sich, sie bestimmt also sich selbst aus der inneren Notwendigkeit ihrer Natur heraus, aus Freiheit.

Da es die Schwerkraft so oft ist, die den Dingen Gewalt antut, so gilt uns „leicht“ bei manchen Gegenständen fast gleichbedeutend mit „schön“. „Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.“

Auch bei Bewegungen. „Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welche jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat seinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter sich herzuschleppen, ebenso mühsam und schwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entspringen nicht mehr aus seiner speziellen Natur, sondern verraten die geschleppte Last des Wagens. Der leichte Zelter hingegen ist nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in seiner

1) Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.

größten Freiheit zu äußern sich angetrieben fühlt. Jede seiner Bewegungen ist also eine Wirkung seiner sich selbst überlassenen Natur. Daher bewegt er sich so leicht, als wenn er gar keine Last wäre, über dieselbe Fläche hinweg, die das Kutschpferd mit bleischweren Füßen tritt. Man wird bei ihm gar nicht mehr daran erinnert, daß er ein Körper ist: so sehr hat die spezielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden. Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutschpferd augenblicklich in unserer Vorstellung zur Masse, und die eigentümliche Natur des Rosses wird in demselben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt."

Und ebenso wie von der Schwerkraft, der zufälligen Natur seines Stoffes, muß das Schöne frei sein von allem, was eine bestimmte Absicht deutlich verrät. „Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauches wegen da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man — bei dem Betrachten — ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Selbstbestimmung der Erscheinung würde verschwinden."

Aber hier magst du mich wohl unterbrechen und fragen: Was ist bisher mit alledem gewonnen? Freiheit, Selbstbestimmung und dergleichen sind ebenso schwere, ebenso dunkle Begriffe wie das Schöne selbst. Nun wohl, sie begrifflich zu fassen, können wir mit Fug und Recht den Philosophen überlassen. Aber kann es im letzten Grunde für jeden Menschen etwas geben, was ihm durch Erleben vertrauter, näher, eigener ist als geistige Selbstbestimmung, Freiheit des Willens, Persönlichkeit? Besteht nicht darin recht eigentlich das Wesen deines Wesens, dein sittliches Ich? Sind es nicht die höchsten, stolzesten, unvergeßlichsten Momente deines Lebens gewesen, in denen du, gleich frei von hemmender Angst und vorwärtsziehenden Leidenschaften, fühltest, daß es dir gelang, deinem innersten Wesen zu folgen, dich selbst zu bestimmen? Hier lassen wir getrost die Philosophen aus dem Spiel, die die Freiheit des Willens überhaupt verleugnen; denn ich weiß nicht, auf welche Weise diese Philosophen zum Schönen Zugang finden. Auch handelt es sich hier nicht um gelehrte Meinungen einzelner, sondern um das, was die Menschen als solche empfinden, auch ich und du.

Da sehen wir denn, wie gewaltig viel es heißt, wenn man das Schöne als Freiheit in der Erscheinung erklärt. Wir sagen damit aus, daß wir im schönen Gegenstande ein Stück von dem Heiligsten wieder-

finden, was wir verborgen in uns tragen, was unseres Wesens Tiefe ausmacht, in der Erscheinung wiederfinden — ein Stück von unserer Persönlichkeit.

Und gilt vom schönen Menschen nicht ebenso, was wir am schönen Dinge gesehen? Auf die Schönheit des Baues, der natürlichen Linien des Körpers, läßt sich das Gesagte ohne Mühe anwenden. Das ist die architektonische Schönheit. Aber wie steht es mit der Anmut, der Schönheit menschlicher Bewegung? Tritt auch hier Freiheit in die Erscheinung? Beim Tanze ist das leicht zu sehen und zu zeigen. Solange die Bewegungen „gezwungen“ sind, wirken sie unschön; die Gesetze des Tanzes müssen dem Tänzer so „in Fleisch und Blut“ übergegangen sein, daß sie nun gleichsam bei ihm „Natur“ geworden sind, so daß er nur frei seiner Natur zu folgen braucht, um sie darzustellen. Ja noch mehr: wahrhaft schön wird nur tanzen, wessen Natur von Haus aus dazu neigt, sich dem Rhythmus hinzugeben. Aber hier hast du doppeltes Bedenken. Ist nicht jede willkürliche Bewegung eine Äußerung unserer Freiheit, unserer Selbstbestimmung? Dann müßte also jede willkürliche Bewegung schön sein! Gewiß nicht. Denn nicht in jedem Willensakt äußert sich unsere Freiheit. Im Gegenteil. Wir wollen und handeln gewöhnlich um bestimmter Zwecke willen; dann sind es also doch diese Zwecke letzthin, die uns bestimmen, und nicht eigentlich unser Selbst. Eine Bewegung kann daher nicht schön sein, wenn sie uns lediglich vom Zweck diktiert wird, so z. B. eine Verbeugung, die nur um der Höflichkeit willen geschieht. Aber, fragst du weiter, zeigt sich nicht gerade im Verneigen oft unbeschreibliche Anmut? Jawohl; aber nur, wenn es „ungezwungen“ erscheint, wenn die Persönlichkeit selber so viel Anteil daran hat, daß nichts daran den Eindruck des Unfreiwilligen macht. Und so kann jede Bewegung, zu welchem Zweck sie auch immer diene, anmutig wirken, wenn sie so frei, so natürlich geschieht, daß man die Absicht vergißt. Noch leichter ist einzusehen, daß auch eine solche Bewegung nicht schön sein kann, die nur durch eine Erregung unserer Sinne uns abgenötigt wird, z. B. ein plötzliches Zurückschrecken bei einem unerwarteten Knall. Aber es gibt Menschen, bei denen sowohl diese sinnlich-unfreien als auch jene absichtlichen Bewegungen anmutig wirken; ihnen ist es durch Gewohnheit zur Natur geworden, alles so zu tun, als ob es aus der eigenen Persönlichkeit von selbst hervorginge.

Nun fanden wir freilich eine gewisse Grazie vorhin auch bei dem Tiere, einem spanischen Zelter. Sollte denn, wirst du fragen, beim Menschen diese Betrachtung nicht tiefer führen? Freilich wohl; denn er ist nicht nur Sinnenwesen, sondern auch Geisteswesen und daher fähig, sittlich zu handeln. Jede sittliche Tat ist eine Wirkung seiner Vernunft,

seiner inneren Freiheit. Kommt so nicht gleichsam auch Freiheit zur Erscheinung? Möchte so nicht jede sittliche Tat schön sein?

Sie sollte es vielleicht; aber sie ist es nicht. Wie kommt denn gewöhnlich das zustande, was wir eine sittliche Tat nennen? Durch einen Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit. Wir freuen uns als vernünftige Wesen wohl über den Sieg des Geistigen im Menschen, aber der Eindruck des Schönen kann nicht aufkommen, wenn wir den sinnlichen Teil, der doch gerade in die Erscheinung fällt, leiden sehen. Wenn ein Brutus streng die eigenen Söhne dem Beil des Henkers übergibt, so bewundern wir ihn vielleicht, aber wir lieben ihn nicht; denn die Tat ist wider die Natur. Sie ist ihr abgezwungen — und Zwang mißfällt.

Die schöne Tat muß frei erscheinen. Das kann sie erst dann, wenn darin das Sittengesetz mit einer Leichtigkeit erfüllt wird, als ob bloß die Natur, der Instinkt, gehandelt hätte. Die Tat des Samariters wäre sittlich ebenso rein und groß, wenn er sich erst Zeit genommen hätte zu denken: „Der Verwundete ist ein Jude, also mein Feind, ich sollte ihn eigentlich liegen lassen" — und wenn die natürliche Rachgier dann von dem Adel seiner Seele überwunden wäre. Statt dessen handelte er nach Jesu Erzählung ganz aus der Natur heraus, unmittelbar seinem Empfinden folgend. „Da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß drein Öl und Wein." Es ist hier in höherer Sphäre nicht anders als bei jedem schönen Dinge. Was wir erfahren, stimmt zu einer Regel, einem Gesetz; es erweist sich aber, daß es nicht durch ein Gesetz bestimmt ist, sondern sich selbst bestimmt, aus sich selbst wirkt — also frei und darum schön.

Hier sind wir auf dem Höhepunkt angelangt, zu dem die Gedanken über das Wesen des Schönen führen können. Bei dem schönen Ding, der schönen Bewegung deutete nur alles auf Freiheit in der Erscheinung. Hier bei der schönen Tat finden wir auf einmal festen Grund, und zwar in dem, was uns am festesten steht, in dem Doppelwesen, als das wir uns selbst erkennen: sinnliche Gebundenheit und geistige Freiheit. Im ästhetischen Interesse muß es natürlich liegen, daß möglichst alle Taten in diesem Sinn schöne Taten werden, und die Bedingung dazu ist möglichste Harmonie zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. Es ist aber leicht zu sehen, daß hier das ästhetische Interesse mit dem moralischen zusammenfällt. Erst von hier aus verstehen wir die Beziehungen des Guten zum Schönen.

Unter dem Zwiespalt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit leidet alles menschliche Tun. Wie oft schmerzt es uns zu sehen, wie die Sinne zu schwach sind, um die Pflicht, das Gebot der Vernunft, zu erfüllen, oder zu leidenschaftlich, um sich in den Schranken derselben zu halten. Die Ver-

nunft sagt: Handle zum Wohle der anderen, die Sinne verlangen: denke vor allem an dich selbst. Der sittliche Imperativ lautet: Handle immer so, wie du willst, daß alle Menschen in gleichem Falle handeln sollten. Aber von der anderen Seite tönt der frische Ruf aus deinem Blute: Fülle den Augenblick aus! Folge ohne ängstliches Grübeln und Wägen dem frischen Trieb, der dich beseelt!

Wie kommt der Mensch aus diesem Zwiespalt heraus? Entweder er muß ganz die Vernunft oder ganz die Sinnlichkeit unterdrücken; er muß ganz rein sinnlich oder ganz rein vernünftig werden. Je nach seiner Anlage wird er sich, da eine völlige Einseitigkeit hier ausgeschlossen ist, dem Urbild selbstsüchtiger Genußsucht oder mönchischer Weltflucht oder pharisäischer Gesetzlichkeit annähern. Fehlt aber nicht bei dem Philister, Pedanten, Pharisäer oder auch bei dem aus dem Sinnenreich (wenn auch vergeblich) flüchtenden Mönch — fehlt nicht bei ihnen ebensoviel an dem Ideal eines ganzen Menschen wie bei dem feurigsten, genußsüchtigsten, rachgierigsten Südländer oder bei jeder fröhlichen Dirne, die nichts im süßesten Genießen stört?

So bleibt die einzige Möglichkeit, das Ideal der reinen Menschheit zu erfüllen, die Harmonie zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen Neigung und Pflicht. Wo dieser Einklang waltet, da ist eine „schöne Seele". Sie braucht nur ihrer Neigung zu folgen, um sittlich zu handeln. Sie *kann* das Böse nicht wollen; denn sie hat die „Gottheit" der Vernunft selbst in ihren Willen aufgenommen.

Aber wie selten, wenn überhaupt jemals, wandelt eine solche Gestalt lebendig über die Erde! In gewissem Sinne freilich finden wir solchen Zustand schon bei Kindern, wenn sie *spielen*. Da finden wir noch reine Harmonie, aus der sich später erst die schroffen Gegensätze zwischen sinnlichen Trieben und sittlichem Gesetz entwickeln. Ihr Spiel als freie Handlung kann uns ein Sinnbild sein für den Zustand höherer Freiheit, den wir erstreben: Natur und Vernunft sollen frei miteinander wirken, so daß keine die andere bestimmt: sie sollen „spielen". Wie können wir uns zu solchem Zustand erziehen? Es handelt sich um einen dauernden Zustand, der nur durch Gewöhnung entstehen kann. Wir wollen uns also mit Gegenständen umgeben und Erfahrungen aufsuchen, die in uns solch ein seelisches Gleichgewicht wenigstens momentan erzeugen. Solche Erfahrungen aber bietet uns eben das Schöne. Denn schöne Dinge, schöne Bewegungen, schöne Tiere, schöne Menschen, schöne Taten — alles das hält uns ja gleichsam einen Spiegel des Zustandes vor, nach dem wir streben. Wir sehen darin ein harmonisches Ineinander von Gebundenheit und Freiheit. In der sinnlichen Erscheinung selbst erscheint, wie wir

sehen, gleichsam die freie Vernunft. Nun ist aber kein Zweifel, daß beim Genuß der Schönheit in uns ein ähnlicher Zustand eintreten muß. Wir können ein Venusbild nicht ästhetisch genießen, solange die nackte Gestalt unsere Sinne beunruhigt und uns dadurch sittlich unfrei macht. Aber ebenso unästhetisch ist der Eindruck etwa der Goetheschen Ballade „Gott und Bajadere", wenn nur die Vernunft lebhaft sich daraus die erhabene Lehre der Toleranz entnimmt und so die Einbildungskraft in ihrem Rechte kürzt, die bei der sinnlichen Anschaulichkeit der Schilderung verweilen möchte. Wo wir wirklich das Schöne als schön erfassen — vielleicht ist es seltener, als man gemeinhin annimmt —, da können wir sicher sein, daß Vernunft und Sinnlichkeit in gleicher Weise tätig sind. In diesem Moment heben sie einander gewissermaßen auf, so daß der Mensch ganz Empfänglichkeit ist. Indem wir eine Beethoven-Symphonie anhören, haben weder die Sinne ein anderes Begehren noch die Vernunft ein anderes Bestreben, als sich zu erfüllen mit dem, was da geboten wird. Hält aber dieser Zustand noch an nach dem Kunstgenuß, beginnen so im „ganzen" Menschen die harmonischen Kräfte zu spielen, so wird er fähig sein, schön, das ist: aus Neigung sittlich zu handeln. Schiller selbst, der Sechsundzwanzigjährige, kam aus dem Mannheimer Antikensaal mit dem Wunsch, „eine schöne Tat ohne Zeugen zu tun".

Freilich ist die Frage, ob wir überhaupt schon fähig sind, das Schöne als solches aufzufassen. Eben dazu hilft uns die Gewöhnung, es oft zu suchen und zu betrachten. So erkennen wir das Schöne als eine notwendige Aufgabe für unser sinnlich-vernünftiges Wesen. Es steht vor uns gleichsam wie die in die Erscheinung getretene Vernunft und ruft uns seinen Imperativ zu: „Sei wie ich! Sei schön! Laß frei und unverkümmert die reichen Kräfte deines Menschtums spielen! So werden alle deine Taten meine Zeugen sein: schön — und darum gut!"

II.

Wenn es mir gelungen sein sollte, auf diese Weise das Wesentlichste der ästhetischen Ansichten Schillers einleuchtend darzustellen, ohne doch ins Platte zu geraten, so mag man verzeihen, daß gar manches darin fehlt, was auch seinen Wert hat. Ich will hier nicht ausführen, warum ich die Gedanken über das Erhabene und einiges andere beiseite ließ. Manches Vermißte wird sich noch im folgenden einstellen.

Nun erhebt sich die große Frage: Was haben wir aus Schillers Ästhetik, direkt oder indirekt, gelernt und was können wir noch daraus lernen?

Eine große Rolle spielt heute das Wort: ästhetische Kultur. Viele hervorragende Männer beteiligen sich an Dürerbünden, Goethebünden,

Kunsterziehungstagen und den nun schon recht zahlreichen und meist recht guten Zeitschriften, die ähnlichen Zwecken dienen. Man wird immer fester in der Überzeugung, daß das Schöne nicht nur hier und da, dann und wann, in Weihestunden an Weihestätten als seltener Gast einkehren sollte, sondern daß es uns immerdar umgeben, daß es auch an allen Gegenständen, die der Nutzen erzeugt, seinen Anteil haben solle. Es wird nicht leicht sein, solche geistigen Strömungen aus ihren geschichtlichen Quellen sicher abzuleiten. Aber es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß unter den Samenkörnern, die hier zu unserer Freude aufgehen, gar manches auch von Schillers Genius in die Furchen der Zeit gestreut ist. Sieht doch die ganze Bewegung aus wie ein Versuch, sein Ideal einer ästhetischen Erziehung zu erfüllen.

Ein paar Beispiele mögen das zeigen. Was oben über Vasen und andere Gefäße gesagt ist, stammt aus Schillers „Kallias" oder über die Schönheit. Ebenda redet er von schöner Kleidung. „Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sei? Wenn weder das Kleid durch den Körper noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet, wenn dieses aussieht, als ob es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings konsentieren muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist als die vollkommenste platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemand merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reziproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. Spannt hingegen der Rock, so verlieren beide, der Rock und ich, von unserer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig schön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt."

Auch zur ästhetischen Kultur des Umganges mit Menschen ein Beispiel: „Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umganges)

aus meinem Begriffe der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit! — Das zweite: Zeige selbst Freiheit! Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem." Und weiter: „Ich weiß für das Ideal des schönen Umganges kein passenderes Bild als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten englischen Tanz. Ein Zuschauer aus der Galerie sieht unzählige Bewegungen, die sich aufs bunteste durchkreuzen und zusammenstoßen. Alles ist so geordnet, daß der eine schon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt; alles fügt sich so geschickt ineinander, daß jeder nur seinem eigenen Kopfe zu folgen scheint und doch nie dem anderen in den Weg tritt. Es ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen. Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, ist nichts anderes als das Gegenteil des Freien." So feiert er die Ordnung in der „Glocke", die das „Gleiche frei und leicht und freudig bindet".

So ist ihm auch das Ideal des Staates ein solcher, in dem jeder Bürger, dem eigenen Triebe folgend, die Gesetze des Staates erfüllt, so daß also der Staat „bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung" wird. Daraus geht hervor, daß alle Besserung im Politischen von Veredelung der Charaktere ausgehen muß. Hierzu sind aber Quellen nötig, die bei aller politischen Verderbnis rein und lauter fließen. Sie fließen aus der schönen Kunst, da Wahrheit und Schönheit allein ihre absolute Immunität von der Willkür der Menschen bewahren. „Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt."

So erhält die ästhetische Kultur gewissermaßen einen politischen Hintergrund. Die Kunst hilft die Seelen der einzelnen politisch reif machen für eine höhere, reinere Staatsform, in der weder das Individuum unter dem Gesetz des Staatsganzen, noch das Wohl des Ganzen unter dem des Individuums leidet.

Dem Künstler gibt Schiller damit eine heilige Aufgabe; aber er verlangt auch von ihm, daß er seine Seele rein erhalte von den Verderbnissen seiner Zeit, damit er Reines und Großes schaffen könne. „Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen (des Gebietes der Einbildungskraft) mit dem Notwendigen (dem Gebiet der Vernunft) das Ideal zu erzeugen. Dies präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." In so erhabenen Worten ermahnt er den Künstler, sich selbst ästhetisch zu erziehen, um dasselbe dann an seinem Volke zu leisten. „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf! Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht, was sie loben." „Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen." „In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife." So gibt die Kunst der Welt die Richtung zum Guten, und der „ruhige Rhythmus der Zeit wird die Entwickelung bringen". Solcher goldenen Worte voll ist der neunte Brief über ästhetische Erziehung.

Alle die feinen Winke, die Schiller, besonders im Kallias, dem Künstler für die Arbeit selbst oder uns für ihre Beurteilung gibt, auch die allgemein bekannte und, wenn auch einseitige, so doch äußerst fruchtbare Antithese: „naiv und sentimentalisch" will ich hier übergehen, um nun an einem letzten und wichtigsten Punkt die Überschrift dieses Aufsatzes zu rechtfertigen: Schiller als Erzieher.

Derselbe Schiller, von dem wir so gern das Wort zitieren „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!" — war doch im landläufigen Sinne kein frommer Mann. Wie sehr er noch in jugendlichen Briefen von „jedem geahndeten höheren Geist" schwärmte, den er liebend an den Busen drücken mochte — später, in den Briefen an den Herzog von Schleswig-Holstein stellt er die Religion ziemlich deutlich unter die ästhetische Kultur: „Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem ver-

feinerten." Er mußte wohl traurige Beispiele haben von der Religion seiner Zeit. Ihm scheint sie eine Art Notbehelf, „der dem sinnlichen Trieb für die Opfer, die er zu bringen hat, hier oder dort eine Art Entschädigung zusichert". Daß er zu solcher Religion wenig Vertrauen hatte, läßt sich begreifen.

Und doch gibt es wohl kaum eine philosophische Gedankenreihe, die zu dem Höchsten und Besten, was Jesus uns in der Bergpredigt und manchem Gleichnis gesagt hat, so sicher hinführte als Schillers Gedanken über die „schöne Seele". Wir wenigstens sehen heute in den Worten der Bergpredigt keine Gebote mehr, sondern überall den starken Drang zur Totalität, überall Aufhebung des äußerlich Bestimmenden, Zwingenden und das Verlangen einer Erneuerung von innen heraus, Wertung des Menschen nicht nach den einzelnen Handlungen, sondern nach dem Zustand, aus dem sie wie natürlich fließen. Der Herr, der den Arbeitern im Weingarten ihren Lohn nicht ängstlich abwägt, sondern den letzten wie den ersten gibt, folgt freilich keinem äußeren, aber dem innersten Gesetz seiner eigenen barmherzigen — oder dürfen wir sagen: schönen? — Natur. Der Vater, der dem verlorenen Sohn entgegeneilt mit ausgestreckten Armen, handelt im allerhöchsten Maße sittlich, indem er einfach dem Drang der Freude folgt, die aus seiner Seele wie aus übervollem Becher schäumt und alles in ihren Bann zieht, wohl auch den störrischen Bruder. Man übersehe sie alle, die Gestalten, die Jesus als Berufene zum Reiche Gottes mit seiner göttlichen Phantasie heraufbeschwor: Keiner handelt aus dem Zwange der Vernunft, mit gewaltsamer Unterdrückung der Triebe, alle fast handeln, weil sie „nicht anders können", aus der Natur heraus, und wenn einer alles verkauft, was er hat, so sieht das nicht aus, wie ein Opfer, das die Vernunft der Sinnlichkeit bringt — sondern er geht hin „mit Freuden". Daß seine Botschaft eine Freudenbotschaft ist, sagt genug. Ist nicht in dem Reiche Gottes, wo jeder aus Liebe handelt und Liebe als Gesetz regiert — ist da nicht in gewissem Sinne das Ideal des Staates erfüllt, wie ihn Schiller begehrte? Natürlich nur in gewissem Sinn. Jesus hat erfüllt, was Jeremias verhieß: „ich will mein Gesetz in euer Herz geben und in euren Sinn schreiben." Klingen an diese Worte nicht eigentümlich Schillers Verse an: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron."?

So kann uns Schiller doch auch ein Führer zu Christus sein. Auch darum kann er das, weil der ästhetische Zustand, den er beschreibt, nicht erschlaffend wirkt, sondern zur Geburtsstunde der höchsten Tätigkeit wird. Tätigkeit — das ist ein Lieblingsbegriff Schillers, und schon in seinen frühesten philosophischen Versuchen spricht er die Ansicht aus: die Schönheit

des Kunstwerkes erfreue dadurch, daß „sie in den tätigen Zustand des Erfinders versetze". Darum ist sein Idealismus so gesund und groß, weil es kein Idealismus der Träumerei ist, sondern ein Idealismus der höchsten geistigen Tätigkeit.

So bleibt denn zu hoffen und zu wünschen, daß unser Volk sich die Liebe zu diesem herrlichen Manne durch nichts schmälern oder verkümmern läßt, auch nicht durch solche, die da herausgefunden haben, daß er kein Genie, sondern nur ein Talent sei. Freilich hat sein Genie mit dem der modernen „Herrenmenschen" nichts gemein. Herr sein wollen, das heißt ja zugleich: wollen, daß die anderen — Knechte sind. Schillers Ideal aber ist frei sein und Freiheit geben. Der unklare Freiheitsgedanke des Stürmers und Drängers läuterte sich in ihm allmählich so weit, daß er zum Fundament seiner ganzen ästhetisch-moralischen Weltanschauung werden konnte, so weit, daß er ein gewisses Recht auf Freiheit sogar dem Rocke geben durfte, den er auf dem Leibe trug.

Moderne Schillerkritik.

Von Professor Dr. **Wilhelm Nestle** in Schöntal.

Ein Hauptwortführer der modernen Schillerkritik ist Adolf Bartels. Als solcher tritt er auch im Marbacher Schillerbuch auf mit einer Abhandlung über „Schillers Theatralismus"[1]), worin er den Grundgedanken seiner Darstellung Schillers in der Deutschen Literaturgeschichte[2]) noch etwas weiter ausspinnt. Das heurige Schillerjubiläum darf uns wohl veranlassen, über die Berechtigung der neuerdings an Schiller geübten Kritik nachzudenken und uns darüber klar zu werden, was auch wir heutigen Menschen noch an Schiller haben. Dabei brauchen wir uns von keinem sentimentalen Gefühlsüberschwang und keinerlei panegyrischen Tendenzen leiten zu lassen; aber das dürfen, ja müssen wir uns fragen, ob das Bild, das man uns gegenwärtig von Schillers Dichterpersönlichkeit zeichnet, der Wirklichkeit entspricht. Und wahrhaftig: Schiller ist groß und rein genug, um das Licht der Wahrheit nicht scheuen zu müssen.

1) Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Otto Günther. I. Marbacher Schillerbuch. Stuttgart-Berlin, Cotta Nachfolger, 1905. S. 158 ff.

2) Adolf Bartels, Geschichte der Deutschen Literatur (Leipzig, Avenarius, 1901). I. S. 382 ff.; 478 ff.

In der Hamburgischen Dramaturgie sagt Lessing einmal stolz und bescheiden zugleich: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? .... Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange kein Meisterstück gemacht haben.“[1]) Wer wollte eine in diesem Sinn geübte Kritik auch an den größten Männern für unberechtigt erklären? Unsere Klassiker sind keine Musterschablonen, ihre Werke keine Handbücher einer ästhetischen Grammatik, denen man ein für allemal gültige Kunstregeln einfach entnehmen könnte. Sie wollen mit ihrer Größe die Nachwelt nicht erdrücken, nicht die Entfaltung freien, persönlichen Schaffens hemmen, nicht den Lebensquell aller echten Kunst, die Originalität, zurückdämmen und einengen.

Jeder Kritik haftet etwas Subjektives an, da wir nun einmal bloß mit unseren eigenen Augen sehen können; doppelt gilt dies von der ästhetischen Kritik, da es sich auf diesem Gebiet immer um Geschmacksurteile handelt. Solche können nie streng bewiesen oder widerlegt werden, und man sollte sich daher gerade hier um so mehr hüten, mit apodiktischer Sicherheit seinen Spruch zu fällen. Überall aber gibt es zwei Arten von Kritik. Die eine möchte ich (mit der obigen, alle Kritik betreffenden Einschränkung) die sachliche nennen, die wenigstens den guten Willen hat, objektiv zu urteilen, das Wesen in einer Persönlichkeit in ihrem Kern zu erfassen, ihre Werke unter sich und mit anderen zu vergleichen und auf Grund davon einem Manne seine Stelle in der Entwickelung der Literatur, Kunst, Geschichte, oder wo es nun sei, anzuweisen. Die andere Art ist die tendenziöse Kritik, die sich in den Dienst irgendeiner Partei stellt und in deren Interesse — möglicherweise durchaus bona fide — die Absicht verfolgt, einen Mann und die von ihm vertretene Richtung (in Literatur, Kunst, Philosophie, Religion, Politik) entweder als unbedingtes Muster hinzustellen und seine Nachfolge als einzige Rettung zu preisen, oder auch umgekehrt eine bisher als solche angesehene Autorität, weil man sie als hinderlich oder schädlich erkannt zu haben glaubt, um jeden Preis aus ihrer Stellung zu verdrängen und die Welt zu ihren Ungunsten zu beeinflussen. Man kann kurz die erstere als wissenschaftliche, die letztere als Parteikritik bezeichnen; da es aber auch in der Wissenschaft verschiedene Richtungen gibt und gerade ihre begeistertsten Diener nicht bloß mit dem Verstand, sondern unwillkürlich auch mit dem Herzen arbeiten, so wird die Grenze zwischen beiden oft genug fließend. Welcher von beiden Arten gehört nun die Bartelssche Schillerkritik an?

---

1) Hamb. Dramat. 101. bis 104. Stück vom 19. April 1768.

1. Der Tatbestand der Bartelsschen Kritik.

Nach Bartels gibt es eine „Schillerfrage“, und zwar ist diese Frage jetzt spruchreif; er selbst macht sich anheischig, bei ihrer Lösung „das letzte Wort zu sprechen“. Die Frage lautet: Wie erklärt sich die „merkwürdige“ Tatsache, „daß man Schiller ein volles Jahrhundert lang für den deutschen Normalmenschen und Normalpoeten halten konnte?“ Denn daß er das nicht ist, das steht für Bartels von vornherein fest: „Er hat seinen Rang als Nationaldichter längst an Goethe abtreten müssen“; er „wird mit Unrecht unser Nationaldichter genannt“; „Goethe (und nicht etwa Schiller) ist unter den großen deutschen Dichtern der Weltpoet“; denn „nur das wird Weltliteratur, was voller Ausdruck einer Volksseele ist, das Nationalste, was eben nur in dem größten Dichter zum vollen Leben erwacht, niemals das Internationale, das, was, ausgeprägten Zeitcharakter tragend, zur Not bei jeder Nation entstanden sein könnte“. Schiller, der so lange der Lieblingsdichter der Deutschen war, „ist für die ästhetisch Gebildeten jetzt durchaus eine historische Persönlichkeit und zwar eine, an dessen (sic!) Wesen und Schaffen man sich nicht mehr mit vollem Behagen hingeben kann, da gewisse Anforderungen, die man an die Poesie stellt und stellen muß, nicht erfüllt sind; für Volk und Jugend jedoch ist er als Erzieher noch unentbehrlich .....; die Bühne muß einstweilen faute de mieux an ihm festhalten, die Entwickelung der Literatur aber ist vollständig über ihn hinausgelangt und er wird schwerlich je wieder von Einfluß auf sie werden, da der absolut 'singuläre' Charakter seiner Dichtung nicht gestattet, von ihm zu lernen“.[1]) Und der Wahn des deutschen Volkes, in ihm seinen Nationaldichter zu sehen, wird noch auffallender und unverzeihlicher, weil — „ihn schon Goethe vollständig erkannt hatte“. Man ist nun billigerweise gespannt auf das monumentale Urteil Goethes, das Schiller in seiner völligen Nichtigkeit enthüllen wird und das deutsche Volk schon längst eines Besseren hätte belehren können. Da vernehmen wir die gelegentlich der Erwähnung einer Egmontaufführung, bei der Schiller den Vorschlag gemacht hatte, Alba bei der Verlesung von Egmonts Todesurteil anwesend sein zu lassen, an Eckermann und Riemer gerichteten Worte: „Er war ein wunderlicher großer Mensch.“ „Parturiunt montes“ ꝛc. denken wir zunächst. Aber wir müssen erst Bartels' Kommentar zu dieser Äußerung lesen: „Das Wort“, sagt er, „trifft genau das, was ich mit 'singulär' auszudrücken suchte: das nur einmal Vorhandene, Abnorme, deutscher Natur und deutscher Entwickelung bis zu einem gewissen Grad Widersprechende, aber doch auch wieder im höchsten Sinne Einzige.“ Man greift sich unwillkürlich an den Kopf

1) D. L. G. I S. 478f; 362; 462.

und fragt sich: was hat Goethe eigentlich gesagt? Ich habe doch nichts von „abnorm", „deutscher Natur widersprechend" gehört. Aber vielleicht steht das außerdem noch bei Eckermann? Wir schlagen nach. Keine Rede! All das hat Bartels aus Goethes Worten heraus- oder vielmehr in sie hineingelesen! Was soll man zu solcher Exegese sagen? Ich meine: sie spricht sich selber ihr Urteil.[1]) Aber wenn Goethe hier versagt, so muß doch ein Selbstzeugnis Schillers über seine dichterische, besonders dramatische Begabung als vollwichtig gelten. Schiller schrieb nämlich am 25. Februar 1789 an Körner: „Ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er (Goethe) und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." Aus dieser Briefstelle wird nun Schiller, dem Dramatiker, der Strick gedreht: „Das", sagt Bartels, „ist doch nur so zu deuten, daß der Dichter sich der ihm aus seinem Talent erwachsenden Notwendigkeit, im Drama zuweilen das dramatische Surrogat für die wahrhaft dramatische Darstellung zu geben, selber bewußt war."[2]) Das nennt er Schillers „Theatralismus, der also den bloßen Schein an die Stelle des das Leben spiegelnden Scheins setzt, im tiefsten Grunde natürlich aus Unvermögen, das Leben wahrhaft zu gestalten". Er ist im Gegensatz zur wahrhaft dramatischen Kunst „eine reine Theaterkunst, bei der die Dienerin (die Schauspielkunst) zur Herrin geworden ist, in der das Leben nicht mehr dramatisch dargestellt, sondern bloß auf szenische Wirkungen zugeschnitten wird". Zwischen diesem Theatralismus und der wahren dramatischen Kunst gibt es nun verschiedene Zwischenstufen „und auf einigen von ihnen können auch wahre Dichter stehen, d. h. sie können unter Umständen rein theatralische Wirkungen statt der echt dramatischen bringen, im letzten Grunde zwar, weil ihre Kraft nicht reicht, aber doch auch um gewisse

---

1) D. L. G. I 479. Marbacher Schillerbuch S. 158. Eckermann, Gespräche mit Goethe 10. Januar 1825 (I 145 Reclam). Der Ausdruck „wunderlich" bezieht sich auf „den Sinn fürs Grausame, der Schiller noch von den „Räubern" her anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte".

2) Marbacher Schillerbuch S. 160.

außerhalb der bloßen Lebensdarstellung liegende, manchmal hochwichtige Zwecke zu erreichen". Also Schiller ist überhaupt kein Dramatiker im vollen Sinne, er ist nur „Theatraliker"[1]), er ist überhaupt kein Genie, sondern nur ein „mächtiges, eigenartiges Talent", namentlich Bühnentalent. Was fehlt ihm denn aber nun genauer zum Dramatiker, was macht ihn zum bloßen Theatraliker? Antwort: Es fehlt Schiller die Harmonie, die Naturhaftigkeit, die Individualisierungskunst; er ist schwach in der Motivierung; seine Dichtung ist subjektiv: „er selbst spricht, redet, seine Gestalten sind wie rhetorische Figuren, bestimmt, ganz bestimmte Eindrücke hervorzurufen, nicht Produkte der Natur, die der Dichter reproduziert."[2]) Seine Tragik erweckt zwar Mitleid, aber nicht das Gefühl eines großen gigantischen Schicksals.[3]) Sein Drama ist nicht lebenswahr, sondern rhetorisch-theatralisch, auf momentane Wirkung berechnet. Er ist eben „Redner" und verfügt über hohe Begeisterung und ein starkes politisches Pathos. Man könnte ihn „Dichterpolitiker" nennen.[4]) Nicht Shakespeare, sondern Rousseau und Plutarch haben auf ihn eingewirkt. In seiner Dramatik ist etwas Undeutsches, was sich vielleicht aus einem „keltischen Blutzusatz" erklärt.[5]) Auch seine Sprache ist „durchweg einseitig-pathetisch". Lyriker war er ohnedies nicht, aber ein guter Balladendichter, obgleich die betreffenden kleineren erzählenden Dichtungen „keine wirklichen Balladen" sind[6]), und auch sonst hat er manches Gute an „Lyrikverwandtem" geleistet. Aber seine philosophierenden Gedichte sind „Treibhauspflanzen, die es (nach Hebbel) bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen".[7]) Bei solch fundamentalen Mängeln in seiner dichterischen Anlage und Produktion beging Schiller auch noch die Bosheit, „sogar die Ästhetik nach seinem eigensten persönlichen Bedürfnis zurechtzuschneiden und den sentimentalen Dichter (im Gegensatz zum naiven) zu erfinden, der im Grunde keiner ist".[8])

Aber man würde Bartels unrecht tun, wenn man „unterschlüge", was er an Schiller anerkennt: er ist trotz allem „das größte Bühnentalent, das wir Deutschen bis jetzt gehabt haben", „ein dramatischer Geist durch und durch", „der große Pathetiker und sittliche Idealist", er ist „Volks- und Menschheitsbildner, Politiker im höchsten Sinne", „die Ergänzung Voltaires, die Vollendung der Aufklärung", „unser Gegensatz, unsere Ergänzung"; „man darf in seiner ästhetischen Verurteilung nicht zu weit

---

1) D. L. G. I 483 f; S. 488; 494. Marbacher Schillerbuch S. 159 f; 163.

2) M. Sch. B. S. 163. 3) D. L. G. I S. 494. 4) M. Sch. B. S. 162.

5) D. L. G. I S. 481.

6) Über Ballade im allgemeinen und Schillers Balladentechnik im besonderen handelt vortrefflich H. Bulthaupt im M. Sch. B. S. 166 ff.

7) D. L. G. I S. 490. 8) D. L. G. I S. 480.

gehen"; „das Prädikat unseres zweiten Klassikers ist ihm nicht zu versagen".[1]) Abgesehen von einigen Sticheleien wie die, daß „der Sohn des Volkes und Freiheitsschwärmer sich nach seiner Verheiratung [!] merkwürdig schnell auf den Höhen der Menschheit zurechtfinde", daß „der boshafte Mensch, der da meinte, er hätte lieber Goethes Bedienter als Schillers Freund sein mögen, die harte Kehrseite des Schillerschen Idealismus, die Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen instinktiv herausgefühlt habe"[2]) und daß „starker Gewinn" eines der Ziele seiner Arbeit gewesen sei[3]), läßt Bartels die Größe der Schillerschen Persönlichkeit unangetastet. Aber alle diese schönen Titel und Zugeständnisse ändern nichts an dem Verdikt: „seine Kraft, seine sittliche Größe wirkt fort", seine „Anschauungen" sind „überwunden"[4]); zur Jugenderziehung mag er ja noch gut sein. Aber wir können nicht zu ihm zurück. Obgleich Kleist, Hebbel, Ludwig, „alle drei zusammen die nationale Bedeutung Schillers nicht erreichen", so ist doch nicht Schillers Drama, sondern das dieser Dichter die Tragödie der Deutschen.[5]) „Das realistische Charakterdrama ist das dem deutschen Geist allein angemessene."[6])

2. Prüfung der Bartelsschen Kritik.

Bartels Schreibweise ist die des Essayisten: er reiht Behauptung an Behauptung, Urteile, die durch ihre Neuheit und zuweilen beabsichtigte Paradoxie für den Augenblick blenden, deren Begründung aber der Schriftsteller sich ganz oder doch größtenteils schenkt. Was nun Schiller betrifft, so steht Bartels vor der gewaltigen Tatsache einer ungeheuren Wirkung der Schillerschen Poesie, und zwar, wie er mit Recht annimmt, besonders der Schillerschen Dramatik auf das deutsche Volk. Er „hat die Freiheitskriege mitgeschlagen"[7]); „die Wirkung eines Genies scheint bei ihm zunächst fast immer erreicht"[8]); „er ist ein Jahrhundert lang mit Recht der Lieblingsdichter des deutschen Volkes gewesen und ist es vielleicht noch diesen Tag".[9]) Diese mächtige Wirkung Schillers kann nicht aus der Welt geschafft, muß anerkannt und also erklärt werden. Bisher suchte man den Grund dafür in der ästhetischen Vortrefflichkeit, dem hohen sittlichen und echt deutschen Geist seiner Werke, die man mit seiner edlen Persönlichkeit durchweg im Einklang fand. Aber mit der Vortrefflichkeit seiner Werke ist es nach

1) D. L. G. I 382. 495; M. Sch. B. 163 f.; D. L. G. I 495. 388. 2) D. L. G. I 489.
3) Nach Hermann Grimm M. Sch. B. 162. 4) M. Sch. B. 164.
5) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen [3] (1900) S. 16.
6) M. Sch. B. 165. 7) M. Sch. B. 164. D. L. G. I 495. 8) D. L. G. I 481.
9) D. L. G. I 382.

Bartels eben nichts. Zwar findet „das Volk“ und „die Jugend“ noch Gefallen an ihnen; aber „die ästhetisch Gebildeten“ sind längst darüber hinaus. Sie beruhen ja nicht auf echter, großer, dramatischer und tragischer Kunst, sondern nur auf Rhetorik, politischem Pathos und einem auf Augenblickswirkungen berechneten „Theatralismus“. Ja, da der sentimentalische Dichter, als welchen Schiller sich selbst bezeichnete, nach Goethe und Bartels überhaupt kein Dichter ist, so — müßten wir von Rechts wegen mit Bartels weiter schließen — war Schiller überhaupt kein Dichter. Wenn also die Schätzung seiner Werke auf einer großartigen Selbsttäuschung des deutschen Volkes beruhte, so bleibt zur Erklärung seiner Wirkung nur noch seine Persönlichkeit, und diese war ja, wie auch Bartels zugibt, „einzig“. Und richtig: „immer wo der Dichter Schiller versagt, tritt die Persönlichkeit Schiller in die Lücke“. Aber die Persönlichkeit prägte ihren Stempel doch eben auch den Werken auf; und so fährt Bartels mit Recht fort: „aber zuletzt sind Dichter und Persönlichkeit doch eins, und wir tun sicher gut, sie so wenig wie möglich zu trennen.“[1]) Das glaube ich auch. Aber was sagt denn Bartels über das Grundwesen von Schillers Persönlichkeit? Er war leidenschaftlich, reizbar, freiheitsliebend, hatte aber etwas „Ungesundes, Ungeklärtes, Disharmonisches, Forciertes“ in seinem seelischen Leben, mindestens in seiner Jugend[2]), und wenn „die Macht seines Ideenlebens, seine Hingabe an idealistische Seelenstimmung, die Hoheit und Strenge seines ethischen Willens“ schwäbisch und germanisch sein mag, so „erregt die leidenschaftlich rationalistische Gesamtrichtung seines Geistes doch auch hier Bedenken und stellt ihn den Rousseau und Voltaire unbedingt näher als den Herder und Goethe“. Ja, es liegt in seinem Wesen und demgemäß auch in seiner Dichtung etwas „Ungermanisches“[3]), er „hat das Drama leider von dem durch Lessing betretenen Weg abgelenkt und es dem französisch-klassischen rhetorischen Drama wieder nähergebracht, überhaupt ... die Gewinnung eines einheitlichen dramatischen Stiles in Deutschland nahezu verhindert“[4]), und seine Werke sind nicht, wie die Goethes, Ausdruck der „deutschen Volksseele“, sondern gehören zu den „internationalen“ Produkten, die „ausgeprägten Zeitcharakter tragend“ zur Not bei jeder anderen Nation entstanden sein könnten.[5]) Wie in aller Welt, fragt man sich nun, kommt es, daß dieser minderwertige Dramatiker und ungermanische Mensch doch so auf das deutsche Volk gewirkt hat? Da erhalten wir nun die überraschende Antwort: er hat es getan „als Kontrasterscheinung zu unserem deutschen Wesen und Leben. Man flüchtet zu ihm in sein ideales

---

1) M. Sch. B. 161. 2) D. L. G. I 482. 3) D. L. G. I 481.
4) D. L. G. I 382. 5) D. L. G. I 462.

Reich aus der Philisterei des Tages und bewundert das 'os magna sonans', all die Pracht und den Glanz und den Schwung, der den Deutschen in der Regel fehlt".[1]) Also: was der Deutsche nicht selbst hat, was deutschem Wesen nicht entspricht, das findet er bei Schiller. Daher die große Begeisterung für ihn und sein „großer und wohltätiger Einfluß besonders auf die deutsche Jugend und das eigentliche Volk". Der Deutsche ist ein Philister, und daher flüchtet er in Schillers Idealreich, er hat selber keinen Schwung und bewundert daher den Schillers. Das ist denn doch eine sehr sonderbare Erklärung und für den deutschen „Nationaldichter" Goethe und sein „nationalstes" Werk wenig schmeichelhaft: denn sein Wesen muß ja dann mit demjenigen der Deutschen zusammenfallen; man begreift auch gar nicht, warum der Deutsche, wenn seinem Wesen „das realistische Charakterdrama allein angemessen" ist, sich für einen idealistischen Dichter sollte begeistern können, und was überhaupt den Grund für den Abfall der Deutschen von Schiller zu Goethe gebildet haben sollte, es müßte sich denn im deutschen Nationalcharakter seit Goethes und Schillers Tagen ein vollständiger Umschwung vollzogen haben: sie müßten neuerdings die Philisterei abgelegt haben und Idealisten geworden sein, um nun Goethes „Realismus" als Kontrasterscheinung auf sich wirken zu lassen. Das wird nun Bartels allerdings nicht zugeben wollen, sondern dabei bleiben: 'die jetzt überwundene Hinneigung zu Schiller beruhte auf Gegensatz und Ergänzung, die jetzige zu Goethe auf Kongenialität. Aber wie künstlich ist diese Erklärung! Und können denn Gegensätze sich wirklich in solcher Weise ergänzen? Alle Wirkung ist Wechselwirkung. Ein Dichter, der nicht wesentliche Eigenschaften seines Volkes in sich trägt, kann auf dieses niemals tief einwirken: denn er würde keine Anknüpfungspunkte bei seinen Landsleuten finden. Ist denn nicht viel einfacher und zutreffender als alle diese Künstelei die alte Ansicht, daß Goethe und Schiller beide den deutschen Charakter nach seinen Hauptseiten widerspiegeln? Nicht einer von ihnen, sondern beide zusammen repräsentieren erst die ganze Fülle deutschen Geistes, deutschen Gemütes und deutscher Willenskraft. Goethe ist der Mann der natürlichen Empfindung, die er mit unmittelbarer (naiver) Kunst wiedergibt, Schiller reflektiert nicht nur über das, was er tut, sondern auch über das, was er empfindet: selbst die Liebe wird ihm ein Anlaß zur Spekulation, er gliedert sozusagen sein empfindendes Ich in das Weltganze ein; aber unrecht wäre es, deshalb die Empfindung nicht für echt, die Reflexion darüber, die in Wirklichkeit von starker Leidenschaft getragen ist, für bloße Rhetorik zu halten; hat sich doch Schiller schon gegen Scharffenstein angesichts solcher Vor-

1) D. L. G. I 382.

würfe gerechtfertigt.[1]) Bei Goethe überwiegt die ruhige Anschauung, und er erscheint daher manchmal als kühl, während Schiller die Verhältnisse mit Leidenschaft erfaßt, sich dadurch begeistern oder entrüsten läßt. So verharrt Goethe im wesentlichen bei der Theorie im eigentlichsten Sinne dieses Wortes: „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren" hält er für „das schönste Glück des denkenden Menschen". Bei Schiller dagegen herrscht der Wille, die ethische Richtung auf eine Umgestaltung des Vorhandenen vor. Er kann nicht alles, so wie es ist, vernünftig finden. Es steckt in ihm etwas von einem Reformator, und so „fordert er das Jahrhundert in die Schranken". Bei Goethe ist die Leidenschaft immer nur persönlich, sie mischt sich nie in seine Betrachtung der Dinge; darum machte er in reiferen Jahren den Eindruck olympischer Ruhe, während Schiller eine Kampfnatur ist. Diesem Unterschied entsprechen auch die Gebiete, denen beide Männer vorwiegend ihr geistiges Interesse zuwandten, und dies ist der Punkt, in dem die gegenseitige und notwendige Ergänzung beider am meisten in die Augen springt: Goethes Aufmerksamkeit wird ganz vorwiegend von der Natur gefesselt, Schiller fühlt sich fast ebenso ausschließlich zur Geschichte hingezogen. Über das erstere ist kein Wort zu verlieren; dagegen muß betont werden, daß Goethe trotz seiner Liebe zum Altertum, dessen künstlerische Seite ihn anzog, und obwohl er gelegentlich auch geschichtliche Studien trieb, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Geschichte hatte, daß ihm der eigentlich geschichtliche Sinn abging.[2]) Sie ist ihm „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer" und „töricht g'nug" erscheinen ihm die großen Kämpfer und Reformatoren der Menschheit, die „ihr Schauen, ihr Gefühl dem Pöbel offenbarten", und die dafür „gekreuzigt und verbrannt" wurden. Ganz anders Schiller: ihm, dem Mediziner von Beruf, wird seit den Vorstudien zum Don Carlos die Geschichte immer teurer; „der Menschheit große Gegenstände", Herrschaft und Freiheit, und die Kämpfe, die darum geführt werden, ergreifen seine Feuerseele, und er ist weit entfernt von der vornehmen Klugheit, „sein volles Herz zu wahren". Er bringt die verrotteten gesellschaftlichen Zustände der Zeit auf die Anklagebank und schmettert sein „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" in die Welt hinaus, daß es in tausendfachem Echo widerhallt. Aber er wird nicht zum Demagogen. Goethe war ausgesprochener Aristokrat, nicht nur im politischen Sinne, Schiller nicht Demokrat, aber volksfreundlich und volkstümlich. Damit hängt nun auch die Stellung beider Dichter zur Zeitgeschichte zu-

1) Vgl. den Brief Schillers an Scharffenstein bei Jonas, in Gödekes Ausgabe von Schillers Werken; im Auszug auch bei Weltrich und A. Baumeister (Schillers Idee von seinem Dichterberuf): M. Sch. B. S. 23.

2) Bielschowsky, Goethe II 601 (Th. Ziegler).

sammen: Schiller wurde der Herold der Freiheitskriege (und selbst noch der Einigung Deutschlands im Jahre 1870/71), obgleich er sie nicht mehr erlebte; Goethe, der sie erlebte, stand ihnen, von der an sich durchaus berechtigten Bewunderung Napoleons eingenommen, kühl gegenüber. Wo ist nun die kosmopolitische, „internationale" Gesinnung und wo die nationale? Es ist doch höchst gezwungen, ja geradezu falsch, die Tatsache, daß uns „bei Goethe ein unmittelbarer Preis deutschen Wesens fehle", dadurch erklären zu wollen, daß „die Zeit nicht danach gewesen sei".[1] Wen der Aufschwung der Freiheitskriege nicht bewegen konnte, für sein Volk in die Saiten zu greifen, wann überhaupt hätte der es tun sollen?[2] Er hat die Tiefe der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft ebenso verkannt wie die Notwendigkeit des Fortschrittes zum Parlamentarismus im deutschen Verfassungsleben. Es wäre töricht, daraus Goethe einen Vorwurf zu machen: das entsprach nun einmal seiner Natur. Aber die Tatsache steht fest, und an diesem wahrhaftig nicht unwichtigen Punkte wird sein Wesen und seine Tätigkeit aufs glücklichste von Schillers andersartiger Natur ergänzt. Ich bilde mir nicht ein, damit die Charakteristik beider Männer auch nur von ferne erschöpft zu haben. Ich wollte nur einige besonders deutliche Züge hervorheben. Nun aber, auf wessen Seite ist mehr deutsches Wesen, oder vielmehr, wo ist bei Schiller das „Undeutsche", „dem deutschen Wesen Widersprechende"? Darüber kann ja wohl kein Zweifel sein, daß Goethes Natur eine gleichmäßigere Harmonie zeigt; damit erfüllt er mehr als Schiller die Forderungen des Humanitätsideales, dessen Grundlage aber wesentlich hellenisch ist. Trotzdem liegt mir nichts ferner, als Goethe deutschen Charakter und „den Rang als Nationaldichter" abstreiten zu wollen; aber ich frage: sind die feurige Leidenschaft, der Kampfesmut, die gedankenmäßige Versenkung in das eigene Wesen und die Spekulation über die Welt, das reformatorische und ethische Streben Schillers nicht auch deutsche Eigenschaften, Charakterzüge des Volkes, das einen Luther und Leibniz, einen Lessing und Kant und einen Bismarck hervorgebracht hat? Viel eher läßt es sich hören, wenn man auf die Stammesverschiedenheit der beiden Dichter innerhalb des deutschen Volkes hinweist, wie Jakob Grimm getan hat, der in Schiller den „empfindsamen, phantasiereichen, freidenkenden Schwaben", in Goethe den „milden, gemessenen, heiteren, strebsamen, der tiefsten Bildung offenen Franken" sieht und jenen mit Wolfram von Eschenbach, diesen mit Gottfried von Straßburg vergleicht.[3]

---

1) Bartels D. L. G. I 463.

2) „Des Epimenides Erwachen" ändert daran nichts. Darüber vortrefflich Bielschowsky II 339.

3) J. Grimm, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 10. November 1859.

Dem Dichter Schiller spricht Bartels rundweg das „Genie" ab.[1]) Wir sind heutzutage mit dieser Bezeichnung sparsamer als man es im 18. Jahrhundert war, wo es vielfach in der an sich farblosen Bedeutung des lateinischen „ingenium" gebraucht und deshalb meist durch entsprechende Beiwörter erst näher bestimmt wurde. Wir gebrauchen das Wort mit Recht im Sinne einer schöpferischen Begabung. Diese soll Schiller also nicht gehabt haben. Das ist jedenfalls reine Willkür; denn absolut sicher lassen sich eben die Grenzen zwischen Talent und Genie nicht abstecken, und daß Schiller nicht ein „Gipfel seines Volkstums" sei, das erlauben wir uns eben zu bezweifeln. Doch gehen wir weiter zu Bartels' Einzelkritik. Er tadelt an Schillers Dichtung vor allem die Rhetorik. Nun, daß Schillers Sprache etwas Rhetorisches, in seinen Jugendwerken sogar nicht selten Schwülstiges hat, ist allerdings nicht in Abrede zu stellen. Aber unter „Rhetorik" im tadelnden Sinne versteht man hohle Phrasen, mangelnde Empfindung und triviale Gedanken. All das trifft auf Schiller, auch seine Jugendgedichte eingeschlossen, nicht zu, was er hinsichtlich der Empfindung ausdrücklich selbst bezeugt[2]), und darum ist es falsch, ihn in diesem Sinne einen „Redner" zu nennen. Daß seine Sprache „durchweg einseitig pathetisch" sei, ist nicht einmal richtig — man denke an „Wallensteins Lager" — und jedenfalls ist das Pathos überall echt. Mit seiner Kritik von Schillers Dramatik greift dann Bartels in das Zentrum seiner dichterischen Tätigkeit, weshalb die dagegen gerichteten Vorwürfe besonders schwer wiegen. Eigentlich ist er gar kein Dramatiker, sondern nur ein gewandter Theatraliker. Er geht auf „momentane Wirkung", auf „starke Situationen" aus, er ist durchaus „subjektivistisch" und mit diesen Surrogaten im Verein mit seinem rhetorischen Pathos verdeckt er die ihm anhaftenden Fehler: den Mangel an Gestaltungskraft, Naturhaftigkeit, Individualisierungskunst, Motivierung und schicksalsvolle Notwendigkeit. Also auf „momentane Wirkung" geht der Mann aus, der ausgesprochenermaßen mit seinen Werken mehr noch dem künftigen Geschlecht als seinen Zeitgenossen dienen wollte[3]) und tatsächlich gedient hat! Der bloße Theatereffekt wird bei wiederholter Aufführung nicht stärker, sondern schwächer, weil man eben, wo nicht beim ersten-, so doch beim zweiten- oder drittenmal hinter seine Hohlheit kommt. Bartels führt als Beispiel an den „Tell", „ein fast rein theatralisches Werk, aber natürlich keineswegs theatralisch im schlechten Sinn, wohlberechnete Theaterwirkung mit höchstem menschlichem Gehalt verbindend".[4]) Merkt Bartels nicht, daß sein Urteil

1) D. L. G. I S. 480: „Kein Genie" 2c.; dagegen nennt er S. 382 die „Räuber" „eine Mischung von Genie und Unnatur".

2) Brief an Scharffenstein. Baumeister im M. Sch. B. S. 28.

3) Baumeister im M. Sch. B. S. 31. 4) M. Sch. B. S. 164.

hier eine contradictio in adjectis enthält? Er hat uns doch kaum erst belehrt, daß Theatralismus und „wahre dramatische Kunst" verschiedene Dinge seien. Wie soll sich denn nun das Theatralische (in seinem Sinn) zur wahren dramatischen Kunst anders verhalten denn als inferior? Was hat also die Einschränkung „keineswegs im schlechten Sinn" für einen Wert, als etwa den, den „Tell" noch vor der Vermengung mit Bühnenfabrikaten allergeringster Sorte, die den „Theatralismus in höchster Potenz" darstellen, zu schützen? Und dann ein Theatralismus im Bunde „mit höchstem menschlichem Gehalt"! Das ist doch fast wie eine leere Form voll reichsten Inhalts! Ein zweites Beispiel ist die „Jungfrau von Orleans", die, „anstatt ihre rührende, kindliche Unschuld in einem Zauberprozeß um so leuchtender zu bezeugen, zu einem letzten großen Theatercoup gemißbraucht wird".[1]) Mit Verlaub: ihre „rührende, kindliche Unschuld" hat eben Johanna am Schlusse ihrer Laufbahn bei Schiller nicht mehr; sie ist überhaupt nicht als Kind aufgefaßt, sondern sie ist oder wird mindestens im Verlauf des Stückes Heldin, Heroine, und für eine solche erschien der Tod auf dem Schlachtfeld als das Natürlichste. Und dann sei eine Gegenfrage gestattet: ist die Traumerscheinung Klärchens als Freiheit in der Schlußszene des „Egmont" vielleicht keine Theatralik, kein Theatercoup? Hier, bei Goethe wendet nun Bartels die Kritik ganz anders: „als Drama hat der 'Egmont' sicherlich große Schwächen, aber von jeder Einzelszene geht die stärkste Wirkung aus und deshalb hält sich das Stück auch immer noch auf der Bühne."[2]) Also die Wirkung der Einzelszene, die bei Schiller als Theatralismus gerügt wird, wird hier als Vorzug den sonstigen „Schwächen" gegenüber gelobt. Über die angeführte Szene im besonderen keine Silbe. Heißt dies nicht mit zweierlei Maß messen? — Doch weiter: Schiller fehlt es an „Gestaltungskraft". Und dieser Dichter hat in seinen historischen Dramen eine Reihe von Gestalten geschaffen, so rund und voll, so scharf umrissen, kurz so lebendig, daß sie mit einer Festigkeit in der Vorstellung des deutschen Volkes (wozu ich auch die „ästhetisch Gebildeten" rechne) haften, die es aufs höchste erschwert, sich auf Grund der geschichtlichen Überlieferung ein Bild von dem wirklichen Wallenstein, der wirklichen Maria Stuart und Elisabeth zu machen. Doch ich höre den Einwand: das ist's ja eben, daß Schiller „ideale Gestalten statt wirklicher Menschen hinstellt". Indessen es kommt hier nicht auf die äußere, sondern auf die innere Wahrheit dieser Gestalten an: die Personen des Dramatikers können anders als ihre Urbilder in der Wirklichkeit sein und doch nicht minder lebenswahr als diese. Ich meine, man könnte eher sagen: Schiller hatte zu viel Gestaltungskraft zum Geschichts-

1) D. L. G. I S. 494. 2) D. L. G. I S. 471.

schreiber als zu wenig zum Dichter. Und merkwürdig: auch Bartels muß zugeben, daß er „den Eindruck des Lebens jederzeit hervorrufen kann“. Aber freilich ein Kenner wie Bartels bemerkt eben hier „den bloßen Schein an Stelle des das Leben spiegelnden Scheines“.[1]) — Ferner mangelt Schiller die „Naturhaftigkeit“. Also z. B. der Musikus Miller in „Kabale und Liebe“ ist keine lebenswahre, realistische Gestalt oder der fast Shakespearesche Mohr im „Fiesco“? Wer so „realistisch wirken kann“[2]) wie Schiller in seinen Jugenddramen, von dem ist anzunehmen, daß es ihm nicht an realistischer Kunst fehlte, sondern daß, wenn er sie später nicht mehr anwandte, er dies absichtlich und aus guten Gründen tat, während Bartels umgekehrt den Realismus der Jugenddramen „unbewußt“ nennt. — Nach Hebbel und Bartels verfügt Schiller weiter über zu wenig „Individualisierungskunst“. Das müßte sich vor allem da zeigen, wo Personen auftreten, die irgend etwas Gemeinschaftliches haben, so daß diese sich dann nicht scharf voneinander abheben, sondern eine verschwommene Gruppe oder Herde bilden würden. Nun sehe man sämtliche Stücke Schillers von den „Räubern“ bis zum „Tell“ durch, ob dies zutrifft! Hier mögen wenigstens ein paar Beispiele, und zwar gerade von Nebenfiguren, Platz finden: ich erinnere an den melancholisch-cholerischen Verrina im Gegensatze zu dem stürmisch begeisterten Bourgognino und dem lüsternen Calcagno im „Fiesco“; an die Generale Wallensteins und ihre soldatischen Gegenbilder im Lager: sind nicht der leichtsinnige Isolani, der rohe Illo, der gemessene Terzky, der ehrgeizige und verbissene Buttler lauter verschiedene und deutliche Individuen? Dann die beiden Diplomaten, der aalglatte, süßliche Hofmann Questenberg und der zwar ebenfalls vorsichtige, aber soldatisch aufrichtige Wrangel; die drei Staatsmänner in der „Maria Stuart“: der milde Talbot, der strenge, aber loyale Burleigh, der lebenslustige, charakterlose Leicester; dazu der peinlich gewissenhafte Paulet und der feurige Fanatiker Mortimer! Endlich, wie hebt sich im „Tell“ z. B. die tapfere, entschlossene, hingebende Gertrud von der besorgten und dabei etwas egoistischen Hedwig ab, um nicht zu reden von den Männern und der fein gezeichneten, bekanntlich von Schiller nie betretenen Landschaft, die den Schauplatz der Handlung bildet! Doch man müßte ein Buch schreiben, um die Individualisierungskunst Schillers in den Charakteren seiner Dramen gebührend zu würdigen. — Als weiteren Fehler Schillers bezeichnet Bartels in seinem Sündenregister „Schwäche in der Motivierung“, und hier kann er — diesmal mit Recht — Goethe als Kronzeugen aufrufen. Freilich spricht Goethe von seinem großen toten Freunde mit ganz anderer Achtung als unsere modernen Kritiker. So

---

1) M. Sch. B. S. 159. 2) Ebendort S. 164.

betont er auch hier nur die Andersartigkeit von Schillers Weise, die Dinge anzugreifen, gegenüber „seiner Natur" und bemerkt gleich dazu, daß er selbst „oft zu viel motivierte", z. B. in seiner „Eugenie", was auf der Bühne kein Glück machen könne. Das Beispiel, das er anführt, ist ganz lehrreich: Schiller habe im „Tell" in der Apfelschußszene „geradezu den Geßler einen Apfel vom Baume brechen und vom Kopfe des Knaben schießen lassen wollen". Er habe ihm nun geraten, „diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße". Schiller habe anfänglich nicht daran gewollt, aber doch schließlich nachgegeben.[1]) Man sieht also, es ist nicht einfach so, daß der Meister dem Schüler den Entwurf korrigiert, sondern Schiller muß auch seine Gründe gehabt haben, warum er „anfänglich nicht daran wollte". Und ich glaube, sie liegen nicht gerade ferne: Geßler ist ein Tyrann und muß durch seine Grausamkeit sein Leben verwirken, denn „eine Grenze hat Tyrannenmacht"; und ebenso muß der von ihm Unterdrückte „getrosten Mutes" hinaufgreifen können in den Himmel, um seine unveräußerlichen Rechte herunterzuholen; es muß so weit kommen, daß der „alte Urstand der Natur wiederkehrt", in dem nicht mehr dem Fürsten der Untertan, sondern nur noch „Mensch dem Menschen gegenübersteht".[2]) Nur so kann der politische Mord sittlich gerechtfertigt erscheinen. Deswegen muß Geßler möglichst grausam verfahren. Es ist aber zugleich eine Tatsache, die die Tyrannen aller Zeiten bezeugen, und die die Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse mit schauerlich beredter Sprache lehrt, daß die Grausamkeit erfinderisch in Qualen ist. Darum wird Schiller auch dem Geßler diesen Zug schrecklicher Erfindsamkeit haben leihen wollen, und dieser wäre ohne die Goethesche Motivierung noch stärker hervorgetreten als jetzt. Daß Tell ein „Meister auf der Armbrust" sei, die er ja bei sich führte, konnte Geßler ohnedies wissen. Und wer auf ein solches Ansinnen, wie es Geßler an Tell stellt, überhaupt kommen kann, der wäre wohl auch darauf gekommen ohne die harmlose Ruhmredigkeit des Knaben. Jedenfalls ist die ganze Frage höchst unbedeutend und nebensächlich. Hat es aber Schiller in den Hauptpunkten an der nötigen Motivierung fehlen lassen? Man kann vielleicht sagen: sie ist nicht überall gleich zwingend, besonders in den Jugenddramen bis zum „Don Carlos" einschließlich zuweilen äußerlicher Art, wie z. B. in dem Lügenbriefe Luisens in „Kabale und Liebe". Aber in sämtlichen Stücken vom „Wallenstein" an geht das Schicksal der Haupt-

1) Eckermann 18. Januar 1825 (I 145 Reclam).
2) Tell II 2 Vers 1275 ff. (Säkularausgabe).

personen mit Notwendigkeit aus ihrem Charakter und ihrer Lage hervor, wie dies Th. Ziegler in seiner Abhandlung über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" kurz, aber treffend gezeigt hat.[1]) Nur die „Braut von Messina" nimmt als Schicksalstragödie eine besondere Stellung ein. Übrigens ist auch hier der Untergang der feindlichen Brüder nicht bloß äußerlich durch die Orakel, sondern auch durch ihren Charakter motiviert. Doch soll nicht geleugnet werden, daß die „Braut von Messina" trotz aller oft hinreißenden Schönheiten im einzelnen ein antikisierendes Experiment war, das Schiller mit Recht nicht wiederholt hat. — Damit kommen wir zu einem weiteren Vorwurf von Bartels: „wir (Heutigen) lehnen überhaupt die Schillersche Tragik ab, die zwar Mitleid mit dem 'Los des Schönen auf der Erde', aber keineswegs das Gefühl des 'großen gigantischen Schicksals, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt', erregt."[2]) Nichtsdestoweniger aber ist im „Wallenstein" „die Annäherung an die antike Schicksalsidee dem (inneren) Drama zum Unheil ausgeschlagen".[3]) Das scheint sich zunächst zu widersprechen, ist aber wohl so gemeint, daß die antike Schicksalsidee für unser modernes Gefühl zu äußerlich sei, daß aber der Mensch sein Schicksal aus sich herausspinnen soll: bei den Alten machte das Schicksal den Menschen, heutzutage soll der Mensch das Schicksal machen, d. h. durch seine Handlungen mit Notwendigkeit bewirken, und zwar — so will es wenigstens Schiller — ein ihn erhebendes, d. h. als bedeutend, groß erweisendes Schicksal. Und eben das vermißt Bartels bei Schiller. Aber erhebt es etwa Karl Moor nicht über den gewöhnlichen Verbrecher, daß er nicht um seiner selbst willen frevelt und zur Überzeugung von der Verkehrtheit und Verwerflichkeit seines Handelns gelangt, sich der Gerechtigkeit ausliefert und dadurch zugleich einem armen Menschen eine Wohltat erweist? Ehrt es den Fiesco nicht, daß er, der geborene Fürst, der nur durch eine Selbsttäuschung in eine republikanische Verschwörung geraten konnte, auch dem Freunde zuliebe die Krone nicht wegwirft, sondern festhält und dadurch sich sein Verderben bereitet? Geht nicht Ferdinand daran zugrunde, daß er, der einzelne, die von der Macht des Standesvorurteils gezogenen Grenzen überspringen zu können glaubte? Und Don Carlos und Posa, werden sie nicht die Opfer des Versuches, ihre politische Reform ins Werk zu setzen? Im „Wallenstein" kann ich nichts von einer antiken Schicksalsidee entdecken. Das Astrologische ist nur geschichtliches Kolorit, ein Glaube, der der damaligen Welt und dem geschichtlichen Wallenstein eigen war, etwas durchaus Wirkliches, und darum durfte dieser Glaube auch ein bestimmendes Moment bei Wallensteins Entschlüssen

---

1) M. Sch. B. 32ff. 2) D. L. G. I 494. 3) D. L. G. I 388.

werden. Und auch er bleibt sich selbst treu, indem er den von der Gräfin Terzky vorgeschlagenen Ausweg nicht geht, nicht gehen kann, weil er zu groß dazu ist. Und eben diese Größe zermalmt ihn. In „Maria Stuart“, behauptet Bartels, sei „alles Individuelle verflüchtigt und nur ein ganz allgemeines leidendes Weib übriggeblieben“.[1]) Nichts als „ein ganz allgemeines leidendes Weib“ soll diese Frau sein, die noch als Gefangene einen Fanatiker um den anderen zu ihrer Befreiung begeistert und dadurch — freilich ohne direktes Zutun — in den Tod stürzt, die in ihrem königlichen Stolze nur mit größter Mühe ihr Selbstbewußtsein und ihr verletztes Rechtsgefühl auf eine Viertelstunde zähmen kann, um dann um so leidenschaftlicher loszubrechen und der verhaßten Gegnerin die tödlichsten Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern, so daß sie nun untergehen muß! Und selbst Johanna muß schuldig werden, da nun einmal der ihr — allerdings von außen — auferlegte Beruf in unlöslichem Widerspruch zu ihrer Naturanlage steht; aber der Tod für das Vaterland erhebt sie über ihre Schuld. Dies alles, meine ich, zeigt doch, daß Schiller im wesentlichen der von ihm selbst für die Tragödie aufgestellten Forderung auch gerecht geworden ist.

Ich komme endlich zu dem Grundfehler, den Bartels in Schillers Dichtung und besonders auch in seiner Dramatik findet, zu ihrem „Subjektivismus“. „Bei Schiller“, so lesen wir, „erhöht sich nicht, wie bei Goethe, ein Stück Leben zur Kunst, er schleudert vielmehr ein Phantasieprodukt mit der Tendenz entstammender, gleichsam vulkanischer Gewalt ins Leben hinein. Der Charakter seiner Dichtung ist durchaus subjektiv und bleibt das im Grunde auch bis zuletzt, obgleich Schiller die objektive Darstellung als Kunstmittel später schätzen lernt.“[2]) Und ähnlich an anderer Stelle: „Schiller selbst spricht, redet; seine Gestalten sind, wie rhetorische Figuren, bestimmt, ganz bestimmte Eindrücke hervorzurufen, nicht Produkte der Natur, die der Dichter reproduziert“ . . . „Der Realismus bleibt ihm nur Mittel für seinen Ideenzweck, von den Jugendwerken, wo er gleichsam unbewußt realistisch ist, vielleicht abgesehen.“[3]) Ich gestehe, daß ich das Gerede von der Goetheschen „Objektivität“, das sich von einer Literaturgeschichte zur anderen wie eine ewige Krankheit fortschleppt, nie recht habe verstehen können, da es mir mehrfachen allbekannten Selbstzeugnissen Goethes, daß alle seine Gedichte, auch die Dramen und Romane, Selbsterlebtes widerspiegeln und eine große Konfession, „die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens“ seien, direkt zu widersprechen schien. Nun sind ja gewiß Goethes Dichtungen „nicht ein bloßer Abklatsch, sondern ein Niederschlag

1) D. L. G. I 494. 2) D. L. G. I 485. 3) M. Sch. B. 163 f.

seines Lebens"[1]), es „erhöht sich bei ihm", wie Bartels treffend sagt, „ein Stück Leben zur Kunst", aber eben ein Stück eigenes, persönliches Leben oder vielmehr Erleben, ohne das er die betreffende poetische Schöpfung gar nicht hätte hervorbringen können. Er konnte nicht, wie es der Direktor im Vorspiel zum „Faust" wünscht, „die Poesie kommandieren"; darum brauchte auch der „Faust" zu seiner äußeren Vollendung so lange, wie der Dichter zur inneren. Das ist ja auf der einen Seite ein unleugbarer Vorzug, indem so immer echte Empfindung in die Dichtung kommt, während die ältere Lyrik vor Klopstock großenteils nach Schablonen arbeitete und Freundschaft und Liebe bloß fingierte. Aber eine unerläßliche Voraussetzung ist dies Selbsterleben doch nur für den Lyriker. Der Dramatiker kann ganz unmöglich alles, was er darstellt, selbst durchkosten: er müßte ja sonst Mann und Weib, König und Bettler, Verbrecher und Tugendheld zugleich sein. Immerhin kann ihm, was er im Leben um sich sieht, Modelle bieten. Die Hauptsache für ihn aber ist die Ekstase im eigentlichen Sinne, d. h. das „Heraustreten" aus den eigenen Verhältnissen, aus dem eigenen Fühlen und Denken und das dementsprechende Sichversetzen in eine fremde Lage, fremde Empfindungen und Gedanken. Dies kann nur mittels einer ungemein starken produktiven Phantasie gelingen. Selbstverständlich besaß solche auch Goethe in hohem Maße, aber der starke subjektive Einschlag seines poetischen Schaffens hat sie nicht selten paralysiert. Selbst seine Lyrik wird durch solches Hereintragen ganz subjektiver Momente zuweilen geradezu dunkel. Es gibt keinen Dichter, bei dem für das volle Verständnis seiner Gedichte die Kenntnis von Einzelheiten seines Lebens so unerläßlich ist wie bei Goethe. Wer kann z. B. die „Harzreise im Winter" verstehen, ohne zu wissen, daß Goethe unterwegs den melancholischen jungen Plessing besuchte? Im Thema des Gedichtes selbst liegt keinerlei Anknüpfungspunkt für die Äußerung der betreffenden Gedanken. Es ist rein das zufällige Erlebnis, das sie anregt.[2]) Ähnlich ist es nun auch bei den Romanen und Dramen, und wenn er auch oft die verschiedenen Seiten seines Wesens in mehrere Personen zerlegt (Götz und Weislingen, Clavigo und Carlos, Don Pedro und Crugantino, Tasso und Antonio, Faust und Mephistopheles), so haftet doch eben den Dramen und ihren Hauptpersonen vielfach eine starke subjektive Färbung an, deren Grund man kennen muß, um sie ganz zu verstehen, sowohl hinsichtlich der Charaktere als der Komposition. So ist neuestens von „Stella" gesagt worden, daß sie „losgelöst von dem Dichter" (und seinen ganz besonderen Erlebnissen)

1) Christoph Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erster Teil. Der junge Goethe. (Stuttgart, Frommann, 1905.) S. 109.

2) Bielschowsky, Goethe I 340; II 371 f.; 400; 409 f.

„nicht zu verstehen sei".[1]) Kurz, bei aller Gestaltungskunst ist Goethe der allersubjektivste der deutschen Dichter: das entspricht dem lyrischen Grundzuge seines Wesens. Für seine epischen und vollends dramatischen Werke war es nicht immer ein Vorteil, mitunter geradezu ein Nachteil: wie hat er z. B. im „Egmont" zahlreiche im Stoffe liegende dramatische Motive auf der Seite liegen lassen, nur um das Erlebnis des „Dämonischen", wie er es empfand, darin darzustellen.[2]) Erst in den letzten Lebensjahren, bei der Arbeit am zweiten Teile des „Faust", fühlte er sich „durch eine geheime psychologische Wendung . . . zu einer Art von Produktion erhoben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden". Jetzt brauchte er kein Erlebnis mehr, die Begeisterung des beglückenden Schaffens selbst trug ihn; „zum erstenmal in seinem Leben vermochte er die Poesie zu kommandieren".[3])

Wir mußten diesen Umweg über Goethe nehmen, um Schillers Art zu dichten ins richtige Licht zu stellen. Bartels selbst stellt ja beide Dichter auch in dieser Hinsicht in einen Gegensatz, und Hermann Grimm hat behauptet, daß Schillers Art zu dichten „für Goethe gar kein Dichten gewesen sei". Daß die letztere Behauptung nicht ganz zutrifft, zeigt die angeführte Äußerung Goethes. Schiller suchte sich allerdings seine Stoffe und arbeitete daran bewußt und mit staunenswerter Energie. Ein Glück für uns: auf den „unbewußten Trieb" zu warten, konnte Goethe bei seinem langen Leben sich gestatten; aber was hätten wir von Schiller, wenn er nicht jede leidliche Stunde genützt hätte! „Schiller selbst spricht, redet", meint Bartels, und das ist ja teilweise richtig. Ohne Zweifel spricht Schiller aus Karl Moor, aus Verrina, aus Ferdinand und aus Marquis Posa. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, daß, wie Goethe selbst das Wertherfieber, dem sein Held erliegt, überwunden hat, so auch Schiller in den „Räubern" Karl Moor, den Helden der schrankenlosen individuellen Freiheit, die die Welt zugrunde richten würde, selbst ad absurdum führt. Und wenn für diesen edlen Räuber noch zuzugeben ist, daß er kein Naturprodukt ist, so sollte man anderseits einräumen, daß schon Verrina ein ganzer Mensch ist, ein Republikaner von altrömischem Schnitt, kein theoretischer Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Ja, man kann bei Schillers zweiter Tragödie wirklich im Zweifel sein, bei wem des Dichters Sympathie mehr ist, bei dem Freiheitsfanatiker Verrina oder bei der Herrschergestalt des

1) Schrempf, Goethe I 131. 2) Bielschowsky, Goethe I 329ff.
3) Goethe an W. v. Humboldt, 1. Dezember 1831. Bielschowsky II 589.

Fiesco, von der würdigen Darstellung des alten Doria nicht zu reden. Mir will scheinen, es sind auch die zwei Seelen in Schillers Brust, die des Freiheitsschwärmers und die des Geistesaristokraten, die sich in diesen polaren Gestalten „objektiviert“ haben, wie man bei Goethe sagen würde. Und dies wiederholt sich beim „Don Carlos“ in Posa und Philipp. Er hatte neben aller Freiheitsliebe Sinn für wahren Adel und Herrschergröße, und diese hat er dem spanischen König in reichem Maße geliehen. Beidem mögen als Anregung die Verhältnisse in der Karlsschule zugrunde liegen mit ihrer Freiheitsbeschränkung auf der einen, ihrem aristokratischen Charakter auf der anderen Seite. Noch deutlicher treten ja die Zustände am damaligen württembergischen Hofe in „Kabale und Liebe“ hervor. Man braucht wahrhaftig nicht auf die Heirat mit dem adeligen Fräulein zu verweisen zur Erklärung dafür, daß Schiller sich „auf den Höhen der Menschheit“ bald zurechtfand. Und haben wir nun in einem Verrina und Fiesco, einer Lady Milford und einem Musikus Miller, in einer so grotesk komischen Person wie dem Hofmarschall Kalb, in König Philipp und Domingo wirklich nur „rhetorische Figuren“, nicht Menschen von Fleisch und Blut? Allerdings sind alle die vier ersten Dramen „Tendenzdramen“, und der Realismus der drei ersten steht somit im Dienste einer Idee; warum er freilich „unbewußt“ sein sollte, weiß ich nicht. Schiller dürfte ihn doch im „Don Carlos“ ebenso absichtlich verlassen haben, wie er die Prosa mit dem Verse vertauschte. Bis dahin ging Schiller von der Idee aus, die er an der Wirklichkeit illustrierte, aber keineswegs in abstrakter, lehrhafter Weise, sondern in dem Sinne, wie es einmal der von Bartels auf die Formel „rührseliger Rhetorik“ festgelegte Emanuel Geibel[1]) ausspricht:

> „Wirken will der Poet, wie der Redner. Aber das Höchste
> Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.
> Jener behält den Erfolg im Blick stets, dieser erreicht ihn,
> Wenn er ihn über dem Drang seligen Schaffens vergißt.“[2])

Ganz anders liegen nun aber die Dinge in den späteren Dramen. Höchstens im „Tell“ kann man noch von einer Grundidee der unter Umständen berechtigten politischen Revolution reden. Aber wo sollte eine solche im „Wallenstein“, der „Maria Stuart“ und „Jungfrau von Orleans“ zu finden sein? Hier ist es vielmehr gerade umgekehrt: der Stoff, die dramatische Situation, führt die handelnden Personen auf gewisse Gedankenrichtungen, die ihrem Charakter entsprechen. Schiller selbst, der Anhänger Kants, war Indeterminist; aber vermöge der dramatischen Ekstasis zeichnet

1) Bartels, Deutsche Dichtung der Gegenwart.[3] S. 94.
2) Neue Gedichte. S. 218. XXXI.

Prämien und Geschenkwerke für Schul- und Hausbibliotheken

aus dem Verlage von

B. G. Teubner in Leipzig.



Für die mittleren Klassen.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Dr. Oskar Dähnhardt.

Mit Buchschmuck von Robert Engels.
In künstlerischen Umschlag geheftet je M 2.—, gebunden je M 2.60.

I. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen.
II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen.
III. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

Einem solchen begeisterten und darum auch begeisternden Erzieher der Jugend ist es denn aber auch gelungen, ohne daß er dies geradezu beabsichtigt hätte, ein Hausbuch zu schaffen, einen Hausschatz allerersten Bedeutung. Darum, ihr deutschen Hausväter und Hausmütter und all ihr treuen Seelen, die ihr es mit dem künftigen Deutschland gut meint, laßt euch dieses Werk aufs wärmste ans Herz gelegt sein.

(Tägliche Rundschau, Nr. 61. 13. März 1902.)

Bismarcks Reden und Briefe. Von Dr. Otto Lyon.

Nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für Schule und Haus herausg. u. bearb. Mit einem Bildnis Bismarcks. 8. In Orig.-Leinwandbd. M 2.—

Der überwältigende Gedankenreichtum, die Schärfe und Klarheit, die Anschaulichkeit und Bildlichkeit, die volkstümliche Kraft und plastische Rundung des Ausdrucks, durchstrahlt von zündendem Witz und gemütvollem Humor, vor allem aber der großartige nationale Gehalt lassen die Reden und Briefe unseres Altreichskanzlers als Denkmäler unseres deutschen Denkens und Empfindens erscheinen, die Jahrhunderte überdauern werden, und erheben sie zu klassischen Werken unserer Literatur.

Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer.

Herausgegeben von Professor Feodor Hoppe in Wien. 30 Lichtdruckblätter im Format 39 53 cm mit Text. Preis in einfacher Mappe M 12.—, in Geschenkmappe M 16.— (Verlag von Carl Gracier & Co. in Wien.)

Das Werk vereinigt in künstlerisch vollbefriedigender Wiedergabe 30 der schönsten antiken Kunstwerke, die uns das Bild jener antiken Kultur, wie es uns in Dichtung und Geschichte entgegentritt, in lebensvoller Weise auszugestalten geeignet sind.

Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Von Prof. Dr. Karl Scheid,

approb. Chemiker. Mit 278 Abbildungen im Text. Geschmackvoll geb. M 2.80.

Nicht ein Lehrbuch, sondern ein Spielbuch im besten Sinne des Wortes für Reiche und Arme soll dieses Bändchen sein. Spielend soll der Knabe eine Anzahl wichtiger Vorgänge aus dem täglichen Leben untersuchen und in fröhlicher Beschäftigung die Grundgesetze der chemischen Wissenschaft erproben. Diese Gesetze in exakt wissenschaftlicher Form auszusprechen, kann natürlich nicht als die Aufgabe eines Spielbuches betrachtet werden: das hieße die Natur unserer deutschen Jugend völlig verkennen! Da muß der Lehrer oder ein gutes Lehrbuch eingreifen. Der eingeschlagene Weg ist, für Deutschland wenigstens, ein ganz neuer. Die englische und amerikanische Schulliteratur dagegen hat schon mehrere Werke verwandter Richtung zu verzeichnen, die dort ohne weiteres als Schulbücher eingeführt sind. Diese Unterrichtsmethode mutatis mutandis auch bei uns einzuführen ist bekanntlich das Bestreben zahlreicher namhafter Pädagogen und Gelehrten.

Unter den Coroados. Von Dr. Alfred Funke.

Eine Geschichte aus Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen. Geb. M 3.20.

Das Buch ist in erster Linie für unsere reifere Jugend bestimmt. Es führt in die Zeit, wo deutsche Bauern den Feuerbrand und die Axt in die Jagdgründe der einstmaligen Herren des Landes in der Serra geral und auf den Campos des Nordens brachten, und bietet nach schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Berichten alter Waldläufer und Tropeiros eine echte und rechte Indianergeschichte. Dabei ist alles vermieden, was den „Indianergeschichten" das Odium verliehen hat. Der Ethnograph und Geograph wird merken, daß nur gutes Material benutzt ist, und das Ansehen, in dem der verstorbene Th. Bischoff in Mundo Novo stand, von dem die zugrunde liegende Fabel stammt, verbürgt ihre Wahrheit und Echtheit. Der jugendliche Leser soll eben an der Hand einer spannenden Erzählung Land und Leute kennen lernen, wie sie im Jahre 1850 in Rio Grande do Sul waren. So wird auch dieses Buch dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit auf das für unser Deutschtum so wichtige Südbrasilien hinzulenken.

Verlag von B. G. Teubner i

Für die unteren Klassen.

Deutsche Götter- und Heldensagen. Von Dr. Adolf Lange, Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Höchst a. M. Nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt. Zweite, verbesserte Auflage. Mit zwölf Originallithographien von Robert Engels. gr. 8. In künstler. Original-Leinenband M 6.— Auch getrennt in 3 Teilen je M 2.40.

„. . . Auch die schöne Ausstattung wird dazu beitragen, dem Buche Freunde zu gewinnen: die Lithographien, mit denen Engels es geschmückt hat, verdienen es; sie sind in ihrer eindrucksvollen Größe in hohem Maße geeignet, auf die Jugend zu wirken. . . . Langes Buch sollte ein Hausbuch für die Familie werden, um mit der Sagenwelt unserer Altvordern, ihren Sitten und Anschauungen vertraut zu machen; es wird gewiß Teilnahme und Freude an der Sache erwecken und durch die lebendige Veranschaulichung der Götter- und Heldensagen die Jugend auf die deutsche Geschichte vorbereiten." (Zeitschr. f. lateinl. höh. Schulen. XIV. Jahrg. Heft 11/12.)

Deutsche Heldensagen. Dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt von Karl Heinr. Keck. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Bruno Busse. 1. Band: Gudrun und Nibelungen. 2. Band: Dietrich von Bern. Mit Künstler-Steinzeichnungen (Originallithographien) von Robert Engels. gr. 8. Gebunden je M 3.—

„Die alten Sagen unseres Volkes in neuer Form, aber altem Geist zu erzählen, war die Absicht des Verfassers bezw. Bearbeiters des Buches, und er hat es vortrefflich verstanden, die alte Sagenwelt unserer Heldenvorzeit zu lebendiger, anschaulicher Darstellung zu bringen und zu zeigen, daß der Zauber, den sie zu ihrer Zeit ausgeübt, noch nicht an Kraft verloren hat. Mit Recht betont er, daß in seiner Heldensage das deutsche Volk des Mittelalters sein Hoffen und Lieben am klarsten ausgeprägt hat, daß in ihr sich der Geist deutscher Vorzeit noch heute am echtesten offenbart. . . . Auch die schöne Ausstattung wird dazu beitragen, dem Buche Freunde zu gewinnen; die Lithographien, mit denen Engels es geschmückt hat, verdienen es; sie sind in ihrer eindrucksvollen Größe in hohem Maße geeignet, auf die Jugend zu wirken."

(Zeitschr. f. lateinl. höh. Schulen. XIV. Jahrg. Heft 11/12.)

Schriften von H. W. Stoll.

Wohlfeile Ausgaben zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Die Sagen des klassischen Altertums. Erzählungen aus der alten Welt 5. Aufl. Zwei Bände mit 92 Abbild. Wohlf. Ausg. 8. Reich geb. 4 M. 50 Pf.

Geschichte der Griechen u. Römer in Biographien. 3. Aufl. Wohlf. Ausg.
I. Band. Die Helden Griechenlands. 8. Reich gebunden 3 M.
II. — Die Helden Roms. 8. Reich gebunden 3 M. 60 Pf.

Erzählungen aus der alten Geschichte. 3. Aufl. 8. Geb. 3 M. 75 Pf.

Bilder aus dem altrömischen Leben. 2. Aufl. 8. Reich geb. 3 M. 60 Pf.

Die Meister der griechischen Literatur. Wohlfeile Ausgabe. 8. Gebunden 2 M. 70 Pf.

Die Meister der römischen Literatur. Wohlfeile Ausgabe. 8 Gebunden 2 M. 70 Pf.

Wanderungen durch Alt-Griechenland.
I. Teil. Der Peloponnes.
II. — Mittel- und Nord-Griechenland. Wohlfeile Ausgabe 8.
Jeder Band reich gebunden 3 M.

er uns in Wallenstein einen Deterministen, fast Fatalisten, wie er folgerichtiger und geschlossener nicht gedacht werden kann. Er, der Verkündiger einer idealistischen Ethik, läßt die Herrennaturen eines Wallenstein und einer Gräfin Terzky ganz im Einklang mit ihrem Charakter und ihrer Lage Gedanken aussprechen, deren Übereinstimmung mit seinen eigenen Ideen Friedrich Nietzsche nur in blindem Haß übersehen konnte. Freilich fehlt auch das Gegenbild dazu in der lichten Erscheinung des Max Piccolomini nicht. Als weiteres Beispiel führe ich die Gedanken an, die der „Freiheitsschwärmer" in der „Maria Stuart" der Königin Elisabeth und Talbot über Königtum und Volkswillen in den Mund legt, und in der „romantischen Tragödie" der „Jungfrau von Orleans" gibt der Dichter auch dem Rationalisten das Wort, der dies wie jedes andere Wunder für Unsinn und Dummheit erklärt. Und diese Ideen sind keine künstlich auf einen fremden Stamm gepflanzten Pfropfreiser, sondern sie entsprechen durchaus dem Charakter der Personen, die sie aussprechen, und der Lage, in der sich diese befinden. Es ist daher unrichtig, zum mindesten eine maßlose Übertreibung, Schillers Personen für „rhetorische Figuren" zu erklären und ihnen samt und sonders die „Naturhaftigkeit" abzusprechen. Auch zu welchem Zwecke in diesen späteren Dramen die objektive Darstellung als „Mittel" dienen sollte, ist völlig unersichtlich, ausgenommen höchstens den „Tell", in dem man wieder eine Idee als Leitmotiv finden kann, und wo allerdings auch die „Idealisierung" der Landleute etwas weit getrieben ist. Richtig ist es ja gewiß, daß bei Schiller die Ideen eine große Rolle spielen, daß seine Dramen sehr „gedankenreich" sind, wie Bartels sagt; aber sollte das wirklich ein Fehler sein?

Indessen ich vergesse, daß ich mit meiner ganzen Apologie nichts ausrichten werde, da ich wie alle Verteidiger Schillers „diesen selbst gegen mich habe".[1]) Er gesteht ja doch in der oben angeführten brieflichen Äußerung an Körner selber seine Schwäche ein. Es ist nun gewiß etwas Schönes um ein mündliches oder schriftliches Selbstzeugnis eines Dichters über seine Kunst; aber — mag es nun günstig oder ungünstig lauten — es kann unmöglich der Gesamtheit seiner Werke gleichwertig sein. Oder sollen wir es Goethe ohne weiteres glauben, wenn er seinen „Faust" als „tolles Zeug" bezeichnet, oder wenn er in Beziehung auf seinen „Egmont" sagt: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit"?[2]) Doch muß man solchen Worten immerhin Beachtung schenken. Da ist nun vor allem daran zu erinnern, daß Schiller jenen Brief im

1) M. Sch. B. S. 160.
2) Eckermann 10. Januar 1825 (I 135 Reclam).

Jahre 1789 schrieb, also volle zehn Jahre vor Vollendung des „Wallenstein". Und Goethe bezeugt ja doch: „mit jedem Stücke schritt er fort und ward er vollendeter."[1]) Was aber die von Bartels gegebene Deutung der Stelle betrifft, daß Schiller hier dem „natürlichen" Drama Goethes und anderer seinen „Theatralismus" entgegenstelle, so ist dies keineswegs so selbstverständlich, wie Bartels meint. Viel tiefer und richtiger hat Baumeister die Stelle erklärt, wenn er sagt, daß dem Dichter schon hier der Unterschied vorschwebe, den er später mit „naiv" und „sentimentalisch" bezeichnete. „Gebricht es ihm an Natur und Fülle, so weiß er dafür — ist wohl seine Meinung — durch die Größe der Gedanken und die Wucht der Entschlüsse seine Charaktere zu heben und ins Ungemessene zu steigern, so vermag er durch seine psychologische Beobachtung, durch kluge und umfassende Berechnung eine planvolle, weitschichtige, wohlmotivierte Handlung ins Werk zu setzen. Verstand, Wille, 'Puls' tun hier sehr viel neben jener Schiller eigentümlichen Kraft, Ideen nicht bloß zu symbolisieren, sondern wirklich zu versinnlichen. Nicht immer, aber sehr häufig ist die Allgemeinheit der gezeichneten Figuren bei Schiller nicht etwa die Folge eines Mangels an individualisierender Gestaltungskraft, sondern eine im künstlerischen, antikisierenden Interesse und im Gegensatze zu Shakespeare gewollte und bewußte."[2]) Diese Erklärung macht zwar der Bartelsschen Auffassung einige Zugeständnisse, unterscheidet sich aber doch sehr wesentlich von dessen Kennzeichnung des Schillerschen Theatralismus. Freilich kommen wir nun mit dem Gegensatze von naiver und sentimentalischer Dichtung bei Bartels vom Regen in die Traufe. Denn nach ihm besteht, wie wir schon sahen, dieser Unterschied nur in Schillers eigens zurechtgemachter Privatästhetik, und der sentimentalische Dichter ist, wie „schon Goethe wußte", überhaupt keiner. Doch spricht Goethe nur von „einem naiven Untergrunde, aus welchem die sentimentale Poesie gleichsam hervorwachse".[3]) Selbstverständlich sind solche Unterscheidungen cum grano salis zu verstehen; sagt doch Schiller selbst in seiner Abhandlung: „naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines", und: „die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur." Der Grundgedanke, den Schiller hier entwickelt, ist keineswegs unwahr oder heute überwunden; im Gegenteil, er ist höchst fruchtbar und hat die nützlichsten Anregungen nicht nur für die Geschichte der Poesie, sondern der menschlichen Kultur überhaupt gegeben.[4]) „Der Dichter", sagt Schiller, „ist entweder Natur oder er

1) Eckermann 18. Januar 1825 (I 145 Reclam). 2) M. Sch. B. S. 27 f.

3) Bartels D. L. G. I 480.

4) Siehe die Ausführungen von Alfred Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie (Leipzig 1896), besonders S. 248 ff.

wird sie ('die verlorene') suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter." Da nun in der Tat die Kultur einen Bruch mit der Natur bedeutet, so werden, je weiter die Kluft zwischen beiden wird, die naiven Dichter desto seltener, die sentimentalischen, die im Gefühl des mangelnden alterierten Naturzustandes reflektieren, sich im Gegensatze zur Wirklichkeit ein Ideal ausdenken und daher zur Gegenwart sich kritisch verhalten, desto häufiger werden. Ja, hat ein Volk wirklich die Höhe der Kultur erreicht, die „Vollkultur", von der die Wissenschaft einen unerläßlichen Bestandteil bildet, so erscheinen den Besten unter ihnen Welt und Leben nicht mehr als selbstverständlich, sondern als Probleme. Und das werden sie nicht nur für den Gelehrten, sondern auch für den Dichter und Künstler. Die naiven Dichter werden daher in einer solchen Epoche zur Ausnahme, die sentimentalischen zur Regel. Bei den Griechen tritt neben Äschylus und Sophokles der sentimentalische Euripides. Aber auch die überwiegend naiven Dichter können nicht mehr naiv im vollen Sinne sein: auch Äschylus und Sophokles werfen in ihren Dichtungen Probleme auf, auch bei Shakespeare reflektiert „Hamlet" über Sein oder Nichtsein, wie wir es uns bei einem Helden Homers oder des Nibelungenliedes nicht vorstellen könnten, und nun gar Goethes „Faust" steckt ja doch voll von Weltanschauungsproblemen. Und mag man auch, wie Schiller besonders vom „Werther" tut, sagen, daß hier ein naiver Dichtergeist sich eines sentimentalischen Stoffes bemächtigt habe, so gilt dies vom „Faust" doch nicht in gleichem Maße; muß doch Bartels selbst zugeben, daß „die Persönlichkeit und Weltanschauung Goethes selber immer mehr in das Gedicht hineinspiele".[1]) So hat denn auch Goethe der sentimentalischen Dichtungsart der Neuzeit seinen Tribut gezahlt.

Was die Lyrik angeht, so hat Schiller selbst erklärt, daß er „das lyrische Fach eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz ansehe".[2]) Der Grundzug seines Wesens ist eben dramatisch, wie der Goethes lyrisch. Aber wer will es ihm verwehren, daß er in seiner „Ideendichtung" eine ganz originelle Art von Gedichten geschaffen hat? Seine Balladen läßt selbst Bartels gelten. Und schließlich wollen wir doch die „Glocke" nicht vergessen, von der Jakob Grimm sagt, daß sie „das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichtes sei, dem andere Völker bei weitem nichts an die Seite zu stellen hätten".[3])

Und dieser Dichter soll heute nur noch für Volk und Jugend in einem gewissen Stadium der Erziehung brauchbar sein, also im wesentlichen

1) D. L. G. I 469. 2) M. Sch. B. S. 27.
3) In der 1859 gehaltenen „Rede auf Schiller".

als Schulbuch! Da möchte ich, obwohl selbst „Schulmeister“ und trotz der abgedroschenen Redensart, daß „für die Jugend nur das Beste gut genug“ sei, eher noch Litzmanns Meinung zustimmen, daß die zu frühzeitige Behandlung Schillerscher Gedichte in der Schule, namentlich der Balladen, die Gefahr mit sich bringe, daß ihr Wert als Kunstwerk nicht genügend gewürdigt und manchen durch die schulmäßige Behandlung die Freude daran verleidet werde.[1]) Man sollte es möglichst vermeiden, daß sich allzuviel Schulstaub auf die Werke unserer Klassiker legt. Auch Schillers Proklamation der Gedankenfreiheit im „Don Carlos“ wird nach Bartels dauern, „solange es noch eine begeisterungsfähige Jugend gibt“[2]): als ob nicht unser ganzes modernes Geistesleben auf diesem Postulat beruhte!

Endlich „gestattet (nach Bartels) der absolut singuläre Charakter seiner Dichtung nicht, von Schiller zu lernen — oder doch nur, was man von jedem großen Dichter lernen kann“.[3]) Einmal, meine ich, wäre das letztere gerade genug. Ferner aber ist jede Persönlichkeit „singulär“, einzigartig, und zwar je bedeutender, desto mehr; das gilt auch von Dichtern und Künstlern. Ist etwa Goethe selbst und seine Art zu dichten weniger singulär? Wer kann ihm denn den „Faust“, überhaupt seine ganze „große Konfession“ nachmachen? Lernen kann der Künstler immer nur einzelnes, Technisches. Das Beste muß er aus dem eigenen Inneren geben; tut er das nicht, so ist er nur Nachahmer, nicht Dichter, nicht Künstler.

3. Ergebnis.

Wie stellt sich uns demnach Bartels' Schillerkritik dar? Sie ist vor allem nicht imstande, die tatsächliche Wirkung der Schillerschen Poesie genügend zu erklären. Um dies doch zu tun, muß Bartels starke Anleihen bei der alten, von ihm bekämpften Anschauung über Schiller machen und verwickelt sich dadurch in Widersprüche: es geht nun einmal nicht an, einem und demselben Dichter „die wahre dramatische Kunst“ abzusprechen und ihn zugleich „einen dramatischen Geist durch und durch“ zu nennen. Entweder ist das eine Urteil unrichtig oder das andere. Schiller und seine Dichtung als „Kontrasterscheinung“ zum deutschen Wesen hinzustellen, ist eine völlig mißlungene Künstelei. In seiner Einzelkritik macht sich Bartels mindestens großer Übertreibungen schuldig, treibt gewaltsame und willkürliche Exegese und mißt Goethe und Schiller mit zweierlei Maß. Sein Hauptfehler aber ist unseres Erachtens, daß er eine durchaus dogmatische Kritik treibt, nicht nur an Schiller. Er sucht die Dichter nicht aus sich selbst zu verstehen, sondern tritt mit dem fertigen Begriffe eines Dramatikers,

---

1) M. Sch. B. S. 187f. 2) D. L. G. I 488. 3) D. L. G. I 479.

eines Lyrikers usf. an sie heran. Wer dieses Bartelssche Dichtermaß hat, der braucht um seinen Lobpreis nicht besorgt zu sein, wie z. B. der durch Wolfs Kompositionen seiner Lieder gegenwärtig wieder besonders beliebt gewordene Eduard Mörike, bei dem derselbe Nietzsche, der Schiller „zu den Toten warf“, „keinen einzigen Gedanken fand“. Da nun aber das Leben im deutschen Dichterwald viel mannigfaltiger und reicher ist als Bartels' ästhetische Schablonen, so kann es nicht fehlen, daß viele, die sich in diese nicht fügen wollen, übel mißhandelt werden. Darunter hat auch Schiller zu leiden.

Bartels' Hauptdogma lautet nämlich: der Dichter, auch der Dramatiker, soll „bloße Lebensdarstellung“ geben. Wer also Probleme, Ideen hereinbringt, der kann zwar an sich „hochwichtige Zwecke“ verfolgen, überschreitet aber die (von Bartels gesteckten) Grenzen der dramatischen Poesie. Er zeigt damit auch untrüglich, daß zur Lebensdarstellung „seine Kraft nicht reicht“[1]); denn „idealistische Dichtung geht zuletzt auf einen Mangel an Gestaltungskraft zurück“.[2]) Daß ein Dichter auch bewußt und absichtlich mit der „bloßen Lebensdarstellung“ sich nicht sollte zufrieden geben können, dieser Gedanke kommt Bartels gar nicht. Unter „idealistischer Dichtung“ kann man zweierlei verstehen: entweder eine Dichtung, die Leben und Menschen absichtlich oder unabsichtlich idealisiert, oder eine solche, die auf Ideen aufgebaut ist, sich aber dabei realistischer Darstellungsweise bedient. Unter den ersten Begriff würden Schillers Dramen vom „Don Carlos“ bis zum „Tell“, unter den letzteren die drei ersten Dramen fallen. Beides ist offenbar Bartels gleich zuwider; denn dem deutschen Geiste allein angemessen ist ja das „realistische Charakterdrama“. Freilich was heißt idealisieren? Es ist gar nicht einzusehen, wie der Dichter um alles und jedes Idealisieren herumkommen soll, ohne in den krassesten Naturalismus zu verfallen. Schon der Gebrauch von Versen geht über die „bloße Lebensdarstellung“ hinaus und ist eine Idealisierung der allgemeinen Rede. Und idealisiert nicht auch Goethe, selbst in der Prosa? Man denke z. B. an Egmonts Worte, die der Dichter an den Schluß seiner eigenen Lebensbeschreibung gesetzt hat! Spricht jemand so im gewöhnlichen Leben? Aber soll es denn wirklich ein ewiges Gesetz sein, daß der Dichter nur den gemeinsten Straßenjargon nachahmen, daß er überhaupt das Leben nur photographieren darf, und ist er sofort ein Stümper, wenn er das nicht tut? Hier liegt eben der Kernpunkt der ganzen „Schillerfrage“. Sie

1) M. Sch. B. S. 160.

2) D. L. G. I 462. Angesichts mancher moderner Produkte hätte man nicht übel Lust, den Satz so umzukehren: „alle naturalistische Dichtung geht zuletzt auf einen Mangel an Ideen (und Idealen) zurück.“

ist nur ein Teil der Frage nach der Berechtigung der idealistischen Kunst überhaupt. Wir haben ja auf dem Gebiete der bildenden Kunst das gleiche Streben nach Realismus und Naturalismus wie in der Literatur, und wer wollte ihm eine gewisse Berechtigung absprechen? Aber fehlte es etwa Raffael an Gestaltungskraft, weil er nicht italienische Marktweiber zu Modellen für seine Madonnen nahm? Können wir uns nicht an Uhdes realistischer Darstellung biblischer Geschichten freuen und doch auch den idealistischen Stil eines Schnorr von Carolsfeld würdigen? Und sind nicht gerade die größten unserer modernen Künstler über den reinen Naturalismus schon wieder hinausgewachsen? Man müßte denn die Werke eines Böcklin, Klinger, Stuck unter den Begriff der „bloßen Lebensdarstellung" bringen, was unmöglich ist. Es ist ebenso kurzsichtig als anmaßend, dem augenblicklich herrschenden Zeitgeschmack das Recht eines absoluten Maßstabes beizulegen. Dieser kann und wird sich ohne Zweifel wieder ändern, und dann wird nicht Schiller, sondern Bartels mit den Seinigen als veraltet erscheinen. Es sollte eben nicht nur der Dichter, sondern auch der Historiker „auf einer höheren Warte stehen als auf der Zinne der Partei"; dann würde es ihm nicht passieren, einen Genius wie Schiller zu den vorübergehenden Zeiterscheinungen zu rechnen, sondern er würde umgekehrt an den genialen Dichtern und Künstlern den wechselnden Zeitgeschmack messen. Schiller selbst hat durch seine Jugenddramen zur Genüge gezeigt, daß er über realistische Darstellungsmittel verfügte, wenn er wollte, und daß und warum er es später nicht mehr wollte, hat er in „Shakespeares Schatten" deutlich genug gesagt, wo er u. a. eines seiner eigenen Jugenddramen persifliert und dem ganzen „realistischen Charakterdrama" aller Zeiten den Spiegel vorhält. Übrigens rede man sich doch nicht ein, daß Goethes Dichtung den „Anforderungen" des modernen Realismus entspreche. Es ist viel weniger Goethe der Dichter als Goethe der Denker, der Weise, der auf die Gegenwart einwirkt, besonders seine spinozistisch-deterministische Weltanschauung. Fällt nicht der „Faust" völlig unter den Begriff der Ideendichtung, und ist etwa die Walpurgisnacht „bloße Lebensdarstellung"? Es trifft ja übrigens gar nicht zu, daß das moderne deutsche Drama sich durchweg mit der „bloßen Lebensdarstellung" begnügt. Bartels selbst zeigt, wie Gerhart Hauptmann, der „heute überhaupt an der Spitze der deutschen Dichter steht", vom Naturalismus zum Symbolismus, d. h. doch wohl auch zu einer Art idealistischer Gedankendichtung gelangte. Freilich stellt auch Bartels „Die Weber" höher als „Die versunkene Glocke", weil sie das „reine Milieudrama" sind und „keinen Helden" haben, d. h. weil sie nur die Not eines Stückes Lebens abmalen, ohne den geringsten Versuch zur Lösung des Problems zu machen. Und sind z. B. Sudermanns „Ehre"

und „Heimat“, Ibsens „Brand“ und „Volksfeind“, Björnsons „Über die Kraft“ trotz des Realismus in der Darstellung keine Ideendramen? Freilich finden die ersteren deswegen bei Bartels auch keine Gnade.[1]) Mir aber scheinen eben die tastenden Versuche unserer modernen Dramatiker zu zeigen, daß bei der „bloßen Lebensdarstellung“, beim reinen Naturalismus, unseres Bleibens nicht ist, daß vielmehr eben durch die neuen Probleme, die das moderne Leben stellt, eine neue Ideendichtung sich anbahnt, und diese wird vielleicht, mag sie auch zunächst naturalistischer Darstellungsmittel sich bedienen, eher wieder näher zu Schiller hin als noch weiter von ihm ab führen. Denn gerade die Not des Lebens hat zur Kehrseite ein Ideal, das man anstrebt. Es ist aber überhaupt merkwürdig, wie man gerade heutzutage, wo jedes noch so bescheidene Talent das Recht für sich in Anspruch nimmt, frei vom Zwange der Regel und klassischer Autorität sich auszuleben und auszuwirken, an einen Dichter wie Schiller mit solch kleinlichen und beengenden „Anforderungen“ herantreten kann.

Aber nicht nur der ästhetische, auch der sittliche Idealismus Schillers ist Bartels unbequem und daher dem dramatischen Dichter nicht erlaubt. Denn seine „harte Kehrseite“ ist „die Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen“. Schiller aber will durch seine Kunst erziehen, wie er es ja in seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ deutlich genug ausgesprochen hat. Das ist nun freilich entsetzlich altmodisch, so altmodisch, daß er mit dieser Herabwürdigung der Poesie für einen „außerhalb der bloßen Lebensdarstellung liegenden Zweck“ sich mit den größten Dichtern, und zwar besonders auch Dramatikern (in Tragödie und Komödie) der Griechen im vollsten Einklang befindet, die es sich immer zur Ehre angerechnet haben, im besten Sinne die Lehrer ihres Volkes zu sein. Wie Schiller das Wahre, Schöne und Gute in selbständiger Weiterbildung der Kantschen Philosophie zu vereinigen suchte, ist bekannt.

Summa: Schiller ist als ästhetischer und sittlicher Idealist Bartels unbequem, weil letzterer das Heil der Zukunft nur im „realistischen Charakterdrama“ sieht. Um diesem die Bahn frei zu machen, muß Schillers Autorität gestürzt, und wer sich an sie anschließt, z. B. Wildenbruch[2]), verurteilt werden. Das ist aber keine rein sachliche Kritik mehr, sondern Parteikritik im Sinne einer bestimmten literarisch-ästhetischen Richtung. Und das Tendenziöse der Kritik zeigt sich auch darin, daß man es nicht verschmäht, Schillers Persönlichkeit trotz aller wortreichen Anerkennung doch

1) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (G. Hauptmann) S. 252 ff.; (H. Sudermann) S. 246 ff.

2) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. S. 205. 212 ff.

ein paar Seitenhiebe zu versetzen: so mit der Anspielung auf seine adelige Heirat, die ihm doch eine gewisse Charakterlosigkeit unterschiebt mit der Behauptung, von da an habe sich der Freiheitsschwärmer auf den Höhen des Lebens merkwürdig rasch zurechtgefunden. Daß sich das auch ganz anders erklären läßt, haben wir oben gesehen. Und auf welchen „Höhen" bewegte sich denn das äußere Leben Schillers? Wahrhaftig, das Schillerhaus in Weimar spricht eine für den Dichter ebenso ehrende als für uns anspruchsvolle Moderne beschämende Sprache. Aber auch seine Armut wird ihm Anlaß zur Mißdeutung: „starker Gewinn", sagt H. Grimm, war eines der Ziele seiner Arbeit, und Bartels spricht es ihm nach.[1]) Mit Recht wird auf Grund von Schillers Äußerungen und Verhalten festgestellt, daß er „nie der Versuchung unterlag, seiner hohen Auffassung von der Kunst und von seinem Berufe irgendwie in der Richtung größerer Popularität oder Rentabilität auch nur im kleinsten etwas zu vergeben. Auch die höchste Not konnte Schiller nicht verführen, die Kunst zu verfälschen oder zu mißbrauchen".[2]) Doch fühlt es Bartels allerdings selbst, daß diese Nadelstiche dem Großen nichts anhaben können. Verhielte es sich aber mit Schillers Dichtung wirklich so, wie Bartels uns glauben machen möchte, dann weiß ich nicht, warum wir nicht die Toten ihre Toten begraben lassen. Wenn Schiller wirklich der Vergangenheit angehört und ihr eigentlich noch viel mehr angehören sollte, als es schon der Fall ist, warum suchen wir dann den Toten durch rauschende Feste zu erwecken? Es wird eine künstliche Auferstehung geben, und der Schatten wird bald genug wieder ins Totenreich zurückkehren. Aber er lebt und wird leben. Das verbürgt eben der hohe Geistesflug seiner Dichtung. Es hat noch nie eine wirklich große Poesie ohne große Gedanken gegeben. Gestaltungskraft finden wir auch bei kleineren Talenten. Was aber den Genius von diesen unterscheidet, das ist das Schöpferische seiner Ideen, der Reichtum seiner Gedanken. Darum sind diese auch für Schillers Dichtung und ihre Wirkung nicht sowohl ein Hindernis und ein wegzuwünschender Auswuchs, sondern gerade sie machen ihr Wesen und ihre Größe aus. Und auch die heutigen Schillergegner mögen beherzigen, was Goethe im Nachruf auf den großen Freund sagt und mahnt:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

1) M. Sch. B. S. 162. 2) M. Sch. B. S. 22.

Dichtkunst und deutscher Unterricht.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Paul Verbeek** in Sigmaringen.

Nicht leicht gedeihen Athen und Alexandria unter demselben Himmel. In der heiteren Zeit des Sophokles genoß ein Volk mit ausgebildetem und hochgespanntem Gefühl die Dichtungen rein und unmittelbar, während die oft dunkle Kunst alexandrinischer Dichter und Kommentatoren diesen Genuß im eindringenden Verständnis suchte, eine Kunst, die nur wenigen Gebildeten sich offenbarte, der Menge aber ein Geheimnis blieb. Welcher Weg dem Wesen der Dichtkunst am nächsten führt, darüber hat die Nachwelt längst entschieden; aber zu allen Zeiten hat es Athener und Alexandriner gegeben und wird es auch noch geben, solange das Geschick seine Gaben ungleich verteilt. Dem einen schenkte es das Gefühl, das nach dem Ganzen strebt und den Verstand sich dienstbar macht; dem anderen den Verstand, der das Einzelne erfassen und durchdringen will und das Gefühl beherrscht: „Wer dieser Blumen eine brach begehre die andere Schwester nicht." Trotzdem bleibt es ein schönes Ziel, die Gegensätze auszugleichen und Menschen zu formen, von deren Stirnen der vermählte Strahl des durchdringenden Verstandes und des zusammenfassenden Gefühles leuchtet.

Dieser große Gegensatz, der sich durch die gesamte Kulturgeschichte zieht und jeder Epoche ihren besonderen Stempel aufdrückt, muß auch die höheren Lehranstalten berühren. Zwar sind sie, den Bedürfnissen des wirklichen Lebens gemäß, vor allem die hohe Schule des Verstandes. Wenn auch das Lob der formalen Bildung nicht mehr so laut erschallt wie ehedem, so ist es doch tatsächlich und notwendig die Form, die im fremdsprachlichen Unterricht, wenigstens in den unteren und mittleren Klassen, im Vordergrunde steht; auch in den oberen Klassen läßt das schwere Ringen mit dem Stoff den Gefühlston meist nur leise mitklingen. Die Form aber wendet sich nur an den Verstand und gibt dem Gefühl nichts. Dieses läßt sich nun nicht vernachlässigen; es sucht sein Recht und bricht sich gewaltsam Bahn, und erst wenn die Schule ihm nichts bietet, gründet es sich außerhalb derselben sein Reich. Die Schüler hungern förmlich nach einem Unterricht, in dem ihr Gefühl in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Nichtbeachtung der Gefühlswerte mag vielleicht die Ursache sein, daß manche über ihre Schulzeit ein so hartes Urteil fällen. Denn wirklich hat hier und da der reine Verstand seine Fangarme zu weit ausgestreckt und in das Gebiet des Gefühls hinübergegriffen, so besonders in die Behandlung von Werken der Dichtkunst im deutschen Unterricht.

Denn Gedichte wenden sich ihrer Natur nach vorwiegend an das Gefühl. Der Lyriker spricht direkt zu unserem Herzen, mag er nun seiner

eigenen Stimmung Ausdruck geben oder die zarten Fäden enthüllen, die sich von ihm zur umgebenden Natur, zu den Mitmenschen hinüberspinnen; der Epiker sucht auf uns einzuwirken durch das Medium anderer Personen, die er uns in beschaulicher Ruhe zu betrachten einlädt; der Dramatiker aber faßt beide Wirkungen zusammen und steigert sie zur höchsten Gewalt; er spricht zu uns zwar durch das Medium anderer Personen, aber er reißt uns rücksichtslos aus unserem Kreise in seine Welt hinein. Die von ihm in uns ausgelösten Gefühle überwuchern die Vorstellungen so mächtig, daß während der Illusion das Bewußtsein derselben ganz verloren geht. Solche Wirkungen kann die Schule natürlich nicht erreichen, sie kann aber auch nicht auf sie verzichten, da sie der eigentliche Zweck der Dichtkunst sind. Sie müssen auch hier als letztes Ziel immer vor Augen stehen, dem sich alle Nebenzwecke anzupassen und unterzuordnen haben.

Nicht immer hat dieses Ziel der Behandlung von Gedichten im deutschen Unterricht vorgeschwebt. Das Ergebnis war im Vergleich zu dem anderer Fächer so wenig greifbarer Natur, das Vorhandensein war so schwer festzustellen, es erschien vielleicht auch von so untergeordneter Bedeutung, daß man, um doch den Schülern etwas mit nach Hause zu geben, wenigstens für die Verstandesbildung einiges herauszuschlagen sich entschloß. Noch heute vielgebrauchte Bücher legen von einem solchen Beginnen Zeugnis ab. Da findet man die Gedichte fein säuberlich zerlegt und zurechtgemacht wie die Tierlein in einem Fleischerladen; da werden seltenere Wörter unter die Lupe genommen und bis in das Dunkel der Urwälder verfolgt; da wird jeder poetische Gedanke ins Prosaische lang und breit übersetzt; da findet sich eine bis ins kleinste gehende Disposition; die blutloseste aller Wissenschaften, die Metrik, zieht aus den Strophen ein Gerippe von Strichen und Bögelchen, und, was das schlimmste ist, da werden die zartesten Bilder, die mit dem Gedicht verbunden sind wie die Farben mit dem Gemälde, unbarmherzig losgelöst und mit einem unglaublichen Fremdwort aus der Poetik benamst. Da kamen Hausarbeiten vor etwa wie: „Sucht und benennt alle Tropen und Figuren in des Sängers Fluch.“ Über den Erfolg einer solchen Gedichtbehandlung kann man ausrufen: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.“ Sie kommt uns vor wie die Tat jenes Anatomen, der in die Wände des Körpers einbrach, um die Seele zu finden und nicht merkte, daß sie ihm unter den Händen entglitt. Freilich ist es leichter, eine solche Erklärung zu Werken der Dichtkunst zu geben, als eine, wie sie sein soll.

Die Anhänger der allzu verstandesgemäßen Art der Behandlung von Gedichten begingen den Fehler, daß sie für einen kleinen augenblicklichen Gewinn einen großen dauernden preisgaben. Ihr Unterricht ertötete den

in jedem Kinde schlummernden Keim der Liebe zur Dichtkunst, anstatt ihn zu erwecken.

Denn keines von unseren Kindern ist so geboren, daß es der Dichtkunst Stimme nicht vernähme. Es gibt keines, das nicht gern Märchen erzählen hörte. Es gibt aber Erwachsene, die sich Gebildete nennen, und nach dem Worte des Dichters Barbaren sind. Dazwischen liegt die Schule.

Wenn die kleinen Sextaner die höhere Lehranstalt beziehen, lacht ihnen noch die glückliche Zeit der vollkommenen Naivität, der schrankenlosen Hingabe an den Genuß des Dargebotenen, die schöne Zeit, die bei vielen so bald verfliegt, um nie wiederzukehren. Der lateinische Unterricht, der Rechenunterricht können den jungen Gemütern wenig bieten; im Gegenteil, sie schaffen meist die ersten kleinen Sorgen und sind ein Vorbild für den Ernst des Lebens. Aber wie der ewig gleiche Ernst im Leben kaum ertragen werden könnte, so muß auch die Schule ein Gegengewicht gegen die strengen Fächer der Gedankenzucht schaffen. In der Schule ist der Unterricht in der deutschen Dichtung, was im Leben die Kunst. Wie dankbar sind die Schüler für eine gemütvolle Behandlung der Gedichte! Während der Vorlesung sitzen sie still und regungslos da, und nur ihr Mienenspiel verrät die innere Bewegung. Während der Besprechung aber werden sie lebendig. Jeder möchte sich über das Empfundene aussprechen, dunkle Punkte aufgehellt und besonders interessante Stellen ausgemalt haben.

Verläuft bis zur Quarta die Entwickelung einigermaßen typisch, so beginnt sie schon zur Tertianerzeit sich zu teilen, und auf den Oberklassen wird sie vollkommen individuell. Es sei mir gestattet, hier die Erinnerungen meiner eigenen Schulzeit wiederzugeben, die um so lebhafter sind, als ich mich schon früh in einem Gegensatz zur gewöhnlichen Behandlung der Gedichte fühlte. Daß auch in rühmlichen Ausnahmefällen die Besprechung dem jugendlichen Empfinden entgegenkam, brauche ich nicht eigens zu erwähnen. Spätere Erfahrungen als Lehrer haben mir gezeigt, daß die Entwickelung unserer Klasse, die allerdings wegen des lebhaften Geistes meiner Mitschüler scharf ausgeprägte Bahnen ging, sich mehr oder weniger in allen Klassen wiederfindet.

Mit der Tertia beginnen die Entwickelungsjahre, die sich zuerst als „Flegeljahre“ zeigen. Die Schüler tun die ersten Blicke ins Leben. Sie erwachen zum dunklen Bewußtsein des eigenen Willens und der Kraft, diesen Willen in Taten umzusetzen. Ihr Interesse findet in der Schule nicht mehr seine Befriedigung und wendet sich fernliegenden Stoffen zu; die Phantasie sucht unruhig nach Nahrung. Daher der Hang zu ungeordneter Lektüre, daher die Sucht, die so gewonnenen Vorstellungen in das praktische Leben umzusetzen. In der Schule aber, wo sie körperlich ge-

bunden sind, überlassen sie sich ihren Träumereien. Wie mancher Junge hat auf der Tertia Jahre seines Lebens verloren, weil er die wachsende Phantasie nicht zu bemeistern vermochte. Und doch ist es eine elastische Kraft, die den Schülern während dieser Zeit innewohnt, und es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob die Schule diese nicht mehr in ihren Dienst stellen und für ihre Zwecke fruchtbar machen könnte.

Zugleich mit dem Bewußtsein des Willens erwacht das Bewußtsein des Gefühls. Und nun geht es den Schülern wie den ersten Menschen nach dem Sündenfalle, die sich ihrer Nacktheit schämten, als sie sie erkannten; sie, die sich bisher so gern naiv dem Gefühl hingaben, empfinden diesen Zustand peinlich, sobald sie sich dessen bewußt werden. Bei einzelnen Individuen zeigen sich die Folgen dieser Erkenntnis schon ziemlich früh, und ihre verlorene Naivität wirkt auf die Mitschüler wie eine ansteckende Krankheit. Sie kämpfen gegen das aufsteigende Gefühl im mißverstandenen Bewußtsein der werdenden Männlichkeit; sie glauben sich beobachtet und verlacht; sie zerdrücken die Träne der Rührung im Auge und suchen die zartere Regung hinter einem spöttischen Lächeln zu verbergen. Am empfindlichsten tritt dieser Übergang im deutschen Unterricht zutage. Sobald sich solche Anzeichen bemerkbar machen, ist es Zeit einzuschreiten, wenn nicht die reine Freude am Gedicht für lange Zeit verloren gehen soll.

Der Oberstufe der höheren Lehranstalten fällt die Aufgabe zu, die ästhetischen Gefühle der Schüler endgültig zu beeinflussen, ihren Geschmack zu bilden und ihnen so den Ariadnefaden in die Hand zu geben, ohne den der Unkundige in dem Labyrinth moderner und modernster Dichtung sicher sich verliert. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn es auf den Mittelklassen gelungen ist, die enge Fühlung zwischen dem jugendlichen Gemüt und den in der Schule behandelten Werken zu erhalten.

Denn auf den Oberklassen beginnen die Charaktere der Schüler sich schon schärfer herauszubilden. Ihre Stellung der Dichtkunst gegenüber wird selbständiger. Die Geister spalten sich und fallen, wenn der vorhergehende Unterricht seine Aufgabe nicht gelöst hat, leicht in die Extreme. Die einen sind allem bloß in der Phantasie Bestehenden abhold; sie wollen Sachen um sich sehen und mit festen Begriffen arbeiten; sie fühlen sich unsicher und unbehaglich, wenn ihnen die festen Umrisse derselben durch einen starken Gefühlston ins Schwanken geraten. Daher wissen sie auch mit der Dichtkunst nichts anzufangen; sie erklären kurzerhand alle Dichter für anormal und beschränken sich darauf, sich des Klassenpensums etwa mit dem Gefühl zu entledigen, mit dem sie eine lateinische Übungsarbeit anfertigen. Die Gegenfüßler von diesen sehen auf den Unterricht in der Schule mit vielleicht nicht geringerem Mißtrauen; ihrem lebhaften Gefühl

kommt er nicht genug entgegen; die verstandesgemäße Auseinandernahme von Gedichten, die sie früher zusammenhängend empfunden haben, erscheint ihnen als eine Entweihung, und unfähig, ihren ungebändigten Gedankenflug mit der Wirklichkeit zu befriedigen, verlieren sie den Boden unter den Füßen und legen sich in irgendeinem Wolkenkuckucksheim ein Paradies für ihre Träume an. Nur hier und da gibt ein Aufsatz ihnen Gelegenheit, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, und sie sind doppelt unglücklich, wenn die unbarmherzige rote Tinte des Lehrers ihre Ergüsse für Phantastereien oder, was leider oft auch wirklich der Fall ist, als nicht zum Thema gehörig erklärt.

Für solche junge Leute wird das Leben erst die rechte Schule. Sie wissen sich zuerst nicht zurecht zn finden; sie stoßen überall an und bauen sich schließlich, nach völligem Bruch mit den bisherigen Anschauungen, mühsam eine neue Welt aus sich selbst auf. Der Verächter der Dichtkunst weicht der Forderung der Gesellschaft, die von ihm die Kenntnis der Moderne verlangt; und vielleicht entdeckt er hier sein Herz wieder; er geht auch auf die älteren Dichter zurück und findet mit Freuden, daß sein Urteil falsch und voreingenommen war. Der allzu ideal gesinnte Jüngling kommt viel leichter auf den richtigen Weg zurück, denn man pflegt mit sogenannten überspannten Ansichten nicht viel Federlesens zu machen. Aber auch das wachsende Alter beruhigt das stürmische Blut; in den weiteren Gesichtskreis fällt Gottfried Keller und zeigt, daß die Wirklichkeit nicht aller Poesie bar ist, daß es vielmehr in ihr nichts so Unscheinbares gibt, das nicht für ein geschultes Auge mit ihrem Regenbogenglanz umkleidet wäre.

Die Schule darf und will nun diese endgültige Richtung der Anschauungen nicht allein dem Leben überlassen. Es ist vielmehr ihre Aufgabe und ihr Ehrgeiz, die Ansichten der Jugend zu läutern, dadurch daß sie die Schüler gerade die besten Werke verstehen und genießen lehrt, und ihr so über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Ihre spätere Weiterentwickelung soll, mag sie sich wenden wohin sie will, immer noch an die Schule anknüpfen, ohne durch einen notwendigen Riß von ihr getrennt zu sein.

Eine solche Verbindung von Schule und Leben ist aber nur dann möglich, wenn jene ein Werk der Dichtkunst unter demselben Gesichtswinkel betrachtet wie dieses, wenn sie es zu nichts anderem gebraucht als wozu es der Dichter gebraucht wissen will, wenn sie die Wirkung auf das Gemüt als Hauptsache, alles andere aber als Nebensache ansieht. Der Gewinn für das ganze Gefühlsleben ist groß genug, um als eigenes Ziel zu gelten. Ein Verständnis des Gedichtes muß natürlich auch angestrebt werden, aber nur weil und soweit es die Wirkung bedingt; alles, was

eigene Zwecke verfolgt, scheidet bei der Erklärung aus. Diese sollte durch keinen unnützen Ballast beschwert werden. Ein fertig gebildeter Mensch bedarf bei den meisten Gedichten keiner Erklärung; er genießt sie rein und unmittelbar. Die unmittelbare Wirkung gehört eben zum Wesen der Dichtkunst. Ein Stück, das im Theater Rätsel aufgäbe, wäre einer kühlen Aufnahme gewiß. Der Schüler aber muß zu der Fähigkeit des unmittelbaren Genusses erst erzogen werden. Dadurch ist das Ziel nur hinausgeschoben, nicht aufgegeben, und die Schule bedarf, um es zu erreichen, einer Methode. Zwar werden einzelne Gedichte, in denen der Dichter sich mit Absicht auf den Standpunkt der Jugend stellt, auch ohne diese ihre volle Wirkung ausüben; in den meisten Fällen aber muß der Lehrer die Wirkung erst erschließen. Das ist nun eine keineswegs leichte Sache.

Manche Gedichte sind so leicht und luftig gebaut wie Schmetterlinge; man weiß ihrer nicht recht habhaft zu werden, und wenn man sie mit täppischen Händen anfaßt, wischt man den Schmelz von den Flügeln ab. Andere dagegen wieder bieten des Stofflichen so viel, daß man versucht wird, über ihm den eigentlichen Zweck des Gedichtes zu vergessen. Da wird die schulgemäße Behandlung leicht zum Prokrustesbett; man längt und kürzt, bis die Besprechung einen angemessenen Umfang bekommt. Die eigentlich natürliche Forderung aber, das Gedicht dem Dichter gleichsam nachzuschaffen, jede Regung der Dichterseele nachzufühlen, und durch die Macht des eigenen Gefühls die Klasse mitzureißen, ist nur bei wenigen Gedichten und in seltenen glücklichen Stunden durchführbar. Wollte der Lehrer diesen Versuch zu oft machen, so könnte er das Los des Prometheus erfahren, der das Feuer für andere vom Himmel holte, um selbst darüber zugrunde zu gehen; die hochgespannten Nerven vertragen eine solche Belastung nicht. Die Folge dieser allerseits sich erhebenden Schwierigkeiten ist eine stetig wechselnde Reihe von Methoden gewesen, durch welche die Gedichtbehandlung am sichersten gefördert werden sollte. In einem Punkte, aber auch nur in diesem, werden alle Pädagogen, denen die Wahrung der Eigentümlichkeit der Gedichte auch in der Schule am Herzen liegt, sich einig sein, darin nämlich, daß der Höhepunkt der Behandlung in den wenigen Sekunden des Schweigens liegen muß, die unwillkürlich der Vorlesung des Gedichtes durch den Lehrer folgen. Es fragt sich nur, wann diese Vorlesung am zweckmäßigsten erfolgt. Einige sind der Ansicht, daß ein vollständiges Verständnis die Vorbedingung der Wirkung sei; sie setzen daher die Vorlesung an den Schluß. Hierbei ist aber Voraussetzung, daß der Eindruck, den ein Gedicht auf den Schüler macht, nur dessen ästhetische Gefühle in Mitleidenschaft ziehe, denn eine solche Behandlung verzichtet

auf den Reiz des Neuen, der die Spannung hervorbringt, und es ist sehr zu fürchten, daß ohne diesen mächtigen Hebel des Interesses ein großer Teil der Wirkung ausbleiben wird. Andere begnügen sich damit, der Vorlesung eine Stimmungserweckung vorauszuschicken, legen aber auf diese den größten Wert. Nur wenn es gelinge, die rechte Stimmung zu erwecken, dieselbe Stimmung gleichsam, aus der heraus der Dichter sein Werk geschaffen habe, werde sich ein wirkliches Ergriffensein von dem Gehalte der Dichtung bei den Schülern erzielen lassen. Wenn wir im Leben zu einem Gedichtbuche greifen, ist meistens auch, wenngleich unbewußt, eine Stimmungserweckung vorangegangen, die uns dazu veranlaßt hat. Oft allerdings auch mögen wir es tun, um aus einer unangenehmen Stimmung herauszukommen. Die Schule, die für jeden Unterricht ihre festen Stunden hat, kann auf solche individuellen Gefühle keine Rücksicht nehmen. Sie kann aber versuchen, diese dem Leben künstlich nachzuschaffen. Doch werden solche künstlichen Stimmungen schon ihrem Wesen nach hinter den natürlichen zurückstehen müssen, und das um so mehr, als dem Lehrer zu ihrer Hervorbringung nur sehr beschränkte Mittel zu Gebote stehen. Denn während das Leben mit Tatsachen arbeitet, muß er sich mit Vorstellungen begnügen, und es ist keine ganz leichte Aufgabe, diese so deutlich vor den Geist des Schülers zu zaubern, daß sie die Wirklichkeit einigermaßen ersetzen. Man hat versucht, auch diese in den Kreis der Schule zu ziehen; man hat vorgeschlagen, als Stimmungserweckung z. B. von Geibels „Morgenwanderung" mit den Schülern selbst eine Morgenwanderung zu unternehmen; aber so schön das in der Theorie ist, so schwierig ist es, wenigstens an den höheren Lehranstalten, in der Praxis. Abgesehen von diesen in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten stellt eine gute Stimmungserweckung auch große Ansprüche an den Lehrer, von dem sie ein gut Teil dichterischer Begabung fordert. Wer diese besitzt, wird allerdings damit bedeutend gesteigerte Wirkungen erreichen können.

Die methodischen Bemerkungen in den Lehrplänen, welche im Anschluß an die Formalstufen einen vollständigen Kanon der Gedichtbehandlung aufstellen, erwähnen eine Stimmungserweckung nicht. Sie verlangen als erstes eine gute Vorlesung des Gedichtes durch den Lehrer. In der Tat schafft ein Gedicht, das dem Verständnis keine direkten Schwierigkeiten bietet, die machtvollsten Wirkungen aus sich selbst. Doch werden bei vielen Gedichten einige einleitende Bemerkungen nicht zu umgehen sein. Das Fehlen von solchen kann sonst die Wirkung stark beeinträchtigen. Würde man z. B. den Schenk von Limburg vorlesen, ohne vorher zu erklären, was der Schenk des deutschen Reiches war, so könnte man wohl die wachsende Spannung, den Vorgenuß, mit dem die Lösung erwartet wird, in den Ge-

sichtern der Schüler sich malen sehen; aber an Stelle der Freude über die Lösung selbst träte Enttäuschung und Befremden, denn sie könnten die Pointe nicht verstehen.

Die Lehrpläne fordern nach der Vorlesung die nötigen sprachlichen Erläuterungen. Hier müßte eigentlich zugleich eine Warnungstafel aufgestellt werden, um auf die verborgenen Klippen aufmerksam zu machen, die dabei der Gedichtbehandlung drohen. Denn die Worterklärung ruft gar zu leicht den Schüler, der sich in eine glückliche Illusion eingewiegt hatte, in die rauhe Wirklichkeit der Schule zurück. Dem zusammenhängenden, gleichmäßig strömenden Gedankenfluß folgt eine Reihe abgebrochener, verstandesgemäßer Erwägungen, an denen das Gefühl keinen Teil hat. Die Gefahr besteht, daß der Eindruck schwindet und damit für die spätere Besprechung das Interesse erlahmt. Deshalb dürfen die sprachlichen Erläuterungen keinesfalls weitergehen, als sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Gedichte stehen. Sie müssen Schlag auf Schlag aufeinander folgen, daß der Schüler nicht soweit zur Besinnung kommt, um zu glauben, der kurze Augenblick der Herrschaft des Gefühls, den die Schule erlaubt, sei nun vorbei. Aber auch bei einer solchen Behandlung kann der Lehrer noch immer auf eine Abkürzung der gefährlichen Strecke sinnen, in einer Einleitung vielleicht unmerklich die Deutung von Wörtern geben, welche die unmittelbare Auffassung wesentlicher Gedanken und damit die Wirkung des Gedichtes bei der Vorlesung gefährden, bei der Sacherklärung durch Gebrauch eines gleichbedeutenden, den Schülern verständlichen Wortes Dunkelheiten aufhellen, um noch in voller Unbefangenheit in die eigentliche Besprechung hineinzusteuern. Und wenn schließlich ein Wort zwar dem Sinne nach verstanden und im Zusammenhang klar empfunden, aber grammatisch nicht sicher erfaßt worden wäre, so wäre der Schaden für die Gedichtbehandlung nicht groß.

Auch für die sachlichen Erläuterungen muß der leitende Gedanke sein, daß die Wirkung nicht geschädigt werde. Im Gegenteil, ihre Aufgabe ist es, sie, wenn nicht zu erhöhen, so doch zu vertiefen und dauernder zu machen. Dieses Ziel bleibt auch bestehen, wenn das Gedicht etwa einen geschichtlichen Stoff behandelt oder Dinge berührt, die sonst wissenswert sind. Denn ebensowenig wie der Dichter sich einen geschichtlichen Stoff um seiner selbst willen zum Vorwurf wählt, sondern wegen des ihm innewohnenden poetischen Gehalts, ebensowenig darf die Schule ein Gedicht benutzen, um der Geschichte zu Hilfe zu kommen. Im deutschen Unterricht ist vielmehr die Geschichte die Magd; ist durch sie ein Stoff in den Gesichtskreis des Schülers gerückt worden, so kann er hier wiederkehren, um ganz anderen Zwecken zu dienen als der Erweiterung der Kenntnisse, um in

dichterischer Verwandlung und Verklärung eine neue, dem Geschichtsunterricht fremde Wirkung auf das Gemüt auszuüben. Daher muß bei der Auswahl von Gedichten aus der Geschichte in erster Linie der künstlerische Gesichtspunkt maßgebend sein; die Geschichte selbst bedarf schlechter Gedichte nicht, um ihre eigenen Aufgaben zu erfüllen.

Auch darf der Lehrer sich nicht verleiten lassen, sei es aus Liebhaberei oder aus Bequemlichkeit, verstecktere Nebenziele zu verfolgen. Zu einem solchen Nebenziele führte beispielsweise die Absicht, bei Gelegenheit der Durchnahme der Kraniche des Ibykus die Schüler mit dem griechischen Theater genauer bekannt zu machen. Wie dem Zuschauer im Menschengewühl nur die großen Linien des Baues in die Sinne fielen, die Einzelheiten aber verschwanden, so bedarf auch die Vorstellung des Schülers nur der allgemeinsten Umrisse, die ihm ein Bild leicht vermittelt. Wer aber die Einzelheiten noch mit technischen Namen belegen und diese vom Schüler verlangen wollte, wer gar auseinandersetzen würde, Schiller selbst habe den Bau des griechischen Theaters nicht verstanden, würde sich schwer am Dichter und an den Schülern versündigen.

Nur beiläufig und ohne auf die Frage der Behandlung der großen kulturhistorischen Gedichte Schillers, die ihrer teilweise didaktischen Tendenz wegen etwas aus dem Rahmen der bisherigen Ausführungen herausfallen, näher einzugehen, möchte doch erwähnt werden, daß auch die Meistersprüche in Schillers Glocke vielfach zu Mißverständnissen Anlaß geben. Manche scheinen zu glauben, Schiller habe sie geschrieben, um junge Glockengießer heranzubilden. Sonst könnten doch die Aufsatzthemata, die eine Behandlung des nackten, handwerksmäßigen Glockengusses fordern, nicht immer wiederkehren. Für den Dichter war er immer nur Mittel zum Zweck, darum kann er auch in der Schule nicht Selbstzweck werden. Mehr, wie das Verständnis der in den Meistersprüchen geschilderten Vorgänge verlangt, braucht der Schüler von ihm nicht zu wissen, um in den Geist der Dichtung einzudringen.

Worin soll nun aber die Sacherklärung bestehen? In der Herausarbeitung von möglichst klaren Vorstellungen mit Hilfe der Phantasie. Die Schüler müssen die Gegenden und die Personen schauen, die Handlungen miterleben, die Gefühle mitfühlen. Während bei der Vorlesung alles kaleidoskopartig an ihnen vorüberfliegt, während sie hier auf noch so angenehme Bilder zugunsten von immer neuen verzichten müssen, verweilt die Sacherklärung bei ihnen, malt sie deutlicher aus, prägt sie in unvergeßlichen Linien ein. Es kann dies nicht geschehen durch Anführung möglichst vieler Einzelheiten, sondern durch Hervorhebung des Wesentlichen. Dann ergeben sich die Gründe und Teilgedanken von selbst, ohne daß ihretwegen das Gedicht eigens zergliedert zu werden braucht. Aber auch das

Wesentliche kann keine festen Umrisse haben, denn in jedem Kopfe malt sich die Welt anders. Trotzdem müssen gewisse Leitlinien da sein und diese muß der Lehrer selbst schauen, denn nur die eigene Anschauung kann eine solche bei anderen vermitteln. Wenn es nun noch gelungen ist, die Behandlung mit der dem Gedichte eigenen Stimmung zu sättigen, so wird auch die Wirkung durch die Sacherklärung nicht nur keinen Schaden leiden, sondern zu einer dauernden werden.

Die Stimmung selbst läßt sich in Worten nicht ausdrücken; sie strömt aus allen Poren des Gedichtes aus, sie wächst unvermerkt aus der Behandlung hervor, sie umgibt alles Geschaute mit ihrem eigentümlichen Schimmer, aber man darf sie nicht berühren, sonst ist sie verschwunden. Sie ist auch nicht an eine bestimmte Behandlung gebunden; man kann sich ein Gedicht ganz gut verschieden besprochen denken, und doch bleibt die Stimmung dieselbe. Man wird sogar manchmal in verschiedenen Gegenden verschiedene Behandlungen wählen müssen, damit die Schüler mit ihnen vertrauten Vorstellungen arbeiten können.

Wer nach diesen Ausführungen den Standpunkt anerkennt, daß die Dichtkunst auch in der Schule eine Kunst bleiben soll, wer den Satz Schillers gelten läßt, daß die rechte Kunst nur die sei, die den höchsten Genuß gewähre, der wird unseren Schülern auch erlauben, daß sie im deutschen Unterricht einmal aus vollem Herzen Athener sind. Für ihn ergibt sich die Behandlung der Gedichte von selbst. Jede Behandlung ist eben richtig, welche die Bedingung der rechten Kunst erfüllt. Wohl lassen sich einige Wegweiser aufstellen, die zu diesem Ziele hinführen; es läßt sich sagen, daß zum unmittelbaren Verständnis Notwendiges der Vorlesung vorausgehen muß, daß diese selbst möglichst wirkungsvoll zu gestalten ist, daß sprachliche Erläuterungen nur ganz kurz, sachliche aber reich, anschaulich und stimmungsvoll zu geben sind; damit sind aber auch die wesentlichen Merkmale der Gedichtbehandlung erschöpft. Und sogar diese macht die wechselnde Eigenart der Gedichte schwankend; was für das eine wichtig ist, bleibt bei dem anderen nebensächlich. Dabei verlangt nirgends die Persönlichkeit des Lehrers mehr ihr Recht, als bei der Durchnahme von Gedichten, nirgends ist der Erfolg mehr von ihr abhängig. So dankenswert eine in langer Erfahrung bewährte Methode als Führer ist, so bleibt sie doch stets nur ein Führer. Der Lehrer ist der Herr; er hat auf die Wahl der Wege entscheidenden Einfluß, wobei ihn der Führer berät; das Ziel aber setzt er sich allein, und dieses Ziel ist, den Schülern den eigentümlichen Reiz des Gedichtes in seiner ganzen Schönheit zu offenbaren[1]).

---

1) Seine Ansichten über die Behandlung des Dramas hat der Verfasser einem späteren Aufsatze vorbehalten.

Zwei Aufsatzmuster.

Von Prof. Dr. **Th. Matthias** in Zwickau i. S.

1. (Obersekunda.)

Der Herzog von Burgund in Schillers „Jungfrau von Orleans“.

Seit Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie die Deutschen in die Schule Shakespeares, des noch immer größten Charakterzeichners unter den Bühnendichtern, geschickt und in „Emilia Galotti“ das erste Muster eines deutschen Trauerspiels geschaffen, worin nicht bloß eine oder höchstens noch eine zweite Hauptperson mit lebhaft abhebenden Farben gemalt ist, haben unsere dramatischen Meisterwerke alle neben ihren Titelrollen noch ganze Reihen abwechslungsreicher Charaktere zu verzeichnen. Wer möchte z. B. im „Tell“ neben diesem Manne der schnellen Tat die bedächtiglich beratenden Rütligenossen, an ihrer Spitze den ruhigfesten Stauffacher und den zweimal prüfenden Pfarrer Rösselmann, in ihrer Mitte den racheglühenden Melchthal, vermissen? Wer möchte neben dem heimatstolzen Alten von Attinghausen, der mit den geringsten Hofgenossen den Frühtrunk teilt, den Neffen entbehren, der durch die Kaisermacht bis zur Hoffart verblendet ward? Wem würde zum Bilde der deutschen Frau nicht eine Seite fehlen, wenn neben der besorgten häuslichen Hedwig nicht die heldenhafte Gertrud stünde?

Ebenso ist es in der „Jungfrau von Orleans“. Der glaubensstarken, ihrer Heimat und Hilfe im Jenseits gewissen Vorkämpferin Frankreichs stehen in den Führern der englischen Eroberer nüchterne, politisch rechnende Männer gegenüber: der nur an das Diesseits glaubende tapfere Talbot und der alles auf den eigenen Arm und Degen stellende ritterliche Lionel. Im Gegensatz zu dem dumpf abergläubischen Thibaut, der in der erhöhten eigenen Tochter die Teufelsdirne beargwöhnt, weiß der väterlich milde Erzbischof, daß zum Haushalt Gottes auch das Außergewöhnliche gehört. Agnes Sorel ist ganz hingebende Liebe, die alles dem Geliebten opfert, und Isabeau eine rachedürstende Wölfin, die ihren Gelüsten selbst den Sohn zu opfern entschlossen ist. Neben den für die glanzvoll erhöhte Heldin schnell begeisterten Rittern des Hofes steht der ihr auch in Verkennung und Verbannung treue Liebhaber aus dem Heimatdorfe. Der junge König, der, alles politischen Ehrgeizes bar, nur für das Stillglück der Liebe und der Kunst schwärmt, würde sein Land in dieser rauhen, sturmbewegten Zeit gern einem kraftbegabteren Steuermann überlassen; der heldenhafte Dunois dagegen kennt nur eine Liebe, die der Lohn ist ritterlicher Taten, und eine Ehre, die sich lieber unter den Trümmern von Orleans begräbt,

als in der Feinde Glück ergibt. Den „ersten Pair" des Reiches wieder, den Herzog von Burgund, hat im erbitterten Kampfe um die erste Stelle am Throne des irren alten und des schwachen jungen Königs der Ehrgeiz lieber die Seite des Landesfeindes als zurückgezogene Bescheidung wählen lassen.

Betrachten wir nur diese eine Rolle näher; sie wird genügen, um die Feinheit und Sorgfalt Schillerscher Charakterzeichnung auch in solchen Nebenrollen zu vergegenwärtigen.

Philipp von Burgund ist jetzt ein ländergewaltiger Fürst, der zu dem burgundischen Herzogtum die Landschaften an Schelde, Maas und Rhein von Luxemburg und dem Hennegau im Norden und Nordwesten Lothringens hin bis Utrecht und Friesland am Zuydersee „machtvoll beherrscht". Augenblicklich schreitet er waffenklirrend, den Visierhelm auf dem Haupte, den gleißenden Harnisch vor der Brust und die burgundische Binde am Arm, an Englands Seite einher, von seiner ausschlaggebenden Bedeutung für den Krieg, den Engländer und Franzosen an der Loire führen, selbst ebenso fest überzeugt wie sein königlicher Verwandter. Hinter dem Fürsten liegt ein wildes Leben ausbrausender Jugendjahre, aus dessen tollen Liebesabenteuern er sich noch den „bösen Leumund" muß gefallen lassen, daß ihm der Frauen Schönheit höher als ihre Treue gelte. Freilich kann er sich rühmen, die Kraft, die ihn in jenen Jugendüberschwang getrieben, hat er darin nicht vergeudet. Noch führt er einen tapferen Degen, sein Arm ist stark, und gegenüber den Schwächlingen, die Johanna bisher bezwungen haben, fühlt er allein sich „als ein Mann". Auch seine fürstliche Würde hat er in diesem Kampfe um Frauengunst so wenig verloren, daß er ihm vielmehr zu einer Schule der Ritterlichkeit geworden ist, und noch, wie er waffenrasselnd über das Schlachtfeld schreitet, der Jungfrau von „einem Anstand scheint gleich eines Fürsten". Ist der erste Pair des Reiches doch auch königlichen Blutes und auch „des Königs treue Züge, die er trägt", weisen ihn als dessen Vetter aus.

Am bedeutungsvollsten, geradezu bestimmend für sein Leben ist gleichwohl nicht diese königliche Verwandtschaft, auch nicht der starke Arm geworden, sondern das leicht entzündliche, leicht umstimmbare Gefühl, das auch in jenem wilden Leben der Jugend nur überschäumend hervorgebrochen war, das Gefühl, um dessen willen er (III, 4) die Menschen, die so lebendig fühlen wie er selbst,

Den leichten Raub des mächt'gen Augenblickes

nennt. Mit diesem leicht erregten Gemüt ist er von dem schrecklichen Ereignisse getroffen worden, das ihm zuerst mit aller Verantwortung die volle Selbständigkeit brachte: der Ermordung seines Vaters durch Anhänger

des Dauphin, vielleicht gar auf dessen Anstiften. Um dieses Opfer auf den Thron gehoben, tat er damals ein „schrecklich Rachgelübd" und setzte sich als fromme Sohnespflicht vor, des Vaters blutigen Mord fürchterlich, durch die Vernichtung des königlichen Vetters, zu rächen. Der wilde Racheschrei erstickte die Stimme der Vaterlandsliebe und er brachte den König an den Rand des Abgrundes, indem er den Engländern alles Land nördlich der Loire erobern half. In Paris leistete er sogar dem jungen englischen Thronerben, dem Kinde Harry Lancaster, die Huldigung. Auch im Felde, des ist er sich bewußt, hat er die englische Sache immer durch persönliche Tapferkeit gefördert, wie er denn noch nach dem Entsatz von Orleans durch Johanna den Kampf mit dem Heldenmädchen und ihrem Verteidiger Dunois sucht, dem tapfersten Helden des königlichen Heeres.

Da verletzten in sieggewissem Übermut die englischen Feldherren, die dem Herzoge die angebotene Ergebung der Stadt in seine Hand nicht vergönnt hatten, sein leicht empfindliches Ehrgefühl und Selbstbewußtsein. Er soll den Verlust von Orleans verschuldet haben, weil im allgemeinen Schrecken auch seine Völker flohen. Er soll sich des Verrates bezichtigen lassen, während er sich bewußt ist, die ihm durch Lahire angebotene ritterliche Genugtuung, daß sich ihm der König persönlich zum Zweikampf stellen wollte, höhnisch abgewiesen zu haben. Nur Isabeaus teuflisches Hetzen hat ihn noch einmal begütigt, daß er den schon gegebenen Befehl zurücknahm, die Truppen von den Engländern wegzuführen. Indes, was der englische Übermut begonnen, vollendet bald Johannas vom Himmel kommende Beredsamkeit; rührt sie doch an die Regung seines Herzens, die ihn auf Englands Seite nie ganz froh hat werden lassen, an seine Zugehörigkeit zum Volke der Franken, dessen König er bekämpft, und erinnert ihn an die Heiligkeit ihres Kampfes für das Vaterland, die Gott selbst anerkenne durch die Wendung des Schlachtenglückes. Er ist erschüttert und dem Könige wiedergewonnen. Nur erniedrigende Formen der Unterwerfung und Huldigung, das bedingt sein Stolz sich aus, und demütige Geständnisse des Unrechts und Bitten um Verzeihung sollen ihm erspart bleiben. Dann tragen ihn seine Rosse schneller, als daß der König seine Absicht ihn einzuholen hätte ausführen können, an dessen Hoflager zurück.

Ritterliche Galanterie und geistige Beweglichkeit hilft ihm dort über das Unangenehme der ersten Begegnung hinweg. Indem er sich der Umarmung des Königs, in der dem Schuldbewußten nicht wohl wird, schnell entzieht, bietet er als „niederländisch Herrenrecht" der Sorel seinen Stirnkuß. Der Schlagfertige, der die englischen Anschuldigungen Schlag auf Schlag zurückzugeben verstand, weiß nicht minder geschickt das Geständnis seines Irrtums in die obenhingleitenden Worte zu fassen, die schnellen

Pferde hätten ihn zu seiner Pflicht getragen, und in eine Verbeugung vor dem Erzbischof, dem ehrwürdigen Manne, den man immer auf dem rechten Platze treffe und nur finden könne, wenn man selbst im Guten wandle. Frauenschönheit schreibt er solche Gewalt über sich zu, daß er dem Könige schon längst versöhnt sein würde, wäre Sorel die Vermittlerin gewesen. Sein Gespräch über Minnerecht und Minnesitte krönt er gar durch eine Tat ritterlichster Aufmerksamkeit. Schmuck und Kleinod, die Agnes Sorel veräußert hatte, hat er eingelöst, um ihr zur Bekräftigung seiner Huldigung vor ihrer Schönheit das überreichen zu können, woran er ihr und ihres königlichen Geliebten Herz hängen wußte. Schließlich bricht unaufhaltsam der weiche Grundzug seines Wesens hervor, den der König noch am Gegner anerkannte:

Er heißt der Gute, er wird menschlich sein!

Was er seinem Stolze durch die Vereinbarung über die Formen der Aussöhnung ersparen wollte, das Geständnis seines Unrechtes gegen Vaterland und königlichen Herrn, das leistet er jetzt von selbst. In freiem Herzensdrange wirft er sich zu einer zweiten sprachlosen Umarmung lange an des Königs Brust, beklagt laut, daß er seinem angestammten Könige entsagt und zum Landesfeinde gestanden, und gelobt, „gut zu machen“, was er gefehlt, „dem König alle Leiden zu erstatten“. Selbst du Chatel, dem Mörder seines Vaters, öffnet er jetzt auf Johannas Fürsprache die Arme zur Vergebung, und in der ersten Schlacht, in der er wieder an des Königs Seite ficht, löst er sein Gelübde ein durch eine Tapferkeit, die ihn zuerst in die Schanzen der Engländer führt. Aus dem Zutrauen in seine Güte, das die Bürger von Vaucouleurs wie die von Orleans Ergebung in seine Hand beschließen ließ, ist jetzt die Dankbarkeit des ganzen Volkes geworden, das den, der

Die Väter ihnen und die Söhne schlug (III, 2),

vom Pferde hebt und ihm Mantel und Sporen küßt.

Jetzt in der Mitte seiner Volksgenossen, auf der Seite, wo ihm dankbarer Beifall und aufrichtige Begeisterung lohnt, wird ihm auch wieder recht froh ums Herz und wohlgemut (III, 31). Denn so leicht verstimmbar er ist, die ehrliche Stimme der Natur und seines Herzens ist auch vor dem Racheverlangen nie ganz verstummt gewesen. Im englischen Lager, als er noch an Isabeaus Seite focht, hatte er für der Königin zuchtloses Gebaren und zynisch freche Reden ein rückhaltloses Tadelswort gefunden. Während er im Dauphin selbst damals den gerechten Verteidiger der Ehre seines Vaters und Hauses anerkannte, nannte er die Stellung der Unversöhnlichen eine „schlechte Sache“, für die zu kämpfen der Soldat den Mut verlieren müsse. Ein Meister der Form, der er ist, wollte er ihre lüstevolle Lebens-

führung wenigstens dem Auge des recht und schlecht empfindenden Kriegers entrückt sehen, „der an ihr ein Ärgernis nehme".

Rücksicht auf das vor Welt und Kirche Geziemende ist auch das, wodurch seine Stellung zu Johanna bestimmt wird. Er ist fromm, und zwar nicht bloß insofern Frömmigkeit Erfüllung der äußeren Kirchenformen ist. Darum läßt er seine Aussöhnung mit dem Könige durch eine Hostie besiegeln, die der Erzbischof zwischen ihnen teilt, und im Kampfe weiß er sich in Gottes Schutz. Doch ist er auch im schlimmsten Wahn- und Aberglauben seiner Zeit befangen. Vom Teufel glaubt er sich vor Orleans besiegt, der „Hölle verderblich Blendwerk" will er mit seinem Schwerte fällen, und über Lahire und Dunois urteilt er (II, 10), sie hätten ihre Ritterehre geschändet, da sie

> die alte Tapferkeit zu Knechten
> Der Höll' erniedrigt, die verächtlichen
> Schildknappen einer Teufelsdirne machen,

eines Höllenwesens Buhler geworden seien. Unter dem Eindruck ihrer himmlisch milden Rede, von der er mehr für das leichtbewegte Herz fürchtet als von ihren Streichen für die gewappnete Brust, wird freilich ein Engel aus der buhlerischen Circe, aus der mit schmeichlerischem Ton lockenden Sirene, aus der mit der Lüge trüglichem Worte Bestrickenden, wie seine beredte Zunge sie erst genannt hatte. Diesen Engel mag er am Hofe dann nicht missen, der ihm jetzt in Anmut Strahlenden möchte er Beifall abgewinnen und „sein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand". Indes so schnell die Begeisterung über ihn kam, so schnell verfliegt sie. Als vor dem Dome zu Reims der Vater die Anklage gegen sie erhebt, ist er, noch ehe scheinbar auch Himmel und Kirchenbrauch gegen sie gezeugt haben, schnell mit dem Urteil fertig:

> Dem Vater muß man glauben,
> Der wider seine eigne Tochter zeugt (IV, 11).

Erst der Erfolg, der ja auch unter den Gründen, mit denen ihn einst Johanna dem König wiedergewann, obenan stand, läßt ihn sich abermals anders besinnen. Nun klagt er sich an, der erste gewesen zu sein, der sie und mit ihr das Glück aufgegeben habe. Als er mit dem Könige nach der letzten Schlacht die Verwundete in den Armen hält, da liest er aus ihren Zügen, die schon der Frieden des Himmels umspielt, daß „hier wirklich ein Engel von ihnen gehe", und als sie zur letzten Frage, wo sie sei, nochmals die Augen aufschlägt, ist er es, der die menschlich schönste Antwort findet:

> Bei deinem Volk, Johanna, bei den Deinen!

d. h. bei denen, für die sie gekämpft und gelitten, denen auch ihn dauernd wiedergewonnen zu haben sie das Bewußtsein mit hinübernehmen soll.

So steht der Herzog vor uns, würdig, der Erste nach dem Könige zu sein, von seinen Volksgenossen mit Liebe und Vertrauen geehrt, von dem Feinde als tapferer Gegner gefürchtet, eine ritterliche Erscheinung, die in Wort und Tat Adel der Gesinnung verrät, in seiner leichten Entzündlichkeit freilich auch ein rechtes Abbild des französischen Volkes, das „rasch lodert in seiner Liebe wie in seinem Zorn". Eben darum ist er jedoch auch nicht aus dem Holze geschnitzt, das allein ganze Charaktere und Helden gibt. Er gehört nicht zu denen, die durch ihren Willen die Verhältnisse beugen wollen, wie es Graf Dunois zu können überzeugt ist. Nach Orleans Entsatze erinnert der Herzog die englischen Feldherren, die zu einem neuen Schlage drängen, an die Schwächung und Auflösung ihrer Scharen, mahnt zu bedächtigem Überlegen und sieht in Lionels Siegesprophezeiung ein überkühnes Versprechen. Wenn Dunois nur den verloren glaubt (I, 5), der sich selbst verloren gibt, tröstet sich der Herzog im englischen Lager mit dem Gedanken, nicht von Menschenhand besiegt zu sein, wie er es dem Könige durch innigen Händedruck dankt, als er seine Pflichtverletzung „ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn" nennt. Wie leicht auch ergibt er sich in die Fügung, daß nach Johannas Prophezeiung seinem Hause ein baldiges Ende bevorsteht. „Gott soll sie schützen", ist sein Gedanke, als Johannas Fall des Königs Sache ihres Schutzes beraubt, während Dunois noch desselben Glaubens an die Heldin wie im ersten Augenblick sie auffordert, gegen die Verkennung der Welt auf seinen Arm und ihre gute Sache zu vertrauen. Nicht sicher wie dieser Sonnenjüngling, dessen Zuversicht zur Sache Frankreichs und zur Reinheit seiner Retterin sich gleich sieghaft bewährt, sondern abirrend auf die Bahn des Zweifels und Unrechts geht er denn auch seinen Lebensweg. Laune und Rachegefühl treibt ihn, da sie sich auf der Seite des im Lande stehenden Feindes befriedigen lassen, mit dem ersten selbständigen Schritt von dem Wege der Pflicht und erst gedemütigt durch unfrohen, unbedankten Dienst, durch den Vorwurf der Pflichtvergessenheit gegen Fürst und Vaterland auf der einen Seite, des Verrates von der anderen findet er sich an die Stelle, die ihm ziemt, zurück. Als ein ritterlicher Fürst, der gern der Schönheit ohne Treue huldigte, findet er auch für die hehrste Erscheinung, in der ihm weibliche Größe gegenübertritt, keinen unerschütterlichen Glauben und muß wieder sich anklagen, weil er als der erste, in hastiger Übereilung, sie verworfen hat.

Wahrhaftig, Schiller konnte die Wahrheit, daß nur Stetigkeit und unbeugsamer Wille wahre Größe verleiht, nicht lebenswahrer veranschaulichen als durch diese glänzende Fürstengestalt, die mit ihrem lebendigen Gefühl auch im Ernst der Zeiten blieb

Der leichte Raub des mächt'gen Augenblickes.

2. (Unterprima.)

Äußerungen und Wesen Lutherschen Humors nach G. Schöppas Auswahl kleinerer Prosaschriften Nr. I—XII.

Mit einer Innigkeit der Verehrung und Dankbarkeit und einer Wärme der Bewunderung, wie kaum zu einem zweiten Geistesgewaltigen aus seiner Mitte, blickt das deutsche evangelische Volk zu Martin Luther empor, dem schlichten Bergmannssohn von Eisleben. Hat er ihm doch zuerst Freiheit von Gewissenszwang gebracht und zugleich in seinen Schriften, voran seiner echt dichterischen Bibelübersetzung, den unerschütterlich festen Grund gelegt zu der geistigen Einheit, die den Deutschen so lange die staatliche ersetzen mußte. Gleichwohl verehren wir in beiden, in der Reformation und in der von unserm Reformator wie von keinem wieder geförderten Schriftsprache, kaum mehr den unmittelbaren Luther selbst, sondern nur von ihm begonnene Werke, deren Entfaltung zu ihrer schließlichen Art und Größe er höchstens geahnt hat. Was ihm einst die Herzen seiner Hörer, die Liebe von hoch und niedrig, was ihm die Hunderttausende bis zur Hingabe in den Tod für den Glauben gewann, das war der echte Mensch in ihm, ohne den sein Werk nicht geworden wäre, was es ist, das war die ebenso harte, willensstarke als kindlich liebenswürdige Persönlichkeit, die er war. Vor allem war es die Gabe, ohne die noch kein Fürst des Thrones und des Geistes dauernd ein Liebling des deutschen Volkes geworden ist, sein unverwüstlicher Humor. Und wenn die großen dunkeln Augen, in denen einst seine glücklichen Tisch- und Hausgenossen göttlich Feuer sprühen sahen, längst erloschen, wenn die Stimme, in die er alle Güte und alle Zornesgewalt zu legen vermochte, verklungen ist, wenn die Erzählungen über ihn und sein Leben erst zweiter Hand verdankt werden: für sein sinniges Wesen und dessen liebenswürdigste Seite, seinen tiefgründigen Humor, haben wir die unmittelbarsten Zeugen noch heute in den Händen. Es sind seine Schriften, und zwar mehr noch als die grundlegenden Reformationsschriften und Werke der Bibelerläuterung, in denen er mit dem scharfen Schwert des Gottesstreiters oder dem schweren Rüstzeuge des Gelehrten einherfährt, die kleinen Neben- und Gelegenheitsschriften und die Briefe, in denen der große Mann ganz er selbst ist, weil er, ohne Mißverständnisse zu besorgen, frisch von der Leber weg reden konnte.

Sehen wir denn einige davon, wie sie in G. Schöppas „Auswahl kleinerer Prosaschriften von Martin Luther" (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, 44. Lieferung) unter den Nrn. I und III—IX, XI und XII abgedruckt sind, auf ihren Gehalt an Humor

an, vielleicht daß uns der Meister des Humors zugleich Einsicht in das Wesen dieser Gottesgabe überhaupt zu erschließen vermag.

Was wohl jedem, der die genannten Schriften durchblättert, zuerst auffällt, ist die innige Liebe, die Luther darin der Tierwelt entgegenbringt.

Als er im Frühjahr 1530 während des Augsburger Reichstags zu seiner Sicherheit auf der Feste Koburg bleiben muß, hat er seine Freude daran, die unter dem Schlosse in einer Brombeerhecke einfallenden Krähen und Dohlen zu beobachten, und wendet (in Nr. VII) alle Sorgfalt darauf, den Wittenberger Tischgenossen den Reichstag zu schildern, den sie dort halten, vor einem gewaltigen Zuge im Streite wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide. „. . . singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen . . . Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwingen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie singen und Ehre einlegen wider Korn und Malz.“

Noch liebenswürdiger ist die unter Nr. V abgedruckte „Klageschrift der Vögel an Luther über seinen Diener Wolfgang Sieberger“, der, nicht eben sonderlich geschickt, auf Singvögel ausgestellt hat. „Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge und Stieglitze samt anderen frommen ehrbaren Vögeln“ wenden sich darin an Luther als des Übeltäters Herrn; „die armen freien Vögel, so zuvor weder Scheuer noch Häuser noch etwas darinnen haben“, hätten so schon „Beschwerung“ genug, und wenn er, der die kleinen Sänger so liebt, das Unwesen nicht abstellen will, wollen sie ihren Zug nicht mehr über Wittenberg nehmen und dem Übeltäter von Gott bei Tag schlimme Jagd und bei Nacht Plage durch alles Ungezieser erflehen. Nicht sie, die doch nur „kleine Bröcklein und einzeln verfallene Körnlein suchen“, verdienten solchen Zorn, sondern „die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten, welche den Menschen doch viel Leids tun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste u. a. enttragen“. Dazu könnten sie ihre Forderung mit dem alten Freibriefssiegel Matthäus 6,26 unterzeichnen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel usw.“

Den Singvögeln, die ihn zu ihrem Fürsprecher erkoren haben, gehört überhaupt sein Herz. Von der Feste Koburg meldet er den 28. April 1530 auch das Schlagen der ersten Nachtigall, und in seinem Vorwort zu den

Harmoniae de passione Christi preist er „die liebliche Nachtigall“ als den Sangmeister, den der Herr im Himmel „samt ihren jungen Schülern und so viel tausendmal Vögeln in der Luft begnadet hat, da ein jedes Geschlecht seine eigene Art und Melodie, seine herrliche süße Stimme und wunderbare Koloratur hat, die kein Mensch auf Erden begreifen kann“.

Kein Wunder, daß der Mann, der von der Vogelwelt so nachempfindende Kleinschilderungen entwarf, auch der Tierfabel große Bedeutung beimaß und alle Sorgfalt auf eine schlichte, echt deutsche Gestaltung derselben verwandte. Ganz gebührend sind daher einige seiner Fabeln Äsops mit der Vorrede dazu an die Spitze der Schöppaschen Auswahl gestellt. Wenn wir uns in den ersten Schuljahren naiv der munteren Erzählungen freuten, so bestätigt dies nur die Absicht, die Luther beim „Läutern und Fegen“ der Fabeln hatte. Er gab ihnen „ein wenig bessere Gestalt allermeist um der Jugend willen, daß sie solche feine Lehre und Warnung gleichwie in einer Mummerei und Spiel desto lieber lerne und fester behalte“. So sagt er selbst und macht uns damit auf einen zweiten Zug des echten Humoristen aufmerksam, d. i. neben der treuen Wiedergabe auch des Kleinen und Niedrigen in der Natur die besondere Neigung zu den Kleinen in der menschlichen Gesellschaft, den Kleinen an Jahren wie Geist. Wie sich Luther zu den kleinen Erdenbürgern herabzulassen, sich in ihre kindlichen Träume zu versetzen wußte, das bezeugt für alle anderen Beispiele mit der goldige Brief an seinen Sohn Hänschen. Er weiß, was Kinder gern mögen: bunte goldschimmernde Röcklein, einen hübschen Garten, worin sie leckere Früchte von den Bäumen lesen, singen und springen und auf Pferden mit goldnen Zäumen und silbernen Sätteln reiten können; eine Wiese zum Tanzen und Schützen zu spielen mit Lauten, Pauken und Pfeifen und Armbrustschießen; und wenn er den Kindern dies alles wie im Märchenschimmer als Belohnung fleißigen Lernens und frommen, artigen Wesens verspricht, vergißt er nicht, daß die Kinder fromm und artig zu sein zuerst in ihren engsten Beziehungen lernen müssen und weist sie daher mit Kuß und Mitteilsamkeit an ihre Pflegemuhme Lene.

Solche der Liebe bedürftige Kinder sind für Luther die Menschen überhaupt. Das Jesaiaswort von Gott, der sein Volk trägt, wie eine Mutter ihr Kind, erklärt er Nr. II, S. 56: „Er ernähret sie, wie eine Amme das Kind nähret. Wie tut und ernähret die Mutter ihr Kind? Erst gibt sie ihm Milch, danach Brei, danach Eier und also weiche Speise, so lange, bis das Kind härtere Speisen gewohnt sei und hinfort könne Käse und Brot essen. Denn wenn die Mutter dem Kind erstlich wollte Käse und Brot, gebraten und gesotten Fleisch zu essen und Wein zu trinken geben, was wollte daraus werden?“ — „Also“, fährt er fort, „sollen wir

auch mit unserm schwachen Bruder umgehen", und fügt in einem Atem zu den in dieser Stelle vereinigten Wesensbestandteilen des Humoristischen, der getreuen Wiedergabe des kleinen Unbedeutenden, ja Unschönen und der liebevollen Teilnahme mit den Schwachen und Unvollkommenen, einen dritten hinzu, die bescheidene Einbeziehung der eigenen Person in diese Schwachen und Unvollkommenen; denn er fährt fort: „Sollten alle Mütter ihre unflätigen, schäbichten, unreinen Kinder verwerfen, wo meinst du, daß wir wären?"

Es gehört ebendahin, wenn Luther in dem Briefe an Melanchthon vom 27. Juni 1530 „die Sache Huß' und vieler anderen viel größer" denn die seine nennt, oder ebenda von seiner Gemütsruhe und Glaubenszuversicht sagt, „ob sie aus der Dummheit oder dem Geiste herkomme, wisse sein Herr Christus".

Ja schließlich unterliegen dem Urteile der Unvollkommenheit nicht bloß die unvernünftige Kreatur und die Niedrigen und Schwachen in der menschlichen Gesellschaft, der Betrachter selbst mit eingeschlossen, sondern überhaupt diese ganze irdische Welt. „Es ist ja doch dies verfluchte Leben nichts anderes, heißt es in dem Briefe an den sterbenskranken Vater vom 15. Februar 1530, denn ein rechtes Jammertal, darin man je länger je mehr Sünde, Bosheit, Plage und Unglück sieht und erfährt." Nicht zuletzt kommt unter dem, was unzulänglich ist, gerade der, worauf mit vielen Menschen sein Freund Melanchthon baut: der menschliche Geist. Darum urteilt Luther an seines Kurfürsten Krankenbette mit dessen Arzt: „es müsse hier Gott helfen" (Nr. IX, 1), und wenn Melanchthon ungewiß und furchtsam ist, „kommt ihn ein Grauen an, nicht alleweg: Eure Philosophia ... plaget Euch also ... Ihr wollt nach Eurer Philosophia diese Sache regieren ... und sehet nicht, daß diese Sache nicht in Eurer Macht und Klugheit steht." Er selbst hat allen Leiden und Schwierigkeiten gegenüber einen nie versiegenden Trost: den unerschütterlichen Glauben an Gott und ein besseres Leben. Von jenem kommt alles, Freude wie Leid, und so braucht man sich jener so wenig zu verschließen, als man über dieses jammern und klagen darf, zumal es nur eine Vorbereitung für ein besseres Los ist. Ein Zeugnis statt aller sei für diese Grundlage des ganzen Lutherschen Denkens die Erklärung, die er dem Nürnberger Ratsherrn Spengler selber von der Darstellung auf seinem Petschaft gegeben hat: Das schwarze Kreuz darin soll an den Gekreuzigten und die Rechtfertigung durch ihn mahnen; das rote Herz, darin es ruht, daran erinnern, daß dies Kreuz die Natur nicht verdirbt, nicht tötet, sondern lebendig erhält; die weiße Rose, auf der wieder das Kreuz ruht, soll anzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede, freilich reine Freude wie der Engel und Geister gibt; in

einem himmelblauen Feld endlich steht diese Rose, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der zukünftigen himmlischen Freude.

So ist Luthers Leben und Tun auf den Glauben an ein hinter den Dingen dieser Welt stehendes Gutes gestellt, und doch freut er sich dieser unvollkommenen Welt als des alleinigen Weges zu diesem Guten mit der ganzen innigen Empfindung eines kindlichen Gemütes. Daß diese Ergebenheit in den Weltgang seinem Glauben entspringt, spricht Luther besonders deutlich in dem Sermon am Sonntag Invokavit (1522: Nr. IX) aus: „Wer den Glauben hat, Gott vertraut und Liebe gegen seinen Nächsten beweist, und sich in denselbigen täglich übt, der kann nicht ohne Verfolgung sein; denn der Teufel schläft noch ruhet nicht, sondern gibt den Menschen genug zu schaffen. Die Verfolgung aber bringt Geduld." Zu dieser Übung in der Geduld, die ja ihr Werk mit Freuden und nicht mit Seufzen tun soll, hat Gott selbst nach seiner unermeßlichen Weisheit in des Menschen und nur in seine Kehle das heitere Lachen gelegt. In dem köstlichen Lobpreis auf die Musik, worin Luther erst deren Klänge in Luft und Vogelstimme schildert und dann so sinnig mit einem himmlischen Tanzvergnügen vergleicht, dessen irdischen Abbildes er sich bei Kindern und Bauern oft genug erfreut haben mag, führt er diesen Gedanken von der göttlichen Herkunft des Lachens also aus: „es ist auch noch keiner gekommen, welcher hätte können sagen und anzeigen, wovon das Lachen des Menschen (denn vom Weinen will ich nichts sagen) komme und wie es zugehe, daß der Mensch lachet; des verwundern sie sich, dabei bleibt's auch und können's nicht erforschen. Das aber von der unermeßlichen Weisheit Gottes in dieser einigen Kreatur wollen wir denen, so mehr Zeit denn wir haben, zu bedenken befehlen".

Auf diesen Ton heiteren Lachens, von dem gleichwohl so wie bei dieser seiner Herleitung von Gottes Güte, das Weinen nicht gar fern ist, sind denn nun auch Luthers meiste Äußerungen über die Unvollkommenheiten des Lebens gestimmt, und dieser Ton bestimmt wieder auch zum guten Teil ihre Form. Heiter ist die Kunst, und so liebt sie Luther gleich der Musik auch in allen anderen Formen, wie die des Spielmanns, die ja auch erst erklingen mußte, wenn der Geist über Elisa kommen sollte (Nr. IV), so „alle die schönen Gedichte und Schauspiele bei den Juden" (Nr. III). Er versetzt sich in die Seele der so gern sich selbst täuschenden Menschen und sagt mit ihnen: „Die Wahrheit ist das unleidlichste Ding auf Erden", und bringt ihnen die Wahrheit, da sie sie unmittelbar nicht hören noch leiden mögen, in „lustiger Lügenfabel", in „Mummerei und Spiel", in seinem „lustigen und lieblichen Äsop" nahe. Wenn sich dann ein „rechter zweifüßiger Fuchs, Wolf und Löwe" in einem gemalten Wolf, Bären, Löwen

oder Fuchs „so angesprochen“ und getroffen fühlt, daß ihm „der Schweiß möchte ausbrechen und sollte wohl dèn Äsopus gern wollen erstechen und verbrennen“, dann will er sich totlachen; und doch kann kein Lachen gutmütiger, kein Spaßen unschuldiger sein als dieses über den versteckten Bösewicht, dem seine Maske heruntergerissen worden ist, und hat doch statt Schaden davon nur den Nutzen, daß er die Wahrheit, die er zu seinem Besten „nicht entbehren kann“, unfreiwillig doch einmal vernommen hat.

Hier alle Welt schonend zu bessern beflissen, ist Luther auch dem Famulus Sieberger gegenüber die Liebenswürdigkeit und Langmut selber: statt ihn, der gern lange schlief und nachlässig vieles nur halb tat, hart zu schelten, flicht er in die schon erwähnte Klageschrift der Vögel (Nr. V) deren Spott über „die alten und verdorbenen, faulen und durchlässigen Netze“ und ihre Bitte ein, „er möge die Körner lieber abends auf den Vogelherd streuen und morgens nicht vor acht Uhr aufstehen“. Solche Schalkhaftigkeit, solch leise Ironie, die von dem, was sie meint, das Gegenteil sagt, durchzieht namentlich auch Luthers Briefe an seine Hausehre. Weil sie sich um den starken, vollblütigen Mann sorgte, mag sie ihn wohl manchmal angelegen haben, Maß zu halten in seiner echtdeutschen Neigung zu einem Trunke Bieres. Darum neckt er sie in einem Briefe vom Hofe seines Fürsten Dienstag nach Reminiscere 1532: „Ich schlafe überaus wohl, etwa 6 oder 7 Stunden aneinander und danach 2 oder 3 Stunden hintennach. Es ist des Bieres Schuld, wie ich achte. Aber nüchtern bin ich gleichwie in Wittenberg.“ Und als er kurz vor seinem Tode, auf der Reise zum Grafen von Mansfeld durch eine Überschwemmung in Halle an der Saale festgehalten, nicht nach deren Wasser dürstete, sondern „gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür nahm, sich damit labete und tröstete, ob die Saale wollte wieder auszürnen“, schließt er den Brief von St. Paulus' Bekehrungstage anno 1546 gar: „Wärest du hier gewesen, so hättest du uns auch also zu tun geraten, so hätten wir deinem Rate auch einmal gefolgt.“

Ebendamals, nur anderthalb Wochen vor seinem Tode, als er in schwerem Winterwetter unterwegs war und seine Frau sich gewiß nicht grundlos um ihn sorgte, atmet sein Spott über ihre Sorge fast noch erhöhten Mutwillen. Weil sie sorgend seine Schutzheilige spielen will, wo er sich in der Obhut dessen geborgen weiß, der gesagt hat: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich,“ adressiert er ironisch an die „heiligen, sorgfältigen Frauen, Katharin Lutherin“ und „meiner gnädigen lieben Hausfrauen“, redet sie an „Allerheiligste Frau Doktorin“ und unterzeichnet sich als das, was er gerade nicht ist: „Euer Heiligen williger Diener“. Im Briefe aber bedankt er sich für die Sorge, durch die sie

ihm beinahe Unglück über Unglück auf den Hals gezogen habe: „. . . seit der Zeit Ihr für uns gesorget habt, wollte uns das Feuer verzehrt haben in unsrer Herberge hart vor meiner Stubentür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge, hat uns schier (d. i. bald) ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mäusefalle. Der hatte im Sinn Eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten."

Luther kennt den Neid und den Undank, aber ohne sich durch einen oder den anderen verbittern zu lassen. Darum kann er, als sich 1546 auf der Reise nach Mansfeld gleich ihm auch sein Begleiter Jonas einen bösen Schenkel geholt hat, lustig und doch mitfühlend also über dessen Unglück spotten: „Doktor Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an eine Lade ohngefähr gestoßen; so groß ist der Neid in den Leuten, daß er mir nicht wollte gönnen, allein einen bösen Schenkel zu haben." Oder er muß erfahren, daß seine Feinde „aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es tut mir doch sanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe". Auch in anderer Weise mochte der Gewaltige manchen Schüler undankbar gefunden haben; statt sich aber durch solche Erinnerungen verbittern zu lassen, mahnt er die Frau: „Darum denke du, wie oftmals wir bösen Buben und undankbaren Schülern gegeben haben, da es alles verloren gewesen ist, so greife dich nun hier — sein Famulus Johannes wollte das Haus verlassen — an und laß an solchem Gesellen auch nicht mangeln . . . Ich weiß wohl, daß wenig da ist, aber ich gäbe ihm gern 10 Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter 5 Gulden sollst du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet ist. Was du drüber kannst geben, das tue, da bitte ich um . . . Laß du ja nicht fehlen, weil ein Becher da ist. Denke wo du es kriegest." Noch die Sparbecher läßt er also leeren, so wenig hängt er an irdischem Gut; er hat es von seinen Vögeln, deren Fürsprecher er war, gelernt: sie sammeln nicht in ihre Scheuern und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch.

Ebensowenig wie um sein Leben und um Geld und Gut kennt er Sorge um sein Werk. Wie er seinem Freunde Melanchthon seinen Kleinmut verweist, haben wir zum Teil schon gehört. Ein andermal tadelt er ihn fast lächerlich geringschätzig: „Es tut mir wehe, daß Ihr die Sorge so gierig wie der Blutegel das Blut in Euch sauget" (27. Juni 1520). Wenn hier einer der vielen Fälle vorliegt, wo der Humorist das Kleine — hier der Mensch den Blutegel — zu sich herauf hebt, so fehlt an einer anderen

geradezu grandiosen Stelle desselben Briefes auch die Freiheit nicht, mit der er das Erhabene zu sich herunter holt: „Was die gemeine Sache betrifft“, schreibt er, „bin ich ganz wohlgemut und fein zufrieden; denn ich weiß, daß sie recht und wahrhaftig ist und, was noch mehr ist, Christi und Gottes selber. Fallen wir, so fällt Christus auch mit, nämlich der Regierer der Welt; und ob er gleich fiele, so wollte ich doch lieber mit Christo fallen, denn mit dem Kaiser stehen.“ In demselben Sinne heißt er auch den kranken Vater getrost dem Tode entgegengehen: „Denn da muß Sünde, Bosheit, Plage und Unglück doch aufhören und uns zufrieden in der Ruhe Christi schlafen lassen, bis er komme und wecke uns mit Fröhlichkeit wieder auf.“ Mit und in Gott bedeutet der Tod nichts: „Denn unser Glaube ist gewiß, ruft er dem Vater zu, . . . daß wir uns bei Christo wiedersehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hierher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafes zu tun, so wird's anders werden.“

Sterben und doch leben, leiden und doch lachen, entbehren und doch geben, Irrtum und Bosheit erfahren und doch freundlich und fröhlich sein — solche sachliche Gegensätze vereinigt, wie schon vielfach zu beobachten war, der Humor. Nur natürlich, da Sache und Form einander bedingen, daß das Widerspiel der Gegensätze, das Kennzeichen des Komischen, auch die gewöhnlichste Ausdrucksform für den Humor bildet, der ja nur die höchste Gattung des Komischen ist.

Vor allem wird alles Schlimme, das von anderen und von außen kommt, in die abgeschwächteste, mildeste Form gekleidet, alle eigene Leistung in bescheidenster Verkleinerung ausgesagt. Die dem Unerforschlichen unnütze Zeit zuwenden, sind in Luthers Augen Leute, „die so mehr Zeit denn wir haben“ (Nr. IV), „Lästerung, Schmach, Hohn, Spott, Verachtung, Feindschaft und Gefahr“ werden nur zu „den rechten Malzeichen, darin wir unserem Herrn Christo gleich und ähnlich müssen sein“ (VI). Das sind auch wahrlich recht komische Gegensätze: sein fußkranker Herr, der starke Kurfürst Johann der Beständige, der „am Leibe sonst gesund heißt wie ein Fischlein“, oder eben dieser sein gnädiger Herr, der Marter leidet wie kein Gefangener auf der Leiter im Turm von Hans Stockmeister.

Die eigene Kraft und Sache und eigenes Verdienst gilt nichts: „In eigenen Sachen bin ich schwach“, bekennt er Melanchthon, und von seiner Bibelübersetzung sagt er: „Wenn ich tausendmal so viel und so fleißig gedolmetscht, hätte ich dennoch nicht eine Stunde verdient zu leben, noch ein gesundes Auge zu haben. Es ist alles seine (Christi) Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines teuren Blutes und sauren

Schweißes, darum soll auch, ob Gott will, alles Ihm zu Ehren dienen mit Freuden und von Herzen.“ Man beachte wieder, wie da das Erhabenste als wirkend und innewohnend in die Äußerungen menschlicher Schwachheit herabgezogen wird. Auch der Tod verliert bei ihm seine furchtbare Erhabenheit. Er heißt mit verwandtem Ausdrucke wie an der schon herausgehobenen Stelle aus dem Trostbriefe an den Vater: die Stunde, „da man uns mit der Schaufel nachschlägt“, oder Luther fragt den zaghaften Melanchthon: „Was kann denn der Teufel mehr, denn daß er uns erwürge?“ Der Teufel wird förmlich zum guten, daher längst durchschauten Bekannten: „Laßt euch nicht dünken, mahnt er die Freunde (Nr. XI), daß der Satan schlafe und stille halte; ja er greift's an allen Orten und mit allen Listen an. Er hat gar mancherlei Künste, geht ihm eine nicht fort, so hat er bald eine andere; wir sind ihm viel zu schlecht und einfältig, er ist ein Tausendkünstler. Er sieht das wahre Licht des Evangelii so kläglich aufgehen, daß er ihm nicht darf gerade unter die Augen sehen, derhalben wollte er ihm gern zur Seite beikommen und sein Heil allda versuchen, ob er neben einreißen könnte, er wird's auch tun, werden wir nicht fleißig aufsehen. Denn ich kenne ihn wohl, so kennt er mich auch wohl; ich hoffe aber, ich sei der Herr.“

Die verkleinernde Selbsteinschätzung ist dann zugleich der Punkt, wo, wie in der obigen Beurteilung seiner Übersetzungstätigkeit diese abschwächende Ausdrucksweise in ihr Gegenteil, die Übertreibung, umschlägt und woraus das Recht fließt, auch einmal fremde Schwächen derb und kräftig zu bezeichnen, wennschon in Lutherschen Derbheiten und Übertreibungen auch ein Teil auf die Rechnung der Zeit kommen mag. Statt den Zuspruch: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden,“ beglückend oder beseligend zu nennen, preist ihn Luther (Nr. VII) mit den Worten: „Sollte einer doch einen solchen Spruch auf seinen Knien von Rom oder Jerusalem holen.“ Die Nüchternen, Ungebildeten, die vor lauter Nützlichkeitssucht das Schöne nicht würdigen, werden ihm zu „Bauern und groben Leuten, die seines Äsopus unwürdig sind“, und wer gar zur Musik „keine Lust noch Liebe hat und durch solch liebliches Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß, meint er, wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche liebliche Musika, sondern indessen einen Schmutzpoeten oder der Hunde und Säue Gesang und Musika höre“. Es ist nicht viel gelinder, wenn er in der Predigt am Sonntag Invokavit 1522 den Bilderstürmern zuruft: „Ich sehe und merke, daß ihr wohl könnt und wißt zu reden von der Lehre . . . als vom Glauben und auch von der Liebe, welches nun kein Wunder ist, ob ihr gleich viel davon reden könnt. Kann man doch schier einen Esel lehren singen; sollt ihr denn auch nicht soviel lernen, daß ihr die Lehre

und Wörtlein sollet nachreden? Aber Gottes Reich stehet nicht in der Rede und in den Worten, sondern in der Kraft und in der Tat.“ Der starke Ausdruck „dies verfluchte Leben“ wurde schon erwähnt.

Vorherrschend sind solch erregte Übertreibungen wenigstens in unseren Schriften nicht und nie ist ihre Absicht die Karikatur, nie entströmen sie persönlicher Bitterkeit. Denselben Wiedertäufern, die ihm im Anfange seines Auftretens so bedenklich die Kreise zu stören drohten, hat Luther gleichwohl das joviale Bild für die ausgetretene Saale abgewonnen: „es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckten, die drohte uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns danach dürstete zu trinken ... Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte.“ Einen seiner heftigsten Gegner auf dem Augsburger Reichstage, den Kardinalerzbischof Matthias Lang von Salzburg, dem er schon hätte anders antworten wollen als der feine Melanchthon, empfiehlt er gleichwohl mild und gelassen der Gerechtigkeit Gottes: „Dem Salzburgischen Tyrannen, welcher euch so geplagt hat, gebe Gott nach seinen Werken.“ Überhaupt ist ja Gleichmut der Grundzug im Wesen des gereiften männlichen Luther, und dieser Freiheit des Gemütes entquillt eine dritte für den Humor auch unseres Reformators kennzeichnende Eigenschaft, die Freiheit und Beweglichkeit des Geistes, die mit den offenen Sinnes eingesogenen Anschauungen, Bildern und Vorstellungen das lustige muntere Spiel treibt, das wir fast an allen bisher angeführten Stellen schon haben beobachten können. Oft ist es bloß ein Wortspiel; als er, wie Johannes taubem Volke, so Melanchthon vergeblich Mut einspricht, datiert er seinen Brief vom 27. Juni 1530 „aus unserer Wüste“. Die verkehrte Welt, daß man in Augsburg um seine Lehre streitet und er auf der Feste Koburg sitzt, läßt ihn das Spiel noch weiter treiben und die Verkehrtheit auch in der Umkehrung des Namens widerspiegeln, indem er datiert: „Aus der Wüste Gruboc 8. Juli 1530.“ Er spielt mit dem eigentlichen und bildlichen Sinne von „niedergeschlagen“, wenn er 27. Juni 1530 den ängstlichen Melanchthon ermutigt: „Ja, sagt Ihr, sie (die Gerechtigkeit und Wahrheit) wird aber niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn. So lasset uns mit ihr niedergeschlagen werden, aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater geworden ist, der wird auch unserer Kinder Vater sein“; und er nennt des Freundes Versuch „nach seiner Philosophia alles zu regieren“ in geistvollem Wortspiel: „mit Vernunft närrisch sein“. Abgesehen von den zwei schon vermerkten geringschätzigen Äußerungen über den Tod bleibt das hübscheste Beispiel gleichmütigen

Spieles auch mit den ernstesten Dingen doch die Schilderung des Reichstages der Dohlen und Krähen, von dem wir oben seiner liebenswürdigen Kleinmalerei wegen ausgingen; denn dieser „Reichstag der Malztürken" am „28. April anno 1530", wie Luther wieder witzig datiert, wird ihm ein Bild des Reichstages zu Augsburg, den er nicht besuchen darf und im Bilde so geistvoll als nur denkbar mit abmalt. An den Kaiser und die um ihn versammelten Fürsten denkend, beginnt er: „Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unseren Augen"; und auf die Klerisei geht es zugleich, wenn er fortfährt: „nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in allerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig, singen alle gleich einen Gesang." Nicht den Vögeln, sondern schon den unter ihrem Bilde gemeinten Gegnern gilt der Wunsch am Schlusse: „Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären." Und doch liegt auch in dem schadenfrohen Wunsche und seiner Begründung keine Bosheit und Bitterkeit; denn es soll ja nur zu Fall kommen, was schädlich, müßig und seelenverführerisch ist, und so atmet auch die Auslegung eitel Laune und munteren Witz: „Ich halte aber es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür zu kecken für die lange Weile."

Blicken wir noch einmal zurück auf die Gebiete, die wir Luthers Humor umspannen, auf die Quelle, der wir ihn entspringen sahen, sowie auf den Ton und die Form, worin wir ihn sich äußern hörten, so können wir ihn in folgender Weise bestimmen. Er ist die Stimmung eines sonnigen, gläubigen Gemütes, die sich mit den intellektuellen, moralischen und physischen Übeln des gesamten Daseins zugleich ihrer Notwendigkeit bewußt ist, ihnen daher, das Größte vermenschlichend, das Kleinste adelnd, alles in inniger Teilnahme umfassend, im Ernst mit Milde und in Heiterkeit ohne Ausgelassenheit begegnet und die ihm mit den niedrigeren Arten des Komischen gemeinsamen Ausdrucksmittel des Gegensatzes und Witzes nie um ihrer selbst willen, sondern nur als Mittel zur Erheiterung verwendet. Denken wir Luther gegenüber an Aristophanes, so werden wir seinen Humor mehr allgemein menschlich als politisch, an Rabelais und seinen deutschen Nachahmer Fischart, mehr gemütvoll als witzig, an Jean Paul, mehr heiter und männlich als weich oder gar tränenselig, an Fritz Reuter, mehr ernst als mutwillig, an die ausschließlich humoristischen Dichter überhaupt, mehr unfreiwillig und gelegentlich als beabsichtigt oder gesucht nennen. Glücklich

jeder Mensch, dem zu seiner Lebensbürde auch ein Zweiglein des hilfreichen Kräutleins gelegt worden ist und der es nicht vertrocknen und verkümmern läßt! Daß Humor dabei alles andere ist als Leichtsinn und Lust zur Spaßmacherei, kann nichts besser lehren als der Humor Luthers in seiner durchaus religiös gestimmten Art.

Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Paul Lorentz** in Sorau N./L.

(Schluß.)

IV.

Die Lösung der Aufgabe „Glück" hängt doch aber nur zu einem Teile von dem Menschen selbst ab, und so gehört denn zum vollen Glücksbegriff auch noch das Merkmal des Begriffs Mensch, daß er auf etwas außer ihm angewiesen ist, um „ganz" zu werden. „Wenn sie dem Menschen frohe Tat bescheren", hieß es aus Orestes' Munde, „tat sich nur auf, was ich bedarf und was ich wohl vermag" in einem Reimspruche, also: daß die Persönlichkeit ihr Wesen überhaupt darleben kann, das Gelingen trägt zur vollen Intensität des Glücksgefühls ganz wesentlich bei: „Wem wohl das Glück die schönste Palme beut? Wer freudig tut, sich des Getanen freut"; glückt die Tat aber nicht, so ist es bestenfalls das Glück des Märtyrers, nicht das höchst denkbare. Als besonders glückliche Fügung hat Goethe für künftige Glücksmöglichkeit, auf Grund der Erkenntnis des eigenen Selbst „ganz zu werden", immer eine richtige Erziehung angesehen, nicht nur bei dem Genie, wo sie freilich von ganz besonderem Segen sein kann: „Haben ihn seine Meister gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, werden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat" (W. M. II, 9). Demgegenüber vermag Goethe das Glück derjenigen, deren sich das Schicksal annimmt, nicht so hoch zu stellen, es sei „ein vornehmer, aber teurer Hofmeister". Aber Goethe ist auch Realist genug, um diejenigen „dreimal glücklich zu preisen, die ihre Geburt so gleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche guten Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch

nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen" (ebenda III, 2).[1]) — Ebenso muß als ein echtes Glück im Sinne größerer Glücksmöglichkeit die gegebene Übereinstimmung der persönlichen Eigenart mit dem durch das Leben von uns Geforderten angesehen werden. In dieser Beziehung mußte besonders Natalie in den „Lehrjahren" schon bei Leibesleben, wie der Oheim sagt, selig gepriesen werden, „da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht" (VIII, 5). Und mit Bezug auf Therese heißt es in den Lehrjahren (VII, 6): „Wie glücklich ist der über alles, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht." „Keine seiner Torheiten zu bereuen und keine zurückzuwünschen, kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden" (ebenda VII, 9).[2])

Nur unter solcher Voraussetzung, daß die volle Lösung der den Menschen gestellten Aufgabe „Glück" nicht durchaus von ihm abhängt, rechtfertigt sich auch das Gebet an das Glück, nicht ein Gebet um Glücksgüter, sondern um Gelingen der Eigentätigkeit: „Schaff' das Tagwerk meiner Hände, hohes Glück, daß ich's vollende! Laß! o laß mich nicht ermatten! Nein, es sind nicht leere Träume: Jetzt noch Stangen diese Bäume geben einst noch Frucht und Schatten"; ähnlich das Gebet Tassos:

> O Witterung des Glücks,
> Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
> Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
> Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
> O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe!
> Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
> Aus ihren frischen reichen Ästen breche. (II, 2.)[3])

So bleibt es denn in der Tat „das höchste Glück des Menschen, daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen; daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken sind" (W. M. VII, 6).

---

1) Vgl. auch die darauf folgende Würdigung eines „angeborenen Vermögens".

2) Vgl. ähnliche Urteile über Lavater (Dichtung und Wahrheit B. XIV), Lucidor in d. Wanderj. I, 8, das nußbraune Mädchen ebenda II, 6.

3) Als Gegenstück vgl. das Gebet an die „Sorge", fernzubleiben, um das Darleben der eigenen Persönlichkeit nicht zu stören: „Kehre nicht in diesem Kreise"...

Bei solcher Bestimmung des Glücks als einer durch volles Gelingen gekrönten, das Ziel sich selbst der eigenen Individualität gemäß setzenden Tätigkeit, ist die Frage nach dem Verhältnis von Glück und Verdienst zueinander nicht zu umgehen. Wenn Mephistopheles am Kaiserhof davon spricht: „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Toren niemals ein; wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein", so bezeichnet das ebenso die Seltenheit der Vereinigung von Glücksgelegenheit und Glücksfähigkeit wie der sprichwörtliche Reimvers: „Daß Glück ihm günstig sei, was hilft's dem Stöffel? Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel." Ein Tasso, zum Dichter geboren, aber lange ohne günstige Gelegenheit zur Entfaltung seines Talents, beklagt sich über diesen Zwiespalt beim Geschick:

> Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
> Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
> So hatte mich das eigensinnige Glück
> Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen. (I, 3.)

Und als sein Dichterruhm dann Anerkennung gefunden, empfindet er doch wieder den Lorbeer zunächst als unverdient:

> Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
> Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg.
> Dort will ich einsam wandeln, dort erinnert
> Kein Auge mich ans unverdiente Glück. (I, 3.)

Ist hier das Gefühl des Unverdienten, des über Verdienst zuteil Gewordenen gerade das Beglückende, so schlägt es in das Gefühl der Kränkung, der Beschämung um, sobald ein anderer den Vorwurf des Unberechtigten daran erhebt, wie ihn Antonios Worte gegen Tasso aussprechen: „Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu. So hör' ich's gern, denn seine Wahl ist blind" und noch bittrer:

> Das Glück erhebe billig der Beglückte!
> Er dicht' ihm hundert Augen fürs Verdienst
> Und kluge Wahl und strenge Sorgfalt an,
> Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
> Er halte gnädiges Geschenk für Lohn,
> Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck. (II, 3.)[1]

Ebenfalls ein Staatsmann, Alba im „Egmont" ist es, der die Unberechenbarkeit, ja, Widersinnigkeit des Glücks um so schmerzlicher empfindet, als er mit Recht auf die Richtigkeit seiner Berechnungen sonst so stolz sein kann; es wird ihm schwer, das Mißverhältnis zwischen Glückswürdigkeit und wirklichem Erfolg selbst zuzugeben: „Ich freue mich nur über das

---

1) Vgl. die Prinzessin über Alfonsos Glück und Verdienst III, 1.

Geschehene und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren" (IV, 2). Ganz im Gegensatz dazu ist Goethes persönliche Meinung, daß der glücklichste Mensch sogar der sei, „der fremdes Verdienst zu empfinden weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freu'n" (Vier Jahreszeiten Herbst 30). Und als ihm seine Tätigkeit in der schweren amtlichen Stellung in Weimar über Hoffen und Erwarten ihren Segen gebracht hatte, schrieb er in sein Tagebuch: „Mir schwindelt vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich . . . stehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife" (2. IV. 1780). Undankbarkeit aber infolge enttäuschter übertriebener Erwartungen, vermeintlicher Glücksberechtigung geißelt er in dem Spruch: „Das Glück deiner Tage wäge nicht mit der Goldwage, wirst du die Krämerwage nehmen, so wirst du dich schämen und dich bequemen."[1]) Das eigentlich Beglückende auch bei aller auf Glück absichtlich gerichteten Tätigkeit ist doch schließlich, daß beim Erreichen des Zieles nicht das Bewußtsein, das Gewollte erreicht zu haben, vorherrscht, sondern die Empfindung, etwas „geschenkt" erhalten zu haben: Glück ist mehr als Lohn, es berührt sich mit dem Begriff der Gnade. Auch Fausts Beseligung geschieht dadurch, daß die „Liebe von oben" an ihm teilgenommen, als Äußerstes vorher hatte er nur ein „Vorgefühl von hohem Glück" empfunden. Und auch für das Beglückende, das schon in der Tätigkeit als solcher, als eine Gelegenheit, lebendige Kraft zu üben liegt, gilt das Wort: „All unser redlichstes Bemühn glückt nur im unbewußten Momente."

Auch die Frage nach den einzelnen Glücksgütern ist von Bedeutung bei einer Glücksauffassung, die auf dem Begriff des ganzen Menschen als einer sinnlich-geistigen Persönlichkeit beruht. Ein Glücksgut ist für Goethe nur das, was dem Menschen die Möglichkeit, „ganz" zu werden und sich „ganz" zu fühlen verschafft oder erhöht. Wir finden sie vollständig aufgereiht in jener grausig-feierlichen Verfluchung alles dessen, „was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt", wie Faust bei dem Pakt mit dem Teufel sagt. Was Faust hier verflucht, gerade das muß ihm später die Glücksmöglichkeit anbahnen helfen, gerade das also will Goethe als Glücksgüter angesehen wissen. „Voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt", das ist das Zerrbild der „Persönlichkeit", jenes „höchsten

1) Vgl. Gespr. 25, II. 1824, wo das „sich etwas einbilden" auf den Unsterblichkeitsglauben zurückgewiesen wird: „wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen."

Glücks der Erdenkinder"; erst als Faust wieder „selbst wird", seit seinem Gang zu den Müttern, beginnt er für seine spätere Glücksmöglichkeit den Grund zu legen. „Verflucht das Blenden der Erscheinung, die sich an unsre Sinne drängt." Niemand ist je energischer eingetreten für Glücksmöglichkeit auf Grund vernünftigen Genusses der gesamten Welt der Erscheinungen als Goethe, besonders nachdrücklich noch in seinem „Vermächtnis":

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
— — — — — — — —
Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Was aber ist Glück anders als Gefühl der Ewigkeit im Sinne der Zeitlosigkeit? „Verflucht, was uns in Träumen heuchelt, des Ruhms, der Namensdauer Trug." Schrieb Goethe-Werther nicht ein echtes Glück schon der Wirkung der Phantasie zu mit der Begründung: „Sind das Phantome, wenn es uns wohl dabei wird?" So ist auch für den Ruhm Goethes eigene Meinung im Tasso ausgesprochen: „Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich, das ist der höchste Gipfel jeden Glücks." (III, 3.)[1])

Sich in seinem Besten, was man zu leisten vermag, von seinem Volke anerkannt zu sehen, kann nur eine Knechtsnatur nicht beglücken dürfen. „Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt": gerade Goethe sehen wir realistisch genug denken, um diejenigen „dreimal glücklich zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt". Ebenso ist es ganz Goethes eigene Meinung, wenn der Vater in Hermann und Dorothea sagt: „O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon wohlbestellt übergeben und der mit Gedeihen es ausziert", wie überhaupt das ganze Epos den ruhigen Besitz als wünschenswerte Glücksgrundlage angesehen wissen will, zumal den Grundbesitz, der auch an jener Stelle von Faust als „Knecht und Pflug" verflucht wird.[2]) „Als Weib und Kind": Ehe und Familie sind wohl am häufigsten und nachdrück-

1) Vgl. V, 1 das schönste Glück des Jünglings: „daß ihn schon sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft."

2) Als Gegensatz zu dem „Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen er uns zu kühnen Taten regt, wenn er zu müßigem Ergötzen die Polster uns zurechte legt" vgl. oben die Würdigung eines „angeborenen Vermögens" S. 301.

lichsten von Goethe als unschätzbare Glücksgüter gewürdigt worden. Das ist wohl zu begreifen, weil gerade sie es sind, die dem Menschen den Begriff und das Gefühl des „Ganzseins“ verschaffen. Mann und Weib zusammen machen erst den Begriff des Menschen aus, nicht nur infolge ihrer geschlechtlichen Differenzierung, sondern auch in der anders beschaffenen Art, wie Mannes- und Frauenseele das Weltbild auffassen und widerspiegeln müssen: erst aus beiden zusammen ergibt sich das richtige Weltbild. Erst durch die Begründung der Familie — die Gewähr für den Bestand des Menschengeschlechts als Kulturgemeinschaft überhaupt — bekommt die „Persönlichkeit“ die Gelegenheit, die in ihr ruhenden Möglichkeiten ganz zu entfalten, wenigstens auf natürliche Weise ganz zu entfalten. Nach seinem Aufenthalt in Rom hat Goethe nie wieder so völlig das Gefühl des Glücklichseins durch „Ganzwerden“ gehabt als in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Christiane, als ihm die Geburt seines Sohnes bevorstand. Wir haben darüber ein unschätzbares Dokument in dem Bericht von Karoline Herder über ein Gespräch mit Goethe vom 14. VIII. 1788. Im Anschluß an die Schilderung, die er ihr von seiner „häuslichen menschlichen Situation“ gab, heißt es da: „Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dergl. Alles was du (Herder selbst) in deinen drei Bänden der Philosophie von den Tartaren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besitze“ (Gespr. I, 62 Biedermann). Und wo Goethe, wie wir sahen, davon sprach, daß es kein höheres Glück gebe, als daß wir das ausführten, was wir als recht und gut einsähen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken seien, fuhr er weiter fort: „Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen als innerhalb des Hauses?“ Übrigens hält Goethe die beglückende Kraft des Familienlebens für eine besonders deutsche Glücksmöglichkeit: Bei jeder Nation sei ein anderer Sinn vorwaltend, dessen Befriedigung sie allein glücklich mache, da gebe es denn kein anmutigeres Bild als wie es uns der deutsche Mittelstand in seiner reinen Häuslichkeit sehen lasse (Wanderj. I, 7). An die Schilderung des Eindrucks, den Gretchens Zimmer beim ersten Betreten auf Faust macht, braucht nur erinnert zu werden, um den unendlichen Zauber nachempfinden zu lassen, den Goethe von der „reinen Häuslichkeit“ einer deutschen Bürgerfamilie ausstrahlen läßt.

„Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist.“ (Iphig. I, 3.)

Das ist näher ausgeführt in der Schilderung von dem Segen des Ehelebens in der Natürlichen Tochter (Worte des Gerichtsrats zu Eugenie):

Ein Mittel gibt es, dich im Vaterlande
Zurückzuhalten. Friedlich ist's und manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen: Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, sich anzueignen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
Sowie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum, sich's zu erwerben.[1])

Nur darf in der Ehe nicht das Gefühl vorwalten: „wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben" (Klärchens Worte im „Egmont" gegen die Mutter, die ihr rät, Brackenburg zu heiraten, nur um dem Schicksal, ledig zu bleiben, zu entgehen); worin vielmehr die intensivste Beglückung zu suchen ist, das sagt der Schluß der „Metamorphose der Pflanzen":

Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau'n
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Und in demjenigen Roman Goethes, der die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe geradezu zu seiner Tendenz hat, in den Wahlverwandtschaften, ist denn auch Goethes Ansicht über die Bedeutung der Ehe als Glücksmöglichkeit des Menschen am prägnantesten ausgedrückt: „Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. . . . Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden."

Wenn Faust in jener fürchterlichen Verwünschung der wahrhaften Glücksgüter fortfährt: „Fluch jener höchsten Liebeshuld! Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!" so kennen wir gerade auch diese Güter als solche, die die Möglichkeit „höchster Augenblicke" gewähren. Denn durch nichts, sah Goethe, wird das Gefühl des Ganzseins auf Grund unendlicher Erweiterung des Ichs so intensiv erzeugt, als durch das Liebes-

1) Vgl. auch die Würdigung des Eheglücks in den Gedichten „Die glücklichen Gatten", „Der Wanderer", „Hans Sachsens poetische Sendung", „An die Erwählte", wo es immer wieder von einer neuen Seite gezeigt wird.

und das Gottesgefühl. Hoffnung aber ist die unentbehrliche Helferin zur Herstellung künftiger Harmonie wenigstens der Idee nach.[1])

Ergänzt wird nun die Reihe der Glücksgüter (immer in dem Sinne, daß sie uns dazu verhelfen, „ganz" zu werden) noch durch folgendes. Neben der Liebe — ohne die auch keine beglückende Ehe zu denken war — und dem religiösen Gefühl hatte Goethe, wie wir sahen[2]), die in der Freundschaft mögliche Seelengemeinschaft als besondere Glücksquelle erkannt. Nun geht er aber noch einen wesentlichen Schritt weiter, wenn er nicht nur den gemeinsamen mit anderen geteilten und dadurch erhöhten Genuß an dem, was den eigentlichen Adel der Menschenseele ausmacht, zu den Glücksgütern rechnet, sondern schon von der Erfahrung „allgemein menschlichen Wohlwollens, nachsichtigen, hilfreichen Gefühls" sagt, daß sie „den Himmel mit der Erde verbinde und ein dem Menschen gegönntes Paradies bereite" (Noten und Abhandl. z. Divan). Also dadurch wird der Mensch besonders beglückt, daß er das übt, was ihn als Menschen allein unterscheidet von allen Wesen, die wir kennen, und wodurch er den unbekannten höheren Wesen, die wir ahnen, zu gleichen vermag; und auch der, dem dieses „Göttliche" von anderen widerfährt, muß sich glücklich fühlen können: „Wohlwollen unserer Zeitgenossen, das bleibt zuletzt erprobtes Glück". Anderseits muß es dann aber auch, wenn das Beste, was wir zu sein, was wir zu geben vermögen, keine Wirkungsmöglichkeit findet, eine Quelle des Unglücks werden. Eine solche auf Unmöglichkeit des persönlichen Wirkens begründete Vereinsamung — und einen anderen Grund läßt Goethe gar nicht gelten, so sehr gehört ihm das Bedürfnis des Sichmitteilens zum Wesen des Menschen — meint Goethe, wenn er folgendes ausführt: „Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingibt und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen. Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit und — was noch schlimmer ist — mutlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen, menschenfreundlichen Herzens! Wer drückt die langen, langsamen Qualen eines Gemütes aus, das, zu wohltätiger Teilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgibt und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß!"

---

1) S. oben S. 153.
2) S. oben S. 148.

Damit stimmt es denn durchaus, wenn Goethe unter den Charakteranlagen als das, was besondere Glücksmöglichkeit gewährleistet, immer den „guten leichten Sinn" bezeichnet hat:

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das höchste Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

In den Worten des Pfarrers in Hermann und Dorothea wird ein solcher von der 'guten Mutter Natur' dem Menschen gegebene Trieb gepriesen:

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.

Nur müsse „in reiferen Jahren sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickeln". Darum fordert Goethe auch bei der Charakterausbildung, der endgültigen Gestaltung der 'Persönlichkeit' und ihrer Behauptung, als unentbehrliche Glücksmöglichkeit „festen Sinn und guten Mut": „Ach! ihr Götter! große Götter in dem weiten Himmel droben! Gäbet ihr uns auf der Erde festen Sinn und guten Mut, o, wir ließen euch, ihr Götter, euern weiten Himmel droben."

Die unberechenbare Fügung der Verhältnisse, von der die Glücksgüter abhängen, einerseits, und die erfahrungsmäßige Schwierigkeit, gemäß gewonnener Erkenntnis dauernd zu handeln, wovon die Arbeit am Glück, die Lösung des Glücks als Aufgabe abhängt, anderseits, bedingen die Seltenheit des Glücks, wenn von seinem höchstmöglichen Grade und von einem dauernden Zustand die Rede ist: „Auf des Glückes großer Wage steht die Zunge selten ein, du mußt steigen oder sinken, du mußt herrschen und gewinnen, oder dienen und verlieren, leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein" (Cophtisches Lied). Von sich selbst sagt Goethe: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt" (Gespr. 27. I. 1814 Eckermann).[1]) Und die „schöne Seele" sagt von ihrer Brautzeit: „Ich war glücklich, wahrhaft glück-

1) Vgl. Gespr. III, 611 (Biedermann) m. v. Müller: „Seit ich über den Ponte Molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."

lich, wie man es nur sein kann in der Welt, d. h. auf kurze Zeit." Der noch irrende Faust konnte unmutig fragen: „Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen, daß überall die Menschen sich gequält, daß hier und da ein Glücklicher gewesen?"[1]) Aber Goethe sagt auch durch den Mund des Mephistopheles, daß ein dauernder Glückszustand dem Wesen des Menschen widerspricht: „Glaub' unsereinem, dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht! Er findet sich in einem ew'gen Glanze, uns hat er in die Finsternis gebracht, und euch taugt einzig Tag und Nacht." Der Begriff Mensch schließt absolute Vollkommenheit, völliges Ganzsein in Wirklichkeit, nicht nur im Gefühl von vorübergehender Dauer, aus, sein Wesen ist auf Perfektibilität, nicht auf Ergreifung des Ideals, das dann keins mehr wäre, sondern auf Annäherung an dasselbe angelegt: „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick." Dagegen Glücksmöglichkeit als dauernden Besitz sich zu erwerben, das ist recht eigentlich der Sinn jener Forderung des Glücks als Aufgabe. Darum verlangt Goethe „Sinn auf! denn Sinn ist mehr als Glück ... das Glück tut's allein nicht, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln" (Wanderj. II, 10). „Être sage", sagt der Dichter-Philosoph Maurice Maeterlinck, „c'est avant tout apprendre à être heureux, pour apprendre en même temps à attacher une importance de moins en moins grande à ce que le bonheur est en soi."[2])

Zur vollen Beleuchtung des Glücksbegriffs gehört schließlich noch eine Erörterung der Wirkungen des Glücks. Auch sie hängen aufs engste zusammen mit der Menschennatur selbst, die sich in ihrer Schwachheit wie in ihrem Adel dabei offenbart: „Unverträglich fürwahr ist der Glückliche", ruft der Richter der Vertriebenen in Hermann und Dorothea scheltend den rücksichtslos Drängenden zu. „Ihr seid glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz euch verwunden!" so erklärt sich Dorothea die scheinbare Gefühllosigkeit des Wirts gegen sie, die Vertriebene. Und ähnlich heißt es in den Wahlverwandtschaften: „Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird", und es werden die Glücklichen verwünscht, „denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll". Und wenn Hermann wiederum sagt: „Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geschehn", so erklärt sich das eben daraus, daß der, der sich bereits „ganz" fühlt, kein Bedürfnis hat, seinen Zustand, und sei es auch auf unberechenbare Weise,

---

1) S. a. die Klage der Prinzessin im Tasso oben S. 161.

2) La Sagesse et la Destinée p. 231, eine Schrift, deren Geist sich vielfach mit Goetheschen Anschauungen sehr überraschend begegnet. Vgl. besond. S. 238, 127, 134, 157, 168 ff., 249, 276, 236.

zu „ergänzen". Anderseits aber läßt auch gerade das Bewußtsein des über Verdienst Beglücktwerdens das Gefühl stillen Dankes gegen das Geschick geradezu als Bedürfnis erscheinen. „Erkanntes Glück" überschrieb Goethe die Verse, in denen er das beglückende Gefühl von dem Wert einer Charlotte v. Stein für ihn ausdrückt:

> Was bedächtlich Natur sonst unter viele verteilet,
> Gab sie mit ruhiger Hand alles der Einzigen, ihr.
> Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte
> Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.[1]

Es ist dasselbe Bedürfnis des Dankes im Gefühl überschwenglicher Beglückung, wie es auch Iphigenie zu jenem Gebet an die Götter treibt, als sie in Orestes ihren Bruder erkannt hat: „So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter des größten Vaters, endlich zu mir nieder!" Iphigenie ist es auch, die Seelenadel in dem weiteren Bedürfnis kundgibt, das eigene Glück anderen mitzuteilen: „Allein zu tragen dieses Glück ... vermag ich nicht." Und auch der durch die Erscheinung der Göttin Wahrheit hochbeglückte Dichter ruft, seine Menschenpflicht freudig erkennend, aus: „Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll!" Und das bloße Mitteilen des eigenen Glücks genügt noch nicht, es treibt zu dem Bedürfnis, noch nicht Glückliche auch zu beglücken, denn: „Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt, Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig?" (Iphig. V, 3). Auch Eduard in den Wahlverwandtschaften unter dem Eindruck seines Liebesglücks „forschte nicht lange — bei der Begegnung mit Bettlern — und gab ein Goldstück hin, er hätte jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Grenzen schien". Ist doch nach Goethes Wort „in jedes gute Herz das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer suchen muß". Fühlt also der einzelne sich selbst wahrhaft „ganz", nur wenn er seinesgleichen „ganz werden" sieht, so ist damit gesagt, daß es geradezu zum vollen Glück des einzelnen gehört, daß er an seinem Teile dazu beitrage, daß es um das Ganze wohl stehe. Darum wird sowohl Wilhelm Meister wie Faust erst da die volle Glücksmöglichkeit zuteil, als sie ihre soziale Aufgabe erkannt haben, durch deren Erfüllung sie ihre individuelle Kraft in den Dienst des größeren Ganzen stellen: die Ausbildung ihrer „Persönlichkeit" überhaupt, ohne das Ziel ihrer ihr eigentümlichen Bewährung in der Gemeinschaft, war nicht der Gipfel ihres Glücks gewesen.

---

1) Vgl. dazu die von Dank erfüllte Aufzählung alles dessen, was den Dichter überhaupt zum glücklichsten Menschen machte, in Venet. Epigr. 18.

Fassen wir die obigen Ausführungen zusammen, so ergibt sich folgendes für Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks.

Glück ist das Gefühl des Zustandes der Vollkommenheit, des Ganzseins. Von Glück bei Menschen zu reden, kann nur den Sinn haben, sich in dem, was das Wesen des Menschen ausmacht, „ganz" zu fühlen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß jeder einzelne den Gattungsbegriff Mensch auf eine besondere individuelle Weise darstellt, so kann das Gefühl des Glücks bei dem einzelnen nur eintreten, wenn er sich in seiner Individualität „ganz" fühlt. Und da ferner bei dem Begriff des Menschen der Begriff Leben nicht entbehrt werden kann, so fühlt jeder sich in seiner Individualität nur dann „ganz", wenn seine besonderen Kräfte sich lebendig auswirken.

Glück ist also lebendiges Gefühl der Wirksamkeit unserer individuellen Fähigkeiten, oder kürzer Glück ist intensives Leben, mit Goethes eigenen Worten: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Möglich ist daher Glück für einen jeden, denn: „Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein." Glück ist demnach die von jedem einzelnen besonders zu lösende Aufgabe der Entwickelung und Darstellung seiner Individualität: „Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt" und „den Zufall bändige zum Glück". Das Gefühl für das dem eigenen Wesen „Gemäße" ist daher besonders auszubilden, nur Einklang mit der Natur beglückt, der, im Kindesalter unbewußt vorhanden, auf der Stufe reiferer Entwickelung im Kampfe mit dem zur Vorherrschaft gelangenden Intellekt erst gewonnen werden muß. Intensität des Gefühlslebens an sich vermag zu beglücken, am höchsten durch das Liebes- und das Gottesgefühl, durch die eine unendliche Erweiterung der eigenen Individualität erreicht wird; das höchste Glück des denkenden Menschen liegt erst jenseits der Schranken seiner Erkenntnis. Auch intensive freudige Betätigung individueller Kraft an sich vermag beglückend zu wirken: „Das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen." Der Begriff des Menschen als eines sozialen Wesens bedingt es, daß die volle Darstellung — und auch schon Gewinnung — seiner „Persönlichkeit" nur im Rahmen einer Gemeinschaft möglich ist: die Ehe, die Familie und die Freundschaft bieten hier besonders intensive Glücksmöglichkeiten. Zugleich bilden sie die natürlichen Grundlagen aller

übrigen größeren Gemeinschaften, die, selbst eine Art von Persönlichkeit anderen ähnlichen gegenüber geworden, indem sie auch den Zustand der Vollkommenheit anstreben, das Streben des einzelnen nach „Ganzsein" nicht unberührt lassen können. Ein Ausgleich wird erzielt, wenn es dem einzelnen gelingt, gerade durch lebendige Betätigung seiner besonderen Anlagen und Kräfte die Vervollkommnung der Gemeinschaft anzubahnen; die dabei notwendige Einschränkung, die zugleich Konzentration des dem Individuum Bestmöglichen ist, bedingt gerade erhöhteres Glücksgefühl: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst eine Begrenzung bestimmt." Das „schönste Glück" ist das über Erwarten eintretende Gelingen einer solchen freudig geübten Tätigkeit: Glück ist mehr als Lohn. Die Seltenheit eines vollen Gelingens, eine Notwendigkeit bei der immer nur auf Vervollkommnung angelegten Natur des Menschen, bedingt die Unmöglichkeit des Glücks als eines dauernden Zustandes wirklichen „Ganzseins", führt dagegen zu dem Erwerbe dauernder Möglichkeit einzelner Glücksmomente, wie Goethe unter dem Eindruck von Herders „Ideen" von Rom aus schreibt, wo er selbst zuerst „ganz" geworden: „Ich habe gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen darauf kommen und bestehen, daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen glücklichen Momenten enthalte" (Ital. Reise 27. X, 1787). Wie nun die bewußte Verfolgung eines Zieles durch Betätigung individueller Kraft zugleich die Wirksamkeit des spezifisch menschlichen Merkmals Vernunft voraussetzt, so wird die Glücksmöglichkeit um so höher sein müssen, je gesteigerter die Vernunfttätigkeit wird. Sie ist es aber am höchsten in der Ideenbildung. Gelingt es also dem Individuum, durch die freudige Betätigung seiner besonderen Anlagen innerhalb einer Gemeinschaft die Verwirklichung einer bedeutenden Idee herbeizuführen, so muß ein denkbar höchster Grad von Glücksgefühl erreicht werden.[1])

Eine Definition von Glück in Goethes Auffassung würde danach so lauten: Glück ist lebendiges Gefühl von Persönlichkeit nach der empfindenden wie nach der tätigen Seite. Seine intensivste Möglichkeit ist dann gegeben, wenn es der Persönlichkeit gelingt, durch lebendige Betätigung ihrer individuellen Kräfte innerhalb einer Gemeinschaft die Verwirklichung einer — im höchsten Falle von ihr selbst ausgehenden — Idee herbeizuführen.

---

1) Vgl. Divan IV, 18, wo „Idee und Liebe" als die immer vorhandenen Glücksmöglichkeiten genannt werden, auch wenn Intensität des Auswirkens der Persönlichkeit unmöglich geworden ist.

Ein Vergleich dieser Goetheschen Auffassung vom Wesen des Glücks mit der berühmtesten Definition des Altertums, der Aristotelischen: *τύχη ἐστιν ἐνέργεια τῆς ψυχῆς μετ᾽ ἀρετῆς ἐν βίῳ τελείῳ τοῖς ἱκανοῖς κεχορηγημένη* ergibt folgendes. Während Aristoteles tugendhafte, richtiger wohl, in tüchtiger Gesinnung geübte, sittliche Werte schaffende Seelentätigkeit als alleinige Glücksquelle hinstellt, ruft nach Goethe Auswirken der gesamten Persönlichkeit an sich, ohne Berücksichtigung des ethischen Standpunktes, echtes Glücksgefühl hervor. Und dann ist nach Goethe, entsprechend der hochgesteigerten modernen Bewertung des Gefühlslebens gegenüber der gesamten Antike, schon die Intensität desselben allein als Glücksmöglichkeit anzusehen. Dem beschränkenden Zusatz des Aristoteles *ἐν βίῳ τελείῳ* steht gegenüber die Goethesche Forderung einer möglichst großen Masse von glücklichen Momenten, deren jeder einzelne durch das Gefühl der Ewigkeit als Zeitlosigkeit eine volle Glücksmöglichkeit bietet. Der Aristotelischen Bedingung aber des *τοῖς ἱκανοῖς κεχορηγημένη* steht Goethes Behauptung gegenüber, daß auch der Geringste glücklich sein kann, wenn er ganz ist.

Nahe kommt sodann eine Seite in Goethes Glücksbestimmung auch dem, was auf dem Boden des Christentums als Glück möglich ist, nämlich die völlige Hingabe der eigenen Persönlichkeit an eine überwältigende, Person gewordene Idee, nur um sie dadurch um desto gesteigerter zurückzuempfangen, wie es bei der „schönen Seele" der Fall war.

Und die starke Betonung des Auswirkens der eigenen Individualität kehrt, nur in noch ungeheuer gesteigerter, einseitig betonter Weise in Nietzsches Forderung des Übermenschentums wieder. Während aber Nietzsche einmal — Goethe ganz entgegengesetzt — überhaupt nur allergrößte Individualitäten gelten läßt, unterscheidet sich sein Übermenschentum von dem, was Goethe unter dem höchstmöglichen Glück versteht, besonders dadurch, daß Nietzsches Übermensch nicht Zwecke der Gemeinschaft fördert, was bei Goethe in engster Beziehung zu dem Auswirken der persönlichen Anlagen gesetzt wird. Nicht als ob nicht auch Nietzsches Herrenmenschen „ohne Klagen noch Seufzen, sondern in vornehmer Selbstbeherrschung und mit freudigem Mut die Schmerzen des Daseins trügen: Amor fati heißt der Zauberspruch, der sie gegen alles Leid kräftigt und feit"[1]), aber es bezweckt das alles nur einen feineren Selbstgenuß.

Dagegen kommt Goethes Glücksauffassung dem geistigen Ringen der Gegenwart mit ihrer, ohne Frage durch Nietzsche wieder mächtig geförderten, intensiven Bewertung des rein Persönlichen und doch auch wieder ihrem

1) Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. Berlin 1902², S. 99.

durch die Entdeckung der Gemeinschafts=Seele so besonders lebendig gewordenen sozialen Bewußtsein außerordentlich glücklich entgegen. Denn nach nichts trachten die bewußt Lebenden heute heißer, als einen Weg zu finden, wie die „Persönlichkeit" in ihrem Kern gewahrt werden, ja gesteigert werden könne, ohne daß die höchst lebendig empfundene Mitverantwortlichkeit des einzelnen für die Art, wie die Gemeinschafts=Seele sich darlebt, zum Schweigen gebracht werden müsse.

Sprechzimmer.

1.

Zu Schillers Wallenstein.

Im Anschluß an meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift XVII (1903), S. 519—521 möchte ich noch nachträglich eine Stelle aus Wallenstein, die einen offenbaren Widerspruch zu einer anderen enthält, erwähnen.

Wallensteins Tod IV, 7, V. 2828 sagt Illo zu Gordon: „Schlag zehn bringt Ihr dem Herzog selbst die Schlüssel." Dagegen läßt Schiller V, 3, V. 3460 ff. Wallenstein sagen: „Wer stört uns noch in später Nacht? — Es ist Der Kommandant. Er bringt die Festungsschlüssel. Verlaß uns, Schwester! Mitternacht ist da." Auch die Stelle V, 2, V. 3352 muß noch zur Vergleichung herangezogen werden, in der Buttler zu Deveroux und Macdonald sagt: „Wenn's elf geschlagen — wenn die ersten Runden Passiert sind — führt Ihr sie in aller Stille Dem Hause zu — Ich werde selbst nicht weit sein." Alle drei Stellen würden im besten Einvernehmen miteinander stehen, wenn es an der ersten hieße: „Schlag elf usw." und an der zweiten: „Mitternacht ist nah"; aber so hat Schiller eben nicht geschrieben. Suchen wir deshalb nach einer Erklärung des offenbaren Widerspruches! Bei der ersten Angabe hat Schiller ohne Zweifel die historische Zeit des Mordes, der in der Tat um 10 Uhr abends stattfand, im Auge gehabt; bei der zweiten hat aber wieder die Darstellung der Einzelszene, in der es dem Dichter wohl darauf ankam, den Mord seines Helden noch grausiger und unheimlicher dadurch zu machen, daß er ihn gerade in die geheimnisvolle Geisterstunde verlegte, Schiller unwillkürlich veranlaßt, sich in einen Widerspruch mit sich selbst zu setzen.

Gotha. **Max Schneider.**

2.

Die Miselsucht.

Im Januarhefte dieser Zeitschrift wirft auf S. 66 Eb. Nestle die Frage auf, ob der Name der Krankheit des Ritters Heinrich, welche Hartmann von Aue als Miselsucht bezeichnet, wirklich vom lateinischen Worte misellus, dem Deminutiv von miser, herkomme, oder ob es mit dem englischen measles und

dem deutschen Substantiv „Masern“ zusammenhänge. Beides kommt auf dasselbe hinaus, denn auch unser Wort geht wie measles auf misellus zurück. Zwar wird über das neuenglische Wort noch gestritten, aber Kluge hat doch wohl recht, wenn er es mit dem mittelenglischen Worte mesel identifiziert, dem es lautlich vollkommen entspricht. Dieses Wort aber ist wiederum von dem Deminutiv misellus, wofür in einem Hymnus des Rhabanus Maurus (Mon. Germ. hist. Poetae med. aevi II 112, 17) auch das Doppeldeminutiv misellinus vorkommt, abzuleiten, welches „sehr unglücklich“ bezeichnet, wie ja die Deminutiva öfter mit und ohne Ironie das Erbärmliche, Jämmerliche bezeichnen. Heyne meint (Hausaltertümer III 149) das Wort sei „verhüllend und der Scheu entspringend, die gefürchtete Krankheit offen zu benennen“ und es betone nur den erbarmungswürdigen, dem christlichen Mitleid empfohlenen Zustand. Schon das Altdeutsche kennt den Ausdruck misalsuht. Mit dem Singularis masala bezeichnet es ein Blutgeschwür, und dasselbe bedeutet das mittelhochdeutsche mesel, während der Plural masselen und masseren zur Bezeichnung der bekannten Kinderkrankheit erst später erscheint. Noch Fritsch hat in seinem Wörterbuche, das dem 18. Jahrhundert angehört, maseln und masern nebeneinander. Man sah also im Mittelalter zweifellos die Masern für eine Art des Aussatzes an. Diese war nach Deutschland schon früh aus Italien eingeschleppt, vielleicht wohl im ersten christlichen Jahrhundert, und hat sich dann über Frankreich nach England verbreitet. Das Wort wanderte mit. Der althochdeutsche Ausdruck misalsuht umfaßte aber nicht bloß die Lepra, sondern noch eine ganze Reihe von Hautkrankheiten, wie Windpocken, Masern und Röteln, besonders auch die Syphilis. Die Namen für die gutartigen Hautausschläge gehen vielfach durcheinander und sind landschaftlich getrennt, treten überhaupt verhältnismäßig spät auf. Beim armen Heinrich haben wir es nach allem, was das Gedicht sagt, mit der Lepra zu tun.

Göttingen. **J. Wehr.**

3.

„lauschen“ mit dem Genitiv.

In der neuen Zeitschrift „Glauben und Wissen“ (Kielmann, Stuttgart) heißt es in dem Leitaufsatze des Herausgebers, Dr. phil. E. Dennert in Godesberg, auf S. 1: „Der Sturmwind fuhr ums Haus, ich lauschte sein, und wie ich lauschte, wurde sein Brausen zum Wiegenlied, das mich aus der quälenden Gegenwart hinübertrug in die Grenzenlosigkeit des Traumes.“ Diese Verbindung von lauschen mit einem Genitiv statt mit einem Dativ findet sich sonst im Neuhochdeutschen wohl nur überaus selten. Von den großen Wörterbüchern ist es einzig und allein das von Sanders, das sie erwähnt; bei Sanders heißt es nämlich im Ergänzungswörterbuche auf S. 334c: „auch ungewöhnlich statt Dativ: Der Kranke lauschte ihrer (st. auf sie). Temme E. Gottvertr. 86 ꝛc.“ Deutet dies „ꝛc.“ an, daß Sanders noch mehr Belege zur Hand hatte? Wer bringt sie dann bei? — Auch in Erdmanns und Mensings „Grundzügen der deutschen Syntax“ ist lauschen mit dem Genitiv

als neuhochdeutsch nicht erwähnt (II, S. 189); wohl aber als althochdeutsch (S. 184) und mittelhochdeutsch (S. 186). Geschichtlich also läßt sich solcher Genitiv bei lauschen ebensowohl verteidigen wie durch den Hinweis auf seine Anwendung bei verwandten Zeitwörtern wie hören, gewahren, wahrnehmen, harren, hoffen und warten (s. a. a. O. S. 189, 3).

Bonn. Dr. **Wülfing.**

4.

Kuhreihen.

Die Herleitung Liebolds (Ztschr. XVII, 452) ist unrichtig. „Reihen" und „Reigen" sind identisch und bedeuten einen langen kettenförmigen Zug, sei es nun von Menschen (Tanz) oder Tieren; daher auch französisch „ranz (d. i. rang) des vaches".

Ein Zeitwort „reihen" im Sinne von holen ist mir nicht bekannt, wohl aber ist „reichen" in dieser Bedeutung in der Schweiz sehr gebräuchlich.

Basel. Prof. Dr. **E. Hoffmann-Krayer.**

5.

Zu Biedts Konjektur an Schillers „Poesie des Lebens".[1])

V. 28ff. Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht.

„Cytherens Sohn" d. h. Amor ist hier gar nicht wie „Apollo und die anderen Götter mit ihren Mitteln, die Menschen statt des Wesens der Dinge den schönen Schein sehen zu lassen", persönlich aufzufassen, sondern, wie in der angeführten Stelle Braut von Messina I, 8 „die gefällige Tochter des Schaums", metonymisch für Liebe, die Liebe, der wir alle ja wohl „die zauberische Binde" zugestehen werden. Dieser zauberischen Binde bar wird die Liebe überhaupt nun sehend, und, nicht mehr in „zauberischer" Verblendung und Befangenheit, sieht sie in „ihrem Götterkinde" nicht mehr das durch die Liebe idealisierte Wesen, sondern nur noch „was sterblich ist", — erschrickt — und schwindet dahin.

Ich sehe keinen Grund, daß „der strenge Freund" schon hier angeredet werde; es genügt die Diagnose unseres Dichters am Schlusse

Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Wenn überhaupt mit Konjekturen an unsere Klassiker herangegangen werden dürfte, wie das sich der gute Horaz z. B. gefallen lassen muß, so könnte einer wohl meinen, die Verse 28—35 wären ein späterer, den Schluß-

1) Vgl. Z. f. d. d. U. XVII, 8, S. 527f. „Von deinen Augen . . ."

gedanken V. 27 „die Welt scheint, was sie ist, ein Grab" abschwächend erweiternder Zusatz, der einfach zu amputieren wäre. Doch auch „in der Konjekturen Schwung ergreift zu leicht Versteinerung!"

Langfuhr. **E. Bonstedt.**

6.

Imperativische Namen.

In Keipers Verzeichnis imperativischer Namen (Ztschr. XVI, S. 149 ff. und 478 ff.) habe ich folgende nicht gefunden, die ich in meinem Büchlein über „die Weseler Familiennamen, Beitrag zur niederrheinischen Namengebung", Wesel 1901, S. 27 angeführt habe: Eisenbeiß, Steinbeiß, Setzesand, Baudach, Reißland, Hoffsommer, Liebeton, Schlaghed, Rautenberg, Wardenberg, Telpeper 1320, Mitenpeper 1314, Stackebrant 1413 oder Stockebrant 1511 (vgl. Keipers Schürebrant), Gripe 1377 = Greif, Stodick = stau den Teich, von Schmiterlöw = schmeiß oder wirf den Löwen (der Gebrauch des Nominativs statt des Akkusativs ist Eigentümlichkeit des rheinischen Deutsch). Der Weseler Name Schmithals wird von den Trägern des Namens als Aufforderung an den Jäger: schmit = triff den Hals gedeutet, und demgemäß führt die Familie als Wappen ein Reh mit einem Pfeil im Hals; in Wirklichkeit ist Schmithals aber aus dem Genitiv des altgermanischen Namens Smidwalt entstanden. Als imperativisch führe ich aus Wesel noch an Bauhaus und Schaffaff, aus Wetzlar Beißenherr (1707) = beiß den Herrn, Schnappauf und Rövenacke. Der von Keiper erwähnte Name Rovetasche kommt übrigens in Wesel schon im 14. Jahrhundert vor.

Wetzlar. **Heinrich Gloël.**

7.

Gefahr im Verzuge.

Die vorstehende Wendung, die ja in der Umgangssprache nicht weniger gebräuchlich als in der Schriftsprache ist, hatte ich bisher nie anders aufgefaßt als in der Bedeutung von: Gefahr droht, steht bevor, ist im Anzuge. Nun fiel mir gelegentlich ins Bewußtsein, daß das Wort „Verzug" gar nicht diesen Sinn hat, sondern gleichbedeutend ist mit „Verzögerung", und daß die deutsche Formel offenbar nichts anderes ist als eine Wiedergabe des lateinischen periculum in mora. Durch Umfrage bei urteilsfähigen Personen habe ich festgestellt, daß diese Auffassung von dem Sinne der Redensart, wie ich sie bisher gehegt habe, die herrschende zu sein scheint, und schon die übliche Betonung, die den Hauptakzent auf den Begriff „Gefahr" legt, läßt kaum die andere, eigentliche und im Grunde einzig richtige Auffassung zu. Wie weit sich aber dieselbe damit von der ursprünglichen entfernt, wird einem besonders klar, wenn man die Stelle vergleicht, die Büchmann zur Erklärung der lateinischen und damit gewissermaßen auch der deutschen Redewendung aus Livius anführt: cum jam plus in mora periculi, quam in ordinibus conservandis praesidii esset, omnes passim in fugam effusi sunt.

Die dem Geiste unserer Sprache, falls man nicht die Betonung ändern will, am ehesten entsprechende Wiedergabe des lateinischen Ausdrucks würde

also sein: im Verzuge liegt Gefahr, und damit wäre jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Offenbar ist, so wie der Ausdruck heute zumeist gebraucht wird, das Wort „Verzug“ auf dem besten Wege, sich eine Bedeutung anzueignen, die ihm keineswegs zukommt, und man darf in diesem Gebrauche wohl eine Verwirrung des Sprachgefühls erblicken, der man am erfolgreichsten entgegentritt, indem man, wie es ja auch öfters geschieht, das Wort „Verzug“ in der obigen Redensart stets durch „Anzug“ ersetzt.

Hamburg. Dr. **Holzgraefe.**

8.

Zu Uhlands „Ludwig der Baier“.

Im folgenden stelle ich eine Reihe von Parallelen zu Uhlands „Ludwig der Baier“ (geb. 1816—1817), die ich bei Schiller gefunden habe, zusammen; der Vollständigkeit wegen habe ich auch drei mit aufgenommen, auf die schon Böhme in seiner Schulausgabe hinweist.

V. 37: Es sei gelöset aller Ordnung Band vgl. Kampf mit dem Drachen: Der Ordnung heilig Band zerreißt; Glocke: Heilige Ordnung ... die ... bindet. — V. 65: Was herrlich war und groß, das sinkt zusammen usw. vgl. Tell IV, 2 Attinghausens Worte. — V. 84: Saumroß, vgl. Tell IV, 3: Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß (hier steht auch das poetische Straße wie bei Uhland V. 76). — V. 417ff. Isabellas und Friedrichs Schwärmerei für romantisches Rittertum und Sängerkunst vgl. mit Karls Neigungen in der Jungfrau von Orleans I, 2. — V. 465ff. Die Erzählung von Albrechts Tod erinnert lebhaft an die in Tell V, 1 (Uhland: Und in dem Schoß hielt ihn ein armes Weib; Schiller: Am Wege aber saß ein armes Weib, In ihrem Schoß verblutete der Kaiser). — V. 538: (Wir teilten) den Becher und das Lager, vgl. Deutsche Treue: Sie wechseln von nun an Traulich die Becher des Mahls; Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten (vgl. auch V. 1928ff. mit Schillers Distichen). — V. 584: Ist denn die Krone nur das volle Glück (1550: Fragt Liebe denn nach Kronen?) vgl. Jungfrau v. O. I, 6: Ist denn die Krone ein so einzig Gut? — V. 606 tritt der päpstliche Legat zwischen die streitenden Fürsten wie der Erzbischof in der Jungfrau v. O. III, 3. — V. 635ff.: Es ist kein Richter über uns als der, Der von den Wolken her die Schlachten lenkt; Solch Gottesurteil nur kann hier entscheiden; vgl. Jungfrau v. O. Prolog 3: Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes; Wallensteins Tod I, 7: Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtel. — V. 823: Die Völker (im Sinne von Krieger) fordern sie, vgl. Jungfrau v. O. II, 1: Eure Völker flohn zuerst (Schiller nahm das Wort wohl aus Homer, z. B. Il. II, 86, vgl. Vossens Übersetzung; in diesem Sinne steht es vielleicht auch Siegesfest Str. 4, im eigentlichen wohl Kraniche des Ibykus Str. 11 und 12, wie bei Uhland V. 1888). — V. 826f.: Der Landmann hat fürs Wetter seine Zeichen, der Schiffer seine Boten für den Sturm, vgl. Tell I, 1: Mach hurtig, Jenni, zieh die Naue ein ... kalt her bläst es aus dem Wetterloch; der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken. — V. 927: Die

Drommeten schmettern, vgl. Jungfrau v. O. Prolog 4: Die Trompeten klingen (wozu an beiden Stellen der Endreim als Szenenabschluß zu beachten ist). — III, 3 erinnert als Teichoskopie (vgl. auch Ernst von Schwaben V. 1775ff.) an Jungfrau v. O. V, 11. — V. 1002ff.: Die kleine Szene vgl. mit Jungfrau v. O. III, 9 (zu „Gespenst" bei Uhland siehe Jungfrau v. O. II, 3 g. E. Lionels Worte). — V. 1081: Gnadenbild, wie Jungfrau v. O. Prolog 2 und Kampf mit dem Drachen Str. 3. — V. 1488ff. erinnern an Burgunds Worte Jungfrau v. O. II, 10 g. E. („Zauber"). — V. 1527: Der Wiesen junges Grün, der Blumen Schmelz, vgl. Tell I, 4: Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz. — V. 1821: Auch hier Sind meine Kinder, alle lieb' ich gleich, vgl. Tell III, 3: Beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Bei der Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Uhland geläufige Konstruktion, statt eines präpositionalen Ausdrucks den Dativ zu setzen, wie in unserem Stücke V. 1653 dem Vergleiche leben, V. 1684 der Ehre wanken (vgl. Ernst von Schwaben V. 981 dem Vertrage wanken), auch Kleist nicht unbekannt ist; vgl. Prinz von Homburg V. 1058 ein rettend Wort dem Oheim wagen, V. 1169 ich ... schaudere Dem Wurm zurück.

Berlin. **E. Grünwald.**

9.

Die Saule.

Welche Freude es den Schülern bereitet, im deutschen Unterricht aus ihrer eigenen Erfahrung, besonders auch aus ihrem Heimatsdialekte etwas beisteuern zu können, davon hatte ich neulich einen Beweis. Bei der Besprechung der Biegung des weiblichen Hauptwortes wurden auch einzelne Fälle erwähnt, wo die Form des ersten Falles der Einzahl im Laufe der Zeit durch die des zweiten und dritten verdrängt worden ist (z. B. Ente, Blüte). Anknüpfend an das aus der Geschichte bekannte „Irminsul", kamen wir im munteren Wechselgespräche auf das Wort „Säule" zu reden, das sich uns auch als eigentliche Genitivform entpuppte. Wir machten uns den Spaß, den richtigen ersten Fall zu erschließen, und die Schüler fanden sehr schnell, daß man eigentlich „Saule" sagen müßte. Hierbei verkündeten sie mir nun sofort freudestrahlend, daß ihnen aus ihrer Heimat (Lausitz) die Form „Saule" wirklich bekannt sei. Das Vorkommen von „Armsaule" = „Wegweiser" konnte in ungefähr neun Fällen festgestellt werden. Die zehn Minuten, die wir zu der kleinen Erörterung brauchten, haben mir und den Schülern mehr Freude bereitet als manche andere Stunde direkt schulmäßiger Behandlung.

Bautzen. Seminaroberlehrer **O. Grötzschel.**

10.

Zu dem 22. Fastnachtspiele des Hans Sachs.

Als die Bäuerin meint, der fahrende Schüler komme aus dem Paradiese, anstatt aus Paris, wie er ja auch schon aufgeschnitten hatte, fragt sie sofort, wie sich ihr Seliger dort befinde. Bald entlockt der „Länderdurchwanderer"

ihr alles, was er zu wissen braucht, um sie recht mitleidig und freigebig zu stimmen und um sie, was schon Homer (Odyssee 14, 124) von seinesgleichen sagt, zu täuschen. Endlich erklärt sie, alles zusammensuchen zu wollen, was ihr im Paradiese darbender erster Mann etwa nötig haben könnte. Der fahrende Schüler hat erkannt, wes Geistes Kind sie ist, und jubelt nach ihrem Abgange, V. 72: Das ist ein recht einfeltig Viech! Damit gibt er den Reim zu dem letzten Verse der Bäuerin, V. 71: Zusammen wil das suchen ich. In Hans Sachsens Folioausgabe steht aber noch ein dritter Reim dabei, V. 73: Und ist gleich eben recht für mich.

Das ist an solcher Stelle mitten in der Rede an und für sich schon sehr auffällig und widerspricht der Technik des Hans Sachs ganz und gar, so daß Max Herrmann in seiner Abhandlung über den Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs: Nürnberger Festschrift 1894, S. 407—471 diese Stelle überhaupt nicht berührt, und daß Max Rachel in seinem Freiberger Programme von 1870: Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs unter Berufung auf Koberstein sagt (S. 27): wir müssen diesen Dreireim als reine Verwilderung auffassen.

Eine andere Stelle in demselben Spiele erregt in anderer Weise unsere Aufmerksamkeit. Julius Sahr sagt in seiner ganz vortrefflich unterrichtenden Auswahl aus Hans Sachs (Sammlung Göschen), die vor kurzem in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen ist, zu Vers 116: Pawren Meidlein, laß dir's wolgefallen „Dieser Vers hat zehn [anstatt der gewöhnlichen acht oder neun] Silben und keinen Reim, weil er ein in den Text eingeschobenes Lied [besser wohl: der Anfang eines Liedes] ist, vielleicht ein Volkslied". Das ist eine vollkommen richtige Beobachtung. Er hätte hinzufügen können, daß im 62. Fastnachtspiele unseres Dichters, dem wohlerzausten Buhler mit seiner Zauberei, der Eberlein Dilbapp unter den Mitteln, mit denen er seine Liebe bezaubern will, V. 136f. verheißt:

> Ich wil der preckin heint hofirn
> Und will irs paurn maidlein drein singen,

ein Hinweis, wie er gewiß bloß auf ein bekanntes, ein Volkslied gemacht wird. Es wiederzufinden, bleibt einem glücklichen Zufalle vorbehalten.

Leider ist das Fastnachtspiel, das uns hier in erster Linie interessiert, in Hans Sachsens Handschrift nicht mehr da. Immerhin ist vor dem dritten Foliobande, dessen Vorrede Hans Sachs am 16. August 1561 unterzeichnet hat, und in dem das 22. Fastnachtspiel auf Bl. 18—21 des dritten Teiles steht, ein Einzeldruck davon erschienen, den Hans Sachsens Hauptverleger, Georg Merckel in Nürnberg, schon im Jahre 1560 ausgegeben hat. In meiner Zusammenstellung (Tübinger Ausgabe, Bd. 24) trägt er die Bezeichnung Enr. 224.

Zwar läßt die Überschrift in der Folioausgabe vermuten, es hätte dem Setzer eine Handschrift des Dichters vorgelegen, daß er nach ihr gedruckt hat: Der fahrende

Schüler im anstatt ins Paradies. Und darum ist so in allen Ausgaben, sogar auch in den Neudrucken und in der Tübinger Ausgabe zu lesen. Julius Sahr freilich wie Max Herrmann haben das Richtige, das Hans Sachs in seinem Generalregister bietet: Der farent schuler ins paradeis (s. Sämtliche Fastnachtspiele. Bdch. 1, S. VI und Hans Sachs. Bamberg 1890. S. 73, Anm. 75). Daher sagt auch R. Baumbach in seiner Nachahmung des Spieles (Abenteuer und Schwänke 1884. S. 16): Die Reise ins Paradies.

Vergleicht man jedoch sonst den Text des Einzeldruckes mit dem in der Folioausgabe, so ist mehrmals der Merckelschen Ausgabe der Vorzug zu geben; ich erinnere an V. 117, wo dast = daß du gewiß besser ist als bloßes das.

Wie steht es nun um jene beiden Stellen, die zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben? Da lautet die Antwort: der Einzeldruck läßt an der einen wie an der anderen die Verse einfach weg. Seltsam erscheint das nur einen Augenblick. Sobald wir V. 73 genau prüfen, wird er uns als recht überflüssig erscheinen. Bei der gedrängten Kürze des Hans Sachs gerade in seinen Fastnachtspielen braucht der fahrende Schüler bloß seinen Ausruf zu tun:

Das ist ein recht einfeltig Viech!

und dann fortzufahren:

Wenn sie viel gelts vnd kleider brecht,
Das wer für mich als gut und recht.

Gut und recht klingt auch die Stelle ohne den störenden Zwischensatz: und ist gleich eben recht für mich.

Man kommt fast zu der Annahme, daß die überflüssige Zeile weiter nichts als eine Erinnerung an eine ähnliche Stelle im 42. Fastnachtspiele, dem Bauer im Fegefeuer, ist, wo der Helfershelfer des Abtes diesen fragt, welchen Eindruck er aus der Unterhaltung mit der Bäuerin gewonnen habe und darauf die Auskunft erhält:

Es ist gar ein einfeltigs Viech,
Sie ist eben geleich für mich.

Ganz abgesehen davon, daß dort der Reim erfüllt wird, knüpfen die folgenden Verse genau an den ebengenannten zweiten an.

Und bei V. 116 läßt der Einzeldruck die ganze Partie weg von der Bemerkung an: Der farendt schuler gehet ab. Die Pewrin hebet ahn zu singen laut: Pawren Meidlein, laß dir's wolgefallen. Ihm genügt's dafür zu sagen: Der Bawer geht ein, hördt sein Weyb singen vnd spricht.

Von irgendeiner Aufführung her ist der Anfang des Liedes mit oder ohne Bewilligung des Dichters in den Druck aufgenommen worden. Beide Zufügungen erscheinen somit als An- oder Nachklänge von Aufführungen. Lassen wir aber gern den zweiten Zusatz gelten, zählen wir den Vers nur nicht mit, so werden wir V. 73 wohl oder übel ausmerzen müssen und haben

dazu Hans Sachsens Einwilligung in seinem Generalregister; denn dort gibt er die Summe der Verse des Fastnachtspieles mit 320 an, während es nach der bisherigen Zählung 322 hatte.

Dresden. Dr. E. Goetze.

Bücherbesprechungen.

Literatur zur Schillergedächtnisfeier.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis, 3. Aufl. 3 Bände. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. Preis je 6 M. für den Band.

Von allen Werken, die für die Schillerfeier in diesem Jahre in Betracht kommen, dürfte wohl das vorliegende von Dr. Bellermann das hervorragendste sein. Es ist ein glänzendes Juwel deutscher Interpretationskunst, das uns hier von Bellermann dargeboten wird. Die neue dritte Auflage des altberühmten Werkes ist gerade noch zu rechter Zeit für die Schillergedächtnisfeier erschienen. Wir haben es hier nicht mit einem literarhistorischen Werke zu tun, das Schillers Dramen aus zeitgeschichtlichen und biographischen Beziehungen, aus literarischen, staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen des Schillerschen Zeitalters entwickeln und ihre Entstehung darlegen will, sondern mit einem ästhetisch-dramaturgischen Werke, das den Inhalt und künstlerischen Bau der Dramen Schillers erläutern will. Das Werk ist also eine Erläuterungsschrift und zwar eine solche der besten Art, wie ich sie in meinem Aufsatze „Schillergedächtnis und Schule" in ihrem dauernden und unvergänglichen Werte gezeigt und gegen oberflächliche Angriffe und dilettantenhaften Kunstgenußunterricht in Schutz genommen habe. Die Begeisterung und Wärme, mit der Bellermann für Schiller eintritt, ohne etwa alle Mängel und Schranken seiner Kunst zu leugnen, wirkt wahrhaft wohltuend und erhebend. Da Weltrichs, Brahms und Minors groß angelegte Schillerbiographien noch nicht fertig und bis zu den fünf letzten großen Dramen überhaupt nicht vorgedrungen sind, während Wychgrams und Harnacks mehr der Allgemeinheit dienenden schönen Werke über Schiller sich naturgemäß nicht so auf das Einzelne einlassen können, so vermag uns heute nichts so tief und eindringend in den Geist Schillers und seines Dramas einzuführen als Bellermanns meisterhafte Arbeit. Es ist Bellermann gelungen, die schiefen und ungünstigen Urteile, die die Romantiker, Otto Ludwig in seinen Shakespearestudien, Gervinus und im Anschluß an ihn Vilmar, Hermann Grimm in seinem Goethebuche 1874 und 1875, Schopenhauer in seinen Parerga und Paralipomena (§ 49), Victor Hehn, Nietzsche, Servaes, Edgar Steiger, Adolf Bartels, Karl Busse u. a. über Schiller gefällt haben, gründlich und mit vollstem, nachhaltigstem Erfolg zu widerlegen. Gerade Bellermann hat mit dem vorliegenden Werke, das 1888 in erster Auflage

erschien, ganz außerordentlich viel dazu beigetragen, daß Schiller wieder zu tiefer gehendem Einfluß und machtvollem Ansehen zu gelangen beginnt. Er hat vor allem auch die Behandlung Schillers und seiner Dramen in unserer Schule lebensvoller und künstlerischer gestalten helfen. Es sei daher dem hochverdienten Verfasser dieses klassischen Erläuterungswerkes heute, wo wir uns zur Schillergedächtnisfeier anschicken, inniger Dank für das gesagt, was er durch sein Werk über Schillers Dramen erstrebt und errungen hat. Bellermanns Schrift über Schillers Dramen ist daher das Beste, was nächst den Werken des Dichters selbst Schule und Haus als Schillergabe dargeboten werden kann.

Dr. Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller, Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Herausgegeben im Auftrage der Leipziger Schulbehörde. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1905. VI, 396 S. Preis 2,50 M.

Das Buch gibt auf den ersten 50 Seiten eine knappe, gewandt und fesselnd geschriebene Darstellung von Schillers Leben. Mit Recht ist der Flucht aus Stuttgart ein besonderer Abschnitt gewidmet, dem Streichers dramatisch lebensvoller Bericht zugrunde gelegt ist. Ich habe immer beobachtet, daß dieser Bericht einen tiefen Eindruck auf die Jugend macht. Hier werden nicht langweilige „Kenntnisse" überliefert, sondern unvergeßliche Erlebnisse in der Seele der Jugend hervorgerufen.

Den Hauptinhalt des Dähnhardtschen Werkes bildet aber eine Wiedergabe der wichtigsten Dramen und Gedichte Schillers. Natürlich mußte aus Rücksicht auf den Raum bei den Dramen eine Verkürzung vorgenommen werden. Der Herausgeber hat hierbei einen dreifachen Weg eingeschlagen.

Wilhelm Tell wird ohne eingefügte Inhaltsangaben in verkürzter Gestalt in der Weise geboten, daß aus jedem Aufzuge nur die wichtigsten Szenen unmittelbar aneinandergereiht werden, so daß der Gang der Handlung in den Hauptzügen ohne ein erläuterndes Wort zur Geltung kommt.

Fünf Dramen, nämlich Die Räuber, Fiesco, Don Carlos, Wallenstein und Die Jungfrau von Orleans dagegen werden in der Weise behandelt, daß der wörtliche Text nur insoweit vorgelegt wird, als die Jugend ihn ohne weiteres zu erfassen vermag. Alles übrige wird in eingehenden Inhaltsangaben, die zugleich in den Grundgedanken des Stückes und in das Wesen der Charaktere einführen, dargelegt.

Drei Dramen endlich, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina, Maria Stuart, werden in Form von Erzählungen gegeben, in die wichtige Szenen aus diesen Dramen Schillers eingeflochten sind.

Man kann sich mit diesem Verfahren Dähnhardts recht wohl einverstanden erklären, nur hätte unseres Erachtens der Tell unbedingt ohne Verkürzung

dargeboten werden müssen. Der Raum dafür hätte sich durch stärkere Striche in den übrigen Stücken und durch Ausscheidung von Gedichten wie: Die Schlacht, Graf Eberhard der Greiner, Pegasus im Joche, Sängers Abschied, Der Handschuh, Die vier Weltalter u. a. bequem schaffen lassen. Doch muß im allgemeinen die Behandlung der Dramen als eine sehr glückliche bezeichnet werden.

Auch die Auswahl der Gedichte läßt nichts Wesentliches vermissen, doch hätte manches abstraktere Gedicht, das nur noch literargeschichtlichen Wert hat, wohl ohne Schaden wegbleiben können.

Im ganzen muß aber die Durchführung der Aufgabe, die Dähnhardt gestellt war, als eine wohlgelungene bezeichnet werden, so daß dieses schöne Buch als Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der bevorstehenden Schillerfeier am 9. Mai d. J. aufs wärmste empfohlen werden kann, namentlich auch in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Schillerausgabe des Schwäbischen Schillervereines für den 9. Mai nicht mehr zu haben ist. Schillers Werke selbst sollen vor allen Dingen an diesem Tage in einer für die Jugend geeigneten Gestalt in unser Volk aufs neue hineingebracht werden, nicht bloße Schriften über Schiller. Das ist der glückliche Grundgedanke von Dähnhardts wertvollem Buche. Und darum seien alle Schulbehörden und Schulleitungen auf dieses zu dem angegebenen Zwecke vorzüglich geeignete Werk ganz besonders aufmerksam gemacht. Druck und Ausstattung sind vornehm, wie es sich für eine Festgabe schickt. Die auf der Einbanddecke verwendete Plakette ist von Karl Seffner in Leipzig entworfen und ausgeführt.

Prof. Dr. Wychgram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen. Berlin 1905, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 159 S.

Das kleine, aber anregende und fesselnde Buch wendet sich in erster Linie an Frauen und Mädchen. Wychgram behandelt Schiller im Familien- und Freundeskreis; er gibt ein lebendiges, mit inniger Liebe gezeichnetes Bild des großen Dichters in seinen einfachen, tiefgehenden Beziehungen von Mensch zu Mensch. Die beiden folgenden Aufsätze schildern Schillers Verhältnis zu den beiden Frauen, die im Leben den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gewannen und ihm am nächsten standen, zu seiner ältesten Schwester Christophine und zu seiner Gattin Lotte. Zahlreiche Briefe und Briefstellen sind in die Darstellung reizvoll verwoben. Helene Lange behandelt Schiller und sein Verhältnis zu seiner Schwester Christophine. Es ist ihr gelungen, ein fein umrissenes Bild der innigen Verehrung zu zeichnen, mit der Christophine an dem großen Dichter hing. Unter das Bild, das sie von ihm besaß, hatte sie die Worte aus Don Carlos geschrieben:

> Du warst so reich! . . . ein ganzer Weltkreis hatte
> In deinem weiten Busen Raum. Das alles
> Ist nun dahin.

Wenn eine so feinsinnige und durch und durch vornehme Frau wie Gertrud Bäumer über Charlotte Schiller schreibt, so ist es kein Wunder, wenn ein Aufsatz von so eigenartigem Zauber entsteht wie der über Schiller und Lotte in diesem Schillergedenkbuche. Ganz reizend hat sie dargestellt, wie Lotte für Schiller im häuslichen Kreise zärtlich sorgte, wie aber auch Schiller sich nicht für zu gut gehalten habe, auch seinerseits häusliche Obliegenheiten zu übernehmen, wenn's nötig war. „Und er hatte auch Talent dafür. Er hat zweimal einen Umzug selbst besorgt, das eine Mal den von Jena nach Weimar, da Lotte an den Folgen eines schweren Nervenfiebers darniederlag, und das zweite Mal die Übersiedelung in sein eigenes Haus, als gerade seine jüngste Tochter Emilie geboren wurde." Heute, wo so viele theoretisch erstarrte Frauen Sturm gegen die Ehe laufen und das Recht auf Mutterschaft auch außer der Ehe preisen, wo so viele zu Weibern gewordene Männer fanatischer und unlogischer die sogenannten Frauenrechte verkündigen als selbst die rabiatesten Frauenrechtlerinnen, heute muß es uns ganz wunderbar angenehm berühren, von einer der hervorragendsten und geistig bedeutendsten, aber auch besonnensten und objektivsten Führerinnen der Frauenbewegung ein so anziehendes und köstliches Bild von Schillers glücklicher Ehe entworfen zu sehen. Möge dieses prächtige kleine Buch bei der Schillergedächtnisfeier recht vielen Mädchen der oberen Klassen unserer höheren Töchterschulen, aber auch unserer Volksschulen in die Hände gegeben werden!

Dr. Otto Weddigen, Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Halle a. S. Hermann Gesenius 1905. Mit 20 Abbildungen.

Der Verfasser gibt in einem ganz knappen Abriß eine Schilderung von Schillers Leben (S. 9—14) und schließt daran eine liebevolle Darstellung der Büsten und Denkmäler des großen Dichters, die zugleich in Abbildungen vorgeführt werden. Es muß das als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden. Sogar das neue zweite, von Professor Th. Bausch geschaffene Denkmal, das Stuttgart zu dem herrlichen, von Thorwaldsens Meisterhand entworfenen Standbild Schillers, welches es bereits sein eigen nennt, binnen kurzem noch hinzu erhalten soll, wird bereits in einer Abbildung dargeboten. Es soll an der Vorderseite des neu erbauten Rathauses zu Stuttgart aufgestellt werden, das im nahenden Frühjahr eingeweiht werden soll. Die prächtige kleine Schrift ist als Schillergabe für den Gedenktag am 9. Mai aufs wärmste zu empfehlen.

Schiller, herausgegeben von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, 1905. Preis geb. 1 M.

Schulrat Dr. Jonas hat zu dieser Auswahl eine vorzügliche, knappe und inhaltreiche Einleitung geschrieben. Der künstlerisch vornehme Band, der aufs wärmste empfohlen sei, enthält 24 Originalillustrationen von Franz Staffen.

Auch die Umrahmungen der einzelnen Gedichte bilden einen reizvollen Buchschmuck. Alles in allem eine Darbietung, die durch ihre ganze äußere und innere Gestalt geschmackbildend auf die Jugend wirken wird.

Seminardirektor Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig 1904, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Dürrs deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren, herausgegeben von Wilhelm Hering, Gustav vom Stein und Lic. Friedrich Michael Schiele, Bd. XI.

Richter bietet in dem vorliegenden Bande eine Auswahl aus Schillers Gedichten und Prosaschriften, die zwar zunächst für Seminaristen bestimmt ist, aber sich auch für die Jugend überhaupt eignet. Die Auswahl muß als wohlgelungen und sehr zweckentsprechend bezeichnet werden. Auf Dürrs deutsche Bibliothek in ihrer Gesamtheit komme ich in einem der nächsten Hefte zu sprechen.

Dr. Rich. Siegemund, Unser Lieblingsdichter. Dresden und Leipzig 1905, Alexander Köhler. Preis geb. 1 M.

In geschmackvoller und lebendiger Darstellung bietet der Verfasser ein für die Jugend erzähltes Leben Schillers sowie eine kurze Auswahl aus des großen Toten Dichtungen, Rätseln und Sprüchen. Das Schriftchen sei als eine wohlgeeignete Schillergabe für die Jugend nachdrücklich empfohlen; es ist auch recht geschmackvoll ausgestattet.

Friedrich Polack, Unser Schiller. Liegnitz 1905, Verlag von Karl Seyffarth. 144 S. Preis geb. 50 Pfg.

In der bekannten herzgewinnenden Weise Polacks wird das Leben Schillers erzählt. Eine kurze Charakterisierung der Werke Schillers ist in wirksamer Weise eingeflochten. Eine Auswahl von „schönen Gedanken" aus den Dramen Schillers ist mit in die Darstellung eingestreut. Nach einer Mitteilung, die mir geworden ist, soll das Büchlein bereits in 90000 Exemplaren verkauft sein, ein Zeichen für die Beliebtheit Polacks.

Max Bewer, Schillers letzte Stunden. Lebensbild in einem Akt mit einem Prolog auf Schiller. Goethe-Verlag. Laubegast bei Dresden 1905. Das Aufführungsrecht ist nur zu erwerben vom Goethe-Verlag Laubegast bei Dresden. Einzelpreis 50 Pfg. 31 S. Als Manuskript gedruckt.

Wo Schillers Gedächtnis gefeiert wird, darf auch das Festspiel nicht fehlen. Durch die vorliegende Dichtung wird der Schillertag als Trauerfeier aufgefaßt. Der sterbende Schiller im Kreise seiner Familie wird dargestellt. Das Stück übt eine tiefgehende, ergreifende Wirkung. Aus dem prächtigen Prolog seien hier die Schlußstrophen mitgeteilt:

Hoch wie eine Glocke tönet
Seine Stimme durch das Land,
Die wie Sturmwind braust und dröhnet,
Bis den Sieg das Edle fand.
Nicht nur morgen, nicht nur heute,
Ewig donnre ihr Gesang;
Freiheit sei ihr Kampfgeläute,
Menschlichkeit ihr Friedensklang.

Der der Frauen holdes Walten
Wie ein Meistersänger pries,
Der zum Vaterland zu halten
Uns mit ganzer Seele hieß —
Aus der heimatlichen Linde
Und aus Rosen webt den Kranz,
Der sich um die Schläfe winde
Liebling dir des Vaterlands.

Dresden. **Otto Lyon.**

Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Mit 14 Bildnissen nach Originalaufnahmen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1904. 387 S. gr. 8°.

Unter Martin Greifs wenig beachteten Epigrammen befindet sich eines, das eine sehr bittere Wahrheit in einem Bilde von unwiderstehlicher Komik ausspricht. Es ist „Reimwut" überschrieben und lautet:

Alles reimt jetzt in Deutschland, beschämt fast treten die Dichter
Vor das mit wachsender Lust schaffende Publikum hin.

Die trockene Bemerkung, daß die Unberufenen sich gewaltig spreizen und die Meister an die Wand drücken, läßt sich heutzutage vielleicht noch mit besserem Rechte vom poetischen auf das kritische Gebiet übertragen. Es ist in der Tat unheimlich, was jetzt zusammenrezensiert wird. Wer ein neues Buch gelesen oder einer „Erstaufführung" beigewohnt hat, fühlt im allgemeinen das Bedürfnis, wofern er orthographisch schreiben kann, seine mehr oder minder geistvollen („Geist" ist ja so billig zu haben!) Gedanken über Buch oder Stück nicht, wie das früher wohl zuweilen geschah, still seinem Tagebuch anzuvertrauen, sondern laut in die Welt hinauszzurufen. Ja, nicht zufrieden damit, die Spalten der „Blätter" unsicher gemacht und harmlose Leser gelangweilt oder verwirrt zu haben, fühlen sich solche ästhetische Seelen wohl auch noch gedrungen, ihre „Kritiken", „Essays", „Skizzen", „Studien", oder wie sonst der euphemistische Deckname für ihre kritischen Fehl- und Frühgeburten lautet, sobald sie etwas „Masse gemacht haben", sorglich zu sammeln und durch Herausgabe eines stattlichen Bandes das Publikum in Verwunderung, den betroffenen Verleger aber hinterher in Betrübnis zu setzen. Und damit ist denn dann auch trotz aller Reklame- und Koteriekünste der Lebenslauf derartiger Eintagserzeugnisse kritischer Gelüste in der Regel abgeschlossen; denn solch ein „leidenschaftlich Stammeln", das dem hastigen Zeitungsleser nicht eben sehr beschwerlich fiel und von ihm gewohnheitsmäßig verdaut wurde, nimmt in ein Buch gesammelt „sich so seltsam aus", daß der Leser trotz der blinkenden Reden nur gar zu bald den unerquicklichen Nebelwind vernimmt, „der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt". Im Ernst gesprochen, die wenigsten von denen, die Tag für Tag Kritiken und Charakteristiken schreiben, haben eine Ahnung von den künstlerischen Gesetzen, ohne die auch kein „Essay" geschaffen werden kann. Nun ist zwar die Kunst des ästhetischen Aufsatzes keine neue Erfindung, aber ihre Meister sind selten. Adolf Stern, dessen „Studien zur Literatur der Gegenwart" schon in dritter Auflage erscheinen und in dem obengenannten

Buche eine willkommene Ergänzung gefunden haben, darf den Namen eines Meisters in jedem Sinne in Anspruch nehmen. Was einst Gottfried Keller an Lessing gerühmt hat, den „unbedingten guten Willen ohne Falsch und im Feuer vergoldet", das besitzt Stern, und das ist viel, ja es ist weit mehr als es scheint; denn diese geradezu rührende Redlichkeit des Willens ist bei ihm in so hohem Maße vorhanden, daß dem gegenüber die große Menge unserer Tageskritiker erröten müßte, wenn sie das nicht längst verlernt hätte. Zu dieser Eigenschaft, die sich mit einer fast jugendlichen Wärme kundgibt, kommt ein dichterisches Aufnahme- und Auffassungsvermögen, wie es selten gefunden wird, eine bewundernswerte Sicherheit des Unterscheidens zwischen echt und unecht, ein ungetrübter Weit- und Scharfblick, der der bedeutenden Einzelerscheinung ihre Stelle im großen Werden und Walten der Literaturen zuzuweisen vermag, ein gründliches und umfassendes, auf eigener Forschung beruhendes Wissen und ein den ganzen Mann widerspiegelnder Stil, der, aller Koketterie bar, jeden hohlen Aufputz verschmähend, nicht nötig hat, „Worten nachzujagen", weil es ihm „ernst ist, was zu sagen". Es ist Stern nie darum zu tun, sich, seinen Geist und Witz oder seine Kenntnisse in vorteilhaftes Licht zu setzen, stets nur darum, der von ihm als gut erkannten Sache, der Sache der wahren, ewigen, über Mode und Cliquenwesen erhabenen Kunst, zu dienen.

Dafür, daß sich Stern, ermuntert durch den schönen Erfolg des ersten Bandes seiner „Studien", zur Herausgabe dieser „neuen Folge" entschlossen hat, werden ihm viele Dank wissen. Denn auch diese ist, wie ihr Vorläufer, „aus dem gleichen Verlangen nach großen und reinen Wirkungen poetischer Literatur, dem gleichen warmen Gefühl für schöpferische Naturen, für künstlerische Eigenart und lebendige Darstellungskraft hervorgegangen" und erreicht das erstrebte Ziel mit gleicher Sicherheit wie jener.

Ich finde es durchaus nicht überflüssig, daß der Verfasser seinen Charakteristiken von vierzehn deutschen und ausländischen Dichtern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen weiter ausholenden Aufsatz als Einleitung vorausschickt, denn er ist vortrefflich geeignet, dem Leser zu einem sicheren Standpunkt gegenüber den so vielfach verworrenen literarischen Strömungen der neuesten Zeit zu verhelfen. „Drei Revolutionen in der deutschen Literatur" des 19. Jahrhunderts, die alle die Befreiung des künstlerischen Individuums als Losung auf dem Schilde führten, die romantische, die jungdeutsche und die jüngstdeutsche, werden hier verglichen und merkwürdige Übereinstimmungen nachgewiesen. Sowohl die romantische als die jungdeutsche und die jüngstdeutsche Schule haben ihre Auflehnung gegen die bestehenden Literaturzustände auf eine bewußt und unbewußt falsche Auffassung dieser Zustände gestützt. So haben die Revolutionäre der achtziger Jahre die großen Talente, die noch fühlbar nachwirkten (wie Hebbel und Ludwig) und die wirklich schaffenden Kräfte (wie Freytag, Reuter, Keller, Storm, Raabe, K. F. Meyer) totgeschwiegen und sind gegen das Zerrbild einer Literatur, deren höchste Vertreter die Backfischlyriker und die Gartenlaubenerzählerinnen, die Lindau und Blumenthal, die Wolff, Ebers

und Dahn waren, Sturm gelaufen, obwohl über deren wirklichen Wert oder Unwert kein wahrer Kenner im unklaren war. Ferner ist jenen Bewegungen gemeinsam der maßlose Anspruch, die eigentliche Poesie erst von sich aus zu datieren, das Bestreben, die bisherige poetische Entwickelung als eine untergeordnete Vorstufe erscheinen zu lassen, endlich die Tatsache, daß das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel nach Verlauf eines Jahrzehntes den Blicken ganz entschwunden ist und einem völlig verschiedenartigen Platz gemacht hat. So ist an die Stelle des hitzigen Naturalismus, mit dem Jüngstdeutschland dreinfuhr, die symbolistische Schule in den Vordergrund getreten. Auch wird als gemeinsames Kennzeichen literarischer Revolutionen die leidenschaftliche Feindseligkeit gegen eine hervorragende Gestalt aus dem Kreise der Gegner nachgewiesen. So mußte Paul Heyse bei den Modernen die Rolle übernehmen, die die spätere Romantik Goethe, das junge Deutschland Tieck zuteilten. Nach alledem kommt Stern zu dem Schlusse, daß keine wahrhafte Kritik, der es um die Dichtung oder Kunst ernst ist, den Fanatismus einer revolutionären Literatur- oder Kunstpartei teilen darf. Anderseits aber wahrt er sich selbst dem wilden Treiben der Umstürzler gegenüber volle Unbefangenheit. Er ist freimütig genug, anzuerkennen, daß die moderne Bewegung in bezug auf das Walten des künstlerischen Geistes ein weit besseres Bild als die jungdeutsche gewährt. Er hebt nachdrücklich hervor, daß das, was eine jede der Revolutionen erstrebt und bevorzugt, im innersten Wesen zu verschieden ist und darum verschiedene Würdigung fordert. Endlich verkennt er nicht die wirklichen Leistungen und den Gewinn, den die Literatur aus den revolutionären Bewegungen gezogen hat, und stellt z. B. nicht in Abrede, daß „die entschlossenen Zustandsschilderungen und der Wahrheitsfanatismus unserer Naturalisten den Sinn aller wirklichen Talente für die Natur gestärkt und das Gewissen gegen die Sünden der leblosen Überlieferung geschärft haben".

Die Rücksicht auf den Raum verbietet, dem Inhalte der nun folgenden Charakteristiken in ähnlicher Weise wie dem dieses bedeutenden Aufsatzes nachzugehen. Bekundet dieser aber den umsichtigen und scharfblickenden Historiker, so tritt in jenen der Meister des ästhetischen Feingefühls und der lebensvollen Bildniszeichnung glänzend hervor. Die erste Abhandlung schildert den großen Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, den tiefernsten Künstler mit dem schwerflüssigen Naturell und der scharfgeprägten Sonderart. Die zweite, die umfangreichste und vollendetste des ganzen Buches, folgt der langen dichterischen Laufbahn Paul Heyses mit liebevoller, aber völlig unbefangener Betrachtung, gleichweit entfernt von der einst beliebten Vergötterung wie von der später Mode werdenden schnöden Herabziehung. Sinnvoll werden am Schlusse Heyses eigene Verse auf ihn angewendet:

. . . „Er diente dem Gott, der ihm der wahre geschienen.
Sag', was kann ein Sterblicher mehr? Drum mag es auch mir nun,
Den zu anderen Glauben das Herz hindrängte, vergönnt sein,
Meinen Göttern getreu hinfort mein Wesen zu treiben,
Wie ich muß und vermag."

Eine geistreiche Skizze gilt ferner der lebensvollen Dichternatur des immer noch zu wenig gekannten Wilhelm Hertz, der uns den prachtvollen „Bruder Rausch“ und die herrliche Nachdichtung von Gottfrieds „Tristan und Isolde“ schenkte; ausführlicher zeichnet der nächste Aufsatz das anheimelnde Bildnis von Frau Marie v. Ebner-Eschenbach, der „größten deutschen Dichterin des jüngsten Menschenalters“. Der minder starken, aber nicht minder liebenswerten und echten Persönlichkeit eines anderen Deutsch-Österreichers, des trefflichen Ferdinand v. Saar, wird eine warm empfundene und gerecht abwägende Würdigung zuteil, und das Herz geht einem auf bei dem mit besonders lebhaften Farben gemalten Bilde des köstlichen Hans Hoffmann, eines von denen, die nie dem Baal geopfert haben; freilich war es auch eine besonders dankbare Aufgabe, den Prachtmenschen mit seinem tiefen Humor, seiner heiteren Selbstironie, seinem goldechten Dichterherzen zu schildern. Die Reihe der deutschen Dichter schließen zwei Vertreter der „Moderne“ und zwar zwei der allerbesten. Es ist hocherfreulich zu sehen, mit welcher Unbefangenheit Stern dem so oft ganz falsch beurteilten Max Halbe und dem von der Nation noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten leider allzu früh verstorbenen Wilhelm v. Polenz gerecht wird. Die letzten Bogen bringen endlich noch einige hervorragende Ausländer zur Geltung, nämlich Turgenjew, die beiden Goncourt, Guy de Maupassant, Giovanni Verga, Sophus Bauditz und August Strindberg.

Indem ich auf den Anspruch verzichte, mit diesen flüchtigen Andeutungen von der geistigen Leistung, die das ganze Werk, vollends zusammen mit dem ersten Bande, bedeutet, eine Vorstellung zu geben, bleibt mir nur übrig, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen. Meiner Überzeugung nach können an innerem Gehalt und Wert, wie an Vollendung der Form nicht viele in seinem Gebiete sich mit ihm messen. Es wäre überflüssig, einem solchen Werke, das für sich selber spricht und ohne Zweifel zu denen, die bleiben werden, gehört, eine besondere Empfehlung mit auf den Weg geben zu wollen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben und eingeleitet von August Sauer. 654 S. Preis 8,40 M. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1901.

Zu einer richtigen Würdigung der Arbeit von Sauer kann die Kritik nur gelangen, wenn sie sich bewußt bleibt, daß der Verfasser bei der eigenartigen Aufgabe, deren Lösung er sich in seinem Sammelwerke gestellt hat, die Gedichte unmöglich nach dem ästhetischen Standpunkt, nicht einmal in erster Linie, vielmehr nach dem kulturhistorischen auswählen durfte. Wer sich die Mühe nimmt, nicht nur bei den Riesen des Waldes, sondern auch bei dem niederen Gestrüpp zu verweilen, wird bald innewerden, daß der ganze vielstimmige Chorus der deutschen Poeten zu Worte kommen mußte, wenn das Bild der sanges-

freudigsten Zeit unserer neueren Kultur in satten Farben ausgeführt erscheinen sollte. Alle dichterischen Generationen des zu Ende gehenden Jahrhunderts beteiligten sich an der poetischen Begrüßung des neuen. Den meisten Platz nehmen selbstverständlich die Lyriker ein; von den Großen ist Schiller, in dessen Gedichten, z. B. in den Künstlern, im Prolog zum Wallenstein, sich schon frühe eine Anspielung auf das Jahrhundertende befindet, mit dem Bruchstücke eines geplanten Säkulargedichtes (S. 189 flg.) vertreten; an zweiter Stelle steht das Dramatische, darunter Paläophron und Neoterpe von Goethe. Eine Anzahl der Säkulardichter nimmt an dem Terminstreit, der eine reiche Literatur hervorrief, lebhaften Anteil, ob das neue Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800, wie C. Fr. Gauß wollte, oder erst mit dem 1. Januar 1801 beginne, welch letzteren Standpunkt der Physiker Lichtenberg, dem sich die Astronomen anschlossen, vertrat. In bezug auf die Wertschätzung erscheint den Säkulardichtern das vergangene Jahrhundert als das „große", und die Hoffnung auf ewigen Frieden und die Sehnsucht nach der Rückkehr des goldenen Zeitalters bilden die Grundmotive, die in mehr oder weniger deutlicher Weise in fast allen Gedichten zum Ausdruck gelangen. Während von älteren Jahrhundertfeiern nur sehr dürftige Nachrichten vorliegen, bietet Sauer von dieser Wende eine, wenn auch selbstverständlich nicht erschöpfende, jedoch sehr reichhaltige Sammlung, die hoffentlich zu ähnlichen Arbeiten kulturhistorischer Bedeutung bei künftigen Jahrhundertwenden Anlaß gibt.

Dresden. **H. Unbescheid.**

Otto von Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen. Mit 9 Übersichtskärtchen. 138 S. geh. 1 M., geb. 1,25 M. Leipzig, Teubner, 1904.

Öffentliche Vorträge, die der Kommandeur der Kriegsschule in Kassel, Major von Sothen, im Winter 1903/04 in Hamburg gehalten hat, erscheinen hier gekürzt auf Ersuchen des Teubnerschen Verlags als 59. Bändchen der vortrefflichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Für den nicht im Besitze ausführlicher Schlachtpläne befindlichen Leser wird die Brauchbarkeit wesentlicher Teile des Bändchens durch die beigegebenen 9 Übersichtskärtchen bedingt, die sich durch ihre Klarheit vorteilhaft auszeichnen. Der zweite, vierte und fünfte Vortrag sind nämlich der Kriegführung Napoleons I. und Moltkes gewidmet und behandeln die Operationen und Kämpfe von Jena, Königgrätz und Sedan, während der erste, dritte und sechste Vortrag Darstellungen der preußischen, bzw. der deutschen Armee und ihres Offizierkorps im Jahre 1806, nach den Befreiungskriegen und nach 1870 sind. Dabei enthält der dritte Vortrag noch eine Betrachtung der Reorganisation von 1860, der letzte einen an die neueste militärische Sensations-Belletristik angeknüpften Ausblick in die Zukunft des deutschen Heeres.

Die Vorträge zeichnen sich sämtlich durch vollkommene Sachlichkeit, fachmännische Umsicht und klare Anschaulichkeit aus; es gereicht ihnen zum Vorteil,

daß der Ton des Vortrags ihnen gewahrt geblieben ist. Mehrfach werden, besonders in den Vorträgen über die preußische Armee, überlieferte Vorstellungen und darauf beruhende schiefe Urteile berichtigt, so das ungünstige Urteil über das preußische Offizierkorps von 1806, das „besser war als sein Ruf" (S. 21); denn „die Offiziere von Jena und Auerstedt waren auch die von Leipzig und Belle-Alliance" (S. 20); Blücher, Tauentzien, York, Kleist, Bülow, die ruhmgekrönten Führer von 1813, befanden sich schon 1806 sämtlich in höheren Stellungen. Ebenso „haben unsere sämtlichen höheren Führer von 1866 und 1870 bereits der Armee Friedrich Wilhelms III. angehört. Ihre Lehrjahre fallen in jene stille Zeit von 1815—1840", auf die als „steifleinene" mitleidig und von oben herab zu blicken man unrecht tut (S. 58).

Die Besprechung der Moltkeschen Krieg- und Schlachtenführung leitet der Verfasser treffend mit dem Hinweis darauf ein, daß ihre Abweichungen von der Napoleonischen hauptsächlich aus der modernen Kulturentwickelung (Eisenbahnen, Telegraphen, Straßennetz!) sich ergeben, und kommt so zu dem überaus klaren und einfachen Satze: „Napoleon vereinigte seine Streitkräfte vor, Moltke in der Schlacht" (S. 61). Dazu kommt freilich noch ein anderer Unterschied von ausschlaggebender Bedeutung: Moltke durfte die Einzelheiten der Ausführung seines strategischen Planes der Einsicht und der Selbsttätigkeit der Armeeführer überlassen; das bekannteste Beispiel dafür ist der Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1870 zum Vormarsch seiner Truppen nach La Moncelle, der fünf Stunden später im Auftrag des Königs Wilhelm vom Hauptquartier aus von ihm gefordert wurde. Leider ist gerade das S. 108 von Sothen nicht genügend deutlich gemacht. Sehr richtig heißt es nun S. 77: „So hatte Napoleon mit seinen Marschällen nicht verfahren können", womit man S. 28 vergleiche: „. . . seine nur zur strikten Ausführung der kaiserlichen Befehle erzogenen Unterführer versagten trotz aller Routine, sobald sie auf sich selbst gestellt waren. Seine Marschälle haben Napoleon ruiniert, und sein geistiges Erbe ging auf die preußische Armee über." Ein ebenso großartiges Zeugnis der Selbsttätigkeit deutscher Heerführer bilden die Maßregeln des Prinzen Friedrich Karl am Nachmittag des 2. Juli 1866, durch die er auf eigene Verantwortung die entscheidende Schlacht des nächsten Tages herbeiführte. Auch hier sagt der Verfasser mit Recht: „Welcher Napoleonische Marschall würde wohl selbständig einen so folgenschweren Entschluß auf sich genommen haben?" (S. 80.)

Einen Fehler wird dem sachkundigen Verfasser in seinen Darstellungen der Kriegsvorgänge schwerlich jemand nachweisen können, doch ist es mindestens eine Ungerechtigkeit gegen die Sachsen, wenn er bei der Besprechung der Schlacht von Königgrätz von dem „Rückzug der allmählich zu einer formlosen Masse zerfließenden österreichisch-sächsischen Heereskörper" spricht (S. 87). Der Rückzug der Sachsen unter Kronprinz Albert erfolgte vielmehr bekanntlich in musterhafter Ordnung.

Aus den Ausführungen über das deutsche Heer seit 1870/71 ist hervorzuheben, daß der Verfasser die Vorzüge der dreijährigen Dienstzeit für die Disziplin nicht verkennt und gleichwohl in der neuen Einrichtung einen großen Fortschritt gegen die Zustände vor 1893 erblickt (S. 117). Das neue Exerzierreglement Kaiser Wilhelms II. für die Infanterie aus dem Jahre 1888 nennt er „ein würdiges Gegenstück zu dem Scharnhorstischen Reglement von 1812" (S. 120).

Auf den letzten Seiten des Bändchens nimmt der Verfasser Stellung zu den neuesten Erscheinungen der belletristischen Militärliteratur, besonders zu dem Bühnenstück „Rosenmontag", gegen dessen Bezeichnung als „Offizierstragödie", wenn sie typisch gedeutet sein will, er im Namen des deutschen Offizierkorps Verwahrung einlegt, und zu dem Tendenzroman „Jena oder Sedan?", von dem es sehr treffend heißt: „Mit solchen Romanen wird nichts, aber sicherlich gar nichts gebessert. Sie schaffen dem Volke Beunruhigung, den unreifen Elementen im Heere Unzufriedenheit und besorgen — einerlei, ob bona oder mala fide — die Geschäfte der Sozialdemokratie" (S. 136 flg.). Hiernach beschließt der Verfasser seine ebenso lehrreichen als fesselnden Darlegungen mit dem Ausdruck vollen Vertrauens in die Tüchtigkeit des ruhmreichen deutschen Heeres, das auch wir von ganzem Herzen teilen, und zu dem doch wahrlich auch seine gegenwärtige Bewährung in überaus schwieriger Aufgabe in reichem Maße berechtigt. Dem Teubnerschen Verlage gebührt ein besonderer Dank für das Verdienst, diese vorzüglichen Vorträge den weitesten Kreisen dauernd und billig zugänglich gemacht zu haben.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

I. Evers, M., Direktor, und Walz, H., Professor am Gymnasium zu Barmen, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland. Fünfter Teil: Obertertia. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902. VIII u. 332 S.

II. Hofmann, Fritz, Dr., Oberlehrer an der städtischen Realschule zu Köpenick. Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. I. Teil: Sexta bis Quarta. Zugleich 3. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. VIII u. 107 S. II. Teil: Untertertia bis Untersekunda. VII u. 88 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902.

Die Verfasser beider recht empfehlenswerten Werke haben die bisher erprobten leitenden Gesichtspunkte und Grundsätze ihrer Vorbilder zwar beibehalten, aber doch, und zwar namentlich Evers und Walz, so viele neue Gesichtspunkte in der Auswahl und Anordnung des schon so mannigfach bearbeiteten Unterrichtsstoffes aufgestellt, daß man ihre Lehrbücher nicht selten als gänzliche Umarbeitungen, wie sie allerdings durch die Bestimmungen der

neuesten Lehrordnungen und die Regeln unserer heutigen Orthographie unbedingt geboten waren, betrachten kann.

I. enthält in 6 Gruppen zunächst einige altberühmte, in neuester Zeit aber nicht allzuhäufig in ähnlichen Büchern anzutreffende Erzählungen von Immermann (Aus Westfalen: Der Oberhof und Der Hofschulze; für Westdeutschland ganz besonders wichtig), Eichendorff, Seume, Nettelbeck, Jacobs und Auerbach, dann der Reihe nach, den jüngst ergangenen amtlichen Vorschriften gemäß, Literaturgeschichtliches in trefflicher Auswahl aus Lessings, Goethes, Schillers und Uhlands Leben, Geschichtliches von der Zeit der olympischen Spiele an bis Friedrich Wilhelm I., Naturgeschichtliches, Aus der Länder- und Völkerkunde und kleine Abhandlungen, Gespräche und Briefe. Unter letzteren befinden sich z. B. der Brief von Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes, zwei Briefe Schillers vom April 1796 und Mai 1802 an seine Schwester Christophine Reinwald, der bekannte Brief der Königin Luise an ihren Vater vom Jahre 1808 über die politischen Zustände und namentlich die Eigenschaften ihrer Kinder, sowie Kaiser Wilhelms I. Schreiben an die deutschen Fürsten vom 14. Januar 1871. Die Auswahl aus Gustav Freytags „Bildern" ist für Obertertia recht wohl geeignet und nicht zu schwer, wie denn auch sein Roman „Soll und Haben" tatsächlich von Aufsichtsbehörden zur Anschaffung für die Schülerlesebibliothek dieser Klasse empfohlen ist.

Im poetischen Teile sind mit Recht vorzugsweise Goethe, Schiller und Uhland, aber auch Lenau, Gerok, Geibel, Fontane, v. Wildenbruch u. a. berücksichtigt, und zwar, was nur zu loben sein dürfte, in chronologischer Reihenfolge der Gedichte, nicht, wie sonst vielfach üblich, nach sachlichen Gesichtspunkten.

Der beigefügte Anhang, welcher kurze, aber völlig ausreichende Mitteilungen über Leben und Entwickelungsgang der behandelten Dichter, die Dichtungsarten und poetischen Formen enthält, erhöht die Brauchbarkeit der Arbeit nicht unwesentlich.

II. Ist im ersten Teile hervorgegangen aus Wüsekes Grundzügen der deutschen Grammatik, Leipzig, B. G. Teubner 1902, bietet aber vielfache Abweichungen von diesem Buch, namentlich hinsichtlich der Formenlehre, die bei weitem ausführlicher und mit besonderer Rücksicht auf Realanstalten von Hofmann bearbeitet ist, und der Beispiele, die vorwiegend den Schülern bekannten Gedichten entstammen. Auch ist die Behandlung der Orthographie, und zwar der neuesten, hinzugefügt, indem bei Sexta die wichtigsten Regeln über die Schreibung deutscher Erbwörter und bei den beiden folgenden Klassen die über die Fremdwörter mitgeteilt werden. Dies geschieht bei Quinta unter Zugrundelegung der konsonantischen Laute, bei Quarta unter Berücksichtigung der vokalischen, deren Besprechung, wie Verfasser richtig erkannt hat, meist den Hinweis auf das Französische nötig macht.

Genauer als bei Wüseke ist auch die Interpunktionslehre dargestellt, die sich in Verbindung mit den grammatischen Regeln durch alle drei untere Klassen hinzieht. Volle Beachtung verdient endlich der Anhang, welcher ein

alphabetisches Verzeichnis wichtiger Fremdwörter bzw. Lehnwörter nebst ihrer Verdeutschung oder Erklärung bietet.

Im zweiten Teile, der ursprünglich als Programmarbeit des Verfassers und als Sonderabdruck davon unter dem Titel: „Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht an den Mittelklassen höherer Lehranstalten", Ostern 1901 bei B. G. Teubner erschienen ist, ist besonders wichtig der neu hinzugekommene Abschnitt über Schwierigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs. Recht gelungen sind endlich die Abschnitte aus der Literaturgeschichte, wenig verändert die über Metrik, Poetik und Stilistik.

Die Begriffe der Aposiopesis und Metonymie versteht ein Schüler der obersten Klasse einer Realschule sehr wohl.

Sachliche Versehen oder Unebenheiten im Ausdruck haben wir nirgends gefunden.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 26. Jahrg. 1905. Nr. 1. Inhalt: Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Besprochen von Hermann. — Lohmeyer, Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung. Besprochen von Ehrismann. — Vogt, Die Wortwiederholung, ein Stilmittel im Ortnit und Wolfdietrich. Besprochen von Behaghel. — Sandbach, The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. Besprochen von Panzer. — Hügli, Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Besprochen von Brenner.

Modern Philology. Vol. II. Nr. 2. Oktober 1904. Inhalt: Richard M. Meyer, Die Audienz beim Fürsten. Geschichte eines literarischen Motivs.

Finkenblätter. 7. Jahrg. Nr. 52. Inhalt: Höhere Schule und Erziehung. Von Dr. Johannes Binder.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 1. Heft. Inhalt: Erfundenes und Überliefertes bei Homer. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Die Schicksale des Hellenismus in der bildenden Kunst. (Mit einer Tafel und vier Abbildungen im Text.) Von Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski in Graz. — Antike und moderne Totengebräuche. Von Oberlehrer Dr. Ernst Samter in Berlin. — Lebenswahrheit dichterischer Gestalten. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — Bismarck und Lassalle. Von Gymnasialdirektor Prof. Emil Stutzer in Görlitz. — Pädagogische Prüfungsarbeiten. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Münch in Berlin. — Wie mildert man die Furcht vor dem Extemporale? Von Gymnasialoberlehrer Dr. Richard Pappritz in Frankfurt a. M. — Die Weckung des historischen Sinnes bei den Schülern der höheren Lehranstalten. Von Prof. Dr. Wilhelm Soltau in Zabern.

Monatschrift für höhere Schulen. IV. Jahrg. 2. Heft, Februar. Inhalt: Was kann geschehen, um den Gymnasialstudien auf der oberen Stufe eine freiere Gestalt zu geben? Von Prof. Dr. Fr. Paulsen an der Universität Berlin. — „Der Bildungsrückschritt." Von Geh. Oberregierungsrat Dr. A. Matthias in Berlin. — Die Abiturientenarbeiten vor hundert Jahren. Von Direktor Prof. Dr. R. Mücke in Ilfeld.

Antiquitäten-Rundschau. Zeitschrift für Museen, Sammler und Antiquare. III. Jahrg. Heft 1, 1. Januar 1905. Schiller-Nummer.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Aufruf an alle guten Deutschen. — Deutsches aus Amerika Von O. Streicher. — Wacker! Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Verdienter Spott. Von Pfarrer Eduard Blocher. — O diese Fremdwörter! Von Wilh. Strecker. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr 2. Inhalt: Ein Kriegsmann und Sprachfreund aus dem Dreißigjährigen Kriege. Von Dr. J. Ernst Wülfing. — Goethes Verhältnis zu den Fremdwörtern nach den Neubearbeitungen seiner Werke. II. Von Prof. Dr. Th. Matthias. — Zum Gebrauch von dessen und deren. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel. — Urteil eines Philosophen über den Gebrauch der Fremdwörter. Von Dr. Adolf Richter. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band, Heft 1. Inhalt: Richard Förster, Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit. — Paul Besson, Heines Beziehungen zu Victor Hugo.

Archiv für Kulturgeschichte. 3. Band, Heft 1. Inhalt: Struwwelpeter. Von Universitätsprofessor Dr. Rich. M. Meyer in Berlin. — Flavius Wilhelmus Raimundus Mithridates. Der erste fahrende Kölner Hebraist und Humanist. Von Universitätsprofessor Dr. G. Bauch in Breslau. — Zur Geschichte der Liebe als Krankheit. Von Dozent Dr. Hjalmar Crohns in Helsingfors.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIII, Heft 1. Inhalt: Dr. Chr. Gruber, Zum Gedächtnis Friedrich Ratzels. — Fr. Ulm, Der Zeichenunterricht als Träger der Kunstbildung.

Neu erschienene Bücher.

Robertino, Zur Kurzweil. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend in Poesie und Prosa. Stuttgart, Strecker u. Schröder. 1904. 59 S.

H. Stelling, Aus Bismarcks Familienbriefen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1905. 152 S.

Dr. J. Loewenberg, Detlev von Liliencron. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 31 S.

Johannes Meyer, Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Rechtschreibung. 6. verb. Aufl. Leipzig, Dürr. 1905. 281 S.

Fr. Ortwirth, Kleine deutsche Grammatik. I. Teil: Wortlehre. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1904. 145 S.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 31 S.

Fr. Rich. Schiele, Deutscher Glaube. Leipzig, Dürr. 1905. 160 S.

Dr. Richard Hennig, Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 247 S.

Dr. J. Loewenberg, Deutsche Dichterabende. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 198 S.

Auswahl aus den Kleinen Schriften Jakob Grimms. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 286 S.

Prof. Dr. Richard Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 128 S.

Ludwig Löser, Herostrat von Ephesus. Tragödie. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1904. 96 S.

R. Günther, Deutsche Lautlehre und Sprachgeschichte für Lehrerseminare. 5. Aufl. Leipzig, Dürr. 1905. 132 S.

Dr. Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller. Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Leipzig, Dürr. 1905. 396 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.



Nach einer Federzeichnung von Karl Bauer

zu seiner im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienenen farbigen Künstlersteinzeichnung

Zu Adolf Sterns siebzigstem Geburtstag.

Von **Gotthold Klee** in Bautzen.

Fast unwahrscheinlich möcht' es uns dünken, daß der Mann, der ungebeugten Hauptes und frischen Geistes im Amte wie im Verkehr mit Freunden, Schülern und Kollegen die Macht seiner Persönlichkeit noch täglich erprobt, der mit unverminderter Kraft und Lust eine reiche Gabe nach der anderen auf unsere Büchertische legt, am 14. Juni dieses Jahres den Lebensabschnitt beginnt, dem der Volksreim und der Sprachgebrauch mit gutem Fug den Namen des Greisenalters beigelegt hat. Und doch ist es so. Der 14. Juni wird eine auserlesene, froh bewegte Schar um Adolf Stern in herzlichem Vereine versammeln; und es wird voraussichtlich keine kleine Schar sein, und keinen darunter wird ein Zweifel anwandeln, warum er diesen Tag mitfeiert.

Aber es leben Tausende, die den Gefeierten nur aus seinen Schriften kennen, und auch für solche möchte hinreichender Anlaß vorliegen, am Mittwoch der diesjährigen Pfingstwoche des seltenen Mannes zu gedenken, der als Gelehrter wie als Dichter auf Ehrerbietung, Liebe und Dankbarkeit gleiches Anrecht hat. Auch diesen Blättern, die von Anfang an keineswegs nur der unterrichtlichen Praxis und der fachwissenschaftlichen Belehrung dienen wollten, die allzeit eine gern geöffnete Stätte für allgemeinere Bildung des Geistes gewesen sind, ziemt es zu bezeugen, daß Adolf Sterns Verdienste an seinem Ehrentage vom deutschen Lehrerstande warm und verständnisvoll empfunden werden.

Es ist doch ein seltenes und köstliches Ding, zurückblicken zu dürfen auf ein Leben voll des reinsten menschlichen Willens, voll stiller begeisterter Arbeit, voll unerschütterten Glaubens an echte Kunst und Wissenschaft, voll redlichster Hingabe an die ewigen Ideale inmitten des Sturmes und Kampfes der Meinungen, auf ein Leben, das reiche Frucht getragen hat im Reich der Geister, wenn auch das Volk, dem dies Leben geweiht war, den vollen Dank dafür noch schuldig blieb. Es ist ja Zeit — freilich hohe Zeit — diesen Dank noch voll zu zahlen: noch weilt ja der Dichter und Gelehrte, der nun ins achte Jahrzehnt des Lebens tritt, in ungeschwächter Kraft des

Strebens und Schaffens unter uns, noch erglüht seine Wange so jugendlich wie vor fünfzig Jahren im festen Glauben an das Gute, Wahre und Schöne.

Nur in kurzen Worten soll hier heute an den Gelehrten Stern erinnert werden, zumal sich erst vor wenigen Wochen bei der Anzeige seiner neuen „Studien zur Literatur der Gegenwart" Gelegenheit bot, ihm gerecht zu werden. Zudem steht Sterns Ruf als eines Meisters der Literaturgeschichte schon lange fest: mit der vorzüglichen Ausgabe der Werke Körners, Otto Ludwigs und einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen (wir erinnern nur an die aufschlußreichen Arbeiten über den Dichter der Insel Felsenburg, über den Untergang des alten englischen Theaters, über Körners Vater und an seine zahlreichen Beiträge zur Goethephilologie) hat er sich in der „Zunft" einen hochgeachteten Namen erworben; auf breite Kreise aber erstreckt sich seine Wirksamkeit in seinen großangelegten, weitumfassenden Werken „Geschichte der neuen Literatur" und „Geschichte der Weltliteratur". Hier bewähren sich alle Eigenschaften des echten Historikers: erstaunliches Wissen, sichere Methode, klares, unbeirrtes Urteil, hoher geschichtlicher Standpunkt, vornehme und anmutige Darstellung. Besonderen Dank hat man es ferner Adolf Stern gewußt, daß er in den beiden Bänden „Studien" und in der vortrefflichen Fortsetzung zu Vilmars altbekanntem Buche, der soeben in 5. Auflage erschienenen „Deutschen Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart", dem vielumstrittenen Gebiete des zeitgenössischen Schrifttums seine reife und feinfühlige ästhetische Erkenntnis zugute kommen ließ. Und ebensowenig sind die Verdienste ungewürdigt geblieben, die er sich um Anerkennung und Verständnis Hebbels, Otto Ludwigs, Gottfried Kellers u. a. erworben hat zu einer Zeit, da das Publikum verständnislos, die tonangebende Kritik oft sogar feindselig diesen Großen gegenüberstand. Seine Biographie Otto Ludwigs insbesondere gilt mit Recht für das Muster einer schlichtsachlichen und zugleich tiefeindringenden Beschreibung eines Dichterlebens. Der Erfolg der meisten dieser Schriften beweist am besten, daß Stern, der alle kleinlichen Reizmittelchen verschmäht und sich nie einer Clique angeschlossen hat, durch seine gediegene Kunst der Darstellung auch die Gleichgültigkeit des großen Publikums zu überwinden vermag. Töricht aber ist ganz gewiß der Tadel eines ungenannten Kritikers, daß der Verfasser für einen Literarhistoriker „zu viel Dichter" sei. Nein, gerade weil Stern selbst ein echter Dichter ist, besitzt er die Feinfühligkeit in besonders hohem Grade, die dem wahren Ästheten eigen sein muß.

Ist nun wohl die Zeit gekommen, da man dem hochverdienten, selbstlosen Manne, der zu stolz bescheiden ist, in irgendeinem seiner Bücher,

sooft dazu Gelegenheit und Grund wäre, seiner poetischen Tätigkeit nur mit einem Worte zu erwähnen, der sein ganzes langes Leben hindurch das Gute in jeder Gestalt zu erkennen und zu rühmen bereit war, seinerseits als Dichter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wird? Seit einigen Jahren mehren sich die Anzeichen, die dafür sprechen, in erfreulicher Weise. Wenigstens, daß Stern einer unserer vortrefflichsten Novellisten ist, wird endlich in weiten Kreisen anerkannt.

In der Tat tritt die Vereinigung der Eigenschaften, die den wahren Poeten machen, in Sterns Novellen wohl am herrlichsten hervor. Er hat sich mit ihnen ohne Zweifel unseren ersten Erzählern selbständig und ebenbürtig an die Seite gestellt. Man bewundert nicht nur des Dichters Formvollendung, Stimmungsreichtum, Gestaltungskraft und Darstellungskunst; man fühlt sich auch innig ergriffen durch das warme Mitempfinden, das gesund und tief fühlende Herz, das diesen Dichtungen das eigentliche innere Leben verleiht. Oder wäre es möglich, z. B. jene mit unvergleichlicher Zartheit ausgeführte Seelenschilderung „Der Pate des Todes“ oder jene herrliche Mischung erquickenden Humors und herzlichen Ernstes „Das Weihnachtsoratorium“ ohne den wärmsten Anteil zu lesen? Könnte ein Leser, der jene grandiosen Gemälde auf geschichtlichem Hintergrunde wie „Die Flut des Lebens“, „Vor Leyden“ „Die Wiedertäufer“, „Violanda Robustella“ u. a. kennen gelernt hat, jemals die meisterhaft umrissenen Menschengestalten, die wundervoll abgestimmte Landschaft, die Fülle glühender und leuchtender Farbenpracht und den tief menschlichen Vollgehalt vergessen, die diese Erzählungen den großen Mustern der ganzen Gattung anreihen? Fast überall findet man in Sterns Novellen feine und kraftvolle Charakteristik, wirkungsvoll spannenden Aufbau, Anschaulichkeit und Stimmungsfülle.

Was von diesen kleinen Meisterstücken gilt, daß sie nicht nur fesseln, ergreifen und rühren, daß ihnen auch eine erhebende, reinigende Kraft innewohnt, das läßt sich nun auch von Sterns besten Romanen sagen, die leider noch viel zu wenig nach Gebühr anerkannt und gelesen werden. Nur einer von ihnen hat es zu drei Auflagen gebracht, die große historische Erzählung „Die letzten Humanisten“, und selbst von diesem bedeutenden und durch und durch fesselnden Buche ist seit 1889 keine neue Ausgabe nötig geworden. Worin das Werk sich von den sogenannten Professorenromanen himmelweit unterscheidet, das ist der Umstand, daß nicht die Gelehrsamkeit, sondern Herz und Phantasie es geschaffen hat. Es ist unmöglich hier eine eingehende Würdigung dieser schönen Dichtung zu geben; nur so viel sei bemerkt, daß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts am Strande von Rügen spielende Handlung, die den damals ganz Deutschland schädigenden Kampf der verknöcherten Orthodoxie gegen die freiere Weltanschauung des Humanismus

widerspiegelt, vom Anfang bis zum fast dramatisch packenden Ende den Leser in ununterbrochener Spannung hält, daß die Charakteristik der Hauptpersonen, besonders des alten Magisters Theodosius Corvinus und des unglücklichen Pfarrers, in ihrer mannigfaltigen Abstufung mit der größten Feinheit durchgeführt ist und daß das kulturgeschichtliche Element überall hinter dem poetisch menschlichen zurücktritt. Auf einen zweiten historischen Roman unsers Dichters, der den Schöpfer der „Lusiaden", den großen Portugiesen Camoens zum Helden hat, genüge der einfache Hinweis. Niemand, der diesen „Camoens" gelesen hat, wird in Abrede stellen, daß er ein tief empfundenes, an ergreifenden Einzelheiten und prachtvollen Schilderungen reiches Dichterwerk ist, wenn hier auch vielleicht der menschliche Anteil am tragischen Geschick des unglücklichen Poeten stellenweise von dem bewundernden Erstaunen über das virtuose Geschick, mit dem Stern uns fremdartige Zustände und Örtlichkeiten vorzaubert, überwogen wird. Als die größte Leistung Sterns auf dem Gebiete des Romans erscheint dem Verfasser dieser Zeilen doch der 1882 erschienene zweibändige Zeitroman „Ohne Ideale". Ein Zeitroman, der immer zeitgemäß bleiben wird; denn was der Dichter in diesem tiefen Werke mittels einer Reihe buntfarbiger, reichbewegter Bilder in packender Lebenswahrheit uns vorführt, das ist, um mit einem einsichtigen Beurteiler zu reden, „der Kampf zwischen einer Weltanschauung, die Leben und Streben noch höheren sittlichen Idealen unterordnet, und dem kaltsinnigen, rein egoistischen Materialismus, der alle jene idealen Leitsterne für überlebt und lächerlich erklärt und sich nur vom eigenen Vorteil im Tun und Handeln leiten läßt". Erwägt man die psychologische Meisterschaft, mit der die Charaktere, vom edlen Baumeister Erich Franken und der lieblichen Felicitas von Herther bis herab zum eitlen Klaviervirtuosen Arsakoff und dem kaltberechnenden Doktor Lohmer, entwickelt werden, die Anschaulichkeit der Schilderungen von der strahlenden Farbenpracht des Lago Maggiore bis zur erschütternden Katastrophe des Grubenunglückes, und den Reichtum an fesselnden Einzelzügen und reifen Gedanken, und erfährt man dann, daß dieser Roman niemals eine zweite Auflage erlebt hat, so steht man vor einem Rätsel, dessen Lösung aber nicht im Dichter, sondern im lieben deutschen Publikum liegt. Ja, wäre das Buch — was allerdings bei seiner durch und durch deutschen Eigenart undenkbar ist — in Frankreich erschienen, es hätte sofort ein paar Übersetzer in Nahrung gesetzt und die Verleger, vor allem aber den Dichter reich gemacht. Zum Beweise, daß wir nicht übertreiben, möge hier wenigstens das Urteil eines berufenen Richters, der nicht leicht ein Wort zu viel sagte, stehen. Gottfried Keller schreibt: „Die erste Lektüre des »Ohne Ideale« war mir ein ununterbrochener, seltsamer, aus stofflichem und formalem Interesse gemischter

Genuß, der auf der durchsichtigen, glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei allen idealen Tendenzen einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Die Komposition gipfelt aufs beste in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleute Felicitas und Erich vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert: während sich Felicitas in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung."

Wie diese reifen Prosadichtungen, so lassen auch Sterns epische und lyrische Gedichte, wenn wir, wie billig, von jugendlichen Versuchen absehen, ihn als einen Poeten von kraftvoll gestaltender Phantasie und seltener Geistes- und Herzensbildung erscheinen. Mag sich beim Lesen der schönsten unter seinen größeren epischen Dichtungen „Johannes Gutenberg" immerhin der fast zu große Bilder- und Gestaltenreichtum etwas verwirrend geltend machen, es bleibt doch eine Schande für den Zeitgeschmack, daß dieses gedankenreiche, formschöne, ergreifende Dichterwerk beim großen Publikum nicht den zehnten Teil der Beachtung fand, die den leichten Verseleien eines Julius Wolff zuteil wurde.

Das überwiegend epische Talent Sterns verleiht auch der in vier Auflagen erschienenen Sammlung seiner „Gedichte" zum Teil ihr vorherrschendes Gepräge. Die halb epischen „Monologe" sind schöne Belege von künstlerischer Reife und seelischer Belebung, und noch höher steht unseres Erachtens die kleine Novelle in Stanzen „Der Lebende hat Recht", ein von feinstem Humor und innigster Empfindung durchwärmtes Bildchen aus dem modernen Leben, wie es Heyse nicht anmutvoller geschaffen hat. Daß Stern die Form des eigentlichen Liedes vollkommen beherrscht, hat er durch die Übersetzung der Gedichte des schwedischen Grafen Snoilsky glänzend bewiesen. Aber auch Klänge, die aus eigenster Empfindung quellen, innerlichste Erlebnisse versteht er als Lyriker in voller Unmittelbarkeit auszutönen. Gerade die anspruchslosesten seiner Lieder greifen ans Herz. Wonne und Weh des Daseins ist unserem Dichter reichlich beschieden gewesen, und wenn das Leid vielleicht vorwiegt, so gab ihm doch Gott das tiefe Glück, zu sagen, wie er leide. Gedichte wie „Denkst du der Mondnacht kühl und klar?", „Einen Kranz aus schlichtem Reis", „Wie ist das Leben bitter arm", „Wie der Sturm schon herbstlich rauscht", „Ich sah im Sonnenglanze", „Aus dem Laube im Baum", „Mit den letzten Rosen" und „Nachklang" dürfen dem Zartesten, Melodischsten und Tiefsten, was die deutsche Lyrik geschaffen hat, zugezählt werden.

Gedenken wir endlich noch des schönen Buches, das der Dichter dem Andenken an seine ihm 1899 entrissene zweite Gattin geweiht hat, „Margarete Stern, ein Künstlerinnenleben“, einer der anziehendsten Biographien, die wir besitzen, so glauben wir die bedeutendsten schriftstellerischen Erzeugnisse Sterns erwähnt zu haben. Eine Vergleichung unseres Dichters und Gelehrten mit verwandten Erscheinungen unserer Literaturgeschichte liegt heute nicht in unserer Absicht. Genug, daß ihn „das Eigenste, was ihm allein gehört“, von allen anderen deutlich scheidet. Und so sei zum Schluß der Wunsch nicht unterdrückt, daß dem verehrten Manne die Muse und die Arbeitskraft treu bleibe auch ins achte Jahrzehnt des Lebens und, will's Gott, darüber hinaus, damit wir uns neuer köstlicher Früchte seines Geistes und Herzens erfreuen dürfen und ihm das Alter ein heiterer sonnendurchglänzter Abend, verklärt von dankbarer Liebe und Verehrung, werde.

Kinder und Getier bei Detlev von Liliencron.

Von Prof. Dr. Leo Langer in Villach.

Der sechzigste Geburtstag Liliencrons hat eine reiche Literatur gezeitigt, die auf den norddeutschen Lyriker und Erzähler wieder aufmerksam machte, die Gesamtausgabe seiner Werke mag wohl vor allem anderen dazu berufen sein, seinen Namen immer weiter zu verbreiten, billige Volksausgaben in handlichen Bändchen dienen demselben Zwecke (z. B. die „Wiesbadener Volksbücher“ Nr. 33 und 54) und für die Jugend wurde auch schon eine passende Auswahl getroffen. Doch ist es auch die Pflicht desjenigen, der sich in seine Werke vertieft hat, auf jene Seiten seiner dichterischen Wesenheit hinzuweisen, die sowohl in erziehlichem Sinne ganz besonders hervorragen, als auch wegen ihrer poetischen Kraft gerade in dieser Zeitschrift eine Würdigung verdienen. Denn wir müssen das Gute nehmen, wo wir es finden. Die ideale Gewalt der Klassiker wird in dem deutschen Jugendunterrichte nie verblassen, aber wir dürfen nicht bloß nach rückwärts blicken, sondern müssen fortschreiten in dem unablässig weiterstrebenden Strome der modernen Literatur, die im Herderschen Sinne als Ausfluß ihrer Zeit auch volle Würdigung erheischt. Darum hat auch der Verlag dieser Zeitschrift „Einzelausgaben und Erläuterungsschriften“ moderner Dichter neben denen alter Größen sich zur Aufgabe gestellt, darum finden auch literarische Erscheinungen nach Goethes Tode hier eine Heimstätte. Denn in unserer Zeit muß auch ein gesunder Naturalismus Geltung behalten und gesund ist gewiß die Ansicht Liliencrons, der da sagt:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand. (VIII 127.)[1])

Diese beiden Rätsel vermag Liliencron trefflich zu lösen und er besitzt noch eine Eigenart, die in allen Zeiten und in allen Wandlungen des Kunstgeschmackes gleicher Wertschätzung sich erfreute: er besitzt trotz seiner souveränen, forschen Art ein weiches, fühlendes Herz. Wenn Theodor Lipps in seiner „Psychologie der Dekadenz" dem Dekadententume, der geistigen Perversität „den Kultus des Harten, Grausamen, des rücksichtslosen Hinwegschreitens über die Schwachen" zuschreibt, so hat wohl Liliencron nichts Dekadentes an sich, im Gegenteil; auf ihn paßt das, was Lipps von dem „kraftvoll Gesunden" sagt: „Weibisches, weichliches, feiges Wesen berauscht sich an der Grausamkeit. Der kraftvoll Gesunde trägt auch in sich die Kraft des Mitfühlens. Die Tendenz der Lebensbejahung ist Tendenz der Bejahung des Lebens überall, wo es mir entgegentritt. In der Natur der großen und sich stark fühlenden Persönlichkeit liegt es, sich zu erbarmen, aufzurichten und aufzubauen." Und diese gesunde, mitfühlende Männlichkeit bekundet unser Dichter durch die Liebe zu den am meisten verkannten und geknechteten Lebewesen, durch das weihevolle Sichversenken in die reine Kindes- und die rätselhafte Tierseele. Die Psychologie der Kindesseele ist eine so gewaltige Errungenschaft unserer Zeit, ein so bedeutender Gegenstand moderner Wissenschaft, daß ein Dichter, der das Gemütsleben des Kindes durch den Zauber der Dichtung weiteren Kreisen erschließt, als ernster Kämpfer in den Reihen der Pädagogen und Sozialpolitiker zu schätzen ist, denn eine neue Zukunft baut sich auf dieser individualisierenden Erkenntnis des Kindes auf. In dieser Beziehung ist Liliencron ein Erzieher, und er ist es auch als Tierfreund. Denn die Tierliebe ist nicht bloß ein Zeugnis seines edlen Menschentums, er nimmt auch teil an dem zeitgemäßen Studium der Tierseele, die eine Umwälzung auf dem Gebiete der Seelenkunde, eine Umwertung mancher psychologischer Begriffe zur Folge haben kann und daher gerade jetzt auch weitere Kreise anzieht.[2])

1) Sämtliche Werke bei Schuster & Loeffler (Berlin und Leipzig).

2) Vgl. meine Abhandl. über „Herder und die Kindesseele" (Ztschr. f. Kinderforschung 23. 2. 1904), „M. Ebner v. Eschenbach und die Kindesseele" (Beilage zur Münchn. Allg. Ztg. 5. 6. 1903), über die tierfreundlichen Bestrebungen Eberts, Hebbels, Mörikes (Deutscher Tierfreund V 7, 12, VI 10), Klopstocks, der Ebner-Eschenbach (Wiener Tierfreund 57, 3, 10, 11) und über „Herder und die Tierseele" (Wiener Abendpost 16. 12. 1903).

Aber gerade diese beiden Seiten wurden in der Liliencron-Literatur nicht eingehend gewürdigt. Und doch sind sie auch deshalb von Wert, weil er die Gestalt des Kindes und das reiche Tierleben seiner Heimat als poetisches Schmuck- und Stimmungsmittel benutzt, weil beide unzertrennlich sind von seiner dichterischen Technik, weil das schwierige Verständnis lyrischer Formen gerade bei diesem Meister einer neuen Kunst trefflich gelernt werden kann.

Liliencron ist vor allem ein warmer Kinderfreund. Mitten aus der forschen, leichtbeschwingten Art seiner Dichtung tönt uns der innige Ton seiner Kindesliebe doppelt wohltuend entgegen, zumal wir diese an dem rauheren Manne ganz besonders schätzen müssen.

Wehmütig denkt der Dichter zurück an die seligen Zeiten der Kindheit. „Alt geworden" ist er, doch der Garten bleibt ihm unvergessen, der des Kindes Welt enthielt.

> Ob in seinen engen Wegen
> Noch ein liebes Pätschchen spielt? (VIII 193.)

Ebenso traurig macht ihn ein Brief, der ihm von ungefähr in die Hände fällt. „Aus der Kinderzeit" stammt er; ein Vetter berichtet ihm darin nach Kinderart all die kleinen Freuden und Leiden. Türk hat sich das rechte Vorderbein gebrochen, Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh, mit dem Räuberspiel sei es nun vorbei, die Bäume seien schon kahl. „Die Bäume sind nun kahl!" Dies herbe Wort erinnert ihn daran, daß jenes Jugendglück schon ferne sei.

Gern hat er Kinder um sich, Kinderjubel ist ihm ein trauter Schall. — Er besucht eine asiatische Riesenstadt. Dort herrscht „die Pest". Gelähmt scheint jedes Leben, jede Kraft, nur Kinderspiel und Kinderjubelruf ertönen — ihm ist's ein süßer Klang — durch Wehgeschrei und Schweigen (IX 58).

Welche Freude macht es ihm, das junge Volk zu beschenken, zu beglücken! Weihnachten ist's.

> Ich hatte weit das Völkchen holen lassen,
> Aus Tagelöhnerkaten, Heidehütten,
> Die scheuen Kleinen aus den dürftigen Klassen,
> Der Waschfrau kränklich Kind von durstigen Bütten.
> Sie alle soll die Liebe heut umfassen,
> Sie alle soll die Fülle heut umschütten.
> Ich selber nahm aus dem befangnen Schwarm
> Ein lütt Zigeunermädel auf den Arm.
>
> Halbjährig ist das Wurm, sie trappelt, trampelt,
> Die braunen Händchen zittern, langen, greifen,
> Sie macht ein Karpfenmäulchen, strappelt, strampelt!
> Und wie erstaunt die schwarzen Augen schweifen,

Heb ich sie lichterhoch! Und wie sie ampelt!
Ho, jemine, kann schon ihr Finger kneifen!
Sie kreischt vor Lust, das war ihr erstes Juchzen;
Du, Dirnlein, käm dir später nie das Schluchzen.

(„Poggfred" VIII.)

An einem „Sommertag" schlendert er durch eine fremde Stadt, kommt vor ein Puppentheater, wo sehnsüchtig Kinder stehen. Da lüftet er seinen Beutel . . . „Das war ein Jauchzen und war ein Jubel . . ." (VIII 44). Auch der Gutsherr in der „Schnecke" (II 8) bringt den Kindern der Wirtin stets Apfelsinen und Kuchen mit, der adelige Jäger im „Geheimnis" (VII 176) kost sein natürliches Söhnchen, der ernste Mann lacht und tollt mit dem Kinde und läßt es in den Taschen nach Backwerk suchen, ein Zug, der in dem Romane „Breide Hummelsbüttel" wiederkehrt, dessen Held auch ein Opfer seiner Kindesliebe wird: indem er das Kind des Bahnwächters rettet, wird er selbst von den Rädern des Eilzuges zermalmt. (VI 211.)

Besonders erschütternd weiß Liliencrons malerische und plastische Kunst die Tragik im Kindesleben darzustellen, die geknickte Menschenknospe ist eine nicht seltene Gestalt in seiner Dichtung. Sein Freund Eggert — „Ich hev di lev" — hat den Sohn der geliebten Witwe — vielleicht auch seinen Sohn — nach vielen Jahren aufgefunden, ans Herz gedrückt und versorgt, am nächsten Tage liest er erschüttert von seinem Tode (IV 103); der Dichter schildert die Schrecken der „Pest" in einer asiatischen Stadt, wie die Leichenknechte einen sich wehrenden, zappelnden Knaben im Hemde ins Freie tragen.

Und dann, befremdlich war das anzuschaun,
Unnennbar rührend nach den wüsten Greueln:
Zu allerletzt, geschmückt mit Blatt und Blumen,
Erscheinen, feierlich und ungestört
Von den paar Überlebenden begleitet,
Drei Kindersärge und verschwinden stumm.

Die „Kriegsnovellen" enthalten natürlich auch viele grauenvolle Bilder des Todes, in denen die unschuldigsten Opfer der Schlacht das Schauerliche verdoppeln.

Vor einer Schlacht. Ein junges Mädchen streckt den Feinden flehend die Hände entgegen, ein todängstliches Kind schmiegt sich an sie, sie wollte es beschützen. Dies unendlich rührende Bild verwandelt sich nach dem Treffen in eines voll starren Entsetzens. „Alles Leben hatte hier geendet. Mit den Füßen unter einem gefallenen Dragonerpferd, das die Beine in den Himmel streckte, lag das kleine vier- bis fünfjährige Kind erdrückt, erschlagen, zerstampft. Die blonden Härchen umzirkelte wie ein Heiligen-

schein im milden Sternenlichte glänzend, eine Blutlache . . ." („Der Richtungspunkt" I 216. Vgl. auch I 221.) Inniger Schmerz spricht auch aus der sinnigen Bilderreihe „Schmetterlinge". In einem dieser Liedchen gaukelt ein blauer Falter über eine Wiege, zwei Händchen langen nach ihm.

Über eine Wiege
Gaukelt ein blauer Schmetterling,
Kein Patschchen rührt sich.
Das Kind ist tot.
Der Sommervogel ruht sich
Auf den geschloßnen Händchen aus . . . (VII 269.)

„Das taubstumme Kind" ist der Schmerz und die Sorge der Eltern. Des Mütterchens einziger Wunsch ist nun, daß das Töchterchen nur einmal „Mutter!" rufe. Doch das Kind stirbt, in Kürze auch die Mutter.

Als sie nun schritt auf Himmelswegen
Bei Gottes Thron am heil'gen Ort,
Trat ihr das Töchterchen entgegen
Und „Mutter!" jauchzt ihr erstes Wort. (IX 212.)

Wer denkt nicht an Hauptmanns „Hannele"?

Der tiefe kindliche Schmerz findet auch in der kleinen Skizze „Das sterbende Schwein" einen rührenden Ausdruck, wo es so recht zutage tritt, wie dieser Naturalist auch einer scheinbar poesielosen, schlichten, dörflichen Szene den vollen Zauber dichterischer Schönheit zu verleihen weiß. Die kleine Berta versucht noch einmal, die Milchschüssel der Schnauze des verendenden Schweines zu nähern. „Min Fieke, min Fieke, du muß doch ni starbn!" Doch das Schwein verendet. „Nach der vornehmen Art der Holsteiner verhielten Großvater und Tochter ihren Schmerz; nur das Kind schluchzte heftig: „Min Fieke is dod!" (IX 125.)

Reich sind Liliencrons Schriften auch an idyllisch heiteren Kinderszenen. Will er einen „Frühlingstag" schildern, vergißt er gewiß auch diese herzige Staffage nicht, er führt uns zu dem kleinen Völkchen, das vor den Häusern spielt und in den Gärten gräbt (VI 49; III 170). Tragische große Ereignisse heben die naive Unschuld und Sorglosigkeit der Kinder zu mächtiger Wirkung. Es wütet ein Brand in einem Bauernhause. „Ein kleiner, rotbackiger Junge steht in der Küche, er hat einen auf dem Herde brotzelnden Pfannekuchen erobert und stopft und stopft, höchst unbekümmert um das ihn schon umprasselnde Dach" („Auf der Austernfischerjagd" IV 129). — Ein gewaltiges Gewitter zieht heran. Die Frau des Wirtes läßt ihr vierjähriges Kerlchen auf den Armen tanzen, der Knabe fuchtelt mit einem großen hölzernen Suppenlöffel. Da zucken Blitze, es dröhnt der Donner. Das Kind läßt den Löffel fallen und langt nach den Blitzen. „Welch ein reizendes Bild das ist!" ruft der kindesfreundliche

Dichter aus („Heranziehendes Gewitter“ IV 198). — Reizend ist „Das trauernde Kasperle“, das klein Detta wegen ihres neuen Hampelmanns verschmäht (IX 76); aus einem kindlichen Herzen, das den Ton der Kleinen meisterhaft trifft, quillt das schöne „Weihnachtslied“ (IX 182).

Unser Dichter liebt auch mit ganzem Herzen seine holsteinische Heimat und deren schlichten, schweigsamen Bewohner, er wandelt gerne zwischen den armseligen Hütten und Katen, deren todesstille Einsamkeit das Treiben der Kinder belebt. An solchen Szenen labt er sich mit sichtlicher Wonne. Der alte Großvater, ein biederer Fischer, spielt Harmonika, Kinder tanzen dazu. Es ist ein entzückendes Bild: der alte, stille, glückselig lächelnde, spielende Großvater, die beiden aschblonden Zöpfchen. „Friede, Friede sei mit euch“ ruft der gerührte Gutsherr („Der Mäzen“ V 94). Ein andermal hört der adelige „Mäzen“ auf seinem Gange durch das Dorf lieblichen Kindergesang aus der Schule herübertönen, zuweilen ist der dünne Violinenstrich dazu vernehmbar. „Das bewegt mein Herz: diese jugendlich feinen Stimmchen“, schreibt er in sein Tagebuch (V 147). Zeuge einer drolligen Kinderszene wird Breide Hummelsbüttel (VI 153). Er besucht ein krankes Bauernweib. „Als er in die Kate getreten, starrten ihn vier, fünf unendlich schmutzige Kinderchen an, die alle die Daumen in den Mäulerchen Verstecken spielen ließen. Breide fragte das älteste, wie es der Mutter gehe. Mariechen aber lief weg; und ihr hinterdrein flohen die Geschwister“ (VI 155). Derselbe Breide, der Abschied nimmt von seinem Besitze, sieht mit Vergnügen einem Knaben zu, der sich bemüht, alle möglichen Steinchen und Stöckchen nach den wackeligen Enten des Dorfteiches zu werfen (VI 158); König Gorm unterhält sich am besten inmitten seiner sich balgenden Kinder, die er mit der Peitsche zu noch ärgerer Rauferei antreibt („Zwei Runensteine“ III 5). Der vornehme Titus Althaus sah sich mit seiner Geliebten urplötzlich mitten unter dem Volke, in einer ungewohnten kleinbürgerlichen Umgebung. Da gingen die Väter, mit Kindern bepackt oder solche an der Hand führend. Neben ihnen schoben die Mütter die Wägelchen vor sich her, in denen das Jüngste schlief oder, mit einem Spielzeuge, der Flasche oder dem Gummipfropfen in den Pätschchen, lachte oder weinte. Und der Dichter schildert mit naturalistischer Kleinmalerei, wie jeden Augenblick die kleine Karawane hielt, dem Kinde ein Kissen zurechtgerückt oder ein lästiges Band gelockert wurde („Das Richtschwert aus Damaskus“ III 177).

So wird der moderne Naturalist zu einem Lobredner des Familienglückes. Er blickt morgens in die Katen der Arbeiter, freut sich, wie die Väter, ehe sie zur Arbeit gehen, sich im Familienkreise wohlfühlen und das Kleinste auf dem Knie reiten lassen („Auf der Seehundjagd III 133),

er führt uns nach New York vor Jachim v. Heestens bescheidene Behausung, der hierher mit seiner ebenfalls adeligen Gattin sich flüchtete und nun im Vaterglücke sein Söhnchen schaukelt („Der Mäzen“ V 117). Aus „Breide Hummelsbüttel“ quillt das heiße Verlangen nach Kindesliebe, Vaterglück und Familienleben, das Gedicht „Mutterglück“ führt den Gedanken aus, daß sich die Dame in der Prachtkarosse mit derselben Empfindung zu ihrem Kinde beugt, wie die Arbeiterfrau, die ihr Mädel in einer Karre schiebt (IX 208). Und lieblich ist das neckische Gedichtchen „Thee dansant“, das uns die kleine Erna im Matrosenkleidchen als flotte Tänzerin zeigt, während Papa, Mama und Onkelchen drollig Musik machen, das uns dann an das Bettchen der Kleinen führt, wo sie schlummert mit roten Backen, den Pierrot ans Herz gedrückt. „Ihr zu Häupten sitzt der Engel des Gedeihens, schützend breiten sich die schönen, langen Flügel um die Kissen.“ Und was denkt bei sich auf dem Heimwege der ledige Onkel?

> Höchstes Glück im Leben ist ein froh Amherde,
> Ist Familienglück, ist eine liebe Hausfrau,
> Eine süße, kleine Erna in der Wiege.
> Dann laß stürmen, was es draußen nur mag stürmen,
> Immer eine treue Brust ist dir bereitet,
> Der du alles, alles, was dich quält, kannst sagen. (IX 68.)

Und so hat denn der Dichter in die rätselhafte Tiefe der Kindesseele geblickt, Räuberromantik, das Paradies der ersten Liebe und den Makel sittlicher Fäulnis hat er in ihrer Einwirkung auf das kindliche Herz betrachtet (I 34; IV 193; VI 208).

Das Kind wird ihm zum Sinnbilde, es vermag beabsichtigte Stimmungsbilder zu erzeugen, es hilft, sie zu malen: Ein Vöglein zwitschert im Traume, es klingt wie „süßes, unschuldiges Kindergeplauder“ („Auf meinem Gute“ II 190), ebenso klang durch die Erzählung Breides „Das süße Kindergeplauder des Hänflings“ (VI 72). Hanna stirbt einsam im Krankenhause, fröhliche Kinderstimmen aber hört man im Garten („Der letzte Gruß“ II 73); ein weißes Weib und ein Neger, an einer Planke gekreuzigt, werden von den Fluten des Meeres an den Strand geworfen — es ist ein entsetzlicher Anblick — doch da hört man Kinderlachen von einer Werft herübertönen („Auf der Marschinsel“ II 102). Und Affe und Tod spielen schreckensvoll miteinander Verstecken nach Kinderart in dem packenden „Kranze“, einem Gedichte von Böcklins Kraft.

Wiederholt läßt der Dichter reizende Kinder mit possierlichen Tieren, besonders Hunden, spielen und tollen, und er zeigt da, wie sie beide so recht zusammenpassen, wie sie beide wehrlos, unschuldig, anhänglich und daher liebenswert sind, wie sie Humor in die Tragik des Lebens bringen

und doch auch wieder mit ihren traurigen, abgrundtiefen Augen verständnisvoll die Nachtseiten des Menschenlebens erfassen (IV 250, IX 227).

Als Naturfreund wird Liliencron zum Tierfreunde. Die reiche Fauna seiner Heimat, die, von einer ruhigen, schweigsamen Bevölkerung bewohnt, in ihrem einförmigen Heidecharakter besonders von der Tierwelt Leben und Farbe erhält, zog ihn bald an, zumal noch andere Erwägungen hinzukamen. Dr. Högel betrachtet mit dem Helden der „Mergelgrube“ durch das Mikroskop die Krätzmilbe eines Fuchses. Unwillkürlich murmelt dieser wie verloren: „Cäsar und die Krätzmilbe!“ Und der Doktor sagt lachend dazu: „Durchaus derselbe Saft und Grundstoff“ (III 89). Lange tönt dieser Gedanke in seinem Herzen nach. Er führt aber dazu, daß der Mensch das Tier von einem edleren Standpunkte betrachtet, die Kreatur nicht knechtet. „Derselbe Grundstoff!“ Wozu dann menschliche Selbstüberhebung? „Einen Unterschied kennt die Natur nicht“, sagt der Dichter an einer anderen Stelle, die für sein naturalistisches Glaubensbekenntnis von großer Bedeutung ist („Aus einem Gespräche“ IV 39).

Und so wimmelt es in des Dichters Schriften von allerlei Getier. Schnepfen, Wildschwäne, Erpel und Enten, Buchfinken, Kiebitze, Goldammern, Rebhühner, Drosseln, Raben und Krähen, Finken, Nachtigallen, Pirol und Austernfischer, Goldregenpfeifer, Falken, Reiher, Spatzen, Amseln, Möwen, Eichelhäher, Habichte und Meisen, Stare und Wildtauben, Zaunkönige und Hänflinge, Steinadler und Schwalben, Bachstelzen, Milan und Gabelweih, Eulen und Störche und mancherlei Hausgeflügel, sie alle läßt er herbeiflattern, Hunde und Pferde, Schmetterlinge und Käfer, Hirsche und Fliegen, Frösche und Marder, Rehe und Keiler, Mäuse und Füchse, Eidechsen und Seehunde, all dies bunte mannigfache, vielgestaltige Getier ist ihm gleich lieb! „Derselbe Grundstoff!“

Und der Dichter stellt auch alle jene Gestalten seiner Dichtung, die ein gutes Herz haben, als Tierfreunde hin, Härte, Heuchelei und sittliche Verderbnis weiden sich auch an den Qualen des Tieres. Der herzensgute, menschenfreundliche „Breide Hummelsbüttel“ liebt auch die Natur. „Eine Spinne, eine Katze, einen Käfer, eine Schlange zu beobachten in ihrem Treiben und Leben, in ihrem Schmerz und Fraßkummer und Liebesnot und behaglichem Ausruhen, machte ihm immer helle Freude“ (VI 201). Der große Graf-Herzog Adolf der „Dithmarschen“ hatte eine „sonderliche Fürlieb' für Wald und Getier“, die man in jener Zeit noch nicht kannte, und er war auch sonst klug und gut (III 53). Detlev Hummelsbüttel muß die Beschützung seines Hundes vor einem Dorfköter mit dem Tode büßen (VI 219). Johannes, der Sohn des Großhändlers Jantzen, ein guter Mensch, hatte eine große Vorliebe für allerlei Getier, für Schmetter-

linge und Käfer („H. W. Jantzen Wwe." IV 52). Ebenso ist der alte Baron Restin ein schwärmerischer Naturfreund, voll Liebe zu Menschen und Tieren, zu Feld und Baum. Dagegen ist sein Sohn grausam, ein Mörder, kein Jäger. Er bringt auch über seinen Vater das Verderben („Der Buchenwald" IV 82). So ist auch die Witwe Jantzen, die harte, kaltherzige Mutter, gleichgültig gegen Tiere (IV 55) und die schöne Baronin Heilwig, Breide Hummelsbüttels hochmütige Gattin, lacht gefühllos beim Anblicke der Tierqual: „Das Kätzchen drehte das Schnäuzchen und blinzelte hinauf. Ein leichter Knall aus einem sprossenden Gebüsch und sie sank, einen Sprung von drei, vier Fuß in die Höhe machend, ins Gras, zuckte noch einmal und war verendet . . . Die Baronin hatte während des ganzen Vorganges gelacht" (VI 28). — Eine prächtige Gestalt ist Peter Semmeltüt. Seine Taschen bergen stets Weißbrot, er füttert alles Getier, tränkt die durstenden Pferde und gibt Hunden und Katzen, wenn sie obdachlos sich umhertreiben, Aufenthalt (II 6 „Die Schenke"). Auch der gräfliche „Mäzen" (V 19) empfiehlt all seine Lieblinge in seinem letzten Willen dem Schutze des Freundes.

Die Tiere sind besser als die Menschen mit all ihren Ränken und Tücken. Diesen Gedanken finden wir auf Schritt und Tritt. Wie oft versenkt sich der Dichter in das Leben und Treiben der Tiere, in all den Zauber der Natur, und dann seufzt er erleichtert auf: „Kein Mensch! O du schöne Stunde!" (II 210. Vgl. auch VIII 62, V 30). Und im Testament des „Mäzens" stehen die bezeichnenden Worte: „Meine Pferde, meine Hunde, meine Tiere, nimm sie zu dir . . . Pferde, Hunde haben keine kalten Herzen . . . Die Menschen, die Menschen . . . nun will ich schlafen . . ." Auch Semmeltüt, der warme Tierfreund, hält von den Menschen nicht viel, man hört ihn stets sagen: „Man schallt ni glöben, wo veel Neid un Afgunst bi de Minschen is" (II 7). Es schmerzt den Dichter geradezu, daß die Tiere vor ihm fliehen. Gerne belauscht er den „Vogel im Busch", er schmeichelt ihm, doch das Vöglein flattert erschreckt davon:

Schein' ich dir denn so gefährlich,
Ist der Mensch so grauenerregend? (IX 22.)

Und die Eidechse blickt ihn so neugierig und zutraulich an. „Aber plötzlich kommt ihr ein Gedanke: Ein Mensch! und mit Entsetzen ist sie im nächsten Erdloche verschwunden."

So hassen die Tiere die bösen Menschen, sie fühlen sich aber auch erhaben über ihrem Leide, ihrem Hasten und Jagen nach Ehre und Gut, sie blicken in leidenschaftslosem Lebensgenusse ironisch auf die Herren der Schöpfung herab. In dieser Beziehung sind besonders die „Schmetterlinge" zu erwähnen (VII 210). — Ein Beleg möge genügen!

Casca stieß zuerst;
Die andern Mörder schickten
Ihre Dolche
Wettkampfwütend hinterher
Und Cäsar fiel.
Balgen sich dort Knaben
Um einen Apfel,
Fragte ein Totenkopf
Seinen ihm begegnenden Freund.
Beide flogen belustigt weiter.

Es steckt eine souveräne Satire in diesem Schmetterlingsscherze.

Liliencron ist als begeisterter Naturfreund ein eifriger Jagdfreund, sagt er doch selbst in einer autobiographischen Skizze: „Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein" („Die Gesellschaft", März 1897) und im „Lebensjuchzer" bedauert er die Gewohnheitsunkenseelen, wenn er mit dem alten Filzhute zur Pürsche geht. Darum beginnen auch viele seiner Gedichte mit dem glückstrahlenden Satze: „Mit meinen Teckeln ging ich heut' ins Holz . . ." Er preist die Schönheiten der Jagd — die nicht grausam sei, fügt der Tierfreund hinzu — in seiner Epistel „An Richard Dehmel" (IX 163), läßt den Gefangenen im Turme den Verlust seines Jagdvergnügens beklagen („Lied aus dem Turm" VII 156), den Deichhauptmann von seinen Streifzügen durch Sumpf und Rohr erzählen („Auf der Austernfischerjagd" IV 125) und Breide Hummelsbüttel vor der Versteigerung seines Gutes elegisch zur letzten Jagd schreiten (VI 145). Dieser — wie erwähnt, ein warmer Freund jeglichen Getieres — gibt auch Gelegenheit zu einem begeisterten Lobe und einer eifrigen Verteidigung der Jagd: „Nichts im Leben erfrischt Herz und Seele so sehr wie die Jagd. An den Aasjäger, an den Mörder ist dabei natürlich nicht zu denken. Der Jäger — oder er ist keiner — ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauche, mit dem Blatt, mit dem Zweige, die nah und fern ihm ins Auge fallen. Die Bäume liebt er wie zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele . . . Die Natur streckt ihm an jeder Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie tut ihm kein Leid. Ruhe dich aus bei mir von Welt und Menschen, sagt sie ihm." Und doch — oft überschleicht auch den Jäger Entsetzen vor dem Tode, den er bringt. Darum mahnt der alte Baron Restin seinen Sohn: „Der Mensch darf auf der Jagd kein Mörder sein, sondern ein Jäger" (IV 82), und aus dem Gedichte „Der Tod" spricht das Grauen der Hasenhetze mit Windhunden (VIII 206).

Doch das sind augenblickliche Stimmungen, die seine Jägerlust nicht trüben können. Und so wird er nicht müde, alle Phasen und Arten der

Jagd mit meisterhafter Anschaulichkeit und Sprachgewalt zu schildern. Mag er nun des Jagdherrn Fahrt mit dem prächtigen Viererzuge ausmalen („Ein Geheimnis" VII 175) oder der Hunde Jaulen und Recken behaglich beschreiben, wenn der schlichte Jäger das Gewehr vom Nagel nimmt (IV 189), immer schmilzt er an seinen eigenen Kohlen, man sieht, daß ihm bei diesem Stoffe das Herz lacht. Und wie lebendig ist seine Kleinmalerei! Bald sind es der Hunde Unarten, über die er sich ärgert („Ein Erinnern" IX 80), bald wieder ist es die Einkehr in der Schenke, die ihm nach der Jagd so wohl tut.

Erhitzt und müde, durstig, stark verbrannt,
Kehr ich in meine Waldherberge ein.
Gewehr und Mütze häng ich an die Wand,
Den Eimer sucht mein Hund und schlappt ihn rein.
(„Nach der Hühnerjagd" VII 132.)

Eine große Rolle spielt der Schnepfenstrich. Wenn des Holzvogtes Drahtbericht eintrifft „Se sönn ankomm", dann eilt der Gutsherr aus dem Süden in die nordische Heimat (II 3, IV 3). Stimmungsvoll beginnt die poetische „Waldschnepfenjagd".

Vor Tagesanbruch ging ich einst zum Busch,
Den scheuen Vogel zu erlegen, der
Im Frühlingswanderzug nach ferner Küste
Geheimnisvoll durch unsre Wälder zieht.
Bald stand ich schußbereit am Holzesrande,
Zu Füßen, jagdgierzitternd, saß der Hund.
In schwerem Dunste lag die feuchte Wiese
Und drüber weg, trotz Dämmerung und Nebel
Sah deutlich ich's, bog sich ein Kranz von Tannen.
Schon zwitscherten, doch klang es noch in Träumen,
Vereinzelt Vogelstimmen und es brach
Wie flüsternd durch die kahlen, schwarzen Äste
Ein kurzer, kühler Windstoß, der, ein Läufer,
Den Sonnenaufgang eilig pflegt zu künden. (VIII 65. Vgl. IV 20.)

„Auf der Hühnerjagd" folgen wir gespannt der avancierenden Leäne (II 112), wir schleichen mit dem Dichter Wildschwäne an (IV 6), stehen mit ihm auf dem Anstande, um Brandenten zu schießen (III 113) und dem edlen Hirsche mit dem tödlichen Rohre entgegenzutreten (II 131). Mit welchem Jägerfeuer und Dichterschwunge weiß er uns eine aufregende Wildschweinhetze vorzuführen (VII 141, IX 13) und uns die heimatliche Jagd auf die Seehunde mit den treuen Augen zu zeigen; aber geradezu ein Romantiker wird er, wenn er die edelste der Jagden rühmt, die Falkenbeize, bunte Bilder aus dem farbenprächtigen Rittertume zaubernd. Wie herrlich ist die Schilderung der bewegten Jagdgesellschaft König Gorms,

die aufbricht zu dem königlichen Gejaid („Zwei Runensteine“ III 3), und wie klangvoll erklingen des Dichters Verse in dem Gedichte „Feudal“!

Wie das nasse Gras unsre Hengste umschlägt,
Der letzte Stern ging aus.
Auf deinem gelben Stulpen hockt hoch
Der Islandfalke zum Strauß.

Die Sonne blitzt auf, aus Weiden und Schilf
Streicht schwerfällig ein Reiher ab.
Die Haube los! Wie der Herrliche steigt!
Dein Falke holt ihn herab.

O wundervolles Morgenspiel,
In Lüften Kampf und Krieg,
Der Reiher stürzt, seine Feder ist dein,
Im Heidekampf leuchtet der Sieg.

Ich halte den mächtigen Vogel fest,
Bis du dem Edeling
Um den widerspenstigen Hals gelegt
Den goldnen Sklavenring.
(VII 195. Vgl. I 142.)

Aber ebenso gerne horchen wir auch seiner inneren Lust, wenn er uns den einsamen Pürschgang preist durch den heimatlichen Wald („Auf der Pürsche“ IV 230): „Mit dem ersten Schritt in den Wald ist es mir, als wenn die Neidhölle, der Schmutz, der Ekel der Welt von mir weicht . . .“

Wie schon erwähnt wurde, hat Liliencrons Jagdfreude seine Scheu vor der Tötung der Tiere nicht völlig erstickt, sieht er doch in der Jagdlust vor allem die Liebe zur Natur und spricht er doch oft genug von dem großen Unterschiede, der zwischen dem echten Weidmann und dem Tiermörder obwaltet. „Auf der Hühnerjagd“ packt ihn einmal plötzlich eine „für einen Jäger höchst unpassende Stimmung“. Er hört das Locken der Hühner. „Die armen Dinger. Noch vor wenigen Stunden scharrten sie, geschwisterlich nebeneinander liegend, im warmen Sande. Da kamen der Mordmensch und der Mordhund. Auseinander das Völkchen.“ Und beim Jägerfrühstück fällt ihm das Sonett Konrads von Prittwitz ein, in dem sich ein Jagdtier „An einen guten Schützen“ wendet. Da heißt es:

Du trafst mich gut und tief — noch kurze Weile,
Dann sind verströmt des Herzbluts Purpurwogen,
Und um die karge Spanne Zeit betrogen,
Wird frühe mir das schwarze Los zuteile.

Fahr wohl o Nacht! Die Morgenlüfte wehen!
Doch dich, beim ew'gen Gotte, nicht beneid ich,
Wenn wir uns dort einst gegenüberstehen! (II 18.)

Mit Entsetzen sieht er in der Schenke in einem Hafen Hunderte von Fliegen tot oder in den letzten Zuckungen (IV 195), düster sind seine „Heidebilder“, denn

Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh (VIII 61.)

und am „Mördersteine“ hallt des Vogels Schrei, den der Fuchs ersprang vom Torfstichwall. Die gespenstische Hasenhetze wurde schon erwähnt („Der

Tod" VIII 206), ebenso der klagevolle Anblick des „sterbenden Schweines" (IX 125, vgl. V 146). — Der Held der „Mergelgrube" lustwandelt mit seiner geliebten Fatinga. „Plötzlich eilte ein Käferchen auf den Fuß Fatingas zu. Sie trat es tot. Ich war empört und verwies, äußerst heftig werdend, es ihr ernstlich" (III 116). Wenn schon des kleinen Tierchens Tod ihm wehe tut, wird es uns nicht wundernehmen, wenn ein Schreckensbild der Kriegszeit ihm unvergeßlich bleibt.

> ... Als wir in die Scheune drangen,
> Sah ich an einer Kette hangen
> Ein halbverkohltes Pferd, das schrie,
> Und ich vergaß es im Leben nie. („Die Nixe" VII 34.)

Wenn es sich um die Vernichtung des Tierlebens handelt, fühlt er mit den Buddhisten. „Bei dem Worte Tier fällt mir das indische Mitleid ein. Indisch nenn ich deutsch."

Und so liebt denn der Dichter mannigfaches Getier zu kleinen Genreszenen zu vereinigen, welche die Landschaft beleben und die Stimmung erzeugen, denn Stimmung ist ja des Naturalisten Zauberstab.

Waldfriede! Ein Schmetterling mit dunkelvioletten Sammetflügeln treibt behaglich über die Klettenstauden weg, ein Raubvogel zieht majestätisch dahin, Wildtauben lachen, Schwarzdrosseln zanken, eine Kreuzspinne flickt zwischen Brombeersträuchern ihr Netz („Auf der Hühnerjagd" II 116). Waldeseinsamkeit! Die Schwarzdrossel singt, der Pirol ruft, die Wildtaube lacht, Käfer hasten an dem Fuße vorbei, Zaunkönige zirpen, drollig die Schwänzchen steilhoch haltend, die Ameisen sind in ihrem Baue tätig, Schwimmfliegen treiben sich auf dem düsteren Teiche herum, am Wegrande raschelt eine Eidechse („Auf meinem Gute" II 181). Dann betrachtet der Dichter wieder am Rande des Poppenbrookholzes das Treiben der Krähen und die Sprünge des Eichhörnchens (ebd. II 227) oder schreitet durch den nächtlichen Wald (IV 235) und schildert sein Getier.

Aber auch die wechselnde Stimmung der Jahreszeiten weiß er durch Tierszenen hervorzurufen. Man lese nur seinen „Vorfrühling am Waldesrande" (IX 112).

> In nackten Bäumen um mich her der Häher,
> Der ewig kreischende, der Eichelspalter,
> Und über Farrnkraut gaukelt nah und näher
> Und wieder weiter ein Zitronenfalter.
>
> Ein Hühnerhabicht schießt als Mäusespäher
> Pfeilschnell knicklängs vorbei dem Pflugsterzhalter.
> Der Himmel lacht, der große Knospensäer,
> Und auf den Feldern klingen Osterpsalter.

Sonst fehlen zum Frühlingszauber nicht die spielenden Kinder, Stare und Spatzen, Krähen und Blumen (VI 49). Besonders liebevoll sind die „Heidebilder" (VIII 61) gezeichnet. Der Hirte ruht mit seiner Herde, die

Ente träumt im Binsenkraut, die Ringelnatter sonnt sich, Reiher und Wanderfalken in den Lüften, ein Häslein hockt am Weidenstumpfe, hungrig kreischen die Raben. Tierleben herrscht auch auf der gefährdeten Hallig (III 29).

Beim „Abendgang" (VII 199) betrachtet er den orgelnden Hirsch, „wie er stolz die Stangen hebt und seiner Nüstern Hauch erwärmend hinzieht über Blatt und Strauch", er horcht in der Dämmerung dem Schrei der Kiebitze, der kurzen, rührenden Melodie des Goldammers und dem Brüllen der Kuh, die nach dem Stalle verlangt (V 25).

Der Dichter schildert die erquickte Fauna nach dem Gewitterregen („Überraschung" VIII 128), eine drollige Szene zwischen seinem Dackel und dem grünen Papagei (IV 217), das beschauliche Stilleben der Kleinstadt („Auf meinem Gute" II 251): „Um die Lindenkronen am Kirchhofe gaukeln Hunderte von Kohlweißlingen. Kühe tapern vorbei, von den kleinen Treibern in die Ställe getrieben. Eine von ihnen stößt mit der Schnauze an einen leeren Wassereimer, daß er umfällt; sie glotzt ihm nach . . ." Mag er nun verwundet im „Bahnwächterhäuschen" die schwarze Katze betrachten, die auf der Schulter eines bewußtlosen Dragoners sitzt und vor dem Hühnerhunde einen Buckel macht (I 231), oder ferngesund den schlauen Reineke auf dem Wandersteine belauschen (III 105), mag er die stolze Urkraft, das fürchterliche Zorngebrülle und die Kampfesstellung des jungen Stieres schildern, an Tolstois Broschüre „Die erste Sprosse" gemahnend, in der der russische Reformator gegen die Fleischnahrung ankämpft, oder das schwache, zutrauliche Kalb an sich locken (II 114), immer müssen wir seine Kunst bewundern, mit wenigen Strichen uns reiche Naturbilder zu suggerieren.

Doch hat der Dichter unter dem Getiere auch seine Lieblinge, er liebt besonders als Jäger den Hund, als Krieger das Pferd, als Dichter die gefiederten Sänger der Luft.

An den Hunden ist es vor allem die Treue, die er rühmt, von der er rührende Züge erzählt. Der Botschaftssekretär blickt aus den Fenstern einer Konditorei auf das Getriebe der Stadt. Da kam ein schlanker Hühnerhund, der seinen Herrn verloren hatte, und heulte. Es tat ihm wohl, daß unten das Volk nicht darüber lachte, daß es Mitleid hatte mit dem bedauernswerten Tiere (VIII 138 „Sommermittagsspuk"). Dutcheß, die Gordon-Setter-Hündin, wacht bei ihrem schlafenden Herrn, schob ihre feine Nase mehr als einmal in seine Hand, die über den Bettrand hing („Der Kranz" IX 34). Der kleine Pinscher des Titus Althaus (III 199) liest in Lines unheimlichen Augen die tückischen Mordgedanken, erhebt seine heisere Stimme und sucht das Mädchen zu beißen, als ahnte er seines Herrn

Gefahr. — Auf dem Bette des erhängten Bauernsohnes sitzt der weißschnauzige Dachshund und leckt zwei rote Flecken am Halse seines verstorbenen Herrn. Und des Toten Mutter? Sie spricht unterdessen gleichgültig mit dem Gemeindevorsteher über den Verkauf ihres Geweses („Märztage auf dem Lande" IV 9). — Im Feldlager schlafen die müden Offiziere. Da hinkt ein schwarzer Pinscher heran und beriecht jeden der Schläfer. Später sieht unser Dichter einen toten Kameraden; neben diesem sitzt der treue Hund und leckt ihm das linke Ohr und fällt dem Nahenden beißend in die Stiefelabsätze („Unter flatternden Fahnen" I 85).

Aber auch drollige Seiten des Hundelebens und naturwahre Hundeszenen weiß uns die frische Muse Liliencrons zu schildern. So erwartet er einst mit Ungeduld sein Liebchen.

Endlich, endlich um die Ecke
Patscht auf würdevollen Tatzen
Patscht, die Fahne hängen lassend,
Patscht ein gelb und weißgefleckter
Ernster Bernhardinerhund.

Die Liebenden sind vereint.

Zwischen uns drängt seine Schnauze,
Wedelnd, hechelnd jener ernste,
Treue Bernhardinerhund. („Säntis" VIII 181.)

Schalkhaft erzählt er, wie er, seinen Dackelhund, Herrn Diedel, im Arme, mit der Schönen „auf dem Jungfernsteig" in Hamburg promeniert: „Im linken Arm trag ich mein Teckelvieh, rechts schreitest du, drei machen Kompanie" (VIII 76). Er malt sich eine Begegnung mit seinem Freunde „Heinrich von Reder" herrlich aus, „wie dann die kleine Dachselsippschaft munter unter sich Begrüßung hielte" (VIII 14), er kost nach der Ankunft auf dem Gute den treuen alten Männe (IV 151). Ohne Hundebegleitung kann er sich keinen der Helden seiner Erzählungen denken, sogar der Baron Binzhuber, der sein „Stelldichein" mit der Münchner Schönen stört, erscheint mit zwei rostgelben Teckeln und einem dunklen Dachsel (IV 256). Wer wollte sich dem Reize der prächtigen bewegten Hundeszene verschließen, die er in der Skizze „Auf meinem Gute" zum besten gibt, wo die beiden Wolfshunde die bewährte Leäne begrüßen und an die Tochter der Haushälterin sich herandrängen (II 180), wer als Gegenstück hierzu nicht die schlafende Hundegruppe mit Lust betrachten, die „Der Mäzen" schildert? „Männe und Herr Diedel mit den Alligatorengebissen liegen in sich zusammengerollt. Flambeau schläft auch. Eben hatte er den Kopf gehoben, mich angesehen, mit strengem, wichtigem Ernst sozusagen, einen Augenblick auf den Gesang gehört und war dann mit einem Seufzer wieder eingenickt"

(V 134). Auch die Gestalt des alten Stationshundes von Langstedt im „Breide Hummelsbüttel" ist ein Tierstück von plastischer Anschaulichkeit.

Aber der Dichter bleibt nicht an der Oberfläche haften, er läßt uns auch einen Blick tun in die dämonische Wilderernatur des Hundes, in seine Raubtierbegierde. Tante Minnas Bologneserhündchen, der verzärtelte Bijou, wühlt gierig in den Eingeweiden eines toten Fuchses (VIII 78) und das Auge des Windhundes bei der Hasenhetze glüht in unheimlichem Feuer:

> Der Windhund ist kein Hund wie seine Brüder.
> Einsam und mürrisch, ohne Hang zum Herrn,
> Fehlt ihm der gute, treue, brave Blick.
> Aus seinen Augen aber schielt der Tod,
> Gewiß, der Tod, ich hab ihn dort gesehn.
>
> („Der Tod" VIII 206.)

Und nun erst die bezeichnenden kleineren Züge! Welche feine Beobachtung verraten sie, welche Sprachgewalt erfordern sie! Der Hund, in Todesangst zu seinem Herrn emporblickend (IV 190), der müde, mit der Schnauze an die Stiefelschäfte stoßend (IV 20), der durstige, gierig im Wassereimer schlappend (IV 90), das sind Momentbilder, die eben in ihrer Schlichtheit den Meister verraten. Keine langatmigen Beiwörter, wenige, aber bezeichnende, schlagende Worte!

Liliencron war Offizier. Deshalb liebt er das Pferd, das ihn in die Schlacht trug, deshalb die väterliche Sorgfalt für dessen körperliches Gedeihen (I 82), sein Mitgefühl, wenn es Anteil hat am Kriegertode (I 18, 159). Die „Kriegsnovellen" bieten hierzu Gelegenheit in Fülle. Und er freut sich, auf seinem Rosse dahinzujagen oder auf dem alten Mecklenburger Hengst sich zu wiegen „im immer gleichen Trabe" („Zwei Meilen Trab." VII 191). Selbst im Traume sieht er sich hoch zu Roß, der Gedanke an die alte Reiterherrlichkeit gibt ihm neuen Lebensmut (VII 170, 171). Darum sind auch die sympathischen unter seinen Menschengestalten Pferdefreunde (IV 150, 82, 164), die selbst in der Erregung nicht vergessen, die jungen jütischen Dunkelfüchse vor dem Wagen oder das arabische Reitpferd zu rühmen. So des Dichters „Mäzen" (V 192, 207). Und „Breide von Hummelsbüttel" ist stolz auf sein prächtiges Jagdgespann, Titus Althaus auf seine Trakehner Hellfüchse, Graf Geert auf seinen Marstall (VI 3, III 193, III 210). Und sonnige Lebenslust spricht aus dem „Viererzug":

> Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
> Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
> Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
> An den Rädern Gebell.
>
> In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
> Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
> Alles das von der Sonne beschienen
> So hell, so hell. (VIII 97.)

Und neben dieser bewunderungswürdigen Freilichtmalerei auch hier die herrlichste Kleinkunst. Wenigstens glaube ich an unserem Homer kein Ver-

brechen zu begehen, wenn ich z. B. die Schilderung des fressenden und saufenden Pferdepaares in der Skizze „Auf meinem Gute“ und „Das Ohrenspiel Abdallahs“ den schönsten Vergleichen des Griechen an die Seite stelle (II 252; IX 191).

Hund und Pferd teilen unser Heim, sie sind des Jägers, des Reiters stete Begleiter, Zeugen seines Glückes und Leides, Helfer und Sorgenkinder des Menschen, in ihrem Intellekt und ihrer höheren Organisation ihrem Herrn verwandter, kein Wunder, wenn er auch mit ihrer Eigenart vertrauter ist; die flüchtigen Bewohner der Lüfte, die sich seiner Beobachtung nicht so willig preisgeben, entziehen sich schon eher dem menschlichen Forschungstriebe. Da bedarf es großer Mühe, inniger Naturliebe und Naturkunde und eines geschärften Beobachtungssinnes, um die Vögel in ihrem häuslichen Leben zu belauschen, eines geschärften Ohres, um ihre vieltönige Sprache zu verstehen.

Und das alles steht unserem Dichter zu Gebote. Darum tönt und klingt und plaudert es ihm aus allen Zweigen entgegen, vom Meeresstrande und aus dem Moore. Er kennt jeden Vogellaut wie der zünftige Ornithologe, nur hat ihm jeder noch mehr zu sagen wie diesem. Das Quak Quak des Erpels, das Krikri der Wildschwäne, das Trillern der Buchfinken, das krrrrrrt-rt des Rebhahns, das kaditt kaditt kaditt des Austernfischers, der Lerchen Tirili, der Meisen Pink Pink, das Puith Puith der Avosettsäbler, das Gurren der Wildtauben, das heisere Quark Quark Nark der Krähen ist ihm so vertraut wie das kui-witt kui-witt der Kiebitze, das Tzink Tzink Tzink der Schwarzdrossel, das Glucken des Hahnes, das Giglio Gigliaio des Pirols und der Goldammern never never never more.

Und dieses Interesse für die Vogelwelt entbehrt nicht einer wissenschaftlichen Gründlichkeit. So möchte er sich über die halbschwänzige Meise, in der er eine Übergangsform vermutet, bei Brehm Rats erholen, er äußert seine Ansicht über den Sang des Iritsch-Hänflings. („Die Schnecke“ II 4; „Der Mäzen“ V 152.)

Und wie lieb spricht er von den kleinen Tierchen, wie innig ist deren Treiben und Singen mit seinem Handeln, seinen Stimmungen verknüpft! Er redet liebevoll dem „Vogel im Busch“ zu, nicht zu fliehen (IX 22), er freut sich über den Drosselschlag, während er auf Schnepfen jagt (IV 20), er läßt den verwundeten Freund noch in den Fieberphantasien vom Pirole sprechen, der im Walde niste („Ick hev di lev“ IV 100), die Buchfinken wecken ihn durch ihren Triller aus dem Schlafe (IV 16), er betrachtet die Kiebitze mit ihren runden, breiten Flügeln auf den sumpfigen Wiesen und hört auf den Gesang der Goldammern (IV 18), er schildert den Liebeskampf der Finken (IV 27), und während der Liebende beim „Stelldichein“

das Liebchen erwartet, freut er sich doch an der Weindrossel, die, Raupen im Schnabel, ihn neugierig ansieht, hört er doch den Schlag des doppelschlägigen Schwarzkopfes (IV 254). Und zu der Öde des Wattenmeers stimmt der Avosettsäbler, der Möwen heiseres Geschrei:

> Wie Gruß aus Grüften ruft der Regenpfeifer,
> Häßlich herüber schreit das Möwenheer,
> Der seeenttauchten Bank Besitzergreifer.
> (VII 171 „Auf dem Deiche"; vgl. II 100, IX 97.)

Der schon erwähnte Tierfreund Baron Restin schützt auch die Vögel in seinem Walde, besonders Pirole halten sich da gerne auf (IV 70). Der letzte Schauenburger, Adolf VIII., liebt die Eule und das Käuzchen, die der Aberglaube verfolgt (III 53), unheimlich flattert eine Rabenkrähe an seinem Fenster (II 184), unheimlich funkelt des Raben Auge, der auf der Schneedecke nach Raub ausspäht. (V 126.)

Und auch an heiteren, drolligen Szenen fehlt es nicht. Morgen ist's

> Und hundert Lerchen mit gespreizten Schwänzchen
> Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
> Der kecken Trillerkehlchen Tirili
> Dem frischen Wandrer um die Mützen schmetternd.
> („Sommernachtstunden" VIII 119.)

Hier verwickelt sich ein Hahn, der majestätisch unter seinen Hennen einherschreitet, in einen Strohhalm und fällt um (II 101), dort gibt es eine lustige Familienszene zwischen einer Spätzin und ihrem Kindchen (II 248), auf dem Dachfirste ahmen lustige Stare die Stimmen ihrer sangeskundigen Kameraden nach und sogar das Bellen des Hundes, und neben dem Sumpfe steht nachdenklich ein etwas schmutzig gewordener Storch, um sich zu trocknen. „Einmal streckte er den rechten Ständer aus und breitete dann über diesen die rechte Schwinge. Ich mußte lachen, er hing sie wie über eine Zeugleine" (III 112). Drollig ist es anzusehen, wie sich ein Hänfling halb flatternd, halb mit gerade gestreckten Beinchen die glatte Fläche eines Malachitbeckens hinabrutschend Wasser holt und die Bachstelze auf die Mückenjagd geht („Breide Hummelsbüttel" VI 89). Auch das Schwirren der Tauben (V 143), das Baden der Enten (IV 18) weiß der Dichter mit der schon gerühmten schlichten Meisterschaft zu schildern. Und welchen Gehalt er durch lebhafte Ideenassoziation in den Vogelsang zu legen weiß, beweist folgende Stelle der „Mergelgrube". Es ist Mittag, alle Vögel schweigen. „Nur die Goldammer sang ihr zweitöniges Liedchen in allen Knicks. Oft habe ich gedacht: verdankt Beethoven unbewußt den Ruhm seiner Dritten vielleicht diesem Vögelchen? „Das Anklopfen an die Schicksalstür?"" (III 117.)

So hat Liliencron eine tiefere, eine philosophisch begründete Beziehung zu der Tierseele gefunden, die wohl in ihren Äußerungen offen vor uns liegt, in ihrem Wesen noch als Rätsel künftiger Erforschung harrt.

Pferde kennen ihren Reiter, sie haben Verständnis für seine Individualität, sie „wissen genau, wer sie reitet und fährt. Dem Stümper sind sie unwillig, laß, langweilig, mühlos. So macht's der Jagdhund mit dem Jäger". So spricht Baron Hummelsbüttel (VI 4). Der „Mäzen" aber sagt, seine Fröhlichkeit gehe aus seinen Fingern durch die Zügel auf das Pferd über, betont also — um mich psychologisch auszudrücken — einen seelischen Rapport der menschlichen an die tierische Seele (V 67). Und wenn sich jener mit seinem Hengste lebhaft unterhält, wie es auch Klopstock in seinen schönen Reiteroden mit seiner Lieblingsstute Iduna tut, so spricht dieser von seiner arabischen Stute mit Begeisterung: „Ich habe sie nur mit Zucker gezogen. Sporn und Peitsche würde sie so übel empfinden, daß sie vor Scham, so lächerlich das klingen mag, sterben könnte ... Sie hält alle Menschen für liebe gute Geschöpfe, weil sie selbst ein so gutes, treuherziges Geschöpf ist. So spricht man eigentlich nicht von einem Pferde. Was geht's mich an ..." (V 208). In ähnlicher Weise hat der Bauer Klaus Nissen seine Gäule erzogen, auch er setzt bei ihnen Schamgefühl voraus. Oft hört man ihn beim Pflügen sagen: „Du schast di wat schamen, Hannes; vor Lise" (so heißt das andere Pferd) „schast du di wat schamen, du Faulpelz!" (III 87 „Die Mergelgrube".) In ähnlicher Weise wird der Hündin Leäne das Hetzen der Schafe abgewöhnt. Ihr Herr spannte sie einmal einer Unart wegen mit einem Mutterschaf im Joch zusammen und ließ sie so auf der Wiese laufen. „Nie sah ich ein beschämteres Tier, bald hätt' ich gesagt: einen beschämteren Menschen" (Auf meinem Gute" II 180). Der alte Jagdhund Taps ist schon ganz zerknirscht, wenn er für das unzeitgemäße Hetzen der Hasen an seinem langen Behange gezupft wird und eine Strafpredigt bekommt (V 150) und auch sonst zeigt er schier menschlichen Intellekt (V 200). Ja, auch Mitgefühl zeigt der Hund. Dem Diener des „Mäzens" ist die Mutter gestorben, er sitzt wie eisern auf dem Bocke, die Tränen rinnen ihm aber die Backen herab. Der kleine Pinscher Cognac blickt ihm mitleidig und treuherzig von unten ins Gesicht. Dann wendet er sich zu seinem Herrn und wieder zu dem Diener und wedelt wie in Verlegenheit ... er weiß nicht, was das bedeuten soll (V 67).

Aber auch der Symbolismus der modernen Richtung äußert sich in der Tierseele. — Schon wurde der Windhund erwähnt, in dessen Begleitung der Dichter den „Tod" leibhaftig wie in einer Vision dahinjagen sieht — es ist eine Dichtung von ergreifender Tragik (VIII 206) —. Und auf dem

„stillen Wege“ hört der Dichter das Brüllen einer Kuh in kurzen Pausen. Da packt ihn eine verzweifelte Stimmung. Es klingt so kläglich und so zornig, daß ihm ein Schauer durch die Seele ging, es klang, als sollte „Mensch an Mensch sich bei den Händen fassen“, weil der Weltuntergang, das Weltgericht folgen sollten.

> Was willst du Tier? Das ist ja unerträglich!
> Bist du der Kläger eines armen Menschen,
> Der ungerecht verurteilt vom Gericht ist,
> Und nun, irrsinnig, nicht begreifen kann,
> Daß das geschehen konnte und die Sonne
> Nicht niederstürzte, als der Spruch geschah?
> Willst du durch deinen Schrei das tausendfache,
> Das tausendfache, tausendfache Weh,
> Das tausendmal viel Tausenden geschah,
> So lang die weite Welt schon steht, bekunden? (VIII 82.)

Und bei dem „Ohrenspiele Abdallahs“, seines Hengstes, denkt der Dichter, ob dieser wohl ferne Klagen höre, Hochzeitslieder, „alles, was auf Erden jubelt, betet, flucht und schluchzt“.

> Hört er gar die Sterne summen,
> Gottes Engel jubilieren,
> Hört die ganze Weltmusik? (IX 193.)

Doch der Dichter geht noch weiter. Er überträgt, um scharf und bündig zu charakterisieren, Züge der Tiere auf den Menschen und wählt seine meisterhaften Bilder und lebensfrischen Vergleiche aus dem Tierleben. Die mordgierige Line in der düsteren Erzählung „Das Richtschwert von Damaskus“ sitzt zurückgebeugt mit finsterem Gesichtsausdrucke da, „wie die Katze lauert“ (III 173), die Heidehanne hat die Zähne des Wolfes („Heidegänger“ VII 77), die junge Wirtin Marie Ohrt („Die Schenke“ II 8) hat so wundersame Augen, wie man sie sonst nicht bei Menschen, sondern nur bei Pferden findet, das junge Mädchen in den „Dithmarschen“ hat treuherzige Eidechsenaugen (II 59) und die Wirtin im „Breide Hummelsbüttel“ blanke, lustige Schwalbenaugen (VI 44).

Seine große Sprachgewalt und schöpferische Gestaltungsgabe bewährt Liliencron an seinen Vergleichen und Bildern, denen er in der Dichtung einen bevorzugten Platz einräumt, auf die er große Stücke hält. So sagt er im „Mäzen“: „Shakespeare und Kleist gaben uns den Vergleich, das Bild. Daran namentlich ist auch ein wirklicher Dichter zu erkennen. Das „gewöhnliche“ Publikum achtet nicht auf die Schönheit des Vergleiches, des Bildes; es **kann** diese Schönheit nicht verstehen, es fehlt ihm der feine Sinn dafür“ (V 100). Er preist den großen Briten, weil er die flüchtenden

Antonius und Cleopatra mit einer Ente und dem brünstigen Enterich verglich, denn es sei gleichgültig, ob ein Bild eine besondere „Schönheit“ aufweise, die Hauptsache sei, daß es nur charakteristisch getroffen sei (V 87); darum rühmt er auch Herman Conradis meisterhafte Naturbilder (V 133). Homerische Kraft ruht in Liliencrons sprachlicher Treffsicherheit, obwohl er selbst Homer nicht mag, er wurde ihm in der Schulzeit verekelt (V 187).

Wie Shakespeare, so strebt auch Liliencron nicht klangvolle Schönheit bei seinen Bildern an, die er so gerne dem uns vertrauten Tierleben entlehnt. „Der Kartäusermönch“ vergleicht sich z. B. mit der Ente, wenn sie „flügelschlagend nach dem Tauchen im Teiche steht“, so sei von ihm das Erdenleid abgeglitten (IX 88); der Bauer, der, von seinem bösen Weibe gequält, in den Tod geht, schlug mit den Händen um den Kopf, als wollte er große Vögel verscheuchen, die ihn verfolgten (V 165). — Ähnlich heißt es auch in dem Gedichte „Einer Toten“:

> . . . Tausend schwarze Krähen,
> Die mich umflatterten auf allen Wegen,
> Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
> Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit. (VIII 69.)

Ein „Schwarm von Sommervögeln“ umflattert endlich des Mädchens düstere Stirne in der „Italienischen Nacht“ (VIII 68), über das Gesicht seines verwundeten sterbenden Freundes spielt es oft wie Irrlichter, „es huscht etwas darüber hin wie der Schatten eines fliegenden Vogels“ (I 97; vgl. VII 209).

Besonders das kämpfende, leidende und sterbende Tier zieht der Dichter zum Vergleiche herbei. So schildert er den edlen Tod des verwundeten Hirsches, auch er möchte so sterben („Jagdstück“ VII 127), die feindlichen Heere kämpfen wie „zwei Hirsche, die sich in den Geweihen verfangen haben und, mit gleicher Kraft sich gegeneinander stemmend, nicht vor noch rückwärts können“ („Geert der Große“ II 224), Oberleutnant Behrens ist tollkühn, waghalsig, stößig wie ein verwildeter Hirsch („Unter flatternden Fahnen“ I 72).

Und wenn der Mensch im größten Schmerze klagt, dann gellt es so wie der Schrei eines Falken, eines todwunden Tieres (II 60, 57). Wie ein krankes Reh trägt er sein Liebchen auf dem Arme („Ich war so glücklich“ VIII 169); ein Parteigänger will der Dichter seinem Vaterlande werden, „wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebunden Tier“ (I 34); das weiße Weib und der Neger, auf Planken gekreuzigt ans Land geschwemmt, erinnern ihn an Totenkopfschmetterlinge, die er in der Jugend nebeneinander aufgespießt hatte (II 103). „Über den Toten gebeugt“, den toten Freund, spricht er die bedeutungsvollen Worte:

> Ach, wie der ausgelöschte Käfer liegst du
> Mensch, Käfer, den der plumpe Schuh des Todes
> Erbarmungsvoll zertrat im Weiterschreiten,
> Im Weiterschreiten, das kein Hemmnis aufhält. (VII 219.)

Wie ein junges Kätzchen, das man ersäuft, will die verlassene Hanne sterben (II 69). Symbolistisch ist der Spatz, der auf dem Weiser der Sonnenuhr sitzt und sich putzt, „dann fliegt er weg, im Kirschenbaum zu landen, doch unterwegs schlägt ihn der böse Falk" („Una ex hisce morieris" VIII 71; vgl. auch VII 81).

Auch die tolle Jagd nach dem Glücke stellt der Dichter dar in grandiosen Bildern. Ein Reiter auf schweißbedecktem Rosse mit fliegenden Flanken, von blutgierigen Wölfen gejagt, das ist der Mensch, verfolgt von dem Schicksal („Sursum corda?" VIII 132); Unglück und Schuld sind zwei schwarze Rosse, die den Menschen „an ihren Mähnen durch das Leben schleifen durch Berg und Tal, im Schmutz der Gassengosse",

> Sie reißen dich, o ausgelass'ne Posse,
> Dahin in deines Blutes Purpurstreifen. (VII 129.)

So sitzt auch in der an die Apokalypse erinnernden Vision der „Hetzjagd" das Glück auf einem Pferde, von Bulldoggen begleitet; die Armut hat in diesem Zuge das Haupt der quälenden Schmeißfliege (IV 220).

Dem gefangenen Keiler gleicht „König Ragnar Lodbrok", doch seine Kinder rächten seinen Tod, „die Ferkel kamen geschwommen, sie hörten des Keilers Geschrei" (VII 12), wie ein angeschossener Keiler stürzte Waldemar auf den Grafen (II 225) und als der Baron Abschied nahm von seinem Katherl: „wie ein Keiler durchs Unterholz, so brach sie wild durch die Menschen."

Der völlig erschöpfte Offizier gleicht beim Trinken dem trinkenden Pferde, das die Lefzen aus dem Eimer hebt (II 159); K. Bleibtreu, der den modernen schöngeistigen Schund mit offenem Visier bekämpft, gleicht dem kühnen Reiter, der einen wild eingefangenen Mustanghengst besteigt (VI 64). Unter den lieben Vettern „war ein ewiges Teilen, ein ewiges Knurren wie bei Hunden, die aus einer Schüssel fressen" („Geert der Große" III 222), der wackere Unteroffizier Cziczan lief in der „Sommerschlacht" wie ein Schäferhund an den Seiten der Kompanie (I 41), seine Augen leuchteten wie die Lichter eines Luchses (I 47), das Katherl war dem Gutsherrn auf der Reise durch München „wie ein verloren Hündchen" zugelaufen („Die Schnecke" II 18). Und als „Das Blumenmädchen" des Dichters Geld abweist, da geht er beschämt „wie der Kater seiner Wege, wenn ihm im Sprung der Sperling weiterflog" (VIII 125).

Liliencrons lyrische Stärke liegt in der Stimmung, seine Poesie ist, wie W. Rühl in seiner biographischen Skizze (Gose u. Tetzlaff, Berlin 1902)

erwähnt, Poesie des Eindruckes, impressionistische Kunst. Alles bei ihm ist ihm sinnlich, greifbar, wirklich vorhanden. Sein Ausdruck besitzt aber auch nach Oppenheimers ästhetischer Studie (Schuster u. Loeffler, Berlin 1898, S. 26) die wertvolle Kraft, ganz bestimmte Assoziationen auszulösen und andere störende Assoziationen auszuschalten. Das paßt auch auf seine Stimmungsbilder aus dem Tierleben. Das klagende Brüllen der Kuh (VIII 82) erinnert ihn an all die Ungerechtigkeiten der Menschen, an den Weltuntergang, des Falken Schrei an die Jugendzeit („An einen Freund" VIII 59). Zwei Zitronenfalter, in brünstiger Liebe umfangen, fallen, durch die Kälte erstarrt, in den Teich. Dies Naturbild mahnt ihn an das Ersterben der menschlichen Liebe im Frost und dumpfer Langeweile, mahnt ihn an herrliche Stormsche Verse (III 90); der Geier, der aus stolzer Höhe in die Tiefe äugt, läßt den „Kartäusermönch" (IX 87) an das menschliche Schicksal denken, und des Buchfinks Pink Pink erinnert den Baron Hummelsbüttel an eine entsetzliche Szene aus seiner Kriegszeit: er mußte einen jungen Franzosen erschießen lassen, der Verrat geübt hatte. Pink Pink sang zutraulich ein Buchfink, als er feuern ließ und als die alte Mutter sich mit irren Augen auf den erschossenen Sohn warf, da klang es wieder: Pink! Pink!

Aber der Dichter weiß auch durch Tierszenen Stimmungen herbeizuführen, die Wirkung zu erhöhen, die Tragik zu verschärfen. — Ein Rabe betrachtet sehnsüchtig den Verwundeten (II 13); als „Greppert Meinstorffs" Leiche in Sand und Schlick und Schlamm auf den Watten liegt, umkreist ihn die Raubmöwe, den Kopf mit dem furchtbaren Schnabel prüfend über ihn gierend (II 92). An dessen Sarge genest Meinstorffs Geliebte eines toten Söhnchens und stirbt. Ein verirrter Sperling stößt unterdessen geängstigt an die Scheiben, flattert unstet umher, sichtbar klopft sein Herzchen. Und als des Toten Gattin zum Sarge tritt, das tote Mädchen sieht und das tote Kind, da schreit sie auf . . . Entsetzt ist der Sperling aufs große Kruzifix geflogen . . . (II 94). — Ein anderes Stimmungsbild! Ein Herbstabend. Auf dem Deiche nimmt ein Knecht Abschied von seinem Liebchen. Die munteren Starschwärme sind eben verschwunden, nur der schwermütige Ruf des Regenpfeifers tönt. Wo er sich hören läßt, sagt der Volksmund, da hilft der liebe Gott nicht! „Nu adjüs, min söte Deern, wi seht uns ni weller." Es antwortet ihnen nur der Regenpfeifer. Da verschwinden zwei festumschlungene Gestalten in den Fluten. Noch einmal flattern die Stare auf, dann „ruft nur der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer" (VII 214). Des Regenpfeifers Todesruf erschallt auch, als der Offizier sich erschießt, der von der geliebten Königin Abschied nehmen mußte. „Nichts regte sich im Gemach. Alles lag steif und starr. Allein der Qualm einer über den

Tischrand eben weggelegten Zigarre zeigte Bewegung; er stieg wie von einem Opferflämmchen kerzengerade in die Höhe . . . Kein Ton. Nur der Regenpfeifer rief durch die Nacht, der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer" (VII 217). Der alte Klaus Tietge liegt auf der Bahre, auch er ist von eigener Hand gestorben. Angstvoll brüllen die Kühe und der Stier, der Kiebitz ruft dazwischen, ein kalter Sumpfhauch weht Nebelstreifen heran. Und eine Spinne läßt sich mit fast wagerechten Beinchen an einem Faden herab in des Toten offenen Mund (III 107 „Die Mergelgrube"). — Gewitterschwüle lastet über dem Landhause des Titus Althaus, eine gewitterschwüle Spannung herrscht zwischen ihm und Line, die er verlassen will, schon droht ihm der Tod von dem rätselhaften Mädchen. „Von einem Vögelchen in der Nähe der Laube klang unaufhörlich ein ängstliches Piepen" (III 189). — Breide Hummelsbüttel, der sein Gut verlassen muß, von den Gläubigern verdrängt, starrt in die mondhelle Nacht hinaus. In dieser Stimmung hört er aus dem Garten den klagenden Ruf eines in seinem Neste überfallenen Vogels (VI 149). Und als der Dichter an sein verstorbenes Liebchen denkt, erklingt hierzu das harte, grellklingende Tzink Tzink Tzink der Schwarzdrossel („An Richard Dehmel" IX 170). Aber auch freudige Stimmungen begleitet der Tiere Laut. Als der Dichter „nach dem Balle" mit der Komtesse glückstrahlend dem erwachenden Tage entgegenfährt, da gurren und lachen die Tauben und die Bauernhunde kläffen (VIII 100). — „Der Genesende" erfreut sich an dem frischen Drosselzank, der stolze Reiher in der Luft weckt seinen Drang nach Gesundheit, Kraft und Freiheit (VII 197). Über einem bäuerlichen Paare, das sich in voller Lebens- und Liebeskraft umschlungen hält, stürmt eine Schar wilder Gänse hin, die in dem Herzen des Dichters den Drang nach Freiheit, die Sehnsucht nach echter Natur erwecken (IV 28), sowie die Betrachtung der von schwerer Arbeit gebeugten Landleute mit Frosthänden und gebücktem Nacken begleitet wird von dem Liebeskampfe der Raben, der Finken (IV 26). — Das Auftauchen von Wildgänsen gibt dem seines Amtes entsetzten alten Pfarrer neuen Lebensmut, dem Prinzen, der das Friesenmädchen liebt, erwachendes Liebesglück. Über dem Sarge des Greises aber, der eben in die Gruft versenkt wird, klingt ihr Gekrächze ob des schroffen Gegensatzes wie bittere Ironie. „Alle schrien: Leben, Futter, Leben, Leben . . . und dann waren sie verschwunden. Unten aber lag der stille Mann und war für immer erlöst von Futter und Leben" („Wilde Gänse" IV 243).

So läßt sich Liliencron auch das allezeit wirksame poetische Motiv des Gegensatzes nicht entgehen: denn gerade darin, daß die Natur in ihrer ewig gleichen Schönheit gleichgültig des Menschen Leid umgibt, liegt die größte tragische Ironie, ein unerschöpflicher Born der Dichtung. — Auf

dem Schlachtfelde liegt der tote Offizier, bei ihm hockt der treue Hund, doch die Schwarzdrossel flötet unbekümmert und freut sich des schönen Morgens (I 85), die betrogene Frau, die aus den Traumreden des Gatten das verhängnisvolle „Geheimnis“ entdeckte, verschwindet neben dem ruhig träumenden Schwane im Gartenteich (VII 178), der Großhändler Jantzen, der kein liebendes Herz hinterläßt, wird zu Grabe getragen, während ein Leierkasten spielt, eine Nachtigall singt und im Kutscherhause hinter der Villa ein Kanarienvogel seine Triller schmettert (IV 44). — Hanne, von dem reichen Kaufmannssohne Fehrs verlassen, stirbt im Spital! „Und der Herbstmorgen war doch so schön, so frisch und köstlich. Durch das geöffnete Fenster hörte man fröhliche Kinderstimmen im Garten . . . In den Linden hatten sich Hunderte von schwatzenden Staren versammelt . . . Und in all dieser Herrlichkeit und Fröhlichkeit mußte das schöne Mädchen von der Erde“ („Der letzte Gruß“ II 73).

Der Naturfreund, der in der „Mergelgrube“ den Tod suchte und fand, wird an einem schönen Frühlingstage bestattet, von Bienen umsummt und von Schmetterlingen umgaukelt, als wenn ihn die Natur zum letztenmal grüßen wollte (III 126), die Mörderin des Titus Althaus legt das „Richtschwert von Damaskus“ auf die Brust, blickt, auf dem Ruhebette liegend, mit ihren blauen Kinderaugen in den Vollmond — eine Nachtigall schlägt in stiller Nacht, an der Tür schnuppert der treue Pinscher, er wittert das sickernde Blut seines Herrn (III 203). — „Die Drossel“ singt, während der Kranke auf dem Operationstische ruht, sie singt, als er in Narkose verfällt, sie singt, als er erwacht (VII 96); ein lebenslustiges Kranichheer zieht im „Frühling“ über die alte, betende, weltfremde Nonne hin (VII 126); in der „Schwalbensiziliane“ kommt so recht der Gedanke zum Ausdruck, daß die Natur, unbekümmert um Mutterliebe und Frühlingslust, Manneskampf und düstern Tod ihren steten Kreislauf wandelt, denn menschliches Glück und Leid werden von dem Kehrreime begleitet: „Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder“ (VII 124). — Und nie waren die Saatkrähen und Goldammern so munter, nie jubilierten die Vögel so laut, nie war der Ruf des Milans so sanft, nie der Enten Schar im Teiche so ausgelassen als damals, wo Breide sein Gut durchschritt — zum letztenmal. Die herbste Satire aber des sorglosen Getiers auf die Qualen, das Lieben, Sterben und Streben des Menschengeschlechtes sind die „Schmetterlinge“, eine Reihe der geistreichsten, poetischen Perlen.

Über ein Schlachtfeld
Flatterte ein Schwalbenschwanz.
Das Blut hielt er für Rosen:
Ach, wie viele schöne rote Rosen
Hat die Erde! (VII 209.)

So hat Liliencron die Kinder, das vielgestaltige Getier geliebt und mit seiner Sprachgewalt der Dichtung zu eigen gemacht. Und wenn er in seinem „Mäzen" (V 40) neben Keller und K. F. Meyer Böcklin den größten deutschen Lyriker nennt, so ist unser Dichter unter den Poeten ein gottbegnadeter Maler, ein poetischer Böcklin, Klinger oder Thoma.

Die pädagogische Bedeutung der Schularzteinrichtung.

Vortrag, gehalten auf der amtlichen Hauptversammlung der Lehrerschaft des Schulinspektionsbezirks Dresden I am 23. November 1904.

Von **G. Schanze** in Dresden.

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!"

Es gibt kaum einen Zweig der menschlichen Wissenschaften, der die Allgemeinheit sowohl, als auch den einzelnen Menschen so nahe angeht, wie die Hygiene. Dennoch wird weder der Schulgesundheitspflege noch der allgemeinen Hygiene auch in unseren Kreisen das Interesse entgegengebracht, welches beide verdienen. Der Stand der Zahntechnik in unserer Zeit, das Mißverhältnis der Zahl öffentlicher, wie privater Badeunternehmungen zur Bevölkerungsziffer und Größe unserer Stadt und endlich die Tatsache, daß unter den einzelnen Wissensgebieten, mit denen sich die Lehrerschaft in ihren freien Versammlungen beschäftigt, die Hygiene noch zu den wenigst bevorzugten gehört, belegen diese Behauptung hinreichend.

In Berücksichtigung dieses Umstandes möchte ich durch meinen Vortrag erstens dazu Anregung und Anlaß geben, daß die hiesigen pädagogischen Kreise mehr als bisher sich der Privatlektüre der hygienischen, insbesondere der schulhygienischen Literatur zuwenden. In dem Maße, in welchem dies geschieht, wird — des bin ich gewiß — das Interesse an hygienischen Dingen wachsen, denn der Mensch ist, was er liest. Zum zweiten möchte ich dazu Anregung bieten, daß Unterricht und Erziehung mehr als bisher auf die sichere Grundlage anthropologischer Erkenntnis in Verbindung mit eigener Beobachtung gestellt werde, und daß die ganze Erzieherarbeit von hygienischem Denken durchdrungen sei.

I.

Unser Thema, hochgeehrte Versammlung, bildet nur einen Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Schulhygiene, die ihrerseits immer als Teil der allgemeinen Hygiene angesehen werden will. Unser Gegenstand stellt aber

dasjenige Gebiet dar, welches am längsten und heftigsten umstritten war, dessen Existenzberechtigung bis in unsere Tage hinein in Zweifel gezogen wurde. Daß Schulgebäude, Schulzimmer und Bänke, daß Luft, Belichtung und Beheizung gewissen gesundheitlichen Anforderungen genügen sollen, gilt — nachdem dies schon in unserem sächsischen Volksschulgesetz von 1873 vorgesehen und zum Teil auch in früheren Hauptkonferenzen Gegenstand der Besprechung gewesen ist — als etwas Ausgemachtes und Selbstverständliches. Daß aber der Schularzt eingehende körperliche Untersuchungen an den Kindern vornehme — man ist in letzter Zeit gewöhnt geworden, dies unter Schularzteinrichtung zu verstehen — das erscheint manchem gegenwärtig noch als ein unberechtigter Eingriff in das Schulwesen.

Ich sehe es nicht gleichzeitig als meine Aufgabe an, Ihnen den Streit der Meinungen über die Schularztfrage eingehend vorzuführen. Es sei mir nur gestattet, die beiden bedeutsamsten Phasen dieses Kampfes zu berühren. Sie sind an die Namen Axel Key und Hermann Cohn geknüpft. Der schwedische Professor Key ist der wissenschaftliche Begründer der Schularzteinrichtung; er hat — angeregt durch das dänische Beispiel Axel Hertels aus dem Jahre 1882 — durch seine „hygienischen Untersuchungen" an über 11000 Schülern, deren Ergebnisse in einem umfangreichen, von Burgerstein übersetzten Bande veröffentlicht wurden, die Schularztfrage auch für Deutschland mit solchem Nachdruck auf die Tagesordnung gebracht, daß sie seitdem nicht mehr von derselben verschwinden konnte. Keys Buch ist nach Dr. Hermann Schillers Meinung grundlegend und maßgebend für hygienische Schulfragen geworden. — Der bekannte und um die Hygiene hochverdiente Breslauer Augenarzt Hermann Cohn hat nun durch seine übertriebenen Forderungen namentlich auf dem Genfer hygienischen Kongreß den lebhaftesten Widerspruch der deutschen Pädagogen hervorgerufen. Nach ihm „sollte der Schularzt das Recht haben, jeder Unterrichtsstunde beizuwohnen, event. die Schule zu schließen, er mußte bei der Aufstellung des Lehrplans zugezogen werden, damit Überbürdung vermieden würde, er mußte unbarmherzig alle Klassen schließen, die zu finster oder sonst der Gesundheit schädlich waren." (S. Die Schularztfrage. Ein Wort zur Verständigung von Hermann Schiller, Berlin, 1899. S. 10.)

Meine Damen und Herren! Daher kam es, daß die Lehrerschaft im Schularzt den „10. Vorgesetzten" witterte und Stellung gegen die Schularzteinrichtung als Ganzes nahm. Inzwischen ist als Frucht aus diesem Kampfe die Anstellung von Schulärzten jedoch ohne jene Machtbefugnisse — in zahlreichen Gemeinden, namentlich Groß- und Mittelstädten — hervorgegangen. Professor Dr. Griesbach, der Vorsitzende des deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, hat im Jahre 1903 auf der Ver-

sammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Cassel über den Stand der Schulhygiene in Deutschland einen Vortrag gehalten (erschienen bei Vogel in Leipzig), in welchem bezüglich der Verbreitung der Schularzteinrichtung mitgeteilt werden konnte, daß in 215 deutschen Orten der schulärztliche Dienst eingeführt ist und von zusammen 577 Schulärzten ausgeübt wird. — Bei uns in Sachsen ist die Schulhygiene unter den deutschen Staaten am ehesten und besten organisiert worden. Schon unterm 8. November 1882 erschien eine Verordnung des Königl. Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, in welcher zunächst bezirksärztliche Anordnungen aufgestellt sind, die den Ausschluß erkrankter Kinder oder deren Geschwister vom Unterricht und die Wiederaufnahme in die Schule regeln. — Seitdem hat die Regierung auf mehrfache, der Sache günstige Begutachtungen des Königl. Landesmedizinalkollegiums hin die Anstellung von Schulärzten empfohlen, und in der letzten Konferenz der Schulinspektoren konnte Se. Exzellenz der Kultusminister mitteilen, daß in 44 Schulgemeinden 93 Schulärzte angestellt sind. — Was nun besonders unser Dresden anlangt, so muß rückhaltlos zugestanden werden, daß es auch in schulhygienischer Hinsicht vorangegangen ist. Dr. Paul Schubert-Nürnberg sagt in seiner Abhandlung über das Schularztwesen in Deutschland, veröffentlicht in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1903 Nr. 7: „Das Verdienst, zuerst in Deutschland dem Schularzt die Pforten geöffnet zu haben, gebührt den Städten Leipzig und Dresden." — Wer die hygienische Fachliteratur kennt, wird wissen, daß Dresden auch die erste zusammenfassende und vergleichende Statistik über die Ergebnisse schulärztlicher Untersuchungen geliefert hat. Auch die Städteausstellung im Jahre 1903 hat in ihrer Dresdner Abteilung für Schulgesundheitspflege glänzendes Zeugnis abgelegt von dem Fortschritt in unsrer Stadt auf schulhygienischem Gebiete. Es hat indessen auch früher an schulhygienischen Arbeiten bei uns nicht gefehlt. So hat z. B. — wenn man von Dankwarths Arbeiten absieht — der verstorbene Direktor Leupold in dem Berichte der Direktorenkonferenz von Ostern 1890 einen längeren Aufsatz über Schulgesundheitspflege geschrieben, der die Hygiene der Schulgebäude und ihrer Einrichtungen, des Unterrichts und der Kinder in gleicher Weise berücksichtigt. In dieser Arbeit wird z. B. über die in den Jahren 1888 und 1889 unter Schulrat Eichenberg mit Hilfe der Cohnschen Tafeln vorgenommenen Prüfungen der Sehschärfe der Kinder, über die Errichtung von Heilkursen für Stotterer und anderes, zum Teil sehr eingehend, berichtet. Schon damals wurden die Plätze nicht nach Kenntnissen und Wohlverhalten, sondern nach Körpergröße, Hör- und Sehfähigkeit, kurz nach hygienischen Gesichtspunkten unter die Kinder verteilt. Den Schularzt hatten wir in Dresden zu dieser Zeit schon längst (1867 wurden hier die

ersten 3 Schulärzte angestellt), doch wurde er wegen der Hygiene des Kindes selten in Anspruch genommen. Er war überhaupt in früherer Zeit mehr für die sanitären Verhältnisse und Einrichtungen des Schulhauses und der dazu gehörigen Anlagen, wie für die Hygiene des Unterrichts bestellt. Untersuchungen der Kinder gemäß einer Dienstordnung bestehen bei uns seit 1893, also 3 Jahre früher als in Wiesbaden, dessen Einrichtungen im Jahre 1898 der preußische Kultusminister als mustergültig empfohlen hat. Doch waren diese körperlichen Untersuchungen nicht allgemein durchgeführt. Erst seit 1902 finden die schulärztlichen Untersuchungen der neuaufgenommenen Kinder an den Bezirksschulen allgemein statt; jetzt haben die städtischen Körperschaften auch hierfür besondere Mittel bewilligt und damit das Haupthindernis in der Weiterentwickelung der Schularztfrage beseitigt. Diese Förderung der Schularztangelegenheit ist wohl der Erwägung zu danken, daß Arzt und Lehrer, die in der neuen Zeit zur gemeinsamen Lösung neuer Probleme berufen sind, Bundesgenossen sein müssen, die sich zur Förderung der Hygiene gegenseitig Hilfe zu leisten haben. Wir dürfen uns im Interesse der Schule und der Jugenderziehung dieser Errungenschaft freuen und wünschen, daß sich unsere Schularzteinrichtung, so wie sie jetzt getroffen ist, einleben möge.

Die auch jetzt noch bestehende Befürchtung, der Schularzt könne sich zum Vorgesetzten des Lehrers auswachsen, kann leicht durch Aufnahme eines entsprechenden Satzes in die Schularztordnung an Stelle desjenigen im Begleitschreiben zu derselben enthaltenen, der von der Schreibhilfe des Lehrers bei den schulärztlichen Untersuchungen handelt, beseitigt werden.

II.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Blick auf die Entwickelung der Schularztfrage der Bedeutung der schulärztlichen Untersuchungen zu — denn diese haben sich, wie bereits bemerkt, in der Gegenwart zur Hauptaufgabe des Schularztes herausgebildet —, so muß auffällig erscheinen, daß bei dem Hin- und Herwogen des Streites über die Sache meist der medizinisch-klinische Wert, bzw. der Wert für die allgemeine Hygiene hervorgehoben wurde, wenn von dem Nutzen die Rede war. Eine große Rolle spielten dabei die ansteckenden Krankheiten, die der Schularzt zu verhüten imstande sei. Ich meine, daß darin etwas Überschätzung des ärztlichen Könnens und Vermögens liegt. Wenn die Bedingungen für die Epidemie vorhanden sind, so wird sie kein Schul- oder Bezirksarzt zu bannen vermögen; er kann durch die Schließung der Schule oder der Klasse diese nur von der Mitschuld an der Verbreitung der Krankheit befreien. Entstehen keine Epidemien mehr, oder verlieren sie den bösartigen Charakter, was in demselben Maße der Fall

sein wird, in dem die allgemeine Hygiene fortschreitet, so wird dies dem Arzte nur insoweit zu danken sein, als er an dem Fortschreiten der allgemeinen Hygiene Anteil hat. Dieser Anteil eines einzelnen kann aber naturgemäß nur gering sein. — Bedeutsamer für die allgemeine Hygiene und die des Kindes zugleich erscheint mir die Feststellung unbekannter, namentlich chronischer Krankheiten an den Kindern durch die schulärztlichen Untersuchungen und die Beratung in Fällen, wo die Eltern nachlässig in der Fürsorge für die Gesundung des Kindes sind. Von den Schularztbezirken der Herren Dr. Werner und Hofrat Dr. Krug ist mir bekannt, daß Eltern zu wiederholten Malen dahin beraten worden sind, mit den Kindern nach der Poliklinik, bzw. zum Krankenkassenarzt zu gehen. Die Fälle betrafen schlimmere Augen- und Ohrenleiden, behinderte Nasenatmung durch Hypertrophie der Mandeln usw. Wiederholt wurden auch an Hautausschlägen leidende Kinder vom Schulbesuch ferngehalten und dann geheilt wieder aufgenommen. Ein Knabe erlitt im September 1902 durch einen Sturz auf der Terrassentreppe eine Gehirnerschütterung und versäumte deshalb einen halben Tag die Schule. Danach schickten die Eltern das Kind wieder zum Unterricht und schienen keine weitere Notiz von dem Vorfalle zu nehmen, obwohl man dem Knaben den Unfall am blassen Gesicht ablesen konnte. Kurz darauf erschien der Schularzt, um die üblichen Untersuchungen vorzunehmen. Ich teilte ihm den Fall mit. Der Arzt stellte den Zustand fest, fand den Schulbesuch für höchst bedenklich und riet, das Kind 14 Tage vom Schulbesuch zu dispensieren, indem es so lange der Ruhe im Bett bedürfe, was den Eltern mitgeteilt wurde. Nach den Michaelisferien kam der Knabe erholt wieder zur Schule. Ich habe ihn noch nach Möglichkeit geschont, weil er mir lange noch dem Gesichtsausdrucke nach an den Folgen des Sturzes zu leiden schien. Jetzt, nachdem der Schüler das dritte Jahr meiner Aufsicht untersteht, kann der Fall als Beispiel für den Wert schulärztlicher Untersuchungen namhaft gemacht werden.

III.

Mit diesem Fall, meine Damen und Herren, haben wir unser eigenstes Gebiet, das von der pädagogischen Bedeutung schulärztlicher Untersuchungen handeln soll, bereits betreten. Diesen pädagogischen Wert haben eigentlich erst die Schularztordnungen zu Ehren gebracht. Sie erkennen ihn darin, daß die Kinder je nach dem ärztlichen Befunde ihren Platz erhalten können, daß Ausschluß von gewissen Unterrichtsdisziplinen — z. B. bei Bruchschäden vom Turn-, bei Augenleiden vom Handarbeitsunterricht — durch das ärztliche Zeugnis herbeigeführt wird usw. Während indessen auch die Schularztordnungen hauptsächlich die nicht zu unterschätzende Hygiene des Unterrichts und des Kindes im Auge haben, möchte ich das Augenmerk gleichzeitig mit

auf die Bedeutung der schulärztlichen Untersuchung für unsere pädagogische Kunst lenken.

Wir Lehrer sollen Menschen bilden, d. h. in Pestalozzis Sinn und Hildebrands Geist gesprochen: wir sollen das im Kinde ruhende Menschentum zur Entfaltung kommen lassen. Dazu ist nötig, zu wissen, was dieser Entwickelung hinderlich ist; denn in der Beseitigung und Umgehung der Hindernisse, nicht in dem Aus- und Auffüllen mit Stoff liegt die Hauptarbeit des Lehrers und Erziehers. Welche sind diese Hindernisse, und wo liegen sie? Sie liegen teils außerhalb des Kindes, teils im Kinde selbst. Wir Erzieher haben es hauptsächlich mit den letzteren zu tun. Sie bestehen in den geistigen und körperlichen Leiden, Gebrechen und Unvollkommenheiten mancherlei Art. Der Lehrer muß sie kennen, wenn er ihrer Herr werden will. Zugleich möchte er sich jederzeit der innigen Wechselbeziehung zwischen Geist und Körper bewußt sein. Manche Pädagogen sind immer noch der Meinung, daß sie es — wenn sie nicht gerade Turnunterricht erteilen — nur mit dem Geist und nicht auch mit dem Körper zu tun haben. Es läßt sich sonst schwer erklären, daß manche Pädagogen den Kindern nicht die volle gesetzlich verordnete Pause zwischen den Unterrichtsstunden vergönnen. Es gibt keinen geistigen Mangel ohne physiologische Ursache. Geistes- und Körperbeschaffenheit müssen zusammengehalten werden; denn sie bedingen sich gegenseitig. Die geistige Beschaffenheit zu beobachten und festzustellen, ist der Lehrer berufen; den körperlichen Zustand ist auch der hygienisch gebildete Lehrer, selbst wenn er die Kinder entkleiden dürfte, meist nicht in der Lage zu bestimmen. Wir vermögen wohl die schlimmsten kurzsichtigen und schwerhörigen Kinder herauszufinden, Skoliose oder eine Trichterbrust (bei rhachitischen Kindern) jedoch, angehende Lungenleiden oder bereits ausgebildete Herzleiden oder gar Bruchschäden vermögen wir nicht festzustellen. Es gehören dazu außer den Instrumenten gewisse klinische Kenntnisse, mit denen uns der Arzt zu Hilfe kommen soll.

Wenn wir uns nun näher ansehen wollen, was uns die Schulärzte betreffs des Gesundheitszustandes besonders der zu Ostern neuaufgenommenen Kinder zu berichten haben, damit dieser Beitrag zur Individualkenntnis bei der Ausübung der Lehr- und Erziehertätigkeit auch Berücksichtigung finde, so verdient hervorgehoben zu werden, daß wir es dabei zunächst nicht mit den sogenannten Schulkrankheiten zu tun haben. Der Zustand, in dem wir die Kinder von den Eltern zugeführt bekommen, ist nicht der Ausdruck von geringer oder zu starker Inanspruchnahme der Geistes- und Körperkräfte im Sinne der Schule, sondern dieser Zustand zeigt uns, in welchen sozialen Verhältnissen die Kinder aufwachsen, welcher Pflege und Erziehung die Kleinen in ihren ersten Lebensjahren teilhaftig wurden. Anders ausgedrückt:

welche Mängel den Kindern schon bei der Geburt als traurige Mitgift für den Lebensweg angehängt wurden, und für welche Gebrechen sie die unschuldigen Träger durch Erwerbung geworden sind. — Welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen Bürgerschulkindern und Bezirksschulkindern besteht, habe ich im September 1903 in einem Aufsatze, betitelt „Der Gesundheitszustand unserer Volksschulkinder", im Dresdner Anzeiger durch eine Tabelle gekennzeichnet. Die Tabelle, welche sich auf einen Bericht des Herrn Hofrat Dr. Krug über die Tätigkeit der Schulärzte zu Dresden gründet (erschienen im Ärztlichen Vereinsblatt für Deutschland, Jahrgang 1897, Nr. 356), zeigt, daß an den Bürgerschulen 59 %, an den in Frage kommenden Bezirksschulen aber nur 32 % gesunder Kinder gefunden wurden. An den Bezirksschulen waren 7 % mehr blutarme und fast 13 % mehr rhachitische Kinder vorhanden als an den Bürgerschulen. — Von Leipzig wird aus dem Jahre 1903 berichtet, daß der Prozentsatz der körperlich gut beanlagten Kinder in den höheren Bürgerschulen 63, bei den Bürgerschulen 51, bei den Bezirksschulen aber nur 45 war. Daß die gesundheitlichen Verhältnisse an Bürger- und Mittelschulen günstiger liegen als an Bezirks- und Elementarschulen, wird auch aus Chemnitz und Wiesbaden, wo die Untersuchungen sehr eingehend vorgenommen wurden, übereinstimmend berichtet.

Meine Damen und Herren! Sie werden mit mir, auch ohne daß ich Sie mit weiterem statistischen Material behellige, aus Erfahrung überzeugt sein, daß es des körperlichen und geistigen Elends unter unseren Kindern genügend gibt, um die nötigen Folgerungen für eine individualisierende Behandlung derselben daraus zu ziehen. Dazu ist zuerst nötig, daß das schulärztliche Zeugnis über jedes Kind, auch das gesunde, unter „Bemerkungen" in die Versäumnistabelle eingetragen werde, damit es einen tagtäglichen Anhalt für unsere pädagogischen Maßnahmen und Beurteilungen bilde. Anderwärts hat man Gesundheitsscheine eingeführt. Solange wir nicht die allerdings wünschenswerten Nachuntersuchungen haben, die z. B. in Wiesbaden im 3., 5. und 8. Schuljahr vorgenommen werden, erscheint der Eintrag in die vorhandene Tabelle ausreichend, wenn der Vermerk auf den nächsten Klassenlehrer übergeht und bei der Umschulung auf dem Entlassungszeugnis gleichfalls angebracht wird. Die Angaben über Körpergröße, Gewicht und Brustumfang — diese Ausweise normaler Entwickelung — sind notwendige Ergänzungen hierzu. — In unseren „Beilagen zum Aufnahmebogen" besitzen wir übrigens ganz brauchbare Gesundheitsscheine; sie wollen nur allgemein in der rechten Weise verwendet sein. Wir können mit ihrer Hilfe und Ausgestaltung recht wohl zu den vielfach gewünschten Individualitätenbogen gelangen wie sie in Löbtau bereits im Gebrauch sind.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Manchmal hat's nicht den Anschein, als ob's der Menschheit Würde sei, die uns in die Hand gegeben wurde. — Da sehe ich ein hochgradig nervöses Kind. „Brustkorb rhachitisch, X-Beine, große Mandeln", so lautet das ärztliche Zeugnis weiter. Aus den Bemerkungen des Direktors, die bei der Anmeldung des Kindes nach Befragen der Mutter gemacht wurden (eine sehr empfehlenswerte, den Schularzt unterstützende Einrichtung), ersehe ich aber, daß Augen und Ohren normal sind. Das Kind hat dennoch keine Zahlvorstellung; es zählt nicht bis fünf. Strenge oder auch nur absichtliche Aufdringlichkeit hilft hier nicht, sondern schreckt ab und schüchtert ein. Das Kind kam schon unter Weinen zur Schule. Die Mutter mußte fast die ganze erste Schulwoche bei ihm stehen bleiben. Hier heißt's für den Lehrer Geduld üben. Solche Kinder — es gibt deren noch einige, wenigstens ähnliche Individuen in der Klasse — fordern die ganze Erfindungskunst und methodische Geschicklichkeit des Lehrers heraus. Die kurze Rechenlektion — Vor- und Zurückzählen im Zahlenraume von 1 bis 5 — hat bei ihnen noch nicht gefruchtet. Für sie ist z. B. auch die Lesestunde gelegentlich einmal Rechenstunde. Wir haben fünfmal „i" geschrieben. Ich sage: „Jetzt wollen wir mal die fünf Jungen, die da ihre Mützen in die Höhe werfen und „i" rufen, zählen." Ich rufe meine mathematici zu mir und lasse sie eine Extravorstellung im Zählen geben. Leistet einer dem Rufe nicht Folge, so wird das nicht als Gehorsamsverweigerung gedeutet und kein Zwang ausgeübt. Jede Widerwilligkeit wird schließlich durch das Beispiel und die Geselligkeit in der Klasse doch besiegt. Wir treiben die Zählübung also ohne den Streiklustigen zunächst vorwärts. Danach heißt es: „Jetzt schießen wir die „i"-Jungen tot, aber nicht alle auf einmal." Es wird eine kleine Schießübung veranstaltet, die die Kunst des Rückwärtszählens vermittelt. Auf solche oder ähnliche Weise bringt man auch die Schwachen mit nach und verhindert man, daß die übrigen derweil was anderes treiben. Es ist das eine erlaubte Kriegslist, wenn man das Unterrichten als einen Kampf gegen allerlei Unbilden ansehen will. — Ein anderer Knabe — für drei oder vier Klassengenossen wiederum ein Typus — hat folgendes Zeugnis erhalten: Sehr skrofulös und blutarm, etwas nervös. Die Schule hat schon festgestellt, daß das Kind stammelt und im dritten Lebensjahre erst das Gehen und Sprechen gelernt hat. Beim Unterricht zeigte sich, daß der Schüler keinen Formensinn hat; er vertauscht rechts mit links; die vorgesprochene Gedichtzeile vermag er nur wortweise nachzusprechen, kurz der Schüler leidet an verminderter Aufnahmefähigkeit und an Gedächtnisschwäche. Der ärztliche Beirat sagt mir, daß ich unrecht getan haben würde, wenn ich das Kind mit Strenge zu richtigen Buchstabenformen hätte bringen wollen. Hier heißt's wieder

geduldig warten, eines vielmaligen erneuten Anfanges unter gutem Zuspruch nicht müde werden und auch der schwachen Leistung die Anerkennung nicht versagen.

Kleine methodische Einheiten, langsames Vorwärtsschreiten bei steter intensivster Übung und Wiederholung des bereits Behandelten, aber deshalb doch nicht Abgetanen sind hier besonders erforderliche pädagogische Maßnahmen, deren Versäumen durch kein Strafmittel an den Kindern wettgemacht werden kann.

Als ein dritter Typus kann der Schüler gelten, dem chronischer Nasenkatarrh, adenoide Wucherungen, Mittelohrkatarrh mit verminderter Hörfähigkeit bescheinigt worden ist. Der Schüler ist „Mundatmer"; bei ihm ist u. a. die Fähigkeit aufzumerken herabgesetzt. Die schwerhörigen Kinder, von denen man überall da, wo genaue Hörprüfungen vorgenommen wurden, übereinstimmend um 15 % entdeckte, gehören zu den unglücklichsten und bemitleidenswertesten Geschöpfen. Bei ihnen ist ja nicht allein das Vorstellungsleben, sondern vor allem auch die Empfindungswelt beeinträchtigt. „Die akustische Welt des Gehörleidenden ist nicht nur eine kleinere, engere, sondern auch eine andere als die des Normalhörigen." Karl Brauckmann in seiner Schrift „Die psychische Entwickelung und pädagogische Behandlung schwerhöriger Kinder" empfiehlt hier nachdrücklich bewußte Übung des Muskelsinnes. Man übe täglich rhythmische Bewegungen der Glieder und der Sprechwerkzeuge. Die Muskeltätigkeit ist nach Demoor eines der wirksamsten Mittel, um die Gehirntätigkeit zu entwickeln und zu disziplinieren, und „wenn das Gehirn arbeitet, so tritt das gesamte Wesen in Tätigkeit". Auf die sprachliche Ausbildung ist beim Schwerhörigen ein besonderes Gewicht zu legen, wobei auch der optische Auffassungsweg das Absehen der Sprache vom Munde oder besser vom Gesicht zu Hilfe zu ziehen ist. Der Unterricht, der beim schwerhörigen Kinde die Verhältnisse des praktischen Lebens ganz besonders berücksichtigen muß, hat die Aufgabe, für Aneignung des Wort- und Formenschatzes unserer Sprache zu sorgen, damit auch eine fortdauernde Bereicherung des Vorstellungsschatzes ermöglicht werde. Man sieht, da werden wieder besondere Ansprüche an die Virtuosität des Lehrers gestellt. Jede Individualität wird dem Lehrer eine Mahnung, den Unterricht nach den verschiedensten Seiten hin interessant und packend, ich möchte sagen, für jedes Kind zwingend zu gestalten. Daß der Unterricht dieser Eigenschaft nicht entbehre, ist zwar eine alte Forderung, sie mag aber unter unserem heutigen Gesichtswinkel physiologischer Erwägungen in ein neues Licht gerückt sein. Die Ergebnisse der schulärztlichen Untersuchungen sind aber auch eine nähere Begründung zu jener weiteren alten pädagogischen Forderung von der Menschenfreundlichkeit im Unterrichte. Ihn muß die Sonne der Heiterkeit,

der das Lachen der Kinder auch ohne Kommando des Lehrers kein Greuel ist, beleben. Sie schmilzt das Eis des Trübsinns, das schon die schuldlos beladene Kindesseele umlagert.

Am augenfälligsten tritt die pädagogische Bedeutung des schulärztlichen Zeugnisses in der Nachhilfeschule in die Erscheinung, wo durch eingehende Untersuchungen des Schularztes, des Herrn Dr. Werner, nachgewiesen wurde, daß 65 % dieser schwachsinnigen Kinder eine abnorme Schädelbildung zeigten, 72 % Anomalien des äußeren Ohres und eine große Anzahl anderer Degenerationszeichen, wie kielförmigen Gaumen, abnorme Bildung der Zähne, verschiedene Muskellähmungen u. dgl. aufwiesen. An Stelle weiterer Ausführungen verweise ich auf die 1901 von den Herren Direktor Tätzner und Oberlehrer Bruggmeyer verfaßte, ebenso interessante, als verdienstvolle Schrift „Die Nachhilfeschule zu Dresden-Altstadt nach ihrer Entstehung und ihrem Ausbau", die auch manche beachtlichen Winke betreffs der Gestaltung des Unterrichtes und der pädagogischen Behandlung krankhaft veranlagter Kinder enthält.

Über allen schultechnischen Maßnahmen, Rücksichten und Zielen steht aber die Gesundheit der Schüler und Lehrer, sagt Professor Griesbach in seiner „Hygienischen Schulreform" (Hamburg und Leipzig bei Voß, 1899), was Sanitätsrat Altschul aus Prag in seinem Referat über den Wert der Experimente bei Schüleruntersuchungen, erstattet auf dem internationalen schulhygienischen Kongresse in Nürnberg Ostern 1904 so ausdrückte, daß er sagte, der für die geistige Entwickelung des modernen Kulturmenschen notwendige Unterricht sei derart zu gestalten, daß die körperliche und geistige Gesundheit unserer Schuljugend keinen Schaden darunter leide. Ich möchte sagen: Die pädagogischen Maßnahmen für Erreichung der Lehrziele müssen durch hygienische paralysiert werden. Dies führt uns zur Hygiene des Unterrichtes, die ich nur durch einige, mir besonders wichtig erscheinende Maßnahmen kennzeichnen will, da ich sie aus Mangel an Zeit nicht ausführlich behandeln kann, wobei wir das Kapitel der sogenannten Schulkrankheiten wenigstens mit streifen. Die erste hygienische Maßnahme dieser Art ist die Zurückstellung der zum Schulbesuch körperlich noch nicht tauglichen Kinder. Verkrüppelte, unter 90 cm messende Kinder, für die es keine Bankgröße gibt, müßten als schulunfähig zurückgewiesen werden. In Berlin wurden 1901 in zehn Schularztbezirken 12 % und im folgenden Jahre fast 10 % der untersuchten Kinder wegen Kränklichkeit vom Schulbesuch auf ein Jahr dispensiert. Ich möchte einen so hohen Prozentsatz nicht als Norm hingestellt haben, es könnte aber in Dresden von dem gesetzlich uns zugesprochenen Recht der Zurückweisung kränklicher Kinder etwas mehr Gebrauch gemacht werden. Die Schule muß sich dagegen verwahren, daß sie Kinderbewahranstalt im gewöhnlichen Sinne sei.

Meine Damen und Herren! Auch ohne die Ergebnisse der Ermüdungsmessungen nach Mossos Ergographen oder Griesbachs Ästhesiometer oder Ebbinghaus' Kombinationsmethode zu kennen, dürfte der Lehrer wissen, daß die Leistungsfähigkeit des kindlichen Gehirns ebensosehr ihre Grenzen hat, als durch anhaltendes Sitzen körperliche Ermüdung eintritt. Die Unterrichtspausen und deren Ausnutzung zu Bewegungsspielen bilden daher eine weitere wichtige hygienische Maßnahme, die besonders gegen Rückgratverkrümmungen und Belästigungen der Verdauungsorgane gerichtet ist. Spiele der Lehrer mit den Kindern sind Sonnenblicke im Schulleben und erschließen die Herzen mehr als tausend Fragekünste. Beim Spiel lernen wir die Kinder in intellektueller und moralischer Hinsicht zugleich kennen. Die körperlichen Übungen, wozu wir auch Atemübungen rechnen, sollen aber nicht einmal auf den Stundenwechsel warten, besonders nicht auf den Unterstufen, wo eine Abwechselung in der Körperhaltung durch Aufstehen in Verbindung mit Arm- oder Schulterbewegungen viel öfter geboten erscheint. Die Hygiene des Auges erfordert wiederum einen angemessenen Wechsel im Nah- und Fernsehen. Ebenso wichtig für die Gesunderhaltung des Auges ist der mehrmalige Wechsel des Platzes überhaupt im Laufe des Schuljahres, da die verschiedenen Teile der Schulstube verschieden beleuchtet sind. Ich begnüge mich mit diesen kurzen Hinweisen. Die Schulhygiene von Janke (Leopold Voß, Hamburg), auch die Schulgesundheitspflege von Schmid-Monnard (Leipzig) unterrichten näher darüber.

Meine Damen und Herren! Meine bisherigen Darlegungen haben — glaube ich — genügend begründet, daß die Schularzteinrichtung, auch wenn man damit nur die körperlichen Untersuchungen an den Kindern meint, große pädagogische Bedeutung hat. Sie haben wohl auch genügend gezeigt, in welcher Richtung diese Bedeutung liegt, so daß ich nun den Satz aufstellen kann:

Die pädagogische Bedeutung der Schularzteinrichtung besteht, soweit sich die Tätigkeit der Schulärzte auf körperliche Untersuchungen der Schulkinder erstreckt, darin, daß sie dem Lehrer

1. **bei der Erforschung der Eigenart der Kinder schätzenswerte Dienste leistet,**
2. **beachtliche Winke für Unterricht und Erziehung gibt.**

IV.

Der erziehliche Wert erscheint mir noch etwas näherer Beleuchtung bedürftig, da wir im Vorhergegangenen mehr die unterrichtliche Seite hervorkehrten, obwohl das erziehliche Moment davon nicht ganz zu trennen war.

Schon der Tag der Untersuchung an sich hat seine erziehliche Bedeutung. Wenn es heißt: „Morgen kommt der Doktor in die Schule und untersucht euch; dazu müßt ihr gebadet sein und ein neuwaschenes Hemd anziehen", so ist das für manche Mutter eine wohltätige Erinnerung an die Körperpflege des Kindes. Und wenn die Besichtigung, z. B. des Kopfes und des Mundes die Mahnung zur Reinhaltung und Pflege der Zähne und des Haares ergibt, so ist auch dies nicht ohne erziehliche Bedeutung, besonders wenn einige Mütter zugegen sind. Daß durch die schulärztlichen Untersuchungen die Reinlichkeit — das A und O aller Gesundheitspflege — in Haus und Schule gefördert und der Sinn dafür geweckt und gepflegt wurde, ist in vielen Schularztberichten, in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege mitgeteilt, zu lesen gewesen. — Die Feststellung des so häufig mangelhaften Gesundheitszustandes wird — wie wir bereits bemerkten — die Humanität des Lehrers herausfordern und die Erkenntnis begründen, daß die Kinder in vielen Fällen nicht den Zorn, sondern das Mitleid des Lehrers verdienen. Es dürfte unschwer einzusehen sein, daß die in den schulärztlichen Zeugnissen uns mitgeteilten körperlichen Leiden in vielen Fällen Seelenstimmungen hervorrufen müssen, die der Schularbeit hinderlich sind und dem Lehrer deshalb nicht gefallen mögen. Unlustgefühle aller Art, mürrisches Wesen, ja Verstocktheit, Nachlässigkeit, Leichtsinn und was sonst Übles am Schüler hervortritt und sich in seinen Leistungen und Arbeiten äußert, es hat in vielen Fällen seine physiologischen Ursachen, und es ist Erzieherpflicht, dies zu prüfen, ehe man zu den gewöhnlichen Strafmitteln greift, was natürlich das Bequemere ist. Auch bei später auftretenden schweren Verfehlungen, wie Lüge, Betrug, Diebstahl, sollte — besonders wenn sich ein gewisser Hang zeigt — das schulärztliche Zeugnis herausgefordert werden, damit festgestellt werde, ob dem Täter auch wirklich die volle Schuld für die Verfehlungen beigemessen werden kann.

Es steht wohl im allgemeinen bereits jetzt fest, daß in manchen Fällen die Unterbringung sittlich gefährdeter Kinder in eine Strafanstalt nicht die richtige Maßnahme ist. Unsere moderne Gesetzgebung, betreffend die Jugendfürsorge, bahnt vielleicht in dieser Richtung neue Wege. Vor allem sind schon verschiedentlich auch bei uns die in mehreren Staaten Nordamerikas eingeführten Jugendgerichtshöfe, in denen dem Arzt und dem Lehrer Sitz und Stimme eingeräumt werden müsse, verlangt worden. Ein solcher von Psychiatern und Pädagogen beeinflußter Vormundschaftsrat müsse über die Behandlung verwahrloster oder sittlich verdorbener Kinder an Stelle des Strafrichters befinden, woraus sich dann die Anwendung humanitärer Heilmittel ergibt. Ohne mich zu dieser Art Lösung des Problems ausdrücklich zu bekennen, will ich nur noch kurz registrieren, was die VI. Versammlung

des Vereins für Kinderforschung, die im Oktober 1903 in Leipzig tagte, auf die Vorträge Professor Dr. Binswangers-Jena und Direktor Pollighkeits-Frankfurt a. M. nach Nr. 5 der Leipziger Lehrerzeitung vom 2. November 1903 resolvierte.[1]) Ersterer hatte über den Begriff des moralischen Schwachsinnes, letzterer, ein Jurist, über Strafrechtsreform und Jugendfürsorge gesprochen. Die Versammlung hielt für nötig 1. eine Reform des Strafrechtes, 2. eine vermehrte Fürsorge für die Erziehung der gefährdeten Kinder auf Grund einer sachverständigen Prüfung.

Hochgeehrte Versammlung! Es wohnt in jedem Menschen, auch in dem körperlich, geistig und sittlich ärmlichsten, wenn auch noch so tief verborgen, ein Stück Menschentum, das von den es umgebenden Fesseln befreit und an das Licht gebracht sein will. Jemand wird sich seiner freuen. Es kann aber wahre Menschenwürde nur durch Menschlichkeit, die Sonne der Liebe, gefördert werden. Wohl dem Erzieher, der sich in seinem Gewissen sagen kann, daß er der jungen Pflänzlein keines in seinem Emporstreben zum Licht durch die eisige Kühle allzu strenger Behandlung gehindert oder geschädigt hat!

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!
Bewahret sie!"

Sprechzimmer.

1.

Aus dem Fischerschen Romane „Die Freude am Licht" (1902).

Der Held, ein Schlossergesell, erzählt von der Bereitung des Eisens in indirekter Rede also (Bd. I, 211 f.):

Daß es wahrhaft rein bestehe in einfacher Tüchtigkeit, ungemischt von allem Fremden, über das sich seine Härte erhebe, dazu müsse man es schmelzen und läutern, damit es tadellos gediegen sei. Und die Schlosser müssen (l. m ü ß t e n) das Eisen schmieden . . ., dann plötzlich habe es die Sehnsucht nach der Farbe des kleinen Veilchens, das ihm doch sonst so fremd ist (l. s e i) . . . Aber das Ganze sei doch wie ein Träumen im Feuerbette; denn wenn es wieder wach wird (l. w e r d e) von den Schlägen des Schmiedehammers, die es gar unsanft rütteln (l. r ü t t e l t e n), und es wieder zu sich kommt (l. k o m m e), sei es kühl und schwarz wie zuvor. Doch habe es eine neue Gestalt bekommen, nämlich die, die ihm der Schlosser gegeben hat (l. h a b e).

Bd. II, 54: Er könne zwar nichts Erhebliches gegen sie vorbringen; sie sei seine Tochter nach wie zuvor und ließe (l. l a s s e) es an einem hellen Grüß

1) Nach anderen Berichten soll die Resolution zurückgezogen worden sein.

Gott gewiß nicht fehlen, wenn er käme (l. komme). Auch setze sie ihm ein Glas trinkbaren Weines vor mit Küchlein, wenn sie welche gebacken hatte (l. habe), oder auch mit etwelchen Schnitten kalten Bratens, der in der wohlgefüllten Speisekammer schwerlich fehlte (l. fehle). Aber er wünschte (könnte richtig sein, als schon in der direkten Rede so lautend) . . . Das sähen (r.) aber die Kinder von heutzutage nicht ein, auch wenn sie nur die Hand auszustrecken brauchten (r.) . . . An Bescheidenheit hätte (l. habe) es ihm nie gefehlt; aber wenn der Mensch sich nichts mehr wünschen sollte (l. solle), so sei die Würze dieses genügsamen Daseins dahin.

S. 56: Sie wolle sich rühren, schaffen . . . so lange ihr Gott Gesundheit schenke, die Füße sie tragen (l. trügen) und die Hände ihr dienen (l. dienten).

Mit diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, mag es genug sein. Ein alter Lehrer von mir pflegte zu sagen, einen guten deutschen Stilisten erkenne man daran, daß er das Semikolon und den Konjunktiv richtig zu gebrauchen verstehe. Nach solchen Proben kann man Wustmann begreifen, der sich in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Sprachdummheiten gegen das österreichische Deutsch ereifert: Fischer ist aus Graz; aber wir Reichsdeutschen wollen trotzdem nicht vergessen, auch vor unserer Tür zu kehren.

Berlin. **E. Grünwald.**

2.

Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut.

Den von O. Heilig in der Zeitschr. f. d. d. U. XVII, 728 f. angeführten Fällen von „angewachsenen Teilen in Ortsnamen", insbesondere von Resten der Dativform des Artikels (bei ursprünglich vorhergehender Präposition) im Anlaut von Ortsnamen, möchte ich zwei besonders hübsche Beispiele aus Thüringen hinzufügen, die bisher meines Wissens noch keine Beachtung gefunden haben. In der Nähe von Saalfeld an der Saale liegen zwei Dörfer, deren amtliche Namen Eichicht und Aue am Berge sind; im Volksmunde aber heißen sie Mäch (= am Eichich) und Nå (= an der Aue). In dem Dialekt jener Gegend ist altes ai im selben Umfang wie im Niederdeutschen zu ā geworden, und altes au ebenso zu å (offenem ō). Interessant sind diese Beispiele wegen des auffallenden Gegensatzes zwischen den lautgesetzlich entwickelten volkstümlichen Namensformen und den amtlich gebrauchten, die freilich nicht etwa durch urkundliche Überlieferung einen älteren Lautstand bewahren, sondern vielmehr künstlich verhochdeutscht sind; dabei ist an das Ableitungssuffix -ich (ahd. -ahi) in Eichich (wie in Röhrich, Weidich usw.) in der Neuzeit ein t getreten, während in Mäch das Suffix längst mit dem Stamm zu einer Silbe zusammengezogen worden war. Beide volkstümliche Namensformen werden natürlich heutzutage nur als Nominative empfunden.

Berkeley, Kalifornien. **H. K. Schilling.**

3.

Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt.

Im Oldenburgischen fällt eine Wendung auf, welche auch von den Gebildeten sehr oft gebraucht wird: die Verbindung des Imperf. von „wollen" mit einem Infinit. Perf. Akt., am häufigsten mit dem von „sein", zur Bezeichnung einer beabsichtigten, aber nicht zur Ausführung gebrachten Handlung. — „Eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besucht haben", oder „Eigentlich wollte ich gestern auch noch bei euch vor gewesen sein" im Sinne von „Eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besuchen" ist eine ganz geläufige Ausdrucksweise sowohl im Hochdeutschen, wie in der Mundart. Ich habe zwar die Empfindung, als seien sich die Gebildeten, wenn sie so sprechen, der Unnatur und Geschraubtheit ihrer Sprechweise wohl bewußt; trotzdem bedienen sie sich ihrer unter Verhältnissen, wo an eine Sprachverdrehung des Scherzes halber gar nicht gedacht werden kann. Daß unsere Schüler diese Wendung in den deutschen Aufsätzen gebrauchen, habe ich sehr oft beobachtet.

Für viele im Oldenburgischen und auch sonst im niederdeutschen Sprachgebiet auftretende syntaktische Ungewöhnlichkeiten findet man meist leicht eine Erklärung, wenn man auf die Mundart zurückgeht; für die vorliegende Ungeheuerlichkeit scheint diese Hilfe zu versagen, ja, ich bin fast geneigt, umgekehrt hier einen Übergang vom Hochdeutschen in die Mundart anzunehmen.

Elsfleth. Rektor **Zwerg.**

4.

„Mich, Henker, ruft er, erwürget".

S. 122 des vorigen Jahrgangs d. Zeitschr. f. d. d. U. spricht Eb. Nestle über den Vers: „Mich, Henker, ruft er, erwürget" und meint, nicht nur des Reimes wegen setze Schiller die Mehrzahl „erwürget", sondern entweder weil das Wort der ganzen Menge gelte, durch die Damon sich durcharbeite, oder „weil der Delinquent mit dem Scharfrichter nicht in der Einzahl reden dürfe". Beides ist unmöglich, das letztere schon deshalb, weil Schiller in den Gedichten, deren Stoff dem griechischen Altertum entnommen ist, Einzelpersonen nicht mit „ihr", sondern nur mit „du" anreden läßt. Wir haben natürlich an mehrere Henker zu denken, zumal es sich nicht um eine Hinrichtung durch das Schwert, sondern um eine Kreuzigung handelt.

Wetzlar. **Heinrich Gloël.**

5.

Tasse = Präsentierteller.

In der Bedeutung Präsentierteller oder Tablett, oder zu deutsch Platte oder Untersatz kommt Tasse einmal in Anzengrubers Gewissenswurm (Wien 1874) auf S. 32 vor (3. Akt, 4. Szene): „Wastl stellt eine Tasse mit einer Flasche Rotwein und Gläsern darauf und einen Teller mit Kuchen auf den Tisch." Diese Bedeutung findet sich — abgesehen von Schmeller, bei dem es hinter der Hauptbedeutung noch heißt: „Die Kaffêtäß, Blech, worauf Kaffee serviert wird" — nur in den Wörterbüchern von Muret-Sanders (deutsch-

englisch) und von Sachs-Villatte (deutsch-französisch) als „österreichisch" hinter der Hauptbedeutung angegeben. Sachs-Villatte erschien bereits 1883; trotzdem fehlt diese Bedeutung völlig im D. Wtb. bei Lexer (März 1890), sowie bei Heyne in seinem Deutschen Wörterbuche (1895) und in dem von Paul (1897). Ist das Wort wirklich in Österreich üblich und weiter verbreitet, woran nach der Anzengruberschen Stelle nicht zu zweifeln ist, so dürften wohl leicht bei ihm oder bei anderen österreichischen Schriftstellern weitere Belege zu finden sein. So lese ich es denn auch gleich in der ersten Bühnenweisung in Raimunds „Verschwender": „Einige (Diener) tragen auf silbernen Tassen Kaffee, Tee, Champagner, ausgebürstete Kleider nach den Gemächern der Gäste."

Bonn. Dr. **Wülfing.**

Bücherbesprechungen.

Schillers Werke in Auswahl. Besorgt von Direktor Dr. Jul. Richter, Direktor Dr. Rich. Siegemund und Oswald Trost. Zum Gedächtnis unseres großen Dichters am 9. Mai 1905. Die Stadt Dresden. Dresden 1905, Alexander Köhler. Preis geb. 1,50 M. 696 S.

Die vorliegende Auswahl enthält die Dramen: Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wilhelm Tell sowie eine reiche Auswahl von Schillers Gedichten, in der kein wesentliches und bedeutendes Gedicht fehlt und nur die Gedichte weggelassen sind, deren Wert heute lediglich noch ein historischer ist (z. B. die Gedichte an Laura). Die Dresdner Direktoren Dr. Richter, Dr. Siegemund und Lehrer Trost haben in trefflicher Weise die Auswahl besorgt, die mustergültigen Texte gewählt und die Drucklegung überwacht. Das Buch ist nach Beschluß des Rates und der Stadtverordneten zu Dresden in mehreren tausend Exemplaren angekauft und von der Stadt Dresden den mittleren Klassen der höheren Schulen und den oberen Klassen der Volksschulen als Schillergabe am 9. Mai d. J. geschenkt worden. Die Ausstattung des Bandes ist vorzüglich. Dieser hübsche Schillerband ist insofern eine wirkliche Bereicherung unserer Schillerliteratur, als er eine ausgezeichnete Auswahl für die Jugend bietet, in der diese alles findet, was ihr von Schillers Werken zu Herzen geführt werden kann und was ihr im späteren Leben Schiller zum vertrauten Freund und Führer werden läßt.

Dresden. **Otto Lyon.**

Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung von Dr. Heinrich Klenz, Sammlung Göschen. 8. 268 S.

Dieses Schriftchen fußt auf tüchtigen Werken, so auf den deutschen Wörterbüchern der Gebrüder Grimm, Sanders, Heyne bis herab auf das in derselben Sammlung erschienene von Detter, auf den orthographischen Wörterbüchern von Duden, Th. Matthias, Erbe u. a. Die Angaben sind bei aller Knappheit,

wie sie sich für derartige Werke geziemt, ausreichend. Auf die Etymologie ist gebührende Rücksicht genommen. Sogar Werke über die deutsche Studenten-, Soldaten- und Gaunersprache sind herangezogen. Angenehm berührt namentlich vom Standpunkte des Schülers die Erklärung der deutschen Vornamen, die Erbe nicht hat. Der Druck ist klar und übersichtlich. Zu wünschen wäre bei einer neuen Auflage eine kurze Darstellung der neuen Regeln für die deutsche Rechtschreibung, wie sie Erbe und Duden in ihren Wörterbüchern gegeben haben.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Grammatische Übungen. Eine Auswahl zur Befestigung der Anfangsgründe. Von Alfred Heil, Berlin, Grote 1904. 48 S. u. Vorw.

Das Schriftchen befolgt ganz und gar den Grundsatz Senecas: Longum iter per praecepta, breve et efficax iter per exempla. Es will in der Tat durch die Wahl der Beispiele anregen und vielen Schülern und Schülerinnen in der Schule und daheim, in der Volksschule und in höheren Anstalten von Nutzen sein (letztere können hierbei allerdings nur in den unteren Klassen in Betracht kommen). Die Regeln sind sehr knapp gefaßt, die Beispiele sind leicht verständlich, dabei den besten Dichtern und Schriftstellern entnommen. So viel als möglich verwendet der Verfasser kleine Geschichten, insbesondere zur Umwandlung von Satzreihen in Satzgefüge; eine Maßregel, die nur Anerkennung verdient. Die Anordnung des Schriftchens — eine Inhaltsübersicht fehlt aus guten Gründen, damit sich der Schüler bald hinein arbeitet — ist folgende. Der Verfasser bespricht zuerst Wortklassen S. 1—7, nicht die Wortklassen, nämlich nur Verbum und Präpositionen. Die deutschen Ausdrücke: Zeit- und Verhältniswörter wären besser gewesen. Ebenso hätten hier S. 1 die lateinischen Bezeichnungen für die Zeiten durch deutsche ersetzt werden müssen. Denn das Büchlein soll ja Kindern auf der untersten Stufe, die von Latein wenig oder gar nichts wissen, in die Hand gegeben werden. Auf den Abschnitt: Wortklassen folgt unter 2. Satzzerlegung S. 7—12. Mit der Erklärung: „Das Prädikat besteht hauptsächlich aus einem Verbum und zwar aus einer konjugierten Form desselben (verbum finitum). Das Subjekt besteht hauptsächlich aus einem Substantiv oder Pronomen" bin ich nicht einverstanden, da tatsächlich ja andere Formen des Prädikats und Subjekts vielfach vorkommen, diese aber im Buche, etwa mit Ausnahme einer gelegentlichen Bemerkung S. 41, fast nirgends erwähnt sind. Der Schüler bekommt also eine unklare und falsche Vorstellung von diesen grammatischen Begriffen und das ist bedenklich. Abschnitt 3 behandelt die Zusammensetzung einzelner Sätze zu einem größeren Satze. Dieser Abschnitt ist der längste und reicht von S. 30—40. Er ist durchweg klar und anregend gehalten; nur hätte ich auf S. 30 eine kurze Erklärung der Begriffe: indirekte und direkte Rede gewünscht. Der 4. und letzte Abschnitt lautet: Verwechslungen der Wortarten untereinander. Hier wird über dieselben Wörter, die als Adjektiva und Adverbia gebraucht werden können, über die verschiedenen Anwendungen des Wortes: der, über die Unterschiede von: das und daß u. a. gehandelt. Wir wünschen dem Buche, das

sich auch durch klaren Druck auszeichnet, wegen der die Schüler anregenden Form, in der es durchweg geschrieben ist, weite Verbreitung.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Dr. F. W. R. Fischers Kleine Grammatik der deutschen Sprache nebst einem Abriß der deutschen Metrik und Poetik. Neu herausgegeben von A. Ohmstede. 20. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Striester), 1904. 1 M., V 130 S.

Dieses Werk bringt bei billigem Preis sehr viel Stoff. Es ist im Gegensatz zum vorigen systematisch gehalten, dabei aber im Ausdruck klar. Benutzt hat Ohmstede namentlich das deutsche Wörterbuch von M. Heyne, den Abriß der deutschen Grammatik von Wessely und Dudens orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Merkwürdig bleibt nur, da das Werk, wie der Titel sagt, ein Lehr- und Lernbuch zum Gebrauch in höheren Schulen sein soll, daß der Verfasser Hinweise auf die Entwickelung unserer Muttersprache fast ganz unterlassen hat; nur in der Lehre von der Wortbildung S. 54—65 finden sich hierfür einige spärliche Andeutungen, für Formenlehre und Syntax gar nicht. Zum mindesten mußte doch etwas über Lautverschiebung gesagt werden. Auch über Fremd- und Lehnwörter und ihre Erklärung oder ihren Ersatz ist nichts zu finden. Das Buch selber zerfällt in drei Teile. Der 1. handelt von der Laut- und Silbenlehre nebst den wichtigsten Regeln der Rechtschreibung. S. 1 bis 12. Mit Glück sind hier unnötige Fremdwörter der Sprachlehre vermieden; statt Monophthongen heißt es: einfache Selbstlaute, statt Diphthonge: zusammengesetzte. Bei den Mitlauten (Konsonanten) unterscheidet Ohmstede nach den Sprachwerkzeugen: Lippen-, Zungen-, Gaumenlaute statt der früher üblichen lateinischen Bezeichnung. Hinsichtlich der geringeren oder größeren Hemmung der Sprachwerkzeuge und der Art dieser Hemmung unterscheidet er: Halblaute in der Mitte zwischen Vokalen und Konsonanten, früher liquidae, Hauch- oder Streiflaute, früher Spiranten, Stoß- oder Starrlaute statt Explosivlaute; b, g, d sind weiche, p, t, k harte Stoßlaute. Einen Unterschied zwischen stimmlosen und stimmhaften Mitlauten macht er nicht. — Der 2. Teil: S. 14—62 enthält die Wortlehre und zwar im 1. Abschnitt die Wortarten oder Redeteile und deren Biegung, im 2. die Wortbildung. Hier stehen neben den deutschen Bezeichnungen der Redeteile auch die lateinischen. Teil 3 behandelt die Satzlehre S. 67—99 nebst der Periode und Interpunktion. Dazu kommt noch ein im ganzen ausreichender Abriß der deutschen Metrik S. 105—122 und ein knapper der deutschen Poetik. Der letztere umfaßt nur 8 Seiten. Wie dürftig auf diese Weise manche Besprechung ausfallen mußte, das lehrt beispielsweise S. 126, wo bei der Behandlung der Ballade und Romanze, des Romans und der Novelle kein einziges Werk genannt wird. Der Verfasser hat leider nichts darüber gesagt, wie er sich die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Klassen denkt und für welche Klassen er das Buch berechnet hat. Es scheint aber, daß es auch für höhere Klassen höherer Lehranstalten bestimmt ist, da er in der Poetik Schillers Götter Griechenlands sowie das Ideal

und das Leben, Lessings Nathan den Weisen, ja Dantes göttliche Komödie und Miltons verlorenes Paradies als Beispiele für die einzelnen Gattungen der Dichtkunst heranzieht. Sollte er aber das wollen, dann bedürfte der Abschnitt: Poetik dringend der Ergänzung.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten von Dr. Fritz Hofmann. 2. Aufl. Zugleich 4. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. Leipzig, Verlag von Teubner, 1904.

Dieses Buch ist wie das vorige klar geschrieben, unterscheidet sich aber sonst von ihm wesentlich äußerlich und innerlich. Rein äußerlich schon dadurch, daß es in zwei zusammengebundene Teile zerfällt, deren erster 108, deren zweiter 94 Seiten umfaßt; innerlich schon dadurch, daß der Lehrstoff auf Klassen verteilt ist. Der für Sexta bestimmte Teil beginnt passend mit den Satzarten — jedes Kind soll sich ja daran gewöhnen, in Sätzen zu sprechen — und zwar gleich mit Beispielen. Als Probe diene folgendes:

1. Der Hufschlag dröhnt — Heinrich tritt hervor.
2. Was gibt's? Wen sucht ihr da?
3. Sagt an! — Hoch lebe Kaiser Heinrich!
4. Wie schön ist heut' die Welt.

Wir haben hier sieben Sätze. Die beiden ersten enthalten eine Behauptung, die beiden folgenden eine Frage, die nächsten beiden eine Aufforderung oder einen Wunsch, der letzte einen Ausruf. Man unterscheidet demnach 1. Behauptungssätze, 2. Fragesätze, 3. Aufforderungssätze (Wunsch- oder Befehlssätze), 4. Ausrufsätze. — So folgt immer auf dieser Unterrichtsstufe die Regel erst auf das Beispiel. Immer geht hier der Verfasser vom Leichteren zum Schwereren über: von den Satzarten zu dem Begriff des einfachen Satzes, dann zum erweiterten Satz, hierauf zum Prädikatsnomen usf. Die Satzlehre umfaßt nur 5 Seiten, desto mehr B die Formenlehre S. 5—41. Ferner wird noch einiges Wichtige aus der Rechtschreibung unter C von S. 41 bis 54, schließlich das Unentbehrlichste aus der Interpunktionslehre gegeben. — Im Lehrstoff von Quinta wird Weiteres vom einfachen und vom erweiterten Satze gegeben, vom zusammengesetzten nur das Notwendigste. Der Abschnitt B von der Rechtschreibung wird durch eine kurze Unterscheidung der Erb-, Lehn- und Fremdwörter passend eingeleitet, dann wird von der Wiedergabe konsonantischer Laute gehandelt, schließlich die Interpunktionslehre erweitert. Wenn der grammatische Stoff für die Quinta etwas karg bemessen ist gegenüber dem der Sexta, so ist das nur zu billigen; auf diese Weise kann das Frühere befestigt werden und auch das Lesebuch zu seinem Rechte kommen. — Die Satzlehre wird zu Ende geführt im Lehrstoff für die Quarta. Hierauf wird in kurzer, klarer Weise das Einfachste aus der Wortbildungslehre, auch von der Betonung erörtert. Die Wörter Lében, Fúßbànk, lóbĕn dienen als Beispiel für haupttonige, nebentonige und unbetonte Silben. Hier wird auch schon, wo

das Französische eine Rolle spielt, von der Wiedergabe französischer Vokallaute und Konsonanten gehandelt, während italienische und englische Fremdwörter wie Fresko, Piano, Pony, Punsch der gelegentlichen Erwähnung des Lehrers überlassen werden. (Hierzu sind die betreffenden Paragraphen mit einem Kreuz bezeichnet.) Nachdem nunmehr auch die Interpunktionslehre zum Abschluß gebracht ist, folgt im Anhang I ein willkommenes, alphabetisches Verzeichnis wichtiger Fremd- oder Lehnwörter nebst Verdeutschung oder Erklärung.

Erst im 2. Teile des Buches, da, wo der Lehrstoff für die Untertertia zusammengestellt ist, tritt die Lehre von den modi auf, sowie die Periode, dann unter III einzelne Unregelmäßigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs. Hier sind für den Unterricht besonders wertvoll die §§ 145 und 146, die von der Beugung der Lehn- und Fremdwörter handeln: „Die Masculina auf unbetontes or werden in der Mehrzahl schwach dekliniert: Doktor, Doktoren, die auf betontes or: Majór, stark: Majore." Leider herrscht nun im Norden und Süden unseres deutschen Vaterlandes keine Übereinstimmung der Betonung solcher Fremdwörter. In Norddeutschland sagt man Pastór; aber trotzdem setzt man in der Mehrheit Pastoren. Da ich nicht alles aus dem wertvollen Buche hervorheben kann, so mache ich noch aufmerksam auf § 152: Sein und haben als Hilfsverben der zusammengesetzten Zeiten, auf § 158: Die Verneinung bei warnen und ähnlichen Verben. Nicht ohne Bedenken kann ich der Aufnahme der Literaturgeschichte unter B wie der Poetik unter D auf dieser Stufe beistimmen. Sogar über Ulfilas und Hildebrandslied wird gesprochen; doch ist nicht zu verschweigen, daß der Verfasser derartiges dem Takte des Lehrers überläßt und als eisernen Bestand nur das über die Balladendichter Gesagte fordert. S. 34. Störend wirkt nur der Umstand, daß erst S. 41 eine Erklärung des Begriffes Ballade folgt. Vollständig zu billigen und leicht verständlich auch für das Alter der Untertertia sind dagegen die Auseinandersetzungen über Metrik. Aus der Aufgabe der Obertertia hebe ich hervor den kurzen Abschnitt über Umlaut, Brechung, Ablaut, den von der Lautverschiebung handelnden Teil, sowie die gediegenen, auf etymologischer Grundlage ruhenden Ausführungen über Wortbildung. In der Literaturgeschichte werden nur folgende Abschnitte vom Schüler verlangt § 184: Einführung in die Lektüre der Homerischen Epen und Schiller, anderes wie Hans Sachs, Volkslied soll gelegentlich herangezogen werden, während in dem an letzter Stelle besprochenen Lehrstoff für die Untersekunda nur die Kenntnis der Dichter der Befreiungskriege als notwendig erachtet wird, anderes wie das über die Klassiker Gesagte dem Privatfleiß des Schülers überlassen ist. Schon in Obertertia erhält der Schüler einen Begriff vom Drama, wie von den notwendigsten Figuren und Typen; diese Kenntnisse werden in der folgenden Klasse erweitert. In der Metrik wird unterschieden zwischen einfachen Versarten, freien deutschen Versen und den wichtigsten deutschen Strophen (sämtlich zur Obertertia gehörig) und zwischen fremden Strophen: Distichen, Sonett usf., die für die nächste Klasse bestimmt sind. Den Schluß des ganzen Buches

bildet Anhang II, der ein alphabetisches Verzeichnis wichtiger Wörter und Redensarten enthält, „die in bezug auf Groß- oder Kleinschreibung, Schreibung in einem oder mehreren Wörtern Schwierigkeiten bereiten." Wir können dieses tüchtige und reichen Unterrichtsstoff bergende Buch nur empfehlen.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. Für höhere Lehranstalten (zunächst für VI bis IIB), namentlich auch für Realgymnasien und Realschulen von Dr. Theodor Lohmeyer. 5. erweiterte Aufl. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung 1904. 196 S.

Dieses Buch gleicht dem vorigen in mehrfacher Hinsicht, zunächst dadurch, daß es für dieselben Klassen bestimmt ist, sodann weil es mit der Satzlehre beginnt und erst dann die Formen- und Interpunktionslehre folgen läßt, einiges aus der Poetik und Metrik gibt, endlich erfreulicherweise auch Sprachgeschichtliches: das Lautverschiebungsgesetz u. a., wie auch die Wortbildungslehre auf Grund der Etymologie heranzieht. All dieser Stoff wird in den ersten fünf Teilen des Werkes, von S. 1—131 behandelt. Da das Buch auch für Realschulen, also lateinlose Anstalten berechnet ist, so gibt es überall die Erklärungen lateinischer grammatischer Bezeichnungen wie z. B. genus verbi, modus, tempus vgl. S. 65 ff. Ob alle Verdeutschungen: Erklärbeifügung für Apposition, personbestimmt für verbum finitum zu empfehlen sind, ist fraglich. Dagegen sind zweifellos mit Hildebrand und Wustmann solch häßliche Apostrophe zu verwerfen (S. 49): Horaz' Oden, Voß' Homerübersetzung, die Lohmeyer billigt. Warum nicht einfach entweder: Horazens Oden oder die Oden des Horaz, Vossens Homerübersetzung oder die Homerübersetzung von Voß? Der Verfasser hat das löbliche Bestreben, das für die einzelnen Klassen Passende durch den Druck am Rande hervorzuheben. Nur möchte er künftighin dies lieber streng und reinlich absondern, also — dies nur beispielsweise gesagt — S. 20—40 das behandeln, was lediglich für Quinta geeignet ist, statt wie auf den Seiten 88—92 das für die Klasse VI und IV in bunter Reihe durcheinander zu bringen. In Teil VI, S. 132 bis 174 folgen Aufsatzbeispiele und Aufsatzregeln. Die Aufsätze sollen beginnen in IIIa mit Sprichwörterbehandlung. Ob dies für diese Stufe angebracht ist, ist zweifelhaft. Denn dieses Lebensalter reflektiert nicht gern. Lohmeyer gibt zunächst die Disposition A, hierauf B die Behandlung, d. i. Ausführung, C Regeln. Diese letzteren sind namentlich wertvoll. Anfangs bevorzugt Lohmeyer die Form der Chrie, die er aber später mit Recht als lästige Fessel fallen läßt[1]). Neben Aufgaben, die Sprichwörter, Sentenzen behandeln, gibt der Verfasser auch solche aus der Geschichte und Erdkunde, sowie solche, die sich an den deutschen Lehrstoff anschließen, z. B. Attinghausen und Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell." Eine vergleichende Charakterschilderung. Hierauf folgen § 29 S. 164:

1) Über diese urteilt R. Lehmann, Der deutsche Unterricht, 2, S. 380. Es wäre Zeit, daß diese Mumie aus der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts verschwände.

Aufsatzregeln. Den Schluß des Werkes bilden in § 60 einige Hauptfehler mancher Schüler gegen die Rechtschreibung. Überall wird man den erfahrenen Schulmann herausmerken. Wünschen wir auch diesem Buche zu den bisherigen Freunden viele neue.

Weit ausführlicher als das eben besprochene Werk Lohmeyers gibt das folgende Theorie und Praxis des deutschen Aufsatzes, da es sich ja nur diese Aufgabe gestellt hat. Es führt den Titel:

Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze von Prof. Dr. O. Weise. 7. völlig umgearbeitete Auflage der „Praktischen Anleitung von Cholevius.“ Leipzig, Teubner 1904.

Wiederum hat der überaus tätige und tüchtige Verfasser ein neues Werk geliefert, eine gänzliche Umarbeitung des unter gleichem Namen erschienenen Buches von Cholevius. Überall sieht man den gediegenen, aus dem Vollen und zwar den besten Werken der Literatur schöpfenden Gelehrten und praktischen Schulmann zugleich. Dies zeigt sich gleich in der Einleitung, wo Weise als Grundbedingung für das Gelingen guter Aufsätze das richtige Lesen empfiehlt. Worin aber besteht das? „Ein gewissenhafter Leser darf sich nicht scheuen, schwer verständliche Stellen nochmals vorzunehmen und schöne Partien immer zu wiederholen; er muß bestrebt sein, gute Ausdrücke, ansprechende Sentenzen, treffliche Vergleiche, herrliche Bilder u. a. zu unterstreichen und womöglich in ein zu diesem Zwecke angelegtes Sammelbuch einzutragen, aber natürlich auch von Zeit zu Zeit durchzusehen und so zu freiem geistigem Eigentum zu machen. Besonders schöne Stellen muß sich der Leser dauernd einprägen; zum guten Lesen und Auswendiglernen muß dann eigene Komposition kommen. Nulla dies sine linea, kein Tag darf vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt, er zeichne nur auf, was er nicht vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, berichtige sie, exzerpiere und komponiere, in welcher Übung es auch sei.“ Schritt für Schritt geht nun Weise vorwärts, indem er Anweisungen gibt als Vorbereitung für Aufsätze; es kommt das Zergliedern und Zerlegen von Gedichten und Prosastücken. Hierzu empfiehlt er Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ und gibt als Probe aus Buch I, Kap. 3: Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande. Nunmehr geht er erst S. 7 über zum Entwerfen und stilistischen Gestalten. Hier erinnert der Verfasser an das goldene Wort Quintilians: Non cito scribendo fit, ut bene, sed bene scribendo, ut cito scribatur. Erst wägen, dann wagen. — Nur wer sich gewöhnt, alles immer gründlich zu machen, eignet sich allmählich eine solche Gewandtheit an, daß er auch gute Arbeiten schnell anzufertigen imstande ist. Von S. 10—12 spricht Weise über die Art des Aufsatzes in höchst origineller Weise, die ich lieber statt aller Mitteilung dem Studium des Lesers überlassen will. Ausführlicher handelt er S. 12 bis 17 von der Form des Themas. Eine Bemerkung möchte ich hierzu machen. Weise erörtert das Schillersche Wort: Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand behufs einer tieferen Auffassung des Themas. Er sagt, daß

man nicht so leicht über das Wort: Hassen hinweggehen solle. Es läge hierin die Begierde zu schaden. „Wie aber kommt dieser Haß in die Natur, die doch von dem liebreichen Vater der Menschheit erschaffen ist? Sollte es uns nicht in mancher Hinsicht zum Segen gereichen, wenn sie unsre Werke zerstört?“ Hier an die Vaterliebe Gottes den Zögling noch ausdrücklich zu erinnern halte ich für bedenklich — man denke an den sechsjährigen Goethe bei der Nachricht vom Lissaboner Erdbeben —; wohl aber an die menschliche Ohnmacht und Gottes gewaltige Hand. Noch länger als bei der Form des Themas verweilt Weise bei der Sammlung des Stoffes S. 17 — 30. Er gibt Muster von Charakteristiken (Gertrud im Tell), wie auch von Arbeiten, die sich nicht an die Lektüre anschließen, sondern an Sprichwörter. Solche Themen möchte ich nicht häufig, sondern nur dann und wann haben, da sie meist für die Jugend zu trocken und dürr erscheinen; besser sind schon Dichterworte, weil sie die Phantasie mehr anregen als jene, aber sie dürfen nur auf der obersten Stufe verwandt werden. In diesem Abschnitt ist auch von den logischen Tätigkeiten der Partition und Division die Rede. Noch länger als bei der Sammlung des Stoffes verweilt Weise bei der Anordnung des Stoffes S. 31 — 50. Nachdem er die zu beobachtenden Grundsätze erörtert, gibt er ausführliche Beispiele von Gliederung der Charakteristik einer Person, wie von Abhandlungen; auch die Fehler, die bei der Anordnung des Stoffes gemacht werden, bespricht der erfahrene Schulmann. In einem Falle bin ich mit dem Verfasser nicht einverstanden. Er spricht von dem Schillerworte als Thema: Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft usw., und sagt hierüber nur: „Wenn man hier disponieren wollte 1. römische Kraft, 2. griechische Schönheit, 3. gallischer Sprung, so würde man fehlgreifen; denn hier müssen die einzelnen Gebiete ausschlaggebend sein, auf denen sich die genannten Eigenschaften der drei Völker kund tun: 1. das sittliche Gebiet, 2. die Literatur, 3. das Staatsleben.“ Dies ist entschieden unklar. Hier muß zunächst der Ausdruck: gallischer Sprung als ein gewaltsames, der deutschen Natur zuwiderlaufendes Nachahmen erklärt, dann das Thema aus der Befehlsform in die der Frage umgewandelt werden, und hierauf ist so zu disponieren: Nach welchen Eigenschaften fremder Völker hat der Deutsche zu streben und nach welchen nicht? Er hat A zu ringen nach 1. römischer Kraft, 2. nach griechischer Schönheit. Er hat B nicht sich die Franzosen zum Muster zu nehmen. Diese Sätze sind zu erläutern und zu begründen. Beispiele von Gliederungen in großer Anzahl außer den erwähnten schließen diesen Abschnitt ab. Im nächsten spricht Weise über Einleitung des Aufsatzes, wie über den Schluß, behandelt sodann die Übergänge und gibt dann S. 60 — 72 unter der Überschrift: Art der Darstellung stilistische Regeln. Hierauf spricht er über Entwurf und Reinschrift und gibt eine kleine, vorzüglich gegliederte Abhandlung: Welchen Wert hatte Homer für die Griechen? S. 72—80.

Den bei weitem längsten Teil des Buches bildet der Anhang S. 81 bis 141. Hier gibt Weise Musterstücke deutscher Prosa in Briefen, Beschreibungen,

Schilderungen, Charakteristiken, Begriffsbestimmungen (Leuchtenberger: Das Genie), Entwickelungen (Geringes ist die Wiege des Großen von Benn), endlich Abhandlungen und Reden. Angenehm überrascht wird man in Nr. 4 des Anhangs durch eine „Übersicht über eine Reihe guter Prosaschriften, die sich nach Inhalt und Form für Schüler der oberen Klassen zum Lesen eignen.“ Einige Bemerkungen hierzu möchte ich einfügen. Die naturwissenschaftlichen Schriften sind in dieser Auswahl zu kurz weggekommen. Genannt sind nur Masius, Naturstudien und Mußestunden, sowie Roßmäßler, Die Jahreszeiten. Hier möchte doch noch einiges hinzukommen, wie namentlich: Janson, Meeresforschung und Meeresleben, Scheiner, Der Bau des Weltalls, das höchst fesselnd geschriebene Werk von Launhardt: Am sausenden Webstuhl der Zeit, Graetz, Das Licht und die Farben, Weber, Wind und Wetter, sämtlich im Teubnerschen Verlag erschienen und dazu noch die klassischen Vorträge und Reden von Hermann v. Helmholtz, 5. Aufl. 2 Bde., 1903. Von andern Werken können für die obersten Klassen die Vorlesungen Theobald Zieglers, seinerzeit in Straßburg gehalten: Der deutsche Student warm empfohlen werden. Dagegen möchte ich G. H. Lewes Goethes Leben und Werke, übersetzt von Frese als veraltet gestrichen sehen; O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung ist für Schüler entschieden zu hoch, dafür möchte ich lieber H. Stoll, Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur empfehlen; ebenso wünschte ich Vilmars Literaturgeschichte fort wegen des engherzigen Standpunktes, der den Schüler leicht zu schiefen Urteilen verleiten kann und dafür lieber Klees deutsche Literaturgeschichte und das Werk Scherers; für die zweite klassische Periode: Hettner. Klee hat mit Recht in dieser Zeitschrift gegen die Verhimmelung Vilmars, des Verteidigers der Hexenprozesse(!), Front gemacht. Das Werk E. Palleskes: Schillers Leben und Werke dürfte wohl durch neuere Forschungen überholt sein; dafür möchte ich lieber dem strebsamen Jüngling Otto Harnacks frisch geschriebene, geistvolle Schillerbiographie in die Hand geben. Alle diese Bemerkungen können dem Werte des trefflichen Buches keinen Eintrag tun; wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung in den Händen der Lehrer und Schüler.

Wenn das eben besprochene Buch, eine vollständige Neubearbeitung eines veralteten Werkes, eine längere Beurteilung erforderte, so können wir uns bei dem folgenden desselben Verfassers um so kürzer fassen. Es erscheint uns wie ein alter Freund und heißt:

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verbesserte Auflage. 1904 im gleichen Verlag.

Wie alles, was Weise schreibt, so auch seine ebenfalls bei Teubner erschienenen Werke: Ästhetik der deutschen Sprache, Deutsche Sprach- und Stillehre und die von ihm in Meyers: Deutsches Volkstum behandelte Abteilung: Deutsche Sprache, Leipzig, Bibliogr. Institut, ist es frisch, anregend und mit gründlicher Beherrschung der einschlägigen Literatur geschrieben. Gegenüber früheren Auflagen ist zu bemerken, daß statt 13 jetzt 14 Abschnitte in dem Buche gemacht

sind, so zwar, daß auf Nr. 12, Bedeutungswandel in der Sprache, unter Nr. 13 als neu: Veränderung der Redensarten und dann zum Schluß unter Nr. 14: Lehre vom Satzgefüge folgt. Dadurch, sowie durch größere Abrundung des Ausdruckes und durch Verbesserung des Schlußregisters, in dem die Wörter nach Seiten, nicht mehr nach Paragraphen angegeben sind, kann man auch diese neueste Auflage als eine verbesserte bezeichnen, der wir zu der alten recht viele neue Freunde wünschen. Nur einige kurze Bemerkungen erlaube ich mir noch hinzuzufügen. In § 41 S. 45 sagt Weise: „Ängstlich hat unser Volk immer danach gestrebt, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdruckes in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder Einzelbegriff und Gattungsbegriff nebeneinander stehen." Hier konnten noch erwähnt werden: Feuerflamme (Ps. 29,7: Die Stimme des Herrn sprühet wie Feuerflammen), Blumenflor, Schutzpatron, Siegestrophäe: Ausdrücke der besten Schriftsteller. S. 47, § 44 spricht Weise über die Tiefe des deutschen Volksgemüts, das in den Pflanzennamen sich verbirgt. Hier konnten noch erwähnt werden: Wegewart, das ist blaue Zichorie und Wohlgemut = Dost oder Majoran, Namen, die sich in dem schönen Volksliede finden: Herzlich tut mich erfreuen die liebe Sommerzeit. S. 49, § 49 hebt der Verfasser die Zartheit des Ausdrucks: Muttersprache hervor als besondere Zierde des Deutschen; doch spricht auch der Franzose von der langue maternelle. Am Schlusse des § 50, S. 53, wo von den Schwertnamen der alten Deutschen die Rede ist — die Namen: Balmung, Durendarte, Eckesachs konnten genannt und erklärt werden — konnte auch auf Theodor Körners Schwertlied hingewiesen werden, wo er diese Waffe als seine Braut bezeichnet. In § 63, S. 61 spricht Weise vom weichlichen Zuge des Wieners in Grillparzers Dichtungen. Dieser Ausdruck ist doch wohl für Österreichs größten Dramatiker nicht passend; eher könnte er von Friedr. Halm oder Ferdinand Raimund gebraucht werden.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Aus den Sachsenlanden.[1]) Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M., herausgegeben von V. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Verlag von Haase u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 2.—6. Lieferung, Preis 5 M. gr. 8°. S. 37—202.

In rüstigem Wanderschritt hat der Herausgeber in den fünf Monaten von Oktober 1904 bis Februar 1905 mit Heft 1—6 die Hälfte seines ganzen Weges durchmessen, und es ziemt uns, die wir ihm aufmerksam gefolgt sind, einmal Halt zu machen und die hinter uns liegende Wegstrecke rückschauend zu überblicken.

1) Man vgl. die Besprechung des 1. Heftes durch den Unterzeichneten in dieser Zeitschrift XIX Heft 1 = Januar 1905 S. 63 ff.

Die Hefte 1—6 scheiden sich deutlich in zwei Gruppen: Heft 1—4 sind allgemein sächsischen Kulturfragen gewidmet, Heft 5 und 6 sind speziell landschaftlich gehalten.

Es ist vollkommen zu billigen, daß, ehe das Sachsenbuch auf Einzelteile der sächsischen Lande besonders einging, es erst eine Reihe wichtiger allgemeiner Themata behandelte: die Malerei der Vergangenheit, das Heerwesen, die Theatergeschichte, das alte Volkslied, die Literatur der Gegenwart. Sicher ist, daß dadurch die besondere Betrachtung einzelner Landesteile gut vorbereitet wird; haben doch alle Landesteile an jenen allgemeinen Kulturfragen Anteil, wird doch auf diese Weise der höhere geschichtliche Standpunkt gewonnen, von dem aus die Betrachtung der Einzelteile des Landes erst recht fruchtbar zu werden verspricht. Naturgemäß erforderte die Behandlung allgemeiner Themata einen weiteren Rahmen, deshalb sind diese Aufsätze meist umfänglicher. Dadurch, daß der Herausgeber sie teilte und nebeneinander hergehen ließ, erzielte er für jedes Heft die wünschenswerte Abwechselung. Er hat diese durch Einschieben teils kürzerer, teils längerer Beiträge anderer Art erhöht: so fehlt es auch in den ersten vier Heften nicht an Einzelnem, Intimem, Poetischem und Novellistischem, wodurch ein Hauptreiz des Sachsenbuches, Vielseitigkeit der Interessen und Anregungen, gewahrt wird. Als solche, spezielle Themata behandelnde Beiträge nenne ich die warmherzigen Erinnerungen Paul Weidenbachs, der den edlen, unvergeßlichen König Albert nach den vier platonischen Kardinaltugenden Weisheit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Gerechtigkeit trefflich charakterisiert (Heft 3,69—73). Ferner gehören hierher eine Reihe poetischer Beiträge, deren noch gedacht wird, die Schilderung des Schlosses Moritzburg von Hans Stoehr (2,55—61; 3,93—99), der kleine allerliebste Aufsatz Sachsens Dorfkirchen von O. Gruner (4,101—104) und die reizvolle Novelle Wolfgang Kirchbachs, Von Versailles nach Dresden, die in Heft 2,62—66 zum Abschluß gelangt und eine dichterische Deutung und Verherrlichung des Zwingerbaues bedeutet, wie sie schöner nicht denkbar ist; endlich die gemütvolle, feinsinnige Schilderung Aus einem sächsischen Walddorfe von H. Haarhaus (Heft 4,127—132), die recht eigentlich den Übergang zur zweiten Gruppe, Heft 5 und 6, bildet.

Höchst erfreulich ist es aber, daß auch die Behandlung allgemein kultureller Themata nirgends in allgemeine Abstraktheit, in den Ton gelehrter Abhandlung verfällt. Der Herausgeber hat eine glückliche Hand in der Wahl der Bearbeiter gehabt, doch er hat es auch an dem zwar mühevollen aber lohnenden Gedankenaustausch mit seinen Mitarbeitern nicht fehlen lassen: nur so war der gleichmäßig frische Ton, das Fernbleiben jeglicher ermüdender Breite zu erzielen.

Zwei Beispiele mögen andeuten, auf wie verschiedenem Wege man zu dem schönen Ziele gelangte. Den längsten Aufsatz des Sachsenbuches bilden bisher die sachkundigen und geistreichen Plaudereien von Ad. Winds über Sachsens theatergeschichtliche Vergangenheit (Heft 1,19—25; 2,44—51; 3,88—92; 4,118—126). Der Beitrag, 29 Seiten, also fast den Umfang

einer Lieferung umfassend, geht von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Aber nirgends verweilt er lange; im Fluge führt er uns durch die Jahrhunderte, überall klar gruppierend, scharf charakterisierend und dabei aus dem erdrückenden Reichtum des Stoffes glücklichen Griffes Charakteristisches und Fesselndes auswählend. Durchweg kann der Verfasser nur skizzieren, aber er tut es mit sicherem, wenn auch leichtem Strich und weiß seine Darstellung durch guten Humor und eine Fülle prächtiger Einzelzüge zu beleben, so daß man ihm gespannt bis ans Ende folgt, ja von diesem überrascht wird; gern würde man noch weiter lesen.

Wie so ganz anders aber nicht minder trefflich löst Paul Heinze seine Aufgabe, uns das Literarische Sachsen der Gegenwart vorzuführen (Heft 3,74—79; 4,105—117). Der Verfasser überwindet schalkhaft lächelnden Mundes die Schwierigkeiten. In seiner Arbeit reichen sich der Literarhistoriker, der sorgsam abwägt und urteilt, der Poet, der gern fabuliert, und der Schalk, der voller Humor und Witz steckt, die Hände. Das Ganze wird vorgetragen im Rahmen einer Erzählung: In der angeregten Abendgesellschaft einer kunstsinnigen Baronin — am Terrassenufer zu Dresden — trifft sich aus der Welt der Damen, der Kunst und Wissenschaft, des Heeres, des Beamtentums, Handels usw. was künstlerische und literarische Interessen verfolgt, und hier wird der mitanwesende ältere Literarhistoriker Prof. Helbig von der liebenswürdigen Wirtin unversehens und fast gegen seinen Willen zu einem improvisierten Vortrag über Sachsens heutige Dichter bewogen. Mit leisem Anflug von Spott läßt der Verfasser nun seinen Literarhistoriker ein wenig in dem (heute meist schon überwundenen) Professorenstil, der hübsch kopiert ist, anheben; aber eine lebhafte Aussprache unterbricht ergötzlich an mehreren Stellen den Vortrag und dabei kommt neben der gediegenen wissenschaftlichen Auffassung des Professors die des alten Soldaten, des Juristen, des Arztes usw. über literarische Fragen von allgemeiner Wichtigkeit zur Geltung. Solche Brennpunkte, wo der Meinungsaustausch eingreift, sind die „Bliemchendichtung", Beyerleins „Jena oder Sedan?", endlich Avenarius und sein „Kunstwart". Auf diese Weise führt uns der Verfasser etwa 30 sächsische Dichter vor, von dem unlängst verstorbenen W. von Polenz und dem älteren Geschlecht der R. von Gottschall, Stern und Waldmüller an bis zu den jüngsten dichterischen Talenten Harlan und Beyerlein, wobei weder die Dialektdichter noch auch die Damen fehlen. Kaum irgendein literarischer Name Sachsens von Bedeutung dürfte vergessen sein. Geschickt sind in die Besprechung bisweilen Gedichtproben eingeflochten. Die kritische Haltung des Aufsatzes verdient nicht minder Anerkennung wie die schriftstellerische. Heinze spendet nicht nur Lob; er sagt hie und da auch herbe Wahrheiten, aber er sucht überall auf die Eigenart der Dichter einzugehen, sowie ruhig und besonnen zu urteilen. Das alles berührt wohltuend und ist dem Zwecke des Sachsenbuches gut angepaßt. Die heikle Aufgabe, zu deren Bewältigung umfassende Belesenheit und sicherer Blick gehören, hat der Verfasser mit bemerkenswertem Geschick gelöst. Gern vertraut

man sich seiner Führung an, und selbst wer seinem kritischen Urteile nicht überall beizupflichten vermag, wird ihm seine Achtung nicht versagen.

Zu den längeren Beiträgen in Heft 1—4 gehört auch der Aufsatz des Unterzeichneten „Vom älteren Volkslied in Sächsischen Landen" (Heft 2, 37—43; 3, 80—87) und H. Stoehrs Schilderung des Jagdschlosses Moritzburg (Heft 2, 55—61; 3, 93—99). Stoehr zeigt uns, wie in den Geschicken des Schlosses Moritzburg sich gewissermaßen die Geschichte unseres Fürstenhauses bzw. unseres Volkes widerspiegelt. Weder das geschichtliche und kulturgeschichtliche noch das landschaftliche Element kommt dabei zu kurz. Wer jemals das schöne Schloß und die eigentümliche Landschaft, in deren Mitte es sich erhebt, gesehen, wird seine Erinnerung durch diese hübsch geschriebene Schilderung aufgefrischt finden; und wer es noch nicht besucht hat, den wird sie anregen: Geh hin und sieh!

Zu diesem reichen Inhalt an Prosaaufsätzen in Heft 1—4 gesellen sich noch treffliche Proben Sächsischer Dichtkunst von Al. v. Gaudy, P. Heinze, B. Wildberg, K. Woermann und R. Fuchs. Es sind meist stimmungsvolle Bilder sächsischer Natur und Landschaft, Motive aus der Dresdner Heide, der Sächsischen Schweiz, dem Erzgebirge. Fuchs verherrlicht seine Vaterstadt Chemnitz, Bodo Wildberg weiß in wenigen Zeilen das Bild des verstorbenen edlen Dulders auf unserem Throne, des Königs Georg so ergreifend und poetisch zu skizzieren, daß sein Gedicht als Probe hier stehen möge (S. 67):

Denkt, wie er still im Glanz der Krone schritt . . .
Er war ein Mann, ein König, und — er litt!
Er litt, in Qual und Kummer auch ein Held,
Auf seinen Gott und auf sich selbst gestellt.
Denn als er spät zum ernsten Amte kam,
Da ward sogleich sein Throngenoß der Gram.
Es ist ein Königsschicksal, stumm zu leiden,
Sich im Gefühl des Rechtes zu bescheiden,
Im Schatten schwerer Zeit allein zu sein.
„Sich selbst getreu!" — Das schreibt auf seinen Stein!

Wenden wir uns nun den Heften 5 und 6 zu: sie tragen einen speziell landschaftlichen Charakter: in Heft 5 wird das sächsische, in Heft 6 das thüringer Bergland vorgeführt. Einen hübschen Übergang zu dieser mehr landschaftlichen Betrachtung bilden in Heft 4 der Aufsatz über Sachsens Dorfkirchen von O. Gruner (S. 101—104) und J. Haarhaus' Schilderung Aus einem sächsischen Walddorfe (S. 127—132). Wer aus dem Titel — wie es nahe liegt — schließen will, daß Haarhaus uns in die Berge führt, der irrt. Sein so gemütvoll geschildertes Dorf Glasten liegt zwischen Lausigk und Colditz, also dort, wo das allgemach sich abdachende Gebirge in die Ebene übergeht.

Ganz und gar im Gebirge sind wir nun aber in Heft 5! Das Herz muß jedem Natur- und Volksfreund aufgehen bei den prächtigen Schilderungen und köstlichen Bildern dieser Erzgebirgs- und Vogtlands-Sonder-

lieferung, die als Weihnachtsnummer gedacht ist und als solche sicherlich viel Freude gemacht hat. Als Schilderer und Erzähler begegnen uns hier Namen trefflicher Kenner unseres im allgemeinen noch viel zu wenig gewürdigten Gebirges: H. Jacobi, F. Blanckmeister, A. Meinert, R. Merkel, denen sich als Dialektdichter der wohlbekannte L. Riebel, A. Tittel und M. Schmerler anschließen. Endlich erwecken noch die schönen hochdeutschen Gedichte von (der leider am 7. März so früh verstorbenen) Anna Heinze „Morgenwanderung im Erzgebirge“ und Reinhold Fuchs „Frühling im Erzgebirge“ in uns die Erinnerung an unvergeßliche Wandertage!

Die längeren Prosaaufsätze stellten die keineswegs leichte Aufgabe, in gedrängter Kürze auf wissenschaftlich zuverlässiger Grundlage, doch aber anschaulich und lebensvoll Land und Leute, Vergangenheit und Gegenwart, die Menschen in ihrer Prosa (Charakter und Arbeit) und in ihrer Poesie (Dichten, Aberglauben und Sitten) darzustellen. Dabei gilt es, dem Volke ins Herz zu sehen, der Gefahr der Schönfärberei zu entgehen und doch den Hauch warmer Liebe zu denen, die unseres Geschlechts — denn nur wer selbst dem Volke entstammt, wird es ganz verstehen — durchfühlen zu lassen. H. Jacobi und F. Blanckmeister haben diese Aufgabe ausgezeichnet gelöst — ihre Aufsätze, wie überhaupt das ganze Heft, können geradezu vorbildlich genannt werden. Wer nicht unser herbes Erzgebirge und sein Völkchen schon ins Herz geschlossen hat, hier kann er es lieben lernen! Wie müssen diese Schilderungen, so wie „Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge“ (von Blanckmeister), wie Richard Merkels „Heimkehr“ (eine gemütvolle vogtländische Weihnachtsgeschichte), den seine Heimat über alles liebenden Gebirgler in der Fremde anheimeln, wie muß Arno Meinerts Schilderung der Schnee- und Eiswunder des Fichtelbergs jeden Freund winterlicher Wald- und Bergwanderungen begeistern! Dabei kommt nirgends der Humor zu kurz, sind doch Volk und Humor zwei unzertrennliche Begriffe. Das wird jeder zugeben, der das Volk kennt und unter ihm lebt. Wie trefflich das die Verfasser verstanden haben, lehrt folgendes ergötzliches und charakteristisches Geschichtchen, das Jacobi berichtet (S. 144): Der „Gust“ trifft seinen Freund „Henner“ in der Stadt mit dem Schiebebock einhertrollend: „Nu, Henner, bist â hinne in der Stodt?“ — „Ha, bie â hinne.“ — „Nu, wos willte dâ huln?“ — „Nischt!“ — „Ähä! de hast wuhl ä wohs reigefohrn?“ — „Nä!“ — „Nu, ver wohs hoste dä ne Schiebock miet?“ — „Nu, 's is när, doß mer wohs in der Hand hoht!“ — Trefflich wirken endlich die echt volkstümlich vorgetragenen Schwänke und Gedichte in der urwüchsigen gebirgischen Mundart von Riebel, Tittel und Schmerler.

Heft sechs: Thüringen. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Ist unser schönes sächsisches Erzgebirge leider noch vielen Deutschen eine terra incognita, so haben wir in Thüringen und seinem Walde uralten Kulturboden vor uns, den jeder kennt, sei es nur aus Sage, Geschichte und Poesie, sei es auch noch aus eigener Anschauung.

Welche Erinnerungen weckt daher schon der Name Thüringen! Welchen Zauber das Gedenken an die in seinem Walde, seinen Burgen und Städten verlebten Tage oder Stunden! Ist es nicht, als ob das ganze deutsche Leben von den Zeiten Walters und Wolframs bis auf unsere Tage sich vor uns entrollte? Und welchen Deutschen sollte nicht dies alles über das Alltägliche hinausheben? Auf solch festlichen, sonntäglichen Ton sind denn auch die beiden Beiträge des Heftes gestimmt, der Aufsatz Prof. Försters über die moderne Malerei in Weimar und der von Hofrat Trinius über Thüringens Perlen. Einen berufeneren und bewährteren Führer durch Thüringens Schönheiten als August Trinius konnte der Herausgeber nicht finden. Es ist ein seltener Genuß, an seiner Hand einen Gang von Ost nach West, von der Rudelsburg bis zur Wartburg zu machen. Da wird uns der einzigartige Gesamteindruck, zu dem Naturschönheiten, Geschichte, Sage, Poesie und Geisteshöhe sich gerade in diesem Teil Deutschlands vereinigen, so recht klar. Alte Zeiten wie neue, Luther-Erinnerungen wie solche an Karl August, Goethe und Schiller werden da vor allem lebendig. Das tut gut und not!

Trinius geht vom heutigen Thüringer Völkchen aus, das er anschaulich schildert. Leider muß auch er dabei feststellen, wie der Urväter Sitte, Poesie und Glaube hier ebenfalls vor der modernen Zeit langsam zurückweicht und schwindet. Immerhin, noch genug von der kernigen, zähen, mit Schelmerei durchsetzten Natur lebt im heutigen Thüringer, wie die humorvolle Verherrlichung des „Thieringer Lausejong" von W. Klinghammer beweist (S. 183 Gedicht in der Mundart), den man in prächtiger Naturaufnahme von A. Schmiedeknecht mit Vergnügen auch gleich in ganzer Gestalt vor sich sieht. Das gemahnt an des verstorbenen Pastors Sommer unverwüstliche „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" (9. Aufl. Rudolstadt 1877), die ehedem wohl zu den am meisten gelesenen deutschen Dialekt- und Heimatdichtungen gehörten.

Sodann beginnt die Wanderung: Von Saaleck und der Rudelsburg geht's über Dornburg, Rudolstadt, Blankenburg nach Schwarzburg, der Perle des Schwarzatals, von da über Paulinzelle nach Ilmenau. Es folgt der Kickelhahn und die berühmte „Gemeinde Gabelbach", Hermannstein, Schwalbenstein, Elgersburg — dann über Gehlberg nach der Schmücke, dem höchsten Gasthaus des Waldes. Und nun den uralten Rennstieg entlang, den Trinius einst vor 15 Jahren wieder erschlossen hat. Oberhof, Friedrichroda, Reinhardsbrunn und Tabarz sind dabei leicht zu erreichen — bis wir den herrlichen Rundblick vom Inselsberg genießen. Weiter folgen wir wieder einige Stunden dem liebgewonnenen Rennstieg, Ruhla vorbei bis zur Hohen Sonne, von wo wir natürlich durch Annatal, Drachenschlucht, Mariental Eisenach gewinnen, um die unvergleichliche Wanderung auf der Wartburg zu beschließen. Wer von alledem, was Trinius hier nur andeutet, mehr hören und mit diesem überaus kundigen und feinsinnigen Führer dem Thüringer Lande einige köstliche Abend-

stunden widmen will, der greife zu Trinius' Thüringer Wanderskizzen: „Über Berg und Tal" (Berlin, Fischer u. Franke, 1899. 8°. 215 S.), einem herzerquickenden Büchlein!

Wie schön steht dieser erfrischenden Bergwanderung die Kunst zur Seite in dem Aufsatze P. Försters über die moderne Malerei in Weimar! Schlägt man das Heft auf, so tritt einem, wie billig, zunächst in Wort und Bild die so sympathische und feine Gestalt des verewigten Großherzogs Karl Alexander entgegen.

Was wäre das heutige Thüringen ohne ihn, den würdigen Enkel Karl Augusts? Die Wartburg, wie wir alle sie kennen und als Palladium der Deutschen lieben, ist sein Werk; ihm ist auch die so schnell zu hoher Bedeutung emporgeblühte Weimarer Kunstschule zu verdanken, deren Hauptmerkmal, wie Förster darlegt, weitgehende künstlerische Selbständigkeit und Freiheit der an ihr wirkenden Meister ist. Daher auch die ungehemmte Entfaltung so ausgesprochener Persönlichkeiten wie der Grafen Kalckreuth (Vater und Sohn), Th. Hagen, L. von Gleichen-Rußwurm (Enkel Schillers), A. Brendel, M. Thedy, F. Sturtzkopf, H. Olde (jetziger Direktor der Akademie), L. von Hofmann u. a. Die jüngst erfolgte Berufung Sascha Schneiders nach Weimar beweist, daß der jetzige Großherzog den Spuren seines Vorgängers mit Verständnis folgt. Fast alle besprochenen Meister sind mit trefflichen Proben ihrer Bilder vertreten. Der Aufsatz Försters zeigt in überraschender Weise die Bedeutung Weimars als heutiger Kunststadt. Es ist, ich möchte sagen, Neuland, das der Verfasser damit weiteren Kreisen deutscher Leser erschließt; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß wir zu leicht geneigt sind, den Wert der großen Kunstzentren, vor allem Münchens und Berlins, zu überschätzen. Da wird es denn ein Verdienst von Esches Sachsenbuch sein, in Wort und Bild zu erweisen, daß Weimar, Leipzig und Dresden für unsere Kunstentwickelung „auch nicht ohne" sind. So trägt das Sachsenbuch den allgemeinen Stempel deutschen Wesens: nichts von öder Gleichmacherei; überall individuelles Leben, reicher Wechsel, Selbständigkeit bei einer Fülle ausgesprochen gemeinsamer Charakterzüge.

Ein Wort noch über die Bilder. Ihre Menge und Güte ist erstaunlich. Es gereicht dem Herausgeber und dem Verlag zu hohem Lobe, daß man sagen muß: auch in bezug auf die Bilder verläßt das Werk vielfach die altgewohnten Gleise üblichen Illustrationsschmuckes und sucht dafür eigene, künstlerisch wertvolle Wege zu gehen. Diese Bilder sind ein Schatz für sich; das ist Anschauungsmaterial!

An Vollbildern bringt das 6. Heft zum erstenmal zwei, die nicht bunt sind. Ich begrüße dies mit Freuden. Nicht jede bunte Vorlage, sei es Aquarell, sei es Ölbild, gerät gleich gut in der Wiedergabe. Von den Buntdrucken in Heft 1—4 scheint mir Schloß Moritzburg (Heft 1) und Hochmanns Frühlingslandschaft (Heft 3) am besten geglückt. Die zwei Lichtdrucke in Heft 6: Stadt Schwarzenberg im Erzgebirge (im Schnee) und die Rudelsburg (photographieartig) sind hervorragend gelungen und

geben jeder ein feines Stück Natur in trefflich abgelauschter Licht- und Schattenabtönung wieder.

Was die Textbilder betrifft, so ist, wie gesagt, ihr Reichtum und ihre Mannigfaltigkeit erstaunlich. Wir finden aus alter und neuer Zeit Reproduktionen von Wand- und Tafelgemälden, Feder- und Handzeichnungen, Kupferstichen, Lithographien, Radierungen und Holzschnitten, plastischen Kunstwerken, solche von Photographien: Bildnisse, Städtebilder, Innenräume, Landschafts- und Gruppenaufnahmen in jeder Beleuchtung und jeder Jahreszeit, kurz, jede Art von Illustration; insbesondere sind Land und Leute, wie es dem Zweck des Werkes dient, trefflich wiedergegeben. Die Porträts, deren das Sachsenbuch eine ganze Galerie für sich bietet, sind z. B. weder gleicher Größe, noch gleicher Art und Technik — da ist nichts von Schablone! Wir begegnen da ebensogut scharf aufgenommenen Miniaturköpfen (z. B. S. 110 Beyerlein), wie großen Künstleraufnahmen (S. 114 Avenarius), Ölbildern (S. 116 Söhle) wie plastischen Kunstwerken (S. 43 Hildebrand nach Seffner). Besonderes Lob verdienen die Naturaufnahmen in Heft 5 und 6, die Land und Leute im Erzgebirge, Vogtland und Thüringen höchst lebendig vor Augen führen und damit die Texte wirksam unterstützen. Diese beiden Hefte bieten übrigens zusammen über 110 Abbildungen. Als charakteristische, ausgezeichnete Beispiele nenne ich S. 140 die alte Spitzenklöpplerin, S. 145 Bauerngut im Erzgebirge, S. 148 alter Vogtländer, S. 154f. die Schneebilder vom Fichtelberg, S. 180 Thüringen, Dorfbrunnen, S. 181 Kind aus Ruhla (beide im kleinsten Format!), S. 183 Thüringer Bube. Besseres derart dürfte schwerlich für einen so außerordentlich bescheidenen Preis zu finden sein!

So übertrifft, was Heft 2—6 bietet, entschieden die ziemlich hochgespannten Hoffnungen, die Heft 1 erweckte. Die Gediegenheit von Text und Illustrationen, ihre Vielseitigkeit fesseln und nehmen stark für das Unternehmen ein, so daß man mit frohester Zuversicht der zweiten Hälfte des Sachsenwerkes, den Lieferungen 7—12 entgegensieht.

Spannen nun Herausgeber und Verlag ihre Kräfte aufs äußerste an, so ist zu wünschen, daß ihre Mühen und Opfer auch durch recht vielseitige Anerkennung im Leserkreise belohnt werden. Das Werk verdient weiteste Verbreitung! Noch nie ist durch Wort und Bild so schön und anregend wie hier gezeigt worden, was die Sachsenlande sind und was sie bergen. Das Werk ist also eine Tat und hat eine Zukunft. Möchte es auch eine dankbare Gegenwart finden.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Kleine Mitteilungen.

Ergebnis des Preisausschreibens der Gesellschaft für Literatur und Kunst in Bonn. Der von der Gesellschaft für Literatur und Kunst in Bonn ausgesetzte Preis von 500 M. für die beste Bearbeitung des Themas: „Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses.“ ist dem Oberlehrer Dr. Albert

Ludwig in Schöneberg b. Berlin zugesprochen worden. Die Preisrichter waren Dr. Paul Brandes, Prof. Dr. Gothein, Geh. Rat Hüffer in Bonn, Stadtschulrat Prof. Dr. Lyon in Dresden und Prof. Dr. Weltrich in München.

Wir erhielten von Herrn Adolf Bartels in Weimar folgende Zuschrift, der wir gern Aufnahme gewähren:

Erklärung.

Im 4. und 5. Hefte der „Zeitschrift" findet sich ein Aufsatz von Professor Dr. Wilhelm Nestle in Schöntal, „Moderne Schillerkritik", der sich mit meiner Stellung zu Schiller befaßt. Da er zum Teil auf gründlichem Mißverstehen beruht, hätte ich alle Ursache, ihm entgegenzutreten; ich plane jedoch seit Jahren ein größeres Werk über Schiller und will also auch die Ausführungen des Herrn Professors Nestle einstweilen einfach ad acta nehmen. Nur gegen die Behauptung, daß mir der sittliche Idealist Schiller unbequem sei, muß ich doch energisch protestieren. Wenn ich bei Schiller die „Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen" tadelte, so geschah das nicht etwa aus sittlicher Laxheit; dagegen spricht doch wohl mein ganzes, dem deutschen Volke einigermaßen bekanntes Wirken.

Weimar, Anfang Mai 1905. **Adolf Bartels.**

Zeitschriften.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 2. Inhalt: Pabst, Amerikanische Lehrerbildungsanstalten. — Neuschäfer, Die Ausbildung der Lehrer an den Fortbildungsschulen.

Die Deutsche Schule. IX. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Schulreform! Vom Herausgeber. — Amerikanische Erziehungsschulen. Von Dr. A. Pabst in Leipzig.

Der Deutsche Schulmann. VIII. Jahrg. Heft 1. Inhalt: Das Problem der künstlerischen Erziehung. Von W. Dierks in Schale i. W. — Die neudeutsche Dichtung. Eine Studie vom Herausgeber.

Pädagogisches Archiv. 47. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Dr. Ernst Friedrich, Lehre von den Urteilsformen in Prima. — Eugen Meyer, Über Frage und Antwort.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 51. Band. 1. bis 3. Heft. Inhalt: Legband, Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 16. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: Die Zukunft der Oberrealschule. Von Oberlehrer Budde in Hannover. — Statistisches über die höheren Schulen (Mittelschulen) Badens 1903/04. Von Prof. Holzmann in Karlsruhe. — Der Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Von Realschullehrer Quandt in Leipzig.

—— 4. Heft. Inhalt: Realschulbildung und juristisches Studium. Von Universitätsprofessor Dr. B. Kübler in Berlin. — Zweck und Umfang des lateinischen Privatunterrichts an Oberrealschulen. Von Oberrealschuldirektor Quossek in Crefeld. — Der Partikularismus in unserem höheren Schulwesen. Von Prof. Richard Eickhoff, M. d. R.

—— 5. Heft. Inhalt: Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform

vom Jahre 1900. — Goethes Leben und Werke. Vom Herausgeber. — Zur Würdigung deutscher Lesebücher. Von Dr. O. Winneberger, Direktor der Adlerflychtschule in Frankfurt a. M.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 7. Erstes Januar-Heft. Inhalt: Rudolf Klein, Das Werden der Geschichte. — Max Meyerfeld, Englische Bücher. — Hans Benzmann, Balladenbücher. — Leo Greiner, Neue Novellen. — Otto von Leixner, Die Zerlesenen.

—— Nr. 8. Zweites Januar-Heft. Inhalt: Alfred Klaar, Das Schlagwort Tendenz. — Harry Maync, Storm, Keller und Meyer. — Max Sydow, Zur Wieland-Forschung. — Robert Jaffé, Leute aus dem Odenwald. — Ernst Kreowski, Kropotkin. — Adam Karrillon, Wanderschaft.

—— Nr. 9. Erstes Februar-Heft. Inhalt: Alfred Klaar, Das Schlagwort Tendenz. — Ludwig Coellen, Herbert Eulenberg. — Alois Brandl, Literarisches aus Tirol. — Paul Legband, Königsdramen. — Max Hochdorf, Kleine Geschichten.

—— Nr. 10. Zweites Februar-Heft. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Was ist Literaturgeschichte? — Karl Berger, Frauenromane. — Richard Schaukal, Bahr und das Tragische. — J. Proelß, R. Krauß, Neue Mörike-Schriften. — Hans Benzmann, Wilhelm Weigands Lyrik.

Neu erschienene Bücher.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. 2. verm. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 118 S.

Eduard Dietrich, Weihnachtsbilder. Ein Märchenspiel in vier Abteilungen. Dresden. Als Manuskript gedruckt.

Prof. Dr. Hemme, Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? 2. Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius, 1905. 156 S.

H. Draheim, Schillers Seelenlehre. Berlin, Weidmann, 1904. 34 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von L. Bellermann, J. Imelmann, F. Jonas, B. Suphan. 6. Teil: Sekunda. Berlin, Weidmann, 1904. 304 S.

Dr. Gustav Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. (Aus Natur und Geisteswelt. 58. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 137 S.

Walther Brecht, Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Straßburg, Karl J. Trübner, 1904. 383 S.

O. Lyon und W. Scheel, Handbuch der deutschen Sprache. Ausgabe D. 2. Teil. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1904. 168 S.

Wolfram v. Eschenbach, Parzival. Erklärt von Dr. Gust. Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1905. 259 S.

Proben deutscher Mundarten. Herausgegeben von Seminaroberlehrer K. Ernst. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 152 S.

E. Lemp, Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. I. Zur Religion und Ethik. 154 S. — II. Zur deutschen Literaturgeschichte. 193 S. — III. Zur deutschen Geschichte. 206 S. — IV. Zur Kunst. 169 S. — V. Aus Natur und Leben. 163 S. — VI. Aus deutschen Landen. 155 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1903/04.

Der arme Heinrich. König Rother. Herausgegeben von Dr. Gust. Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 144 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E. am 8. Mai 1905.

Von Dr. **Paul Kannengießer** in Straßburg.

Nicht ein Totenfest wollen wir begehen. Der bedeutungsvolle Tag, zu dessen Vorfeier wir hier versammelt sind, wird überall in deutschen Landen vielmehr den Anlaß bieten, das Bild des lebenden Dichters zu erneuern, das stolze Gefühl in uns zu stärken, daß er auch heute noch unser ist. Wenn unsere Schüler hier ihre junge Kraft mutig an das Wagnis setzen, sein letztes Meisterwerk zur Darstellung zu bringen, so kann es nur geschehen, weil sie in diesem Werke freudig leben. Eben dieser unversieglichen, Freude spendenden Macht des Dichters sei auch unsere Betrachtung gewidmet.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Damit hat Schiller selbst den Inhalt seines Daseins ausgesprochen.

> Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
> Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

Wer kennt nicht diese lange Leidensgeschichte! Hebt sie doch schon mit den Jahren an, da er sich auf der „Sklavenplantage" der Karlsschule in ein unnatürliches Joch gezwängt sah, und seitdem besteht sie in einem fortgesetzten Ansturm feindlicher Erdenmächte auf seinen aufwärts strebenden Genius. In mannigfacher Gestalt sind sie auf ihn eingedrungen, als Druck und Verfolgung, als Neid und Kleinsinn, als bittere Enttäuschung und herbe Not, als quälender Zweifel und bange Sorge, am nachhaltigsten aber in Gestalt jener tückischen Krankheit, die, nachdem sie mehrfach schon unheimlich angepocht, gerade zu der Zeit sich in ihm festsetzte, wo er, in gesichertere Verhältnisse eintretend, so recht freudig seine Fittiche auszuspannen gedachte. „Von der Wiege meines Geistes bis jetzt habe ich mit dem Schicksale gekämpft", so schrieb er damals einem jungen Freunde, und dieser Kampf ist erst durch seinen frühen Tod beendet worden.

Herb ist des Lebens innerster Kern! Das ist seine eigenste Erfahrung. Aber was uns in diesem Tone so oft aus seinen Dichtungen entgegenklingt, ist doch nicht eigentlich die Klage um eigenes Leid: Er, der immer zum Ganzen strebte, fühlte über das eigene Weh hinaus mit nur gesteigerter Empfindsamkeit das Weh der Menschheit; er weiß, daß alles

Leben zugleich ein Leiden ist. Er spricht die allgemeine bittere Erfahrung aus, daß der Lauf der irdischen Dinge sich gleichgültig gegen die Forderungen des Gemütes verhält, den alten Widerspruch zwischen Ideal und Leben. Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück. Nicht dem Guten gehört die Erde. Unser Wissen bleibt beschränkt, unser Können begrenzt:

> Ach, der Himmel über mir
> Will die Erde nie berühren,
> Und das dort ist niemals hier!

Dieser Mißklang aber, der so durchs Erdenleben tönt, erklärt sich nicht allein aus dem Mißverhältnis zwischen unserem Innenleben und dem äußeren Weltlauf, er liegt auch tief begründet in dem innersten Wesen des Menschen selbst, in dem Widerstreit zwischen unserer sinnlichen und unserer sittlichen Natur.

> Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
> Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Jagen wir jenem nach, so kann es nur geschehen unter Verletzung sittlicher Forderungen, auf Kosten unseres Seelenfriedens; suchen wir diesen, so bedeutet das den schmerzlichen Verzicht auf irdisches Glück; und doch werden wir uns auch damit nie volle Befriedigung erkaufen, da das Bewußtsein unserer moralischen Unvollkommenheit doch immer auf uns lasten bleibt. So ist das ganze Leben ein steter Kampf mit uns selbst und mit den überlegenen Mächten der Außenwelt. Gerade der moderne Mensch, der durch seine siegreich vorwärts schreitende Kultur diese äußeren Naturkräfte zu beherrschen strebt, sieht sich um so peinlicher in jenen inneren Zwiespalt hineingezogen: denn eben diese uns zum unabweisbaren Bedürfnis gewordene Kultur zersplittert mit ihren immer mannigfaltigeren Aufgaben, mit ihren immer verwickelteren Lebensverhältnissen unsere Seelenkräfte; sie sucht uns immer selbständiger zu machen, aber damit entfremdet sie uns auch immer mehr der mütterlichen Leitung der Natur, die die Menschen einer kindlicheren Lebensstufe in engeren, aber zufriedeneren Verhältnissen sicher dahinführte, auf deren fester Grundlage auch noch die heitere Kultur des Griechenvolkes ruhte. Jene glückliche Harmonie ist uns entschwunden, nur aus unendlicher Zukunftsferne winkt sie als schimmerndes Ideal; während die Menschheit in ihrer Gesamtheit rastlos vorwärts strebt, empfindet der einzelne Kulturmensch nur um so schmerzlicher den Verlust seiner Einheit und Reinheit.

Aber was uns die rauhe Wirklichkeit versagt, das reicht uns milde eine andere Macht, die wie vom Himmel auf diese Erde zu uns herabgestiegen ist, die Kunst: Freiheit und Harmonie, gehobenes Selbstbewußtsein und eine unverwüstliche Heiterkeit der Seele. Denn das ist die hohe und allein richtige Auffassung der Kunst und der Dichtkunst

insbesondere, zu der sich Schiller allmählich emporgerungen hat: sie dient nicht einem einzelnen Zwecke, auch nicht der Moral, wie er selbst zu Anfang seiner Lehrjahre, mehr freilich theoretisch entwickelt, als dichtend betätigt hatte; „alle Kunst“, erklärt er vielmehr in seiner herrlichen Vorrede zur Braut von Messina, „ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken“.

Der also Beglückte aber ist zunächst der Künstler, der Dichter selber. Ihn beseelt eine aus den Tiefen seines Wesens ihm selber wie ein Rätsel hervorquellende Schöpferkraft, die aus dem rohen Stoffe, den ihm die Betrachtung des wirklichen Geschehens zuführt, neues Leben, neue Menschen, eine neue Welt gestaltet. Diese Welt ist seine Welt, frei von ihm geschaffen, frei von jedem Interesse der Selbstsucht, mit dem wir an den Dingen der Wirklichkeit haften, unabhängig von jeglichem Zwange, dem unsere auf die Außenwelt gerichtete Tätigkeit sich unterwerfen muß. Und dieses freie Schaffen ist nicht die einseitige Äußerung eines einzelnen Seelenvermögens, sondern ein Zusammenwirken aller, der sinnlichen wie der vernünftigen, und wie es selber Einheit und Übereinstimmung in seine Schöpfung hineinzutragen strebt, setzt es selbst auch den ganzen Menschen in einheitliche und wohltätigste Bewegung. Das ist die von Schiller gepriesene „Freiheit des Gemütes in dem lebendigen Spiele aller seiner Kräfte“, wie er sie selbst besonders auf epischem und dramatischem Gebiete betätigt hat. Sie gewährt den reinsten, höchsten Genuß, der Erdenkindern beschieden ist. Zu solchem Genusse aber ladet der Dichter jeden ein, der offenen Gemütes ist: eingetreten in die Hallen seiner Kunst, von seinem Zauberstabe berührt, schaffen wir in selbstloser Betrachtung seine Welt in unserem Innern nach, leben und weben wir in ihr und vergessen mit ihm die Welt da draußen mit ihrem verwirrenden Getriebe, mit ihrer Not und Mühsal; wir schütteln die Erdenschwere ab.

Um solches zu vermögen, muß es freilich ein echter Künstler sein, ein ποιητής im vollsten Sinne. Er muß die Macht besitzen, den Gestalten, die er formt, auch seinen lebendigen Odem einzublasen, daß sie leibhaftig vor uns stehen, Fleisch von unserem Fleische, Geist von unserem Geiste. Und er muß den Lauf seiner Begebenheiten uns glaubhaft machen, indem er ihn der Gesetzmäßigkeit der natürlichen Erscheinungen unterwirft. Auch seine Welt soll wirklich sein, aber geläutert von den verwirrenden Zufälligkeiten, die den Zusammenhang der Außenwelt unserem Auge verdecken, von all den kleinen Einzelheiten, die den freien Blick ins Große und Ganze der Personen und Ereignisse hemmen. Denn auf dieses Große und Ganze kommt es an, nicht darauf, was Menschen und Dinge schlechthin sind, sondern was sie uns bedeuten: er

soll in Menschentun und Menschenleid das allgemein Menschliche zur Erscheinung bringen.

> Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
> Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
> Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
> Und was uns die Zukunft versiegelt;
> Er saß in der Götter urältestem Rat
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

So ist er ein Seher und Schauer, ein echter Herzenskündiger und „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". So offenbart er uns den Sinn des Lebens und erhebt uns über seine Nichtigkeit. Denn wenn auch Leben Leiden heißt, so ist des Lebens Sinn doch damit nicht erschöpft. Der tiefere Sinn des Lebens liegt in der Überwindung des Leidens, und das nicht durch physische Mittel, sondern durch die siegende Kraft unserer sittlichen Natur, die das Leiden zwar nicht aufhebt, sich aber darüber erhebt. Damit stoßen wir auf den Kernpunkt seiner Welt- und Lebensanschauung, seiner künstlerischen Auffassung, ja seiner eigensten Persönlichkeit. Der Mensch ist als Sinnenwesen nur das schwache Glied einer flüchtigen Erscheinungswelt, untertan der Gesetzmäßigkeit ihres natürlichen Geschehens, ausgesetzt all den Widerwärtigkeiten, die aus dieser blinden Naturnotwendigkeit für jeden einzelnen sich erbarmungslos ergeben; aber mit seiner Vernunft, als ein zu sittlichem Handeln berufener Geist ragt er über diese Welt des Scheines und der natürlichen Gebundenheit hinaus in eine höhere, unsichtbare Sphäre, die freilich unserer Erkenntnis verschlossen bleibt, aber von unserem Gemüte ahnungsvoll als etwas Göttliches und Unvergängliches, als ein Reich der Freiheit erfaßt wird. Sie kündigt sich auch dem schlichtesten Gemüte an in der unbestechlichen Stimme unseres Gewissens, in dem unausrottbaren Gefühle unserer sittlichen Verantwortung, in dem Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge, der im letzten Grunde auch der streng geregelte Gang der irdischen Begebenheiten sich einfügt, so daß die Weltgeschichte sich als Weltgericht enthüllt. Als Glieder dieser höheren Ordnung, in unserem Wollen und Tun, fühlen wir uns unabhängig vom Zwange der Gesetze, die unser physisches Dasein bestimmen, folgen wir, oder sollen und können wir wenigstens folgen einzig dem Sittengesetze, das nicht von außen an uns herantritt wie eine fremde Macht, sondern in unserer eigenen höheren Natur gegründet und somit unser eigenes Gesetz, ein Teil unser selbst ist. Ihm folgen heißt frei sein, und keine Erdenmacht, nicht die Natur in ihrer wilden Furchtbarkeit und nicht die Menschen mit all den ausgesuchten Mitteln tyrannischer Willkür können uns diese Freiheit rauben, können einen starken Willen beugen.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.

Dieses Freiheitsgefühl gibt uns das erhebende Bewußtsein unserer geistigen Überlegenheit über alle Natur; im Gefühle unseres höheren Wertes setzen wir uns auch höhere, über die Interessen unseres Einzeldaseins hinausführende Lebensziele, deren Verfolgung uns über die Widerwärtigkeiten dieses Einzeldaseins emporträgt: „Immer strebe zum Ganzen!" Wo aber diese mit verstärkter Gewalt auf uns eindringen, um unsere Tatkraft zu lähmen und unseren Willen abzulenken, da setzen wir ihnen einen Widerstand entgegen, der seine Energie immer wieder schöpft aus dem Glauben an unser besseres Selbst. Ja, es scheint, daß alles Leiden einem höheren Weltenplane gemäß nur dazu da ist, diesen Glauben in uns zu festigen und das Frohgefühl unserer Freiheit und sittlichen Kraft zu stärken.

So ernst, und doch so stolz und freudig deutet Schiller uns den Sinn des Lebens!

Und so bilden denn auch jene Klagen, die wir anfangs vernommen haben, nur die Untertöne des hellen hohen Liedes von der Menschheit, das er uns in der Gesamtheit seiner Dichtungen singt. Seine Grundstimmung ist die Begeisterung. Sie mächtig ausströmen zu lassen in Wort und Gestalt, das ist sein stärkster Lebenstrieb; auf ihr ruht die hinreißende Gewalt seiner Dichtung, und sie verleiht seinen Gebilden ihr ideales Gepräge. Der Dichter, der in freier Gestaltungskraft sich eine eigene Welt erbaut, gießt in sie auch die ganze Fülle seiner Lebensgefühle und seiner sieghaften Überzeugungen hinein; so wird sie noch in höherem Sinne sein eigen: sie wird zum Abglanz seiner vollen Persönlichkeit. Und mit dieser gehobenen Persönlichkeit wirkt Schiller auf uns ein, von welcher Seite wir auch an ihn herantreten; wie seine Klagen uns aus dem Herzen gesprochen sind, so empfinden wir auch heute noch die erhebende und läuternde Macht seines Genius. Welche Seelenstärkung bietet er uns in seinem herrlichen Gedicht „Das Ideal und das Leben"! Wenn wir ermatten möchten im Kampfe des Daseins, in unserem Ringen um harmonische Ausbildung und sittliche Vollkommenheit, so soll der freudige Aufblick zu dem Ideale der Schönheit und Harmonie, das ein sehnsüchtiges Gemüt in Natur und Menschenleben hineinträgt, uns aufrichten, mit neuer Stärke und Flugkraft beseelen.

„Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!"

Wie tröstend klingt uns aus seinem „Spaziergang", den wir, wie „Ideal und Leben", so recht als ein Glaubensbekenntnis des Dichters

zu würdigen haben, die Mahnung entgegen, daß die Natur auch uns durch Überkultur und Unnatur bedrohten Menschen der Neuzeit eine liebevolle Mutter sein kann, wenn wir sie nur mit kindlichem Gemüte suchen. So hebt er uns immer wieder empor aus Kleinmut und Verzagtheit, ermuntert uns immer wieder zu freudigem Aufschwung, der wie ein plötzliches, wunderbares Ereignis sich in uns vollziehen muß:

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach, der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt!

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Mag mancher auch Schillers Weltanschauung nicht teilen: diese Worte gelten noch heute! Am gewaltigsten ist seine Wirkung aber doch immer da, wo er solchen Gedanken lebendige Gestalt verliehen hat, wo er den Menschen darstellt in des Lebens Drang und uns den Gang des großen, gigantischen Schicksals zeigt, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt: wenn er uns, wie in der Braut von Messina, das furchtbare Walten einer höheren Weltmacht zeigt, das uns mit Ehrfurcht und einer wenn auch mit Wehmut gemischten Befriedigung erfüllt, weil, was es da mit vernichtender Strenge geltend macht, doch eigentlich nichts anderes ist, als die Forderung unseres eigenen sittlichen Bewußtseins; und wohl zu allermeist da, wo er uns des Menschen kühne, alles wagende und allem trotzende Kraft, den stolzen Herrenwillen zeigt, an dessen Größe wir uns selber aufrecken, wenn wir auch seine Ziele nicht billigen: denn — das hat er selber ausgesprochen — nicht darauf kommt es im Drama an, daß seine Helden recht handeln, sondern darauf, daß sie groß handeln; jegliche starke Äußerung von Freiheit und Willenskraft weckt in uns das freudige Bewußtsein unserer eigenen Kraft, und nur auf diese ästhetische Wirkung hat es der Dichter abgesehen. Solche Größe, und sei sie auch die des genialen Verbrechers, hat schon den jungen Schiller zu Schöpfungen wie Karl Moor und Fiesko begeistert; sie hat er vor allem auf der Höhe seines Schaffens verkörpert in der hochragenden Gestalt Wallensteins, dessen Schuld und Schicksal in einem ungeheuren Selbstvertrauen und in einem über alle Schranken hinausstrebenden Bedürfnis begründet liegt, seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit den Herrscherplatz unter den Menschen zu sichern, der von allen Schicksalsschlägen und Enttäuschungen, die auf ihn eindringen, wohl erschüttert, aber nicht gebeugt wird und am Ende mit seiner ungebrochenen Zuversicht auf sich und seine Sterne von uns scheidet, um seinen langen Schlaf zu tun.

Solche Gestalten können nur aus einer großen Dichterseele geboren werden. Und welche Kraft vermag Schiller aufzubieten, um uns die ganze

Furchtbarkeit der Mächte fühlbar zu machen, mit denen seine Helden in den Kampf treten: den in rücksichtsloser Selbstsucht und unsteter Glücksjagd wurzelnden Geist des Wallensteinschen Heeres, die unheimliche, den Menschen an seiner eigenen Leidenschaft ins Dunkel ziehende Schicksalsmacht in der Braut von Messina, das wilde, fühllose Element des Meeres im Taucher und in Hero und Leander.

Ganz ungesucht erhebt sich da auch die Sprache des Dichters zu hinreißendem Pathos; es fließt unwillkürlich in uns über aus dem vollen Klang der Laute, dem mächtig pulsierenden Rhythmus seiner Verse, aus der Pracht seiner Bilder, dem stolzen Gedankenfluge, der die Handlung begleitet, aus seinen kühnen Gegensätzen:

Seht ihr jene altersgrauen
Schlösser in die Wolken schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,

Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?

Hört ihr jene Brandung schäumen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Solche Form gehört zu solchem Stoff: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Gehalt und Sprache sind des Dichters vollstes Eigentum, aber mit ihnen beiden ist er auch der unsrige: denn so zu denken und zu fühlen, so zu singen und zu sagen ist deutsche Art! Und deutsch sind seine Heldenmenschen alle, Wallenstein wie die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart wie der Tell; denn Menschen hat er in ihnen schildern wollen, und er hat sie als ein echter Künstler angeschaut mit den Augen seines, in seiner Volksart ruhenden Temperaments. Er wurzelt in seinem Volke und er wurzelt in seiner Zeit, und man kann bei seinen Schöpfungen immer verfolgen, wie sie mit all ihrem Allgemeingehalt doch zugleich aus Bedrängnissen und Bedürfnissen seiner Zeit herauswachsen, so bei den Räubern, bei Kabale und Liebe, beim Geisterseher, und am meisten wohl bei der Idealgestalt des Marquis Posa, in der so recht die weltbürgerlichen Gedanken des 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck fanden. Das gibt seinen Dichtungen zu ihrem bleibenden, idealen noch den temporären, aktuellen Gehalt, auf den kein Künstler verzichten darf, der auf die Mitwelt wirken will. Vornehm dagegen lehnte er jeden äußerlichen Bühnenerfolg ab, nach dem kleine Talente so gierig haschen.

Mag Schiller selbst auch während seiner Lehrjahre in weltbürgerlicher Verstiegenheit es als ein armseliges Ideal bezeichnet haben, nur für eine Nation zu schreiben, der Gang der französischen Revolution, deren Anfang er wie Tausende seiner Landsleute mit Jubel begrüßte, hat ihn von diesem verflüchtigenden Weltbürgertum allmählich zurückgeführt: „wir ver-

suchen auf einem anderen Wege, was drüben mißlungen ist.“ In dieser Absicht arbeitete er mit festerem Blicke auf die eigene Nation an seiner „ästhetischen Erziehung des Menschen“.

Ein ästhetischer Erzieher aber ist er seinem Volke geworden und ist er noch heute, und das weit mehr durch seine Dichtung als durch seine in ihrem kühnen und abstrakten Gedankenschritt der Menge unzugänglich bleibenden theoretischen Schriften, obwohl auch sie unser Kulturleben nachhaltig gefördert haben. Er erzieht, indem er aufwärts zieht, und seine ästhetische Wirkung ist immer zugleich auch eine sittliche, weil sein ganzes Wirken von einer sittlichen Persönlichkeit getragen wird. Ohne einem anderen Zwecke zu dienen, als ihrem eigenen, ohne Moral zu predigen und blutlose Moralgestalten vor uns hinzustellen, weckt seine Dichtung sittliche Kräfte und stärkt unseren Lebensmut. Und da es lebendiger und da es deutscher Geist ist, der ihr entströmt, wirkt sie auch lebendig auf jedes deutsche Gemüt. Wie das Mädchen aus der Fremde spendet seine Muse aus ihrem Reichtum jedem, der ihr empfänglich naht:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

So ist er ein Dichter des deutschen Volkes im edelsten Sinne, ein Götterbote und ein Götterfreund, seines herrlichen Berufes freudig sich bewußt; in ihm findet er seine Glückseligkeit, und er weiß, daß dieses Glück ein göttliches Geschenk ist, das nur dem Auserkorenen in den Schoß fällt.

Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte.
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

Und immer aufs neue, inmitten all seines Schaffens ist er auf höhere Erleuchtung angewiesen, wartet er auf die Gunst des Augenblicks:

Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Um so heiliger aber ist auch für ihn die Pflicht, sich dieser Gabe wert zu zeigen, mit seinem Pfunde zu wuchern. Niemand wohl hat mit schonungsloserer Selbstkritik und strengerer Selbstzucht an sich gearbeitet wie Schiller, niemand rastloser mit sich selbst um seine persönliche und künstlerische Ausbildung gerungen.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens und Vollbringens maß.

So bezeugt Goethe. Und gerade durch Goethe sah er sich bei seiner schwierigsten Aufgabe am heilsamsten gefördert, der Aufgabe nämlich, die ihm eigene Natur des in abstrakten Ideengängen sich bewegenden, über den Stoffen schwebenden Denkers mit seiner poetischen, auf hingebende Betrachtung der Objekte angewiesenen Natur in Einklang zu bringen,

Idee und Stoff zu anschaulicher Klarheit zu verschmelzen, die für jedes Kunstwerk nötige Verbindung zwischen Idealismus und Realismus zu gewinnen. Mit staunenswerter Energie hat Schiller gerade an dieser Aufgabe gearbeitet; wußte er doch, daß auf die Behandlung des Gegenstandes in der Kunst alles ankommt. Seine Werke bekunden eigentlich einen stetigen Fortschritt nach diesem Ziele hin; aber erst das bald zu lebendigster Wechselwirkung sich gestaltende Verhältnis zu Goethe hat seinen Sieg entschieden: die innige Berührung mit seinem genialen Anschauungsvermögen und seiner plastischen Gestaltungskraft. An seiner Hand hat er die Höhe klassischer Vollendung erstiegen, auf der er seine herrlichen Balladen mit ihrer packenden Lebendigkeit, seinen Spaziergang und das Lied von der Glocke, sowie die Reihe seiner dramatischen Meisterwerke geschaffen hat, vom Wallenstein bis zum Tell; ja auch innerhalb dieser Reihe sehen wir ihn noch zu immer vollerer Beherrschung seines Gegenstandes fortschreiten, und wenn Wallenstein, diese Riesenarbeit, in der er einen ungeheuren Stoff bewältigt hat, sein gewaltigstes Drama ist, so ist der Tell sein klarstes und natürlichstes, sein volkstümlichstes Stück. Und wer kennt nicht die aktuelle Bedeutung gerade dieses Schweizerdramas für das deutsche Volk zu einer Zeit, wo das heilige römische Reich in Scherben auseinanderfiel und der Rheinbund seine Fürsten unter das Joch Napoleons drückte! Der Tell ist schließlich auch Schillers freudigstes Stück: hier ist dem gerechten Kampfe auch der äußere Erfolg gesichert, und wie im Bilde kündet der Dichter auch seinem Volke den Tag der Befreiung an. Der Gewittersturm, der Natur und Volk der Waldstätte in Aufruhr versetzt hat, legt sich wieder; alles atmet frei auf, und wieder lächelt der See. Es ist, als ob Schiller das Bedürfnis empfunden hätte, die ganze Heiterkeit seiner sieghaften Seele in diesem Stücke abzuspiegeln. Denn er fühlte es, er stand auf sonniger Höhe. „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde", schrieb er damals seinem Freunde Körner, und einige Zeit später, 14 Tage vor seinem Tode, nachdem er über einen neuen schlimmen Anfall seiner Krankheit berichtet: „Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahre aushält."

Und so steht er vor uns, vom Leiden gezeichnet und doch mit der heiteren Stirne des Überwinders, glücklich in seiner Kunst und von seiner jugendlichen Geistesfrische allen mitteilend, die ihm näher traten. Goethe, der die Bekanntschaft mit Schiller zu dem Höchsten zählte, das ihm das Glück in späteren Jahren bereitete, hat ihm einmal geschrieben: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht." Und die letzten Worte, die Wilhelm von Humboldt ihm aus Rom gesandt,

lauten: „Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen die Kraft, es festzuhalten. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten; die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß." „Er hätte", so erklärt er in der Vorrede zu seinem Briefwechsel mit Schiller, „noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen."

Wir fragen hier nicht, was er noch alles hätte leisten können und was er, der Sänger des „Tell", gerade in den folgenden Jahren der Schmach und Knechtung seinem Volke hätte sein können; freuen wir uns dankbar des Großen, Unvergänglichen, das er geleistet hat. Deswegen brauchen wir doch nicht bei ihm stehen zu bleiben; vielmehr entspricht es seiner eigenen Überzeugung, daß die Kunst der Neuzeit nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne.

„Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht!"

Jede Zeit hat ihre eigenen Bedürfnisse und das Recht, auch in der Kunst sich ihren eigenen Körper zu bauen; aber die Kunst soll nimmer vergessen, daß der Menschheit Würde in ihren Händen liegt. Ist sie die freie Königin, so verleugne sie auch ihren Adel nie. Das wird bei allem Wechsel ihres temporären Gehaltes doch immer ihr schönstes Vorrecht bleiben, erhöhte Lebensgefühle in uns zu wecken und in den Ernst des Daseins ihre Heiterkeit hineinzutragen, uns immer wieder in dem Bewußtsein zu stärken, daß das goldene Zeitalter nicht hinter uns, sondern vor uns liegt. Und wie nach Goethes Ausspruch in Kunst und Dichtkunst die Persönlichkeit alles ist, so sei und bleibe auch unseren Dichtern Schiller ein Beispiel unablässiger Selbstzucht und heiligen Eifers um die höchsten Güter des Lebens. Auch vom Sänger der Zukunft müssen die Worte gelten, die Goethe in seinem Epilog zur Glocke dem Freunde nachgerufen hat:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme

Kritische Nachlese zu Schillers Wilhelm Tell.[1])

Von Prof. Dr. **Edwin Rödder,** Madison, Wis.

I. Zur Einheit der Handlung.

Daß Schillers letztes großes Drama seit seiner Entstehung, also schon ein volles Jahrhundert, das Lieblingsstück des deutschen Volkes ist, hat wohl noch niemand bestritten. Vor einem solchen Sieger, sollte man meinen, dürfte auch die tapferste Kritik ohne Beschämung die Waffen strecken. Und doch steht seit ebenfalls hundert Jahren die Herbheit der Kritik, die dem Tell in überreichem Maße zuteil geworden ist, im umgekehrten Verhältnis zu der Begeisterung, die jede würdige Aufführung immer wieder weckt. Freilich bietet der Tell dem Angreifer manche ungeschützte oder zu leicht gedeckte Stelle; daß diese Stellen noch keineswegs alle ausgekundschaftet sind, sollen einige der folgenden Betrachtungen dartun. Tatsache ist es aber auch, daß manche vermeintliche Blöße jedem Angriff wacker standhält und deren mehrere zu den stärksten Stützpunkten des Baues zählen. Auch zu dieser Erkenntnis hofft das Folgende einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Ihre stärkste Wucht hat die Kritik von jeher der Einheit und dem Aufbau des Dramas gegenüber entfaltet. Die Forderung einheitlicher Handlung enthält schon das Wort Drama (Handlung, d. h. im gewöhnlichen Zusammenhange eine Handlung), wie es zugleich auch klar ausdrückt, daß sein eigentliches Wesen die Handlung oder die Fabel ist. Nun hat sich Schiller selbst bei der Abfassung der „Jungfrau von Orleans" Goethe gegenüber geäußert, man müsse sich durch keinen allgemeinen Begriff der Tragödie fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten. Von diesem Vorrecht des schöpferischen Künstlers, der das Gesetz der Gestaltung dem Stoffe selber entnimmt, hat Schiller beim Tell offenkundig Gebrauch gemacht. Der Wilhelm Tell umfaßt mehr, als sein Name andeuten könnte,

1) Einige Ergebnisse der nachfolgenden Untersuchungen habe ich bereits in Einleitung und Anmerkungen meiner Ausgabe des Dramas verwertet, die demnächst im Verlage der American Book Company in New York erscheinen wird. Ich behandle die entsprechenden Punkte hier, da sie auch für deutsche Leser von Interesse sein dürften. Die Verszählung ist die der Bellermannschen Ausgabe, von der die meiner eigenen nach V. 967 um eine Zeile abweicht, da ich nach Meiers „Still! Horch!" eine längere Pause ansetze, während deren die Glocke weiterläutet; der folgende Vers „Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle" wird dadurch regelmäßig. — Die Kommentare Bellermanns und Gaudigs sind in erster, die Erläuterungen Düntzers in fünfter Auflage angeführt, da mir neuere Auflagen hier nicht zu Gebote standen.

d. h. mehr als des Titelhelden besonderes Schicksal. Er behandelt die Befreiung der Schweiz; und trotzdem hat Schiller sein Werk so und nicht anders benannt, sicherlich mit Absicht. Der bald siegesgewisser, bald schüchterner vorgeschlagenen Pläne, wie ein Drama sich gestalten müßte, dem eine aprioristische Kritik den Titel Wilhelm Tell zugestehen könnte, sei hier nicht weiter gedacht; der Dichter hat sicherlich solche Möglichkeiten auch überlegt; aber nicht darauf kommt es an, auszuklügeln, was der Dichter hätte schreiben können, sondern darauf, zu verstehen und nachzufühlen, warum er gerade dies geschrieben hat. Seitdem aber durch den Herodot der Schweizer — oder wohl schon früher — die Urner Form der alten Sage vom wunderbaren Schützen endgültig mit der jüngeren, aber geschichtlich fester begründeten Sage von der Befreiung der Waldstätte verschmolzen worden ist, vermag wohl niemand, der mit der Überlieferung vom Ursprung der Schweizer Freiheit vertraut ist, den Namen Tell vom Reste der Sage zu trennen; und da Schiller ohne weiteres die Kenntnis dieser Überlieferung bei jedem Zuschauer voraussetzen durfte, so war das schon, wenn auch kein zwingender Grund, so doch Berechtigung genug, das Drama nach dem berühmten Schützen zu benennen.

Drei Handlungen, von denen zwei, die Tell- und die Volkshandlung, als Haupthandlungen bezeichnet werden müssen, laufen zunächst mehr oder weniger parallel nebeneinander her. In dem oft angeführten Briefe an Iffland vom 5. Dezember 1803 erklärt Schiller sein Unvermögen, dem Freunde das Stück aktenweise zuzuschicken, daraus, daß es gar nicht aktenweise entstehe, sondern gewisse zusammengehörende Handlungen durch alle fünf Akte durchgeführt werden müßten, ehe er zu anderen übergehe. Diese Selbstaussage des Dichters über seine Arbeitsweise betrachtet man vielfach[1]) als Beweis dafür, daß es dem fertigen Produkt an innerer Einheit fehlen müsse. Eine solche Arbeitsweise schließt jedoch an und für sich keineswegs aus, daß der Dichter von Anfang an einen einheitlichen Plan im Kopfe getragen habe — getrennt marschieren und vereint schlagen! —, und noch weniger, daß er, nachdem sämtliche Sonderhandlungen durchgeführt sind, diese nach einem während ihrer Durchführung oder sogar nachträglich entstandenen Plane zur Einheit verbinde. Ist doch selbst die Änderung eines dichterischen Planes bei einem Werke, dessen Ausarbeitung sich über Jahre und Jahrzehnte erstreckt, ja, das Fallenlassen von Teilen des ursprünglichen Planes mitnichten ein Beweis, daß es dem fertigen Werke an innerer Einheit gebreche.

---

1) So Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, dritte Abteilung, zweiter Band, Gera und Leipzig 1894, S. 317 und 336 ff.

Entgegen den gewöhnlichen Darstellungen, entgegen Schillers eigenen Worten in dem oben erwähnten Briefe an Iffland, Tells Sache sei eine Privatsache und bleibe es, bis sie am Schlusse mit der öffentlichen Sache zusammengreife, sieht Witkowski[1]) in der Tell- und der Volkshandlung nur eine Haupthandlung, deren Einheit unanfechtbar sein dürfte, „sobald Tell nicht als eine aus der Menge hervorragende, ein besonderes Schicksal erfüllende Heldengestalt, sondern als typischer Vertreter seines Volkes angesehen" werde. Diese schon von Hoffmeister (Schillers Leben, Band V, S. 215) ausgesprochene Meinung, wonach Tell der vollständigste und reinste Spiegel und Vertreter des ganzen Volkes wäre, hat Gaudig (S. 483) schlagend zurückgewiesen; denn das gerade Gegenteil ist richtig; der Dichter hat Tell in einen scharfen Gegensatz zu dem Volke gestellt. „Sein Abseitsstehen beim Rütlibunde, das durch die Überlieferung gegeben war, hat Schiller so wenig als möglich hervorgehoben", heißt es weiter bei Witkowski. Aber eben dies Abseitsstehen — das zudem kaum schärfer hervorgehoben werden könnte — ist Schillers Erfindung im direkten Gegensatz zur Überlieferung, da ja Tell bei Tschudi, wenn auch nur beiläufig erwähnt, Mitglied der Bundesgesellschaft und in anderen Darstellungen sogar ein sehr tätiges Mitglied derselben ist; im Gegenteil, eben dazu hätte ihn Schiller machen müssen, wollte er eine Haupthandlung in dem von Witkowski angedeuteten Sinne schaffen.

Wiederum im Gegensatz dazu meint Walzel[2]), dem Dichter habe bei der Abfassung des Tell „alles an schonender Wiedergabe der Überlieferung und nichts an einheitlichem technischem Aufbau" gelegen. Als Beweis für diese Behauptung dient Walzel u. a. auch der Umstand, daß Schiller die ursprünglich als dritte Szene des ersten Aufzugs geplante Unterredung zwischen Attinghausen und Rudenz an ihre jetzige Stelle verlegte, um auch hier wieder dieselbe Aufeinanderfolge wie bei Tschudi herzustellen. Aber das hieße doch dem Dramatiker Schiller eine merkwürdige Schwachheit zutrauen. Der Auftritt (dessen Verlegung auch schon deshalb bedauert worden ist, weil sonst Stauffacher und Tell mehr Zeit gehabt hätten, von Steinen nach Altorf zu gelangen!) wurde sicherlich nur aus rein dramatischen Gründen an den Anfang des zweiten Aufzugs gebracht; erstens bedeutete er, zwischen die Szenen der Volkshandlung im ersten Akte eingeschoben, eine störende Unterbrechung; zweitens wollte uns Schiller wohl im selben Aufzuge den durch rein persönliche Motive gespaltenen Adel und das durch die gemeinsame Sache vereinigte ganze Volk vorführen; drittens sollte die Furcht des Zu-

---

1) Meisterwerke der deutschen Bühne Nr. 6, Leipzig 1903, S. XI/XII.

2) Schillers sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe, siebenter Band (Stuttgart und Berlin o. J.), S. XXV.

schauers vor dem endgültigen Abfall des Rudenz von der Sache seines Vaterlandes, verbunden mit der Furcht vor dem eindrücklich als gefährlich geschilderten Geßler am Ende des zweiten Aufzugs die nötige dramatische Spannung hervorrufen; viertens wohl auch, wenn auch minder wichtig, weil der Dichter die beiden Akte in der Länge auszugleichen wünschte. Die übrigen von Tschudi verzeichneten Ereignisse hat der Dramatiker in gleicher Reihenfolge behandelt, nicht weil sie bei Tschudi, sondern weil sie in der Zeit so aufeinanderfolgten. Selbst wenn Schiller seinen Ausspruch über die Neuerfindung der Form zu einem neuen Stoffe bei der Arbeit am Tell getan hätte, dürften wir daraus noch nicht schließen, daß er der Form seiner Quelle irgendwelchen Einfluß auf die Formengebung und Behandlung seines Stoffes eingeräumt hätte. Die Annahme, Schiller habe aus Achtung vor der Chronik, deren Kenntnis er bei der großen Mehrheit seines Publikums übrigens gar nicht voraussetzen konnte, sich streng an das Nacheinander Tschudis gehalten, wird jedoch schon darum hinfällig, weil von schonender Wiedergabe der Überlieferung angesichts der tief einschneidenden Änderungen und Zusätze nicht gut die Rede sein kann. Diese Zusätze zu seinen Quellen können aber kaum dem Zwecke dienen, den Reiz des Stofflichen zu vermehren, da ja die Chronik das schon überreichlich bot; sondern sie konnten nur bezwecken, die Einheitlichkeit des Aufbaues zu fördern.

Der bedeutsamste derartige Zusatz ist die frei erfundene, viel bemäkelte und meist gröblich mißverstandene Adelshandlung.

Als typischer Ausdruck der landläufigen Auffassung sei ihrer Kürze halber die Darstellung Witkowskis (S. XII) gewählt: „Als eine große, für den Aufbau der Handlung völlig überflüssige Episode zieht sich vom zweiten Akte an durch das ganze Drama die Geschichte des von seinem Volke abgefallenen und ihm wiedergewonnenen Ulrich von Rudenz, des Neffen des greisen Attinghausen. Die Szenen dieser umfangreichen Episode durchbrechen allenthalben den Lauf der Ereignisse, wirken als Augenblicke völligen Stillstands und vermögen nicht einmal wirkliche Teilnahme an Rudenz und der von ihm geliebten Berta von Bruneck hervorzurufen."

Die dritte Handlungsreihe darf in den ersten Akten freilich nur bedingungsweise die Adelshandlung genannt werden. Wohl ist Attinghausen der echte Vertreter des alten Adels; Rudenz jedoch kann als der des jüngeren Adels nur insofern gelten, als er, ehrgeizig und vom Glanze des Hofes geblendet, zum Abfall zu neigen scheint. Sein Motiv aber ist rein persönlich, die Liebe zu dem Edelfräulein, das er sich auf der Seite Österreichs denkt; und ebenso ist seine Bekehrung durch die Geliebte rein persönlich und würde nicht notwendigerweise die Sinnesänderung anderer abtrünniger Standesgenossen nach sich ziehen. Sprechen wir aber von einer Rudenzhandlung

oder gar noch leichtfertiger von einer Rudenz-Berta-Episode, so können wir der Größe und Tiefe des dichterischen Gedankens in der Szene nach Attinghausens Tod nie und nimmer gerecht werden.

Den einzig möglichen Weg zur Erkenntnis des Zusammenhangs hat Rudolf Bocksch in seinem Aufsatze „Zur Tellkritik"[1]) gewiesen. Es ist höchst bedauerlich, daß diese prächtige, gründliche und tapfere Erörterung, die zum Besten gehört, was je über den Tell geschrieben worden ist, von den Erklärern so wenig berücksichtigt wird; sie allein läßt nicht nur dem Dramatiker, sondern auch dem Geschichtsphilosophen Schiller volle Gerechtigkeit widerfahren.

Nur, meine ich, hat Bocksch es versäumt, die Konsequenzen aus seiner Untersuchung zu ziehen. Wir dürfen getrost noch einen Schritt weitergehen und sagen, Schiller hat die ganze Adelshandlung, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend zu dem Zwecke erfunden, die Lücke, die bei Tschudi zwischen der Tell- und der Volkshandlung klafft, zu überbrücken und die beiden Handlungen zu höherer Einheit zu verbinden.

Außer Bocksch stoßen sich alle Erklärer des Tell an dem Verhalten der Schweizer nach der Apfelschußszene. So meint Gaudig (S. 349): „Das Schicksal Tells in Altorf hätte die Eidgenossen von der inneren Empörung, die sie fühlten, zur Tat fortreißen müssen; sie hätten, wie es bei Schiller nur Melchtal tut, ihren eigenen Beschluß umstoßen und die Bestürmung der Burgen ungesäumt ins Werk setzen müssen." Noch strenger geht Walzel mit Schiller ins Gericht (S. XXX/XXXI): „Die Männer, die bei Schiller auf dem Rütli schon zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommen sind, geben gleich darauf zu, daß Tell nach dem Haupte seines Kindes ziele und dann von Geßler ins Gefängnis geschleppt werde. Die Tatsache, daß man das Losschlagen auf spätere Zeit verschoben, die Antwort, die Stauffacher dem drängenden Melchtal erteilt: „Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen, Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her", — sie genügen naivem Empfinden nicht." Dem läßt sich einstweilen entgegnen, daß der Dramatiker ausreichend dafür gesorgt hat, daß Stauffachers Antwort, deren Richtigkeit auch der tollkühne Melchtal stillschweigend anerkennen muß, bei der Aufführung jedem Empfinden genügt, dem naiven am allermeisten. Sodann hört man, die Verzweiflung der Verschworenen bei Tells Gefangennahme raube dem Bunde die innere Würde; und endlich, Stauffachers Entgegnung auf Rudenz' Drängen zu sofortigem Handeln, „Das Christfest abzuwarten schwuren wir", wirke geradezu kläglich.

Jede Erwägung einer anderen dramatischen Möglichkeit als der von Schiller gegebenen muß billig ausgehen von dem Charakter des Schweizer-

1) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, X, 185 ff.

volkes, wie sich ihn der Dichter dachte. Und den hat noch keiner so gründlich erfaßt und so klar dargestellt als Bocksch in dem oben erwähnten Aufsatz. Der Schweizer, so führt er aus, ist kein Held im gewöhnlichen Wortverstande; die Welt außerhalb seiner Berge ist ihm ein Fremdes, Großes, Ungeheures und schreckt ihn; der Kaiser aber ist der Herr der Welt, und der Vogt ist sein Vertreter, dessen Name allein schon bange Scheu erweckt, dem gegenüber Tells demütiges Benehmen begreiflich ist; dem selbst ein Stauffacher, fügen wir hinzu, ehrerbietig und unterwürfig naht, weil es sich so gebührt. Ein Blick von diesem Vogte bei seinem ersten Erscheinen wandelt den Aufruhr des Volkes in Grabesstille, und das eine Wort von ihm „Rebellen" wirft es danieder. Seiner Kraft ist sich dies harmlose Hirtenvolk nicht bewußt; es hat noch nie nach außen hin selbsttätig gehandelt, nie für sich Krieg geführt. Unter dem furchtbaren Eindrucke dessen, was es soeben gesehen und gehört hat, kann es sich nicht zu sofortigem Losschlagen emporraffen. Und was wird geschehen, wenn es sich von diesem ersten Eindruck erholt hat? Nun muß es sich auf seine feierliche Abmachung auf dem Rütli besinnen; dreiunddreißig Männer, die besten des Volkes, haben sie beschworen; und ein solcher Beschluß ließe sich — langsam, förmlich, zäh gewissenhaft, wie die Menschen auf der dargestellten Kulturstufe einmal sind — nur in einer zweiten, gleichen Versammlung umstoßen. Gerade daß Stauffacher, was Bocksch nicht beachtet, dem drängenden Rudenz den Rütlibeschluß, das Christfest abzuwarten, entgegenhält, ist bezeichnend, Stauffacher, der intellektuelle Urheber des ganzen Befreiungswerkes; legte der Dichter seine Rede dem ängstlichen Fürst in den Mund, so könnte sich eher ein Verdacht kläglicher Verzagtheit regen. Auch daran sei erinnert, daß bei Tschudi nach Tells Gefangennahme eine zweite Rütliversammlung stattfindet und auf dieser beschlossen wird, alles beim Alten zu lassen!

Wenn also die Schweizer bei ihrem von der Überlieferung gegebenen Charakter — und wenn irgendwo, so ist hier die von Walzel dem ganzen Werke nachgerühmte schonende Wiedergabe der Überlieferung am Platze — des einen Tell wegen sich nicht zur Tat fortreißen lassen durften, so mußte eine andere Macht fördernd eingreifen und einen undramatischen Stillstand in der Handlung wie bei Tschudi unmöglich machen. Diese Macht aber ist der Adel.

Des ehrwürdigen Patriarchen Anteil an der Handlung beschränkt sich nicht auf den vergeblichen Versuch, seinen verblendeten Erben dem Vaterlande zurückzugewinnen. Wenn einer, so kennt Attinghausen die schlummernde Kraft seines Hirtenvolkes; und sieht er auch zuerst nach dem Aufbruch seines Neffen, des natürlichen Schirmherrn seines Volkes, mit banger Sorge, fast völlig hoffnungslos in die Zukunft, so durchschaut er doch in seiner Sterbe-

stunde mit einem Blick die außerordentliche Bedeutung der selbständigen Handlungsweise des Landmanns im Entwerfen einer kühnen Erhebung ohne Hilfe der Edlen, die bezeichnenderweise auf dem Rütli mit keiner Silbe erwähnt werden und auch in Schillers Quellen nicht an der Erstürmung der Burgen teilnehmen. Und seine patriotische Prophezeiung, sein letzter Wille, lebt und wirkt nach ihm. Als Rudenz den Führern des Bundes sein Gelübde als Schirmherr leistet, muß er Melchtals Vertrauen erst durch das bedeutsame Zugeständnis der Gleichheit des Bauern- und des Adelstandes wecken. Und als er dann, wiederum aus persönlichen Gründen, auf schleunigem Handeln besteht, sieht Melchtal, der Demokrat, den großen Augenblick gekommen, da der Adel von seinen alten Burgen steigt; bei der Aussicht auf des Edelmannes tatkräftigen Beistand pflichtet er ihm rasch bei, daß weiteres Säumen unnütz sei. Mit Rudenz, dem mächtigen adeligen Bundesgenossen, ziehen die Unterwaldner — nicht Melchtal allein! — zur Befreiung des Landes aus, nicht aber für Rudenz, den schmachtenden Liebhaber, um seine Geliebte zu retten; sehr glücklich zieht Bocksch Melchtals eigenen Bericht von der Rettung Bertas selbst heran. So geschieht die große Befreiungstat durch das Zusammenwirken des starken Einzelnen, an dem tyrannische Willkür ihr Meisterbubenstück verübt hat, und zweier Mächte, deren einer, dem Volke, die frohe Zukunft gehört, und deren andere, der Adel, sich nochmals ihrer herrlichen Vergangenheit würdig erweist, ehedem die Geschichte sie vom Schauplatze ihrer Taten abruft.[1])

Es ist nicht zu leugnen, daß breitere Ausführung und deutlicheres Hervorheben einzelner Stellen in Akt IV, Szene 2 dem Zuschauer und dem Leser das Verständnis wesentlich erleichtert hätten. Das lag aber weniger an den Absichten des Dichters als an der außergewöhnlichen Schnelligkeit, mit der er besonders gegen Schluß arbeitete. Von eigentlicher Unklarheit jedoch kann keine Rede sein; und um zu obigen Schlüssen zu kommen, braucht man den Tatsachen nicht Gewalt anzutun.

Noch von anderer Seite ist der Lösung unserer Frage beizukommen. Die Einheit des Tell ist so oft geleugnet worden, weil sie weniger am Spiel als am Gegenspiel ersichtlich ist. Hier indes ist sie aufs deutlichste gewahrt. „Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern, und eine Freiheit macht uns alle frei", sagt Berta (1731/32), bezeichnenderweise wieder eine Person der Adelshandlung. Dieser eine Feind ist Österreich, und zwar der regierende Kaiser, unsichtbar aber durchweg fühlbar hinter der Szene, vertreten durch tyrannische Vögte, die sich die Hände reichen, und verantwortlich

1) Witkowskis Behauptung (S. XI): „Nachdem einer der Vögte gefallen ist, bricht vorzeitig der Sturm gegen alle los, sie werden beseitigt . . .", ist natürlich ein schlimmes Versehen.

für ihre Taten. Der eine Vogt, Landenberg, ist nur brutal, aber gefährlich, weil ihm zwei feste Schlösser zur Verfügung stehen. Der andere, Geßler, ist wohl auch schon wegen seines kriegerischen Gefolges furchtbar, wenn ihm auch im Lande selbst keine Feste zu Gebote steht; gefährlich aber ist er vor allem, weil er mit teuflischer Planmäßigkeit auf die Vernichtung aller freiheitlichen Regungen hinarbeitet. Zugleich trachtet er noch besonders danach, Tell, vor dem er sich offenbar instinktiv fürchtet, zu verderben; indem er nun durch seine Bosheit Tells Charakter völlig verwandelt, führt er seinen eigenen Untergang herbei. Dem schweizerischen Junker, den er fast schon für Österreich geködert hatte, öffnet er durch seine Untat die Augen; seine Herausforderung bestraft er damit, daß er seine Geliebte in die Obhut des anderen Vogtes bringen läßt; gerade dadurch beschleunigt er Landenbergs Schicksal. Die Taten, die ihm für Österreichs Herrschaft und seine eigene Sicherheit bürgen, schlagen ihm zum direkten Gegenteil aus.

Noch ein Wort über die Rettung Baumgartens durch Tell, deren Zusammenhang mit dem Ganzen bei aller Anerkennung des hinreißenden Charakters der Szene Bellermann[1]) und Gaudig (S. 362) völlig verkannt haben, und die auch wieder durch Bocksch (S. 194) ins richtige Licht gerückt worden ist. Die Szene wäre schon abgesehen von allem Zusammenhang als vortrefflich erfundenes, packend dargestelltes Situationsbild vollauf berechtigt. Durchaus notwendig ist sie, wie Bocksch zeigt, um die flammende Begeisterung für Tell zu erwecken, deren wir zum Verständnis seiner Haltung in dem Gespräche mit Stauffacher (I, 3) auf keinen Fall entraten können. Sehr gut ist auch die Beobachtung Damköhlers[2]), daß wir, um Geßlers Zutrauen zu Tells Steuermannskunst in IV, 1 verstehen zu können, den Helden zuvor als starken, mutigen Steuermann in der Stunde der Gefahr gesehen haben müssen. Es besteht aber noch ein meines Wissens bis jetzt nirgends beachteter Zusammenhang der Eingangsszene mit dem Gange der Handlung. Bellermann nennt die Person Baumgartens völlig bedeutungslos für den weiteren Verlauf der Ereignisse; auch Bocksch meint, es komme nicht auf die Rettung Baumgartens an sich, sondern nur darauf an, daß Tell sie vollbringe. Aber es ist Baumgarten, der Stauffacher den an Melchtals Vater verübten Greuel mitteilt (558/9 „Noch Greulichers hat mir derselbe Mann berichtet, was zu Sarnen ist geschehn"); Stauffacher wieder bringt die Meldung nach Altorf, und sie ist die Veranlassung, daß der Bund der drei Männer gerade jetzt, gerade hier geschlossen wird. Man wende nicht ein, die Nachricht hätte Stauffacher auch auf anderem Wege zukommen können. Sicherlich; aber Schiller läßt sie Baumgarten überbringen,

1) Schillers Dramen, II, Berlin 1891, S. 425.

2) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, XVI, S. 694.

und das ist das Wichtige. Der denkbare Einwurf, Melchtal und Fürst hätten bei Stauffachers Ankunft ja auch schon im Besitz der Meldung sein können, bedarf angesichts der dadurch notwendigen Schwächungen der hochdramatischen Szene kaum einer Entgegnung; ebensowenig der, daß bei der Gesinnung Melchtals und Fürsts der Bund auch ohne Kenntnis von der furchtbaren Gewalttat hätte geschlossen werden können. So betrachtet ist also auch Baumgartens Person für den Verlauf der Ereignisse von unverkennbarer Bedeutung.

II. Küßnacht.

Gaudig (S. 484) konstatiert für den fünften Akt des Tell ein erhebliches Nachlassen der dichterischen Kraft. Einige Ausführungen weiter unten werden diese zweifellos richtige Beobachtung bestätigen. Weniger ein Nachlassen der dichterischen Kraft als ein auffallendes Erlahmen der strengen Technik, wie wir sie bei Schiller gewohnt sind, zeigt sich auch in der zweiten Szene des vierten Aufzugs; und zwar ist dies der schärfste Vorwurf, der das Drama treffen kann. Die Szene enthält nämlich einen technischen Fehler und ein Versehen, wie sie Schiller sonst wohl nirgends nachgewiesen werden können. Merkwürdigerweise sind bisher alle Erklärer achtlos daran vorbeigegangen.

Der Zuschauer weiß hier bereits, daß Tell gerettet ist. Die Teilnehmer der Szene wissen es noch nicht; Ruodi ist mit der frohen Botschaft noch nicht eingetroffen. Wissen wir aber auch ganz genau, daß Tell frei ist, hier, das verlangt unser Empfinden gebieterisch, wollen wir uns fest überzeugen, daß seine Freunde ihn retten wollen, und daß sie sich dazu einen klaren Plan machen. Beides aber geschieht nicht; wenigstens nicht auf eine Art, daß sich der Zuschauer dabei beruhigt. Wohl tröstet Stauffacher die klagende Hedwig: „Wir alle wollen handeln, um seinen Kerker aufzutun“ (2364/5). Doch scheint er sich über das Wie keineswegs klar zu sein, da er offenbar nicht an ein Abgehen vom Rütliplane denkt, ja selbst eine Verkürzung der Wartezeit für untunlich hält (V. 2514). Es ist aber nicht nur sofortiges Handeln geboten, sondern auch, wie wir sehen werden, ein kühnes Hinausgehen über die Rütliabmachungen. Auch Rudenz, der gleich darauf auf vorzeitige Ausführung des Planes der Erhebung drängt, erwähnt beiläufig, daß Tell schon ein Opfer des Säumens geworden sei. Sein Hauptziel indessen, das er offen gesteht, sobald er sein Motiv bekannt gegeben hat, ist die Befreiung seiner Berta, die er in einer der Burgen gefangen glaubt. Darum bietet auch Melchtals Wort „Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren“ (2550) noch keine Gewähr für einen sofortigen Versuch zu seiner Errettung, da sich die Unterwaldner dem Junker anschließen und dieser sich, einer richtigen Vermutung nachgehend,

gegen die Burgen des Landenbergers wendet. Was Tell anlangt, stürmt man geradezu ins Blaue hinein.

Was aber müßte für Tell geschehen oder vielmehr geplant werden? Geßler auf dem Landwege zu überholen und ihm seine Beute abzunehmen ist unmöglich. Also gilt es, Schloß Küßnacht zu berennen; dessen Einnahme muß um Tells willen der Eroberung der beiden Unterwaldner Burgen den Verbündeten an Bedeutung gleichkommen. Und zwar muß der Angriff geschehen, ehe die Kunde von der Einnahme Sarnens und Roßbergs Geßler erreicht und zu umfassenden Vorsichtsmaßregeln gegen einen Überfall und zugleich damit zu einer Verschlimmerung von Tells Lage antreibt. Küßnacht müßte demnach noch vor, mindestens aber gleichzeitig mit den Unterwaldner Schlössern angegriffen werden, und zwar, entsprechend dem starken reisigen Gefolge Geßlers, von einer besonders starken Abteilung der Eidgenossen, wo nicht von ihrer vereinten Streitmacht.

Wäre nun die Erstürmung der Festen Landenbergs nicht um der Befreiung Bertas willen sofort geboten, was würde dann für Tell geschehen? Würde man dann ruhig bis Weihnachten abwarten und sich dann Küßnachts nach demselben Plane wie Sarnen zu bemächtigen versuchen? Die Erklärer nehmen das an.[1]) Auch Stauffachers an Hedwig gerichtete Worte scheinen auf dieser Voraussetzung zu beruhen. Dies bedeutet aber ein schlimmes Versehen.

Aus Tschudi wußte Schiller, daß Küßnacht mit seiner Burg nicht mehr im Gebiet der drei Waldstätte lag; erst viel später ist es zu Schwyz gekommen, das zur Zeit unseres Dramas nur das Land am Fuße der Myten mit dem Muottatal umfaßte und westwärts nur den Fuß des Rigi erreichte; auch Gersau gehörte noch nicht dazu. Die ersten drei Akte des Dramas basieren auch ganz und gar auf dieser Erkenntnis. Auf dem Rütli wird die Burg zu Küßnacht bei der Erörterung der Frage, wie man sich der festen Schlösser bemächtigen solle, gar nicht erwähnt; im Vergleich mit Unterwalden, dem Roßberg und Sarnen drohen, und mit Uri, wo der Zwing errichtet wird, steht dem Lande Schwyz bei der allgemeinen Erhebung am Christfest eine weit weniger gefahrvolle Aufgabe bevor. Ebenso wagt bei der Gefangennahme Tells gegen Ende des dritten Aufzugs niemand Geßlers Recht dazu zu bestreiten — Stauffachers Vorhalt berührt keine Rechtsfrage —, aber lauter Unwille macht sich Luft auf Geßlers Erklärung, er wolle Tell nach Küßnacht bringen; drohend fragt Rösselmann: „Ihr wollt ihn außer Lands gefangen führen?" und stürmisch erklären die Landleute: „Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht, das widerstreitet

---

1) So Bockſch, a. a. O., S. 188.

unsern Freiheitsbriefen!" (insofern diese ausländische Gefangensetzung verboten).[1]) Der Vogt erklärt, er sei an die vom Kaiser nicht bestätigten Freiheitsbriefe nicht gebunden; natürlich würde er sich ohnehin nicht daran kehren. Allebem entgegen kommt man bei der Darstellung in IV, 2 auf den Gedanken, Küßnacht liege in den Waldstätten.

Dies schwerwiegende Versehen ist bis zu gewissem Grade entschuldbar, da sich der Dichter hier von seiner Quelle hat irreleiten lassen. Was der gute Tschudi von der Wirkung der Gefangennahme Tells auf die Landleute meldet, ist voll der merkwürdigsten Widersprüche; und hier wenigstens klafft der unheilbare Hiatus, den man seiner ganzen Darstellung der Ereignisse nachgesagt hat: Die Landleute sind ungehalten, daß Tell das Hutgebot übertreten hat; zugleich schmerzt es sie, ihrem Bundesgenossen nicht helfen zu können, da jedes der drei Länder den anderen so hoch und heilig versprochen hat, nichts ohne gemeinsamen Ratschlag zu unternehmen, um die beiden anderen nicht zu benachteiligen; doch wird abermals eine heimliche Versammlung auf dem Rütli angesetzt, um eine etwaige Kürzung der Wartezeit zu beratschlagen; es bleibt jedoch, da es sich nur noch um sechs Wochen handelt, beim alten Plane. Ein Widerspruch des Chronisten besteht darin, daß nichts gegen Küßnacht beschlossen wird, trotzdem man ja gerade Tells halber nochmals zusammengekommen ist; es läßt sich doch nicht annehmen, daß diese Feste stillschweigend in den Plan der Erhebung einbezogen wird. Noch weniger aber harmoniert diese zweite Rütliversammlung mit der Angabe, daß Tell nach der Ermordung des Landvogts — am Abend nach dem Apfelschuß — noch nachts über Steinen, wo er Stauffacher von den Vorfällen in Kenntnis setzte, nach Brunnen gekommen sei und sich von einem Bundesmitglied sofort nach Uri habe übersetzen lassen und nach seiner Landung auch Fürst Mitteilung gemacht habe; es wäre mithin die eigens einberufene Versammlung ohne Stauffacher, Fürst und den Fährmann anzunehmen und wahrscheinlich sogar auf die nächstfolgende Nacht anzusetzen, wo Geßlers Tod gewiß schon allgemein bekannt sein mußte.

Der Einzige, der bei Schiller den Rütlibeschlüssen zuwider, oder um diese den Umständen gemäß zu ergänzen, das ausländische Schloß Küßnacht angreifen dürfte, ist Rudenz, der an die Abmachung der Volksvertreter nicht gebunden ist. Die Absicht hegt er auch nötigenfalls („Die Festen alle müssen wir bezwingen, ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen", 2546/7), aber nur Bertas halber und ohne dabei Tells zu gedenken; auch an Feldherrntalent läßt des Ritters Plan einem so mächtigen Feinde wie Geßler gegenüber viel zu wünschen übrig.

1) Die angeführten Reden sind V. 2075—77 der Säkular-Ausgabe. In anderen Ausgaben fehlt der erste Vers, und die Worte der Landleute sind Rösselmann zugeteilt.

Wie konnte ein Schiller eine solche Unterlassungssünde begehen und dazu noch den eigenen Reiz opfern, den der Zuschauer, weil er nach des Aristoteles Forderung schon im Geheimnis ist, bei der Entwerfung eines kühnen Planes zu Tells Befreiung empfunden hätte? Hat sich der Dichter gescheut, bei des Zuschauers Kenntnis von der veränderten Sachlage einen großen Aufwand nutzlos zu vertun? Sicherlich nicht; denn die im vorhergehenden dargelegte Forderung entspricht einem Grundsatz dramatischer Technik. Ich kenne nur eine Erklärung für ihre Nichtbeachtung, und das ist wiederum die Schnelligkeit der Arbeit.

Auch in der dritten Szene des vierten Aufzugs ist der Umstand, daß Küßnacht außerhalb der Waldstätte liegt, außer acht gelassen; hier jedoch in einer Weise, daß man das Versehen ungern missen möchte. Um die volle, schlagende Wirkung, die der Dichter beabsichtigt, zu erzielen, muß er den Klostermeier von Mörlischachen samt allen Hochzeitsgästen und Armgart mit ihren Kindern als Einwohner der Urkantone darstellen, wenn sie auch in Wirklichkeit zu Luzern oder sonst einer habsburgischen Herrschaft und Vogtei gehören müßten. Nur so hat Armgarts leidenschaftliche Anklage Sinn, wenn sie Geßler ins Gesicht schleudert, er habe längst das Land des Kaisers unter seine Füße getreten; nur so verstehen wir Geßlers letzte Drohung, durch ein neu Gesetz den kecken Geist der Freiheit in diesen Landen zu beugen; nur wenn uns Stüssi ein Schwyzer ist, können wir mitjubeln: „Das Land ist frei!" Es wäre schade, wenn das Versehen nicht eingetreten wäre! Der Dichter hätte geradezu die Verhältnisse eigens zu seinem Zwecke anders darstellen müssen. Freilich will zu völlig befriedigendem Abschluß Rudolfs des Harras „Auf nach Küßnacht, daß wir dem Kaiser seine Feste retten!" nicht stimmen; entweder erinnern wir uns hier, daß wir uns gar nicht auf dem freien Boden der Waldstätte befinden, oder, wenn wir uns das nicht klar machen, so wird uns zunächst Küßnacht noch als Drohung gegen die Freiheit der Schweiz vorkommen, besonders da im fünften Aufzug von seiner Zerstörung — begreiflicherweise — nicht die Rede ist.

III. Zur Zeitberechnung.

Die Feststellung der Zeit für die Ereignisse des Dramas hat man sich meistens recht leicht gemacht. Da fallen die vier Szenen des ersten Aufzugs auf den 28. Oktober, der zweite Aufzug auf den 8. November, der dritte und vierte auf den 19. November und der letzte auf den nächstfolgenden Morgen. So einfach aber ist die Sache nicht.

Der Anfang des Dramas wird durch die Bemerkung Ruodis: „'s ist heut Simons und Judä, da rast der See und will sein Opfer haben", auf den 28. Oktober festgelegt. Bocksch (S. 196 ff.) will diese Bestimmung

nicht gelten lassen und den Tag Simons und Judä als rein poetisches Datum angesehen wissen, als den Tag, an dem der See rast und sein Opfer haben will, und weiter nichts. So sehr mich aber sein gehaltvoller Aufsatz im übrigen anspricht, so wenig hat er mich hier überzeugt; anderen scheint es ebenso zu ergehen; wenigstens bemerken auch alle Erklärungen neuesten Datums zu Simons und Judä „sein säuberlich": Der 28. Oktober. Und zwar mit gutem Grund. Erstens muß der Tag, an dem der See sein Opfer haben will, allen Anwohnern, insbesondere aber dem Fischer dem genauen Datum nach bekannt sein.[1]) Selbst wenn die Nennung des Namens der Heiligen unter gewöhnlichen Umständen für den Fischer lediglich Gefühlswert hätte, hier dient sie rein der Begriffsbestimmung. Einige weitere Beispiele mögen das erläutern. Sage ich: „Weihnachten naht, das Fest des Friedens und der Freude", oder „Mein Freund hat mir zu Weihnachten dies Buch geschenkt", so denkt wohl niemand an den 25. bzw. 24. Dezember; sage ich aber „ich brauche das Buch selbst, doch bis Weihnachten will ich dir's leihen", oder „Neujahr hab ich ihn zum letztenmal gesehen", so sind das reine Zeitbestimmungen. Für manche Deutsche ist Martini der Tag, an dem die brave Gans im Ofen schmort; in meinem Heimatsdorf ist es der Tag des Jahrmarktes, anderwärts im Frankenlande der des Wohnungs- und des Dienstbotenwechsels; aber für viele ist der Tag doch auch daneben, wenn nicht in erster Linie und gerade deswegen, der 11. November. Durch fortgesetzten, sagen wir ruhig, gedankenlosen Wortgebrauch[2]) hat sich die Bezeichnung dem bezeichneten Objekt angeglichen und hat den ihr ursprünglich etwa innewohnenden Gefühlswert an den intellektuellen Bedeutungsgehalt verloren. Wenn zweitens auch, wie Bockisch richtig beobachtet, viele reichsdeutschen Katholiken Simons und Judä nicht datieren können, so beweist das nichts für die katholischen Hochalemannen, bei denen zahlreiche ähnliche Zeitangaben noch heute gäng und gäbe sind; ich finde Simons und Judä mehrfach z. B. bei Heinrich Hansjakob belegt. Drittens begegnete diese Bezeichnungsweise dem Dichter sehr häufig bei Tschudi — es sei beispielsweise daran erinnert, daß die Rütliversammlung am Mittwoch vor Martini, die Übertretung des Hutgebotes am Sonntag nach Othmari stattfindet —, und Schiller bediente sich ihrer, um die kulturgeschichtliche Stimmung und die Lokalfarbe zu verstärken. Viertens aber, und das ist das Entscheidende, warum hätte Schiller, wenn er nicht gerade dieses Datum als den Anfang des Schauspiels angesehen wissen wollte, einen

---

1) Ich gestehe, daß mir der Sinn von Anm. 2, a. a. O., S. 197, nicht klar ist.

2) Ich verweise auf die geistvollen Ausführungen in dem schönen Buche Karl Otto Erdmanns, Die Bedeutung des Wortes, Leipzig 1900.

sonst auf den Mittsommer angesetzten Aberglauben auf Simons und Judä übertragen?[1]) Beruhigen wir uns also bei dem herkömmlichen 28. Oktober.

Die übrigen Szenen des ersten Aufzuges dürfen alle auf die späteren Stunden desselben Tages angesetzt werden. Nur Pfeifers Bemerkung „Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen", stimmt dazu nicht, da ja Gersau viel näher liegt als Altorf. Doch könnte Pfeifer ja auch langsam reisen und sich unterwegs aufhalten wollen.

Allgemein scheint man anzunehmen, die Unterredung zwischen Attinghausen und Rudenz finde am Morgen vor der Rütliversammlung statt. Ein Grund hierfür liegt nicht vor; es spukt zwar noch ein alter Aberglaube, die Ereignisse eines Aktes müßten sich alle an einem Tage abspielen — ein würdiges Gegenstück zu der alten französischen Auffassung von der Einheit der Zeit für das ganze Drama —; aber damit kommen wir hier nicht einmal aus, denn die ersten Schweizer erreichen das Rütli um zwei Uhr morgens. Oder beginnt im Drama, der grauen Theorie zu Gefallen, der Tag, zu vierundzwanzig Stunden gerechnet, zu beliebiger Zeit? In unserer Szene selbst ist nichts, was die Annahme einer besonderen Zeit nötig machte; man vergesse auch nicht, daß sie ursprünglich ihren Platz im ersten Aufzug hatte. Sie findet an einem beliebigen Morgen zwischen dem 28. Oktober und der Rütliversammlung statt.

Für diese ist durch die Chronik die Nacht vom 7. zum 8. November gegeben. Wenn Bocksch (S. 197) meint, für die Zuschauer, die bei der Vorstellung Simons und Judä gleich datieren können, bleibe nur die durchaus natürliche Annahme übrig, daß die Vorbereitungen zur Versammlung auf dem Rütli sich bis tief in den Dezember hinein ausdehnen, so ist das durchaus willkürlich, oder er überschätzt die Entfernungen in Obwalden, wo allein Melchtal wirkt; denn in Nidwalden wirbt Baumgarten für den Bund. Obwalden umfaßt selbst heute nur etwa 475 Quadratkilometer, der durchschnittliche Durchmesser beträgt also kaum 22 Kilometer, und in zehn Tagen läßt sich da bei Melchtals genauer Ortskenntnis und fieberhafter Tätigkeit viel leisten.

Schwieriger ist die Datierung der Ereignisse vom Apfelschuß an. Tschudi legt diesen auf den 19. November 1307; dies ist jedoch insofern unrichtig, als der betreffende Tag, ein Montag, 1307 der 20. November gewesen sein muß.[2])

1) Hier hat sich ein Kritikus brav zu helfen gewußt: Schiller habe unter Judas irrtümlicherweise den Judas Ischariot verstanden, daher diesen Tag angesetzt. Ein wunderlicher Heiliger, der Judas Ischariot! Betrübend ist nur die Geschmacklosigkeit, Schiller solch einen Irrtum zuzutrauen.

2) Selbst auf die Gefahr hin, von Bocksch ausgelacht zu werden, gebe ich hier für die einzelnen Ereignisse die Wochentage: Erster Akt, Samstag, der 28. Oktober 1307; Rütliversammlung, Mittwoch, der 8. November; Apfelschuß, Montag, der 20., und letzter Akt, Mittwoch, der 22. November.

Dies Datum wollen wir auch im folgenden festhalten. Szene 1 und 2 des vierten Aufzugs finden noch am selben Nachmittag statt. Für die Bestimmung der späteren Begebenheiten ist vor allem Melchtals Ausspruch (2876) wichtig: „Den Roßberg hatt' ich nachts zuvor erstiegen", womit bei gewöhnlichem Sprachgebrauch nicht die der Aussage unmittelbar vorhergehende Nacht gemeint sein kann. Ungezwungen ergäbe sich diese Zeitfolge: Einnahme Roßbergs, 20./21. November; Einnahme Sarnens und Geßlers Tod, 21. November; Zerstörung des Zwing Uri, Tells Heimkehr und Huldigung der Eidgenossen, 22. November. Offenbar hat der Dichter die Entfernung zwischen der Tellsplatte und der Hohlen Gasse — fünf Wegstunden, bei schlechten Wegen (2689/91 „Die Wasser sind ausgetreten von dem großen Regen, und alle Brücken hat der Strom zerrissen") nicht an einem Spätherbstnachmittag zurückzulegen — beträchtlich verringert und läßt den Vogt noch am Tage des Apfelschusses den Lohn seiner Taten finden (auch bei Tschudi geschieht das, aber da findet der Apfelschuß morgens statt); dies scheint mit Sicherheit aus 2656 („Diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht"), 2688/89 („Der Landvogt wird noch heut von dort erwartet" — „Den Vogt erwartet heut nicht mehr") und 2702 („Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?") hervorzugehen. Unklar ist dann nur, warum Schiller Tell nicht gleich am nächsten Tage zurückkehren läßt; dies anzunehmen verbietet V. 3088 („Heut kommt der Vater") im Verein mit Melchtals oben angeführter Aussage.

Man nenne es meinetwegen kleinlich, dem Dichter alle diese Dinge nachzurechnen. Es geschieht aber nicht, um ihm einen Vorwurf daraus zu machen — obwohl gerade er durch die Genauigkeit in fast all seinen anderen Dramen uns an hohe Ansprüche gewöhnt hat und man auch billig erwarten darf, daß die Zeitangaben, wenn auch nicht mit Geschichte oder Überlieferung, so doch untereinander stimmen —, sondern es soll hier nur gezeigt werden, wie wenig begründet die Sicherheit ist, womit die eingangs erwähnten Angaben vorgetragen werden. — Daran, daß der Dichter sich nicht streng an die angenommene späte Jahreszeit hält, stoßen sich die Zuschauer schwerlich. Recht belustigend ist es also, wenn der Theaterdirektor der Anekdote die Knechte Attinghausens statt der vorgeschriebenen Rechen und Sensen mit Dreschflegeln ausstaffiert, um den Schiller zu verbessern.

Beängstigend rasch folgen sich die Ereignisse im fünften Akt. Die Kunde von Albrechts Ermordung kommt durch Johannes Müller auf einem beträchtlichen Umweg von Schaffhausen; da die Entfernung von Bruck über Schaffhausen bis Altorf in der Luftlinie über hundertfünfzig Kilometer beträgt, müßte Albrecht schon vor Geßler gefallen sein. Das wäre jedoch nicht das Schlimmste. Aber schon ist auch Agnes, mit des Bannes Fluch bewaffnet (vielleicht gar von Ungarn aus?), zur Verfolgung der Mörder

unterwegs; ja, schon haben sich die Kurfürsten auf den Grafen von Luxemburg als Albrechts Nachfolger geeinigt. Hier ist der Dichter in dem Bestreben, uns über die Zukunft der Schweizer zu beruhigen, entschieden zu weit gegangen. Gaudig (S. 471) bedauert es mit gutem Grunde, daß wir die Versicherung einer glücklichen Zukunft aus dem Tode des Kaisers schöpfen müssen anstatt aus der ruhigen Festigkeit des Volkes angesichts einer drohenden Gefahr. Noch bedauerlicher ist darum die geradezu nervöse Hast des Dichters in der Darstellung der Begebenheiten; und die Schauspielleitungen, die die Nachricht von Albrechts Tod ausscheiden, womit natürlich auch die Parricidaszene wegfällt, handeln entschieden im Interesse der Dichtung.

IV. Zur Charakteristik.

„Die Rolle des Tell", so schreibt Schiller an den Breslauer Schauspieler Schwarz, „erklärt sich selbst: eine edle Simplizität, eine ruhige, gehaltene Kraft ist der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Gestikulation, ein gelassenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle, schlichte Manneswürde." Dem Zuschauer seinen Helden in seiner ganzen edeln Einfalt und schlichten Größe vorzuführen, konnte der Dichter keine bessere Gelegenheit finden als die Eröffnungsszene, der sich die erste Szene des dritten Aufzugs und der Eingang der Apfelschußszene zur Erläuterung der menschlich liebenswürdigen Eigenschaften des Charakters würdig angliedern, während dazwischen sein Gespräch mit Stauffacher die nötige Ergänzung des Bildes nach einer anderen Richtung bietet. Freudig vernehmen wir sein Lob aus dem Munde Ruodis, ein Lob, das um so schwerer wiegt, als sich der Fischer eben einen tadelnden Vergleich mit Tell hat gefallen lassen müssen: „Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge" (164); und von dieser Überzeugung erfüllt, erwarten wir gespannt und beruhigt zugleich sein weiteres Auftreten. Gegenüber der Weigerung Ruodis: „Ich hab' auch ein Leben zu verlieren, hab' Weib und Kind daheim wie er" (114/15), erhält das Herrliche der Handlungsweise des Mannes, der tut, was er nicht lassen kann, die schönste Beleuchtung aus seiner eigenen Verteidigung der Tat gegen den Vorwurf Hedwigs: „Lieb Weib, ich dacht' an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern" (1529/30). Seinem Gespräch mit Stauffacher entnehmen wir, daß Tell, der bei allem Bewußtsein seiner außergewöhnlichen Kraft den Frieden liebt und jedem Zusammenstoß mit der übermütigen herrschenden Gewalt aus dem Wege gehen möchte, die Rettungstat vollbracht hat, um einem bedrängten Mitmenschen, nicht aber einem politischen Flüchtling zu helfen; die Frage, ob er bei geringerer Berechtigung von Baumgartens Tat wohl ebenso gehandelt hätte, drängt sich dem unbefangenen Zuschauer nicht auf und kann hier offengelassen

werden. Noch eins ersehen wir aus seiner Unterredung mit Stauffacher: einen großen Mangel an Menschenkenntnis und einen unerschütterlichen Optimismus, der uns schon hier für ihn besorgt macht; nachdem in III, 1 sein Bericht von der Begegnung mit dem Vogt diesen Eindruck verstärkt hat, sehen wir mit Hedwig der Möglichkeit eines nochmaligen Zusammentreffens mit Geßler voll banger Furcht entgegen. Ganz unbegreiflich erscheint uns Tells Optimismus, wenn sich uns bei Stauffachers Bericht von der Blendung des alten Heinrich an der Halden der Gedanke aufdrängt, daß Tell davon doch wohl auch schon durch Baumgarten gehört haben müsse; und übrigens bietet zu seinem beruhigenden Ausspruch „Die Schlange sticht nicht ungereizt" (430) seine frühere, tatsächlich viel berechtigtere Äußerung „Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen" (143) einen unvereinbaren Gegensatz. Dies Versehen, denn mit einem solchen haben wir es hier wieder zu tun, abgerechnet, stellt sich Tells Charakter jedoch bis zur Apfelschußszene als völlig aus einem Gusse dar. Zu III, 1 wäre noch zu bemerken, daß Tell bezeichnenderweise erst jetzt, wenn es auch noch „nicht lange her" ist, seiner Gattin von der verhängnisvollen Begegnung mit Geßler im Gebirge erzählt; nicht als ob er ihr die Mitteilung vorenthalten hätte, um ihr Sorge zu ersparen (wie Stauffacher seinen Kummer über des Landvogts böse Worte lange für sich behält), denn er betrachtet ja gerade Geßlers klägliche Haltung als Bürgschaft dafür, daß er ihn künftighin nicht wieder behelligen werde; außerdem gewinnen wir aus dieser Szene den Eindruck, daß Hedwig über Baumgartens Rettung von Tell selbst nichts erfahren hat, wobei es gleichgültig bleibt, ob wir es hier mit einer ersten Aussprache über die Angelegenheit zu tun haben[1]) oder mit erneuerten Vorwürfen Hedwigs gegen Tell, was nicht ausgeschlossen ist.

Wenden wir uns nun zur Apfelschußszene. Hier sei die Vorbemerkung gestattet, daß Schillers Tell eine viel sympathischere Persönlichkeit ist als Tschudis redlich frommer Landmann, der etlichemal an dem aufgehängten Hut vorbeistolziert und sich nachher mit der billigen Ausrede herauszuziehen sucht, es sei von ungefähr geschehen, während sich sein Tun dem Leser sicherlich als reiner Mutwille darstellen muß.[2]) Warum aber verletzt Schillers Tell das Hutgebot? Nicht aus Absicht; er selbst erklärt, es nicht aus Verachtung Geßlers getan zu haben. Aber noch weniger aus Unwissenheit, wie Düntzer (S. 244) mit sichtlich falscher Auslegung des

1) So Düntzer, Schillers Wilhelm Tell, 5. Auflage, Leipzig 1892, S. 234; Gaudig, a. a. O., S. 427.

2) Beiläufig sei auch darauf hingewiesen, daß bei Schiller wie auch in Goethes geplantem Epos Tell von Beruf Jäger ist, bei Tschudi er aber auch einen anderen Beruf haben und die Schützenkunst lediglich als Sport betreiben kann.

Wortes Unbedacht behauptet.[1]) Dies erhellt schon aus Tells Worten bei der Verhaftungsszene, die man unerklärlicherweise bei der Erörterung unserer Frage meines Wissens noch nie beachtet hat, und die doch eine überraschend einfache Antwort geben. Als Frießhardt ihn wegen Verletzung des Mandats auffordert, ihm zu folgen, und Leuthold erklärend beifügt, er habe dem Hute keine Reverenz bewiesen, antwortet Tell: „Freund, laß mich gehen" (1822). So spricht in seiner Lage keiner, dem in diesem Augenblicke das Gebot und die angedrohte Strafe nicht völlig klar sind. Ebenso gewiß aber weiß Tell im ersten Augenblicke, als Frießhardt ihm die Pike vorhält, nicht, worum es sich handelt; denn er fragt: „Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?" (1819)[2]), und erst die genannte Erklärung der Söldner ruft ihm das Gebot, das er ganz vergessen hatte, wieder ins Gedächtnis. Dies muß man festhalten, um V. 1817, „Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen!" — Tells Antwort auf seines Knaben verwunderten Ausruf — richtig zu verstehen. Die Erklärer scheinen meistens anzunehmen, Tell sei sich bei seiner Antwort an Walter über das Hutgebot klar, aber er wolle absichtlich trotzen (was dem „aus Unbedacht" gänzlich widerspräche), oder es sorglos nicht beachten oder im Gefühle seiner Kraft lasse er es darauf ankommen, ob man ihn anhalten werde, u. dgl. m.[3]) Wesentlich anders und sicherlich richtiger urteilt Gaudig (S. 435): „Um das Psychologische des Vorganges zu verstehen, bedenke man das Träumerische, Sinnende in Tells Geistesart; sein Geist spinnt offenbar das Gesprächsthema noch weiter fort, so daß die Antwort auf den Ausruf seines Sohnes den Charakter einer mechanischen Abwehr trägt und Assoziationsvorstellungen, die sich mit der Vorstellung des aufgesteckten Hutes bei einem nicht präokkupierten Geiste einstellen müßten, nicht ins Bewußtsein hebt." Daß Tell hier geistesabwesend ist und an das Hutgebot nicht denkt, scheint mir durchaus unzweifelhaft; ebenso unnötig aber dünkt mich wie Damköhler die Annahme einer träumerischen, sinnenden Geistesanlage Tells, denn nirgends im Drama zeigt sich davon eine Spur. Geßlers Worte „Man sagte mir, daß du ein Träumer seist und dich entfernst von andrer Menschen Weise" (1905/6), denen zuliebe Gaudig diesen Charakterzug Tells anzunehmen scheint, lege ich mir ganz anders aus: Geßler hat sich insgeheim über Tell, den er haßt, eingehend erkundigt, und jemand, der des Vogtes böse Absichten durchschaut und Tell zu schützen versucht, hat ihm die Auskunft gegeben: „Das

1) Am ausführlichsten erörtert die Frage Damköhler, a. a. O., S. 678.

2) Wer etwa meinte, Tell wisse hier, worum es sich handle, müßte ihn der Heuchelei zeihen.

3) Vgl. Damköhler, S. 685.

ist ein ganz harmloser Bursch, ein Träumer, dem auf seinen eigenen Wegen am wohlsten ist."[1]) Und Tells Geistesabwesenheit in diesem Augenblick erkläre ich mir einfacher als Gaudig. Tell ist mit Walter vom Hintergrunde auf der der Stange entgegengesetzten Seite bis zur Mitte der Bühne gekommen und während des Gespräches da stehen geblieben. Wie sie weitergehen wollen, wenden sie sich zur Seite, und da bemerkt der Knabe erstaunt den Hut, der weiter in der Tiefe aufgepflanzt ist. Dem Vater hat aber das Gespräch mit Walter schon lange genug gedauert, und um hier nicht länger aufgehalten zu werden, mahnt er seinen Sohn, nun endlich weiterzugehen; ich höre aus Tells Worten den Ton leichter Ungeduld.

Wie Tell den Befehl des Vogtes, den er selbst hat verkündigen hören, so ganz vergessen konnte, hat Damköhler schön ausgeführt: das Gebot war leicht zu umgehen und darum, wenn auch unbequem, so doch nicht sonderlich drückend; mehrere Wochen waren ohne Verhaftungen verstrichen; und Hedwig, die ängstliche Hedwig, hat ihren Gatten vor seinem Gange nach Altorf nicht daran erinnert. Fügen wir hinzu, daß selbst Fürst, gemäß seinem verwunderten Ausruf „Und darum soll er ins Gefängnis?" (1837) ganz vergessen hat, welche Strafe dem Übertreter droht.

Im weiteren Verlauf der Szene ist sich Tell seiner Schuld vollauf bewußt, und deswegen widersetzt er sich auch nicht seiner Verhaftung; nur den Vorwurf des Verrats weist er mit gerechtem Zorne zurück. Auch dem Vogte gesteht Tell unumwunden seine Schuld; schon seine Bitte um Verzeihung schlösse ein Bekenntnis ein. Eins an Tells Antwort will mir nicht gefallen, nämlich sein Versprechen, es solle nicht mehr begegnen. Gelobt sich Tell damit innerlich, den Ort für alle Zukunft zu meiden, so ist er im Widerspruch mit der Aussage von seiner Unbesonnenheit nur zu besonnen. Soll es aber heißen, er werde künftighin nach Vorschrift vor dem Hute katzbuckeln, so fällt uns ein, daß in I, 3 die Gesellen einmütig erklärt haben, kein Ehrenmann werde sich der Schmach bequemen.[2]) Tells Rede ist fast wörtlich aus Tschudi übernommen, zu dessen Darstellung sie insofern stimmt, als die Eidgenossen nach Tells Gefangennahme sehr ungehalten sind, daß Tell dem ungebührlichen Gebote des Vogtes nicht noch diesmal gehorsam gewesen ist, „bis zur Zeit ihres gemeinsamen Anschlags". Zu dem Bilde aber, das sich der moderne Zuschauer soweit von Schillers

---

1) Düntzer (S. 253) betrachtet Träumer als gleichbedeutend mit Sonderling. Selbst angenommen, die beiden Wörter wären gleichbedeutend, so wäre damit für eine Erklärung, wie Geßler zu dieser Ansicht komme, noch nichts gewonnen.

2) Daß Tell, fest entschlossen, den Vogt nicht zu reizen, das Hutgebot befolgt hätte, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre (so Gaudig, S. 437), kann ich nicht glauben. Tell hätte dann wissentlich schuldig werden müssen.

Tell gemacht hat und noch weiter machen möchte, paßt das Grüßen des Hutes, das wir ohne geschichtliche Spezialkenntnisse gar nicht verstehen[1]), in keiner Weise; und Schiller hätte diesen Teil der Rede besser fallen lassen.

Zu Bergen von Erklärungen hat die unmittelbar voraufgehende Zeile „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell" (1873) Anlaß gegeben. Der Name des Helden hat bis jetzt noch allen etymologischen Deutungsversuchen getrotzt; und eine wortgeschichtliche Bestimmung läßt sich aus der Stelle bei Tschudi („Wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell") und Etterlin („Were ich witzig, so hiesse ich anders dann der Tell") überhaupt nicht ableiten, ebensowenig aus der Ausdrucksweise des Urner Spiels: „Wer ich vernünfftig, witzig vnd schnell, so were ich nit genannt der Thell", obwohl ja das Wort alle drei Bedeutungen in sich vereinigen könnte. Entscheidend ist der Umstand, daß in der Sprache jener Zeit weder die Form Tell noch eine ähnliche mit der Bedeutung „unverständig", „toll" vorkommt; und wenn man dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Gefühl für die keineswegs nachweisbare Zusammengehörigkeit des isolierten Namens Tell mit talen = „kindisch reden, kindisch tun" zutraut, so mutet man damit auch einer vorschnell urteilenden Volksetymologie ein erkleckliches Stück zu. Nun darf man freilich die Möglichkeit nicht leugnen, daß Tell ursprünglich „der Unverständige, der Simpel" bedeutet habe und mit dieser Bedeutung, da Familiennamen ja vielfach aus Spitznamen entstanden, in der Erzählung vom Apfelschuß überliefert worden sei. So könnte sich Tell also mit seinem Familiennamen zu decken suchen, ob er nun der erste Träger des Namens ist, oder ob schon seine Vorväter als unbesonnen bekannt waren; etwa wie ein Dümmling seine Streiche als ihm mit dem Namen in die Wiege gelegt entschuldigen möchte. Zu dieser Erklärung hat man ja auch schon gegriffen; im zweiten der genannten Fälle aber ist sie unnötig, da Tell seinen Vorfahren auch ohne etymologische Kenntnisse Unbesonnenheit nachsagen kann.[2]) An unserer Stelle bei Schiller spricht aber

1) Zur Erklärung sei verwiesen auf die hochinteressante, tief eindringende Schrift August Bernoullis, „Die Sagen von Tell und Stauffacher. Eine kritische Untersuchung (Basel 1899)", die leider noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt ist. Meine eigenen Ansichten über die Sage und ihr Verhältnis zur Geschichte gedenke ich in einem späteren Aufsatz niederzulegen.

2) Ein Fall, der mir aus einem süddeutschen Dorfe bekannt ist, dürfte einiges Licht auf unsere Frage werfen. Die Mitglieder einer Familie des Namens Kunz waren sämtlich weit und breit als starke Trinker bekannt, bis auf einen Sohn, der ganz anders geartet schien. Als dieser eines Tages das Versäumte mit Glanz nachholte, kommentierte man im Dorfe allgemein: „Wenn er kein Lump wäre, so hieße er nicht Kunz." Passierte es ihm, durch ein Volksstück es zu mehr als lokaler Berühmtheit zu bringen und gar nach Jahrhunderten von einem großen Dichter genannt zu werden, so könnte man auch brav etymologisieren: ergo Kunz = Trunkenbold.

noch ein Grund gegen die übliche Erklärung. Wenn Tell, selbst hier, wo er den Ernst seiner Lage noch nicht kennt und mit einer halb scherzhaften Wendung die Sache gütlich beilegen zu können hofft, Nachdruck auf die etymologische Bedeutung seines Namens legt, so ist er wiederum sehr besonnen und widerspricht sich selbst. Darum weg mit der schablonenhaften Erklärung aus den Kommentaren! Was Tell sagen will, ist, er wäre nicht er selbst, wenn er besonnen wäre; mit anderen Worten, er erkennt die Unbesonnenheit als einen Zug seines Charakters.[1])]

Stimmt nun diese Unbesonnenheit zu Tells Charakter, wie wir ihn soweit kennen? Die Verse 1510—12 „Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, — — der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not“ bilden einen Gegensatz dazu; aber nur einen scheinbaren, denn im vorliegenden Falle haben ihn ganz besondere Umstände, das begreifliche Vergessen des Hutgebotes und das lebhafte Gespräch mit Walter, am frischen Umherspähen gehindert. Aber überall sonst zeigt sich Tell als ein Mann, der handelt, ohne sich viel zu besinnen und zu überlegen; gleich seine erste Tat, Baumgartens Rettung, die Hedwig eine Versuchung Gottes nennt, führt er ohne langes Besinnen aus; und zweimal schon hat er sich ähnlich ausgesprochen, einmal gegen Stauffacher: „Ich kann nicht lange prüfen oder wählen“ (444), und dann gegen Hedwig: „Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten“ (1533). Aus dem Zusammenhange geht klar hervor, daß Tells „aus Unbedacht“ (1871) seinem Mangel an Besonnenheit gleichzusetzen ist. Daß er aber an das Hutgebot, das er kennt, nicht gedacht hat, ist seine tragische Verschuldung; tragische Ironie ist es, daß das gerade ihm, dem Friedfertigen, widerfahren muß. Seine Schuld ist nicht, wie Damköhler meint, die, daß er, vor die Wahl gestellt, zu grüßen oder das Mandat zu verletzen, unbesonnen das letztere tut — wie oben bei der Besprechung der Verhaftungsszene gezeigt worden ist, kann von einer Wahl gar nicht die Rede sein —, sondern lediglich der Umstand, daß er an das Hutgebot nicht gedacht hat; so unbedeutend dies scheint, es hätte sich vermeiden lassen, und gerade Tell, der um jeden Preis dem Gewalthaber ausweichen wollte, durfte so etwas nicht vergessen. Daß der Verletzung des Befehls, weil der Übertreter nicht daran dachte, ohne weiteres die Strafe folgen würde, wissen wir aus Frießhardts Bericht von seiner vereitelten Hoffnung, einen guten Fang zu tun, als von den Altorfern auf dem Heimweg vom Rathaus keiner daran dachte, den Hut zu grüßen. Völlige Unkenntnis des Gebotes würde noch keine tragische Schuld ergeben; und solche würde auch ein Geßler bei aller Bosheit seiner Seele nicht so zu strafen wagen.

1) Erfreulicherweise begegne ich dieser ungekünstelten Auffassung auch bei Walzel, S. 365 und XXIX/XXX.

Anders stellt sich Tells tragische Schuld in der Auffassung Kallsens dar[1]): „Als die Verschworenen ihn zum Beitritt aufforderten, pochte Tell in seinem hochgesteigerten Selbstgefühl auf die eigene Kraft; aber er durfte sich nicht absondern, wo es das Wohl des Allgemeinen galt. Das ist — wenn wir in diesem eigentümlichen Drama von einer tragischen Schuld sprechen können — die Schuld, die er bald in fürchterlicher Weise büßen soll. In jenem bangen Moment, wo er, allein auf sich angewiesen, in Altorf die schreckliche Aufgabe ausführen muß, rächt sich an ihm das Wort, das er noch vor kurzem an derselben Stelle zu Stauffacher sprach: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Nun steht er allein, als der Frevel sich an ihm vollzieht, und er fühlt die Ohnmacht der Vereinsamung; aber dieser Frevel macht ihn auch zum Bundesgenossen seines Volkes und gewinnt ihn für die Sache des Vaterlandes." Wenn dem nur so wäre! Tell bleibt dem Bunde fern, nicht im Gefühl seiner eigenen Kraft, sondern im Gefühl seiner Schwäche beim Raten und Planen; seine Hilfe bei bestimmter Tat verspricht er Stauffacher ausdrücklich. So macht ihn auch nicht Geßlers grausames Gebot zum Bundesgenossen seines Volkes. Und angenommen, Tell wäre Mitglied des Rütlibundes, was würde ihm das in dieser Szene nützen? würden dann die Verschwörer jetzt, hier für ihn losschlagen? könnten sie es? würden sie es nicht, Melchtal voran, ohnehin tun, wenn sie nur Waffen hätten? Oder hätte Tell als Bundesmitglied den Hut gemieden? aber hätte er das nicht selbst noch viel sorgfältiger getan, wenn er nur daran gedacht hätte? und haben es denn die Altorfer getan, die um ein Haar Frießhardt zur Beute gefallen wären?

(Schluß folgt.)

Überflüssige Verneinung.

Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn.

Hoffmann sagt in dieser Zeitschrift XVII, 316/17, Lessing habe mit dem bekannten „nicht ohne Mißfallen" in der „Emilia Galotti" offenbar selbst einen Fehler gemacht, so werde jetzt wohl allgemein angenommen; und daß er so habe schreiben können, der Fehler aber so lange unerkannt geblieben sei, erkläre sich daraus, „daß wir bei einer Häufung von Verneinungen unbewußt aus dem Zusammenhange den richtigen Sinn entnehmen, ohne auf die eigentliche Bedeutung der Worte zu achten". So erklärt er nun auch eine zweite Stelle aus der „Emilia", die gleichfalls bisher übersehen worden ist, während sie wohl stets richtig — trotz ihrer

1) Klassische deutsche Dichtungen II, Gotha 1884, S. 16.

Unrichtigkeit — verstanden wurde, nämlich die Bühnenanweisung im 6. Auftritt des 4. Aufzugs: „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend", was ganz offenbar entweder „nicht sanft" oder „unsanft" heißen muß, weil sonst das folgende „Nur gemach!" der Gräfin keinen Sinn gibt.[1])

Eine weitere Bestätigung dieser Auffassung mögen die folgenden Beispiele geben, die ich gesammelt habe, seit ich 1888 die These verteidigte, daß „dieser Fehler häufiger vorkomme und häufiger übersehen werde, als man annehmen sollte"; ob der eine oder der andere dieser Belege etwa schon von Heräus an dem von Hoffmann angegebenen Orte beigebracht worden ist, ist mir unbekannt, weil mir der Band der „Jahrbücher" unzugänglich blieb.

1884 hat in den „Grenzboten" (S. 253) ein — soviel ich weiß, ungenannter — Verfasser unsere Frage behandelt, auf die die breitere Öffentlichkeit ja erst durch einen Aufsatz von Gymnasiallehrer Limpert aus Lindau in der „Frankfurter Zeitung" aufmerksam geworden war; Limpert hatte gesagt, der Fehler klinge beim flüchtigen Lesen doch so richtig und einleuchtend, daß er länger als 100 Jahre nicht entdeckt, wenigstens nicht aufgestochen worden sei. In Nr. 14 der „Gegenwart" habe sich Dr. Theodor Maurer bemüht nachzuweisen, daß Lessing sich nicht verschrieben habe; der Satz sei vielmehr nur um ein „nicht" zu kurz gekommen, mit dem er aber unerträglich geworden sein würde. Es sei fraglich, ob Maurer durch diesen gekünstelten Erklärungsversuch jemand überzeuge. Lessing habe aus Versehen — und weshalb sollte er sich nicht versehen! — eine doppelte Litotes geschrieben, wo der Gedanke eine einfache verlangt. Ihm war auf der Zunge „nicht ohne", aber auch „nicht Miß=", und unwillkürlich flossen ihm beide zusammen.[2]) — Weiter heiße es in der Vorrede zu dem kürzlich erschienenen „Heinrich von Braunschweig" von Heinemann (Gotha, 1882): „Der Kundige wird in der Detailuntersuchung manche selbständige Ansicht des Verfassers nicht unschwer erkennen"; der Verfasser wollte schreiben „nicht schwer", oder aber „unschwer"; er schrieb aber beides zugleich. —

1) Allerdings hat jetzt Sulzbach (Zeitschrift XIX, 133/34) glaubhaft nachgewiesen, daß doch das „nicht unsanft" Sinn haben kann, und sogar wohl mit Absicht gesetzt ist.

2) Auch Blümner, „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" (Zürich 1892, S. 53/54), „nimmt ein Versehen Lessings an, das später unbemerkt blieb"; und P. Theodor Bohner nennt es in seiner Arbeit „Die Negation bei Goethe" (Beiheft zum 6. Bd. der Zeitschrift für deutsche Wortforschung S. 156) sehr bezeichnend eine „Überstürzung der Negation", wie sie bei Goethe nicht vorkomme. Er führt übrigens die Lessingsche Stelle in der Form „nicht ohne Widerwillen" an. Ist das nur ein Gedächtnis=Versehen? Oder hat etwa Lessing tatsächlich zuerst so geschrieben, später aber erst zu „nicht ohne Mißfallen" geändert? Das wäre besonders lehrreich, weil es zeigte, daß Lessing selbst das Versehen oder die Überstürzung bei der Durchsicht und Änderung gar nicht gemerkt hätte.

Die Litotes werde mit Vorliebe von solchen angewendet, die sich gerne geziert ausdrücken; wo aber Ziererei, sei auch Gefahr des Strauchelns. Das einfältige „sich nicht entblöden“ statt „sich entblöden“, „entnüchtert werden“ statt „ernüchtert werden“ seien auch solche Fehler. Der „Grenzbote“ schließt: „‘Gewählt’ ist es auch angeblich zu sagen ‘B gefällt mir weniger als A’ statt ‘A gefällt mir mehr als B’. Auch dabei kann man leicht Unglück haben.“ Auch hierfür wird ein Beispiel angeführt.

Auf S. 463 desselben Jahrganges der „Grenzboten“ antwortete darauf Dr. Stürenburg aus Leipzig, er sei schon in den sechziger Jahren darauf aufmerksam gemacht worden und habe die Stelle öfter besprochen gefunden. In einer dieser Besprechungen sei auch angeführt worden: Schiller an Goethe 23. 11. 1795: „Da man sich nie bedacht hat, die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken“, wozu die Schriftleitung aber bemerkt: „Damit verhält es sich allerdings etwas anders, da ‘sich bedenken’ durchaus nicht nur ‘Bedenken tragen’ ist; s. Grimm I. 1223.“ Auch ein „nicht unschwer“ aus Mösers „Patriotischen Phantasien“ wird hier beigebracht.

Tatsächlich ist ja nun an der berühmten Stelle in der „Emilia“, auf die übrigens fast gleichzeitig (1884) auch Dr. Firson in Lund im 72. Bande von Herrigs Archiv (S. 236) kurz hinwies, die Verneinung sogar dreifach, denn eine dritte liegt ja eben in der Vorsilbe „Miß-“. Solche falsch angewendete dreifache Verneinung gebrauchte auch nach den Zeitungsberichten der Abgeordnete von Vollmar in der Reichstagssitzung vom 15. 1. 1901, wenn er sagte: „Wenn in dieser Sache nichts weiter getan wird, so ist das die Schuld des Reichstages, und die Herren des Zentrums sind nicht weniger unschuldig daran.“ Offenbar wollte der Redner sagen: „sind nicht weniger schuldig daran“, oder: „sind ebensowenig unschuldig daran.“ — Dieses „nicht weniger“ und z. B. „nichts weniger als“ gehören ja überhaupt mit zu den Wendungen, die man fast nie auf den ersten Blick genau verstehen kann. Wer z. B. versteht, ohne zu überlegen, den Satz „Eine Reise nach Ägypten ist nichts weniger als wahrscheinlich“? Die meisten Menschen, die man nach dem Sinne solcher Verbindungen fragt, grübeln — ich möchte sagen: rechnen — erst gründlich nach, ehe sie den Sinn richtig wiedergeben. Anders mit jener „Emilia“-Stelle und ähnlichen, wo man von vornherein trotz der falschen Form den richtigen Sinn herausliest oder -hört.

So aber war es z. B., für den Kenner der Verhältnisse wenigstens, auch mit folgendem Satze eines Bonner Blattes: „Es war eine Leistung von nicht ungewöhnlicher Begabung“, wie es einmal mit falschem und überflüssigem „nicht“ in einer Besprechung hieß, wo man aber doch — wie bei Lessing — den richtigen Sinn sofort herauslas, weil man den trefflichen Schauspieler eben

kannte, von dem die Rede war. Was jedoch soll man aus einem Satze machen wie: „Die Zahl der Verletzten ist aber nicht ungewöhnlich groß." Liegt der Ton hier auf „nicht", und soll es heißen „ist nicht sehr groß"? Oder ist das „nicht" nur falsch eingedrungen, und soll es heißen „ist sehr groß"? Kein Unbeteiligter also vermag das Rätsel dieser Nachricht zu lösen.

Eine weitere dreifache Verneinung und ein ganz ähnliches Mißverständnis wie bei Lessing liegt an folgender Stelle aus Frankls „Nach Jerusalem" (1, 108) vor, die Keller im „Antibarbarus" (2, S. 196) abdruckt: „Wir fuhren am 30. März des Morgens fort, nicht ohne des wärmenden Mantels entbehren zu können, wie ich denn überhaupt während meines Aufenthalts in Athen viel von kaltem Wetter und Regen zu ertragen hatte." Aber auch hier fühlt man von vornherein den richtigen Sinn aus dem Zusammenhange heraus.

Eine überflüssige Verneinung bei „entbehren" findet sich auch bei Goethe einmal im „Tasso", im 4. Auftritt des 3. Aufzuges, — eine Stelle, auf die in diesem Zusammenhange wohl noch nicht aufmerksam gemacht worden ist:

> Antonio: Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts;
> Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?
> Leonore: Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
> Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
> Als sie es jenem guten Mann nicht ist.

Strehlke macht zu diesem „nicht" in der Hempelschen Ausgabe (7, 257) die Anmerkung: „Die Hinzusetzung der Negation könnte bei Goethe ebensogut unbewußte Nachbildung des französischen Sprachgebrauchs wie unserer älteren Sprachweise sein."[1]) Denselben Fehler macht einmal Grillparzer in seiner „Jüdin von Toledo" (Sämtl. Werke. VII. 190):

> Da die liebe Torheit ist 'ne Törin
> Gefährlicher als selbst die schönste nicht.
> (S. Sanders, Ztschr. f. d. Spr. VI. 143.)

Aus Lessing hat Dr. Schliack noch ein drittes Beispiel aufgedeckt und es in dieser Zeitschrift XIV, S. 644 besprochen: Dramaturgie 48 „Diderot hat nicht ganz unrecht, seine Gedanken über . . . für ebenso neu als gegründet auszugeben. Sie sind neu in Ansehung ihrer Abstraktion, aber sehr alt in Ansehung der Muster, aus welchen sie abstrahiert worden usw." (S. Näheres a. a. O.)

1) Bohner bringt in der genannten Arbeit (Beiheft der Zeitschrift für Wortforschung S. 190) eine ganze Reihe von Belegen aus Goethe für diese überflüssige Verneinung bei der Ungleichheit, sowie für die bei Ausrufen, Zeitwörtern des Scheuens, Verbietens und Leugnens, und spricht sich ähnlich wie Strehlke über ihre Entstehung aus. Auf S. 191 bringt er zahlreiche Goethesche Belege für die wirklich altertümlich gehäufte Verneinung (keine Luft von keiner Seite, u. ä.)

Es zeigt sich immer wieder, daß diese doppelte Verneinung etwas Verschwommenes und Unklares hat; darüber wird auch z. B. in der Schrift „Vom militärischen Stil“ geklagt, aus der Auszüge in der Zeitschrift des Sprachvereins 1900 (XV. Jahrg.) veröffentlicht wurden, wo es u. a. heißt (S. 41): „Durch doppelte Verneinung wird oft die soldatische Bestimmtheit abgeschwächt. Die Haltung ist 'nicht unbefriedigend', seine Mittel sind 'nicht unerheblich'; man 'erkennt nicht unschwer' (gemeint ist: 'nicht schwer' oder 'unschwer'), daß des Grafen Laufbahn eine nicht glanzlose sein wird.“

Unter den Sätzen „zur Schärfung des Sprachgefühls“ brachte die Zeitschrift des Sprachvereins kürzlich folgenden (XVIII. 146. Nr. 203): „Obgleich der für den Zweck gemietete Saal 8000 Personen fassen soll, wird derselbe nicht genügen, auch nur einen Teil der Zuhörer aufnehmen zu können.“ Auch hier sind wieder zwei Wendungen vermischt worden: „er genügt nicht, sämtliche Zuhörer aufzunehmen“ und „er kann nur einen Teil . . . aufnehmen“. Ebenda wurde als ähnliches Beispiel aus der „Gartenlaube“ von 1900, S. 714 angeführt: „Dicht gedrängt stand die Menge im Kreise. Die Stadtsergeanten hielten die Zufahrt kaum ohne Mühe frei.“ Genau ebenso habe ich es später in einer Zeitung gefunden: „Die Schutzleute hielten die Zufuhr kaum ohne Mühe frei.“ Hier muß es natürlich heißen: „konnten kaum freihalten“, oder „hielten nicht ohne Mühe frei“, oder „konnten kaum und nur mit Mühe freihalten“ o. ä. Als ein drittes ähnliches Beispiel füge ich diesen noch folgendes hinzu: In einem Aufsatz der „Bonner Zeitung“ vom 22. 6. 1900 über den Tod des Grafen Murawiew hieß es: „Und auch der Epilog, den Rußland zu diesem Kriege hinzufügte, die Friedenskonferenz, war wohl von Murawiew selbst nicht ernst gemeint, er wollte da Zeit gewinnen, England ins Unrecht setzen, mehr schwerlich nicht.“ Auch hier wieder offenbare Verquickung zweier Ausdrücke: „mehr schwerlich“, und „mehr wohl nicht“ oder „mehr sicherlich nicht“; aber der Zusammenhang läßt uns trotzdem sogleich den richtigen Sinn verstehen.

Ob auch an der folgenden Stelle das „nicht“ nur irrtümlich steht? Da heißt es in Heinrich Seidels Phantasiestück „Professor Muckensturms Lebensretter“ (1875) (Erzählende Schriften 6. Bd., S. 291): „Ich beschloß, um Herrn Professor Muckensturm einen schwachen Beweis meiner Hochachtung zu geben, ein zweites Glas auf sein Wohl zu leeren. Ich tat es nicht mehr als gerne, denn dies Getränk hatte jenen interessanten Beigeschmack nach 'mehr', der eine unerläßliche Eigenschaft aller guten Getränke ausmacht.“ Ich habe das Gefühl, als müsse es heißen „mehr als gerne“, wenn schon ich mich auch in den Gedanken versetzen kann, daß es etwa heißen sollte „nichts anderes mehr als gerne“; aber das klingt mir fremd.

Wie ein Sprachfehler den anderen herbeiführt, lehrt folgender Satz aus einer Theaterbesprechung in der „Bonner Zeitung“ vom 25. 4. 1899: „So war der Genuß kein besonders hervorragender, um so weniger, als Herr S. derartig erkältet war, daß . . .“ Das gebeugte Prädikatsnomen verlangt hier „um so mehr, als“, weil „kein besonders hervorragender“ ein zusammengehöriges Ganzes bildet; soll aber „um so weniger“ stehen bleiben, so muß es vorne — richtig — heißen: „So war der Genuß nicht besonders hervorragend“, weil dann eben nur „besonders hervorragend“ zusammengehört und die Verneinung „nicht“ für sich allein gefühlt wird.

Wie hier also eine Verneinung zuviel steht, so steht in dem folgenden Beispiele eine zuwenig. In den „Mitteilungen zur Anglia“ (IX. 1898, S. 163) schreibt Richard Wülker: „Der Übergang vom weltlichen zum geistlichen Stande in nicht mehr ganz jungen Jahren hatte im ganzen Mittelalter, am wenigsten bei den Angelsachsen, etwas Auffälliges. Beispiele dafür wären aus höheren und niederen Kreisen genug anzuführen.“ Es muß heißen: „im ganzen Mittelalter nichts Auffälliges, am wenigsten bei den Angelsachsen“; denn so wie es jetzt steht, heißt es: „hatte i. g. M. etwas Auffälliges, am wenigsten aber bei den Angelsachsen.“

Umgekehrt wieder steht eine Verneinung zuviel in folgendem Satze aus der „Gegenwart“ (35, 241a), den Sanders in seiner Zeitschrift (IV. S. 83) beibrachte: „Luxemburg trat dann, ebensowenig wie die süddeutschen Staaten, in kein Bundesverhältnis zu dem Norddeutschen Bund.“ Hier muß entweder „wenig“ gestrichen, oder „kein“ zu „ein“ verändert werden. Ebenso und ähnlich ist es in folgenden beiden Sätzen, die derselbe Sanders im 2. Bande S. 522/523 aus Zeitungen gibt: „Im Ernst kann man doch so wenig ein Türke nach seiner Geburt erst werden, wie man nachträglich kein Neger oder Indianer werden kann“, wo „kein“ in „ein“ verwandelt werden muß; und: „Da sie ebensowenig wie ihre Tochter unter den Gästen keinen einzigen außer dem Baumeister fand, der . . .“, wo wieder „wenig“ gestrichen werden müßte.

Ganz unrichtig, und doch auf den ersten Blick und das erste Hören den richtigen Schein erweckend, und sicherlich auch vom Redner selbst richtig gefühlt, sind von Kröchers Worte aus der „Nationalzeitung“ (46, 214): „Leugnen kann die Regierung nicht, daß die Not nicht groß ist; sie ist wirklich groß.“ Hier muß statt „leugnen“ „behaupten“ eingesetzt, oder das zweite „nicht“ gestrichen werden. (S. Sanders, Ztschr. X. 438.)

Solche Verquickung zweier Gedankenreihen bietet auch der Satz von Käthe Schirmacher, den Sanders in der „Nationalzeitung“ aufgestöbert hat (s. seine Ztschr. VII. S. 189): „Ihre Heirat nicht öffentlich erklären zu hören, ist der einzige Triumph, den sie nicht genießen sollte.“ Vorher

geht der Satz: „Es blieb Frau von Maintenon nur noch der letzte Schritt zu tun: ihre Heirat mit dem König; und sie erreichte auch dies, allerdings unter dem Scheine des tiefsten Geheimnisses." An das Wort „Geheimnis" knüpfte die Verfasserin an mit den Worten „ihre Heirat nicht öffentlich erklären zu können", und wollte wohl fortfahren „war ihr einziger Schmerz"; da drängte sich der andere Gedanke dazwischen und siegte ob: „sie öffentlich erklären zu können, wäre ihr größter Triumph gewesen, war aber der einzige, den sie nicht genießen sollte".

Auch Paul Lindau macht einmal diesen Fehler in seinem Roman „Spitzen" (S. 326): „Nun verging kaum eine Woche, ohne daß die beiden nicht zusammen in lustiger Gesellschaft einen vergnügten Abend verbracht hätten." (S. Sanders, Ztschr. VII. 180.) Lindau verquickt hier die beiden möglichen Formen dieses Nebensatzes: „ohne daß sie . . . verbracht hätten", und: „daß sie nicht . . . verbracht hätten." Eine eigentümliche überflüssige Vorwegnahme einer Verneinung verbricht einmal Hermann Grimm in der „Nationalzeitung" 45, Nr. 441 (s. Sanders, Ztschr. VII. 31), wenn er schreibt: „Unsere jungen Leute, auch die Philologen nicht, haben keine Zeit, besondere Vorlesungen über Dante zu hören." Dieses „nicht" wäre natürlich nur berechtigt, wenn das Zwischensätzchen hinter dem Ganzen stände; bei dessen jetziger Stellung stört es und macht uns stutzig. Auch in dem folgenden Satze aus einem Romane, der in der Zeitschrift des Sprachvereins (1905, Sp. 46) mitgeteilt wird, steht ein überflüssiges „nicht": „Heinz kannte die Eigenschaften seines Schwiegervaters genau genug, um nicht sofort zu wissen, daß ihm irgend etwas Unangenehmes begegnet sein müsse." Hier ist die Wendung „genau genug kennen, um sofort zu wissen" verquickt mit der anderen „zu genau kennen, um nicht sofort zu wissen". Ähnlich ist es mit den beiden folgenden Sätzen, die dort ebenfalls erwähnt sind. Adolf Bartels schreibt in der Deutschen Welt (1903, S. 786): „Ja, Klopstock ist unser erster bewußt-nationaler Dichter und in dieser Beziehung nicht leicht zu unterschätzen" (statt: nicht leicht zu überschätzen oder: durchaus nicht zu unterschätzen). — „Dazu kommt ein gewisser Mangel an Nichtachtung des Lehrerstandes seitens der Behörde im Vergleich zu anderen Beamtenklassen" (aus einer Zeitung 1903) — statt: Mangel an Achtung oder: eine gewisse Nichtachtung.

Und nun endlich noch ein Beispiel aus einem der jüngsten Hefte unserer Zeitschrift selbst. In seinem Aufsatze über die Hoffeste im Nibelungenliede schreibt Dr. Richard Laube auf S. 441 des vorigen Jahrganges: „Da die Frauen nach dem Nibelungenlied an ihr (d. h. der Hôchgezîte) stark beteiligt sind, ja eine solche ohne sie genau so wenig denkbar ist, wie man sich heute ein Rennen ohne die Damen der sogenannten höheren Stände nicht vor-

stellen kann, und . . ." Ich meine, hier dürfte das „nicht" nur dann stehen, wenn der Ton auf „denkbar" liegt, d. h. wenn sich der „wie"-Satz auf den ganzen vorderen Satz als solchen bezieht; diese Betonung ist allerdings nicht unmöglich, und Laube hat sie auch vielleicht gemeint. Man kann aber auch das „genau" betonen, ist wohl zunächst auch dazu geneigt so zu tun, dann aber ist das „nicht" überflüssig, weil sich dann der „wie"-Satz eben nur auf das „genau so wenig" bezieht, das dann auch in ihm verneinend weiter wirkt.

Mit der alten, aber in der gebundenen Rede sowie in der Mundart noch immer gebräuchlichen urdeutschen Häufung der Verneinung, die nicht nach lateinischem Vorbilde eine Bejahung herbeiführt, z. B. also in solchen Sätzen wie „Keine besseren wissen sie nicht", „Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen", und über die Rudolf Hildebrand im 3. Bande dieser Zeitschrift (S. 149ff.) so liebenswürdig und gelehrt zugleich geplaudert hat, hat kaum eine der hier besprochenen Häufungen von Verneinungen etwas zu tun. Sie beruhen fast alle auf der Vermischung zweier verschiedener Gedankenreihen, und wenn man sieht, wie häufig dieser Fehler gemacht wird — in den zehn Bänden der Sanderschen Zeitschrift z. B. sind noch mehr Beispiele zu finden, als ich ihnen hier entnommen habe —, und wie leicht er vom Hörer und Leser ebenso wie vom Verfasser übersehen wird, so wird man unbedenklich annehmen dürfen, daß auch der große Lessing solcher Gedankenvermischung und solcher Überstürzung zum Opfer fallen konnte, ohne daß man zu umständlichen Erklärungen und Entschuldigungen greifen müßte wie Maurer (s. o. S. 433), oder Sanders, der im 1. Bande seiner Zeitschrift (S. 469ff.) anregte, das „nur" aus dem „als"-Satze müßte zu „nicht ohne Mißfallen" gezogen werden, und dies gelehrt und geistreich — aber nicht geschickt — verteidigte. So kann ich denn auch Stickelberger nicht zustimmen, der in unserer Zeitschrift XVI, S. 59 die Sanderssche Auslegung mit den Worten empfiehlt, sie sei „bei der oft spitzfindigen Sprache Lessings gewiß keine gezwungene und enthülle eine Feinheit des Dichters."

Es sei hier schließlich noch daran erinnert, daß in der englischen Übersetzung von Charles Lewis der Satz lautet: „How angry he was on only hearing that the Prince had once looked at you without disfavour!", und in der italienischen von Bianchi: „Quanto non era già adirato, solo perchè intese che il principe ti vide di ricente, e con piacere!" Beides also der richtige Sinn!

Und wie wird es bei den Aufführungen des Stückes auf der Bühne mit dieser Stelle gehalten? Ich kann nur von der letzten berichten, die ich hier in Bonn am 21. 1. 1902 hörte. Hier hatte man gleichfalls den offen-

baren Fehler berichtigt, und es wurde deutlich gesagt: „daß der Prinz dich jüngst nicht mit Mißfallen gesehen." In der nämlichen Aufführung aber „berichtigte" man den guten Lessing auch noch an einigen anderen Stellen und ließ nach Komparativen statt des richtigen „als" des Textes — „wie" sprechen!!! Dieser Mißbrauch scheint aber Schule zu machen; immer häufiger höre ich hier von der Bühne nicht ohne Mißfallen von den verschiedensten Künstlern, nicht etwa von einem einzigen, ein falsches „wie" wo Schiller, Goethe, Grillparzer, Lessing und andere Meister der Sprache das richtige „als" haben — ein bedenkliches Zeichen des Sichgehenlassens in sprachlichen Dingen!

Die Edelsteine und insbesondere der Diamant im Spiegel der Poesie.

Von **Friedrich Klinkhardt** in Auerbach i. V.

Kinder des Lichts, in Nacht geboren,
Funkelnde Sterne der Tiefe!
Mit Ahnungszauber
Fesselt ihr Blick und Herz
Und ladet sie ein,
Sich zu versenken
In euer Geheimnis.

Gottlob Kemmler, „Aus Sturm und Stille".

„Man hat den Naturbildern einer Sprache als solchen", sagt August Wünsche[1]), „bis jetzt noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, geschweige, daß die einzelnen Dichter auf den ihnen eigenen Bilderschmuck hin gewürdigt worden wären. Und doch ist die Beschäftigung mit den Naturbildern einer Sprache eine nicht zu unterschätzende Arbeit, die zu schönen, ästhetischen und ethischen Resultaten führt." Wer möchte diesen Ausführungen nicht gern zustimmen! Die Naturbilder wirken ermunternd und ermahnend, belustigend und abschreckend auf uns, und der echte Dichter sucht nicht danach, sie drängen sich ihm vielmehr von selbst auf. Sie sind mithin nicht nur ein äußerer, reizvoller Schmuck der Rede, sondern, weil aus innerer Notwendigkeit des dichterischen Schaffens hervorgegangen, organische Gebilde. Durch die Menge der rednerischen und dichterischen Vergleiche, Metaphern und Embleme werden wir mitten hineingestellt in eine lebendige Welt. Vor

1) Die Naturbilder einer Sprache, in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrg., S. 257. Vgl. auch Alfred Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit.

allem zeigen die aus den drei Naturreichen, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, geschöpften Bilder großen Reichtum und innere Mannigfaltigkeit.

Im folgenden soll das Interesse einmal auf das Reich des Unorganischen, auf die Mineralien und zwar speziell auf die allzeit von den Menschen bevorzugten unter ihnen, auf die Edelsteine, gelenkt werden, in der Absicht, ihre Verwendung im rednerischen und dichterischen Bilderschmucke zu untersuchen und zu würdigen. Von alters her galten die Edelsteine, „die Blumen des Steinreichs“, die „leuchtenden Zeugungen der Schöpfung“, bei allen Kulturvölkern als eines der köstlichsten und wertvollsten Angebinde, womit die allgütige Mutter Natur aus ihrer dunklen, im Erdenschoße verborgenen Schatzkammer das arme Menschenkind beglückt hat, und noch bis auf den heutigen Tag wird der Besitz prächtiger Juwelen als eines der feinsten Güter geschätzt, werden diese aristokratischen Mineralien von der Eitelkeit und Prunksucht mit hohen Preisen bezahlt. Den Töchtern Evas und den Gewaltigen der Erde waren sie stets der liebste Schmuck. Sie glänzten als Augensterne der indischen Götzen, zierten das Brustschild des Hohenpriesters und die goldenen Diademe der Machthaber, die Dichter aber, denen kostbare Steine in natura von jeher recht selten zuteil wurden — wie leider ja heut auch noch —, nutzten sie wenigstens für ihre poetischen Zwecke; oft und in allen Literaturen finden sich Vergleiche und Bilder aller Art, wozu Edelsteine und Perlen den Stoff liefern. Bei der Knappheit des uns hier zur Verfügung stehenden Raumes müssen wir uns eine doppelte Beschränkung auferlegen. Wir werden einmal nur den vorzüglichsten aller Edelsteine, den Diamanten, heranziehen und zum andern nur auf die neue und neuere deutsche Dichtung Rücksicht nehmen.

Das anziehendste Objekt aus der gesamten Edelsteinkunde ist unstreitig der Diamant. „Maximum in rebus humanis, non solum inter gemmas, pretium habet adamas“, heißt es schon bei Plinius.[1]) In vielen wesentlichen Merkmalen steht er an der Spitze des Mineralreichs. Von allen irdischen Stoffen, also auch von allen Edelsteinen, ist der Diamant der härteste. Die Griechen nannten ihn den „Unbezwingbaren“ (ἀδάμας). Seine große Härte war ihnen wohlbekannt, nur wußten sie nicht, daß ein harter Körper gleichzeitig auch sehr spröde sein kann, und glaubten daher, wie der genannte römische Schriftsteller berichtet, daß der Diamantstein, auf einen eisernen Amboß gelegt, nicht nur den stärksten Hammerschlägen widerstehe, sondern sogar den Hammer und Amboß selbst zum Zerbersten bringe. Einzig durch eine eigenartige Behandlung mit Bocksblut könnte man die Gewalt der Steine brechen, aber nur, wenn sie durch frisches und warmes gebeizt

1) Nat. Hist. XXXVII, 55.

seien; hätte man sie jedoch so weit gebracht, daß sie endlich durch Hammerschläge auf dem Amboß zerstört würden, dann zersprängen sie in solch kleine Stücke, daß sie für das menschliche Auge völlig verschwunden wären. Nach einem anderen Berichte sollte sich der Diamant in der Flüssigkeit lösen wie die Perlen im Essig. Auch das spätere Mittelalter verharrte noch bei diesem Glauben. Albertus Magnus, der gelehrte Dominikaner („Doctor universalis" 1193—1280), gestaltete das Märchen noch weiter aus, indem er das Bocksblut für dann besonders kräftig hielt, wenn der Bock zuvor Petersilie gefressen und Wein getrunken habe.

Die überaus große Härte des Diamanten, die man also nicht wie die Alten mit der Festigkeit verwechseln darf, und die in der Mohsschen Skala mit dem Grade 10 bezeichnet wird, ist der beste Prüfstein für seine Echtheit. Während er nämlich alle anderen Edelsteine, überhaupt alle anderen Steine, zu ritzen vermag, wird er selbst von keinem anderen angegriffen, wie das Rückert so treffend ausdrückt:

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet]
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Einem Edelsteine aber ist sehr oft von den Dichtern das Menschenherz verglichen worden, sofern es sich durch Adel und Reinheit der Gesinnungen ebenso über das Gemeine und Alltägliche zu erheben vermag wie der kostbare Stein durch gewisse, das Auge erfreuende Eigenschaften — Glanz, Lichtbrechung, Farbenzerstreuung — über die Steine, die am Wege im Staube liegen und über die unser flüchtiger Fuß achtlos hinwegschreitet; nur in bezug auf das Merkmal, das wir am Diamanten in erster Linie hervorheben, besteht der größte Gegensatz zwischen Edelstein und Menschenherz, und den bringt der Dichter der „Weisheit des Brahmanen" in folgenden, die obigen ergänzenden Zeilen zum Ausdruck:

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Es ist bekannt, daß die Bearbeitung des Diamanten selbst nur mit Hilfe von Diamantpulver möglich, das daher ebenfalls ein sehr wertvolles Produkt ist. Bodenstedt (im Mirza Schaffy) weiß diese Tatsache recht hübsch zu verwerten, wenn er sagt:

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Verzeihlicher als der oben berührte Aberglaube ist die irrige Meinung der Alten, daß der Diamant auch für das Feuer unbezwinglich wäre. Gegenwärtig wissen wir längst, daß der Diamant sogar ziemlich leicht ver-

brennbar ist, und, in Sauerstoff verbrannt, Kohlensäure gibt. Er besteht demnach aus reinem Kohlenstoff; der hellste, härteste und durchsichtigste Körper entpuppt sich als chemisch ganz dasselbe, wie die schwarze, schmutzige Kohle! Da man lange an dem Gedanken festgehalten hatte, der geschätzte Stein müsse aus einer ganz besonderen Erde bestehen, die man Edelerde, terra nobilis, nannte, so mußte die Entdeckung über die wahre Natur des Königs der Edelsteine bei allen Gebildeten eine begreifliche Überraschung hervorrufen. Ludwig Maurer[1]), dem wir eine ganze Reihe formvollendeter Sonette mit schönen, inhaltlich bedeutsamen Bildern verdanken, hat es verstanden, die neue wissenschaftliche Tatsache in seiner Dichterwerkstatt zu verarbeiten. „Kohlenstoff" ist die hübsche Strophe betitelt: [„In der Stille", S. 3]:

Vielleicht, daß mancher es nicht gelten lasse:
Der Diamant, wie hellstes Wasser rein,
Und hier der schmutzig schwarze Kohlenstein
Bestehen beide aus derselben Masse! —
Ein gleiches siehst du draußen auf der Straße:
Der eine glänzet im Juwelenschein,
Den andern hüllen Lumpen spärlich ein,
Und beide sind Geschöpfe einer Klasse.
Jedoch den Wert — den Scheinwert nicht — den wahren,
Sag findest du ihn wohl beim Diamant,
Nicht bei der Kohle, der so unscheinbaren?
Einst wenn die Wahrheit frei wird vom Gewand,
Wirst vielfach du den Glanz als Schmutz gewahren,
Und glänzen sehn, was du als Schmutz verkannt.

Wie die größte Härte, so besitzt der Diamant auch das stärkste Lichtbrechungsvermögen, und ebenso übertrifft er an Glanz und Farbenzerstreuung alle anderen Edelsteine. Diese optischen Eigenschaften sind für seine ästhetische Wertschätzung von größter Wichtigkeit. Kein anderer Kristall wirft das Licht in so blendendem, prachtvollem Farbenspiel zurück. Der funkelnde Brillant scheint das Feuer der leuchtenden Gestirne und die blitzenden Strahlen der Sonne nachzuahmen. Der Dichter besingt den Stein geradezu als den himmlischen:

Als Meisterstück schuf Gott den Diamant.
In ihn schloß er die Farben alle ein
Und nahm, ihn zu entzünden, lautres Licht
Vom Himmel, drum wird er der himmlische genannt;
Denn willst du ihn verbrennen, sieh, als Schein,
Als Flamme fliegt er in sein Vaterland
Zurück zum Himmel, welcher ihn gebar,
Und keine Spur von Staub bleibt, wo er war. (Stehling.)

---

1) Geb. 8. Febr. 1826 zu Wallhaben bei Zweibrücken.

In anderer, aber ebenfalls hochpoetischer Weise deutet Moritz Graf v. Strachwitz seinen himmlischen Ursprung:

> Ihr wißt vom Blitze eine graue Märe,
> Der im granitnen Leibe des Giganten,
> Herabgeschleudert aus azurner Sphäre,
> Zum Strahl verkörpert ward des Diamanten.
>
> (Die Edelsteine.)

Außerordentlich wirksam erscheint auch folgende Parallele in Saphirs wilden Rosen:

> Holde Nacht, du Mohrenfürstin,
> Hast um Hals und Haar und Wangen
> Tausend Sterne, wie die Perlen
> Und wie Diamanten, hangen.

Die Eigenschaften aber, denen der Diamant sein Feuer und sein Farbenspiel verdankt — Brechung, Dispersionsvermögen und Totalreflexion — teilt der edle Stein, ohne jedoch auch nur annähernd erreicht zu werden, mit den Wassertropfen, seien es nun Regen- oder Tautropfen oder Tropfen, welche Springbrunnen, Wasserfälle oder Mühlenräder umherspritzen oder seien es Tränen, die Leid oder Freud aus dem Auge hervorpreßt: für den Dichter lag ein Vergleich zwischen dem Diamanten und jenen Wasserperlen immer außerordentlich nahe und darum hat er auch schon oft von dieser Metapher Gebrauch gemacht. In Christian Ewald v. Kleists Elegie „Frühling" heißt es:

> Wie blitzt die streifichte Wiese
> Von demantähnlichen Tropfen,

und Freiherr v. Zedlitz singt:

> Wie spielt das Licht durchs dunkle Grün so eigen,
> Laub perlt und Gras vom mächt'gen Regenbade,
> Und Diamanten tropfen von den Zweigen!

Anastasius Grün endlich mahnt:

> Seht den Quell Demanten stäuben
> Im Gebirg, wo frei er fleußt,
> Doch verdämmt nur Mühlen treiben,
> Stäub Demanten, Menschengeist!

So würden sich noch unzählige Beispiele finden lassen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, unsere Dichter daraufhin zu durchblättern. Oft werden die Diamanten als „versteinerte Tränen" bezeichnet und dann zugleich zu den lieblich glänzenden Perlen, die gleichberechtigt neben den kostbarsten Juwelen stehen, in innere Beziehung gebracht. Bedeuten doch auch Perlen „Tränen", Tränen gefallener Engel verdanken sie nach einem orientalischen Mythus ihren Ursprung. Ich kann es mir nicht versagen, hier ein herrliches Gedicht aus Saphirs wilden Rosen zu zitieren. Es lautet:

Schenkt der Himmel eine Träne,
Ist's, daß sie zum Heil uns werde,
Denn sie wird zum hellen Demant,
Fällt sie in den Schoß der Erde.

Denn sie wird zur hellen Perle,
Fällt sie in des Weltmeers Schoße,
Denn sie wird zum süßen Ambra,
Fällt sie in den Kelch der Rose.

Solche Träne ist die Liebe,
Die der Himmel uns geschenket,
Und sie wird zum hellen Demant,
Wo sie in die Brust sich senket.

Und sie wird zur schönsten Perle,
Die der Schöpfung je entronnen,
Wenn sie fällt vom klaren Himmel
In das Meer der Lebenswonnen.

Doch sie wird zum reinsten Ambra,
Wenn sie fällt in Dichterherzen,
Duft und Lied wird aus der Träne,
Duft und Lied aus ihren Schmerzen.

Tiefe Innigkeit spricht auch aus folgenden Zeilen:

Die Träne ist zu allen Stunden
Ein Diamant, der unbewußt
Als leichter Zeuge funkelnd redet
Vom Reichtum einer Menschenbrust. (A. Schirmer.)

Aber nicht nur die flüssige Form des Wassers teilt mit dem Diamanten gewisse optische Eigenschaften und berechtigt daher den Dichter zu einer vergleichenden Zusammenstellung beider, auch das Wasser im festen Zustande, Schnee und Eis, namentlich dieses, ahmt, vom Feuer der Sonne umflutet, den funkelnden Glanz des edlen Steines nach, und da hierbei noch zu beachten ist, daß wir es beim Eis ebenfalls mit einem starren, harten Körper von kristallinischer Natur zu tun haben, so darf es uns nicht wundernehmen, daß auch das gefrorene Wasser und der Diamant dem Dichter oft Gelegenheit zu sinnvollen und anmutigen Parallelen boten.

Nachdem Albrecht v. Haller die Pracht der Alpenvegetation geschildert hat, fährt er fort:

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Tal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterirdschen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Ton mit funkelndem Kristall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die finstre Luft und strahlet überall.
O Reichtum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zu Berge.

Freiherr v. Zedlitz gestaltet den Vergleich individueller:

Sieh einen einzigen lichten Diamanten,
In seiner Herrlichkeit den Dachstein ragen,
Den eisgekrönten, mächt'gen Nekromanten,
Der in die Wolken scheint das Haupt zu tragen,
Indes den Fuß netzen des Sees Kristallen,
Die bis zu ihm smaragdne Wellen tragen . . . . . (Der Gosausee.)

Und an anderer Stelle desselben Gedichtes heißt es:

Zwar glänzt der Dachstein, wo er einst gestanden,
Ein Diamant von ew'gem Eis und Schnee;
Die Ahornkränze, die ihn sonst umstanden,
Umwinden noch den grün smaragden See.

Wie hier eine einzelne Berggruppe, deren „Eis- und Schneetalar" von der Sonne beschienen, in zauberhaftem Glanze erstrahlt, dem Diamanten verglichen wird, so öfters auch eine vor dem Wanderer aus der Ferne auftauchende große und berühmte Stadt mit ihren zahlreichen, vom Sonnenfeuer vergoldeten Turmspitzen. Wiederum ist es der zuletzt zitierte österreichische Dichter, der sich dieses Gleichnisses bedient. In den „Totenkränzen" findet sich die Stelle:

Ein Diamant im hellen, goldnen Schilde,
Erglänzet Avignon mit seinen Türmen . . . . .

Um seiner anmutigen Lage willen, die bezeichnet ist durch das Zusammentreffen eines Wiesen-, Feld- und Gartenparadieses mit der schweigenden, dem unbewegten Meere so ergreifend ähnlichen, in wunderbarem, braunrötlichem Dunste verschwimmenden Wüste, wird das altberühmte Damaskus als das „Auge des Ostens" bezeichnet; Stieglitz in seinen „Bildern des Orients" feiert es als den „Diamanten des Morgenlandes":

O Damaskus, leuchtend Auge,
Diamant des Morgenlandes,
O Damaskus, reinste Perle
Aus dem Schmuck des Flutenstrandes,

O Damaskus, o Damaskus,
Blühend Himmelszelt der Erde,
Welch ein mächt'ger Zauber webte
Das Gewand bei deinem Werde?

Aber nicht allein Härte, Farbe und Glanz, sondern auch die Seltenheit des Vorkommens hat man besonders berücksichtigt bei Erteilung des Titels „Edelstein"; denn

Menge macht den Wert geringer;
Wohl ein Diamant allein
Gilt für echt an deinem Finger.
Wo sie blitzen Strahl an Strahl,

Wird des Neides Augenqual
Ob sie aus Golkonda wären,
Sie für böhmisch Glas erklären.

(Rückert.)

Lange war der Diamant nur den Königen und auch unter diesen nur wenigen bekannt. Dieser Ansicht gibt auch Platen Ausdruck in den „Abbassiden":

Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
war das tiefe Tal der Diamanten,
durch der Felsenwände jähsten Abfall
unzugänglich jedem Erdensohne.
Nur mit List beraubt der Mensch und spärlich
diese Talschlucht ihrer Schätze; große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
jährlich nieder ins Getal die Hirten;

diese Beute lockt das Raubgevögel,
die empor sie fischen; doch am Fleische
bleiben einzelne Diamanten kleben;
lärmend jagen dann die Junggesellen
jenen Tieren ihren reichen Fang ab.

Der Diamant ist von den Dichtern noch in anderer Weise metaphorisch verwendet worden. Wir haben die Reihe der Vergleichungshinsichten und Deutungsbeziehungen zwischen dem wertvollen Edelstein und den Dingen und Vorgängen des menschlichen Lebens noch lange nicht erschöpft. Man begegnet auch geschmacklosen Bildern, und jeder Dichter wird sich darum immer zu prüfen haben, ob sein Gleichnis gut und passend sei. Wir erinnern an Friedrich Rückerts schöne Zeilen:

Was ist ein Sinnbild? Was der schöne Name meint:
Ein Sinn mit einem Bild aufs innigste vereint.
Ein tiefer Sinn, der in ein schönes Bild sich senkt,
Ein schönes Bild, bei dem ein tiefer Sinn sich denkt.
Schön sei das Bild und klar, tief sei der Sinn und wahr,
Und miteinander eins untrennbar sei das Paar.

Und an die weiteren:

Wann ist ein Gleichnis gut? Wenn man so weit es führt,
Als sein Vermögen reicht, und man die Wirkung spürt.
Wenn es zu früh stehn bleibt, erscheint es schwach und zahm.
Und wenn zu weit man's treibt, wird es bekanntlich lahm!
Die Näh' zerstört den Schein, von fern ist alles gleich,
In rechter Mitte nur ist es beziehungsreich.

(Weisheit des Brahmanen. 121. 122.)

Der Erdgeist und Mephistopheles.

Von Dr. **Gerhard Heine** in Bernburg.

Der Prolog im Himmel beginnt mit dem Lobgesang der Erzengel: in dem Anschauen der unendlichen göttlichen Harmonie in Weltall und Erdenleben empfinden sie Frieden und Seligkeit. Im Gegensatz zu ihnen sieht Mephistopheles im Erden- und Menschendasein nur Verwirrung und Unverstand; und doch, auch er erscheint unter dem Gesinde Gottes, ja dieser selbst gibt dem Menschen diesen Geist der Verneinung zum Gesellen, damit seine Tätigkeit nicht erschlaffe. So erscheint vom höchsten Gesichtspunkt aus gesehen auch das teuflische Wirken als inbegriffen in den Weltplan Gottes. So versteht sich auch die Frage des Herrn: Kennst du den Faust?, mit der er selbst des Mephistopheles Aufmerksamkeit auf diesen lenkt: Faust soll aus dem tatenlosen Grübeln heraus zu kraftvollem Handeln und tätiger Liebe erzogen werden.

Nun erscheint Faust selbst in dem ersten Monolog, der den Urfaust einleitet. Er erblickt das Zeichen des Makrokosmus, und eine Ahnung der wunderbaren unendlichen Weltharmonie, von der auch jene Erzengel singen, überkommt ihn. Aber wie Mephistopheles im Gegensatz zu jenem erhabenen Gesange der Erzengel sein Unverständnis ausspricht:

Von Sonn und Welten weiß ich nichts zu sagen,

so kann auch Faust kein lebendiges Verhältnis zu jener alles menschliche Verstehen überragenden Harmonie des Universums finden: „Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!" Und wie Mephistopheles fortfährt: „Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen", so wendet Faust seinen Blick auf das Zeichen des Erdgeistes. Dieser erscheint ihm, „der Welt- und Tatengenius", die Verkörperung aller schöpferischen irdischen Kräfte, das Symbol mächtiger vorwärts strebender Entwickelung. Faust stürzt zusammen, der Geist verschwindet und ist auf Nimmerwiedersehen aus dem Stück verschwunden. Welche Bedeutung hat er und wie ist sein Verhältnis zu Mephistopheles?

Nur in zwei Szenen des Dramas wird auf diese Erscheinung Bezug genommen. Dies geschieht einmal in der Szene, die der ältesten Fassung des Dramas angehört, „Trüber Tag. Feld". Hier sagt Faust: „Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?" Sodann in der Szene „Wald und Höhle", die der Zeit der italienischen Reise angehört und ein Ausdruck der Wiedergeburt Goethes in Italien ist:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.

— — — — — — — — — — — — — — —

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.

Es ist klar, daß in beiden Szenen eine enge Beziehung zwischen dem Erdgeist und Mephistopheles angenommen ist. So scheint das Dilemma zu entstehen, daß Mephistopheles entweder ein Bote der Hölle oder ein Gesandter jenes herrlichen Welt- und Tatengenius ist. Diese Frage hat

vielleicht am schärfsten Kuno Fischer durch eine Doppelantwort zu lösen gesucht: „Die Frage läßt sich aus dem Entwickelungsgange der Dichtung selbst mit Sicherheit entscheiden. Goethes Mephistopheles ist ein Doppelwesen, wie seine Fausttragödie eine Doppeldichtung: er vereinigt zwei heterogene Elemente, die sich zueinander verhalten, wie die beiden Dichtungen; er ist in der ersten ein irdischer, in der zweiten ein satanischer Dämon; dort steht hinter ihm der Erdgeist, hier steht ihm gegenüber der Herr; dort erfüllt er einen Auftrag, hier spielt er auf eigenen Gewinn und Verlust."

In verwandter, und doch wiederum eigenartiger Weise sucht Litzmann in seinem eben erschienenen Werke „Goethes Faust" dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Er folgert aus jenen beiden oben angeführten Szenen: „daß Goethe zur Zeit der Abfassung des Urfaust und des Monologes „Wald und Höhle" noch eine Einführung des Mephisto im Sinne hatte, nach der Faust an eine Verbindung Mephistos mit dem Erdgeist glauben konnte, womit nicht gesagt ist, daß eine solche nach jenem Plan wirklich bestehen sollte, während nach der jetzigen Gestaltung des Prologes nicht nur für den Leser und Hörer Mephisto als Diener des Erdgeistes ausgeschlossen ist, sondern auch Faust, so wie Mephisto sich ihm selbst vorgestellt hat, ihn gar nicht mehr dafür halten kann."

Diese Auffassung führt Litzmann zu der gewagten Hypothese, daß das Selbstmordmotiv des zweiten Monologes, das er dem ersten Plane zuschreibt, ursprünglich eine Brücke zu der Einführung des Satans habe bilden sollen. Dieser hätte in einer Erscheinung und mit einer Begründung, die den Glauben an einen Zusammenhang mit dem Erdgeist erwecken konnte oder mußte, sich an Faust herangemacht und diesen zu einer neuen Lebensprobe veranlaßt: diese Bewahrung vor dem Selbstmord erscheint Litzmann zugleich künstlerischer als die Wirkung der Osterbotschaft, worin er eine „tränenselige Resignation" findet.

Man sieht, zu welchen radikalen und verzweifelten Lösungen jene offenbare Schwierigkeit gedrängt hat.

Ist sie überhaupt in dieser Größe vorhanden? Und ist es notwendig, einen solchen Bruch in der Entwickelung des Dramas anzunehmen?

Es ist nicht der Fall. Ich bin zwar selbstverständlich mit jenen Forschern der gleichen Meinung, daß eine künstlerische Einheit dem Faust mangelt, daß seine Einheit vielmehr in der organischen Einheit der persönlichen Entwickelung Goethes, die sich in der Dichtung widerspiegelt, zu finden ist. Wie sich Faust aus dem genialen Stürmer und Dränger zu dem allgemeinen Typus des guten Menschen wandelt, der in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, so macht auch Mephistopheles eine

Entwickelung durch von dem Spötter und Versucher, zu dem Goethes Freund Merck Züge hat hergeben müssen, bis zu dem diabolischen Vertreter der Hölle, der in Wahrheit eine Verkörperung des bösen Prinzips ist. Aber auch der Mephistopheles des Urfaust ist schon der Teufel, und die vollständige Unzulänglichkeit, mit der Kuno Fischer in seinem sonst so hervorragenden Werke „Goethes Faust“ (2. Band S. 241 flg.) diese Anschauung zu widerlegen sucht, ist der beste Beweis dafür. So fragt sich also, ob Goethe an eine Einführung dieses Teufels durch den Erdgeist gedacht hat, und warum er etwa diesen Plan in der Folge hat fallen lassen.

Der Erdgeist steht allerdings im schroffsten Gegensatze zu Mephistopheles: jener die Verkörperung der schöpferischen Kraft und Entwickelung, dieser die Verkörperung der Zerstörung und Verneinung. Der Erdgeist gehört damit auf die Seite Gottes, sein Wirken ist Offenbarung und Verwirklichung der göttlichen Ideen und Kräfte:

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Nun würde der Gegensatz des Erdgeistes zu Mephistopheles ein vollständiger und ausschließender sein, wenn solches für das Verhältnis von Gott und Mephistopheles zutreffend wäre.

Dieses ist aber bekanntlich nach dem Prolog im Himmel nicht der Fall. Im Gegenteil. Der Geist der Verneinung und Versuchung ist ein Moment im Weltganzen, das nicht nur dem göttlichen Weltwillen keine Schranken entgegensetzt, sondern dazu dienen muß, den göttlichen Willen zu verwirklichen. Wenn Goethe einmal sagt, daß in seines Vaters Apotheke viele Rezepte seien, so könnte man mit Hinblick auf Mephistopheles sagen: „Auch Flaschen mit drei Kreuzen, auf denen venena geschrieben steht.“ Er ist: „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.“ So wird, von der göttlichen Weltperspektive aus gesehen, der Geist der Verneinung zu einem Element der Bejahung.

Freilich, diese göttliche Perspektive ist zu erhaben, als daß die Dichtung die darin liegende Idee greifbar verkörpern könnte. Nur einmal, eben im Prolog im Himmel, erscheint Mephistopheles unter dem himmlischen Gesinde; dann aber verläßt der Dichter diesen allerhöchsten Standpunkt und lädt uns ein, ihm in das Erdgetümmel und Menschengetriebe zu folgen. Hier sehen wir nun nichts mehr von jenem dienenden Verhältnis, in dem das Böse zu Gottes Willen stehen muß; hier gibt es nur den grellen Gegensatz: hier Gott, und dort der Teufel.

Davon gilt es, die Anwendung auf das Verhältnis von Mephistopheles zum Erdgeist zu machen. Der Mephistopheles des Urfaust steht zum Erdgeiste in derselben Beziehung wie der Teufel der späteren Dichtung

zu Gott. Wie uns Goethe in der neuen Dichtung nur einmal die positive Beziehung des Teufels zu Gott zeigt, so deutet er in der alten Dichtung auch nur an, daß Mephistopheles im Grunde eine fördernde Wirkung in Fausts Entwickelung haben muß. Aber auch hier ist der Gedanke gleichsam nur der Ahnung zugänglich, so daß er einen gewaltigen Hintergrund für dieses sich entwickelnde Menschenschicksal geben kann; unsere Augen, die feste künstlerische Gestalten sehen sollen, gewahren nur den Gegensatz zwischen Mephistopheles und Erdgeist, und nur in den beiden angeführten Szenen werden wir vom Dichter an jenen überragenden Standpunkt der Betrachtung gemahnt. Wenn Goethe Faust die Frage an den großen herrlichen Geist richten läßt, warum dieser ihn an den Schandgesellen geschmiedet habe, der sich am Schaden weide und am Verderben sich letze, so wissen wir diese verzweifelte Frage in dem Sinne zu beantworten, daß auch aus diesem Schaden Segen für Faust emporwachsen und auch dieses Verderben sich nicht als endgültiges erweisen wird.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Goethe schon bei dem ältesten Entwurf den Gedanken gehabt hat, Mephistopheles in Pudelgestalt einzuführen. In der oben schon angeführten Szene „Trüber Tag. Feld“ sagt Faust: „Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt . . . Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete den Verworfenen!“ Dennoch liegt der Beweis dafür nicht in der Szene des Osterspazierganges, da diese Szene nicht einmal ihrem Plane nach für die älteste Zeit in Anspruch zu nehmen ist. Noch viel weniger aber zeigt sie — wie Kuno Fischer will —, daß es der Erdgeist ist, der Mephistopheles dem Faust zuführt. Ist vielleicht auch in der Tat anzunehmen, daß Goethe anfänglich den Gedanken gehabt hat, dieses darzustellen, so hat er es doch niemals ausgeführt; und dieser Gedanke hat sich wohl um so weniger einem bestimmten einheitlichen Plane eingegliedert, als ein solcher für den ursprünglichen Faust überhaupt nicht anzunehmen ist. Im Gegenteil! Auch Kuno Fischer kommt zu dem Ergebnis, daß die früheren Zeugnisse Goethes, welche die sichersten sind, „nichts von einem solchen ersten und fortbeständigen Plane wissen“.

Geben wir nun als möglich zu, daß an eine Einführung des Mephistopheles als eines Boten des Erdgeistes gedacht war, und zwar ernsthaft, nicht wie Litzmann offen läßt: als Vorspiegelung, so fragt sich, warum dieser Gedanke nicht ausgeführt ist. Kuno Fischer begründet dies damit, daß die ursprüngliche Dichtung in diesem Punkte eine grundsätzliche Änderung erfahren habe, weil an Stelle des irdischen Dämons der Teufel getreten sei.

Für uns, denen der ursprüngliche Mephistopheles schon der Teufel ist, genügt diese Begründung nicht. Diese liegt vielmehr auf einem ganz anderen Gebiete und ergibt sich als Folgerung aus dem oben Ausgeführten.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, wie im „Prolog im Himmel“ das mächtige Bedürfnis nach einem allumfassenden Monismus auch den Teufel dem obersten Herrn unterordnet. Ein ähnlicher Monismus hat von Anfang an den Mephistopheles dem Erdgeiste unterstellt. Wie tief das Bedürfnis nach solcher Einheit dem spinozistisch gerichteten Geiste Goethes war, zeigt der tiefe Herzenston, der innig und leidenschaftlich jene beiden Szenen der alten Dichtung durchzittert, in denen der Teufel als Bote des Erdgeistes erscheint. Mit diesen beiden Szenen ist Goethe aber auch bis an die Grenze der dichterischen Darstellbarkeit gegangen, die der Gedanke haben konnte.

Denn in Wirklichkeit ist jener erhabene Monismus, der das positive und das negative Prinzip unter einen Weltplan zusammenfaßt, doch nur der Ahnung zugänglich. Im Grunde ist er ein Postulat des Bedürfnisses nach Einheit in der Weltanschauung.

Ein anderes aber ist es, solche Ahnung hegen, solche Forderung aufstellen, und ein anderes, die Einzelheiten des Lebens und der Wirklichkeit darunter zu verstehen und zu deuten. Im Getümmel und Getriebe des Lebens sieht das sterbliche Auge immer nur den Gegensatz von gut und böse, von Entwickelung und Zerstörung, von Bejahung und Verneinung.

Mephistopheles und der Erdgeist sind auch in der ursprünglichen Fassung zu gegensätzlich, um gleichsam Hand in Hand aufzutreten. Die einzige Möglichkeit, um seine monistische Idee noch weiter als in jenen ursprünglichen Szenen zur dichterischen Darstellung zu bringen, hat Goethe im „Prolog im Himmel“ verwirklicht: er hat die Szene gänzlich von der übrigen Handlung abgeschieden. Einmal nur hat er uns mit dieser Szene auf den erhabenen Standpunkt gestellt, von dem aus aller Erdenwirrwarr sich in Harmonie auflöst. Dann aber führt er uns zur Erde herab, und wir sehen nur noch Gegensätze. Unvereinbar mit dieser neuen Art der dichterischen Darstellung sind zwar jene alten Beziehungen zwischen Mephistopheles und dem Erdgeist; nicht unvereinbar sind sie aber mit der Idee wie der ursprünglichen, so auch der vorliegenden Dichtung.

Wer es versteht, daß der „Prolog im Himmel“ uns eine Beziehung des Teufels zu Gott, das Leben aber nur einen Gegensatz beider zueinander zeigt, der sollte auch verstehen, wie Mephistopheles zum Erdgeist im Gegensatz stehen und doch zu gleicher Zeit als sein Bote erscheinen kann.

Auch für unsere Frage nehmen wir das Wort Viktor Hehns in Anspruch, daß der Faust liberal ausgelegt werden soll.

Wenn ich bei dieser Entwickelung nur den ersten Teil der großen Dichtung im Auge hatte, so verlohnt wenigstens ein kurzer Blick in den zweiten Teil, auf die Stelle, wo der Monismus des Prologs in ganz neuer Form zum Ausdruck kommt. In der klassischen Walpurgisnacht werden die ehrwürdigen Sphinxe von Mephistopheles aufgefordert, ein Rätsel aufzugeben. Sie geben die Antwort, Mephistopheles solle nur sich selber aussprechen, das werde schon rätselhaft genug sein. Für den frommen Mann sei der Versucher nötig, um die Kräfte zu üben und zu stählen, so wie einer im Fechtsaal mit dem Rapier auf einen Brustharnisch zu seiner Übung losschlage. Dieser Brustharnisch, dieses „Plastron" sei der Teufel. Aber auch wenn er dem bösen Menschen zum Bösen helfe, so könne auch diese Tätigkeit schließlich nicht den Weltplan Gottes stören, sondern müsse dessen Zielen dienen.

> Versuch' einmal, dich innigst aufzulösen:
> Dem frommen Manne nötig wie dem bösen;
> Dem ein Plastron, asketisch zu rapieren,
> Kumpan dem andern, Tolles auszuführen,
> Und beides nur, um Zeus zu amüsieren.

„Der im Himmel wohnet, lachet ihrer", sagt der zweite Psalm.

Ob Erdgeist, Gott oder Zeus — Mephistopheles ist ihm untergeordnet, und diese Unterordnung ist der Ausdruck des Goetheschen Monismus.

Sprechzimmer.

1.

Zu Lessings Nathan.

II, 1, 889 ff. (Saladin): Und dann: wer gibt uns denn die glatten Steine
Beständig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Imam denn
Gespielt? —

Die Stelle ist von den Herausgebern nicht immer richtig verstanden worden. Noch Prosch in seiner Schulausgabe (Wien, Karl Graeser) S. 133 bezeichnet die Stelle als schwierig und gibt eine verfehlte Erklärung, die man dort nachlesen möge. Die Verse erklären sich einfach, wenn man sich daran erinnert, daß, da der Koran jede Nachbildung menschlicher und tierischer Gestalten verbietet, Saladin mit dem mohammedanischen Geistlichen nur mit glatten Steinen spielen durfte. Das hat auch schon Netolizka in seiner Schulausgabe (Leipzig, G. Freytag, 1895) gesehen. Allerdings würde der historische Saladin, der ein eifriger Moslem war, sich eine Abweichung von den Vorschriften des Koran nicht gestattet haben. Saladin, wie ihn uns Lessing schildert, hat aber große Ähnlichkeit mit seinem Neffen Al Kamil, welcher, wie sein Gegner

Friedrich II. der christlichen, so der mohammedanischen Geistlichkeit wegen seines Freisinns verhaßt war (vgl. O. Jäger, Weltgeschichte 2. Bd. S. 296).

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Sprachliches aus der vorlutherischen deutschen Bibel.

angehören.

Noch Luther hat „angehören" regelmäßig mit dem Akkusativ verbunden. Nach Grimms Wörterbuch trat der Dativ im 17. Jahrhundert an die Stelle und gilt jetzt allgemein. Dies wird durch Angleichung an zugehören vermittelt worden sein.

Luk. 15, 12 schreibt die vorlutherische Bibel: „Vater, gib mir den Teil des Guts, der mich angehört." Daraus machen die späteren Ausgaben von 1483 an: „der mir zugehört." Luther schrieb: „der mir gehört." Hier sind alle drei möglichen Fälle vertreten.

auswendig.

Einen seltsamen Gebrauch dieses Wortes bietet die Tepler und Freiberger Handschrift der vorlutherischen deutschen Bibel Luk. 16, 14, wo es von den Pharisäern heißt, sie seien geizig gewesen, avari.

Hier hat die Freiberger Handschrift vzwendig, die Tepler auswendig. In letzterer ist es durch ark ersetzt; arck ist auch die Wiedergabe in der gedruckten deutschen Bibel vor Zainer, der es in geitig verwandelte. Wie erklärt sich dies auswendig? Könnte es von auswinden = extorquere kommen, wie wir jetzt „entwenden" gebrauchen? Oder ist eine andere Erklärung zu suchen?

Meier, Meierschaft, Meiertum, meiern.

Welchen Reichtum die deutsche Sprache besitzt, zeigt in der vorlutherischen Bibel Luk. 15, 1ff., was wir jetzt das Gleichnis vom ungerechten Haushalter nennen. Dort hat der Herr einen „Meyer", und spricht zu ihm „gib Rede deins Maiertumbs", oder, wie es in den späteren Ausgaben heißt, „deiner Mayrschafft"; „wann jetzund magstu nit gemaiern", was in den späteren Ausgaben durch „mayr sein" ersetzt wird.

rufen.

Ob rufen mit dem Dativ oder Akkusativ verbunden werde, wird häufig gestritten; daß beide gleich gut möglich sind, dafür bietet die vorlutherische Bibel hübsche Beispiele. Da liest man Luk. 14, 12: So du machst ein inbiß oder ein abentessen, nichten wölst ruffen dem Freund oder dem Bruder noch den Mogen noch die reichen Nachbauren . . . Wann so du machst ein Wirtschafft ruff die Armen, die Kranken, die Blinden, die Lamen. Dafür hat die Tepler und Freiberger Handschrift: so ruf dar den Armen und den Kranken, den Lamen und den Blinden; in der Tepler ist aber den (das ja auch Akk. Sing. sein könnte) viermal durch die ersetzt.

Ebenso Luk. 15, 6: er rufft die Freund und die Nachbauren; in den beiden Handschriften sein Freunden und den Nachgeburen.

V. 5: sy entzampt rufft die Freundin und den Nachbaurin. Erst die späteren Ausgaben haben hier den in die verwandelt.

schlachten.

Wie wenig denken wir mehr an die ursprüngliche Bedeutung der Wörter! Wir lesen in Luthers Bibel (Luk. 15, 27): Dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet. Damit vergleiche man nun das vorlutherische: dein Vatter hat niedergeschlagen ein faistes Kalb, so kommt einem sofort zur Anschauung, wie das Schlachten in Schlagen und Niederschlagen eines Tieres besteht. Statt „und derschlachtz" in V. 23 schreiben übrigens die oberdeutschen Ausgaben „tödtet es", ebenso nachher V. 30 für „du hast im derschlagen ein faistes Kalb" „im abgetöttet". In Oberdeutschland scheint also dieser Sprachgebrauch etwas fremd gewesen zu sein.

Wirtschaft, wirtschaften.

Hübsche Belege für einen jetzt verschwundenen Gebrauch dieses Wortes bietet die vorlutherische Bibel. In ihr heißt es z. B. Luk. 14, 13: wann so du machst ein wirtschafft (für das lateinische convivium); „oder ein abentezzen" fügt die Tepler und Freiberger Handschrift erklärend hinzu. Oder im Gleichnis vom verlorenen Sohn K. 15: zu fürt ein feistes Kalb und derschlachtz, und wir essen und wirtschefften ... und sy begunden ze wirtschefften ... du gebt mir nye ein zicklin — Kitzlein setzen dafür die oberdeutschen Ausgaben — daz ich hett gewirtschefft mit meinen Freunden ... Wann es gezam ze wirtscheffen und ze freuen, oder nach den oberdeutschen Ausgaben: man müst aber wirtschafften und Freud haben. Auch vom reichen Mann heißt es (K. 16): „und wirtschefft teglich leuchtent" (splendide; später durch 'köstlich' ersetzt). Kein Wunder, daß den Deutschen Wort und Sache noch so anheimelt.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

3.

Die Sutte.

Hier, wo der zweite Pfarrer der Kirchengemeinde zum heiligen Geist heute noch offiziell als Sutten- oder Sudenprediger bezeichnet wird und als solcher alle Sonntage im Betsaal des Heiligen Geist-Spitals zu predigen hat, ist es natürlich, daß von Zeit zu Zeit die Frage auftaucht, was man unter Sutte zu verstehen habe. Eine Art offizieller Aufklärung hat Herr Archivrat Mummenhoff hier gegeben in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Krankenhauses der Stadt Nürnberg 1898. Dort heißt es S. 122: Die von Schmeller wieder aufgenommene und in der 2. Auflage des Schmellerschen Wörterbuchs von Frommann aufrechterhaltene Erklärung, welche Sutte als Krankenstube erklärt, dürfte noch als die einfachste und natürlichste anzusehen sein. Diese Ansicht stützt sich, wie gesagt, auf Schmeller, der wie Scherzius und neuerdings Lexer an einen Zusammenhang mit Su't = Sucht, Krankheit glaubt

und zur Bestätigung seiner Erklärung einen lateinischen Stiftungsbrief vom Jahre 1487, der das Heilige Geist-Spital betrifft, sowie eine Urkunde, das hiesige Elisabethenspital betreffend, anführt. In beiden Urkunden wird Sutte mit stuba infirmorum wiedergegeben. Ferner ist in der Amberger Chronik von Wiltmeister vom Jahre 1783 S. 592 zu lesen: So müssen auch die Haus- oder Sudenköchinnen die Gesund- und Sudenstuben — offenbar Gegensätze — heizen, auskehren und waschen. Kurz vorher heißt es, daß den Pfriendern (Pfründnern) in der Suden des Sankt Lorenzspitals 10 Gulden gebühren. Eine weitere Stütze erhält die Ansicht Mummenhoffs dadurch, daß bei einem Nürnberger Dichter des 16. Jahrhunderts, Michael Beham, Sutte als ein Ort erscheint, wo gepredigt wird. Freilich gibt an dieser Stelle Sutte im Sinne von Pfütze auch einen guten Sinn.

Diplomatisch gerechtfertigt ist also die Ansicht Mummenhoffs und steht deshalb weit über den Phantasien derer, die glauben, das Wort komme von der nach Süden gerichteten Kanzel oder von der angeblichen Aufschrift des Altars S. V. D. d. h. sancto Vitae dicatum, geweiht dem Sankt Veit, dem Schutzpatron gegen manche Leiden, besonders gegen Veitstanz.

Dennoch glaube ich, daß mit dieser Erklärung noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, sondern daß hier ein Fall von post hoc, ergo propter hoc vorliegt. Schon der Umstand muß stutzig machen, daß die Belege für die angenommene Bedeutung alle auf Nürnberg zurückgehen. Denn nach dem nahen Amberg und dem mit Nürnberg einst in steter Handelsbeziehung stehenden Prag, wo man ebenfalls unter Sutte die Krankenstube des Spitals verstehen soll, kann dieser Sprachgebrauch von hier aus verpflanzt worden sein. Am meisten Bedenken aber erregt, daß Sutte hier in einer anderen Bedeutung gebraucht ist, als sonst. Alle Lexikographen, natürlich auch Schmeller, kennen Sutte in der Bedeutung Suhle oder Lache und in diesem Sinne wird es heute noch im Volke gebraucht. Schon im Jahre 1741 hat Johann Leonhard Frisch in seinem deutsch-lateinischen Wörterbuch Sutte mit Kotlache, Pfuhl, lacus erklärt und dazu die kulturhistorische Bemerkung gemacht, die Lachen an den Flüssen seien in den meisten Städten am spätesten überbaut worden. Als Beispiel hiefür führt er mit einigem Zweifel das hiesige Heiliggeistspital an, das teilweise in einer morastigen Gegend liege. Herr Archivrat Mummenhoff hält es für gänzlich ausgeschlossen, daß man die Spitäler gerade in Sümpfen und Lachen, die sich am allerwenigsten für derartige Gebäude eigneten, sollte erbaut haben. Nun, das Mittelalter war in dieser Hinsicht nicht so skrupulös wie die Neuzeit; aber gewiß baute man nicht Spitäler absichtlich in sumpfige Gegenden, sondern weil eben gerade dort ein Bauplatz zur Verfügung stand. Der Platz, auf dem das hiesige Spital steht, war früher eine Wiese, die der Burggraf Friedrich IV. dem Patrizier Konrad Groß zur Stiftung des Spitals überlassen hatte, und liegt heute noch im Überschwemmungsgebiete. Wer sich an Ort und Stelle umsieht, wird finden, daß hier das Terrain gegen den Fluß zu abfällt, so daß sich das Abfallwasser aus der Nachbarschaft gesammelt

haben muß, weil der Uferrand etwas höher lag und den Abfluß hinderte. Nachdem nun einmal das Spital in der Sutte lag, vollzog sich die metonymische Gleichsetzung des Gebäudes mit dem Orte, auf dem es stand.

Dieser Sprachgebrauch, der sich beim Heiligen Geist-Spital gebildet hatte, wurde dann verallgemeinert und auch auf das hochgelegene Elisabethenspital und weiterhin auf das Amberger Spital übertragen.

Daß der sprachliche Vorgang so gewesen sein muß oder doch wenigstens so gewesen sein kann, beweist das Vorkommen des Wortes als Stadtteil in anderen Gegenden, z. B. in Bamberg unter dem früheren Karmelitenkloster Sankt Theodor, zu welchem die dortige Sutte so wenig eine Beziehung hatte, wie zum ehemaligen Benediktinerkloster Michaelsberg, dann in Ebern, Kulmbach und, wenn ich nicht irre, auch in Magdeburg, wo nirgends eine Spur auf ein Krankenhaus hinweist. Diese Stadtteile haben miteinander gemein, daß in ihnen das Abfallwasser der benachbarten höher gelegenen Stadtteile zusammenfließt und mangels eines genügenden Abflusses zeitweise stehen bleibt.

Und wie will man sich denn den häufig vorkommenden Familiennamen Suttner erklären? Schmeller stellt ihn zu sutor, aber woher soll das n kommen? Oder soll man sich die erstmaligen Träger dieses Namens als frühere Spitalinsassen oder als Nachbarn des Spitals denken? Kaum glaublich: es müssen die Bewohner der Sutte, einer sumpfigen Gegend, sein. Solche Stadtteile sind meist von kleinen Leuten bewohnt, die wenig Einnahmen und viele Kinder haben, die sich meist ohne Aufsicht auf der Straße umhertreiben. Daher sagt ein alter Bamberger Spruch:

> Wer nit g'sehn hat in der Sutten a Kind,
> Und nit g'spürt hat auf'm Domplatz an Wind,
> Und ka Grobheit kriegt hat auf'm Kaulberg,
> Der war nicht in Bamberg.

Nun, ein solcher Kindersegen weist doch wohl nicht auf ein Spital hin.

Nürnberg. **Spälter.**

4.

Ein Gedicht Lessings in J. P. Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes.

Im Jahrgang 1815 des Rheinischen Hausfreundes findet sich folgendes:[1])

Irrtum.

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reime zum besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

1) Abgedr. in Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes, zweite Abt., Leipzig, Dykſche Buchhandlung, S. 81 und Hebels Werke herausg. von O. Behaghel (Kürschners Nat.-Lit. 142. Bd.) 2. Teil S. 413, Nr. 253.

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Der Verfasser der Reime, den auch Behaghel in seinen Quellenangaben nicht genannt hat, ist kein Geringerer als Lessing. Nr. 80 der Sinngedichte in Lachmanns Ausgabe der Schriften Bd. I, S. 16 lautet:

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein!, ruft der Färber, Brill' heraus!

Es ist fraglich, ob Hebel Lessing als den Verfasser gekannt hat. Wahrscheinlich rühren die Änderungen nicht von ihm her, sondern er hat die Verse in dieser Form aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Sie sind zugleich ein Beweis dafür, wie sich beliebte Gedichte in mündlicher Überlieferung verändern.

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

Schulausgaben deutscher Klassiker.

A. Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Das Goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Crohn. Mit dem Bildnisse Grillparzers. 1904. Preis 1,60 M.

G. E. Lessings Abhandlungen über die Fabel nebst einem Anhang: Fabeltexte und Briefe, die neueste Literatur betreffend. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von L. Lütteken, Königl. Seminarlehrer. 1904. Preis 1,50 M.

Prosaschriften von Goethe. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erläutert von A. Volkmer, Königl. Seminarlehrer. 1904. Preis 1,50 M.

Ein Verlag muß sehr Verschiedenes unter seine schützenden Fittiche nehmen, verschieden nicht nur durch die Art des Stoffes, sondern ebenso sehr durch die

Form der Behandlung. So weichen denn auch diese drei Ausgaben, namentlich die beiden ersten von der dritten durch die Art und Menge dessen, was die Herausgeber bieten, sehr voneinander ab.

I. Die von Crohn bearbeitete Ausgabe der Grillparzerschen Trilogie: das Goldene Vließ enthält zunächst ein Vorwort, sodann die vom Dichter selbst geschriebene Vorrede dazu, die meines Erachtens wegfallen konnte, da sie zum Verständnis der Dichtung gar nichts beiträgt. Dann folgen ohne alle Einleitung die einzelnen Teile der Trilogie: Gastfreund, Argonauten, Medea. Man kann trotz der mehrfach erschienenen Schulausgaben zweifelhaft sein, ob die Lektüre dieses Stückes in einer Klasse recht geeignet sei. Zwar sind auch Schulausgaben der Euripideischen Medea mehrfach vorhanden, an die man sich im Unterricht anlehnen kann, zwar läßt sich infolge der Bearbeitung der Sage durch Grillparzer, der in allen drei Stücken die Unheil anrichtende Macht des Goldenen Vließes hervorhebt, ein Vergleich dieses Gegenstandes mit dem Ring der Nibelungen und dem Nibelungenhort ziehen; auch aus Ovids Metamorphosen ist die Argonautensage dem Schüler zumeist bekannt; allein man muß sich doch fragen, ob die Fülle der Zeit, die schon allein das Lesen der fast 200 Seiten umfassenden Trilogie erfordert, sodann die Erläuterungen, Vergleiche, Besprechungen des dramatischen Aufbaues und dergl. wirklich diese uns Deutschen fernliegende und abstoßende Sage lohnt.[1]) Ich halte Sappho, Des Meeres und der Liebe Wellen, König Ottokars Glück und Ende und Libussa, eine Tragödie, die so scharfe Gegensätze zwischen den Bedürfnissen einer ideal gestimmten Seele und den unerbittlichen realen Forderungen des Lebens enthält, für weit geeigneter zur unterrichtlichen Behandlung als die genannte Trilogie. (Eine hierfür geeignete Ausgabe dieser Tragödie ist erschienen in Gräsers Schulausgaben klassischer Werke von dem auch sonst um die Erklärung Grillparzerscher Dramen verdienten Dr. A. Lichtenheld, Leipzig bei Teubner.) Sieht man aber von diesen Bedenken ab, so verdient die Sorgfalt und die Liebe, mit der sich der Verfasser seiner Aufgabe gewidmet hat, alle Hochachtung. Auf den Text der Dichtung, der einige meist sprachlich erläuternde Fußnoten enthält, folgt von S. 196—220 der Anhang, leider in sehr kleinem augenverderbendem Druck. Dieser Teil der Ausgabe enthält zunächst eine lichtvolle Übersicht über Grillparzers Leben und Werke, die zu den bereits vorhandenen Verehrern des Dichters neue werben soll. Mit dem Schlußurteil, daß Gr. der erste realistische Dichter der Neuzeit sein soll, sowie damit, daß er uns von Goethe und Schiller mit Kleist über Hebbel und Ludwig zu den bedeutenden Dramatikern der Gegenwart führen soll, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Welch ein Abstand zwischen ihm und dem Dichter der Maria Magdalena und des Erbförsters und gar zwischen ihm und Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann! Sehr wertvoll sind die beiden nächsten

---

1) Richtig urteilt Rudolf v. Gottschall vom Standpunkt des modernen Dramatikers: „Auch laßt die Klytämnestren und Medeen In ihrem Grabe ruhn, die mörderischen; Sie können nimmer unsre Zeit erfrischen Mit ihres Odems moderduft'gen Wehen." — v. G.: Sonetten an die deutsche Bühne.

Abschnitte: Entstehung, Aufführung und Aufnahme der Trilogie und: Der Stoff, seine Bearbeiter und seine Behandlung durch Gr. Im Abschnitt IV schildert der Herausgeber den Aufbau der Handlung, dem sich eng Abschnitt V: Zum tragischen Gehalt anschließt. Auch hier wird man das feine Verständnis des Erklärers für dramatische Entwickelung, das tiefe Eindringen in den Geist der Dichtung anerkennen müssen. Nur kann ich vom pädagogischen Standpunkte mich mit dem 4. Abschnitt nicht ganz einverstanden erklären, insofern als der Herausgeber dem Lehrer und Schüler die dankbare Aufgabe des Herausarbeitens der dramatischen Entwickelung vorwegnimmt. Ein gedrängter Überblick über Metrisches und Sprachliches, sowie Themata zu Aufsätzen über die Trilogie und ein genaues Verzeichnis der literarischen Hilfsmittel schließen die tüchtige und interessante Schrift ab. Bemerken will ich hierzu nur, daß es statt Julius Schmidt, Charakterbilder, Leipzig 1875: Julian Schmidt heißen muß, sowie daß von einer neuen Gesamtausgabe der Werke Grillparzers von Rudolf Franz, Bibliogr. Institut bis jetzt Band 1 und 2 erschienen ist.

II. Wenn schon diese eben besprochene Ausgabe nicht ohne Bedenken für die Lektüre in einer ganzen Klasse zu gebrauchen ist, eher dem Privatstudium des einzelnen Schülers überlassen werden möchte, so gilt dies noch weit mehr von der folgenden, ebenfalls bei Ferd. Schöningh erschienenen Ausgabe: Lessing, Über die Fabel und Literaturbriefe. Der Herausgeber hat dies selbst gefühlt und daher auf dem Titelblatt angegeben: Für den Schulgebrauch und das Privatstudium. Ich möchte mein Urteil dahin abgeben, daß Lessings Abhandlungen über die Fabel samt den Fabelproben aus Äsopus, Phädrus und den neueren Fabeldichtern: La Fontaine, Lichtwer, Lessing ganz dem Privatstudium einzelner Schüler zu überlassen sind. Der Lehrer lege in der Klasse kurz die geschichtliche Entwickelung der Fabel in der Literatur dar, erörtere ihr Wesen und die von Lessing gegebene Definition[1]) und teile dann einige Proben aus dem Buche mit. Auf diese Weise, aber auch nur so, wird sich das Werk im Klassenunterrichte recht nützlich erweisen. Der Herausgeber gibt zuerst S. 1—14 eine geschichtliche Entwickelung der Fabel, in der man nur die niederländische Abfassung des Reinhart: das holländische Gedicht Reinaert des Willem de Matoc vermißt, was als Grundlage der i. J. 1498 erschienenen plattdeutschen Übersetzung des bekannten Gedichtes Reineke Vos nicht fehlen durfte. Als Text ist die kritische Ausgabe der Lessingschen Werke von R. Boxberger in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" benutzt. Von S. 15—97 folgt dann der Wortlaut der Lessingschen Abhandlungen mit Fußnoten und nach Schluß eines Abschnittes jedesmal ein Gesamturteil über diesen. Hiernach kommen die bereits erwähnten Proben.

Eher als die Abhandlungen über die Fabel eignen sich die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" für die Behandlung im Unterricht, wenn sie auch kaum die Teilnahme finden dürften, die der Laokoon und einzelne Stücke der

---

1) Kurz und klar hat hierüber neuerdings geschrieben Viktor Kiy, G. E. Lessings Leben und Werke S. 40—43. Halle 1904.

Hamburgischen Dramaturgie, insbesondere die das Wesen der Tragödie kennzeichnenden Abhandlungen über Weißes Richard den Dritten beanspruchen St. 73 ff. Der Herausgeber dieser Sammlung bespricht zunächst S. 134—38 in übersichtlicher Darstellung die Entstehung und Bedeutung der Literaturbriefe[1]), dann gibt er eine für den Literarhistoriker wertvolle, übersichtliche Gliederung der Literaturbriefe nach ihrem Inhalte, endlich folgt eine Auswahl der von Lessing selbst herrührenden Stücke von S. 141—264. Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt dieser Briefe des genaueren einzugehen. Sie sind mit Takt ausgewählt, wenn auch nicht alles für jeden Schüler passend erscheint. Besonders interessant und lesenswert auch jetzt noch in den Schulen scheinen mir die Briefe 16 und 17, wo über Gottscheds Stellung in der Literatur und dessen Bevorzugung des französischen Theaters gehandelt und im Gegensatz dazu Shakespeares Vorzüge gepriesen werden, Brief 18 und 19 handeln über Klopstock und Fischart, Brief 36 und 43 über Logaus Bedeutung, Brief 48 und 51 über die nach dem Muster des englischen „Spectator" gebildete Wochenschrift: der Nordische Aufseher. — Noch etwas sei gesagt über die Anmerkungen. Lütteken schreibt auf S. 14 des Buches „Wiedergabe lateinischer und griechischer Zitate in der Übersetzung schien im Interesse solcher Schüler geboten, die keine Kenntnis alter Sprachen besitzen". Diesen Standpunkt kann ich nicht billigen. Wer Lessings Abhandlungen über die Fabel und noch mehr, wer desselben Mannes Literaturbriefe liest, muß über ein gewisses Maß antiker literarischer und sprachlicher Bildung verfügen. Leute, die nicht wissen, wer Plato war, denen Worte wie Extrem (S. 88 und 89 d. B.), Präzision erklärt werden müssen, sind für Lessing nicht reif. Auch wer Xenophon, Vergil und Horaz waren, wird erklärt S. 143 und 149. Über Shakespeare und seine Bedeutung wird der Schüler oder Leser S. 178 in 8 Zeilen unterrichtet!! Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß die Anmerkungen überall Sorgfalt und gründliche Bildung des Bearbeiters verraten, so daß sich das Buch hauptsächlich zum Privatstudium strebsamer Schüler recht wohl eignen dürfte.

III. Wenn die eben besprochenen Schulausgaben eher zu viel als zu wenig in den Anmerkungen und Erläuterungen geben, so kann man von der folgenden: Prosaschriften von Goethe, ausgewählt und erläutert von A. Volkmer, das Gegenteil behaupten. In dieser werden gegeben Briefe von Goethe aus den Jahren 1765—1831 S. 1—46, Proben aus der Italienischen Reise S. 49—170, je zwei Aufsätze zur Kunst und Abhandlungen zu den Naturwissenschaften S. 173—194. Einleitungen und Anhänge hierzu gibt es nicht, ebensowenig Literaturnachweise. Nur ein kurzes Inhaltsverzeichnis findet sich am Ende. Dies ist um so wunderbarer, als die sonst so rührige Verlagsbuchhandlung von Schöningh es sich angelegen sein läßt, sorgfältige Arbeiter heranzuziehen. Selbst die Fußnoten sind sehr dürftig; so findet sich S. 105—114 nicht eine einzige; sie sind meist sehr kurz. Am wertvollsten ist entschieden die Auswahl

---

1) Vgl. über diese außer den größeren Werken von Danzel-Guhrauer und Erich Schmidt neuerdings Viktor Kiy a. a. O. S. 43—48.

aus der „Italienischen Reise“, indem sie nur das allgemein Interessante heraushebt, das Tagebuchartige, was nur für den Dichter selbst von Interesse war, aus dieser Reisebeschreibung ausläßt. Aber wie reichhaltig fließt doch gerade für diese Reisebeschreibung die Literatur! Ich erwähne nur in der Heinemannschen Goetheausgabe die treffliche Bearbeitung der Italienischen Reise durch Robert Weber wie die tüchtigen Werke von Otto Harnack und Otto Kaemmel. Von alledem ist nichts zu spüren in dieser Ausgabe, der wir also einen tieferen Wert nicht beilegen können.

B. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke: Nathan der Weise. Ein Drama von G. E. Lessing. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Franz Prosch.

Die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig der Anmerkungen und Erläuterungen wird in diesem Werke der Gräserschen Sammlung geboten. Was der Bearbeiter weise verschweigt, zeigt den pädagogischen Meister. Die Einleitung IV—XV unterrichtet kurz über Entstehung, Aufnahme, Stoff des Dramas und seine Behandlung durch den Dichter, über Zeit und Ort der Handlung und die Bedeutung des Stückes in der Entwickelung des Dichters. Der Anhang enthält die Übersetzung der 3. Erzählung von Boccaccios Decamerone: Lessings Quelle, gibt dann Anmerkungen zum Personenverzeichnis des Dramas, die geschichtlichen Grundlagen hinsichtlich der Personen enthaltend, worauf dann einige meist sprachlich erläuternde Anmerkungen den Schluß bilden. Über den Aufbau und die Entwickelung der dramatischen Handlung, über das Wesen und die Art der Charaktere und ihr Verhältnis zueinander sagt Prosch nichts. Dies zu erörtern, überläßt er dem Lehrer. Und wir können ein solches Verfahren nur billigen. Wünschen wir dieser Ausgabe eine gute Aufnahme bei Lehrenden und Lernenden.

Freiberg. Prof. Dr. **L. Böhme.**

Prof. Dr. Johannes Geffcken, Das griechische Drama. Aischylos, Sophokles, Euripides. Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. Gr. 8°. (VI und 113 S.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. Geh. 1,60 M.; geb. 2,20 M.

Das vorliegende Buch bildet die 1. Abteilung des 6. Bandes jenes ausgezeichneten Unterrichtswerkes „Aus deutschen Lesebüchern“, das Dichtungen in Poesie und Prosa für Schule und Haus erläutert und unter Mitwirkung namhafter Schulmänner von R. und W. Dietlein, Dr. O. Frick, Dr. H. Gaudig und Fr. Polack herausgegeben wird. Prof. Geffcken betont in dem lesenswerten Vorwort, daß bei der Abfassung seines Buches zwei Methoden, die in der Regel nicht zusammenarbeiten, vereinigt werden mußten: die rein historische Behandlungsweise und die ästhetische, und weiter führt er aus, daß das volle Verständnis eines poetischen Werkes sich notwendig auf diesen beiden Tätigkeiten aufbauen muß: die Ästhetik, von der historischen Kritik geleitet, die Kritik, von der Ästhetik durchwärmt, können nur in gemeinsamem Streben ihr Ziel er-

reichen. Dieser Gesichtspunkt ist gewiß so richtig und sachlich begründet, daß ihn jeder Lehrer, dem es darauf ankommt, seinen Schülern ein tieferes Verständnis für die Schönheiten poetischer Werke zu vermitteln, auch zu dem seinigen machen wird. So hat denn der Verfasser seine Aufgabe darin gesucht, die Kunstmittel der alten Tragödie in ihrer Entwickelung und Fortwirkung ins rechte Licht zu setzen und anderseits die Persönlichkeiten der Dichter, soweit es ging, zum geschichtlichen Bilde herauszuarbeiten. Als höchstes Ziel schwebt ihm dabei vor, ein Bild des dramatischen Lebens in Athen zu geben, indem er die einzelnen bedeutenden Werke der attischen Koryphäen möglichst nach ihrer geschichtlichen Folge, auch nach ihren Beziehungen zueinander behandelte. Der Wahrheit gemäß wird dabei von Geffcken erwähnt, daß er wiederholt, bewußt oder unbewußt, den Spuren des großen Meisters folgt, der durch seine umwälzenden, epochemachenden Forschungen gerade auf dem Gebiet des griechischen Dramas bahnbrechend gewirkt hat: U. v. Wilamowitz-Möllendorff; die Dankbarkeit, die die Kunde von der Tragödie ihm schuldet, sagt der Verfasser sehr richtig, verlangt, daß man von ihm nicht nur das wisse, was die Zeitungen über ihn sagen, sondern auch im einzelnen die Felder kenne, die sein Genius erleuchtet und erschlossen hat.

Jener verlockenden Aufgabe, die sich Geffcken, wie oben angedeutet, gestellt hat, unterzieht er sich nun mit großem Fleiße, anerkennenswerter Umsicht und äußerster Gewissenhaftigkeit. Einerseits ist es ein scharfer, alles sorgfältig abwägender, streng philologisch geschulter Verstand, anderseits ein warmes, schönheitsfreudiges, für die ewig unvergänglichen Schöpfungen der Antike sich begeisterndes Herz, die ihn bei der Abfassung seines Buches geleitet haben. Vor allem aber blicken wir überall in die Werkstatt eines ernsten Gelehrten, der nicht bloß den zu behandelnden Stoff, in diesem Falle das griechische Drama, souverän beherrscht, sondern auch in der modernen dramatischen Literatur wohl bewandert ist. Dies bezeugen namentlich die vielfach eingestreuten Hinweise auf Ibsen, Hauptmann und andere Dramatiker unserer Zeit; interessant in dieser Beziehung ist beispielsweise der Vergleich zwischen dem Todesgrauen Antigones und der Seelenstimmung der Agnes Bernauer, als diese vor dem Sprunge ins feuchte Element zurückschaudert, sowie der Vergleich mit „Hannele" und ihrer Furcht vor dem düsteren Geist mit dem Schwerte (S. 72).

Ein Kapitel, „Begriff des Klassischen" betitelt, eröffnet das Buch. Hier wird zunächst mit großem Freimut eine scharfsinnige Analyse des Begriffes Klassisch gegeben und zum Teil geradezu eine Umwertung desselben vorgenommen. Geffcken sucht dabei „die Nebel unklarer Begeisterung" zu zerstreuen und steht nicht an zu erklären, daß „mancher Sang der Odyssee unklassisch ist, wenig bedeutend gelegentlich Stücke der berühmten attischen Tragödiendichter, ja daß auch der größte Dichter Attikas, der Philosoph Platon, unbeschreibliche Längen zeigt — wie der Wilhelm Meister". Wir sollen also nicht in blinder Bewunderung einfach alles, was uns das griechische

Altertum überliefert, mit der Etikette Klassisch versehen, aber anderseits sollen wir bei unbefangener Betrachtung der Kulturgeschichte der Menschheit nie vergessen, „daß es Völker und Menschen und Epochen gegeben hat, auf denen der Blick der Gottheit segnend geruht hat, und daß eben die Gesamtheit aller dieser vielseitigen Leistungen, die Monopolisierung des hellenischen geistigen Lebens durch Athen während zweier Jahrhunderte in stetem Wechsel, bald der Tragödie, bald der Geschichtschreibung, bald der Philosophie, bald der Komödie aus dem Athen dieser Jahrhunderte doch eine auserwählte, eine klassische Stadt macht“. In diesem Sinne preist ja auch Thukydides sein Athen (vgl. II, 41: *λέγω τὴν πᾶσαν πόλιν τῆς Ἑλλάδος παίδευσιν εἶναι*) und andere nennen die Stadt *πάντων τῶν ἀνθρώπων παιδευτήριον*, *πρυτανεῖον τῆς σοφίας*, *ἑστία τῆς Ἑλλάδος*; und wahrlich die Stadt war in geistiger Beziehung nicht nur für Griechenland, sondern für die ganze Welt vorbildlich, d. h. eben klassisch.

Diesem ersten interessanten Kapitel reihen sich nun folgende an:

II. Die Entstehung der attischen Tragödie.
III. Schauplatz des Theaters. Technisches.
IV. Das ältere athenische Drama. Phrynichos, Aischylos (erstes Auftreten des Sophokles).
V. Das klassische athenische Drama.
  1. Die Orestie. — Aischylos' Ausgang.
  2. Sophokles. Leben und Wesen.
    A. Antigone.
    B. Aias.
  3. Euripides. Sein Leben und seine Persönlichkeit.
    A. Alkestis.
    B. Medea.
    C. Hippolytos.
  4. Sophokles' Ödipus.
  5. Euripides' und Sophokles' fernere Tätigkeit und ihr Ausgang.
VI. Die Nachwirkung der attischen Tragödie.

Da es nicht möglich ist, alle diese reichhaltigen Abschnitte eingehend zu würdigen, möge es genügen, festzustellen, daß wir in den Hauptpunkten durchaus mit dem geschätzten Verfasser übereinstimmen. Eine besonders liebevolle Studie widmet er mit Recht der herrlichsten, reifsten Frucht der attischen dramatischen Poesie, jener Tragödie, die die Zeitgenossen zu einer derartigen Begeisterung hinriß, daß sie den Dichter zum Strategen im Samischen Kriege ernannten: der Antigone. Nachdem die Sage kurz skizziert worden ist, gibt Geffcken eine eingehende Entwickelung der ganzen lichtvollen Disposition des Stückes, erläutert seinen Aufbau und seine Technik, wobei er mit Recht die beiden retardierenden Momente, eingeführt durch das Auftreten des Haimon und des Teiresias, als besonders wirkungsvoll hinstellt, und beleuchtet dann nachdrücklich den Charakter der Hauptheldin. Dabei muß er sich natürlich auch mit der berühmten Stelle auseinandersetzen, die, seit alter Zeit eine crux der

Philologen, immer und immer wieder die Freunde der edelsten Frauengestalt der antiken Poesie mit Befremden erfüllt hat; es ist jene Überlegung, die die Heldin an der Schwelle des Todes anstellt, warum ihr die Sorge für den Leichnam des Bruders so viel wichtiger sei, als wenn es sich etwa um ein eigenes Kind, um einen Gatten handelte. Diese Stelle hat, wie der Verfasser richtig darlegt, schon früh die Geister stutzig gemacht, ja sie stieß Goethe so heftig ab, daß er gegen Eckermann die Hoffnung äußerte, ein tüchtiger Philologe möge sie mit überzeugenden Gründen aus der Welt schaffen. Und in der Tat ist seitdem eine Flut von Abhandlungen erschienen, die die betreffenden Verse als eine im Anschluß an die bekannte Herodot-Stelle (III, 119) entstandene Interpolation zu erweisen sich bemühten. Geffcken steht nun auf der Seite derjenigen, die jene Worte im Munde der Antigone als echt sophokleisch ansehen. Was seine Beweisführung anlangt, so geben wir ihm ohne weiteres darin recht, wenn er sagt: „Wir kennen das antike, d. h. das griechische Herz noch viel zu wenig, um zu sagen, welche Gefühle damals möglich waren und welche nicht", und einige Zeilen weiter: „Der antike Mensch ist ein so eigentümliches Gemisch von Gemüt und klarster, kühlster Überlegung, von erhabenen Empfindungen und Freude an Pointen, daß wir erst noch sehr viel mehr Beobachtungsmaterial sammeln müßten, ehe wir eine solche Stelle für absurd erklären" (S. 73/74). Gewiß, wir Menschen des 20. Jahrhunderts dürfen in unendlich vielen Punkten, an zahlreichen Stellen antiker Literaturwerke nicht unsere modernen Empfindungen sprechen lassen, aber Antigones Argumentation, die Geffcken selbst für ein fühlendes Weib ganz richtig als „sehr akademisch" bezeichnet, widerspricht doch völlig der ganzen bisherigen Charakterentwickelung der Heldin durch den Dichter. Dazu kommt, wie von anderer Seite auch schon richtig hervorgehoben worden ist, daß an jener Herodot-Stelle das Weib des Intaphernes „mit Wirklichkeiten rechne, während für Antigone das Räsonnement ein ganz künstliches sei". Jedenfalls hat uns Geffcken trotz alles aufgebotenen Scharfsinnes nicht von der Echtheit der betreffenden Antigone-Verse überzeugt.

Das letzte Kapitel schildert in schöner, liebevoller Darstellung „die Nachwirkung der attischen Tragödie"; hier wird mit Recht betont, daß, wie es über den „Hamlet" eine immerfort wachsende Literatur gibt, wie über Ibsens „Nora" eine ganze Schar moderner Seelenkündiger sich ereifert, dieselbe liebevolle Teilnahme auch die Antike von uns heische. „Das Altertum soll uns kein kaltes Dogma sein, sondern zur warmen inneren Erfahrung werden. Diese aber erwirbt man nur durch Hingebung, die oft zu einem Ringen des Geistes mit dem Geiste wird. So wird freilich die Gemeinde, die von antiken Menschen, ihrem Fühlen und Denken etwas hören will, sich mehr nach Qualität als nach Quantität charakterisieren. Das ist aber noch nie für eine Gemeinde ein Schaden gewesen." Mit diesen trefflichen, jedem wahren Freund der unsterblichen, ewig jungen Kunst der Alten aus dem Herzen gesprochenen Worten schließen die feinsinnigen, gehaltvollen, zum eigenen Nachdenken anregenden

Ausführungen Geffckens, die jedem Gebildeten, insbesondere auch dem Lehrer des Deutschen, eine hochwillkommene Lektüre darbieten werden.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Ingeborg v. d. Lippe-Konow, Aus der Kinderzeit. Erzählungen. Autorisierte Übersetzung von Melanie v. Wolframsdorff-Baars. Mit Buchschmuck von A. Weßner. Halle a. S., Verlag der Gebauer-Schwetkeschen Buchhandlung, 1903. 8°. 1 M.

Die norwegische Verfasserin schildert in den vorliegenden Erzählungen das uns Deutschen so wohlgefällige nordische Wesen in seiner ganzen Eigenart, so daß sie in ihren Schilderungen die beiden Haupterscheinungen desselben, Einfachheit und feinen Witz, zugleich berücksichtigt und so eine namentlich jungen Mädchen sehr angenehme Lektüre bietet.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

A. Furtwängler und H. L. Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Im Auftrage des Königl. Bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. Handausgabe. Zweite vermehrte Auflage mit 101 Abbildungen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1904. Gr. 8° VIII, 183 S. In geschmackvollem Leineneinband M. 4,50.

Mit Freuden begrüßen wir die vorliegende zweite Auflage der „Handausgabe"!

Man erinnere sich, daß die große, die Schulausgabe der „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur", fünfzig Bildertafeln (Größe 64:48 cm) in fünf Lieferungen zu je 20 Mark enthaltend, 1895—1898 erschien und in dieser Zeitschrift[1]) vom Unterzeichneten eingehend gewürdigt sowie in ihrer Verwendung im Unterricht besprochen wurde. Damals lagen erst drei Lieferungen mit dreißig Tafeln des herrlichen Werkes vor; die übrigen zwanzig folgten, und alsbald nach Vollendung des Ganzen schloß sich ihm im Sommer 1898 die Handausgabe in gr. 8° XI, 179 S. an; von dieser Handausgabe ist nun im Sommer 1904 die zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen.

In die Zeit zwischen diese beiden Auflagen fallen die plötzlich leidenschaftlich verfolgten neuen Bestrebungen um die Erziehung zur Kunst und die zwei ersten „Kunsterziehungstage" zu Dresden und Weimar, deren erster sich mit der bildenden Kunst beschäftigte, während der zweite der Dichtung gewidmet war.

Die Frage, ob die Kunsterziehungstage im Sinne der früher von uns vertretenen Bestrebungen wirkten, bez. wie sie sich dazu stellten, ist nicht abzuweisen und soll hier kurz beantwortet werden.

Daß die Kunsterziehungstage völlig Neues angebahnt haben, wird niemand behaupten, der die Entwickelung unseres Schulwesens in den letzten zwanzig

1) Jahrgang XI,9 = 1897 S. 545—591.

Jahren verfolgt hat. Was insbesondere die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" betrifft, so ist sie für eine lebensvolle Behandlung der deutschen Dichtung im Unterricht von jeher eingetreten. Hatte sie doch den Namen Rudolf Hildebrands auf ihre Fahne geschrieben, jenes Mannes, der schon vor nun fast zwei Menschenaltern als Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig nicht nur den Lebens- sondern auch den Kunstgehalt jeder Dichtung voll auszuschöpfen und seinen Schülern faßbar zu machen suchte, der fern von jeglicher Schablone und totem Regelkram vom Leben ausging und für das Leben arbeitete, dabei aber die höchsten künstlerischen und sittlichen Gesichtspunkte bei der Auffassung einer Dichtung nie außer acht ließ. In diesem Sinne wirkte die 1887 von Otto Lyon begründete „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", in der sich die langjährige stille, dieses Gebiet behandelnde Arbeit der deutschen Schule gleichsam abspiegelte. Der Kunsterziehungstag zu Weimar hätte da also an Vorhandenes anknüpfen können, anstatt für sich von neuem anzufangen.

Auch auf dem Gebiete der Erziehung zur bildenden Kunst im Unterrichte lagen seit Jahren ernste Arbeiten und Bestrebungen vor, an denen die Zeitschrift für den deutschen Unterricht ebenfalls nicht achtlos vorüberging.[1]) Die Fragen: Was bezweckt die Benutzung von Kunstwerken im deutschen Unterricht? — und: Welche Wege sind einzuschlagen, um das Verständnis solcher Kunstwerke beim Schüler anzubahnen? waren dabei eingehend erörtert und als Zweck der Kunstbetrachtung ein doppelter hingestellt worden[2]): „Zunächst ein rein schulmäßiger: Das Verständnis eines im Unterricht vorgetragenen und besprochenen Gegenstandes durch die Anschauung sachlich zu fördern." ... „Aber unmerklich und wie von selbst taucht hinter diesem nächsten, völlig praktisch-schulmäßigen Ziel ein zweites, höheres auf: durch lebendiges Anschauen, durch das Lesen an und aus dem Kunstwerk lernt der Schüler allmählich auch die Formensprache der Kunst, z. B. der plastischen, verstehen. Durch stete Übung werden Auge und Sinn geschult ... So erwacht mit der Zeit im Schüler wie von selbst die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu verstehen, es erwacht in ihm Sinn für Linie, Komposition, Licht und Schatten, Ausdruck des Gesichts, der Bewegung und Gebärde, Harmonie — kurz, es wird ihm Sinn und Auge geöffnet, nicht nur für die Schönheit der Kunst, sondern auch nicht minder der Natur und des Menschen; denn sie alle wird er künftig mit anderen Blicken ansehen."

Der Kunsterziehungstag zu Dresden, anstatt an derartige vorhandene Bemühungen anzuknüpfen, schlug ganz andere Wege ein; er wollte von einer „schulgemäßen Behandlung" der Kunst überhaupt nichts wissen und das Verhältnis zwischen Schule und Kunst umkehren. „Man konnte — sagt Otto

---

1) Z. B. die Aufsätze von Konrad Lange „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" (1892), von Rudolf Menge und anderen, die wir doch über den „Kunsterziehungstagen" ja nicht vergessen wollen. Man vergl. Sahr, „Das Bild im deutschen Unterricht" in dieser Zeitschrift VII (1893), 651—669 und desselben Verfassers „Griechische und römische Skulptur im deutschen Unterricht" ebenda XI (1897), 545—591, bes. den letzteren Aufsatz S. 545—550.

2) Vgl. XI, 551 ff.

Lyon in seinem Aufsatze „Der zweite deutsche Kunsterziehungstag in Weimar"[1]), in dem er den Grundirrtum nachweist, von dem man ausging — man konnte schon beim ersten Kunsterziehungstage bemerken, daß Künstler und Kunstgelehrte und auch einige in deren Gefolgschaft wandelnde Lehrer die Kunst als das Höhere und die Erziehung als das Niedere betrachteten. Und daher urteilte man mit hoher Miene über die Schule ab und verlangte ohne weiteres, die Schulmänner sollten von den Künstlern nicht nur die Vorschriften über die Kunst, sondern auch über die Erziehung in untertänigster Devotion entgegennehmen. Es ist aber gerade umgekehrt. Die Erziehung ist das Weitere, Umfassendere, Höhere; denn sie umfaßt alle geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte des Menschen, sie umfaßt nicht nur das individuelle, sondern auch das Gesamt-Ich; sie umschließt in der großartigsten Weise das ganze soziale, nationale, wirtschaftliche, geistige Leben eines Volkes und zuletzt der Menschheit. Und darum hat die Kunst der Erziehung zu dienen und nicht die Erziehung der Kunst."

War so die Grundauffassung des Verhältnisses zwischen Kunst und Erziehung eine ganz verschiedene, so war es auch die Nutzanwendung. Die Kunsterziehungstage wollten nur der nationalen bildenden Kunst in der Schule Raum gewähren; der Berücksichtigung der antiken Kunst waren sie nicht günstig gesinnt.

Demgegenüber halten wir an dem oben dargelegten Standpunkte fest: einmal, daß sich die Kunst in der Schule dem besonderen Zwecke der Erziehung zu unterwerfen habe, und zweitens, daß die antike Skulptur dasselbe Anrecht habe, im Unterrichte berücksichtigt zu werden, wie die übrige Kunst, so weit sie in die Schule gehört, die der Renaissance und der Neuzeit, vor allem natürlich die heimische.[2])

Was die griechische und römische Plastik anbetrifft, so rede ich hier in erster Linie von ihrer Behandlung im deutschen Unterricht, d. h. von den Anstalten, die kein Griechisch treiben, wo also die Einführung in die griechische Gedanken- und Kulturwelt dem deutschen Unterrichte zufällt. So wenig wir in diesem Fache Schiller und Goethe und den deutschen Homer entbehren können, so wenig, meine ich, auch die griechische Kunst! Ich gehe hierbei, so parador der Satz erscheint, lediglich von nationalen Gesichtspunkten aus: „Wir wollen . . . das Griechentum im deutschen Unterricht nur insoweit pflegen, als es ein wesentlicher und untrennbarer Bestandteil unserer nationalen Kultur geworden ist. Und daß es dies mit Schiller und Goethe geworden ist, wird niemand leugnen wollen. Was an Goethes und Schillers Griechentum ungesund und unnatürlich war, weil es zu weit ging und zur Verachtung des Heimischen führte, stoßen wir aus; pflegen wir dagegen das Gesunde, wodurch unserer Sprache und Anschauung

---

1) Zeitschrift XVII, 11 = 1903 S. 673—683.

2) Auf die nicht-antike Kunst hatte ich mich 1897 bezogen z. B. S. 551, 553, 556, 580, 588.

viel Edelgehalt zugeführt worden ist. In diesem Sinne also müssen wir alle durch das Griechentum hindurchgehen auf unserem Bildungsgange."[1])

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich auch die nachfolgende Besprechung der „Handausgabe" in zweiter Auflage aufgefaßt sehen.

Die Veranstaltung der „Handausgabe" seinerzeit war ein glücklicher Gedanke. Ja sie war eine Notwendigkeit und daher ein Verdienst! Die Verfasser bekennen ja auch im Vorwort zur ersten Auflage, sie erscheine „auf den einstimmigen Wunsch einer sehr großen Anzahl von Leitern und Lehrern höherer Unterrichtsanstalten in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz."[2]) Natürlich! Die Schulausgabe kann ihres Umfanges und Preises wegen nur im Besitz der Schule sein, aber als Ganzes weder in der Hand des Lehrers noch der des Schülers, die sie, sei es bei der Vorbereitung zum Unterricht, sei es bei der Wiederholung des Besprochenen brauchen. Beides war ohne die Handausgabe sehr erschwert — unmöglich war ferner ohne sie eine ruhige Vergleichung der einzelnen Kunstwerke, ein stilles Sichversenken in das Ganze, ein gründlicher Überblick über die Entwickelung der griechisch-römischen Plastik. Denn bei alledem kann man der Menge von tatsächlichen Einzelheiten nicht entraten, die die Texte bieten, noch weit weniger aber der beständigen Anschauung der Kunstwerke selbst. Erst dadurch, daß beides hier handlich und bequem beisammen und bei wundervoller Ausführung für einen äußerst niedrigen Preis zu haben ist, wurde in der „Handausgabe" ein unübertreffliches, leicht zugängliches Hilfsmittel zum Studium der antiken Plastik geschaffen, ein Hilfsmittel, das gar nicht warm genug zur Anschaffung in Schule und Haus empfohlen werden kann; auch als Geschenk, als Schulprämie usw. wird es stets ein Werk von dauerndem Werte bleiben.

So vielseitig auch die Verwendung der Handausgabe ist: für den Klassenunterricht bleibt nach wie vor die Schulausgabe unentbehrlich, schon wegen der Größe des Objekts, auf das bei der Arbeit in der Klasse die Blicke aller unbedingt gerichtet sein müssen. Über die stufenartig aufsteigende Reihenfolge der einzelnen Tafeln und die Art ihrer Benutzung verweise ich auf meinen Aufsatz von 1897[3]); was ich dort a priori ausführte, hat sich in der Praxis gut bewährt. Die Versuche, die ich seinerzeit in mittleren und oberen Klassen mit dem Bruckmannschen Bilderwerk machte, hatten recht befriedigende Erfolge. Vor allem wirkte die lebendige Anschauung der antiken Götterstatuen und Köpfe, in denen die Schüler bald lesen lernten, erfrischend und anregend; man freute sich im voraus darauf, wenn „Bilder" kamen und war gut bei der Sache. Auch zeigte sich, daß das so gewonnene innere Anschauungsbild samt den daran sich knüpfenden Vorstellungen und Gedankenreihen vom Gedächtnis recht treu festgehalten wurde. Ich kann also die Herren Fachgenossen aufs lebhafteste zur Benutzung des Werkes im Klassenunterricht er-

1) a. a. O. Zeitschrift XI (1897), 590 f.
2) 2. Aufl. S. III.
3) XI, 553—556; 575—589.

mutigen. Mitteilungen über das, was sie dabei beobachten, wären sehr erwünscht; der Austausch der Erfahrungen und eine möglichst vielseitige Aussprache ist besonders da fördernd, wo es sich, wie hier, um ein noch verhältnismäßig neues Gebiet handelt, auf dem die Versuche eine Zeitlang immer noch etwas Tastendes an sich tragen werden.

Hat die Schulausgabe mit ihren Tafeln infolge der Größe und Reproduktionsart der Bilder unbedingte Vorzüge vor der Handausgabe, so kommen dieser wieder einige recht wesentliche Vorzüge vor jener zu, die aus ihrer Natur als handliches Buch sich ergeben, so vor allem der größerer Übersichtlichkeit. Man überblickt in der Handausgabe den reichen und weitschichtigen Stoff leichter als Ganzes und findet sich in ihm weit bequemer und schneller zurecht als in dem schwer zu handhabenden Tafelwerk. Dies ist vor allem die Folge der ausgezeichneten Gliederung der Handausgabe. In ihr ist der Stoff trefflich und übersichtlich in zehn Gruppen untergebracht, denen überdies jedesmal eine kurze allgemeine Einleitung vorausgeht. Hier werden die großen, zusammenfassenden Gesichtspunkte aufgestellt, von denen aus die ganze Gruppe zu beurteilen ist; so gewinnt man für die Einordnung des einzelnen Kunstwerkes in das Ganze unschwer die richtige Stelle. Es leuchtet ein, daß sich so für den Lehrer aus dem Studium der Handausgabe zwanglos ein vorzügliches Bild von der Entwickelung und Gesamtheit der antiken Plastik ergibt. Welchen Wert dies hat, wird so recht klar, wenn man bedenkt, daß doch nicht jeder Lehrer, der Deutsch zu geben hat und seine Klasse in die griechische Götterwelt — z. B. in O III bei Lektüre des deutschen Homer — einführen soll, die unbedingt nötigen Vorkenntnisse der antiken Skulptur mitbringen kann. Ist er nun in einer großen Stadt und sucht er sich diese Vorkenntnisse durch den Besuch des Antikenkabinetts oder des Gipsmuseums zu erwerben, so wird er von der Fülle der dort gebotenen Einzelheiten unbedingt verwirrt; wer aber in einer kleineren Stadt fern von jedem Museum lebt, ist erst recht verraten und verkauft. Hier ist nun die Handausgabe ein trefflicher, absolut zuverlässiger Führer: sie gibt gleich die enge, für die Schule bestimmte Auswahl. Durch ihr Studium wird jeder Lehrer, der Lust und Liebe zur Sache hat, auch wenn ihm die antike Skulptur bisher wenig vertraut war, sich sehr bald auf dem ihm neuen Gebiete heimisch fühlen, an der Hand der Texte wird er lernen, wie die Kunstwerke zu betrachten sind und was aus ihnen zu lesen und zu holen ist. Unschwer wird er dann das so Gewonnene und Gelernte seinen Schülern vermitteln und wird bei der nach lebendiger Anschauung allzeit dürstenden Jugend, die er vor die herrlichen großen Tafeln der Schulausgabe stellt, mehr Entgegenkommen und Dank finden als bei Vorlesung der schönsten Beschreibung eines griechischen Gottes ohne Bild!

Die Gruppen in der Handausgabe sind folgende:

1. Die altertümliche Kunst: 2 Tafeln (1, 2) und 1 Textabbildung.
2. Götterbilder aus dem 5. Jh.: 8 Tafeln (3—10) und 6 Textabbildungen.
3. Andere Skulpturen des 5. Jhs: 7 Tafeln (11—17).

4. Götterbilder des 4. Jhs.: 10 Tafeln (18—27) und 3 Textabbildungen.
5. Griechische Athletenstatuen: 2 Tafeln (28, 29) und 4 Textabbildungen.
6. Grabmäler: 6 Tafeln (30—35) und 5 Textabbildungen.
7. Statuarische Gruppen: 5 Tafeln (36—40) und 3 Textabbildungen.
8. Hellenistische Kunst: 2 Tafeln (41, 42) und 1 Textabbildung.
9. Hist. Kunst der Römer: 3 Tafeln (43—45) und 3 Textabbildungen.
10. Griech. und röm. Portraits: 11 Tafeln (46—56) und 11 Textabbildungen.

Das wären im ganzen 56 Tafeln und 37 Textillustrationen mit insgesamt 101 Abbildungen: es bedeutet dies gegen die 1. Auflage der Handausgabe ein Mehr von 40 Neuaufnahmen. Unter ihnen sind 30 Bilder, die bisher überhaupt fehlten, und 10 neue Aufnahmen von bereits vorhandenen Bildern. Die 30 völlig neuen Bilder sind überwiegend Textesabbildungen (26 Nrn.) und nur zum kleinsten Teil neue Tafeln (4 Nrn.). Dies ist ganz berechtigt; denn es hat etwas Mißliches, die Tafeln, die doch mit denen der Schulausgabe übereinstimmen sollen, über letztere hinaus wesentlich zu verändern und zu vermehren. Nur in einem Falle bietet die neue Auflage etwas von der Schulausgabe völlig Abweichendes: die Ägineten-Tafel ist weggeblieben und an ihre Stelle als Tafel 2 eine altertümliche Mädchenstatue von der Akropolis getreten, da, wie Furtwängler sagt, „über die Ägineten eine Publikation des einen unterzeichneten Herausgebers im Gange ist, der hier nicht vorgegriffen werden sollte". (S. IV Vorwort.)

Die zweite völlig neue Tafel ist der Diskobol nach Myron (Nr. 28), eine sehr willkommene Ergänzung der 5. Gruppe, die in der 1. Auflage ohnehin etwas dürftig war und nur aus einer Tafel und zwei Textabbildungen bestand; jetzt zählen wir zwei Tafeln und vier Textabbildungen, das ergibt ein besseres Verhältnis dieser Gruppe zu den übrigen. Zwei weitere neue Tafeln (Nr. 34 und 35) zeigen 4 schöne Gruppen von dem herrlichen Alexandersarkophag in Konstantinopel, und 5 neue Textabbildungen mehrere Köpfe aus demselben Werke mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, sodaß die Zahl der Abbildungen dieses wunderbar gut erhaltenen Werkes im ganzen auf 11 gestiegen ist; dem standen in der 1. Auflage lediglich die beiden Gesamtansichten des Sarkophages gegenüber. Die Einzelheiten konnte man bisher nur auf den großen Tafeln der Schulausgabe studieren. Endlich sind aus der einen Bildertafel der Markussäule zu Rom zwei geworden, wodurch jede der 4 Abbildungen wesentlich größer und klarer wiedergegeben wird. Der sonstige Zuwachs an Textesabbildungen kommt hauptsächlich der letzten Gruppe zugute, den griechischen und römischen Portraits, der umfangreichsten des ganzen Buches.

Neben diesem Zuwachs verdienen auch die verbesserten Aufnahmen schon vorher abgebildeter Kunstwerke alles Lob; ich nenne von ihnen nur einige, besonders auffällige: Tafel 13 zeigt jetzt weit schöner als früher die Medusa Rondanini; den Grund gibt eine Anmerkung Furtwänglers (S. 40) an: „Ich habe, um die Rückseite der Maske zu untersuchen, dieselbe

kurze Zeit von der modernen Marmorplatte abnehmen lassen; in diesem von jener Zutat befreiten Zustande erscheint sie in der neuen Aufnahme unserer Tafel." — Die Gruppe des Menelaos mit der Leiche des Patroklos (Tafel 37) ist jetzt nach der richtigen Ergänzung im Albertinum zu Dresden reproduziert, wo das erhobene Haupt des Menelaos dem Beschauer voll zugewendet ist, während in der früheren Wiedergabe nach der Wiederholung im Palazzo Pitti in Florenz der Kopf nach rechts gesenkt erscheint. Wichtig ist endlich die Neuaufnahme der marmornen Alexanderstatue der Münchner Glyptothek (Textabb. Nr. 34 S. 163). Die Herausgeber hatten in der Schulausgabe gelegentlich berichtet[1]), mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gerade bei Aufnahme dieser Statue zu kämpfen war: um so erfreulicher ist es, daß nun eine befriedigende Wiedergabe derselben geglückt ist! Der Unterschied zur 1. Auflage (S. 159) ist ganz bedeutend: hier unvermittelt nebeneinander stehende Lichter und Schatten, die kaum die menschlichen Proportionen genügend zeigen, in der neuen Auflage eine wohl ausgeglichene Beleuchtung, die das Ebenmaß des Körpers und vor allem die schöne Krönung desselben durch das edle Haupt aufs beste erkennen läßt.

Überblickt man, was in der 2. Auflage in Hinsicht auf den bildlichen Teil an Arbeit und Verbesserungen geleistet ist, so muß man den beiden Herausgebern und der Verlagsanstalt die höchste Anerkennung zollen.

Die Illustrationen der Handausgabe sind, wie noch bemerkt sein mag, sämtlich Netzdrucke und beruhen, wie die großen phototypischen Tafeln der Schulausgabe auf Aufnahmen nach den Marmororiginalen. Die wenigen Fälle, wo nach dem Gipsabguß reproduziert werden mußte, sind von den Herausgebern gewissenhaft angegeben. Die Netzdrucke sind aber technisch so ausgezeichnet, daß sich z. B. auf der 19. Tafel, Demeter von Knidos, das feinere Korn des parischen Marmors, aus dem der wunderbar beseelte Kopf der Göttin gebildet ist, deutlich von dem gröberen Marmor abhebt, der für den Körper der Statue verwendet wurde. Um die Wirkung dieses geradezu madonnenhaft schönen Antlitzes in Marmor zu würdigen, vergleiche man nur damit die (S. 56) daneben stehende Abbildung desselben aber ergänzten Demeterkopfes nach Gips!

Mit gleicher Sorgfalt wie der bildliche Teil wurden von den Herausgebern Furtwängler und Urlichs die Texte zu den Bildern durchgearbeitet und verbessert. Sie können als Muster einer Erläuterung gelten, die sich schlicht und streng an das tatsächlich Vorliegende und wissenschaftlich Gesicherte der bildlichen und literarischen Überlieferung hält. Unter sorgsamer Beachtung der unscheinbarsten Einzelheit beginnt sie mit dem Äußeren des Kunstwerkes, seiner Überlieferung oder Auffindung, um langsam und sicher zur Deutung der Auffassung, des tiefen Sinnes und hohen Wertes der Statue oder des Kopfes emporzuschreiten. Den zahlreichen antiken Belegstellen — neuere Autoren vermeiden die Verfasser möglichst anzuführen — ist, vielfachen Wünschen

1) Vgl. meinen Aufsatz 1897 S. 570.

entsprechend, die deutsche Übersetzung beigegeben. So wird die Herrlichkeit der antiken Skulptur und ihr volles Verständnis auch den weiten Kreisen erschlossen, die des Griechischen und Lateinischen nicht mächtig sind: ein nachahmenswertes Beispiel, sich von jeglicher fachlichen Engherzigkeit frei zu halten, geben die Herausgeber damit. Nur so können die Schätze der antiken Kultur all denen zugänglich werden, die danach dürsten.

Ein näheres Eingehen auf die Texte kann ich mir im Hinblick auf meine früheren Ausführungen[1]) ersparen. Im ganzen durften die Texte die alte Gestalt behalten, wieviel im einzelnen gebessert und hinzugefügt ward, lehrte der lohnende Vergleich längerer Proben in der 1. und 2. Auflage.[2])

Zum Schluß möchte ich den verdienten Herausgebern noch einen Wunsch für die 3. Auflage ans Herz legen: die Hinzufügung eines Namen- und Sachregisters, das das schnelle Nachschlagen der Einzelheit, die man gerade sucht und braucht, möglich macht. Die Brauchbarkeit des Buches gewinnt dadurch wesentlich!

Das Erscheinen der 2. Auflage gilt mir als erfreulicher Beweis dafür, daß trotz der Übertreibungen der Kunsterziehungstage frühere gesunde Keime der Erziehung zur Kunst sich unmerklich weiter entwickelt und gekräftigt haben: das ist auch das Rechte! In Erziehungsdingen ist nur durch bedächtiges organisches Fortschreiten etwas zu erreichen — der Sturmschritt führt da nicht zum Ziele!

Jetzt, nachdem der Begeisterungsrausch der Kunsterziehungstage verflogen und wieder etwas Ernüchterung eingetreten ist, darf wohl auch die alte, stille, vorsichtige Schularbeit für eine Erziehung zur Kunst wieder auf Beachtung rechnen. Auf Beachtung und E r f o l g! Ja, ich hoffe, auf einen ganz anderen Erfolg als früher. Denn sicher ist das ein Hauptverdienst der Kunsterziehungstage, daß sie auch den Dumpfesten aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Kunst aufgerüttelt haben. Wie ein Frühlingshauch ging ihr scharfer Wind über die deutschen Lande und trug weithin köstliche Keime der Anregung.

So werden wohl auch jedem Lehrer die Augen darüber geöffnet sein, daß es in dem alten Gleise nicht weiter ging und daß das Verhältnis der Schule zur Kunst noch nicht das rechte war. Auch die Kunst muß ein v o l l b ü r t i g e r H e l f e r am Erziehungswerk sein; auch ihr gebührt daher in der Schule ein würdiger Platz neben den anderen Erziehungsmitteln. Und da ist es denn ein weiteres großes Verdienst der neuen Bewegung, daß sie Künstlern und

1) 1897 S. 572ff.

2) Der Vergleich ergab, daß die meisten kleinen Versehen und Druckfehler der 1. Auflage in der 2. beseitigt sind. Aufgefallen sind mir in der 2. Auflage nur folgende Kleinigkeiten: S. 65 Z. 11 v. u. schreibt A. F. Virgil, H. L. U. dagegen S. 113 Z. 5 v. o. und S. 114 Anm. 1 Vergil: eine Einigung über die Schreibung ist gewiß leicht zu erzielen. S. 92 Z. 20 v. u. (1. Auflage S. 96) lies acht Männer (statt sieben), wie der Augenschein und auch die Beschreibung ergibt, nämlich (S. 93) 1+5 und (S. 94) +2; S. 93 Z. 2 v. o. lies die Sima (statt Simai), wie auch 1. Auflage S. 96 steht; S. 122 Z. 11 v. o. lies Klytaimnestra (statt —mestra: Schulausgabe und 1. Auflage S. 124); S. 151 Z. 16 v. o. lies nach Christi (statt vor Christi: 1. Auflage S. 148).

Verlegern den Mut gegeben hat, eine Reihe ausgezeichneter Hilfsmittel für die Erziehung zur Kunst zu schaffen. Ihnen allen stehe die Schule offen: Raum für alle Kunst in der Schule, soweit der Erziehungsplan es gestattet — also auch Raum für die griechische und römische Skulptur!

Ich bin überzeugt, daß die nächsten Auflagen der „Handausgabe" einander schneller folgen werden, und hoffe, dem trefflichen Buche in nicht zu ferner Zeit wieder zu begegnen.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Kleine Mitteilungen.

Die „Frankfurter Zeitung" bringt in ihrer Nummer vom 11. Dezember 1904 in ihrem Literaturblatte einen vom Gymnasialoberlehrer Dr. J. C. Sprengel verfaßten Aufsatz: **„Ein Erläuterungswerk zur neueren deutschen Dichtung"**, aus dem wir folgendes wiedergeben:

„Der vorjährige Kunsterziehungstag hat sich an der Geburtsstätte unserer klassischen Literatur drei Tage lang sehr eingehend mit der Frage beschäftigt, wie die deutsche Sprache und Dichtung für die Erziehung der Jugend und damit unseres ganzen Volkes zu behandeln sei. Unter den mancherlei Verstiegenheiten, die bei dieser Gelegenheit laut wurden, fand die Anschauung Otto Ernsts breiten Widerhall, alle Erklärungen des Künstlerischen wären im Grunde vom Übel. Wie nun die Jugend und auch die erwachsene Menschheit zum reinen Genuß der Dichtung geführt werden solle, das haben die Kunstbegeisterten von Weimar freilich nicht verraten. Aber ein nicht zu übersehender Sachverständiger, der leider dort in dem schwärmerischen Taumel der Meinungen etwas allein stand, Rudolf Lehmann in Berlin, gab doch zwei nüchterne Tatsachen zur Erwägung: einmal, daß niemand der Schule die Aufgabe abnimmt, das Volk zur Kunst zu erziehen, und zum andern, daß der Genuß einer Dichtung bedingt wird durch das Verständnis. Dieses entspringt aber keineswegs von selbst aus der zwingenden Gewalt des Schönen, sonst hätte nicht im abgelaufenen Jahrhundert ein Ebers und J. Wolff solche ungeheuren Auflagen ihrer Talmiware erlebt anstatt eines Keller und Mörike, sonst würde man nicht einen Kleist und Hebbel geraume Zeit dergestalt übersehen haben und dafür in der trüben Flut des naturalistischen Dramas untergetaucht sein. Allerdings ergibt sich hieraus auch mit Notwendigkeit, daß die Schule ihre Pflicht der Geschmacksbildung gegenüber der Dichtung des 19. Jahrhunderts nicht oder wenigstens nicht genügend erfüllt hat. Es muß auch den in Weimar so überlaut gewordenen Klagen unumwunden zugestanden werden — ein so berufener Kenner wie der so früh verstorbene Stephan Waetzoldt hat dem aufs schärfste zugestimmt —, daß sie sich in der Verfolgung ihrer ästhetischen Aufgaben vielfach auf recht böse Holzwege verirrt hatte. Gegenüber der modernen Dichtung nun befindet sich die höhere Schule, um die es sich in erster Linie handelt, allerdings in einer besonders schwierigen Lage. Man fürchtet einmal, bei der knappen Zeit durch Eingehen auf die moderne Dichtung die Klassiker in ihren verbrieften Rechten ungebührlich zu verkürzen. Anderseits gingen bis in die neueste Zeit in der Wertschätzung der nachklassischen Poesie wie auch über die einzuschlagenden Wege der Behandlung die Meinungen oft recht weit auseinander. Das kam besonders auf einer rheinischen Direktorenkonferenz zum Ausdruck, die sich Mitte der neunziger Jahre mit dieser Frage beschäftigte.

Hier ist nicht der Ort, auf diese Fragen des näheren einzugehen. Es genügt festzustellen, daß sich während des letzten Jahrzehnts in der ästhetischen Würdigung der Dichtung des 19. Jahrhunderts eine wesentliche Klärung vollzogen hat. Sodann wird die Notwendigkeit, diese in die Schule einzuführen, von niemandem mehr ernstlich bestritten. Als ein vortreffliches Hilfsmittel zur Einführung in das Verständnis der neueren deutschen Dichtung ist nun das Erklärungswerk des in den Bahnen Rudolf Hildebrands

wandelnden, um die Hebung des deutschen Unterrichts auch anderweitig hochverdienten Dresdner Schulrats Otto Lyon mit Freuden zu begrüßen. (Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. Heft 1 bis 14.) Und es sei von vornherein nachdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Sammlung nicht etwa ausschließlich Schulzwecke im Auge hat, sich vielmehr ebensosehr — ja wohl in noch höherem Grade an das deutsche Haus wendet und gerade da reichen Nutzen zu stiften vermag.

Als ein guter Griff darf es bezeichnet werden, daß die Ästhetischen Erläuterungen in Einzelheften von durchschnittlich drei Druckbogen Umfang (zum Preise von 50 Pf.) gegeben werden, deren jedes in der Regel sich mit einer einzelnen abgeschlossenen Dichtung beschäftigt. Die Erläuterungen haben den Zweck, zu liebevollem Verständnis der Dichtung des 19. Jahrhunderts hinzuführen, wobei das Künstlerische im Mittelpunkt der Erklärung steht — das Künstlerische im konkreten Fall als einheitliches Kunstwerk gefaßt, aber auch wieder ebenso als Bestandteil der gesamten Kunstentwickelung wie als Lebensäußerung der sich entwickelnden künstlerischen Persönlichkeit. So sollen am Einzelfall auch die Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens sichtbar werden.

Das ist ein vortreffliches Programm, und in einer ganzen Reihe der bereits vorliegenden Hefte wird es verständig durchgeführt. Allerdings hat es im Anfang an einer wirksamen, zielbewußten Gesamtleitung des Herausgebers und einheitlichen Durchführung des Programms seitens einzelner Mitarbeiter stellenweise noch gefehlt. Einige Hefte sind zu sehr im Stofflichen stecken geblieben und lassen die wünschenswerte objektive Ruhe der Kritik vermissen. Ob es gerade angebracht war, Werke lebender Dichter, die noch in der Entwickelung stehen, wie z. B. Otto Ernst, ins Auge zu fassen, mag dahingestellt bleiben. Manche der lebenden, so Sudermann, gestatten ja schon heute ein einigermaßen abschließendes Urteil. Aber der richtige Gesichtswinkel kann da auch leicht verfehlt werden. Das zeigt sich bei dem der Lyrik Ferdinand Avenarius' gewidmeten Heft 13. Die darin vorherrschende, etwas jugendliche Begeisterung ist vielleicht nicht weniger auf Rechnung des um die Hebung des Kunstgeschmacks in Deutschland sicherlich verdienten Herausgebers des „Kunstwarts", als des lyrischen Dichters Avenarius zu setzen. In Heft 6 soll „Gustav Frenssen, der Dichter des Jörn Uhl" gezeichnet werden. Aber es bleibt bei einer etwas naiven ästhetischen Plauderei mit reichlich eingestreuten Proben. Gut gemeint, aber planlos und oft recht wenig belangreich. Von einem dichterischen Porträt, wie es der Titel verheißt, ist keine Rede. Auch die versuchte Parallele mit Sudermanns „Frau Sorge" ist in Äußerlichkeiten stecken geblieben.

Eine weit gründlichere Würdigung findet Sudermann selbst mit zweien seiner Hauptwerke durch G. Boetticher in Berlin. Die Vorzüge und Schwächen werden auf Grund sorgfältiger Analyse vorurteilslos abgewogen. In der Besprechung der „Frau Sorge" (Heft 8) sollte die Hauptschwäche des Romans, der Mangel an frei quellender Phantasie und das Vorwiegen des grübelnden Verstandes, der eine an sich treffliche Idee überspannt und förmlich zu Tode hetzt, noch deutlicher gekennzeichnet sein. Daß die Erzählung „zu den inhaltlich tiefsten und bedeutsamsten Romanen der Gegenwart gehöre", wird nicht jedermann zugeben. Recht wohl kann man sich dagegen mit dem sorgfältig abgewogenen Werturteil über die „Heimat" (Heft 14) einverstanden erklären.

Eine ganz prächtige, reife Arbeit liefert Julius Sahr in Heft 11 über K. F. Meyers „Jürg Jenatsch". Mit ebenso sicherer wie feiner Hand entwirrt er das vielfach verschlungene Gewebe der Handlung, beleuchtet zugleich das schöne Ebenmaß der Komposition und rückt die Gestalten der Dichtung in klare Beleuchtung, vorab die Entwickelung des Helden, dieses aus vulkanischer Leidenschaft und Selbstbeherrschung, aus überragender Genialität und kindlich sonniger Fröhlichkeit so seltsam gemischten Charakters.

Wilhelm Heinrich Riehl, der Begründer der kulturgeschichtlichen Novelle, wird als Dichter noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt. Geraume Zeit waren die älteren Sammlungen seiner Novellen vergriffen und kaum zu bekommen; jetzt gibt es davon bei Cotta eine siebenbändige, billige Gesamtausgabe. Theodor Matthias in Zittau —

er ist u. a. durch seine treffliche Herderausgabe bekannt und nicht zu verwechseln mit dem später zu nennenden preußischen Ministerialrat gleichen Namens, der namentlich als pädagogischer Schriftsteller auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt ist — hat schon kürzlich bei Cotta sechs Riehlsche Novellen in einer Schulausgabe vereinigt. In der Lyonschen Sammlung bespricht er (Heft 5) drei weitere Novellen, die zugleich einen Überblick über die Entwickelung des Dichters gewähren. Es geschieht in zweckmäßiger und anregender Form. Wo es sich um Kennzeichnung der Auffassung Riehls vom Wesen der Novelle handelt, hätte ich gern seine an Ludwig Richter gerichtete Widmung der „Geschichten aus alter Zeit" gelesen, in welcher der ganze helläugige, gemütvolle Riehl mit den knappen Strichen eines deutschen Holzschnittes vor unser Auge tritt.

Theodor Storm, der „deutsche Hauspoet", ist in Heft 4 mit seinem allbekannten Erstlingswerk „Immensee" und einer weiteren Novelle „Ein grünes Blatt" aus dem Jahre 1854 vertreten; er findet in Otto Ladendorf einen sachkundigen und geschmackvollen Ausleger, der neben der Analyse und Charakteristik auch auf die Kunstmittel und die tieferen Zusammenhänge des poetischen Schaffens gelegentlich hinweist.

Durch weitausholende und tiefbohrende Gründlichkeit zeichnet sich der Essay aus, den Rudolf Fürst in Prag über Meister Gottfried Kellers letztes Werk, den Erziehungsroman „Martin Salander" bietet (Heft 8). Mit klarem Überblick wird die Dichtung aus ihren literarischen, persönlichen und stofflichen Voraussetzungen abgeleitet, sodann nach ihrem Ideengehalt und in ihrer Technik geschildert. Da ist nichts zu wenig und nichts zu viel; man kann diese Erläuterungen ebensogut vor wie nach der Lektüre des Werkes lesen, und sie sind für die reife Jugend wie für anspruchsvollere Erwachsene lesbar und förderlich.

Wir kommen zu den noch ausstehenden dramatischen Werken. Grillparzers „Ahnfrau" hat Adolf Matthias eine lehrreiche und gefällige Abhandlung gewidmet (Heft 12), in der das „schöne Stück naiver Romantik", das in dieser Tragödie steckt, zu gutem Recht kommt. Es wird auf der einen Seite nachgewiesen, daß die Schicksalsidee zweifellos ein Mangel der Tragödie ist, anderseits aber auch wieder betont, wie der Dichter die Schwächen in der Verwendung des Schicksals durch echt poetische Behandlung — bis zu einem gewissen Grade, möchten wir einschalten — ausgeglichen hat. Die „Braut von Messina" aber dürfte, wie Karl Weitbrecht überzeugend nachgewiesen hat, mit den sogenannten Schicksalstragödien, also auch der „Ahnfrau", überhaupt nicht in einem Atem genannt werden.

Robert Petsch in Würzburg bespricht drei Dramen sehr verschiedenartigen Gepräges: Otto Ludwigs Makkabäertragödie (Heft 2), Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" (Heft 7) und Richard Wagners „Meistersinger" (Heft 10). Um mit den letzten zu beginnen — es handelt sich hier natürlich lediglich um eine poetische Würdigung des musikalischen Lustspiels. Gerade die aber erscheint recht wünschenswert, weil viele das Werk von der Bühne her kennen, dabei keineswegs überflüssig, weil es erfahrungsgemäß oft nicht verstanden wird. Man verkennt vielfach, daß Wagner in diesem Musikdrama dem Recht des Genies die Bedeutung der künstlerischen Tradition gegenüberstellt. Die sachlichen und auch die persönlichen Zusammenhänge der Handlung, ihre typische rein menschliche Bedeutung werden in lichtvoller Ausführung erörtert. Ohne etwas Wagnerbegeisterung geht es natürlich nicht ab: das gehört da gewissermaßen zum historischen Stil der Betrachtung. Ein in gewissem Sinne verwandtes Problem der Charakterentwickelung enthält Kleists Tragödie, deren aus gedrungenem Realismus und im besten Sinne romantischem Empfinden für die dämmerigen Tiefen der Menschenseele wundervoll zusammengesetzte Schönheit erst neuerdings besseres Verständnis findet. Ich habe schon früher neben Steigs bahnbrechenden Kleistforschungen namentlich auf Servaes' ausgezeichnete Biographie hingewiesen und möchte daran auch bei dieser Gelegenheit erinnern. Was Petsch gibt, erweist sich als eine recht erfreuliche Arbeit eigenen Standpunktes. Er entwickelt klar das dramatische Problem, das in dem Gegensatz zwischen einem starken subjektiven Eigenwillen und dem Vertreter lebendigen Staatsbewußtseins

wurzelt. In der Versöhnung dieses Gegensatzes schildert der Dichter den Ausgleich zwischen Kopf und Herz, nach dem er selbst sein ganzes Leben hindurch mit einem fast beispiellosen Kraftaufgebot gerungen, zu dem er sich freilich — wie ich im Gegensatz zu Petsch meine — zwar poetisch, doch nie völlig für sich selbst durchgerungen hat. Das die „Makkabäer" behandelnde Heft ist ganz in Form eines Durchblicks gehalten. Es setzt die Bekanntschaft mit Petschs bei Teubner erschienener Schulausgabe voraus, weshalb ich es mir hier versage, näher darauf einzugehen.

Man erkennt aus dem Vorstehenden, wie die ganze Sammlung gedacht ist, ihren möglichst weit gesteckten Umfang und die ungefähre Art der Behandlung; man hat auch bemerkt, wie verschiedenartig die vorliegenden Hefte aussehen und zu bewerten sind. Bleiben einige hinter den Erwartungen, die man auf den Namen des Herausgebers setzen durfte, zurück, so erfüllen doch die weitaus meisten vortrefflich ihre Aufgabe, der Schule wie dem Haus eine anregende, zuverlässige, bequem zugängliche und wohlfeile Führung durch die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts zu bieten. Ich wünsche deshalb dem Unternehmen einen recht gedeihlichen Fortgang."

Die Briefe des Lenoren-Dichters. Seit Adolf Strodtmann sein vierbändiges großes Sammelwerk „Briefe von und an Gottfried August Bürger" (1874) herausgab, ist jetzt gerade ein Menschenalter vergangen. In diesen dreißig Jahren sind etwa 300 weitere Briefe Bürgers ans Licht gekommen, die zum Teil gänzlich unbekannt, zum Teil nur fragmentarisch gedruckt worden sind. Manche von ihnen sind nur in Antiquariatskatalogen aufgetaucht, um dann wieder spurlos zu verschwinden. Wenn man bedenkt, wie unendlich mühsam es ist, diese neuentdeckten und in den verschiedensten und entlegensten Zeitschriften zerstreut gedruckten Bürger-Briefe zu übersehen, so muß man wohl unbedingt dem Wunsche einer Autorität, wie Professor August Sauer in Prag, beipflichten, der noch vor kurzem in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte ausdrücklich betonte: „Hoffentlich erhalten wir bald eine zweite, vervollständigte Auflage der Strodtmannschen Sammlung!" Wie wir erfahren, arbeitet ein jüngerer Forscher bereits seit längerer Zeit an dieser Neuherausgabe des Strodtmannschen Bürger-Werkes, Dr. Erich Ebstein (Göttingen, Weender-Chaussee 8), der bereits wiederholt neue Bürger-Funde in den literarischen Fachzeitschriften mit Geschmack und ausgezeichneter Sachkenntnis veröffentlicht hat. Dr. Ebstein schreibt uns: „Seit einer längeren Reihe von Jahren mit Arbeiten über Gottfried August Bürger beschäftigt, gedenke ich nunmehr, sämtliche Briefe Bürgers in einer umfassenden Publikation herauszugeben. Ich bitte daher alle öffentlichen Bibliotheken, sowie alle Sammler, mir freundlichst Mitteilung zugehen zu lassen von etwaigen in ihrem Besitz befindlichen Briefen, Gedichten oder sonstigen Handschriften von Bürger. Je reichlicher und tatkräftiger ich in meinem Unternehmen unterstützt werde, desto schneller und eher wird die Drucklegung in Angriff genommen werden können. Die mir übersandten Originale der Briefe erfolgen natürlich nach kürzester Frist unversehrt zurück, im Notfalle würde mir auch die Übersendung einer diplomatisch genauen Abschrift unter Beibehaltung der Orthographie des Briefstellers genügen." Wir möchten hinzufügen, daß es dem spürsinnigen Eifer des jungen Forschers gelingen möge, recht viel neues Briefmaterial von Bürger ans Licht zu ziehen und, etwa in einem Anhange oder chronologisch eingereiht, wie bei Strodtmann, auch die wichtigsten Briefe an Bürger, namentlich die seines originellen Verlegers Dieterich, in der neuen Publikation mit aufzunehmen. („Nat.-Ztg.")

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 2. Heft. Inhalt: Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch. Von Privatdozent Dr. Ottmar Dittrich in Leipzig. — Wielands

Cyrus. Von Oberlehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — Amerikanische Bemerkungen zu Weißenfels' Bildungswirren der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ernst Sihler in Neuyork. — Aus der Jugendzeit der Fürstenschule Grimma und dem Leben des Martin Hayneccius. Von Prof. Dr. Paul Meyer in Grimma. — Das deutsche Mädchengymnasium. Von Oberlehrer Dr. Johannes Teufer in Schöneberg-Berlin. — Ein Gespräch mit Goethe. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig.

Monatsschrift für höhere Schulen. IV. Jahrg. 3. und 4. Heft, März—April. Inhalt: Eine neue Schillerbiographie. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Erwägungen zur Verdeutschung grammatischer Kunstausdrücke. Von Direktor Dr. Koppin in Stettin. — Die Studientage in Pforta. Von Dr. F. Paulsen, Prof. an der Universität Berlin. — Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 16. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Die Aufgaben der deutschen Reifeprüfungsarbeiten an den sächsischen Realschulen von 1895 bis 1904. Von Oberlehrer Dr. Hörnig in Chemnitz. — Zur Würdigung deutscher Lesebücher. Von Dr. Konrad Wislicenus in Elberfeld.

—— 7. Heft. Inhalt: Die Zulassung der Oberrealschul-Abiturienten zum medizinischen Studium. Von Prof. Rich. Eickhoff. — Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik. Von Reallehrer J. Quandt in Leipzig.

Archiv für Kulturgeschichte. III. Band. Heft 2. Inhalt: Nachrichten über Baudenkmäler sowie Kunst- und Kuriositätenkammern in einer handschriftlichen Reisebeschreibung von 1706. Von Konservator Dr. Alfred Hagelstange in Nürnberg. — Cagliostro in Straßburg nach der Schilderung eines Augenzeugen. Von Prof. Dr. Heinr. Funck in Gernsbach.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band. Heft 2. Inhalt: Konrad Celtis' Gedichte in ihren Beziehungen zum Klassizismus und italienischen Humanismus. Von Guido Manacorda. — Zur Geschichte der Schicksalsdramendichter. Von Ludwig Geiger. — Vergleichende Studien zu Goethe: I. Zum „Ewigen Juden", II. Eine Parallele zum Faust, III. Die Laune des Verliebten und Gellert. Von Richard Maria Werner. — Ein brandenburgischer Regentenspiegel und das Fürstenideal vor dem großen Kriege. Von Karl Borinski. — Don Juan und Leontius. Von Ottokar Fischer. — Zur Datierung von Platens Aphorismen. Von Rudolf Schlösser.

Der Deutsche Schulmann. 8. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Das Problem der „künstlerischen Erziehung". Von W. Dierks in Schale i. W.

—— Heft 4. Das Problem der „künstlerischen Erziehung". Von W. Dierks in Schale i. W. (Schluß). — Die Form der Diktate. Von G. Winkler in Pirna (Elbe).

Die Deutsche Schule. IX. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: Zur Mannheimer Schulreform. Von M. Enderlin in Mannheim. — Soziale Frauenschulen. Von Prof. D. Dr. Zimmer.

—— 4. Heft. Inhalt: Zur Mannheimer Schulreform. Von M. Enderlin in Mannheim (Schluß). — Welche Hoffnungen setzt Schiller auf die ästhetische Erziehung des Menschen? Von Rektor R. Pohl in Friedland, Bz. Breslau.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 3. Vom Recht der Kunst auf die Schule. Von Tränckner.

—— Heft 4. Inhalt: Universitätsstudium der Volksschullehrer. Von Gurlitt. — Über die freien Niederschriften im Seminarunterricht. Von Wendt.

Pädagogische Studien. 26 Jahrg. 2. Heft. Ein Wort zur Simultanschulfrage. Von Prof. Dr. Thrändorf. — Herbarts Gedanken über das Verhältnis der Erziehung zum Staate. Von Dr. Hermann Popig. — Bedarf der Erzieher einer Ergänzung der philosophischen Ethik durch die christliche? Von Waldemar Baumgart.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIII. Heft 2. Inhalt:

Der gemeinsame Unterbau der höheren Schulen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Vinc. Lößl.

Der Türmer. VII. Jahrg. Heft 6. Inhalt: Herrenrecht und Gesellschaftsrecht. Von Pastor a. D. Kötschke. — Menzel †. Von Dr. Karl Storck.

—— Heft 7. Inhalt: Johann Nestroy und das Wien seiner Zeit. Von Dr. August Stern-Wien. — Der Einzige und seine Liebe. Novelle von Timm Kröger.

—— Heft 8. Inhalt: Schiller. Gedicht von F. Lienhard. — Friedrich von Schiller. Von Dr. Paul Berbeck. — Schillers Läuterung. Von J. Höffner. Schillers Charakter und Persönlichkeit. Von Karoline von Wolzogen.

Der Säemann. 1. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Fachleute und Laien. Von Alfred Lichtwark-Hamburg. — Pestalozzi unser Führer. Von Paul Natorp-Marburg.

—— 2. Heft. Inhalt: Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von Carl Götze.

—— 3. Heft. Inhalt: Amerikanische Schulen. I. Eine Volksschule in Neuyork. Von A. Pabst-Leipzig. — Vom deutschen Aufsatz. Von Otto Anthes-Lübeck. — Von neuen Wegen und Zielen der Lehrerbildung. Von M. Meyer-Hamburg.

—— 4. Heft. Inhalt: Zur Schulreform. — Soziale Gewissensfragen. Von Gertrud Bäumer. — Das Können unserer Gymnasiasten. Von Ludwig Gurlitt-Steglitz. — Wie kann in der Jugend das Verständnis für die geschichtlichen Vorgänge der Gegenwart geweckt werden. Von Bruno Gumlich-Charlottenburg.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. Heft 10 (Nr. 54—59). Inhalt: Die Willensfreiheit. Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D. — Aus den Lebenserinnerungen Rudolf von Delbrücks. (Reise nach Konstantinopel und Griechenland 1868.)

Das literarische Echo. VII. Jahrg. Nr. 12. Zweites März-Heft. Inhalt: Vom historischen Roman. Von Josef Oswald. — Zum Tode Hartlebens. Von Cäsar Flaischlen. — Historische Romane. Von Max Ewert. — Neues von Karl Henkell. Von Wilhelm Holzamer. — Barbey d'Aurevilly. Von Paul Wiegler. — Musikliteratur. Von Rudolf Louis. — Schlußreime. Von Otto Erich Hartleben.

—— Nr. 14. Zweites April-Heft. Inhalt: Drei Randglossen. Von Carl Spitteler. — Goethe-Schriften. Von Georg Witkowski. — Wilde, Wilde, Wilde. Von Max Meyerfeld. — Hochlandsromane. Von Karl Bienenstein. — Kunst und Zionismus. Von Max Osborn.

Neu erschienene Bücher.

Friedrich Hebbel, Agnes Bernauer. Herausgegeben von Dr. W. Haynel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 116 S.

Homers Odyssee und Ilias im Auszuge. In neuer Übersetzung von Dr. O. Hubatsch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 165 S.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1.—5. Teil. Leipzig, G. Freytag, 1904.

Keller-Stehle-Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. 1.—3. Teil. 2. Aufl. Bearb. von Rudolf Lippert. Leipzig, G. Freytag, 1904.

Paul Heyse, Kolberg. Erläutert von Prof. Dr. H. Gloël. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrh. 15. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 47 S.

Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant. Erläutert von Dr. O. Ladendorf. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrh. 17. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 40 S.

Dr. Wohlrabe, Schillerbüchlein. Leipzig, Dürr, 1905. 160 S.

Franz Grillparzer, Die Ahnfrau, erläutert von Dr. J. A. Kilb. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 202 S.

Theodor Körner, Zriny, erläutert von Dr. Karl Tomanetz. Leipzig, B. G. Teubner. 71 S.

Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 138 S.

Wolfram von Eschenbach, Parzival, herausgegeben von Friedrich Polack. 4. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 73 S.

Dr. Ottmar Dittrich, Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 20 S.

Dr. Richard Ausfeld, Deutsche Aufsätze für die höhere Mädchenschule. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 88 S.

Schiller, Die Räuber, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 160 S.

Prof. Dr. H. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 5. Band, 4. Abtlg., 2. verb. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 604 S.

Dr. Adolf Matthias, Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900. Berlin, Alex. Duncker, 1905. 36 S.

Dr. A. R. Prehn, Otto Borngräbers König Friedwahn. Schkeuditz, W. Schäfer, 1905. 52 S.

Johannes Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung. Leipzig, Dürr, 1905. 318 S.

Dr. Hans Hofmann, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag, 1905. 167 S.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 1. Serie: Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Prof. Richard Tieffenbach, Sophokles' Ödipus Tyrannos. Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1905. 32 S.

E. Lemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1905. 300 S.

Johannes Meyer, Zur Umgestaltung des grammatischen Unterrichts in der Volksschule. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 60 S.

Eugen Wolff, Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Jena, Herm. Costenoble, 1905. 172 S.

Prof. Dr. Ernst Müller, Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Leipzig, G. Freytag, 1905. 191 S.

Dr. Alfred Schmidt, Schiller, wie er der große deutsche Volksdichter wurde. Altenburg, Theodor Unger, 1905. 32 S.

Adolf Bär, Charlotte von Lengefeld. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1905. 39 S.

Prof. Dr. Wilh. Rein, Kirche, Staat und Schule. Berlin SW. 61, Pan-Verlag, 1905. 29 S.

K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. 3. Teil, 2. verb. Aufl. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 442 S.

Dr. O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- u. Übungsbuch. 1. Heft: Sexta. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 91 S.

Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache. 1. Teil: Sexta bis Tertia, 9. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 296 S.

Dr. Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1. Band: Für die unteren Klassen, 13. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 495 S.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil, 11. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 559 S.

Prof. Dr. Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. 7. verb. Aufl. Berlin, Georg Bondi, 1905. 188 S.

Adolf Bär, Methodisches Handbuch der deutschen Geschichte. Teil 1: Die deutsche Urzeit. Gotha, E. F. Thienemann, 1905. 223 S.

E. Schädel, Das Sprechenlernen unserer Kinder. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1905 132 S.

Edwin Wilke, Deutsche Wortkunde. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1905. 368 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Die Echtheit der Loreleisage.[1])

Von Karl Hessel in Koblenz.

I.

Die Stelle, wo der Loreleifelsen ragt, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: es ist die engste Stelle des mittleren Rheinlaufes, es ist die tiefste Stelle des Rheines (30 m), es ist die schärfste Ecke, um die der Rhein herumlenkt, es ist die Stelle, wo das Treibeis sich regelmäßig stellt, es ist eine der Schiffahrt gefährliche Stelle, teils weil die Schiffe einander nicht kommen sehen, teils weil in der Nähe Untiefen und Klippen drohen, endlich ist es die Stelle, wo mächtiger als sonstwo am Rhein das Echo von den Felsen hinüber und herüber geworfen wird. Die Lorelei selbst aber schiebt sich wie ein wildes, steiles Vorgebirge tief in den Strom hinein. Darum ist diese Stelle zu allen Zeiten den Rheinfahrern aufgefallen, und noch heute wirkt sie mit einem geheimnisvollen Schauer, zumal bei trüber Beleuchtung, und gar wenn man hier Böller löst und unheimliche Donner durch das enge Felsental rollen. Langsam fährt dann das Boot, und alle Fahrgäste stehen und schauen voll Spannung, beinahe ängstlich, zur Felshöhe hinan. Ist eine Gesellschaft beisammen, die sich kennt, oder ist Musik an Bord, dann erklingt regelmäßig die Weise: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Dieser Ort schreit förmlich nach einer Sage, die einen Erklärungsgrund des düsteren Gesamtbildes gibt, nicht das Dunkel lichtend, sondern es in eine Geisterwelt hebend, die es noch dunkler und geheimnisvoller macht. Und wie hier der Fels Sprache gewinnt und das vielfach hallende Echo unablässig auf unsere Fragen zu antworten scheint, so kann auch nur um diesen Widerhall selbst die Sage sich drehen, die wir zu hören begehren.

Schon der Name Lurelei, wie der Fels von den Umwohnern und Schiffern genannt wird, ist vielfach auf das Echo bezogen worden. Lei ist am Rhein das Wort für Fels, nicht bloß für Schiefer, und luren ist lauern. Dies Lauern deutet man gern so, daß der Fels selbst laure, aber ersetzen wir das Wort Lurelei durch Lauerlei oder Lauerfels, so ergibt sich sofort als die dem deutschen Sprachgefühl näherliegende Deutung, daß es einen

---

1) Die wichtigsten Ergebnisse der hier folgenden Untersuchung habe ich in der Kölnischen Zeitung vom 1. April 1904, Nr. 330 einem weitern Leserkreise kurz dargelegt K. H.

Fels bedeutet, wo man lauert. Auf was? Zunächst denkt man an auflauern in feindlicher Absicht. Der rheinische Antiquarius von 1744 spricht von einem kleinen Wachthaus, das unten am Felsen stehe, doch war dies zu unbedeutend und nicht so uralt, daß danach der Fels genannt sein könnte. Eher könnte man den altersgrauen, von Cohausen festgestellten Steinwall von 1 m Höhe, der noch heute auf dem Gipfel des Felsen sich hinzieht, mit dem Namen des Lauerfelsen in Verbindung bringen. Allein man lauert nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohr, und das Lauschen auf das Echo war seit uralten Zeiten nachgewiesenermaßen so gebräuchlich, das Echo überhaupt eine so auffallende und bezeichnende Eigenschaft gerade dieses Felsen, daß die Annahme naheliegt, der Berg sei so von den Schiffern und Umwohnern genannt worden, die gewohnt waren, immerwährend das Echo herauszufordern.

Aber die Sage? Wo bleibt die Sage? Im Jahre 1802 hat Brentano seinem Jugendroman „Godwi“ eine Ballade von der Lorelei eingefügt, deren Inhalt der ist: Zu Bacharach wohnte eine Maid, die der Dichter bald Lorelei, bald nur Lore nennt; diese ward der Zauberei angeklagt, weil sie alle Männer in Liebe zu sich entzündete. Der Bischof ließ sich überzeugen, daß sie durch ihren natürlichen Liebreiz dies tue; sie aber verlangte trotzdem zum Tode verurteilt zu werden, und zwar weil der, den sie liebte, sie nicht wieder liebte. Des Bischofs Spruch war, sie solle von drei Rittern in ein Kloster geführt werden. Lore fleht, man möge sie noch einmal droben vom Felsen auf das Schloß ihres Liebsten blicken lassen. Oben angelangt, sieht sie auf dem Rhein ein Schifflein, darin ihr Geliebter steht; von Verzweiflung ergriffen, stürzt sie sich in den Rhein. Der Schluß ist völlig unklar, er lautet:

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lorelei, Lorelei, Lorelei!
Als wärens meiner drei.

Ein Dreiritterstein ist heute an der Lorelei nicht mehr bekannt, der Name klingt auch zu modern-romantisch und paßt nicht in die große Reihe der Felsbenennungen in jener Gegend; es gibt z. B. Klosterley, Wirbelley, Flotzenrisser, Diebessteine, Galgenley, Weinsteinley u. a. in der Nähe der Lorelei. Die Ballade Brentanos hat lediglich den Sinn, den Namen Lorelei zu erklären. Brentano hat wohl zuerst das Wort Lure- als zusammenfallend mit dem weiblichen Namen Lore gedeutet, so daß Lorelei der Fels der Lore sein soll. Weil eine Lore sich dort hinabgestürzt hat, ward der Fels Lorelei genannt.

Wir können deutlich erkennen, wie Brentano zur Erfindung seiner Ballade gekommen ist, nämlich durch das Volkslied, das in seiner eigenen Fassung in des Knaben Wunderhorn so anhebt:

Stund ich auf hohem Berge,
Und sah wohl über den Rhein,
Ein Schifflein sah ich fahren,
Der Ritter waren drei.

Nach diesem Volkslied verlobt sich der jüngste der drei Ritter mit dem Mädchen, und weil er sein Versprechen nicht hält, geht sie ins Kloster. Den Ritter reut seine Untreue, er sucht nach der Verlorenen, und da er sie im Kloster findet, stirbt er aus Gram, und das Mädchen bestattet ihn unter Tränen. Die Ballade hat damit gemein, daß das Mädchen von mehreren geliebt wird, nur nicht von dem, den es selbst liebt, und daß sie Ruhe im Kloster finden soll. Die vierte Zeile des Volksliedes hat anscheinend Brentano dazu geführt, einen „Dreiritterstein" als Teil des Lureleifelsen oder als Klippe an seinem Fuße anzunehmen. Bei Brentano will Lore nicht ins Kloster und zieht freiwilligen Tod im Rheine vor. Des Echos hat Brentano nicht gedacht, er hätte ja so leicht sagen können, Lore habe durch ihren Gesang die Männer bestrickt. Aber freilich, wie denn die Überleitung aufs Echo finden, da seine Lore doch ein Menschenkind war, das nicht einmal zaubern konnte? Er hat auch seine, alles Wunderbaren entkleidete Geschichte nicht Sage genannt, sondern Ballade. Brentano selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er selbst die Erzählung erfunden habe, wie seine Schwägerin, die Herausgeberin seiner Werke, ausdrücklich bezeugt, ebenso noch 1862 Dr. Böhmer, der es aus Brentanos eigenem Munde hatte. Brentanos Gedicht, weder durch seinen so abgerissenen dunkeln Inhalt, noch durch eine ansprechende Weise empfohlen, ist niemals in weitere Volkskreise gedrungen.

Neun Jahre später, 1811, hat der rheinische Geschichtschreiber Niklas Vogt aus Mainz in dem von ihm herausgegebenen „Rheinischen Archiv für Geschichte und Literatur" in einer „Bildergalerie des Rheines" im ganzen 42 „Bilder" vom Rhein zusammengestellt. Darunter befindet sich folgendes „Bild":

Der Lurelei.

Unter diesen sieben Jungfrauen hebt sich senkrecht in zerbrochenen Stücken der Lurelei mit wunderbarem Echo vom dunkeln und tiefen Flusse herauf. Die Stimme des Rufenden gibt sich hier nicht, wie bei anderen Widerhallen, abgeprellt zurück. Es scheint vielmehr, als wenn der Laut aus dem Inneren der Felsen wie aus einer heiligen Halle hervorginge. Darum glaubte man auch, daß er hohl sei. Dieser Lurelei, oder vielmehr sein Echo, soll

die Stimme eines Weibes sein, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezaubert hat, nur den nicht, welchen sie selbst liebte. Sie entschloß sich daher, in ein Kloster zu gehen, wohin sie drei ihrer Liebhaber begleiteten. Da sie auf die Höhe des Felsen gekommen war, sah sie unten auf dem Rhein ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Fluß herab. Ihr folgten die Ritter in gleichem Gefühle. Man nennt daher auch den vorderen Felsen den Dreiritterstein. Er gibt dreimal den Laut wieder. (Dann kommt eine Fußnote, lautend): Siehe die Ballade davon von Clemens Brentano.

In dieser Erzählung von Vogt steckt zunächst Brentanos Ballade, nur wird bei Vogt das Weib nicht vor Gericht gestellt; die drei Ritter sind ausdrücklich als ihre Liebhaber bezeichnet, sie stürzen sich auch in den Rhein. Dieser Schluß ist wohl nur Ausdeutung des dunkeln Schlusses bei Brentano. Nun kommen aber die Punkte, worin Vogt über sein Vorbild hinausgeht. Er erwähnt zunächst die Volksmeinung, der Berg sei hohl. Daß diese Meinung im 17. Jahrhundert herrschte, ist mehrfach bezeugt, sie wird also auch zu Vogts Zeiten noch geherrscht haben. Sodann bringt Vogt diesen Umstand in Verbindung mit einem anderen Volksglauben, daß man nämlich den Widerhall für die Stimme eines Weibes halte.

Vogt will nicht den Namen des Felsen erklären, ihm heißt er eben Lurelei, nicht Lorelei, deshalb unterdrückt er auch den Namen jenes Weibes, der bei Brentano Lorelei und Lore lautet. Wohl aber gibt Vogt die volkstümliche Erklärung des Echos. Das hätte er mit einfachen Worten sagen können, allein um sein „Bild" weiter auszuschmücken, hat er es für gut befunden, die seit neun Jahren vorhandene Ballade Brentanos damit zu verquicken. Er hat dabei übersehen, daß es mit einem Echoweib unvereinbar ist, zugleich ein sterbliches Weib zu sein, die auf natürliche Weise ihren Tod gefunden hat. So wirkt seine Erklärung völlig unwahrscheinlich. Eine so großartige Naturerscheinung, wie das vielfache Echo, kann man sich unmöglich als Stimme eines Toten denken. Ist es eine Verwandlung oder ist es ein Spuk? Ist es Strafe? Ist es die Klage der Seele, die ihre Ruhe nicht finden kann? Ist es ein Stück von alledem? Vogt versucht nicht einmal, hier eine Überleitung zu finden.

Sechs Jahre später, 1817, hat Vogt seine „Rheinischen Geschichten und Sagen" herausgegeben, wo er in Band 3, S. 159 auch die Lurlei bespricht und dabei von dem dreifachen Echo daselbst einfach sagt, es sei kein Wunder, wenn der romantische Geist der Rheinbewohner den Ton als ein Zauberwerk betrachte und für die Stimme einer schönen Zauberin halte. Eine Sage, in der Art, wie die 1811 von ihm berichtete, bringt er nicht. Offenbar hat nun nach dieser Notiz bei Vogt im Jahre 1821 Graf Löben

eine „Romanze“ gedichtet, Lorelei überschrieben, worin er aus Brentano den Namen Lorelei übernimmt, die Bezeichnung „Zauberfräulein“ aus Vogt, außerdem aus Vogt den viel wichtigeren Umstand, daß das Echo die Stimme dieses Weibes sei, und zwar eine ins Verderben lockende Stimme. Nur der Schluß seiner „Romanze“ ist unklar:

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl.

Er will also dem Anscheine nach die hoch oben auf dem Berg sitzende Jungfrau als eine Wasserfrau angesehen haben, während doch das Wasser der Nixen Element ist, nicht die reine Himmelsluft auf der Bergeshöhe.

Um diese Zeit hat auch Eichendorff sich an dem Stoffe versucht. Bei ihm schaut ein Wanderer die stolz den Wald durchreitende Lore und bietet ihr seine Liebe an, da erwidert sie, ihr Schloß stehe oben auf dem Felsen, er aber werde nimmermehr aus diesem Walde kommen. Hier ist also Lorelei ein „wildes Weib“, eine Waldfrau, deren Anblick todbringend ist.

Wenig später, 1823, hat Heine seine Lorelei gedichtet. Auch er kannte die Darstellungen seiner Vorgänger, auch er hat wie Graf Löben von Brentano den Namen Lorelei genommen, hat jedoch die Sachlage völlig geklärt, dadurch, daß er jede Andeutung fernhielt, als sei unter der Lorelei ein Wasserfräulein zu denken. Nixen umschwimmen wohl einen Kahn und locken zu sich in die Tiefe, wie Moritz v. Schwind das so schön gemalt hat, aber zu Heines Lorelei schaut der Schiffer hinauf in die Höh’ und läßt sich durch Nichtachten auf sein Fahrzeug in den Strudel locken.

Man darf sich die Verbreitung von Heines Lorelei nicht als zu schnell denken. Als 1835 der Düsseldorfer Maler Begas sein Gemälde „Lorelei“ schuf, genau nach Heine, da erregte dies Bild große Bewunderung. In einer begeisterten Besprechung in den rheinischen Provinzialblättern von Nöggerath wird gesagt: Es gibt ein Gedicht von Heine, das so lautet — und nun wird das ganze Gedicht abgedruckt — und hinzugefügt, ganz so habe Begas die Lorelei dargestellt.

Mittlerweile eroberte sich aber doch Heines Lied mit der schwermütigen Weise von Silcher die Herzen, so daß durch dies eine Lied die Loreleisage die bekannteste und gefeiertste Rheinsage von allen geworden ist und es geblieben ist bis auf diesen Tag. Darum empfand man es geradezu als eine Art Entweihung, als eines Tages die Behauptung auftrat, die Loreleisage sei überhaupt keine Sage, sondern eine Erfindung Heines. Also wieder ein Blatt aus Heines Dichterkranze gerissen! so dachte man. Man ging weiter und bewies, Heine habe nur in die Weise eingestimmt, die

Brentano angeschlagen hätte. Es entwickelte sich nach und nach eine ganze Loreleiliteratur, als deren Ergebnis festgestellt wurde, die Loreleisage sei unecht. Hocker, Düntzer, Menzel, Alexander Kaufmann und viele andere ergriffen das Wort. Zwar Düntzer glaubte an die Möglichkeit, Brentano könne auf seinen Streifereien am Rheine eine seiner Ballade ähnliche Sage gehört haben; auch Simrock sagte kühn, die Sage, wie sie Brentano darstelle, könne leichtlich jahrhundertelang im Mund der Schiffer gewesen sein. So zu lesen in Simrocks malerischem und romantischem Rheinland. Auch Menzel versuchte die Sage zu retten, aber so ungeschickt, daß er z. B. behauptete, „Lore" sei eine in Schwanengestalt zum Wasser kommende Walküre, was ihm aber niemand glauben wollte. Doch mehr und mehr entschied man sich für die Unechtheit, so daß Alexander Kaufmann das Ergebnis der Untersuchungen dahin zusammenfassen konnte: „Daß die Lorelei ein poetisches Erzeugnis Brentanos, ist wohl mit vollster Gewißheit anzunehmen."

Wie harmlos und unbesehen dies Ergebnis, Brentano habe die Loreleisage erfunden, als Gewißheit hingenommen wurde, und welche Trugschlüsse man daran knüpfte, möge folgendes Zitat aus Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung, Band 5, Seite 621, zeigen. Es heißt daselbst wörtlich: „Die rein lokale Personifikation des Echos zu einer Zauberin, die auf dem Felsen ihr Wesen treibt und durch süße Gesänge den Vorüberfahrenden ins Verderben, d. h. in den Strudel lockt, wenn sie auch in ihrer Ausschmückung erst von Brentano um 1800 erfunden ist (!)" usw. Hätte, wer diese Zeilen schrieb, Brentanos Ballade gelesen, so hätte er sofort erkannt, daß Brentano von all dem kein Wort gesagt hat. Auch ein so gefeierter Forscher wie Hermann Hüffer in Bonn, sagt in den Annalen f. d. Niederrhein, Band 56, in Alexander Kaufmanns Nekrolog: „Die bekanntlich von Clemens Brentano erfundene Sage von der Lorelei ... alles, was bis in die neueste Zeit von Berufenen und Unberufenen darüber geschrieben wurde, hat, ich könnte mich dafür auf das Urteil eines der ausgezeichnetsten Fachmänner berufen, den Ausführungen Kaufmanns nichts Wesentliches hinzuzusetzen oder entgegenzustellen vermocht."

Kaufmann sagt weiterhin, viele ältere Schriftsteller hätten sich eingehend über das Echo an der Lorelei geäußert, „von der Sage jedoch redet niemand!" fügt er hinzu. Vogt erst habe die Sage an das Echo geknüpft, Heine habe dann der Erdentochter des Brentano den Charakter der mittelalterlichen Wasserfrau gegeben. In der Sagensammlung der Brüder Grimm fehle die Loreleisage, und zwar mit allem Recht.

Ja, aber von welcher Sage will man denn, daß die älteren Schriftsteller reden sollen? Über diesen allerwichtigsten Punkt sind

wunderbarerweise alle bisherigen Forscher sich völlig unklar geblieben. Sie sprechen stets von der Loreleisage, aber jeder versteht unter der Loreleisage etwas anderes. Die meisten halten sich hartnäckig an die von Brentano erzählte Geschichte. Andere ziehen auch Niklas Vogt heran. Aber daß bei Vogt die Sage in zwei gar nicht zusammengehörende Bestandteile auseinandergeht, das hat keiner beachtet. Vogt gibt erstlich die Ballade Brentanos und lose daran angereiht die Echosage. Hier mußte man streng sondern, hat es aber nicht getan. Brentanos Lorelei gibt sich dem unbefangenen Blick, wie wir sehen, sofort als erfundene Geschichte, und er hat das ja auch selbst wiederholt gesagt; das ist so klar, daß man darüber gar keine Worte mehr verlieren sollte. Scheidet man also, wie billig, Brentanos Ballade aus, so bleibt die Echosage übrig.

Und was sagen über diese Echosage die älteren Schriftsteller? so fragen wir jetzt. Die Antwort ist überraschend und, denke ich, überzeugend.

II.

Die älteren Schriftsteller sagen nämlich über die Echosage der Lorelei folgendes:

Freher in seinem lateinisch abgefaßten Buche „Origines Palatinae", zu Heidelberg 1612 erschienen, in dritter Auflage 1686, widmet dem Rhein, soweit er pfälzisches Gebiet durchfließt, im zweiten Teil seines Werkes, in Kapitel 18, eine Betrachtung, worin er auf etwa sechs Seiten vom Rheinwein erzählt, von der Stadt Bacharach, dem Salmenfang, den Rheinfischen und dem „Lurlenberg", der nachher bei ihm in einer deutschen Randglosse „Der Lurelei" heißt. Von allen Rheinbergen ist überhaupt einzig und allein der Lurleifels von ihm mit Namen genannt. Der Beschreibung dieses Berges widmet er fast anderthalb Seiten. Er beginnt mit Anführung einer Stelle aus Marner, der sage:

> Stad uf stad abe in wechset win,
> In dienet ouch des Rines grunt.
> Der Ymelunge hort lit in dem Lurlenberg in bi.

(Flußauf, flußab wächst ihnen Wein; ihnen dient auch des Rheines Grund: der Ymelungen Hort liegt bei ihnen in dem Lurlenberg.)[1] Freher sagt

[1] Beiläufig sei bemerkt, daß die Stelle bei Marner den Zusammenhang hat, daß er den Rheinbewohnern ihren Reichtum vorwirft, sie nutzten den Wein und die Goldschätze auf seinem Grund. Letzteres kann sich also nur auf die im Mittelalter so blühende Goldwäscherei am Oberrhein beziehen. Das Rheingold galt eben als der in dieser Form langsam zutage tretende Nibelungenhort. Simrock hat durch sorgfältige Untersuchung der Handschrift festgestellt, daß da steht „Burlenberg", ein bei Breisach liegender Berg, wo gerade die Goldwäscherei besonders in Betrieb war. Am Mittelrhein und bei der Lorelei ist niemals Gold gewaschen worden.

dann, er wisse nicht, woher der Name Lurelei komme, aber das weiß ich, so fährt er fort, „daß mitten unter den Bergen, die auf dem rechten Ufer etwas unterhalb von Wesel liegen, einige sind, wo das Echo durch neckische Rufe der Schiffer und Reisenden geweckt zu werden pflegt; früher hat man geglaubt, es hausten dort in den Lurleibergen Pane, Waldgötter und Bergfrauen (Panas, Sylvanos, Oreadas ibi habitare olim putarunt); das Echo wiederholt nicht bloß Töne und Rufe aufs deutlichste, sondern gibt sie vielfach zurück. Jenes bewundernswerte Echo — sagt Freher weiterhin — in den „montibus Lurleianis“ mag wohl zu den Hauptzierden und Wundern des Rheines gezählt werden."

Daß Freher berichtet, nach dem alten Volksglauben sollten in den Lurleibergen Waldgötter und Bergfrauen hausen, ist von Alexander Kaufmann auch vermerkt worden, doch hält er es für nicht beachtenswert, weil der Ausdruck zu allgemein und unbestimmt gehalten sei. Wir aber halten trotzdem diese Stelle für hochwichtig, denn sie ist der urkundliche Beleg, daß die Volksmeinung, von der Vogt 1811 spricht, auch 1612 und früher geherrscht hat.

Aus den Dämonen und Teufeln, die bei Cäsarius von Heisterbach so vielfach vorkommen, macht Alexander Kaufmann nach Bedarf altgermanische Götter, Kobolde, Lichtalben und ähnliche Wesen, und zwar mit Recht. Und doch sind die Ausdrücke Dämonen und Teufel auch allgemein und unbestimmt. Entsprechend dem Zeitalter sind nun in einem gelehrten, lateinisch geschriebenen Werke des 17. Jahrhunderts ganz selbstverständlich die übermenschlichen Wesen des Volksglaubens mit klassisch-antiken Benennungen wiedergegeben; immerhin sind deutlich an dieser Stelle Berggottheiten gemeint, und zwar männliche und weibliche. Halten wir uns also einfach an die Tatsache, daß man 1612 und früher erzählt hat, es wohnten weibliche übermenschliche Wesen in der Lorelei, und das in engste Verbindung mit dem Echo gebracht hat.

Aber noch mehr. Freher zitiert sofort sechs Distichen des lateinisch-deutschen Dichters Konrad Celtes, der 1502 in seinen Liebeselegien vom engen Rheintal also erzählt:

Sed cum perventum est obliquae ad cornua vallis,
Quam rapidus vortex saevaque Syrtis habet:
Voxque repercussit specubus reboabit ab altis,
Fertur Sylvicolas quo habitare deos —

zu deutsch etwa:

Kommst du nun um die Ecken des vielfach gewundenen Tales,
Wild von Syrten durchtobt und von der reißenden Flut,
Siehe, da hallt die Stimme zurück von Felsengewölben,
Waldgeister wohnen darin, wie uns die Sage erzählt.

Es liegen also literarische Zeugnisse vor von 1811, 1612 und 1502, die übereinstimmend berichten, der Volksglaube rede von Geistern, die in der Lorelei wohnten, und zwar werden 1612 ausdrücklich weibliche Berggeister, Oreaden, genannt. Warum suchte man nun gerade in der Lorelei solche Geister? Doch offenbar nur als Erklärungsgrund des berühmten Echos.

Diese drei Zeugnisse sind um so bedeutsamer, weil die Schriftsteller jenes Zeitraumes sehr selten Sagen anführen, Legenden ausgenommen — auch die Reste germanischer Mythologie stecken ja meist in Legenden —. So erzählt Tritheim von Rheinsagen im engeren Sinn nur die Mäuseturmsage, die man füglich ja auch zu den Legenden rechnen kann. Der rheinische Antiquarius von 1744 gibt außer dieser Sage nur noch die von der Teufelsleiter zu Lorch und von der scheintoten Frau Richmodis von der Aducht zu Köln. Bernard Moller aus Münster erzählt 1570 in seinem lateinischen Gedichte Rhenus vom Siebengebirge, dort hetzten Poltergeister aller Art die armen Bewohner, ohne jedoch eine einzige Geschichte davon zu berichten.[1]) So müssen uns jene drei Belege als ungewöhnlich viele vorkommen, als ein Beweis, daß die Loreleisage besonders beliebt und bekannt gewesen ist. Sind doch manche als echt anerkannte Sagen gar nicht literarisch bezeugt.

Die Volkssage, soweit sie nicht als Heldensage Taten von solchen ausführlicher schildert, ist durchweg kurz, oft nur ein einziger Satz. Durchblättern wir Grimms Deutsche Sagen, so dünken sie uns im Vergleich zu den wortreichen Märchen eine recht trockene Lektüre. So lautet auch die echte Loreleisage ganz kurz, nur etwa so: „Man sagt, das Echo im Lurleifelsen sei die Stimme einer Bergfrau, die in dem hohlen Felsen ihre Wohnung habe.“ Das ist wenig, aber es ist völlig genug.

Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß in dieser Fassung die Sage so lange sich mündlich fortgepflanzt hat, bis diese Art der Überlieferung, etwa in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, durch den Einfluß von Heines, nicht Brentanos Lorelei verschwunden ist. Besonders ist die Behauptung Vogts in dieser Hinsicht völlig glaubwürdig. Vogt hat 1811 als der erste Rheinsagen gesammelt, hat sie mit einziger Ausnahme der Sage von den feindlichen Brüdern bei Bornhofen schlicht und trocken erzählt und sich nur ganz selten, wie hier, auf die Volksmeinung berufen. Vogt hat selbst früher die Bornhofer Sage dramatisch behandelt, und was er 1811 als Sage von Bornhofen gibt, ist nur die Inhaltsangabe seines eigenen Dramas.

---

1) Man vgl. meine „Sagen und Geschichten des Rheintals von Mainz bis Köln“. Bonn, Marcus und Weber, 1904. Nr. 160.

Alexander Kaufmann bezweifelt die Echtheit der Echosage besonders auch deshalb, weil die altgermanische Volksvorstellung das Echo als Stimme der Zwerge ansehe, die ja allerdings als die eigentlichen Bergbewohner gelten. Dagegen ist zu erinnern, daß doch nicht notwendigerweise jene vorchristliche Anschauung sich all die Jahrhunderte hindurch unverändert hat erhalten müssen. Durch das ganze Mittelalter kannte und liebte man die lateinische Literatur, besonders auch Ovids Verwandlungsgeschichten. Warum soll nicht unter dem Einfluß solcher klassischen Anschauungen die Volksmeinung in diesem Punkte sich dahin geändert haben, daß eine Waldfrau als das Echo verursachend angenommen wurde? Und wenn nicht im Mittelalter, so kann es ja in der Zeit des Humanismus geschehen sein. Wie oft wird in Volksliedern Frau Venus und Kupido genannt! Wenig oberhalb der Lorelei liegt im Rheinbett eine Anzahl Klippen, die „sieben Jungfrauen". An sie heftet sich die Sage, es seien sieben Fräulein von der Schöneburg bei Oberwesel gewesen, die ob ihrer Sprödigkeit in diese Steine verwandelt worden seien. Das ist auch ganz eine Verwandlung in Ovids Art! Übrigens liegt für diese Sage von den sieben Jungfrauen auch kein älteres literarisches Zeugnis vor als das von Vogt 1811, man hält aber die Sage trotzdem allgemein für echt; Simrock behauptet, er habe sie selbst aus dem Munde dortiger Schiffer als durchaus volkstümliche Erzählung gehört. Diese Sage hat mit der Loreleisage das gemein, daß beide an auffallende, für die Schiffer gefährliche Felsbildungen anknüpfen, so daß, wenn wir die Sage von den sieben Jungfrauen als Schiffersage bezeichnen dürfen, ganz dasselbe auch von der Echosage an der Lorelei gilt.

Daß nun das den Loreleifelsen bewohnende übermenschliche Wesen als Berggeist zu denken ist, nicht als Wassergeist, liegt schon in der Natur der Sache, da das Echo doch im Berge sitzt, nicht im Wasser. Frehers lateinische Namen sind in diesem Punkte durchaus nicht unbestimmt, denn sie gehen sämtlich auf Berggeister. Daß jedoch die neueren Forscher durchweg stillschweigend voraussetzen, es handle sich hier um eine Wasserfrau, hat auch die Sachlage verwirren helfen. Alexander Kaufmann nimmt sogar unberechtigterweise an, auch Heines Lied schildere eine Nixe. Gäbe es überhaupt Sagen von verlockenden Wasserfrauen, die im Rhein wohnen, dann wären solche Sagen sicherlich auch an den noch gefährlicheren Stellen des Stromlaufes zu finden, vor allem am Bingerloch, aber die echte Sage kennt leider gar keine Rheinnixen! Wohl berichtet das Nibelungenlied von Donauweibchen, im Mummelsee und anderswo wohnen Wassergeister, aber der Rhein hat merkwürdigerweise solche Geschöpfe erst seit den Tagen Richard Wagners beherbergt. Auch Heines Lorelei ist keine Wasserfrau; denn Heine hat völlig im Sinne der echten Sage gedichtet, sein Lied ist

die reinste Ausgestaltung dessen, was seit Jahrhunderten in der Volksseele gelegen hat, seine Lorelei ist übermenschlich und gehört völlig zum Berg, den sie bewohnt, nicht von ihm trennbar, die Bergseele, die Oreade.

Vielleicht hat dieser Dichter den richtigen Ton der Sage auch darum so rein getroffen, weil er das Lied nicht in der Absicht gedichtet hat, damit die alte Sage wiedergeben zu wollen, sondern um die trübe Stimmung, die sein Herz ganz erfüllte, gegenständlich zu machen und dadurch los zu werden. Dies Lied ist bei Heine das zweite Gedicht im Zyklus der Heimkehr und bildet mit dem ersten und dritten zusammen die Einleitung zu diesem Zyklus. Um die Lorelei im Sinne des Dichters zu verstehen, ist dies sehr zu beachten. Der Dichter ist nach Schluß seiner Studienzeit heimgekehrt, doch nicht an den heimatlichen Rhein, sondern in das öde Lüneburg, wohin seine Eltern verzogen waren. Inzwischen hat sich seine leidenschaftlich geliebte Amalie verheiratet, er selbst soll ins Examen und fühlt sich dem nicht gewachsen, er ist angstvoll beklommen und sagt im ersten Lied, Kinder sängen im Dunkeln zur Bannung ihrer Angst wohl ein Lied, so wolle er es jetzt auch machen, er sei auch nachtumhüllt und ein tolles Kind. Und das Lied, das seine Angst schildert und eben dadurch seine Angst bannen soll, es ist kein anderes als die Lorelei. In den wenigen Strophen dieses Liedes strömt er seine Sehnsucht nach dem für ihn verlorenen Rhein aus, seine Sehnsucht nach der für ihn verlorenen Liebsten, seine Angst vor dem Scheitern seines Lebensschiffes. Aber in die Gedanken an die Geliebte mischt sich das Gefühl, daß sie es falsch gemeint habe, und all das fließt zusammen in der Lorelei, jenem inhaltsschweren Liede, das zugleich ein packend anschauliches Naturbild ist: die Lage des Felsen nach Westen hin, die große Nähe der gegenüberliegenden, sich gleichfalls bis dicht an den Rhein drängenden Berge ist Ursache, daß gegen Abend die Sonne nur den Gipfel der Lorelei bescheint, während der untere Teil des Berges schon in Nacht getaucht ist. Der Gegensatz zu den tiefen Schatten unten läßt das schon mit roten und goldenen Tönen gemischte Abendsonnenlicht oben besonders wirksam erscheinen. Darum zeigt sich nicht bei Mondschein, sondern zu dieser Stunde die Lorelei in ihrem schönsten Glanze, zu einer Stunde, wo auch die Schiffahrt noch in vollem Gang ist. Der Abendwind, der als scharfer Zugwind das gewundene Felsental durchzieht, bringt selbst an warmen Tagen empfindliche Kühle. Und genau diese Abendstimmung zeichnet der Dichter. Auf dieses hochpoetische Schauen des düstern abendlichen Rheinbildes folgt sofort das Bild der Wirklichkeit in Lüneburg, ein Gegenstück zur Lorelei, wo der Dichter am hellen Maitag selbst hoch oben steht, aber auf der alten Bastei, wo statt des Rheines der blaue träge Stadtgraben zu seinen Füßen fließt,

wo nicht der Schiffer dem Felsenriffe zurudert, sondern ein Knabe im Kahne angelt und pfeift, und doch traurige Stimmung und Todeswunsch hier wie dort!

Wir haben also den echten Stammbaum der Loreleisage gesucht und gefunden. Wenn in der Wiener katholischen Literaturzeitung erzählt wird, Brentano habe um das Jahr 1800 mit Freunden eine Kahnfahrt an der Lorelei vorüber unternommen und habe in seiner träumerischen Weise plötzlich ausgerufen: Seht ihr die Jungfrau dort oben sitzen und ihre Arme nach uns ausstrecken! und wenn an diese Mitteilung die Bemerkung geknüpft wird: „Die Jungfrau Lorelei und ihre Sage war fertig und Brentano ihr Erfinder!", so ist diese Schlußfolgerung nach dem eben Ausgeführten mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Denn Brentanos Lorelei kommt im Stammbaum der Loreleisage durchaus nicht als Ahnfrau vor, sondern nur als angeheiratete Verwandte. Die Ahnenreihe führt überhaupt nicht durch Brentanos Lorelei. Die Lorelei, von der wir reden, ist das Echoweib, die Maid vom Berge, deren Stimme klingt wie lockender Harfenton. Einzig die Änderung des Namens Lurelei in Lorelei ist Brentanos Werk.

Dieser Sage tut schon 1502 Celtes in seiner Art Erwähnung und bezeichnet seine kurze Nachricht durch das Wort fertur ausdrücklich als Sage. Freher stellt die Sage 1612 ausführlicher dar, und Niklas Vogt berichtet sie 1811 als Volkssage seines Zeitalters, nur verwirrt er die Sache durch die unglückliche Vermischung mit Brentanos Ballade. Graf Löben hat wiederum die alte Sage so ziemlich herausgeschält, jedoch die Bergjungfrau in eine Nixe verwandelt, während Heine die Sage in ihrer echten Gestalt wiederhergestellt hat.

So lebte die Loreleisage jahrhundertelang als ein Aschenbrödel, wenig beachtet und dürftig, bis ein Prinz kam, der das arme, vergessene Kind mit einem goldenen Gewande bekleidete und ihm eine goldene Krone auf die goldenen Locken drückte, da strahlte sie denn in all ihrer Schönheit, von jedem bewundert und gefeiert und neubelebt, so daß sie wieder wie einst dem Wanderer ihr wundersames Lied ins Herz hineinsingt.

Kritische Nachlese zu Schillers Wilhelm Tell.

Von Prof. Dr. **Edwin Rödder**, Madison, Wis.

(Schluß.)

Die psychologische Berechtigung des Apfelschusses haben Bellermann und Gaudig ausführlich und überzeugend erörtert. Ich möchte im Hinblick auf diese ausgezeichneten Arbeiten vor der Annahme eines Urteils Witkowskis (S. XII) warnen: „Es heißt den 'Tell' in seinem innersten Wesen verkennen, wenn man die psychologische Möglichkeit und Notwendigkeit der Vorgänge, insbesondere des Apfelschusses und der Ermordung Geßlers, überhaupt nur erörtert."[1]) Wenn Schiller es wirklich mit dem Motivieren leicht genommen hätte, so wäre an der Apfelschußszene viel Geschrei und wenig Wolle; und wozu dann Tells Monolog in der Hohlen Gasse? Nein, Schiller hat die Pflicht des Dramatikers, auch dem Verstand der Verständigen annehmbar zu machen, was als episch und märchenhaft ein kindlich Gemüt ansprechen mag, gründlich erfaßt und gewissenhaft erfüllt.

Wann faßt Tell den Entschluß, Geßler zu ermorden? Sicherlich in der Apfelschußszene; die betreffende Stelle im Monolog ist keine Selbsttäuschung, wie Bellermann (S. 452) will; und ebensowenig hat der Dichter, wie Düntzer (S. 290) meint, im Selbstgespräch das Gelübde zu seinem Zwecke anders dargestellt. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich in dieser Augenblicke Höllenqualen Tells Charakter völlig ändert, daß sich hier die Milch der frommen Denkart in gärend Drachengift verwandelt. Sicherlich aber ist sein Gelübde auch kein bedingtes, wie Damköhler (S. 690 ff.) es darstellt; hier hat Bothe[2]) das Richtige getroffen: die Absicht sofortiger Rache, sollte er sein Kind treffen, gesteht Tell selbst ein, und sie paßt vortrefflich zur Situation; die Absicht jedoch, Geßler nur dann zu erschießen, wenn er ihn nach dem Gelingen des Apfelschusses doch noch zu verderben suchte, hat etwas allzu Geklügeltes und harmoniert nicht mit dem Wirbel der Leidenschaft in der ganzen Szene. Da Tell durch die Verweigerung (sagen wir lieber Nichtleistung) der Reverenz sein Leben verwirkt hat, darf er, vor die Wahl gestellt, entweder sein Leben zu lassen, oder nach dem Apfel zu schießen, den Vogt nicht ermorden, meint Damköhler. Aber erstens empfindet Tell und empfinden alle anderen den Schuß als eine viel unmenschlichere Strafe; zweitens ist von einer Wahl keine

---

1) Es ist überhaupt zu bedauern, daß diese für die weitesten Kreise bestimmte Ausgabe voraussichtlich eine ganze Reihe alter und neuer Irrtümer verbreiten wird.

2) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 17, S. 340—46.

Rede, denn Tell bietet umsonst sein Leben an; und drittens übersieht Damköhler völlig, daß der Vogt bei Unterlassung des Schusses auch Walters Leben für verwirkt erklärt, daß also Gesetz und Recht hier gar nicht zur Sprache kommen, so sehr Geßler sich auch bemüht, die Rechtsformen beizubehalten. Während die übrigen sich für Tell verwenden, — und über ihrer Fürbitte werden volle 77 Verse (1904—1980) gesprochen, — muß Tell die fürchterliche Gewißheit kommen, daß zwischen ihm und Geßler Krieg bis zur Vernichtung sein wird, daß Hedwig richtig gesehen hat, Geßler werde ihm den Anblick seiner schmählichen Schwachheit nie vergeben; also „er oder ich!" Bei solcher Wahl schwankt kein Mensch, den der Dichter im Drama brauchen kann. Nochmals aber bietet das Schicksal Geßler die rettende Hand. Tell hat den ersten, ohnmächtigen Versuch gemacht und fleht zum letzten Male um den Tod als Gnade anstatt des Schusses. Geßler jedoch, der ihn um jeden Preis demütigen will, höhnt nun seinen Mannesstolz, der ihn im Stiche lasse, wenn es gelte, sich selbst zu retten.[1]) Nun ist's vorbei; jetzt ist keine Wahl mehr; der Schuß muß geschehen; Geßler muß fallen; und er muß gleich fallen, wenn der erste Pfeil das Kind tötet. Ich rette alle, sagt sich Tell, jawohl, und dir zum Trotz rette ich auch mich selber, ich kann's, und wehe dir, wenn ich fehle! Dieser Gedanke klärt Tell das Auge und stählt ihm die Hand.

Von der Apfelschußszene an bieten sich in Tells Handlungsweise keinerlei Schwierigkeiten mehr. Nur einmal fällt Tell aus der Rolle des Individuums, die ihm einstweilen noch zukommt, als er nämlich Ruodi mit der Botschaft, er sei frei und seines Armes mächtig, an Hedwig und die Rütliverschwörer schickt. Nicht als ob nicht schon hier Tell- und Volkshandlung zusammengreifen dürften, — die Botschaft könnte ja auch als Ermunterung auf Stauffachers Wort „Mit Euch sind wir gefesselt alle und gebunden!" (2091/2) gedacht sein und würde dann sehr sympathisch berühren, — aber im Monolog erinnert keine Silbe an seine Volksgenossen, und erst im Augenblicke, wo er Geßlers letzte Pläne gegen die Freiheit vernimmt, durchzuckt ihn erleuchtend der Gedanke, daß sein Pfeil nicht nur den Todfeind niederstrecken, sondern auch das Land erretten werde; allerdings denkt er auch hier patriotisch und nicht politisch.[2]) Der

1) „Du rettest alle!" kann sich nicht auf die Umstehenden beziehen, deren Fürbitte Geßler bestrafen wolle; erstens hat Geßler bis jetzt überhaupt nicht Aug' und Ohr für die andern; und zweitens wäre die Möglichkeit eines politischen Mordes gegeben, wenn sich Tell hier durch Rücksichten auf die anwesenden Rütliverschwörer bestimmen ließe.

2) Düntzers Einwurf (S. 276/7), für Tells Charakter hätte es sich besser geziemt, dem Fischer von seinem Vorhaben keine Andeutung zu geben, ist zu entgegnen, daß man dann auch die Erkundigung nach dem Wege, die einen Plan einschließt, und die vorzügliche, spannende Verbindung zwischen IV, 1 und 3 streichen müßte.

Gedanke muß ihm hier kommen, wenn er nachher mit Recht sagen soll: „(Diese Hand) hat euch verteidigt und das Land gerettet", und die Eidgenossen ihn als ihrer Freiheit Stifter feiern dürfen; denn das könnte er nimmer sein, ohne wissentlich und willentlich den Feind der Freiheit aus dem Wege geräumt zu haben, oder dieser Freiheit fehlte alle innere Würde. — Die drei Zeilen 2793—95 („Du kennst den Schützen, — — du wirst dem Lande nicht mehr schaden"), die Bellermann (S. 460) streichen möchte, und deren Berechtigung verteidigt werden kann, weil Tell nach geschehener Tat sich nicht wie ein Meuchelmörder drücken darf (Düntzer, S. 304), und auch weil sich hier das neue Motiv zur Tat deutlich kundgibt (Gaudig, S. 466/67), verlieren alles Anstößige, wenn sie, wie es der Gebrauch der Meininger war, halblaut, d. h. als Selbstgespräch Tells gesprochen werden; nicht theatralisches Frohlocken, sondern tiefe ethische Befriedigung muß der Darsteller in die Worte legen.

Die Parricidaszene hat, soviel ich weiß, bis jetzt erst einen Verteidiger gefunden.[1]) Trotz großer Schönheiten im einzelnen soll ihr auch hier das Wort nicht geredet werden. Doch sei wenigstens beiläufig bemerkt, daß durch Streichung der Verse 3181—90 („Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände" — — — „So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!") das Unangenehme der Szene erheblich gemildert würde; allerdings blieben auch dann noch einige Härten zu beseitigen. Tells Haltung dem unglückseligen Jüngling gegenüber verletzt umsomehr, als ja der Herzog von den Beweggründen Tells zu seiner Tat nichts weiß und nichts wissen kann und die Tötung Geßlers lediglich als Racheakt ansehen muß; wie schwer gerade die Wiederholung des Wortes Mord den Charakter Tells schädigt, wenn wir uns an den Wortlaut mehrerer Stellen des Monologs erinnern, hat schon Gaudig (S. 477) ausgeführt. — Noch ein Punkt sei kurz erörtert, da alle Kommentare stillschweigend darüber hinweggehen. Bekanntlich hat Goethe Eckermann gegenüber[2]) die Parricidaszene einen unbegreiflichen Fehler genannt. Diesen Ausspruch rechnet ihm Birlinger in der feuilletonistischen Einleitung seiner Ausgabe des Dramas[3]) hoch an, weil man sonst die Szene seinem Einflusse zugeschrieben hätte. Aber Goethe hat nicht immer so gedacht. In einem Briefe an Iffland vom 14. April 1804 sagt Schiller, auch Goethe sei mit ihm der Meinung, daß sich der Tell ohne diese Szene gar nicht denken ließe. Der von Eckermann

---

1) Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 1. Bd., 7. Aufl., Oldenburg und Leipzig 1898.

2) Gespräche, Band 2, S. 213.

3) Kürschners Deutsche National-Literatur, Band 145.

berichtete Ausspruch geht also auf einen Gedächtnisfehler des alten Goethe zurück.

* * *

Was den Charakter Geßlers anlangt, so war zu hoffen, daß durch Gaudigs lichtvolle Darstellung (S. 470) der Scherersche Märchentyrann ein für allemal abgetan sei. Nun hat er aber in Witkowskis Ausgabe (S. XIII) seine Auferstehung gefeiert. Einen Märchentyrannen konnte Schiller schon aus weiter oben gegebenen Gründen für sein Drama nicht brauchen. Wer in Geßler einen solchen sieht, verkennt gänzlich die politische Situation. Österreichs freundlich Werben ist umsonst gewesen; den Schweizern ist ihre alte Freiheit zu lieb, und an Luzern sehen sie zu deutlich, daß seine Herrschaft kein Segen ist. So versucht man es denn einmal mit der diametral entgegengesetzten Methode. Die Vögte werden in die Lande geschickt, um Recht zu sprechen, strenges, denn der Kaiser zürnet, — so legt es Tell aus, der mit dem Kaiser dafür nicht einmal rechtet. Geßler selbst, wie wir ihn im Gespräche mit Rudolf dem Harras kennen lernen, faßt seine Aufgabe schärfer; und er hat vom Kaiser, wo nicht bestimmte Weisungen über sein Vorgehen, so doch deutliche Winke über die zu erzielenden Resultate und unbegrenzte Vollmacht. Zugrunde muß er gehen, weil er den Charakter des ihm unterstellten Volkes durchaus unterschätzt, und durch seinen instinktiven Haß gegen des Kaisers ergebensten Untertan in den Waldstätten. Schon dem Tschudischen Geßler läßt sich nicht nachsagen, er sei ein Märchentyrann, — die Geschichte kennt leider solcher Märchentyrannen zu viele, und unsere eigene Zeit ist nicht frei davon! — und Tschudi gegenüber mußte der Dramatiker seinen Geßler schon deshalb systematisieren, um durch seinen Tod einen Ausschlag in der Sache herbeizuführen oder wenigstens wesentlich zu erleichtern.

Auf zwei meines Wissens noch nicht beobachtete Einzelheiten sei hingewiesen. Wie Geßler auf der Wiese bei Altorf erscheint, erblickt er den verhafteten Tell und sieht offenbar gleich seine Gelegenheit gekommen, sich an ihm zu rächen; dennoch wahrt er äußerlich die Formen des gerichtlichen Verfahrens; er gibt den Falken einem Diener und fragt Frießhardt „was hältst du diesen Mann?", obwohl er Tell sehr gut kennt, denn in V. 1866 nennt er ihn mit Namen, während dieser in des Söldners Bericht nicht gegeben ist. Unmittelbar vor dem Schuß bemerkt er den zweiten Pfeil, und würde nicht seine ganze Aufmerksamkeit durch den stürmischen Auftritt mit Rudenz in Anspruch genommen, so käme es vielleicht nicht zum Schusse; in seinem Ausruf „Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!" paart sich mit dem Erstaunen, daß Tell es doch über sich vermocht hat, das Entsetzen über die möglichen Folgen; daß ihm der zweite Pfeil gegolten hätte, fühlt

er mit dem Instinkt des Opfers, und nun ruht er nicht, bis ihm Tells Geständnis eine Handhabe bietet, sich des Gehaßten, wie er hofft, auf immer zu entledigen.

* * *

Der Junker Rudenz ist wohl die am wenigsten sympathische Figur des ganzen Dramas; und doch brauchte der Dichter auch eine solche Gestalt, und auch sie ist ein Wesen von Fleisch und Blut und keineswegs eine öde Rolle, wie sie Freytag nennt. Diesen Eindruck muß man freilich erhalten und zu einem oberflächlichen Urteil kommen, wenn nach einer auch von Freytag gerügten Gewohnheit der Schauspielleitungen die Rolle mit einer ganz minderwertigen Kraft besetzt wird. Unerläßlich für eine richtige Charakterisierung des Rudenz sind die Worte des Mannes, der ihn am besten kennt: „Die fremde falsche Welt ist nicht für dich; dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen" (Attinghausen, 850—852). Wichtig ist auch, daß Bertas ahnend Herz ihn anders gesehen hat, als er sich gibt, und daß sie ihn gern lieben möchte; denn bei Berta gibt ein sinnlicher Grund, wie etwa hohe Schönheit, nicht den Ausschlag. Wenn nur der Schauspieler seine Schuldigkeit tut, so gewinnen wir den Eindruck, daß die Gründe, mit denen Rudenz dem Oheim gegenüber seine Gesinnung zu rechtfertigen sucht, nur sein Gewissen betäuben sollen; und muß ich auch Gaudig (S. 430) beistimmen, daß der Dichter in der Bekehrungsszene Rudenz erst durch tiefe Reue und Zerknirschung zur Freude über das Wiederfinden seines Vaterlandes hätte führen sollen, so habe ich doch das bestimmte Gefühl, daß die wiedererwachte Liebe zu seinem Land und Volk keine schöne Illusion ist und er auch, falls Berta ihn nur auf die Probe gestellt hätte, Österreich für immer abgewendet wäre; ebenso glaube ich, daß er in IV, 2 doch zur Erstürmung der Burgen auszöge, seiner nunmehrigen Eidgenossen wegen, selbst wenn er plötzlich erführe, Berta sei frei.

Ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die Bühnenbearbeitung des Wilhelm Tell von Heinrich Jantsch[1]) empfehlend hinzuweisen (womit ich aber nicht den eingestreuten, mitunter köstlich naiven literarischen Bemerkungen beipflichten möchte). Auch wer auf der Bühne einen mittelmäßigen Schauspieler die Rolle hat mißhandeln sehen, muß sich durch die von Jantsch gegebene Darstellung überzeugen lassen, daß selbst in II, 1 Rudenz verständlicher und weniger unsympathisch werden kann. Ein Drama aber sollte billigerweise beurteilt werden nach den Eindrücken, die es durch die denkbar vorzüglichste Darstellung erwecken kann.

---

1) Hendels Bibliothek der Gesamt-Literatur, 1120—1122. Halle a. d. S., o. J. (1898).

Ein Wort über Berta. Gegenüber der so oft ausgesprochenen Ansicht, sie sei eine Schweizerin, sollte — abgesehen davon, daß Rudenz sie als Österreicherin betrachtet, die sie auch den Landleuten in I, 3 ist — schon ein Blick auf V. 1619 „Die Seele blutet mir um Euer Volk" das Richtige herstellen. Berta ist Österreicherin der Verwandtschaft nach; ihre Güter aber, Lehen des Reichs, liegen in den Waldstätten, und Schweizerin ist sie auch nach ihrer Neigung, bis sie durch die Aufnahme in den Bund in V, 3 wirklich eine freie Schweizerin wird.

* * *

Bei Melchtal hatte der Dichter die Aufgabe, die Läuterung des Charakters vom affektisch Leidenschaftlichen zum sittlich Leidenschaftlichen vorzuführen. Die Zeichnung wird leider noch ganz am Ende durch einen Fehlstrich gestört. Entgegen Stauffachers persönlicher Mahnung auf dem Rütli, nicht Geschehenes zu rächen, entgegen Fürsts Aufforderung daselbst, womöglich kein Blut zu vergießen, will Melchtal an dem auf der Flucht eingeholten Landenberg blutige Rache nehmen, und nur die Barmherzigkeit des blinden Vaters vermag den Vogt zu retten. Der vom Dichter beabsichtigte Zweck hätte sich wohl auch ohne den Rückfall in die Stimmung, die Melchtal im ersten Akte beseelt, erreichen lassen. — Kennzeichnend für den jungen Demokraten ist der Ausdruck „die Bruneckerin" (V. 2881) für Berta, womit nicht etwa Kuonis „meines gnäd'gen Herrn, des Attinghäusers" (V. 51/52) in Parallele zu setzen ist. Melchtals heller Blick für bedeutsame Ereignisse beweist sein Verhältnis zu Rudenz vom Augenblicke an, wo er dem Bunde beitritt, besonders aber in der Szene nach Bertas Rettung; es ist nicht, wie Gaudig (S. 473) meint, ein Verhältnis von Person zu Person, sondern das Bündnis zwischen Edelmann und Bauer, dessen Dauer durch die siegreich bestandene Feuerprobe für alle Zukunft gesichert ist.

* * *

Ein paar Worte über Ruodi, den Fischer und Fährmann. Diese Gestalt war, ohne Andeutungen über den Charakter, durch die schon beigezogene Bemerkung Tschudis gegeben, nach der der Fährmann, der nächtlicherweile Tell nach Geßlers Tod von Schwyz nach Uri brachte, Mitglied des Rütlibundes war. Daß aber Schillers Ruodi, der tatenlose Schwätzer, mit auf dem Rütli erscheint und ins Geheimnis gezogen wird, erklärt sich nicht aus seinem Charakter, sondern lediglich aus dem ihm am Schlusse der Eingangsszene widerfahrenen schreienden Unrecht. An sich aber ist der Charakter einheitlich durchgeführt; und es ist schon aus diesem Grunde unbegreiflich, warum Joachim Meyer und nach ihm Buchheim und dessen Nachfolger in dem Ruodi am Eingang des vierten Aktes, der zudem außer demselben Namen denselben Beruf hat, mit auf dem Rütli gewesen und Vater eines Knaben namens

Jenni ist, einen anderen als den in der Eröffnungsszene des Dramas sehen wollen. Kein anderer, außer etwa Kuoni, Werni oder Baumgarten, könnte mit demselben Rechte Tell „den bravsten Arm, wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit“, nennen; dazu muß er Tells Heldentat gesehen haben. Offenbares Unrecht geschieht Ruodi, wenn man ihm in IV, 1 zumutet, er sollte eigentlich dem bedrängten Schiffe Geßlers Hilfe bringen; denn „da ist nah und fern kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte“. Diese Worte stimmen freilich nicht zu ihrer Umgebung[1]); aber solange der Dichter das sagt, ist es für Ruodi der Entschuldigung genug. Immerhin hätte der Dichter besser daran getan, einem anderen als gerade Ruodi die Klage über das Schicksal Tells und des Landes in den Mund zu legen[2]); denn ein sympathischer Charakter ist Ruodi sicher nicht. Nichtsdestoweniger hat der gegen ihn erhobene, auf I, 1 gegründete Vorwurf der Feigheit keine unbedingte Gültigkeit. Je größer in der Eingangsszene die Gefahr der Errettung Baumgartens erscheint, je mehr Grund der Fischer hat, den Sturm und das Wüten des Sees zu fürchten, desto herrlicher hebt sich dagegen Tells Tat ab; und je feiger Ruodi sich angesichts einer minder großen Gefahr zeigte, um so weniger gelänge es dem Dichter, flammende Begeisterung für seinen Helden hervorzurufen. Es konnte also nicht in Schillers Absicht liegen, Ruodi wirklich als Feigling zu zeichnen.

5. Zur Erklärung einzelner Stellen.

Bühnenanweisung vor V. 37. Der Hirt, der Jäger und der Fischer treten hier mit Namen bezeichnet auf, während zuvor die beiden ersten — als typische Vertreter ihres Berufs (vgl. Gaudig, S. 363) — einfach als Hirte und Alpenjäger erschienen. Die Ansicht Düntzers (S. 135), der darin nur eine Ungenauigkeit des Dichters sieht, wird schon dadurch widerlegt, daß Schiller nicht lediglich ihre Namen setzt, sondern sie ausdrücklich als R u o d i, d e r F i s c h e r; W e r n i, d e r J ä g e r; K u o n i, d e r H i r t, einführt.

1) Eben noch ist Kunz von Gersau hier gelandet; und wie käme auch Ruodi, der Fischer und Fährmann, zu einer Hütte an einem Ufer, das ihm keine Anlegestelle in allernächster Nähe böte? Um das Versehen zu beseitigen, müßte man etwa die Fischerhütte in einen Wartturm verwandeln und Ruodi zum Turmwächter machen.

2) Um die — freilich stark rhetorische — Ausdrucksweise des Fischers richtig zu beurteilen, vergesse man nicht, daß das Volk der Berge doch ein bischen anders spricht als das der Ebene, und daß dies ein ganz besonderer Anlaß ist. Ein neuerer und allerneuester Dramatiker behülfe sich hier wohl mit ohnmächtigem Gestotter. Ausgeschlossen scheint es auch nicht, daß Schiller hier mit Überlegung den Wortschwall des Fischers der gleich darauf folgenden bei aller Belebtheit edel einfachen Redeweise Tells gegenüberstellen wollte.

39. „Der Mytenstein zieht seine Haube an." Düntzer (S. 151) hält Verwechselung mit dem Mytenstock für unmöglich; vgl. dagegen Gaudig, S. 365/66 und S. 368/69, sowie Bellermann, S. 480/81. Die zur Zeit Schillers herrschende Begriffsverwirrung bezüglich des Namens, an der, wie Bellermann a. a. O. ausführt, auch Schillers Gewährsmänner, ebenso Goethe und der Isisrezensent teilnahmen, ist erst von neueren Geographen aufgehellt worden. Auch Platen sagt in seinem Jugendgedicht „Schweizerreise" (1820): „Die Schwyzer Haggen und der spitze Myten", wo Singular und Plural direkt die Plätze zu wechseln hätten. — Der wirkliche Mytenstein, heute allgemein Schillerstein genannt, ist 1859 dem Andenken des Dichters geweiht worden und nicht 1860, wie so mancher Kommentar sagt. Das beweist die Inschrift.

40. „Kalt her bläst es aus dem Wetterloch." Nach Schillers Quelle, Scheuchzer, verkündet ein lauer, dünstiger Wind aus dem Wetterloch den nahenden Regen. Schiller scheint an den dem Regen unmittelbar vorausgehenden kühlen Wind gedacht zu haben.

120—25. „So muß ich fallen in des Feindes Hand, usw." Wohl könnte, wie schon der Isisrezensent bemerkt, Baumgarten auf der Treib den besten Fußgängern entwischen, wieviel mehr noch Reitern, für die kein Weg ans Ufer führt. Das aber weiß doch nur jemand, der mit der Örtlichkeit aufs eingehendste vertraut ist. Das Empfinden des Zuschauers will es anders, und ihm ist auch nicht mit der Möglichkeit eines Entrinnens über die auf der Bühne sichtbaren Felsen gedient; auf dem Landwege kann der Flüchtling jederzeit eingeholt werden, und nur über dem See winkt ihm unbedingte Sicherheit.

227—29. „Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so: Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers, und Eures und mein Lehen." Man will in dieser Antwort eine Zweideutigkeit erkennen, insofern als man konstruieren könnte: „meines Herrn und Eures Herrn"; man hat „Eures" sogar schon auf „Lehen" bezogen, was natürlich grammatisch unmöglich ist. Tschudis Ausdrucksweise könnte zweideutig sein („das Huß ist mins Herrn des Künigs, und üwer, und min Lehen"); aber auch hier spricht das Komma nach üwer gegen diese Auslegung, und noch mehr der Zusammenhang. Stauffacher durchschaut blitzschnell des Vogtes Absicht in der bösmeinenden Frage; wie könnte er ihn da noch durch irgendwelche Zweideutigkeiten reizen wollen? wo bliebe da die schnelle Besonnenheit? und wie reimte sich das mit der Unterwürfigkeit, die sich nach Stauffachers Wort gegenüber dem Vertreter des Kaisers gebührt? Der Sinn kann gar kein anderer sein als der: „Das Haus gehört dem Kaiser und Euch als seinem Vertreter, und mir gehört es als kaiserliches Lehen"; und diese Antwort bezeugt in der

Tat Geistesgegenwart. Zur geschichtlichen Erklärung des Vorganges verweise ich auf die oben angeführte Schrift Bernoullis.

296 ff. „Welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir in der stillen Brust!“ usw. Stauffacher fürchtet sich nicht vor dem Kriege; daß er an das Kommen eines solchen gedacht hat, beweist der Satz (302/3): „Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen rufst du in dieses friedgewohnte Tal“, denn Gertrud hat noch keine Silbe von Kampf und Krieg gesprochen, sondern nur gesagt, man solle versuchen, sich des Druckes zu entledigen, und Gott werde der gerechten Sache gnädig sein; daß sanfte Mittel nicht ausreichen würden, mag sie wohl glauben, aber ihre Worte sagen das nicht bestimmt. Allerdings möchte Stauffacher den Krieg vermeiden, und zwar mit besonderer Rücksicht auf Weib und Kind. Sobald er sich überzeugt hat, daß Gertrud dieser furchtbaren Möglichkeit beherzt entgegensieht, ist er fest entschlossen, alles zu wagen. Seine Einwände dienen nur dazu, Gertrud auf die Probe zu stellen; und es bedurfte nicht erst der Worte seiner Gattin, ihm Mut einzuflößen, was doch auch von dem intellektuellen Stifter der Schweizer Freiheit gar zu gering denken hieße.

333. „Nach Uri fahr' ich steh'nden Fußes gleich.“ Der Föhnsturm der ersten Szene muß schon vorüber sein, da er hier nicht erwähnt wird und Stauffachers Weg von Brunnen aus über den See geht.

386 f. „Seht diese Flanken, diese Strebepfeiler, die stehn wie für die Ewigkeit gebaut!“ Charakteristischerweise bewundert der Steinmetz das Werk seiner Hände, obwohl er es haßt und verflucht (vgl. 377 „Den Hammer werf' ich in den tiefsten See“ usw.)

390 ff. Die Errichtung des Hutes muß trotz Düntzer (S. 99 f.) und Gaudig (S. 379) hier stattfinden, weil Tell, würde der Hut erst in III, 1 errichtet, nicht „aus Unbedacht“, sondern nur aus Unwissenheit handeln könnte. Vgl. hierzu das oben über Tells Charakter Gesagte.

415 ff. „Ihr wisset nun Bescheid.“ Hat sich Stauffacher schon unterwegs zwischen Steinen und Altorf Tell gegenüber ausgesprochen? Darauf weist das Wort B e s c h e i d, in welchem Sinne man es auch nimmt. (Hier kann es im Zusammenhang nur heißen: Bescheid, wie es hier in Uri steht.) Das Folgende scheint dem zu widersprechen; Stauffacher hebt offenbar erst hier von seinem Vorhaben an. Besser hätte Schiller den Tell etwa die Bitte aussprechen lassen, die Sache nicht weiter zu erwähnen. — Was das Stillschweigen Tells und Stauffachers bei dem Hutgebote anlangt, das Gaudig (S. 380) beanstandet, so darf man wohl fragen: müssen sie wirklich gleich hier davon sprechen? Können sie nicht auch, Tell wundernd, Stauffacher empört, sowohl die Verkündigung des Gebots als auch die Bemerkungen der Werkleute mitanhören? Kann nicht Tell gerade mit dem

Worte „Ihr wisset nun Bescheid" darauf Bezug nehmen und eben deshalb so schnell hinwegeilen wollen, weil er eine Besprechung darüber mit Stauffacher zu vermeiden wünscht? Und müßte wirklich Stauffacher bei Fürst sofort von diesem Neuen, Unerhörten anheben? Hat er nicht weit Wichtigeres zu berichten? Auch ist sehr wahrscheinlich die ganze vierte Szene vor der Einschiebung des Hutgebots an seine jetzige Stelle entstanden, und der Dichter sah sich nicht veranlaßt, nachträgliche Änderungen daran vorzunehmen.

449. Das erste Auftreten Bertas hier ist nicht, wie Düntzer (S. 101) will, „ein späterer unglücklicher Zusatz", sondern eher wohl von früher her stehen geblieben, da die jetzige Szene II, 1 ursprünglich voranging. — Übrigens verdirbt Berta viel mit ihrem ersten Erscheinen, für sich wie für Rudenz, und der Zuschauer, mehr noch der Leser, wird den peinlichen Eindruck nicht leicht los.

594. „Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht." Fühlend: mit Gefühl, nicht wie die im vorhergehenden Vers genannte Pflanze; nicht = tastend.

640/41. „Es ist auf seinem Gipfel. Wollen wir erwarten, bis das Äußerste — (Melchtal): Welch Äußerstes" usw. Düntzer (S. 184) und Gaudig (S. 388, Anm. 1) mißverstehen die Stelle, im selben Sinne, wie Melchtal sie mißversteht. Gipfel und Äußerstes beziehen sich auf Melchtals Schmerz, nicht auf die Tyrannei; Stauffachers Worte sind eine halblaut an Fürst gerichtete Frage.

680. „Auch über euch hängt das Tyrannenschwert." Wenn dies eine klassische Erinnerung ist, so ist sie gerade im Munde Melchtals nicht gut angebracht. Es liegt jedoch eine Mischung zweier Bilder vor: erstens das Schwert des Mörders über dem Tyrannen, und zweitens das Schwert des Tyrannen über seinem Opfer.

697 ff. „Die Edeln drängt nicht gleiche Not mit uns." Nicht ganz richtig; vgl. V. 825 f., wo vom Spott der Fremdlinge gegen den Schweizer Adel die Rede ist; aber davon dürfte Stauffacher doch kaum wissen.

802 f. „Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten" usw. Rudenz meint damit natürlich nicht Attinghausen, sondern die freien Bauern, denn 807/8 sagt er von ihnen: „Wohl tut es ihnen, auf der Herrenbank zu sitzen mit dem Edelmann."

890/91. „Die Kaiserkrone . . . hat für treue Dienste kein Gedächtnis." Natürlich nicht Schillers, sondern nur Rudenz' Ansicht.

Rütliszene. Warum treten Melchtal und seine Genossen in der hellen Mondnacht mit brennenden Windlichtern auf? Es ist wohl anzunehmen, daß sie durch gefährliche Schluchten gewandert sind: Lichter, wie nachher

das Hornsignal der Urner, passen nicht gut zu der Heimlichkeit und der Gefahr des Belauschtwerdens.

976. „Ein Regenbogen mitten in der Nacht." Daß Schiller sich die schöne Gelegenheit entgehen ließ, ein Wort über die symbolische Bedeutung des Regenbogens zu sagen, hat schon Düntzer bemerkt (S. 202). — Daß der Mondregenbogen am überlieferten Datum der Rütliversammlung unmöglich gewesen wäre, da der Vollmond erst vier bis fünf Tage später eintrat, sei nur der Kuriosität halber hierher gesetzt.

1061. „Ich war zu Sarnen und besah die Burg." Hierzu Düntzer (S. 204/5): „Diese überkecke Kühnheit möchte doch um so weniger als ein glücklicher Zug gelten dürfen, als Melchtal, wie wir noch in unserm Auftritt hören, mit einer Dirne auf Sarnen in naher Verbindung steht." Nicht Schloß Sarnen, sondern der Roßberg birgt Melchtals Geliebte; also läuft er in Sarnen keine Gefahr.

1140. Düntzer meint, der vorsichtige Fürst habe die Ratsschwerter eigens mitgebracht (S. 209, Anm. 3). So sieht es freilich aus; aber wie konnte Fürst wissen, daß man nach der Regel tagen würde? Ist es nicht vielleicht doch so zu denken, daß er sein und eines anderen Schwert hier darbietet?

1167 ff. „Hört, was die alten Hirten sich erzählen." Düntzer (S. 213) meint bezweifeln zu müssen, daß ein ausführlicher epischer Bericht hier am Platze sei. Demgegenüber sei hier angeführt, was Walzel a. a. O., S. XXXIV zu sagen hat: „Das Land, das Pestalozzi und Gotthelf geboren hat, dessen größter Dichter Gottfried Keller ist, liebt einen Tropfen Didaxis in dem Tranke, den der Künstler ihm reicht; und ebenso liebt es, seine große Vergangenheit erzählt zu hören; Stauffacher auf dem Rütli handelt echt schweizerisch, wenn er des längeren im Rat von den Taten der Ahnen berichtet."

1180/82. „Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen, nur eine Hütte stand am Ufer einsam, da saß ein Mann und wartete der Fähre." Für wen eine Fähre, wenn nur eine Hütte da war? Der Widerspruch steht schon in der Vorlage. Zugrunde liegt die falsche Ansicht, es sei seit undenklichen Zeiten der Weg nach Italien am Vierwaldstättersee vorbeigegangen.

1186. „entdeckten gute Brunnen." Anspielung auf den Ortsnamen.

1291 ff. Woher hat Düntzer zur Erklärung von Rösselmanns Vorschlag die Ansicht, die Geistlichkeit sei geschichtlich meist habsburgisch gesinnt gewesen (S. 206 und 218)? Findet sich das in Schillers Quellen? Mir scheint Bellermann (S. 495/96) das Richtige getroffen zu haben; nirgends zeigt Rösselmann auch nur einen Anflug von habsburgischer Gesinnung.

1312 ff. „Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz" usw. Die kurze Rede durchzieht ein Ton leichter Verlegenheit; veranlaßt ist diese

durch das Mißverständnis seiner Absicht und sein Bedauern über die unbedachte Wahl seiner Mittel.

1364. Die „große Frau zu Zürich" ist die mächtige Äbtissin des Frauenmünsters, nicht etwa die Mutter Gottes; die Schutzheiligen des Klosters waren Felix und Regula, nach der die Klostersassen in Uri Regler genannt wurden. Düntzer (S. 222) hält eine genauere Bezeichnung für wünschenswert; die gibt aber doch der folgende Vers „Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist", zur Genüge.

1380 f. „Er wird's (sc. in Frieden weichen), wenn er in Waffen uns erblickt; wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet." Dies steht in auffallendem Gegensatz zu 1429 ff. („Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand"), um so auffallender, da beide Reden Stauffacher zugeteilt sind.

1414 f. „Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen, denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold." Dies stimmt trotz Düntzers Einwurf (S. 224) zu V. 1061 (s. o.); warum soll nicht Melchtal entweder bei der Erstürmung beider Burgen anwesend sein, wie er es ja später tatsächlich ist, oder die ausgekundschafteten Geheimnisse andern bis ins kleinste mitteilen?

1439. „Man muß dem Augenblick auch was vertrauen." Dies hat Gaudig (S. 414) richtig ausgelegt; ich verweise auf seine Auslegung, weil einige neuere Erklärungen nichts mit der Stelle anzufangen wissen. Desgleichen sei noch hier bemerkt, daß der Rütlieid nicht Schillers Erfindung, sondern schon bei Johannes v. Müller zu finden ist (Gaudig, S. 420).

1494. Die hier genannten Knechte sind schwerlich Tells eigene; denn zu seinem Gewerbe braucht er keine.

1519 f. Düntzer (S. 234) hält Hedwigs Kenntnis von der Rütliverschwörung für unwahrscheinlich; aber ohne guten Grund; indem im stillen Freunde für den Bund geworben werden, ist die Einbeziehung der Frauen nicht nur möglich, sondern fast unvermeidlich.

1542. „Er geht, noch heute." Gaudig (S. 427) vermißt eine Beruhigung in Tells Antwort. Ich lege die Stelle so aus: „Weil er noch heute gehen wird, wird er mit Vorbereitungen aller Art zu tun haben und schwerlich mit mir zusammenkommen." — Die Unruhe und Besorgnis, die Hedwig besonders gegen Ende dieser Szene zeigt, charakterisiert sie aufs trefflichste als die Tochter des übervorsichtigen Walter Fürst; nur steigert sich Fürsts Mißtrauen und Ängstlichkeit bei ihr zum Ahnungsvollen, und außerdem ist sie eine bessere Menschenkennerin als ihr Vater. Zur Erklärung dieses Ahnungsvollen in ihrem Wesen hat man schon den Umstand herangezogen, daß sie Mutter sei, gegenüber der kinderlosen Gertrud; als ob die Mutterschaft das mit sich brächte, als ob Kassandra nicht Kassandra sein könnte, weil sie Jungfrau ist! Übrigens deutet für Gertrud der

Dichter nirgends an, daß sie kinderlos sei; Vers 322/23 („Es schont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege") besagt eher das Gegenteil, und noch mehr Melchtals Äußerung V. 672 „Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses."

1733 ff. „Wir passen auf umsonst." Aus dem Gespräch der beiden Söldner, meint Gaudig, könne man nur den Eindruck gewinnen, der Hut sei erst am Tage der Handlung aufgehängt worden, während in Wirklichkeit eine größere Reihe von Tagen verstrichen sein müsse. Es ist aber meines Erachtens gar nicht notwendig anzunehmen, daß Frießhardt und Leuthold vom Augenblick des Aufhängens des Hutes an zusammen Wache gestanden hätten; Frießhardts Bericht über seine vereitelte Hoffnung auf einen guten Fang, V. 1743 ff., deutet eher auf das Gegenteil: wäre das an diesem Mittag geschehen, so müßte es Leuthold doch wohl auch schon wissen. Der Widerspruch löst sich mit der Annahme, daß sich Frießhardts Bericht auf einen Tag bezieht, da er mit einem anderen Wache stand. Daß eine Ablösung der Wache stattfand, glaube ich auch aus Geßlers Frage an Frießhardt „Wer bist du?" (V. 1859) herauslesen zu müssen; einen ständigen Wächter müßte Geßler dem Namen und der Erscheinung nach kennen, da er selbst zu einem so wichtigen Posten sicher nur einen ausgelesen hätte, der nicht willens wäre, die Augen zuzudrücken und nicht hinzusehen, wie Leuthold von sich bekennt. Die Frage „Wer bist du?" ist nicht parallel mit der folgenden „und was hältst du diesen Mann?" Denn daß er diesen ohne jeden Zweifel kennt, wissen wir schon von Tell selbst.

1747/48. „kam just von einem Kranken her." Der Sigrist schellt mit dem Glöcklein nur, solange die Hostie noch im Ziborium enthalten ist. Die Worte sollten also lauten „ging just zu einem Kranken hin." Stellte sich Rösselmann mit dem leeren Ziborium vor die Stange, um seine Pfarrkinder aus der Verlegenheit zu ziehen, so würde seine ohnehin anstößige Handlungsweise (anstößig, wenn Frießhardt den Tatsachen gemäß und nicht etwa gefärbt berichtet) doppelt verwerflich.

1875—1878. „Du bist ein Meister — — auf hundert Schritte." Auch ich finde mit Düntzer (S. 251, Anm. 1) und Gaudig (S. 445), daß Schiller mit der auf Goethes Rat vorgenommenen Einfügung dieser vier Verse keineswegs eine Verbesserung gemacht hat; Geßler mußte hier schon einen Plan zur Demütigung Tells haben und nicht auf die Äußerung des Kindes hin der Eingebung des Augenblickes folgen. Die Entfernung von hundert Schritten vom Ziel war ohnehin schon ohne das rühmende Wort Walters gegeben, denn V. 1917/18 „Er rühmte sich, auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen" sowie 1937 „Du rühmst dich deines sichern Blicks" sind nicht erst auf Goethes Rat eingefügt worden; und daß Geßler nur

achtzig Schritte verlangt, um als gnädig zu gelten, deutet auf vorbedachtes Planen. Warum soll das dem Geßler des Dramatikers nicht ebenso erlaubt sein wie dem Tschudis, bei dem auch nicht eine solche Motivierung seiner Forderung zu finden ist? Daß sich Geßler an Tell werde rächen wollen, fühlen wir mit Hedwig; daß es ihm darum zu tun sein wird, den Schützen zu demütigen, vor dessen stattlichem Gewehr er erblaßte, ist auch nur natürlich; also wird er sich dazu schon längst einen Plan gemacht haben. Das beweisen auch die eben angeführten Aussprüche V. 1917/18 und 1937. Woher hat übrigens Geßler solche Kunde von Tell? Dieser hat sich gewiß nie derart gebrüstet. Geßler will Tell wohl als sträfliches Prahlen zuschreiben, was irgend ein anderer rühmend von ihm ausgesagt hat.

1973. „Man führt die Waffen nicht vergebens." Dies vergebens erklärt Buchheim in seiner Ausgabe des Dramas als = straflos. Die Bedeutung aber ist die gewöhnliche, nämlich = ohne Absicht. Das Waffentragen ist aber so weit, wenn es auch den Herrn des Landes beleidigt nicht verboten worden (Tell wäre sonst der letzte gewesen, der Waffen getragen hätte); also kann auch keine Strafe darauf gesetzt sein. — Düntzer meint, Geßler wolle den Landleuten das Waffentragen wehren, wie Landenberg ihnen den Besitz von Ochsen wehren wollte (S. 258). Von Landenberg ist das aber gar nicht richtig; denn die Pfändung der Ochsen Melchtals war doch nur eine schwere Buße für einen Einzelnen und nicht der Anfang eines systematischen Vorgehens gegen alle; die Worte des Knechtes (V. 476 f.) aber sind sicherlich nur als „leichtfertige Rede des Unverschämten" und nicht als amtliche Erklärung des Vorgehens aufzufassen.

2098. „Mir wird Gott helfen." Dazu Düntzer (S. 268/69): „Sein schließendes Wort, Gott werde ihm helfen, spricht seine völlige Hoffnungslosigkeit, aber auch die Ergebenheit in Gottes Willen aus." Hoffnungslosigkeit verraten diese Worte sicherlich nicht, wenn auch Tell nach V. 2220 ff. keine Hoffnung mehr hat. Dieser Zustand kann aber sehr wohl erst später eingetreten sein; hier ist anzunehmen, daß Tell fest auf Gottes wunderbare Hilfe baut.

Bühnenanweisung vor 2099. Beim Versuch, zu beweisen, daß Bellermann (S. 495 f.) Schiller einen tollen Gewaltstreich zumute, indem er Ruodi eine Hütte am östlichen Seeufer zuweist, verwickelt sich Düntzer in mehrfache Widersprüche und Ungereimtheiten. „Er führt uns an das östliche Ufer des Vierwaldstättersees unterhalb Gersau bei Sissigen" (S. 115). Wie kann man nur diese beiden Orte zusammenbringen? weil Kunz von Gersau eben hier landet? „Ganz entscheidend ist es, daß Treib zu einem anderen Lande als Brunnen, Ruodi zu Uri gehört" (S. 116). Was hat Brunnen damit zu tun? Sissikon selbst aber gehört noch zu Uri, um so

mehr also die Stelle, wo wir uns die Fischerhütte zu denken haben. — Daß ein Versehen hier vorliegt, aber eins ganz anderer Art, ist oben bei der Besprechung von Ruodis Charakter gezeigt worden.

2126. „Das seh'nde Auge ist geblendet." An Melchtals Vater ist hier nicht zu denken; freilich heißt es von diesem (V. 564), seine Stimme gelte was in der Gemeinde; aber abgesehen davon, daß der Zuschauer ihn längst aus den Augen verloren hat, kann er in diesem Zusammenhang nicht in Frage kommen. Düntzer (270, Anm. 1) meint es auf Attinghausen beziehen und geblendet als gleichbedeutend mit erblindet ansetzen zu müssen; dagegen aber spricht der Umstand, daß erstens man bei blenden immer an eine von außen her geübte Tätigkeit, nicht an einen sich unaufhaltsam vollziehenden Vorgang wie den des Erblindens denkt, und daß zweitens der Dichter, wenn er Attinghausen meinte, wohl eher „gebrochen" gesagt hätte. Auch Gaudig (S. 454) schließt sich Düntzer an und erklärt das sehende Auge = das Auge, das sah. Demgegenüber vertritt Bellermann (S. 496 f.) die Ansicht Riehemanns, daß sich der Ausdruck nur auf Rudenz beziehen könne, mit Beiziehung von Vers 840 („Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!") und 2006 („Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen"). Das seh'nde Auge heißt also „das Auge, das sehen sollte"; niemand wird bestreiten, daß im nächsten Vers Schiller auch „der rettende Arm" hätte sagen können, ohne die Bedeutung zu verändern. „Nichts kann Ruodi ferner liegen als hier des jungen Erben zu gedenken, der längst von Österreich gewonnen ist", meint Düntzer. Eben darum, weil er, der Neffe Attinghausens, der natürliche Schirmherr des Landes, von Österreich gewonnen ist! Von seiner Bekehrung hat Kunz von Gersau dem Fischer offenbar nichts erzählt. — Ebenso originell wie gewaltsam erläutert Witkowski die Stelle (S. XVIII): „bedeutet nur, daß die Schweizer gleichsam durch die Tyrannei des Gebrauchs ihrer körperlichen Kräfte völlig beraubt sind". Warum nicht auch gleich „der Mund der Wahrheit" und „der Arm, der retten sollte" ebenso auslegen?

2135 f. Die Reminiszenz an Bären und Wölfe legt die Vermutung nahe, daß Ruodi etwas von den Reden auf dem Rütli behalten habe (vgl. V. 1263).

2196 f. „Sie haben einen guten Steuermann am Bord." Der ganze Zusammenhang ist gegen Düntzers Erläuterung der Stelle (S. 274): „Bald sieht der Fischer, daß das Schiff von einem guten Steuermann vorwärts gebracht wird."

2259. „vor die Felsenplatte." Rudolf Hildebrands Erklärung, „an der Felsenplatte vorbei" (Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht, Leipzig 1890, S. 113 ff.) hat nicht

die gebührende Beachtung gefunden; Düntzer freilich übersetzt Tschudis „für dieselb Blatten“ richtig.

2288. Düntzer (S. 118) hält es — ohne den mindesten Grund — für unwahrscheinlich, daß Tell die Namen der Rütliverschwörer wisse.

Bühnenanweisung vor 2304. Die Botschaft nach Altorf über den nahen Tod Attinghausens muß sehr dringend gewesen sein, da selbst Melchtal, der Erzdemokrat, mitgekommen ist. Merkwürdig berührt die Abwesenheit des Geistlichen.

2316 ff. Hedwigs Vorwürfe gegen Tell klingen um so weniger berechtigt, als Tell noch vor kurzem die schönen Worte zu ihr gesprochen hat: „Lieb Weib, ich dacht' an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern“ (V. 1529/30).

2337. Woher kennt Hedwig den Baumgarten? Tell selbst kannte ihn bei seinem ersten Auftreten nicht. Darf eine solche Bekanntschaft hier ohne weiteres vorausgesetzt werden?

2424. „Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag.“ Daß Walter der Enkel Fürsts ist, hat der Freiherr in V. 2386 erfahren; vom Apfelschuß muß er vor seinem letzten Schlaf gehört haben, da er hier davon weiß.

Bühnenanweisung vor 2453. Anstatt das wirkungsvolle Läuten der Burgglocke zu unterlassen, wie Düntzer (S. 284) wünscht, da Rudenz es auffallenderweise nicht bemerkt, wären besser des Junkers erste Worte anders zu fassen.

2462. „Die schwere, unbezahlte Schuld“ erweist die folgende Frage „Schied er dahin im Unmut gegen mich?“ ganz natürlicherweise als die Schuld der Dankbarkeit für seine Liebe; wie Buchheim a. a. O. es als „die Schuld der Landesbefreiung“ erklären konnte, ist mir unerfindlich.

Akt IV, Szene 3. Eine Vergleichung Tells, wie er hier erscheint, mit dem Tell der Apfelschußszene, sowie eine Vergleichung beider Szenen im allgemeinen, wären höchst dankbare Aufgaben für Aufsätze, und es dünkt mich befremdlich, daß ich, soweit meine Erinnerung reicht, keines dieser Themata noch angedeutet gefunden habe.

2650. „Das Beste.“ Hierzu Düntzer (S. 295): „... seines Todfeindes ..., den er höhnisch, wie eben ein edles Wild, jetzt das Beste im ganzen Umkreis des Gebirges nennt, weil er keine größere Wohltat den Waldstätten erzeigen kann als die Befreiung von seiner Gewaltherrschaft.“ Hohn liegt Tell fern; und ebensowenig denkt er hier an die Befreiung seines Landes.

2653. Der Brautlauf ist kein Wettlauf mehrerer Nebenbuhler um die Braut (wann und wo hätte diese Sitte überhaupt existiert?), sondern ein Wettlauf des Bräutigams mit der Braut, ein Rest der alten Raubehe. (Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898, S. 179.)

2740—43. Die Beifügung ist nur erklärlich als Bestimmung des Wortes Wildheuer für Nichtschweizer; ein ähnlicher Fall wie der vom Isisrezensenten aus eben diesem Grunde beanstandete V. 729 als Erklärung zu Rütli. Ohne den Text zu verändern, könnte die Darstellung hier Rudolf als Ausländer einen fragenden Blick tun und Armgart diesen auffangen und die drei Verse als Erklärung beifügen lassen.

2822. „Das Land ist frei!" In welchem Augenblicke stirbt Geßler? Eine bei allem Grauenvollen mächtige Wirkung tut es, wenn Geßler im Todeskampfe bei diesen Worten nochmals krampfhaft aufzuckt und dann zusammensinkt.

Bühnenanweisung vor 2840. Warum ist Kuoni hier? Warum ist er, Rudenz' Knecht, nicht mit seinem Herrn zur Erstürmung der Burgen ausgezogen?

2853. „Haltet, Freunde! Haltet!" Denkt Fürst vielleicht, der Feind könne das verabredete Zeichen ausfindig gemacht haben und es als Täuschung gebrauchen? Dann hätte ihn der Dichter das sagen lassen sollen.

Bühnenanweisung vor 3105. Die Form zerstört statt verstört (von Düntzer S. 324 unrichtig erklärt) ist nichts weiter als eine „hyperhochdeutsche" Form des Schwaben Schiller, in dessen Jugendsprache sich auch „zerschieden" für „verschieden" findet; vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache, zweite Auflage, Leipzig 1902, S. 67.

3110 ff. Hedwigs Unruhe in Gegenwart des Mönches ist zu erklären als das Zurückschaudern eines feinfühlenden Wesens vor der Berührung mit dem Verbrecher, nicht etwa als Angst, der Mönch könne ein gegen ihren Gatten ausgeschickter verkappter Scherge sein.

3242 ff. Die Schilderung der schaurig-schönen Gotthardstraße ist natürlich nicht als Parallele oder Kontrast zu der Darstellung der lieblichen Landschaft in I, 1 auf der Bühne zu denken, wie man so oft lesen kann. Das könnte höchstens auf den Leser, nicht aber auf den Zuschauer wirken.

Bühnenanweisung vor 3282. Daß Frauen und Kinder nicht genannt sind, ist nur ein Versehen der Bühnenanweisung, das wohl kein Spielleiter zu berichtigen versäumt.

* * *

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Sie hat wohl diese oder jene Schwäche bloßgelegt; sie hat aber wohl auch manche Schönheit unseres Dramas in ein neues Licht gerückt. Seine Schwächen aber hat ein jedes Meisterwerk. Und ein Meisterwerk der Weltliteratur ist und bleibt der Tell; einen zweiten zu schreiben, das vermögen seine sämtlichen Kritiker nicht.

Lautmalerei im Deutschen.

Von Prof. Dr. **O. Weise** in Eisenberg (S.-A.).

I.

Die beiden kurzen Aufsätze über Klangworte in der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht XVI S. 186 flg. und S. 652 flg. geben mir Veranlassung, mich etwas eingehender über das Wesen der Klangmalerei im Deutschen auszusprechen, um so mehr, als die Literatur über diese Erscheinung noch außerordentlich dürftig ist. Während „die Schallnachahmungen und Schallverba“ im Litauischen kürzlich von A. Leskien eingehend behandelt worden sind[1]), fehlt für die onomatopoetischen Gebilde unserer Sprache noch eine spezielle Untersuchung.[2]) Nun liegt es zwar nicht in meiner Absicht, die Sache hier erschöpfend darzustellen, doch möchte ich veranlassen, daß man sich weiter damit beschäftigt, und einige Steine zum künftigen Bau liefern.

Schon über den Umfang und die Ausdehnung, in der wir Lautmalerei im Deutschen anzunehmen haben, ist wiederholt gestritten worden. Während die einen diese Spracherscheinung auf wenige Worte eingeschränkt wissen wollen, haben andere ihr ziemlich weite Schranken gesteckt und selbst in Gebilden wie **Schmerz**, **Zorn** und **Haß**, **spitz** und **stumpf**, **bitter** und **süß** Beziehung zwischen Laut und Bedeutung angenommen; während die einen erst in ziemlich späten Schichten des Sprachlebens eine gewisse Neigung finden können, „den Objekten schildernd nahe zu treten“, haben andere die Meinung verfochten, daß die Lautnachahmung zu den ältesten Mitteln der Wortbildung gehöre. Und auch jetzt sind die Gelehrten noch keineswegs darüber einig, ob sie bei diesem oder jenem Ausdruck die Möglichkeit der Tonmalerei zugeben sollen oder nicht. Man braucht zu diesem Zwecke nur einen Blick in das Etymologische Wörterbuch von Fr. Kluge[3]) und in das Deutsche Wörterbuch von M. Heyne[4]) zu werfen und z. B. einmal den

---

1) Indogermanische Forschungen von K. Brugmann und W. Streitberg XIII, S. 165—212.

2) In der Regel findet man höchstens ein paar Seiten darüber in den ausführlichsten deutschen Grammatiken, z. B. bei Grimm D. Gr. III, S. 307, oder in wissenschaftlichen Werken wie in Pauls Prinzipien der deutschen Sprachgeschichte, 3. Aufl. S. 160 flg. und in Wundts Völkerpsychologie I, S. 302 flg.

3) Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 5. Aufl. Straßburg 1894.

4) Deutsches Wörterbuch, 3 Bände, Leipzig 1890 flg.

Buchstaben k aufzuschlagen. Wörter wie **kichern, klingen, klimpern, klirren, knacken, klatschen, knarren, knirren, knurren, knistern, knittern, Kuckuck, Klucke (Glucke), Kiebitz** erklären beide für Schallnachahmungen, bei anderen dagegen weichen sie voneinander ab. Bei **klopfen, krähen, krachen**, die Heyne für Tonwörter ansieht, unterläßt Kluge jegliche dahingehende Angabe, bei **kitzeln** und **klappern**, die jener gleichfalls „auf lautmalendem Grunde" gebildet sein läßt, erachtet dieser es für nötig, ein „vielleicht" hinzuzufügen. Es gilt daher vor allen Dingen, bestimmte Gesichtspunkte zu finden, die einen Anhalt zur Beurteilung der Frage liefern, wieweit man Tonmalerei anzunehmen hat.

Wenn es wahr ist, was Goethe einmal sagt (XXX, 102 Hempel), daß wir Deutschen das unabweisliche, täglich sich erneuernde, grundernste Bestreben haben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen, so ist es begreiflich, wie unser Volk dazu kommt, in zahlreichen Wörtern einen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt unwillkürlich herzustellen. In der Tat ist die Zahl solcher Gebilde, die unsere Sprache aufweist, ziemlich groß. Verzeichnet doch schon Paul a. a. O. etwa zweihundert Ausdrücke, bei denen Lautmalerei tatsächlich vorliegt oder mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, und von ihnen entfallen allein auf den Anfangsbuchstaben k 46. Dies ist aber nur ein kleiner Teil im Verhältnis zu der großen Menge derer, die sich in den deutschen Mundarten finden. Denn unser Volk hat bei seiner gemütvollen Art und musikalischen Beanlagung von jeher gern die Töne, die ihm von der Außenwelt ans Ohr schlugen, in der Sprache wiedergegeben. Daher haben auch Schriftsteller, deren Ausdruck volkstümlich gehalten ist, die Lautmalerei geliebt. So begegnen wir in einem alten bayrischen Mirakelbuch (vgl. Schmeller, Bayrisches Wörterb. III, 47) Sätzen wie: „Wer ist, den nicht des Waldes **Brausen** und **Sausen**, der Bäume **Schnalzen** und **Krachen, Rixen** und **Brixen** erschreckt?" So treffen wir auch bei Dichtern wie Bürger Wendungen wie mit **Kliff** und **Klaff, hurre, hurre, hopp, hopp, hopp** u. a.[1]) Weit

1) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 340: „So tief ist die Einbildungskraft des Volkes erregt, daß aus Lautmalerei Märchen und Legenden erwachsen sind. Man muß selbst in der Christnacht mitgefühlt haben, wie unter den Holzschuhen der zur Mette gehenden Landleute der hart gefrorene, knirschende Schnee jauchzend emporruft: **Christ! Christ! Christ!**" — Im 17. Jahrhundert ergingen sich die Pegnitzschäfer in allerhand Spielereien lautmalender Art, z. B. Siegmund von Birken und Klai. Ein solches Gedicht beginnt: „Es **kirren** und **girren** die Tauben im Schatten, es **wachen** und **lachen** die Störche im Matten, es **zitschert** und **zwitschert** der Spatz auf dem Dach, es **krächzet** und **ächzet** der Kraniche Wach', es **schwirren** und **schmirren** die Schwalben in Lüften, es **springen** und **klingen** die Adler in Klüften uff.

zurückhaltender darin zeigt sich die verstandesmäßige Kunstprosa; hier wird selten einmal eine derartige Form eingemischt.

Die meisten onomatopoetischen Gebilde, die wir kennen, gehören der nhd. Zeit an, doch können wir schon eine ganze Reihe aus der ahd. Literatur belegen. Dahin gehören zwizzirôn, **zwitschern**, murmulôn, **murmeln**, wispalôn = mhd. wispeln, **lispeln**, klopfôn, **klopfen**, chrachôn, **krachen**, chlaphôn, **kläffen**, flistiran, **schmeicheln**, flitarazjan, **schmeichelnd liebkosen** (vgl. mhd. flitern, flüstern, kichern), hiuwalôn, **heulen**, winisôn, **winseln, jammern** (mhd. winsen), klingan, **klingen**, klingilôn, **klingeln**, brastôn, **prasseln**, krizzôn, **kritzeln**, kizzilôn, **kitzeln**, zabalôn (mhd. zappeln), **zappeln** (vgl. spratalôn, **zappeln**) u. a. Sehen wir uns diese Wörter auf ihre Bedeutung hin etwas genauer an, so gewahren wir, daß sie mit Ausnahme der beiden letztgenannten alle einen Laut wiedergeben, den lebende Wesen hervorbringen (z. B. zwitschern) oder leblose Gegenstände erzeugen (z. B. krachen). Doch hat man solche Gebilde von Haus aus nicht mit Bewußtsein geschaffen in der Absicht, einen bestimmten Klang wiederzugeben, sondern man hat triebartig Geräusche der umgebenden Sinnenwelt nachgeahmt und erst nachträglich mit den so entstandenen Wörtern allerhand Bedeutungsabschattungen verknüpft. Denn der Naturlaut, den der Mensch vernahm, rief unwillkürlich eine Artikulationsbewegung der Sprechwerkzeuge hervor.[1]) So kommt es, daß Lehngut unter den einschlägigen Gebilden so gut wie gar nicht vertreten ist; nur murmulôn geht vielleicht auf lat. murmurare zurück[2]), wobei dann das zweite r aus Wohllautsrücksichten in l verwandelt wäre wie bei Marmelstein neben marmor und Turteltaube neben turtur.

Am sichersten können diejenigen Formen Anspruch auf onomatopoetischen Ursprung erheben, bei denen in anderen indogermanischen Sprachen dieselben oder ähnliche Laute zur Wiedergabe des gleichen Tones verwandt werden. Dies ist z. B. der Fall bei **piepen**, dem ein lateinisches Verbum pipire und ein griechisches *πιππίζειν* zur Seite steht, ohne daß Entlehnung des einen Wortes aus dem anderen oder Urverwandtschaft anzunehmen wäre. Jenes läßt die Bedeutung als unwahrscheinlich erscheinen, dieses verbietet die Behandlung der p-Laute.[3]) Ebenso verhält es sich mit **klingen** und **Klang** neben lat. clangor und griech. *κλαγγή*. Denn wenn die Worte urverwandt wären, müßten die deutschen Formen mit l (= hl) anlauten (vgl. lehnen mit clinare, laut mit *κλυτός*). Ferner gehören hierher **picken**,

1) Vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie, 1. Bd. S. 318 flg. Leipzig 1900.

2) Kluge im Etymol. Wörterb. 5. Aufl. S. 264 sagt: „entweder aus lat. murmurare oder eher eine einheimische onomatopoetische Bildung.“

3) Bei Urverwandtschaft müßte Lautverschiebung eingetreten sein.

hacken, stechen = an. pikka, aengl. pîcan, frz. piquer, ital. piccare, ebenso **pappen**, essen neben lat. pappare, essen, **krähen**, dem ein asl. grajati und ein lit. gróti, krächzen, entspricht, und **kacken**[1]), das trotz seines späten Auftretens in der Literatur wohl schwerlich entlehnt ist, da auch in den slawischen Sprachen (böhm. kakati, poln. kakač) dem lateinischen caccare und dem griechischen *κακκᾶν* entsprechende Formen vorhanden sind.

Gleichfalls auf Lautmalerei läßt es schließen, wenn Wörter, die einen Schall wiedergeben, in doppelter, nur wenig verschiedener Form vorhanden sind, ohne daß die eine lautgesetzlich aus der anderen hervorgegangen sein kann; z. B. gilt das von vielen Ausdrücken, die entweder mit p (b) oder pl (bl) anlauten. So steht neben mundartlich **pappern** gleichbedeutendes **plappern**, neben **panschen planschen**, neben **patschen platschen**, neben **pumpen**, **pumpsen**, **plumpen**, **plumpsen**, neben **paffen plaffen**, neben **pispern plispern** (z. B. nordhäusisch blischbern, Hertel, Thüring. Sprachsch. S. 183), neben **pustern** (wie ein Hahn, Hertel ebenda S. 187), **plustern** (scheu hin und her flattern von Hühnern, Hertel ebenda S. 183), neben **pauzen plauzen** (aufschlagen, fallen); vgl. auch **pumpet** neben **plump**, **paff** neben **plaff**; **schattern** neben **schlattern** (schwatzen), **fitzen** neben **flitzen**, **Klucke** neben **Kücken**, franz. coq, skr. kukkuta; ebenso alem. pfnusen, schnauben = pfusen, bayr. pfnuttern = pfuttern, pfnurren = pfurren und Hofmann-Krayer i. d. Zeitschr. f. hochd. Mundart IV, S. 162.

Etwas anders geartet sind schallbezeichnende Wörter, bei denen die gleichbedeutenden Doppelformen im Anlaut nicht nur teilweise, sondern völlig abweichen, während sie im übrigen übereinstimmen. Hierher sind Gebilde zu rechnen wie **lutschen**, **nutschen**, **zutschen** (= an etwas saugen), **winseln** und **pinseln** (z. B. in Leipzig; vgl. Albrecht, Leipziger Mundart S. 183), **piepen** und **ziepen** (z. B. in Thüringen; vgl. Hertel, Thüring. Sprachsch. S. 264; vgl. **fiepen** bei Albrecht a. a. O., S. 113), **zietschen**, **zwietschen**, **fietschen**, **quietschen** (Albrecht a. a. O., S. 241 von dem hohen Laute kleiner Vögel), **buschpern**, unruhig sein = **wuschpern**, **guschpern**, **muschpern** (ebenda S. 149). Solche Parallelformen können aber auch im Inlaute Konsonantenwechsel aufweisen. Neben **klopfen** steht ahd. klokkôn, neben **knacken** (von Nüssen) **knappen**, neben **klimpern** **klinkern**, neben **kleckern** **kläppern** (vgl. Albrecht a. a. O., S. 148). Das laute Kochen des Wassers wird in den verschiedenen Mundarten als **quabbern**, **quackern** oder **quaddern** bezeichnet, das Kollern des Hahnes als **kuckern**, **kuddern** oder **kurren** (vgl. lat. cucurrire), das geräuschvolle Hin- und Herschwanken des Wassers als

1) Die Form ist lautmalend gebildet wie die fast gleichbedeutenden quattern und quatteln.

schwappern, schwackern oder schwaddern; neben alem. krappeln, auf Händen und Füßen kriechen steht bayer. krazeln (vgl. alem. gratteln, mit kleinen Schritten mühsam gehen).[1])

Ein weiteres Zeichen lautmalender Bildung ist bei schallbezeichnenden Wörtern das Vorhandensein desselben Lautes am Beginn und am Schluß des Stammes, also eine Art der Alliteration, die namentlich oft bei p-, k- und t-Lauten auftritt, sich aber auch sonst belegen läßt. Von den zahlreichen Beispielen für diesen Fall, die G. Gerland in seiner Schrift über Intensiva und Iterativa, Leipzig 1869, S. 123, 133 und 144 zusammenstellt, hebe ich hier heraus tuten, dudeln, tattern, knacken, knicken, klecken, Klucke, pappern, poppern, puppern, piepen, pumpen, pimpeln, pispern, präpeln, lallen, lullen (vgl. auch quaken, quieken, Glocke, kichern, krachen).

Ein charakteristisches Merkmal für onomatopoetische Auffassung zahlreicher schallbezeichnender Verba von seiten des Volkes ist auch die nahe Verwandtschaft mit Interjektionen, mögen nun diese aus jenen entstanden sein oder umgekehrt. Wie im Litauischen diese beiden Wortkategorien häufig ineinander übergehen und z. B. neben barszkėti (klappern) die Interjektion bárkszt (bei Krachen, Prasseln, Rasseln) steht[2]), so finden wir im Deutschen neben krachen ein krach! z. B. krach! brach das Eis. Ähnlich entspricht dem litauischen plupt das deutsche plumps[3]) mit dem dazugehörigen

1) Diese Abweichungen erklären sich daraus, daß die Vokale wegen ihres starken musikalischen Eigentons leichter festgehalten werden als die Konsonanten, die bei ihrer geringen Klangfarbe in den Ohren verschiedener Hörer abweichende Eindrücke machen. Denn der Mensch ist kein Phonograph, der die vernommenen Laute echoartig wiedergibt, sondern ein phantasiebegabtes Wesen, das sie unter dem Einfluß des Naturvorgangs reproduziert. Übrigens finden wir dieselbe Verschiedenheit in der Behandlung von Selbst- und Mitlauten im Reim der Volks- und Kinderlieder. So lesen wir schon im geschichtlichen Volkslied auf Franz von Sickingen: Drei Fürsten hand sich eins bedacht, hand vil der Landsknecht zusammenbracht, für Landstal seind sie zogen mit Büchsen vil und Kriegeswat, den Franzen sol man loben. Hier ist wat auf bracht und bedacht gereimt, loben auf zogen usf.; ebenso singen die Kinder noch gegenwärtig: Backe, backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen usf. Übrigens ist ganz besonders oft ein Schwanken des Anlauts zu beobachten bei Verben, die mit einem Guttural beginnen, z. B. gackeln und kackeln, gäken (sich erbrechen) und käken, gipsen (stöhnen) und kipsen, gickern (hell auflachen) und kichern, Gückelhahn und Kückelhahn, Glucke und Klucke, gullern (im Leibe) und kullern (hessisch). Vgl. auch Behaghel in Kluges Zeitschr. f. d. Wortforsch. IV, S. 251: „Es kann der Wechsel auf verschiedener Auffassung und Stilisierung des Naturlautes beruhen."

2) Vgl. Leskien a. a. O. S. 183.

3) Es ist beachtenswert, wie häufig im Deutschen solche Interjektionen auf einen Zischlaut endigen, z. B. plumps, hops, plauz, klacks, klatsch, patsch, klaps, bums, pardauz (klatsch, patsch, pfitsch, pfutsch); für die gleiche Erscheinung im Litauischen vgl. Leskien a. a. O. S. 181.

Zeitwort **plumpsen**. In gleicher Weise entsprechen sich **plauz** und **plauzen**, **ach** und **ächzen**, **platz** und **platzen**, **schwapp** und **schwappen**, **husch** und **huschen**, **juch** und **juchzen**, **schnapp** und **schnappen**, **poch** und **pochen**, **hopp** und **hoppen**, **hops** und **hopsen**, **klatsch** und **klatschen**, **patsch** und **patschen**, **wutsch** und **wutschen**, **puff** und **puffen**, **pick** und **picken**, bayerisch **pfitsch** und **pfitschen**, **pfutsch** und **pfutschen** (Schmeller I[1], S. 326), **pfuch** und **pfuchezen**, **pfupfezen** (ebenda S. 307), **hurr**, **hurra** und **hurren**.

Weiterhin kann man mit einiger Sicherheit schallnachahmende Bildung annehmen, wenn bei Ausdrücken für Geräusche entsprechende Formen in anderen Sprachen fehlen und die deutschen Verba Laute enthalten, welche den Eindruck machen, als ob mit ihnen der vernommene Ton wiedergegeben werden soll. So finden wir **rr** besonders verwendet in Wörtern, die das Zittergeräusch mancher Tierstimmen bezeichnen, z. B. **girren**, **gurren**, **schwirren**, **burren**, **surren** (vgl. **klirren**, **zirpen**), so **mm** in **summen** und **brummen** (vgl. **Hummel**), **sch** und **s** zum Ausdruck des **Sausens**, **Brausens**, **Rauschens** von Wind, Wasser usw. Die **k**-, **p**- und **t**-Laute werden gern genommen, um einen schlagartigen Ton auszudrücken; so besitzen die deutschen Mundarten für das deutlich vernehmbare Schmatzen mit den Lippen beim Tabakrauchen unter anderem folgende Verba: **paffen** (Leipzig), **blaffen**, **papsen** (Thüringen), **macken**, **wacken**, **mappen**, **schmappchen** (Hessen). Für das Dahingleiten über die Eisfläche, das die Kinder auf Straßen und Teichen im Winter so gern mit den Füßen ausführen, stehen unserer Sprache sehr viele Namen zur Verfügung, denen es eigentümlich ist, daß sie am Beginn oder in der Mitte Zischlaute oder Gleitelaute oder beides enthalten. Hierher gehören

a) mit Zischlaut am Anfange:

schurren (thür., österr., ostpreuß.) oder **schorren**
schuffeln (thür., hess.) oder **schufflieren**
schuppern (thür., hess.) oder **schubern**
schüttern (märkisch)
tschullern (lausitz.) und **tschillern** (vogtländ.)
tschindern (schles.) und **schindern** (lausitz.), ebenso **tschinnern** (sächs.)
schuweiten (salzung.), **scharmeien**, **schabeien**
schwunzeln (siebenbürg.)

b) mit Zischlaut am Anfang und in der Mitte:

schusseln (leipzig., naumburg.)
zuscheln (altenburg.), **zutschen** (salzung.) **zescheln** (lausitz.) **zuschern** (koburg.)
schuscheln (leipzig.) und **schascheln** (tschascheln sächs.)
tschintschern (schles., böhm., sächs.)

c) mit Zischlaut und Gleitelaut am Anfange:

schlieken (Duisburg im 16. Jahrh. nach A. Richter, Bilder aus d. d. Kulturg. II[2], 273)
schlickern (thüring., braunschweig.), schlichtern (oberpfälz.)
schlittschen (niederd.)
schliffen (baselisch), schliefen (luzernisch)
schlipfezen (österreich.)
schlindern (westfälisch)
schlittern (norddeutsch nach Pauls deutschem Wörterb. S. 387) und schlitteln (zürich.)
schleimern (fränkisch)
tschmidern (oberschles.)
tschibeln, zibeln (schweizerisch)
zwiefeln (schweizerisch)

d) mit Zischlaut in der Mitte:

glitschen (österreich.)
kascheln (schlesisch)
hätscheln (fränkisch, vgl. Schmeller II[2], S. 59)
huscheln (altenburg.)
hoschen (bayerisch; vgl. Schmeller II, 253)
ruscheln (vogtländisch), rutscheln (osterländ.)
ritschen (elsäss.)
riseln (steiermärk.), ruseln (kärnt.)

e) mit Gleitelaut am Anfange und Zischlaut in der Mitte:

glisseken (braunschweig.)
glinsen (ostfriesländ.)[1]

f) mit Gleitelaut am Anfange und Nasal in der Mitte:

glännern (altenburg.) und klennen (pfälzisch)
glandern (hallisch, mecklenburg.) und klendern (elsäss.)

Wie hier die Konsonanten charakteristisch sind, so in vielen anderen lautmalenden Wörtern die Vokale. Am häufigsten begegnen uns in onomatopoetischen Gebilden a, i und u, nächstdem e und o, am seltensten die Diphthonge. Einen hohen Ton gibt man gern mit i, einen tiefen mit u wieder, einen hellen mit a, einen hohlen mit o. Dem deutschen zirpen (hessisch auch zwilgen) entspricht griech. *χρίζειν*, *τιτίζειν* und *πιππίζειν*, lat. stridere und pipire, dem deutschen murmeln lat. murmurare und susurrare; für den o-Laut bezeichnend sind rollen, grollen, kollern und poltern, für den a-Laut krachen, knacken, platzen, knallen. Die Tür knarrt und der Hund knurrt; das Kind weint und der Wolf heult; das Papier knittert und das Gewehrfeuer knattert; die kleinen Füße trippeln und die großen trappeln, neben klitschen steht klatschen, neben quieken

1) Eine Anzahl von diesen Wörtern findet sich zusammengestellt im Deutschen Wörterbuch V, 247, andere bei Albrecht, Leipziger Mundart S. 208, die übrigen bieten die Wörterbücher der Mundarten an der entsprechenden Stelle im Alphabet.

quaken, neben knistern knastern.[1]) Der volle Ablaut tritt uns entgegen bei bimmeln, bammeln, bummeln (neben baumeln), schwippen, schwappen, schwuppen, rischeln, raschеln, ruscheln u. a. So erklären sich auch die auf Lautmalerei beruhenden Vogel- und Insektennamen, z. B. Fink (engl. finch, it. pincione, lat. fringilla), Kiebitz, Grille (it. grillo), Klucke, Glucke (vgl. gluckſen), Hummel, Eule (lat. ulula), alem. Hätteli, Ziege („nach dem meckernden Naturlaut": Zeitschr. f. hochd. Mundarten IV, S. 157) = thüring. Heppe (Hertel, Thüring. Wortsch. S. 118).

Nach diesem Überblick über den Gebrauch der Vokale halte ich es für angezeigt, etwas ausführlicher auf einzelne einzugehen, zunächst auf i. Dessen häufige Verwendung zum Ausdruck hoher Töne können wir aus folgenden Beispielen erkennen: die Lerche zwitschert, zwisseliert (thüring.), trillert, tiriliert, quinqueliert oder quinteliert, die Maus piept oder ziept (thüring.), der Hund winselt, jimmert (oberhessisch) oder gillert (oberhessisch), das Pferd wiehert, hichezt (bayr.) oder hinnikt (Pauls Grundriß I², S. 882), die Schlange zischt oder kischt oder sißt, das Insekt schwirrt, die Taube girrt. Das Reden mit leiser Stimme wird flistern (flüstern), flispern, lispeln, pispern, wispern (ahd. wispalôn), zischeln, tischeln oder diseln (schwäbisch, bei Erbe, Schwäb. Sprachschatz S. 26), ahd. auch zwizerôn (Graff V, 734) genannt, junge Mädchen kichern oder hittern (hessisch) oder kittern (Lenz, Handschuchsheimer Dialekt I, S. 22) oder giecheln (Paul, Grundriß I, 882); vgl. ndd. gribbelgrienen, verstohlen lächeln und mhd. smielen, lächeln. Kleine Kinder wimmern, gimmeln (Hertel, Thüring. Sprachsch.), plinsen (nordd. bei Paul, Deutsch. Wörterb.), grinsen, ningern (altenburg.), ninnern (Hertel a. a. O.), finzen; eine lange Zeit nicht geölte Tür fietscht oder quietscht oder kirkst (thüring.), ein springendes Glas klirrt, eine kleine Glocke (mundartlich auch Pinks genannt) klingt, klingelt, bimmelt oder pinkt (vgl. lat. tinnire). Pilpern heißt tropfenweise fallen (vgl. berlinisch piperlings, tropfenweise), pinkeln harnen, picken mit der Hacke an etwas schlagen = kippen in Handschuchsheim (Lenz, a. a. O. I, 22). Ball schlagen wird in Thüringen kitzen oder kitschen genannt (vgl. pitschen, schlagen. pritschen, schlagen, Kicks, Fehlstoß beim Billardspiel, Titsch, Fehlschlag beim Ballspiel, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, S. 362), pfitschen sagt man ebenda von dem dünnen, hellen Geräusch der ins Wasser geschlagenen Rute und fitschen vom dahinschießenden Pfeile, gigzen bei Hebel kreischen (mhd. gigezen). Klingende Münze heißt Bims, klirrender Kies Gnitt, krisperig knirschend.

1) Vgl. meine Ästhetik der deutschen Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1905, S. 2flg. und Hoffmann-Krayer, Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten IV., S. 154: (alemannisch) „gâre knarren ist Schallwort für tiefere Töne, wie gire für hohe Töne".

Als Beleg für den Gebrauch des Lautes **a** wähle ich die Zeitwörter, mit denen die Mundarten das schnelle und häufige Sprechen gern bezeichnen, zugleich um an einem Beispiele die große Fülle solcher Gebilde im Volksmunde nachzuweisen.[1]) Am verbreitetsten ist dafür der Ausdruck **schwatzen**, doch finden sich dafür (nach den das a umgebenden Konsonanten geordnet) unter anderen auch folgende Wörter:

1. mit Lippenlaut nach dem **a**:

klaffen (bayerisch Schmeller II, 353, ahd. chlaphôn, engl. to clap)
waffen (schweizerisch), **waffeln** (hessisch bei Vilmar Idiot. 433, Crecelius 888)
knaffen (fränkisch nach Frommann, Mundarten II, 464)
raffeln (schweiz.), schwatzen
schnappen (hessisch, bayerisch; mhd. snappen, Renner 16203; mittelnd. snapperen)
klappen (mittelnd.; **klappern** bei Henisch, Diefenbach u. a.) vgl. engl. clap, klappern, klopfen, klatschen.
pappen (böhmisch, Frommann, ebenda II, 235, Schmeller I, 290), **pappern** (altenburg.), **pappeln** (thüring.); vgl. Pappe, Peppe, Mund und engl. babble, schwatzen
plappen (alemannisch; vgl. engl. to blab), **plappern** (altenburg.), **plapern** (Berner Mattenenglisch Kluges Zeitschr. II, 56), vgl. mhd. blapzen, ahd. blabbizôn
schwappen (nordböhm. Frommann a. a. O., S. 238), **schwappeln** (thüring.)
rappeln (schwäbisch D. Wb. 8, 118, ebenso braunschweig.)
wappeln (fränkisch, Frommann a. a. O., S. 171)
happeln (bes. westdeutsch; vgl. Lyons Zeitschr. XV, 729)
labbern (thüring.)
sabbern (leipzig., Albrecht, S. 194)
schlabbern (D. Wb. 9, 230)
schwabbeln (thüring., Hertel, S. 220; oberhess. Crecelius S. 760);
brabbeln (berlinisch), unverständlich reden = thüring. **brammeln**
wabbeln (bayerisch, österr.), unverständlich reden;

2. mit k-Laut nach dem **a**:

gackeln D. Wb. IV, 1, 1128, **gackern** (fränkisch, Frommann a. a. O., S. 463)
quacken, **quackeln** (oberhess. Crecelius S. 668, Heyne, D. Wb., S. 1223); niederl. quaken, schwatzen
schnacken (thüring., Hertel, S. 216);

3. mit t-Laut (auch tz und tsch):

schnattern, mhd. snateren, gemeindeutsch
klattern (bayerisch, Schmeller II, 364)

1) Ich führe in der Regel nur eine Mundart als Beleg an.

tattern (thüring., Hertel, S. 242, oberhess. Hertel, S. 253); vgl. engl. tattle, schwatzen
rattern (thüring., Hertel, S. 193)
schwattern, mhd. swaderen, Lexer II, 1332, bayerisch Schmeller II, 624, 652; vgl. schwadronieren
schattern (D. Wb. VIII, 2271, ostpreuß., Frischbier 2, 261)
quattern (leipzig., altenburg., ostfries.)
sladdern (ndd. z. B. in Vossens Gedicht „Winterabend", vgl. dänisch sladdertaske, schwed. ebenso = Plaudertasche, D. Wb. V, 978 unter Klappertasche)
knattern (thüring., Hertel, S. 140)[1])
pladern (D. Wb. IV, 1, 3529; vgl. lat. blaterare, blattire)
schmadern (bayerisch, Schmeller III, 465)
praten (Frommann a. a. O. VI, 363); vgl. engl. prate, prattle, schwatzen
platzen (oberhess., Crecelius, S. 875, D. Wb. VIII, 1923); platschen (Fischart Garg. 118a, D. Wb. VII, 1901)
schmatzen, schmätzen (bayerisch, Schmeller III, 478, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 72)
quatschen (altenburg.; vgl. leipzig. Quazig, Geschwätz)
knatschen (thüring., Hertel, S. 140)
klatschen (D. Wb. V, 1023)
latschen (leipzig., Albrecht, S. 159, hess., Vilmar, S. 238)
patschen (Frommann VI, 131, Erbe, Schwäb. Wortsch., S. 26)
platschen (oberhess., Crecelius, S. 171)
fratscheln (kärntnisch nach Frommann II, 343)
tratschen (thüring., Hertel, S. 246)
pla(n)tschen (bayerisch, Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I[1], 336); neben planken
watschkern (schlesisch, Weinhold, S. 108; oberhess. watscheln, Crecelius, S. 896)
klabatschen (oberhess.; bei Kehrein, S. 227, labatschen, bei Hertel, S. 129, klamatschen)
polatschkern (schlesisch, bei Weinhold, oberhess. polätschen, Crecelius, S. 87, aber auch ballatschen)
dillatschen (thüring., Hertel, S. 82)
Vgl. mit Umlaut: rätschen (bayerisch Schmeller III, 171; prätzeln, D. Wb. IV, 1, 3539: Geprätzel, Schmeller I, 374; bretscheln, schwatzen);

4. mit s-Laut:

klaschen, plaudern (thüring. b. Hertel, S. 135; vgl. kärntnisch plêsch, poltern, bayerisch kleschen, klirren, engl. clash, gegeneinander schlagen, klirren)
waschen, schwatzen (Schmeller IV, 189, Wischwasch, leeres Gerede; Chr. Weise: aus der Schule waschen, Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. II, 35)
praschen, lärmen, viel schwatzen (nordböhm., Frommann II, 236, schmalkald., Vilmar, S. 306, oberhess. breschen, Crecelius, S. 204)

---

1) Hierher gehört auch engl. chatter, plappern, chatty, schwatzhaft.

danschen, mit den Händen im Wasser rühren, kneten, plaudern (thüring.)

quasseln, unverständlich reden (thür., Hertel, S. 188, D. Wb. 7, 2329)

prasseln, prahlen mit Worten (altenburg.), sonst von knitterndem und krachendem Geräusch [I, 33)

palasse, schwatzen (oberhess., Crecelius

brasken, großsprechen, rauschen, durchs Gebüsch brechen (siebenbürg., bei Frommann VI, 54)

brasseln, schwatzen (im Berner Mattenenglisch nach Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. II, 54)

daskern, über etwas hin und her reden, wohl von dasken, dreschen (Fürstentum Lippe, Frommann VI, 56)

Vgl. auch **knesseln**, undeutlich reden (thüring., Hertel, S. 142), **dreschen**, schwatzen, regnen, geschäftig hin und her laufen (thüring.);

5. mit r-Laut:

schnarren mhd. snarren, im Renner 14351, mnd. snarren, schwatzen; vgl. Schnurre und mhd. snarz, Zwitschern der Schwalben

knarren, knärren, nörgelnd tadeln (thüring., Hertel, S. 140, ähnlich **knarzen, knärzen**)

marren, unzufrieden murren von Kindern (oberhess. Crecelius, S. 579)

schmarren, schwatzen (schwäbisch, D. Wb.; **Schmargler**, Schwätzer, ulmisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 58)

schlaren, schwatzen (lippisch, Frommann VI, 478)

schnarbeln, schnell und unverständlich reden (oberhess., Crecelius, S. 751)

scharbeln (thüring.), dasselbe

Vgl. mit Umlaut: **plärren** mhd. blerren, schreien, gedankenlos plappern;

6. mit l-Laut:

lallen (allgemein deutsch, vgl. an. lalla, wie ein Kind hin und her schwanken)

kallen (ahd. challôn, mhd. kallen, schwatzen, singen, krächzen, engl. call, bayerisch, Schmeller II, 288)

prallen, im älteren Oberdeutsch auf der Kanzel schreien, auf jem. losfahren, mhd. brallen

knallen (thüring. anknallen, derb anreden, Hertel, S. 139; vgl. altenburg. knellern, schlechten Tabak rauchen)

pallern, tief aus der Kehle die Worte hervorpoltern (Frommann II, 464)

salfern, schnell und unverständlich sprechen (bayerisch, Schmeller III, 139)

Vgl. mit Umlaut: **gelfern**, in hohen Tönen voll Zornes reden, auch **belfern** (Frommann II, 464)

7. mit m und n:

brammeln, undeutlich vor sich hin reden (thüring., Hertel, S. 72, leipzig.)

pranzeln, eifrig schwatzen (ostpreuß. Frischbier II, 176b, **Gepranzel**, D. Wb. IV, 1, 3538).

Bei den meisten dieser Wörter ist der Stammvokal a kurz, doch herrscht hier keine völlige Übereinstimmung in den Mundarten, sondern in mancher Gegend finden wir statt der Kürze die Länge, z. B. findet sich neben pappern oft pâpeln. Ferner ist zu beachten, daß neben diesem a am häufigsten Explosivlaute und Spiranten vorkommen, seltener Liquiden und andere Laute. In zahlreichen Fällen werden durch ein und denselben Stamm verschiedene Geräusche bezeichnet, so außer dem Schwatzen das Klappern der Mühle, das Plätschern im Wasser, das Schwanken bewegter Flüssigkeiten, das Aufschlagen des Regens, das Küssen, das Geräusch der Lippen beim Rauchen u. a., sei es nun, daß Bedeutungsübertragung von dem einen zum anderen stattfindet, oder daß die einzelnen Klänge wegen ihrer Ähnlichkeit von Anfang an mit demselben onomatopoetischen Worte benannt worden sind. Nicht selten treten die hierher gehörigen Ausdrücke auch in gehäufter Zahl auf, so bei Hans Sachs 1, 520a: erst fingen sie an ein solches Schnadern, ein Schwatzen, ein Klappern und ein Dadern; ferner bei Rollenhagen im Froschmäuseler von Weibern und Gänsen zugleich: die kackeln und quackeln, klappen und lallen; bei Albertinus in der Narrenhatz 225: also tun die vollen Zapfer (Trinker) nichts anderes als schwatzen, klappern, schnattern, tatern; im Eselkönig 219: da entstand viel Disputierens, Schwatzens und Hetzens, Tadern und Schadern, Kläppern und Schnäppern.

Der u-Laut wird namentlich gern gewählt für dumpfe Geräusche, mögen sie nun von Menschen, Tieren oder leblosen Gegenständen ausgehen. Hierher gehören Wörter wie **murren, knurren, schnurren, hurren, murmeln, mummeln, summen, brummen,** thüring. **grummeln** (vom dumpfen Rollen des entfernten Donners), **mucken, mucksen, glucksen, schlucksen, mutteln** (brummig tadeln), **muttern, brutteln** (dasselbe alemannisch), **futtern** (närrisch zanken), **rumpeln, pumpeln; nutschen, zutschen, lutschen, nullen, lullen, schnullen, zullen, nunneln, nuckeln, nuppeln, suckeln,** die sämtlich saugen bedeuten: **puppern, pumpen, puffen, knuffen,** lat. bullire, **ruken** (mhd. ruckezen), **gulkern.**

Naturgemäß sind die meisten der hier in Betracht kommenden Wörter Verba, doch fehlt es auch nicht an anderen Wortarten, namentlich an Substantiven. So wird die unter klatschendem Geräusch ausgeteilte Ohrfeige und überhaupt der hellklingende Schlag oft lautmalend bezeichnet, bald mit **Watsche** (oberhessisch = mhd. watze in ôrewetzelin), **Quatsche** (berlinisch), **Patsch** (leipzig.), **Klaps** (thüring.), **Platz** (altenburg.), **Kalasche** (Prügel, schlesisch), **Damsel** (Ohrfeige, leipzig.), **Schlappe** (dass., älter nhd.), **Wappche** (hessisch), **Schwappe** (berlinisch), **Flappe** (hessisch), **Tappe** (thüring.), **Knalle** (Prügel, leipzig.), **Rampes** (Prügel, nassauisch), **Lachse** (Prügel, leipzig.), **Flachse** (dass., altenburg.), **Knackse** (dass.,

altenburg.), **Wamse** (dass., hessisch) u. a.[1]) Ähnlich verhält es sich mit dicken, breiartigen Massen, die auf die Erde fallend aufklatschen und darum auch so genannt werden, wenn sie sich unbeweglich an einem bestimmten Orte befinden. Der breite, dünne Kuhfladen heißt in Thüringen **Kuhpaps, Kuhpratsch** oder **Kuhplatsch**, in Handschuchsheim bei Heidelberg **Platscher**, im Rheinland **Blatter**, in Nassau **Kuhquattel**, in der Schweiz **Dansch**; dickflüssiger Brei wird in verschiedenen Gegenden **Pamps, Paps, Stamps, Zamp, Pframpf, Klatsch** usw. genannt, flüssiger Straßenkot, der bei jedem Fußtritt einen hellen Ton von sich gibt, **Patsche** (vgl. in der Patsche sein), **Quatsch, Mansch, Quansch, Schmatter, Schmant.**

II.

Die meisten bisher behandelten Wörter bezeichnen ein Schallgeräusch, das mit einer Bewegung verbunden ist. Das **Sausen** und **Brausen** des Windes, das **Krachen** und **Knarren** der Äste, das **Trapsen** und **Stapsen** der Füße, das **Klatschen** und **Knallen** der Peitsche, das **Planschen** und **Manschen** der Kinder im Wasser, das **Klappern** der Mühle und das **Plappern** des Mäulchens, sowie zahlreiche andere Erscheinungen sind regelmäßig von Bewegungen bestimmter Gegenstände begleitet oder werden durch sie hervorgerufen. Wie eng aber beide Vorgänge in der Volksphantasie verknüpft sind, lehrt der Umstand, daß das Leben in der Natur auch ohne Geräusch häufig lautmalend bezeichnet wird. „Wie jeder lebhaft erregte Beobachter einen Bewegungsvorgang, den er sieht, mit Mienen und Gebärden begleitet, so und nicht anders haben wir uns auch jene Lautbewegungen zu denken, als Bewegungen, die, indem sie die durch den Eindruck erregten subjektiven Gefühle ausdrücken, unwillkürlich auch den das Gefühl erregenden Vorgang selbst nachbilden. Solche Mitbewegungen, an die sich sofort Übertragungen sonstiger Sinneseindrücke in Gebärdenbewegungen anschließen können, sind gerade so gut wie alle anderen ursprünglichen Gebärden unwillkürliche Akte, aber sie sind nicht bloße Reflexe, sondern Triebhandlungen, in denen sich die vorhandene psychische Erregung äußert.“[2]) Überdies ist der Eindruck für das Auge bei geräuschlosen Vorgängen vielfach derselbe wie bei den mit Geräusch verknüpften Bewegungen. So wird das deutlich vernehmbare Hantieren mit Wasser oder anderen Flüssigkeiten in den Mundarten bald als **Matschen, Mantschen, Pantschen, Plantschen, Danschen, Quatschen, Pfatschen**, bald als **Maddeln, Paddeln, Pladdern** bezeichnet; doch sagt man auch, wenn die Kinder still

1) Vgl. meine Abhandlung in der Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten II, S. 38 flg.
2) Vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie, Leipzig, 1900, I, S. 321 flg.

im Staube wühlen, daß sie **matschen**, **maddeln** oder **paddeln**, und wenn die Hausfrau das Mehl herumrührt oder den Teig knetet, daß sie **danscht**. Ebenso gelten die onomatopoetisch gebildeten Verba **schwappen**, **schwackern**, **wappen**, **wappeln**, **wackeln**, **quappeln**, **schwatteln** nicht bloß von der an das Gefäß schlagenden, unruhig hin und her schwankenden Flüssigkeit, sondern auch von Massen wie Gallerte, Gelee, Flammeri und Fleisch, die sich geräuschlos bewegen.[1]) Ähnlich verhält es sich mit den durch Ablaut des Vokals voneinander verschiedenen drei Verben **bimmeln**, **bammeln** und **bummeln**; sie können alle drei das Läuten von Glocken bezeichnen, aber auch das Hin- und Herschwanken von **bammelnden** Beinen oder das Hin- und Hergehen von **bummelnden** Menschen.[2]) Ebenso berühren sich ziemlich nahe **zwitschern** von Vögeln und **zwitzern** (schwäbisch) von der unruhigen Flamme des Lichtes, **quittern** schwatzen (D. Wb.) und **quittern** vom Flimmern der Sterne (Gegend von Göttingen), **flittern** und **flattern**.

Doch gibt es auch zahlreiche Verba, bei denen von einem Schallgeräusche irgendwelcher Art entweder überhaupt nicht oder nur in den seltensten Fällen die Rede ist, und bei denen gleichwohl Lautmalerei stattfindet, genau so wie im Litauischen, wo sich der onomatopoetische Charakter leichter feststellen läßt, weil dort die betreffenden Wörter eine besondere grammatische Form haben. Zunächst gilt dies von Lichterscheinungen, von der Beweglichkeit der Flamme, des Blickes u. a., z. B. lit. **szwist**, funkeln, **blikst**, flimmern, **blinkt**, aufblinken, **zwilkt** vom schnellen Blick, **zybt**, schnell aufleuchten, **blikt** vom schnellen Seitenblick usw., denen deutsche Verba wie **flimmern**, **flirren**, **flittern**, **glitzern**, **quittern**, **zwitzern**, **schillern**, **flinkern**, **flackern** entsprechen. Dann von ganz feinem Regen; wenn dieser fällt, so heißt es in Leipzig es **nieselt** oder **nisselt**, im Elsaß es **rieselt**, in Köln es **fiselt**, im Egerlande es **siefert**, in Thüringen es **fitzt**, **sickert** oder **stippert**, in Schwaben es **nibelt**.

Für die Bewegung der Backen beim Kauen sind Ausdrücke üblich wie **mammeln** D. Wb. VI, 1519, **mummeln** (thüring.), **mampfen** (schwäbisch), **mappeln** (altenburg.), **muffeln** (thüring.), **mumpeln** (thüring.); neben **zittern** stehen gleichbedeutend oder in ganz ähnlichem Sinne **tattern**, **betippern**, **schlottern**, **zappeln**, **rappeln**, **quatscheln** (thüring.; vgl. **verzwatscheln**), für Hinken kommen in Betracht die Wörter **knappen** (mhd. **gnappen**), **schnappen**, **humpeln**, **happeln**, **hampeln**, für Hin- und Her-

1) Dagegen werden die Adjektiva **quabbelig**, **schwabbelig**, **patschelig**, **quatschelig**, **maddelig**, **mackelig**, **paddig**, **pumpelig** in der Regel nur von Fleisch und ähnlichen Massen gebraucht.

2) Vgl. auch **Klunker**, herabhängende Bummel oder Quaste von **klinken**. Neben **bummeln** findet sich **baumeln**.

schwanken **taumeln**, schwäbisch **turmeln**, **torkeln**, **watscheln**, **quantschen** (vgl. lat. titubare), **holpern**, nordthüring. **toltern** (vgl. stolpern). Schaukeln heißt auch **kautschen**, **kaupeln**, **schunkeln**, **schumpeln**, **schackern**, **schappern**, **kockern**.[1]) Einen hastigen und unruhig hin und her fahrenden Menschen nennt man in Schwaben **Fappel** (vgl. **Schwappel**, **haltloser Mensch**), in Hessen **Quatter**, in Leipzig **Firle** oder **Hutschche**, fahrig, hastig heißt ebenda **firlig** oder **fipperig**, in Rochlitz **fispelig** (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 1901, S. 28). Dasselbe quecksilbrige Wesen bezeichnen Zeitwörter wie **wusseln** (schon im Simplizissimus), **busseln**, **wuschen**, **wutschen**, **witschen**, **fuspern**, **buspern**, **wispern**, **ruscheln**, **pfutschen**, **fucheln**, das Hin- und Herfahren mit der Hand über etwas **fitscheln**, **fummeln**, **nuddeln**, das rasche Entschlüpfen **huschen**, **wutschen**, **quutschen**. Für eilfertige, oberflächliche Arbeit finden sich in Gebrauch **fusseln**, **futteln**, **futschen**, **fuscheln**, **busseln**, **tschuppern**, **tschurren**, für tändelnden Zeitvertreib **kläppern**, **täppern**, **klettern**, **klempern**, **tempern**, **plempern**, **quackeln**.

Ähnlich verhält es sich, wenn das bunte Durcheinander von umherlaufenden Ameisen und anderen kleinen Tieren bezeichnet werden soll. Hier sind Ausdrücke in Gebrauch wie **wimmeln**, **wibbeln**, **kribbeln** (vgl. lit. kribždù, wimmeln), **krabbeln**, während das Durcheinandergeworfenwerden durch **wirbeln**, **zwirbeln**, **schwirbeln**, **zirbeln** bezeichnet wird. Selbst Empfindungen, die den Eindruck des Hin- und Herlaufens machen, wie das Jucken der Haut, werden lautmalend benannt. So hört man für dieses Gefühl in Thüringen **Kribbeln** und **Krabbeln**, so erklären sich auch onomatopoetische Gebilde wie **kitzeln**, engl. tickle, lit. kuttěti, mhd. **gickeln**, **prickeln**, lat. titillare.

III.

Zu diesen einfachen Wörtern kommen nun noch die zahlreichen mit Doppelung gebildeten, die ich in der Zeitschr. f. d. Wortf. II, S. 8 flg. behandelt und in fünf Gruppen geteilt habe:

1. solche, in denen der Wortstamm einfach wiederholt wird, wie **Kuckuck**, frz. cricri, Hausgrille u. a.;
2. solche, bei denen die Wiederholung mit Vokalablaut verbunden ist, z. B. **Singsang**, **Wirrwarr**, **Mischmasch**, **Zickzack**;
3. solche, bei denen der anlautende Konsonant wechselt, z. B. **Hackemack**, **Kuttelmuttel**, **Schorlemorle**;
4. solche, in denen der erste Bestandteil am Schlusse gekürzt wird, z. B. **Schlampampe**, **Runkunkel**, **Menkenke** = **Schlampepampe** usf.;

1) Die drei letztgenannten in Thüringen besonders vom Schaukeln der Kinder auf den Knien Erwachsener.

5. solche, bei denen die erste Silbe am Schlusse wiederkehrt, z. B. **tikeriki, paperlapap, täterätä** u. a.

In ihrer Bedeutung stimmen sie mit den einfachen überein, doch gesellen sich noch einige Gruppen hinzu. Außer den Bezeichnungen von Geräuschen finden sich besonders häufig Ausdrücke für das Hastige und Übereilte, für ein Durcheinander, daher auch für Spiele, Mischgerichte und Mischgetränke, Durchstechereien, Zänkereien, Possen und für Menschen, bei denen etwas nicht in Ordnung ist. Indem ich für diese Doppelwörter auf obengenannten Aufsatz hinweise, benutze ich die Gelegenheit, hier noch eine größere Zahl in gleicher Weise gebildete nachzutragen, die ich zum Teil der Güte des Herrn Dr. D. Saul, Korrespondenten der Frankfurter Zeitung in Stuttgart, verdanke:[1])

1. Wörter mit gleichem Anlaut und wechselndem Vokal:

Chrippischrappis, wirres Durcheinander (Basel), Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 41: chripslichrapsli = **Krimskrams**, chripsichräpsi, Geschnörkel, kritziskrätzis, unleserlich Geschriebenes

Zizat, Durcheinander (hessisch) S.

Tschiritschari, sinnloses Geschnörkel (Frommann, Mundarten VI, 333)

Schnirkelschnörkel, Verschnörkelung (hessisch) S.

Blimiblami, Possen (Schmeller I, 236). Jemand ein **Blümelblamel** vormachen, Frankfurter Zeitung, Dienstag, d. 16. Juli 1901, Feuilleton aus Wien

kitzekatzegrob (hennebergisch nach Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. IV, 317)

Fiselfasel, Faselei (holsteinisch, vgl. Regenhardt, Die deutschen Mundarten I, 114)

Schneckeschnickeschnack = Schnickschnack (Goethe, Klassische Walpurgisnacht)

Gickelgackel = Wischwasch (Lessing, vgl. Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 553)

Gigerlegagerle geht übers Ackerle: vom Fallen der Schneeflocken (Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachv. XVII, 112)

Giggisgaggis, etwas Wertloses (Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 31, schweizerisch)

Fichtisfechtis, Fechtbewegungen (ebenda S. 42)

Dillisdallis, Hiebe, Schläge (ebenda S. 42)

Knipisknopis, Schläge (ebenda S. 42)

Muffmaff, mürrischer Mensch = Muff (Crecelius, Oberhess. Wörterbuch S. 607, Hans Muffmaff mit dem Bettelsack, G. Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenh. III, S. 62)

Zwitzizwatz, Übername einer unsteten Person (Hertel, Thüring. Wortsch. S. 295, Frommann, Mundarten VI, 403)

---

1) Die von diesem Herrn beigesteuerten schwäbischen und hessischen Ausdrücke habe ich mit S. bezeichnet.

Knippknapp, Mensch, bei dem es knapp hergeht (schwäbisch) S.

Wuwatz, Nachtgespenst (Frankfurt, S., vgl. thüring. **Mummanz**)

Bimmelbammel = Bammel, Angst (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

Klindriklandri, spöttisch von einem schlechten Leiterwagen (Frommann, Mundarten VI, 333)

Blipenblap, du bist ein rechter Bl. (Lexer, Mhd. Wörterb. I, 310)

Milimaler, Kinderwort für Schmetterling (Schmeller II, 567), dafür schwäbisch Titimaler

Blindenblunden, Eulen im Kinderliede, S.

Pipenpapen, Samenfackeln des Teichschilfs, S.

wippenwappen, schwanken; bei Liliencron: die Grete wippwappt daher

Nicknack, freundschaftliche Bezeichnung der Zwillingsbrüder Friedrich und Konrad Haußmann im württembergischen Landtage, S.

Fritzfratz, Fritz im Kinderliede (Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. S. 153)

Ridelradelrumpel, Rätselname des Schornsteinfegers in der Sammlung von O. Frommel, Deutsche Rätsel, Leipzig 1902, Nr. 21

timpestempes, Simon Rot schreibt 1573: Physigunkus ist ein Spottwort gegen denen, die etwas in natürlichen Dingen und sonst wissen wollen und doch nichts ist, sondern timpestempes seind

klinkerklunker gehen, bummeln, schlendern (D. Wb. V, 1197)

Klunkerklanker oder Klunklanker = Klunker, Schaukel (Frommann, Mundarten V, 152, VI, 15)

gripsgraps mit raschem Griffe, S.

zippzapp machen, jemand zupfen, (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

rippelrappeldürr (Frommann, Mundarten II, 192)

wigenwagen, hin und her wanken beim Gehen (schwäbisch, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

timpentampen, schallnachahmend von der Falkenjagd (Lexer II, 1449 aus dem jüngeren Titurel);

2. Wörter, bei denen der Schluß des ersten Bestandteils unterdrückt ist:

Klunklanker, siehe oben Klunkerklanker

kunkankeln, unbestimmt und geheim reden über etwas (Frommann, Mundarten VI, 217)

Lambambes, alberner Mensch (hessisch) S.

Rampampen, Eingeweide (Regel, Ruhlaer Mundart S. 191 = hessisch Rampen bei Vilmar S. 314)

Springinkel, Springinsfeld, leichtfertiger Mensch, S.;

3. Wörter mit wechselndem Anlaut und gleichem Vokal:

Hogisbrogis, Wirrwarr (schweizerisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 27; vgl. Hokuspokus)

Chrampelimampis, Durcheinander, ebenda, S. 41

Rauschebausch, eine Person, die mit Geräusch einherfährt und laut arbeitet (schwäbisch, Erbe, Schwäb. Wortschatz S. 38)
Hitzblitz, heftig aufbrausender Mensch (hessisch) S.
Zimserlinse, schmächtiges Frauenzimmer (hessisch) S.
Irrgewirr, Wirrwarr, S.
Hilkenzilk, voreiliger, zudringlicher Mensch (Frommann, Mundarten II, 230)
Matzplatz, Tölpel, Maulaffe, bei Christian Weise, Zeitschr. f. d. Wortf. II, 29
Puphup, Huppe, abgeschälte Weide zum Blasen für Kinder (plattdeutsch)
Puyhuy, wilde Schnepfe (Zeitschr. f. d. Wortf. II, 30)
Uschelbuschel, vulva, S.
Scharivari, Springinsfeld, Mensch, der buntscheckig in Kleidung und Gesinnung ist (bayerisch, Schmeller I, 386)
Bratzematz, unnötige, weitschweifige Erzählung (hessisch, Vilmar)
Kuckemucken, Champignon (Schmeller II, 288)
Hackelpackel, Huckepack (hessisch) S.
huzebuz, mit jemand spielen, ihn zum besten haben (thüring., Hertel, S. 125)
hurlipurli, in Hast, Überstürzung bei Goethe, Bürger, Immermann nach dem D. Wb. IV, 2, 1967
rupistupis, bunt durcheinander (schweizerisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 43)
rumpistumpis, bunt durcheinander (schweizerisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 43)
chrutisbutis, bunt durcheinander (schweizerisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 43)
raudimaudi, bunt durcheinander (bayerisch, Schmeller III, 50)
raudisstaudis, bunt durcheinander
rumpetestumpete, mit Stumpf und Stiel (Schmeller III, 90 = ndd. rumpstump, rheinisch mit Rump(f) und Stump(f)
Hinkebink, ein Hinkender, D. Wb. IV, 2, 1444
Rübisstübis (bernisch), mit Stumpf und Stil
hestekest (ostfränkisch), diesseits und jenseits;

4. mit gleichem Anlaut und gleichem Vokal:

giebelgiebig, übermäßig freigebig (hessisch) S.

Vieles Einschlägige lesen wir in Kinderversen, z. B. heißt ein Rätsel vom Ei in plattdeutschen Mundarten: **Hummelke Trummelke** lag up r Bank, Hummelke Trummelke fell von r Bank, et was kein Doktor inn ganzen Land, de Hummelke Trummelke we'er maken kann (vgl. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl., 1901, S. 493). Für Hummelke Trummelke findet sich auch **Runzeldepunzel**, in Westfalen **Hüppelpüppelken**, in Oldenburg **Humpelkenpumpelken** (Strackerjahn II, S. 97), in Pommern **Entepotente**, in England Humpty Dumpty sate an a wall, Humpty Dumpty

had a great fall. Three score men and three score more cannot place Humpty Dumpty as he was before. Dafür sagt man in Oberdeutschland **Wirgelewargele** (E. Meier, Schwäbische Kinderreime Nr. 310).

Vieles findet sich auch in den Dichtungen Wilh. Buschs, z. B. die Jugend, die sich schnell versammelt, sieht, daß dort etwas **bimmelbammelt**; doch die Käfer **kritzekratze** kommen rasch aus der Matratze; **Schnurrdiburr** oder die Bienen usf. Eine Anzahl malaiischer Analoga verzeichnet Renward Brandstetter in seinen Malaio-Polynesischen Forschungen II, Tagalen und Madagassen, Luzern 1902, S. 53 ff. Dort werden außer Geräuschen, die sich wiederholen, wie klagen, bellen, tröpfeln, grunzen, zunächst Wörter genannt, die ein Durcheinander ausdrücken, wie sayurmayur, allerhand Gemüse, halobilo, Auflauf, harubiru, Verwirrung, sunbransanbran, mit ungekämmtem, verwirrtem Haar, aber auch geistige und sittliche Begriffe, wie hezaheza, zaudernd, henahena, schüchtern u. a.

Sprechzimmer.

1.

Dreizehn bei Tische!

Der allgemein verbreitete Aberglaube, wonach von dreizehn Personen, die zusammen bei Tische sitzen, eine im Laufe des Jahres sterben muß, scheint nach Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, § 293, auf Deutschland beschränkt. Daß er sich aber auch in romanischen Landen findet, beweisen des Portugiesen Alberto Braga Dorfgeschichten, übersetzt von L. Ey (Meyers Volksbücher Nr. 1258) S. 34: „Dreizehn ist eine Zahl voll bösen Omens! Wenn dreizehn zusammen zu Tische sitzen, so muß einer im Laufe des Jahres sterben." Von dem französischen Schriftsteller Alphonse Karr (1808—1890) wird ebenda berichtet, daß er nicht gern mit dreizehn Tischgenossen gegessen habe. Danach dürfte die von Mühlhause, Urreligion des deutschen Volkes in hessischen Sitten, 1860, ausgesprochene und von Wuttke wiederholte Vermutung, daß dieser Glaube mit der nordischen Mythe zusammenhänge, wonach von den dreizehn Göttern in Walhall einer, Baldur, sterben mußte, nicht begründet sein.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Unter aller Kanone.

Bekanntlich wird diese Redensart vielfach im Scherze angewendet, um damit völlig unmögliche Schülerarbeiten zu charakterisieren. Gelegentlich schulgeschichtlicher Studien über das Kurfürstentum Sachsen fand ich in einem alten Aktenbande einer städtischen Lateinschule folgende Erzählung: Die Schüler der Anstalt waren im 18. Jahrhundert im Latein besonders verwahrlost und das

erregte den berechtigten Ingrimm der studierten Väter der Stadt. Auf ihre Veranlassung hin ließ der Oberpfarrer in sämtlichen Klassen ein Exploratorium nach Art des an den Fürstenschulen üblichen „Rektorextemporale" schreiben, die Arbeiten einfordern, und machte sich dann an die Korrektur. Das Ergebnis war sehr unbefriedigend; denn in dem Berichte an den Stadtrat teilte er dann mit, daß er sich „einen canon von fünf Censuren gemachet (optime, bene, sic satis, male, pessime), daß aber leider viele der Arbeiten so schlecht seyen, daß sie nur als sub omni canone" bezeichnet werden dürften. Canon war also die Zensurenstaffel und aus der lateinischen Redensart wurde dann die scherzhafte deutsche Verdrehung.

Leipzig. Prof. Dr. **Ernst Schwabe.**

3.

Manchem Leser des „Egmont" wird die etwas dunkle Stelle in der 2. Szene des 4. Aktes aufgefallen sein, wo Alba von Oranien die Worte spricht: „Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein". Diese paradoxe Fassung hat selbst den Erklärern Schwierigkeiten bereitet. Die einen sahen darin eine Selbstverhöhnung Albas, die andern eine Äußerung des überlegenen Urteils Albas, der das Ausbleiben des Fürsten als eine Unklugheit bezeichnet. Wie nun ein neuer Erklärungsversuch in der amerikanischen Zeitschrift „Modern Language Notes" sehr wahrscheinlich macht, handelt es sich hier um eins der vielen Eier des Kolumbus. Das Wortspiel beruht danach auf dem verschiedenen Sinn des Wortes „klug". Wenn man nämlich an der ersten und dritten Stelle dafür einsetzt „diplomatisch", so ergibt sich der Sinn von selbst. Da nämlich Oranien im Verhältnis zu dem ehrlichen Egmont als der größere Diplomat galt, so hatte auch Alba in dem vorliegenden Falle seinen Vernichtungsplan auf Oraniens politische Klugheit gebaut, wie die der fraglichen Äußerung Albas vorausgehenden Worte Silvas beweisen. Nun sieht sich Alba durch Oraniens Entschluß enttäuscht und gibt dieser Enttäuschung so Ausdruck, daß er sagt: Jetzt war der Diplomat schlau genug, einmal nicht den Diplomaten zu spielen. In der englischen Übersetzung kommt übrigens der Sinn sofort deutlich heraus: „Orange was shrewd enough to recognize that this diplomacy was not wise".

Berlin. **K. D.**

4.

Zu Schillers Klage der Ceres.

Schade, daß die Säkularausgabe von Schillers sämtlichen Werken einen Fehler wieder hat aufleben lassen, der endlich beseitigt schien. Ludwig Bellermann hat in der Ausgabe des Bibliographischen Institutes den vierten Vers der zweiten Strophe richtig geschrieben:

Sandt' ich nach der Teuren Spur,

während die Säkularausgabe teuer als Adjektivum behandelt, also mit kleinem Anfangsbuchstaben schreibt.

Der Einwand, daß eben, weil Tochter aus dem Vorhergehenden zu ergänzen sei, teuer als Adjektivum behandelt werden müßte, ist hinfällig; denn obgleich die Oreade teilnahmsvoll der Mutter, wie diese klagt, zugerufen hatte:

Deine Tochter kehret nicht,

so hebt doch ihre Klage, daß all ihr Suchen nach der Spur der Teuren vergeblich gewesen ist, gleichsam von neuem an, daß an eine grammatische Beziehung gar nicht zu denken ist. Außerdem aber hätte, wenn sie gelten sollte, dann auch die verlorne geschrieben werden müssen. Nein. Wie die Verlorne gebraucht Schiller auch die Teure substantivisch und setzt, was er sehr häufig tut, den Genitiv voran: durch der Erde Flur, nach der Teuren Spur. Und in der dritten Strophe des Eleusischen Festes wendet der Dichter bei dem Berichte über dieselbe Wanderung der Ceres wirksam dieselbe Stellung an:

Irrend nach des Kindes Spur.

Dresden. **Edmund Goetze.**

5.

Über den Einfluß **Pindars** auf **Goethes** Jugendlyrik haben sich die Goetheforscher bisher nur auf „Wanderers Sturmlied" geeinigt. Aber auch hier gehen ihre Meinungen über die Art des Einflusses auseinander. Im letzten Hefte der „Modern Language Notes" (Juni) sucht nun P. **Reiff** in der genannten Ode sowie in „Adler und Taube" die Pindarischen Spuren nach Form und Ideen festzustellen. Für jene kommt er zu dem Ergebnis, daß Pindar in „Wanderers Sturmlied" nur der poetische Exponent für Goethe gewesen ist, nicht die eigentliche Quelle. Das beweise die häufige Anwendung der Anapher, die Pindar nicht kennt, ferner die direkte Anrede an Zeus, die bei ihm auch nur selten ist, endlich die syntaktische Monotonie durch das Nebeneinanderreihen von koordinierten Sätzen, die bisweilen zu einem Telegrammstil zusammenschrumpfen. Alle drei Charakteristika finden sich aber nicht oder nur selten bei Pindar, um so häufiger aber bei den Anakreontikern, wie das erste, und bei Klopstock, wie die beiden letzten.

Auch die Ideen weichen bei Goethe stark von Pindars ab: während dessen Oden rein objektiv sind, ist „Wanderers Sturmlied" der Ausdruck des höchsten Subjektivismus. Die Vorstellung, daß Gott im Sturm allgegenwärtig sei, kommt zwar auch bei Pindar vor, aber nur zufällig, bei Klopstock aber ist sie fundamental (vgl. Dem Allgegenwärtigen von 37—44, 69—72; der Abschied von 5—9; Frühlingsfeier 57—60, 105 ff.). Auch das Wort „Genius" im Sinne von „führender Geist" entspricht nicht Pindars, sondern Klopstocks Auffassung, z. B. in den ersten Strophen der „Stunden der Weihe".

Danach haben wir es aber nicht mit einer Pindarischen Ode zu tun, sondern mit einem Gedicht, „in dem Reminiszenzen von Goethes Lektüre in den Klassikern und Klopstock zu einheitlicher Wirkung verbunden sind mit echten Sturm- und Drangimpulsen". Nachdem R. diese Argumente auch auf „Adler und Taube" angewendet und die Hypothese von Minor und Sauer, daß Goethe das „Enjambement" von Pindar übernommen habe, zurückgewiesen, kommt er zu dem Schluß, daß, „wenn Herder und Pindar Goethe wirklich von der

Wichtigkeit der poetischen Technik überzeugt haben, sie sich im besten Falle rühmen konnten, in dem Dichter einen Grundsatz wieder belebt zu haben, den er zeitweise aus dem Auge verloren hatte". Denn die Wertschätzung der Form war ein Hauptcharakteristikum der Anakreontischen Schule. Diese und Klopstock waren die treibende Kraft für die Entwickelung seiner Lyrik zwischen Straßburg und Wetzlar. Nur Goethes spätere Oden „Das Göttliche" und die „Grenzen der Menschheit" zeigen wirkliche Parallelen zu Pindar.

Berlin. K. D.

6.

Zum Kronprinzendank.

Vor kurzem hat die Vossische Zeitung und im Anschluß daran die 13. Nummer des Simplizissimus zu dem Dankschreiben des Kronprinzen für die ihm bei seiner Hochzeit dargebrachten Glückwünsche einige stilistische Bemerkungen veröffentlicht, die, abgesehen davon, daß der Verfasser keine unpassendere Gelegenheit, seine Weisheit an den Mann zu bringen, hätte wählen können, wegen ihrer Unrichtigkeit eine Zurückweisung verdienen.

Zunächst wird nach Schröder der Gebrauch von „derselbe" = „der erwähnte" als schlechtes Papierdeutsch bemängelt, als ob die Behauptungen Schröders hierüber absolute Gültigkeit beanspruchen könnten. Das ist aber nicht der Fall. Denn der gerügte Gebrauch ist seit Jahrhunderten in der Schriftsprache als richtig anerkannt. Das beweist schon die Existenz der Form „eben derselbe", weil „derselbe" für diesen Sinn nicht mehr ausreichte. Sodann kann man sehr leicht aus den süddeutschen Dialekten nachweisen, daß dieser Gebrauch tief im Sprachbewußtsein des Volkes wurzelt. Wie oft kann man Sätze hören wie z. B. Auf der Kirchweih hab ich ein Mädchen gesehn; die sel hat mir gefallen. Luk. 16, 29 übersetzt schon Luther: Laß sie dieselbigen hören. Endlich liefert die griechische Grammatik ein beredtes Seitenstück zu dieser Abschwächung der ursprünglichen Bedeutung: während der Nominativ αὐτός noch bedeutet „er selbst und kein anderer", haben die obliquen Kasus die Bedeutung von „er, sie, es".

Zweitens wird die Inversion der Wortstellung nach „und" beanstandet. Daß in Hauptsätzen das Subjekt die erste und das Zeitwort die zweite Stelle einnimmt, weiß jeder Schulknabe. Aber eine Abweichung von dieser Reihenfolge ist, wenn sie nicht häufig eintritt, wohl erlaubt, zumal, wenn man dadurch besondere Aufmerksamkeit erregen will. Auch ist diese Inversion seit Luther bei vielen Schriftstellern, namentlich in den Grimmschen Märchen, deren Deutsch anerkannt echt und gut ist, nachzuweisen.

Einen besonders groben Sprachfehler entdeckt dann der Verfasser jener Kritik in den Worten: eine Fülle herzlicher Glückwünsche sind uns dargebracht worden. Nun, daß sich das Prädikat nach dem Subjekt richten muß, weiß man auch am preußischen Hofe. Wer aber als so strenger Richter in stilistischen Fragen auftritt, von dem sollte man doch erwarten, daß ihm die Existenz der sogenannten constructio κατὰ σύνεσιν nicht unbekannt ist, die in allen Sprachen eine hervorragende Rolle spielt. Da der Gedanke unendlich hoch über der

Form steht, so muß sich diese auch nach ihm richten: Eine Fülle herzlicher Glückwünsche ist eben so viel als „sehr viele“ Glückwünsche. Es steht demnach dem Schreibenden vollkommen frei, im Prädikat den Singular oder den Plural zu setzen.

Noch schärfer und noch ungerechter geht ein Nürnberger Blatt mit dem erwähnten Erlaß ins Gericht: es will statt „aus Anlaß“ geschrieben haben „zu“, weil man Glück wünscht „zu“ einem Ereignis. Gewiß konnte so geschrieben werden; aber vom Standpunkt der Sprachrichtigkeit liegt durchaus keine Nötigung dazu vor; vielmehr muß im Gebrauch der Präpositionalausdrücke die größte Freiheit herrschen, wenn dem Schreibenden nicht die Möglichkeit genommen werden soll, diejenigen Modalitäten zu betonen, die ihm die wichtigsten erschienen. Ferner kanzelt der Kritiker des erwähnten Blattes die Voßische Zeitung ab, daß sie das Wort Kronprinzenpaar im landläufigen Sinn = Kronprinz und Gemahlin gebraucht, mit den Worten: „Das Kronprinzenpaar ist, so oft man auch diesem Ausdruck begegnet, ein Unsinn; denn ein Kronprinzenpaar sind zwei Kronprinzen, der Kronprinz und seine Frau dagegen sind das kronprinzliche Paar.“ Abgesehen von der häßlichen Wortbildung kronprinzlich, ist das Wort Kronprinzenpaar im obigen Sinne ganz im Geiste der deutschen Sprache gebildet; denn unter Paar versteht man zwei zusammengehörige Personen oder Sachen, die eine höhere Einheit darstellen. Ein Kronprinzenpaar ist eben ein Ehepaar, das nach dem Stande des Familienhauptes bezeichnet wird, nach dem Satze: a potiori fit denominatio.

Endlich erscheint jenem Kritiker das Wort „hiemit“ als überflüssig und darum vom Übel. Allein dieses Wort ist keineswegs ein Flickwort, es ersetzt den breiteren Ausdruck „durch diese Bekanntmachung“, und in einem solchen Schriftstück ist eine gewisse Fülle notwendig, wenn es nicht allzu dürftig erscheinen soll. Man sieht, daß bei genauerer Betrachtung alle diese Aufstellungen hinfällig sind; aber auch wenn sie besser begründet wären, hätten die Nörgler nicht das Recht, der lebendigen Sprache Fesseln anzulegen, denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.

Schließlich bedauert das Nürnberger Blatt, daß der deutsche Unterricht oft in ungeeigneten Händen sei. Nun wir wollen froh sein, daß er nicht Stilisten vom Schlage dieser Zeitungskritiker, die so wenig in das Wesen der Sprache eingedrungen sind, anvertraut ist. Die deutsche Sprache gleicht eben einer Harfe; wer auch immer hineingreift und wie auch immer, ruft einen Klang hervor und mag sich immerhin für einen Musiker halten; aber nur der Meister kann eine entzückende Melodie hervorzaubern.

Nürnberg. **Spälter.**

7.

Zur Erklärung der Xenien 347, 348, 349 und 357 des Unterweltszyklus.

Von den, wegen ihrer Schonungslosigkeit übrigens wenig erfreulichen Xenien, die dem unglücklichen G. Forster gewidmet sind, lautet die erste,

X. 347: „O ich Tor! Ich rasender Tor! Und rasend ein jeder Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!" Welches Weibes? Er. Schmidt (Xenien 1796, S. 215) entscheidet sich für Caroline Böhmer, die öffentlich im Moniteur als amie du citoyen F. bezeichnet worden sei. Hiernach jedoch erscheint sie zwar wohl als Gesinnungsgenossin des Freundes, aber nicht als Urheberin seines revolutionären Vorgehens. Es wird also schon bei der herrschenden Annahme bleiben müssen, daß Therese Forster, geborene Heyne, gemeint ist, die bei Zeitgenossen in dem Rufe stand, die politische Verführerin ihres Gatten zu sein (L. Geiger, „Therese Huber", S. 411), wie denn auch ihr Vater selbst sie beschuldigt, daß sie den Enthusiasmus Forsters mehr als gut sei, anfache (ebenda S. 69). Das Wort „Weib" also ist als „Eheweib" zu nehmen.

Dafür spricht auch X. 349, in welchem Forster unter der Maske des Agamemnon den Bürger Odysseus glücklich preist, daß seine Gemahlin bescheiden ihm Strümpfe stricke und keine drei Farben anstecke, scilicet wie die seine es ihm getan, die ihn verleitet hat, sich für die Sache der Revolution (durch Anheften der dreifarbigen Kokarde, wie durch Pflanzen des Freiheitsbaumes) zu erklären. Denn die Bezugnahme auf das ihm von seinem Weibe bereitete Schicksal liegt doch ohne Zweifel seinen Worten über das beneidenswerte Los, das dem Odysseus von seiten seiner Gattin gefallen sei, zugrunde. Redet er diesen ferner als Bürger an, so muß damit sicher eine Anspielung bezweckt sein; für eine solche aber bietet sich nur der französische Ehrenbürger Klopstock dar, von dessen Gattin, der verwitweten Frau von Winthem, es genügend war zu wissen, daß sie nicht aus dem Kreise häuslichen Wirkens heraustrat und sich keine Einwirkungen auf die Ansichten des bewunderten Gatten gestattete. Daß Agamemnon-Forster ohne Anspielung nur homerisch zu dem Gatten der treuen Penelopeia sprechen soll, wie Er. Schmidt a. a. O. annimmt, widerspricht den charakteristischen Worten des Xenions.

Wenn derselbe Gelehrte endlich es anderseits für möglich hält in X. 348 („Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet, Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?") das Zerreißen der Kokarde und das Wutgebrüll auf Klopstocks die Lobpreisung der Revolution widerrufende Odenungetüme und auf die Reue dieses Ehrenbürgers zu beziehen, so hieße das einen Lebenden in das Reich der Toten versetzen. Es kann auch dies Epigramm nur G. Forster gelten.

Den beiden Grafen Chr. und Fr. L. zu Stolberg, die sich selbst Dioskuren nannten, war in den Xenien ein ihren Unterschied von dem griechischen Brüderpaar spöttisch betonendes Epigramm zugedacht. Ein solches ist zunächst das aus der früheren Zeit der Xeniendichtung stammende des Nachlasses Nr. 63 mit der Überschrift „Dioskuren" in folgender Fassung: „Seine Unsterblichkeit teilt mit dem sterblichen Bruder der Halbgott, Euch hat das gleichere Los gnädig die Prüfung erspart." Sodann es ersetzend das bei der Schlußredaktion der Xenien verfaßte X. 357 des Unterweltszyklus mit der gleichen Überschrift:

„Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden. Aber beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich." Mit verblüffender Unbefangenheit werden hier die Stolberge wieder apostrophiert, obschon der Redende in der Unterwelt weilt, jene aber sich lebend in der Oberwelt befinden. Im übrigen hat das Epigramm im Schattenreich an Klarheit und Deutlichkeit eingebüßt. Scheint es doch nach den Worten des Pentameters auf den ersten Blick, als ob dem Hexameter die frappierende Anschauung zugrunde liege, daß das Totenreich der Wohnsitz Unsterblicher sei. Das Distichon geht, wie man wird annehmen müssen, zunächst von der Voraussetzung aus, daß mit der Namens- auch Wesensgleichheit für die neueren mit den antiken Dioskuren gegeben sei, so daß, wenn der Dichter gehofft zu haben erklärt, wenigstens einen von jenen gestorben im Hades unten zu finden, für den anderen sich die Annahme der Unsterblichkeit ergeben würde. Hätte er aber sogar beide daselbst angetroffen, müssen wir weiter ergänzen, um das „wenigstens einen" zu erklären, so würde mit wechselnder Sterblichkeit auch auf wechselnde Unsterblichkeit für beide zu schließen sein. Nun aber ist diese Voraussetzung unzutreffend; denn beide sind sterblich, leben darum miteinander und sind unter den Manen nicht zu finden.

Wernigerode. **Hermann Henkel.**

8.

Zu Heinemann, Goethes Mutter, S. 65.

K. Heinemann, Goethes Mutter (Leipzig 1891) S. 65 wird gesagt, daß Goethe durch Pistorius „Von dem Ursprung der Fehden" auf die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen gekommen sei. Meines Erachtens kann aber das in dem Briefe der Frau Rat an den Schauspieler Großmann erwähnte juristische Buch kein anderes als Pütters „Vollständigeres Handbuch der Teutschen Reichshistorie" sein. Daß Goethe dieses Buch zugrunde legte, als er sich Klarheit über „die dunkleren Jahrhunderte" zu verschaffen suchte, wird — überflüssigerweise — belegt durch eine Stelle in den Ephemerides: „Unter dem iungen Ludwig circa 900 reißen die ersten Befehdungen ein. Besonders weltliche gegen geistliche. Pütter 60." Bei Pütter aber findet sich nun § 109 VII (leider kann ich nur nach der zweiten Auflage zitieren) folgende Stelle: „Auf der Reichsversammlung, da indessen der Kayser 1512 zu Trier und Köln gehalten, war in Ansehung der innerlichen Verfassung des Teutschen Reichs die wichtigste Beschäftigung, daß man 1) den noch immer tief eingewurzelten Überbleibseln des Faustrechts abzuhelfen suchte . . ." Dazu die Anmerkung 7, in der zunächst eine Stelle aus R. A. 1512 zitiert wird, dann: „Darneben kann aber auch zur besonderen Probe dienen die Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen mit der eisernen Hand, eines zu Zeiten K. Max. I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. Nürnberg 1731. 8." — Diese Anmerkung veranlaßte Goethe, sich die Lebensbeschreibung von der Stadtbibliothek in Frankfurt geben zu lassen. Pistorius aber war in dem gleichen Bande abgedruckt.

Die Stelle „ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen" kann dann vielleicht dahin gedeutet werden, daß Goethe gern ein Exemplar der

Biographie in eigenem Besitz haben wollte und sich deshalb an den Nürnberger Verlag wendete.

Falsch scheint mir ferner die verbreitete Meinung zu sein, daß Lessing gering vom Götz dachte. Beweise dafür sind mir: Sämtliche Schriften. 2. Aufl. herausg. von Maltzahn XII, Briefe S. 492, 2. Abs. und S. 497, 2. Abs.

Göttingen. Stud. hist. et phil. **C. Hering.**

9.

Urkundendeutsch.

Was ist Rut(z)scherzins? R. ist die früher bei Reallasten übliche Buße der Zinspflichtigen bei verspäteter Zinszahlung. Ein Leipziger Schöppenspruch („September" 1602) betrifft u. a. ein solches „zu Michaelis, bei Sonnenschein" zu leisten gewesenes Gefälle, das „alle Tage, so lange sie [die Zinsleute] ferner seumig, zwiefach" zu entrichten war; man vgl. „Sachsenspiegel" I, 54,2 und Grimm „D. W."

„Eine Urkunde wird vollzogen", d. h. voll gezogen. Auf den alten Kaiserurkunden usw. befindet sich ein Monogramm mit einem von den übrigen Strichen abweichenden, dem Abschlußzeichen.

„Ein Prozeß ist anhängig", schwebt u. dergl., stammt aus der saumseligen Zeit des Reichskammergerichts, da, wie es hieß, die eingelaufenen Akten mit einem dicken Stricke an der Decke befestigt wurden. Fiel ein Faszikel endlich herab, so war es — spruchreif.

Der „Etcetera" als Schimpfwort. Schimpfwörter schrieb man nicht aus. Im Protocollum judicale 1697 der Universität Leipzig (Rep. G. A. IX, 116) liest man z. B. (unterm 19. Oktober) „daß er ihn positive einen Etc. [Etcetera] geheißen". Auch Christian Weise († 1708) schreibt „Der muß wohl ein etcaetra sein, der eure Zier veracht".

Blasewitz. Dr. jur. **Tdr. Distel.**

Bücherbesprechungen.

Philip Schuyler Allen, Studies in Popular Poetry (= The Decennial Publications. Printed from Volume VII.) Chicago. The University of Chicago Press. 1902. 4°. 23 S.

Unter dem obigen Titel vereinigt Allen, der Instructor in German Literature an der Universität von Chicago, drei Studien, die in dem 7. Bande der Decennial Publications (1. Reihe) der genannten Universität veröffentlicht wurden. Dieser 7. Band ist der romanischen, germanischen und englischen Sprache und Literatur gewidmet. Von Allens Studien beschäftigen sich die erste und dritte mit der deutschen Literatur, die zweite mit der englischen. Diese Studie Old Ballads newly expounded (S. 8—12) erscheint mir von den dreien als die wertvollste. Der Verfasser bringt hier von zwei berühmten englischen Volksliedern, den Balladen Lord Randal und Lord Thomas and Fair Annet je eine neue Fassung bei, die er so glücklich war, in Nordamerika aus mündlicher Überlieferung aufzufangen. Sie bilden eine willkommene Er-

gänzung zu den in Childs berühmtem großen Werk enthaltenen Fassungen. Mit ihnen vergleicht sie Allen, ordnet sie hübsch in sie ein und weiß ihre Vorzüge geschickt darzulegen. — Die Eingangsstudie behandelt Die Natur-Einleitungen und Natur-Beseelung im älteren deutschen Volkslied (S. 1—7). Sie ist reich an feinen Beobachtungen und Bemerkungen. Die Art der Behandlung möchte ich philosophisch nennen; sie hat gewiß manches für sich, dürfte aber kaum zu so sicheren Ergebnissen führen, wie die bei uns übliche philologisch-kritische. Diese geht statt von philosophischen Erwägungen von einer Fülle systematisch geordneter Einzelbeobachtungen aus und sucht aus ihnen allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen. Auch regt sich in dem, der z. B. mit Uhlands herrlicher Volksliedersammlung, seiner Abhandlung und seinen Anmerkungen vertraut ist, der Widerspruch gegen einzelne von Allens Behauptungen. — Heine und das Schnaderhüpfel (S. 13—23), die dritte Studie, enthält ebenfalls manches Beherzigenswerte. Sicher hat Allen darin recht, daß sich zwischen dem Schnaderhüpfel und der bei Heine so beliebten Stimmungsbrechung, dem Zerstören einer erst mit großer Kunst erweckten lyrischen Stimmung durch einen antithetischen Schluß Berührungspunkte ergeben; auch der Hinweis auf Wilh. Müllers tiefen Einfluß auf Heine ist dankenswert. Doch erscheint mir der Parallelismus zwischen Heine und dem Schnaderhüpfel immer nur allgemein und äußerlich. Auch das Volkslied und die alte deutsche Priamel weist Ähnliches auf. Der innerste Grund für Heines bis zur Manier ausgebildete antithetische Schlußwendung liegt aber, scheint mir, in seinem Charakter, seiner Hinneigung zum Zynismus, und da er der ganz große Dichter, als den er sich gab, doch nicht war, so fand er auch den Rückweg zur Natur nicht.

Allens Studien sind interessant und ein erfreulicher Beweis dafür, wie sehr man sich „drüben" jetzt mit unserer Sprache und Dichtung, der alten und der neuen, beschäftigt. Sie zeigen auch, welch beneidenswerter wissenschaftlicher Apparat dort auch den jüngsten Bildungs- und Studienstätten bereits zur Verfügung steht. Die ganze reiche Literatur zu den genannten Gegenständen wird von Allen zitiert bis auf Adolf Bartels' Literaturgeschichte, Büchers Arbeit und Rhythmus und Lyons Zeitschrift — und ausgestattet und gedruckt sind diese Decennial Publications der von John D. Rockefeller gegründeten Universität, daß man sie nur gern zur Hand nimmt!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Walther Eggert-Windegg, Eduard Mörike, Stuttgart, Verlag von Max Kielmann, 1904.

Ein wertvoller, tüchtiger Beitrag zur Mörike-Literatur, die seit vorigem Jahre, wo die gebildete Welt am 8. September den 100. Geburtstag dieses Fürsten im Reiche der Lyrik beging, in stetem Wachsen begriffen ist. Walther Eggert-Windegg weist in der Einleitung darauf hin, wie unsere neuromantische Zeit mit ihrer anerkennenswerten, tiefen religiösen Sehnsucht und ihrem Drang nach Verinnerlichung, nach Vertiefung des Gefühls und intensiverer Pflege der

Phantasie einem Dichter wie Mörike günstig und verständnisvoll entgegenkomme. Sodann stellt er ihn in Vergleich mit Goethe und erzählt schlicht und warm Mörikes Leben.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Dr. Oskar Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. 2. verb. Aufl. mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 140 S. Geschmackv. gebd. 2 M.

Oskar Dähnhardt, einer unserer besten Märchenkenner und geschmackvollsten Märchenerzähler, schickt zum zweitenmal sein schon beim ersten Erscheinen mit großem Beifall begrüßtes Werk „Naturgeschichtliche Volksmärchen" in die Welt hinaus und gibt dabei der Hoffnung Ausdruck, daß das Buch eine freundliche Stätte im deutschen Hause finden möge. Daß dieser Wunsch nicht nur völlig berechtigt ist, sondern gewiß auch in Erfüllung gehen wird, davon sind wir überzeugt.

Die neue Auflage zeigt sich in durchaus neuem Gewande. Während nämlich die erste die zweifache Bestimmung hatte, ein Buch für Schule und Haus und eine bequeme, wenn auch willkürlich ausgewählte Zusammenstellung für Freunde der Volkskunde zu sein, sind in der neuen Auflage die volkskundlichen Absichten aufgegeben; sie sollen, wie der geschätzte Verfasser uns mitteilt, auf neuer Grundlage, in einem umfassenden wissenschaftlichen Werke, das jetzt in Vorbereitung ist, zum Ziele geführt werden. Die vorliegende neue Jugend- und Volksausgabe dagegen hat alles, was dem Wesen eines deutschen Kinder- und Hausbuches zu widersprechen schien, beiseite gesetzt, wie z. B. die Varianten, Quellenangaben u. dgl. An Stelle dieses ausgefallenen Stoffes ist sehr zum Vorteil des Ganzen eine Reihe interessanter neuer Märchen eingefügt worden, von denen die meisten, aus fremden Sprachen übersetzt, hier zum erstenmal in deutschem Gewande erscheinen.

Es war ein äußerst glücklicher fruchtbringender Gedanke, gerade naturgeschichtliche Volksmärchen zu sammeln. Mit Recht ruft Dähnhardt in seinem Vorwort aus: „Einen Blick in das innere Leben der Völker zu tun, muß jedem Gebildeten ein reiner und erhabener Genuß sein. Wo aber offenbart sich die Volksseele? Nirgends deutlicher als in der Dichtung des Volkes, in seinen Liedern, seinen Sprichwörtern, seinen Sagen und Märchen. Und unter den Märchen wieder gibt es eine eigene Gruppe, die besonderer Beachtung wert zu sein scheint: es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen." Diese Art von Naturforschung, so wird weiter ausgeführt, stammt freilich nicht aus dem denkenden Kopfe, sondern aus dem empfindenden Herzen; liebevolle Betrachtung der Natur und der im Volke schlummernde Künstlergeist, dichterisches Fühlen und obendrein, und nicht zum wenigsten, herzlicher, echter, sonniger Humor wirken zusammen zur Schöpfung solcher naturgeschichtlicher Märchen.

Daß nun Dähnhardt mit bewunderungswürdigem Fleiße und staunenswerter Belesenheit emsig und rastlos derartige Erzeugnisse einer regen Volksphantasie gesammelt hat, sehen wir nicht bloß aus dem am Schluß des Buches mit echt philologischer Gewissenhaftigkeit gegebenen Quellenverzeichnisse, das zwei volle Seiten füllt, sondern auch schon, wenn wir einen flüchtigen Blick in das Buch selbst werfen; denn sogar Märchen der Kreolen aus Luisiana in Nordamerika (Nr. 63), ferner solche der Somali (Nr. 76), der Bornu (Nr. 82), der Hottentotten (Nr. 80) u. a. Stämme werden dargeboten. Dabei leitet den Herausgeber bei seiner Auswahl stets ein feiner literarischer Geschmack, ein gesundes Urteil und eine reiche pädagogische Erfahrung, so daß wir wohl an keiner Stelle von einem Mißgriff in der Auslese der Stücke sprechen könnten. Das ganze umfängliche Material aber wird uns in einer schlichten, von aller geschraubten und gezierten Rhetorik sich freihaltenden, dabei so klaren und lichtvollen Sprache vorgetragen, daß jedes Kind den interessanten Ausführungen mit vollem Verständnis folgen kann. Im ganzen sind neunzig solcher naturgeschichtlicher Volksmärchen vereinigt worden, die in ihrer köstlichen Frische der Darstellung einen nachhaltigen Eindruck auf die jugendlichen Leser machen und diese gewiß beim Anschauen der verschiedenartigen Naturprodukte und Naturerscheinungen zu eigenem Nachdenken anregen werden. Wir können also zu unserer Freude auch diese neueste Veröffentlichung Dähnhardts als ein deutsches Kinder- und Hausbuch im besten Sinne des Wortes angelegentlich empfehlen, zumal da auch die mit dem Volkstum wohlvertraute Kunst Schwindrazheims, des verdienstvollen Verfassers der „Bauernkunst", in anheimelnder Weise die Wunder der Erzählungen und den Zauber der Natur veranschaulicht.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Jeanne Berta Semmig, Die Stadt der Erinnerung. Buchschmuck von Käte Waentig. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck, 1905. geb. 1,80 M.

Ein köstliches, in graziöser, kristallheller Prosa geschriebenes Büchlein, das uns in Bildern voll Farbe und Plastik die Geschicke von Orleans schauen läßt. Jeanne Berta Semmig hat bereits durch ihre „Gedichte" und ihren Ghibellinensang „Enzio" (beide verlegt bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig und Berlin) sowie durch die Dichtungen, welche sie zu meinem „Dresdner Dichterbuch" (Dresden 1903, Wilhelm Baensch) beigesteuert, sich als ein hervorragendes lyrisch-episches Talent bewiesen. Dieser „Gruß an Orleans" ist eine neue Probe ihrer starken, vornehmen und feinen Kunst. Mag sie uns Jeanne d'Arc, die abtrünnige Hugenottin Marie Touchet oder die Marquise von Pompadour vor Augen malen: überall spüren wir die Hand der echten Dichterin, die uns unmittelbar hineinversetzt in die Seele ihrer Heldinnen und in die bunte, vielgestaltige Welt, die sie umgibt. Meine besonderen Lieblingsblumen in diesem Erinnerungskranze, den die Dichterin um die Stadt ihrer Geburt schlingt, sind die Prachtstücke: „Königin Brunhilde", „Jungfrau von Orleans", „Schleier

im Strome" und die „Brückenprobe". Möge sie uns noch manche Edelblume schenken aus dem taufrischen Rosenhag ihrer reinen, tiefen Poesie! Sie gehört zu den wenigen dichtenden Frauen, welchen der Genius der Dichtkunst den Weihekuß auf die Stirne gedrückt hat. Unter den vielen Berufenen — eine von den Auserwählten! Käte Waentig hat das Büchlein mit originellem Schmuck versehen.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Ludwig Bräutigam, Mein Heimatbuch. Verlag von Franz Leichter, Ohlau, 1905. 293 S. Preis 3 M.

Der treffliche Bremer Kunstschriftsteller Prof. Ludwig Bräutigam, einer unserer fruchtbarsten Publizisten und geistvollsten Kritiker, dürfte nur wenigen Lesern der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" ein Fremder sein. Bekannt ist er ja vor allem durch seine prächtigen, begeisterten und begeisternden Schriften über den Marschendichter Hermann Allmers, durch seine bei aller Knappheit äußerst gediegene, klare und anregende „Übersicht über die neuere deutsche Literatur von 1880—1902" (schon in 2. Auflage erschienen), sowie durch seine „Neue Kunstkritik", eine, wenn auch wegen ihrer stark persönlichen Färbung von mancher Seite angegriffene, so doch allgemein interessierende, fesselnd geschriebene Abhandlung. Bräutigam ist aber nicht bloß als Kritiker in literarischen Dingen ein „verständnisvoller, tüchtig beschlagener Sach- und Fachkenner, der mit warm begeistertem Herzen und gerecht abwägendem Kopf gerade und ehrlich heraus seine Meinung sagt", wie ein Beurteiler in der „Erwinia" ganz richtig betont, sondern er gehört auch zu den besten Vertretern einer wahren, echten, ungeschminkten Heimatkunst. Einen vollen Erfolg auf dieser Bahn bedeutete sein im Jahre 1902 erschienenes prächtiges Buch „Auf dem Heimwege", dem wir bereits in der vorliegenden Zeitschrift (XVI, S. 448—451) eine eingehende Würdigung zuteil werden ließen. Dasselbe Lob, das wir diesem Werke am Schluß unserer Besprechung mit den Worten widmeten: „Das interessante Buch Bräutigams mag allen denen, die ein gehaltvolles, gedankenreiches, eine eigenartige Schriftstellerpersönlichkeit verratendes Buch einer seichten Unterhaltungsliteratur vorziehen, aufs wärmste empfohlen sein: ein wahrer geistiger Genuß wird bei der Lektüre gewiß nicht ausbleiben" können wir mit Fug und Recht auch dem vor kurzem erschienenen Werke des geschätzten Verfassers, betitelt „Mein Heimatbuch", spenden.

Es ist ein verwandter Geist, der durch beide Bücher weht. In dem jüngst veröffentlichten führt uns Bräutigam in sein „Jugendparadies", nach Breitingen in Sachsen, wo er geboren ist und sechs schöne, sonnige, heitere Kinderjahre verlebt hat. „Mein anspruchsloses, stilles und schlichtes Heimatbuch bedeutet eine Heimkehr in meine alte Jugendheimat im sächsischen Lande, in dem meine Gräber sind" heißt es im Vorwort. Echter, würziger Heimatduft durchzieht daher das ganze Buch; der Verfasser weiß es aus eigener Erfahrung, welchen Wert das Wort „Heimat" für den Menschen hat. Er sagt ganz richtig: „Die, welche stets in ihrer Heimat geblieben sind, haben keine

Ahnung, mit welchem Zauber der Name des Geburtsortes für viele umwebt ist, die unstet durch die Lande gezogen sind, und die am eigenen Leibe es erfahren, wie durch die ganze belebte Schöpfung der Zug geht, daß alles Fremde, alles Zugewanderte bei dem Einheimischen es schwer hat" (S. 5). Darum ist er herzlich froh, als gereifter, welterfahrener Mann wieder auf der heimischen Erde zu stehen, die er als Knabe selbst mit bearbeitet hat; das Wort Luthers: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest" gilt auch für ihn. Und er ist stolz auf seine bäuerliche Abstammung; deshalb sucht er in dem frisch geschriebenen Abschnitt „Als Dorfjunge" nachzuweisen, „daß einem so gesunden Dorfkinde im Grunde das Los besser gefallen ist, als manchem verwöhnten Großstädter", deshalb zählt er mit wahrem Behagen auf, wie schön gar vieles im Leben des Dorfjungen war: das Mithelfen in der Heuernte, in der ich in der ersten Herrgottsfrühe mit großem Stolz die Morgensuppe den Mähern auf die taufrische Wiese brachte; die Teilnahme an der großen Treibjagd im Winter, bei der es zuweilen durch dick und dünn, durch Schnee und Eis ging, das Bauen der Wächterhütte auf unserem Gurkenfelde, das große Federnschleißen an langen Winterabenden, an denen es nach getaner Arbeit manchmal als Gipfelpunkt der Freude Kaffee und Kuchen gab, endlich als Höhepunkt im Dorfjungendasein die Hirtenjungenzeit im Herbst (S. 74).[1])

Diese urfrischen, naiven, ungekünstelten Bilder, zu denen wir auch das Kapitel „Vier Wochen Erntearbeiter" rechnen, diese sauber stilisierten, fein abgerundeten Schilderungen sind aber vor allem auch deshalb interessant und wertvoll, weil Bräutigam hier nicht allein als liebenswürdiger Plauderer sich zeigt, dessen herzigen Erzählungen man mit immer wachsender Spannung folgt, sondern weil er auch zugleich in geschickter, durchaus unaufdringlicher Weise allerlei treffliche pädagogische Winke mitgibt und Wahrheiten ausspricht, die zwar manchem vielleicht trivial erscheinen, die aber eben deshalb, weil sie noch nicht überall genügend berücksichtigt werden, nicht oft genug gesagt werden können. So wird jeder einsichtsvolle Lehrer gern und freudig den Worten auf S. 112 beistimmen, wo es heißt: „In der Zukunft wird es immer mehr erkannt werden, daß gegen das Abstumpfende im Einerlei der geistigen Be-

1) Gewiß wird es manchen unserer Leser, der noch das Glück gehabt hat, den Worten des unvergeßlichen Rudolf Hildebrand zu lauschen, sehr sympathisch berühren, wenn er hört, mit welch inniger Dankbarkeit auch Bräutigam des geliebten Lehrers gedenkt. „Wenn Hildebrand, heißt es auf S. 49, mit der ganzen innigen Gemütstiefe des begeisterten Forschers, der sich nicht bloß mit dem trockenen Vortrage über seine wissenschaftlichen Ergebnisse begnügte, sondern der überall sein warmherziges Ich einsetzte, mit leidenschaftlicher Überzeugung erklärte, daß er auch wünsche, als echtes Landkind, als rechter Dorfjunge, als ein gesunder Bauernknabe aufgewachsen zu sein, da jubelte es in mir auf . . . In Hildebrands Kolleg saßen ja keine Fürstensöhne, keine Grafen und Herren, und auch stolze Vertreter feudaler Korps verirrten sich kaum dorthin, aber doch saßen zu seinen Füßen gar manche feine Stadtkinder, über die ich dann im stillen triumphierte, wenn der gefeierte Lehrer, der feinsinnige Sprachforscher gelegentlich die Erziehungsart und Lebensweise der Dorfjungen so herausstrich."

schäftigung in den mannigfachsten Berufsarten der sogenannten „Kopfarbeiter“ nur zeitweilige produktive, körperliche Tätigkeit hilft, wochenlange Arbeit inmitten der „Männer der Arbeit“. Daß damit nicht bloß für das Volksleben Kraft und Gesundheit gewonnen, sondern auch eine Annäherung und Aussöhnung zwischen den einzelnen Ständen herbeigeführt würde, soll hier nur flüchtig angedeutet werden.“

Daß der Verfasser aber neben seiner sächsischen Heimat, in der außer den angeführten Skizzen auch noch die wohlgelungenen „Gestalten aus dem Wyhragaue“ spielen, andere Striche deutscher Erde kennt, beweisen einerseits die Abschnitte „Heimattreue“ und „Zwei Heimkehrende“, deren Schauplatz das schöne Elsaß ist, anderseits das stimmungsvolle Kapitel „Teufelsmoorleute“, in dem er uns nach seiner jetzigen norddeutschen Heimat führt. Auch in dem bereits oben erwähnten Werke „Auf dem Heimwege“ finden wir ein Kapitel „Teufelsmoorleute“. Während Bräutigam in diesem uns mit großer Meisterschaft all die intimen Reize jener eigenartigen, durch die Worpsweder Maler so berühmt gewordenen, weltabgeschiedenen Landschaft offenbart und uns die Bekanntschaft einer höchst originellen Persönlichkeit vermittelt, läßt er uns in der vorliegenden Skizze teilnehmen an einer stimmungsvollen Pfingstfahrt auf einem Torfschiff mitten durch das weite Moor durch den Oste-Hamme-Kanal bis hinab in die Lesum. Auch hier führt er uns mehrere charakteristische Typen von „Teufelsmoorleuten“ vor, getreu seinem Bekenntnis, daß, wenn er das Moor durchstreife, die Heide durchwandere oder alte Bauernhäuser durchsuche, doch schließlich immer und immer wieder nur die Menschen es seien, um derentwillen er reise und zu denen es ihn hinziehe (S. 178).

Daß übrigens Bräutigam neben „heiter brennenden Farben“ auf seiner Palette auch über tiefdunkle, ja schwarze Farbentöne verfügt, lehrt die Skizze „Die zweite Frau“, in der ein erschütterndes Seelengemälde geboten und die „herzzerreißende Tragik eines verfehlten Männerlebens“ uns enthüllt wird, sowie das Kapitel „Gib acht, daß sie dich draußen nicht zum Narren machen!“; hier schildert der Verfasser, anknüpfend an die goldenen Worte, die einst die Mutter P. Roseggers zu ihrem Sohne sprach, mit beredtem Munde, wie viele ihm bekannte „stille Dorfjungen, frische Heideknaben, urwüchsige Waldbauernbuben, schlichte Kinder vom Lande draußen zu Narren geworden und dann untergegangen sind, leiblich oder, was noch öfter eintrat, auch geistig“ (S. 244).

Im letzten Abschnitt „Sachsen im Hochsommersonnenschein“ versetzt uns Bräutigam nach dem lieblichen Hermannsbad in Lausigk, dessen Reize er mit begeisterten Worten preist, um das Kapitel schließlich ausklingen zu lassen in einer Huldigung für die sangesfreudigen „Pauliner“, jenen in ganz Deutschland wohlbekannten Leipziger akademischen Gesangverein, dessen alte Herren gerade auf dem Rochlitzer Berge ihr Sommerfest feierten, als der Verfasser auf der Rückreise aus dem Bade sich dort befand.

Wir stehen am Ende unserer Besprechung und haben nur noch die angenehme Pflicht, das neue, mit großer von Herzen kommender und deshalb

auch zu Herzen gehender Innigkeit und Gemütstiefe frisch und impulsiv geschriebene Buch Bräutigams, aus dem uns überall ein starker Heimatsodem, ein urkräftiger, gesunder Erdgeruch entgegenweht, allen denen, die eine Heimat lieben, aufs wärmste zur Lektüre zu empfehlen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Berthold Schulze, Neue Studien über Heinrich von Kleist. Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung, 1904.

Man sollte meinen, daß durch Steigers und Rahmers Studien über Kleist nun bald hinreichend Licht auf die Kenntnis seiner schriftstellerischen Tätigkeit, seiner geistigen Richtung, seiner Stellung unter den gleichzeitigen Schriftstellern gebreitet wäre. Dem ist aber nicht so. Schulze hofft, daß Steigers Urteil über Kleists politische und geistige Richtung einer scharfen Nachprüfung unterzogen werde. Der Verfasser hat sich in seinen Studien auf die Zeit in Kleists Leben beschränkt, die jenen Berliner Kämpfen vorausliegen. Seine Arbeit gliedert sich in fünf Stücke, die u. a. über die Ehrung der Erbprinzessin von Oranien, über Kleist als den Sänger der Königin Luise, über seine dichterischen Anfänge usw. handeln. Im letzten Kapitel bringt Schulze interessante Studien zum „Prinzen von Homburg". Ich glaube mit dem Verfasser, daß seine Studien auch dazu beitragen können, die Auffassung Kleists zu klären, seine Stellung in der geistigen Welt zu bestimmen, ihn selbst auch uns menschlich näher zu bringen. Ich erinnere zum Schlusse daran, daß ebenfalls im Winterschen Verlage im Jahre 1900 von R. Warkentin ein Vortrag „Heinrich von Kleist in seinen Briefen" erschienen ist, der auch lesenswert ist.

Göttingen. Dr. **E. Ebstein.**

Isolde Kurz, Neue Gedichte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1905.

Isolde Kurz, die sich mit ihren „Phantasien und Märchen" und „Italienischen Erzählungen" in die erste Reihe der modernen Dichterinnen gestellt hat, gibt soeben einen Band „Neuer Gedichte" heraus, welche die Vorzüge ihrer früheren aufweisen: ungekünstelte Natürlichkeit und sichere Gestaltungskraft. Gedichte wie „Bahnwärters Töchterlein" verdienen in deutschen Lesebüchern der Jugend vertraut zu werden.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Kleine Mitteilungen.

An alle Lehrer und alle Freunde des deutschen Schrifttums und Volksgesanges.

Ein Stamm deutscher Dichtungen zum Sagen und deutscher Volkslieder zum Singen muß gemeinsamer Besitz aller deutschen Kinder werden. Welche sollen das sein?

Ohne daß die Frage weiter eingeschränkt würde, etwa auf Zahl, Art, Umfang usw., sei sie hiermit öffentlich an alle Lehrer und an alle, die die deutsche Dichtung und Sangeskunst lieben, gerichtet.

Die unterzeichnete Schriftleitung ist bereit, die Antworten auf die Frage zu sichten und zusammenzustellen und bittet alle befreundeten Blätter um Nachdruck dieses Aufrufes.

Die Schriftleitung der Deutschen Schulpraxis.
Seminaroberlehrer Dr. R. Seyfert, Annaberg im Erzgebirge.

Zeitschriften.

Der Türmer. Inhalt des Dezemberheftes 1904: Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose (Fortsetzung). — Der Weihnachtsmann. Eine Weihnachtsgeschichte für Kinder und Erwachsene. Von Arthur Sewett. — Kunstgeschichten und Bilderkunst. Von Dr. Karl Storck. — Von deutschen Fürsten. Von Herman v. Petersdorff. — Theaterspiegel. Von Felix Poppenberg. — Ein Kapitel über unsittliche Literatur. — Türmers Tagebuch: Worte und Werte. — Herders Iduna. Von F. Lienhard. — Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Von Herder.

Euphorion. 11. Band. 3. Heft. Inhalt: Zur Geschichte des Gaudeamus igitur. Von Carl Enders in Bonn. — Gryphius-Bibliographie. Von Victor Manheimer in Göttingen. I. — Auszug aus Briefen Christian Felix Weißes an Christian Ludwig v. Hagedorn. Mitgeteilt von E. Kirchner in Chemnitz. — Zur Geschichte des Göttinger Dichterbundes. Von Friedrich Lübecke in Bremen. — Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. Nach ungedruckten Briefen. Von Felix v. Kozlowski in Halle a. S. I. — Uhland als Philhellene. Von Alfred Stern in Zürich. — Immermann und die „Eos". Von Werner Deetjen in Leipzig. — Jean Paul und Karoline v. Feuchtersleben. Von Franz Ilwof in Graz.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 4. Zweites November-Heft. Inhalt: Benno Rüttenauer. Von Detta Zilden. — Aus galanter Zeit. Von Otto Julius Bierbaum. — Deutsche Russendramen. Von Ilse Frapan-Akunian. — Niederdeutsche Literatur. Von Ludwig Schröder.

—— Nr. 5. Erstes Dezember-Heft. Inhalt: Märchenkunst und Kunstmärchen. Von Bruno Wille. — Polnische Romane. Von Josef Flach. — Goethe-Schriften. Von Georg Witkowski. — Caroline Rudolphi. Von Franz Muncker. — Aus allerhand Gauen. Von Edmund Lange. — Die Vision des Kaisers. Von Selma Lagerlöf.

—— Nr. 6. Zweites Dezember-Heft. Inhalt: Zur Psychologie des Plagiats. Von Leo Berg. — Hundert Jahre Theater. Von Ferdinand Gregori. — Wiener Romane. Von Paul Leppin. — Lyrische Entdeckungen. Von Camill Hoffmann. — Zur literarischen Überproduktion. Von J. V. Widmann.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 43. Heft (Nr. 243—248). Inhalt: Ein Brief Luthers. Von Archivrat Dr. Wäschke (Zerbst). — Briefe der Frau Rat Goethe. Von Ludwig Geiger. — Ein Kulturkampf vor drei Jahrhunderten. Von E. P. Evans.

—— 44. Heft (Nr. 249—253. Inhalt: Theater-Monographien. Von Eugen Kilian. — Kultur und Kunst. Von Wilhelm Holzamer (Paris).

—— 45. Heft (Nr. 254—259). Inhalt: Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg. Von O. B. — Port Arthur und Sebastopol. Von Frobenius.

—— 46. Heft (Nr. 260—265). Inhalt: Schillers Humor. Von Hans Hofmann. — Zum fünfzigjährigen Jubiläum der „Chronik der Sperlingsgasse". Von S. S. — Pedanterie und Duldsamkeit in Sprachsachen. Von Prof. Oskar Brenner (Würzburg).

Neu erschienene Bücher.

Friedrich von der Leyen, Erzieher zu deutscher Bildung. Band 2: Friedrich Schlegel, Fragmente. Leipzig, Eugen Diederichs. 1904. 180 S.

Gustav Adolf Müller, Ein Liebeswunder. Novelle. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlnng. 128 S.

Dr. Richard Siegemund, Unser Lieblingsdichter (Friedrich von Schiller). Dresden, Alex. Köhler. 1905. 176 S.

Johannes Meyer, Deutsche Sprachübungen. Ausgabe A. 3. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1904. 74 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausgabe A. 16.—18. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1904. 200 S.

Prof. Paul Gerber, Wilhelm Raabe, Alte Nester. (Lyons Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Nr. 19.) Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 44 S.

Henri Schoen, Hermann Sudermann, poète dramatique et romancier. Paris, H. Didier. 334 S.

Michael Zoller, Die ländliche Fortbildungsschule. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G. 1905. 43 S.

R. Ebert, Geschäftsaufsätze. Ausgabe A in zwei Heften. 1. Heft. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1905. 93 S.

Dr. Rudolf Fürst, Adalbert Stifter, Studien. (Lyons Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Nr. 20.) Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 44 S.

Keller-Stehle-Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. III. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1904. 354 S.

Dr. A. Führer, Dr. A. Kahle, Dr. F. Kortz, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 1. Teil (Sexta) bis 5. Teil (Obertertia und Untersekunda). Münster i. W., Aschendorff. 1904/05.

Colmar Schumann, Lübecker Spiel- und Rätselbuch. Lübeck, Gebr. Borchers. 1905. 208 S.

A. Bossert, Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Friedrich Norden. Dresden, Carl Reißner. 1905. 383 S.

Bericht über die Verhandlungen der Tagung für volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (19.—21. März 1904). Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 98 S.

Dietlein-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. 3. Band, 6. Aufl. von Dr. Paul Polack. — 5. Band, 4. Aufl. von Dr. G. Frick. — 6. Band, 1. Abteilung. Das griechische Drama, bearbeitet von Johannes Geffcken. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann. 1904.

Prof. Dr. G. Matthaei, Beiträge zur Geschichte der Siegfriedsage. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Groß-Lichterfelde, 1905.

Johannes Meyer, Aus der deutschen Literatur. Dichtungen in Poesie und Prosa ausgewählt für Schule und Haus. 1. Band: Die älteste Zeit. Die mittelhochdeutsche Zeit. Berlin, Gerdes & Hödel, 1905. 512 S.

Johannes Meyer, Einführung in die deutsche Literatur. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. 1. Band: Die älteste Zeit. Die mittelhochdeutsche Zeit. Berlin, Gerdes & Hödel, 1905. 656 S.

Friedr. Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 7. Aufl. von Prof. Dr. Eugen Stulz. Karlsruhe, J. Lang, 1905 272 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Ein deutsches Drama: „Kleists Hermannsschlacht".

Von E. Steffen in Schwerin i. M.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum."
Faust, V. 1685.

Daß Kleists Hermannsschlacht ein deutsches Drama ist, das in erster Linie ist es, was mir die Feder zu diesem Aufsatz in die Hand gedrückt hat. Wollen wir vaterländische Gesinnung in der deutschen Jugend großziehen, so können wir der deutsch-nationalen Stoffe nicht entraten, und der deutsche Unterricht darf sich dieser schönen Pflicht unter den reichen Aufgaben, die ihm gesteckt sind, nicht entziehen. Wäre der Unterricht denn noch ein deutscher zu nennen, der nicht unter die vornehmsten Zwecke, denen er gewidmet, das nationale Prinzip stellte; oder wäre wirklich nur das sein Beruf, sprachliche Kenntnisse und ästhetische Begriffe den Schülern zu vermitteln? Soll es der Geschichte und Erdkunde allein überlassen werden, dem deutschen Knaben und dem deutschen Mädchen ins Herz zu pflanzen, was es heißt, ein Deutscher sein? Es ist ein großes bedeutendes Bild, das die Geschichte durch den Lauf der Jahrhunderte vor uns entrollt; ein Bild nicht minder erhaben, das durch die Reihen der Völker im weiten Raum der Erdgrenze die Beschreibung unseres Planeten dem Auge bietet. Diese wie jene halten einen scharf geschliffenen Spiegel vor uns hin und zeigen uns in dem Gewoge der Menschheit das eigene Ich der deutschen Volksindividualität in ihren Taten, ihrem Leben, ihrem besonderen Gepräge, wie sie im Meer der Ewigkeit durch Vergangenheit und Gegenwart zeitlich und räumlich vorüberrauscht. So schlägt der Unterricht der Historie und der Geographie an die Herzen der Jugend, die sich ihm begeistert öffnen. Drängt sich da, möchte man fragen, der dritte Gefährte nicht unberechtigt in ihre Mitte? Nach theoretischer Erwägung könnte es wahrscheinlich scheinen, aus der Praxis des Unterrichts heraus aber wird das große Feld, das jene unbebaut lassen müssen, unmittelbar gegeben sein: der deutsche Unterricht allein gewährleistet in der Zahl seiner Stunden (sollte es wenigstens!) das statarische Moment, das notwendig ist, um eine gründliche Verarbeitung des Unterrichtsmaterials durchzuführen,

eine Verarbeitung, die das Gebotene gleichsam zu Fleisch und Blut werden läßt und das äußerlich Entgegengebrachte in einen inneren Besitz, in persönliches Eigentum wandelt. Der deutsche Unterricht allein gibt dem Schüler Raum und Zeit, die notwendig sind, sich von dem Lehrenden unterstützt innerlich mit den sittlich bildenden Faktoren des Unterrichts in tätiger Eigenarbeit auseinanderzusetzen und seine Persönlichkeit zu reifen. Ich möchte nicht, daß man mich hier mißverstände: Jene drei können einander nicht entbehren und es sollen nicht etwa zugunsten des einen Unterrichtsfaches die zwei anderen in ihrer Bedeutung herabgedrückt werden; keines der drei läßt sich in der hervorgehobenen Richtung durch die Gefährten ganz ersetzen, keines geht ganz in einem anderen auf, so sehr sie sich auch berühren. Gewiß nicht kann der deutsche Unterricht der bunten Vielseitigkeit und der Großartigkeit des historisch-geographischen Gemäldes entraten; aber ebensowenig darf der deutsche Unterricht, ohne die Erziehung vaterländischer Gesinnung aufs tiefste zu schädigen, dieser Aufgabe entfremdet werden. Wenn ich die geistigen Faktoren der drei Disziplinen vergleiche, so möchte ich die Charakterwesenheit mit Rücksicht auf das hier zur Frage kommende Ziel den drei Grundfaktoren des menschlichen Geistes gegenüberstellen: Ich erachte in der gegebenen Beziehung den Charakter der Geographie und der Geschichte für abstrakter als den der deutschen Lektüre — dies der Zweig des deutschen Unterrichts, um den in erster Linie es sich hier handelt. Alle drei beschäftigen zwar die Phantasie, die die lebendige Wirklichkeit zur Grundlage hat, so jedoch, daß die erste und zweite der unmittelbaren Beziehung auf den schöpferischen Willen ermangeln, während die deutsche Lektüre gerade diesen wesentlich in Bewegung und Tätigkeit setzt, indem sie den Schüler dazu veranlaßt, seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, wodurch sie der Entwickelung und Bildung des Willens besonders nahe steht. Die Geographie zudem hat es nicht mit dem handelnden Leben zu tun, sondern nur mit den Ergebnissen, sowie mit den äußeren Umrissen desselben; die Betrachtung und Erkenntnis dieser muß daher eine vorwiegend logisch-abstrakte genannt werden, woneben die Historie, die den frischen Pulsschlag des Lebens in seinem höchst potenzierten Handeln zum Gegenstande hat, den beiden Schwesterdisziplinen durch die großartige Gewalt ihres Vorwurfes in der Erregung der Begeisterung weit überlegen ist und sich dadurch der fühlenden Seelenkraft an die Seite stellt. Der Geist der deutschen Lektüre zum dritten charakterisiert sich durch die ästhetische Unterlage als wesentlich phantasiebildend; er ist der Einbildungskraft gleichzusetzen: nicht jener, die von der Wirklichkeit abirrend, in unbegrenzte Ferne schweift, jener vielmehr, die sich an das lebendige Abbild alles Seins und Werdens in der künstlerischen Potenzierung und Zusammenfassung desselben anschließt

und aus dieser die Nahrung zieht, Willenskraft und Schaffenslust zu beleben und zu fördern. Begeisterung und Verstand mögen dem Willen eine spontane Richtung aufnötigen, aber seine Grundströmung und Handlungsfähigkeit beruhen auf der Einbildungskraft; diese ist der wichtigste Faktor der Willensbildung. Denn die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft schärft den weiten Blick; und ist es nicht dieser, der die Sicherheit und den festen Grund des Willens schafft, und damit zugleich die Befähigung des Individuums erhöht?[1]) Die hierauf abzielende erzieherische Tätigkeit ist nicht hoch genug einzuschätzen, wobei jedoch nie aus dem Auge gelassen werden darf, daß es sich um die an die Tatsachen angeschlossene, aus ihnen entspringende und auf sie abzielende Einbildungskraft handelt, nicht um chimärische Unbestimmtheit, die ungesunde Geburten einer phantastischen Traumwelt erzeugt. Diese Warnung mag besonders bei der Erziehung unserer Töchter Beachtung finden, wo nur zu leicht der Fehler hervortritt, daß zugunsten eines reichen Gefühlslebens ein Idealisieren ohne feste reale Grundlage hervorgerufen wird, wo die inhaltlose Phrase blüht und vor durchgeistigter Tiefe die wirkliche Welt mit ihren greifbaren Forderungen, Rechten und Pflichten verloren wird. Eine solche Erziehung ist geeignet ätherische Puppen ohne Saft und Kraft zu schaffen, Schmetterlinge, die über den Ernst des Wirklichkeitslebens hinwegtändeln; aber nimmer ist sie die rechte Bahn, gute deutsche Frauen in ihrer geraden Entwickelung zu fördern. — Soll der deutsche Unterricht diese Mission der Erziehung zu fruchtbarer Einbildungskraft und Willensneigung erfüllen, so ist seine Lektüre aufs sorgfältigste zu wählen; und wenngleich die Lehrerpersönlichkeit immer die Hauptsache bleibt und ein guter Lehrer selbst aus minder geeignetem Stoff einen gesunden Quell herauszuschlagen weiß, so ist das Material doch ein nicht zu unterschätzender Faktor, der auch den veranlagtesten Pädagogen unterstützt und ihm erst seine volle Wirksamkeit ermöglicht. Es ist deshalb auch bei der Pflege des vaterländischen Sinnes keineswegs gleichgültig, wie der Lesestoff gewählt ist: nur das Leben erzieht Leben, und abstrakte Erörterungen sind unfruchtbarer Same. Soll die junge Seele für das Vaterland glühen und sich begeistern, so muß das Vaterland selbst vor ihm lebendig werden: der Zauberstab der Phantasie muß die Schatten der Vorzeit ins bunte Leben der Wirklichkeit zurückberufen, daß wir uns unter sie mischen können und die Taten der Väter wie mit leibhaftigem Auge schauen. Es ist da nicht gleichgültig, ob von Vaterlandsliebe und fröhlicher Opfertat für Volk und Heimatsherd irgend-

1) Ich habe hier nach York von Wartenburgs Ausführungen („Napoleon als Feldherr" I Abschnitt 1) einen hervorragenden Spezialfall zu induktiver Verallgemeinerung benutzt.

eines Volkes gehandelt wird; es ist nicht gleich, ob die Jungfrau, oder Tell, oder Armin, oder Götz über die Bühne unseres von der Phantasie umwobenen Gedankenkreises gehen. Freilich wohl, der Patriotismus an sich ist nicht an die Nationalität gebunden; aber es bleibt doch ein anderes, ob ich den Patriotismus der Schweizer und Franzosen darbringe, oder ob ich mit festem Fuß mich auf den Boden des Vaterlandes stelle: jene sind in dieser Beziehung abstracta. Soll nicht alles Phrase bleiben, so muß die Sache selbst ins Innerste treffen, es müssen Figuren und Helden auftreten, die nicht nur ästhetische Gabe sind. Ein Drama wie die Hermannsschlacht von Kleist wird ein ander Feuer in den jugendlichen Herzen entzünden, als ungezählte Reden von patriotischer Hingabe oder Beispiele der ausländischen Geschichte. Heller glänzen die Blicke und höher hebt sich die Brust in naiv-kräftiger Begeisterung und Freude bei den deutschen Kernworten dieses Freiheitsdramas eines deutschen Vaterlandssängers. Und wenn wir jetzt Schillers Tell mit unseren Schülern lesen:

> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen usw.,

dann hat das Wort Fleisch und Blut gewonnen und ist aus der Sphäre idealer Phantasie in die reale Wirklichkeit gerückt; nun haben sie, wenn sie's sagen und denken, nicht ein Vaterland — sie haben das Vaterland, ihr Vaterland, sie haben Deutschland im Herzen. — Es sollte deshalb in keiner deutschen höheren Schule ein Schüler die Anstalt verlassen, dem nicht im Laufe der Zeit einmal zum wenigsten ein vaterländisches Drama in die Hand und ins Herz gegeben; denn mehr als in jeder anderen poetischen Gattung tritt der ästhetische Vorwurf im Drama lebendig wirkungsvoll hervor und zeigt dem geistigen Beschauer reales Handeln. Die deutsche Dichtkunst ist nicht arm an Werken dieser Gattung und bietet Auswahl für verschiedene Altersstufen und Lehrindividualitäten. Die feste Aufnahme eines vaterländischen Dramas in den Lehrplan der höheren Klassen unserer Vollanstalten ist ein nicht neues, immerhin aber noch nicht genügend anerkanntes, noch nicht genügend gewürdigtes Prinzip, und doch wird niemand verneinen wollen, daß die Pflege vaterländischer Gesinnung unter den erziehlichen Aufgaben der Schule einen der vornehmsten Plätze zu beanspruchen hat. Es handelt sich hier durchaus nicht einfach um den nationalen Standpunkt als Gegensatz zu partikularistischer Beschränkung oder kosmopolitischer Weitherzigkeit: in diesem Sinne kann der deutsche Standpunkt als durchgekämpft gelten, und es wird wenige Deutsche geben, die vor des großen Kanzlers Denkmal nicht ihren Kranz der Dankesschuld im Geiste niederlegen. Nach außen stehen wir fest; aber damit ist nur der kleinere Teil getan: die Einheit innen ist das Wertvollere,

die opferwillige Scharung um ein starkes Reichspanier; sie ist die notwendige Ergänzung zur Wacht am Rhein und an den anderen Grenzen: sie ist im deutsch-nationalen Einheitsgedanken, wie ihn Bismarck vertreten, ein integrierender Teil. Die Interessenherrschaft, die sich heute auch im deutschen parlamentarischen Leben kundgibt, das ein Abbild in nuce des breiteren Volkslebens ist, birgt nicht minder eine nationale Gefahr in sich als die einstige politische Zerstückelung. Es ist menschlich, des eigenen Herdes und der Genossen zuerst und aufs eindringlichste zu gedenken! Aber wo die Vertretung gesonderter Faktionen zu tief einreißt, da wird ein kleinlicher Krämergeist um sich greifen, der ganz vergißt, daß nur im Wohle der Gemeinschaft das Wohl des einzelnen sich entwickeln kann und nur in einem gesunden Gesamtkörper die einzelnen Organe gesund erhalten werden: allemal und ohne Ausnahme sollten unsere Volksvertreter, sollte unser ganzes Volk das Wohl des Ganzen zuerst im Auge haben und erst auf dieser Basis die Persönlichkeitswerte und Klassenforderungen zur Geltung bringen, wie es der Deutsche Kaiser in seiner Görlitzer Rede am 28. November 1902 bei Einweihung der dortigen Gedenkhalle zum Ausdruck gebracht hat: „Die Freiheit für das einzelne Individuum, der Drang zur Entwickelung der Individualität, der unserem Stamme innewohnt, ist bedingt durch die Unterordnung unter das Ganze zum Wohle des Ganzen. Möge deswegen die zukünftige Zeit ein Geschlecht heranwachsen sehen, das in voller Erkenntnis dieser Tatsachen in freudiger Arbeit Individuen entwickelt, die sich unterordnen zum Wohle des Ganzen und zum Wohle des Volkes und des Vaterlandes." — Und dazu, um einen solchen Geist zu erziehen, braucht's der Taten, an denen sich der empfängliche Sinn der Jugend hinaufranken, dem warmen Vaterlandsgefühle erschließen kann, damit nicht nur eine gewohnheitsmäßige Hingabe anerzogen werde. Vielmehr soll eine wirklich warme Liebe aus dem: „Deutschland, Deutschland über alles!" herausklingen, die fähig ist, dem Vaterlande auch Opfer zu bringen, ohne scheel auf den Nachbar zur Rechten und zur Linken zu sehen und mit ihm zu feilschen, eine Liebe, die nicht nur im Liede singt: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand", die auch im tatsächlichen Leben für das Vaterland etwas herzugeben imstande ist: Gut und Blut, alle beide. Diese Gesinnung, dies heilige Gefühl und die daraus resultierenden Handlungen — welcher Art sie auch sein mögen —: das ist Vaterlandsliebe, und in dem Sinne sollen unsere deutschen Mädchen wie ihre Brüder mit gleichem Rechte und gleicher Wärme einstimmen in den Chor:

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutsches Vaterland!

Mit und nächst dem Vaterlande huldigt Maßmann in diesem Liede dem Ahn der deutschen Helden, dem ersten Freiheitskämpfer germanischen Stammes, von dem die Geschichte uns Kunde gibt: in dankbarer Begeisterung weiht er sein heißes Fühlen dem freien herrlichen „Hermannsland“, dem Lande Armins.[1]) Von diesem Helden singt und sagt der deutsche

---

1) Der Name Arminius, als allein durch die Überlieferung für den Führer der Hermannsschlacht gerechtfertigt, wird heute ausschließlich von der Wissenschaft anerkannt und gebraucht. Mit der Tatsache dieser Form nun lassen sich jedoch verschiedene Deutungen ihrer Entstehung verbinden. Da die Überlieferung jener Zeitepoche römisch ist, so ist begreiflicherweise auch die Wiedergabe der Namen jener Periode eine römische, und es handelt sich für uns nun darum, den germanischen Kern herauszuschälen; drei verschiedene Entwickelungsmöglichkeiten sind zu berücksichtigen:

1. Die lateinische Form ist nicht aus fremdem Ursprunge latinisiert, sondern sie ist original lateinisch. Es würde sich diese Annahme durch Armins Bruder Flavius stützen lassen, der sich — wie dem Namen nach — auch innerlich der germanischen Heimat entfremdete. Dabei ist anzunehmen, daß Flavius seinen Namen nicht etwa, wie gemeinhin erläutert wird, durch sein blondes Haar erhalten hat, sondern durch Adoption seitens eines Gliedes des sehr angesehenen Flaviergeschlechtes in Rom. Es würde hierzu Zürns Bemerkung (Zürn, H. v. Kleists Hermannsschlacht, Leipzig 1888. Vgl. dort Anm. zu I 242) stimmen, der eine „gens arminia“ anführt. Wahrscheinlich hing alsdann diese Adoption mit der römischen Ritterwürde, welche Arminius besaß, zusammen.

2. Die Form ist inhaltlich germanischen Ursprungs, aber durch Übertragung des Sinnes dem Sprachausdruck nach gänzlich latinisiert. Ich würde diese Bildung einer Qualitätsapposition wie regius, egregius vergleichen mit der Bedeutung etwa: der Krieger, der Waffenstarke. Das n wäre in dem Falle euphonische Zugabe, das erste i aus a durch das i der folgenden Silbe assimiliert. Diese Darstellung würde die Verdeutschung Hermann stützen, so jedoch, daß hariman das Ursprünglichere und Arminius die Ableitung wäre. Der umgekehrte Vorgang ist abzulehnen, denn er müßte auf Formen wie warin, warmunt, waralt = der Wehrliebende, Wehrhand, der Wehrwaltende bei angemessener Übertragung des lateinischen Sinnes führen.

3. Die Form ist auch den Wortbildungselementen nach germanisch und nur durch graphische Transkription und römische Endung zu ihrem fremden Aussehen gekommen. Alsdann ist die erste Silbe als Tonsilbe wiederherzustellen: wir haben nicht wie bisher Armín, vielmehr Ármin zu betonen; mit der fremden Endung muß auch der fremde Akzent fallen. Ich muß gestehen, daß diese dritte Hypothese, wie sie mich am meisten anspricht, auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. a) Da das Römertum Armins nur ein vorübergehendes war, da er sich seinen Namen als ein Held der Germanen gegen die Römer gemacht: so würde sein alter germanischer Hauptname ein späteres römisches agnomen, bzw. eine Sinnübertragung durch sein natürliches Schwergewicht nach Gebühr in den Hintergrund gedrängt haben, und auch der römische Historiker konnte ihm kaum Berücksichtigung versagen. — b) Die Deutung eines germanischen Namens Armin vollzieht sich auf so zwanglose Art, daß sowohl die Heranziehung der kaum sehr bedeutenden

Liedermund am liebsten, wenn es gilt, des Vaterlandes Ruhm und Freiheit zu tönen: ihm auch klingt des Dichters Leier, der am Vorabend der Befreiungskriege sein deutsches Volk durch flammenden Rachesang zum neuen Kampf gegen den gallischen Sohn der alten Römer aufrufen wollte und in den markigen Heldengestalten der Vorzeit ein Bild uns schuf von bitterer Not und hoffender Freiheitsahnung in Deutschlands größter Drangsal. In doppeltem Sinne ist Kleists Hermannsschlacht ein nationales Drama durch die Verschmelzung zweier gegenbildlicher Epochen unserer vaterländischen Geschichte. Sie gehört zu dem Besten, was die deutschen Dichter unter dem Fittich der patriotischen Muse, unter ihrem rauschenden Flügelschlage geschaffen; denn tiefer Gehalt und markige Schönheit vereinen sich hier mit glühendem Patriotismus und Freiheitsdrang. Einzelne Ausstellungen können den ästhetischen Wert dieses Werkes in seinem künstlerischen Grundcharakter nicht dermaßen beeinträchtigen, daß Ortners[1]) vernichtendes Urteil gerechtfertigt wäre. Hier werden unwesentliche Punkte mit einem Nachdruck hervorgehoben und gerichtet, als ob nur das durchaus Vollkommene und das über jeden Einwand Erhabene für den Unterricht der Schule gutgeheißen werden könne: werden unsere Klassiker da standhalten? Es wird der Tadel nicht gescheut, ob er auch durch fehlerhafte Auffassung auf den strengen Rezensenten zurückfällt und ihn selbst bloßstellt. Nach solcher Art der Kritik kann es nicht befremden, daß die berechtigten, wesentlicheren Ausstellungen mit besonderem Eifer ergriffen werden, um den Stab über das ganze Werk in seiner Eigenschaft als Erziehungsobjekt zu brechen und den wertvollen Einfluß, den es als Schullesestoff zu üben geeignet, abzuleugnen. Das diesbezügliche Urteil gipfelt in dem Schlußsatze (S. 32): „Während daher andere das Studium des Dramas den Schülern dringend empfehlen zu sollen glauben, scheint es mir bei seinen großen Schwächen kein Verlust, sondern ein Gewinn, wenn das Stück aus der Reihe der in der Schule gelesenen Dramen verschwindet und durch ein besseres, gediegeneres ersetzt wird. Denn bei

gens arminia, sowie die etwas umständlichere zweite Hypothese, gegen die überdies die eben unter a) gemachte Einwendung spricht, zurücktreten müssen. Armin (arn Adler, wini Freund) ist der Adlerfreund, der Adlergenosse: in dem Sinne wohl der Adlergleiche. Wie in warin ist das anlautende w der Endsilbe zugunsten flüssigerer Aussprache geschwunden; doch hat es zuvor seine assimilierende Kraft auf den voraufgehenden Nasal geäußert und seinen dentalen Charakter in einen labialen gewandelt: Arnwin wurde Armwin. Vgl. den ähnlichen Vorgang in Armbald, Ermbald.

1) H. Ortner, Bemerkungen zu H. von Kleists Hermannsschlacht. Programm zum Jahresbericht des K. neuen Gymnasiums zu Regensburg für das Studienjahr 1893/94.

Beurteilung eines Kunstwerkes haben wir nicht den patriotischen, sondern, neben dem sittlichen, lediglich den ästhetischen Maßstab anzulegen." — Was den Vordersatz betrifft, den Hinweis auf die Schwächen, so wird sich unten Gelegenheit bieten, die hervorstechenderen Einzelheiten, welche zu dieser Summe geführt, näher zu besprechen; in dem begründenden Nachsatze jedoch — das soll gleich hier klargestellt sein — ist ein wunderbarer Widerspruch enthalten. Gewiß ist vom künstlerischen Standpunkte der ästhetische Maßstab bei Beurteilung eines Dramas der ausschlaggebende; für den erzieherischen Wert eines Werkes sodann tritt neben ihn die Bedeutung des sittlichen Gehaltes. Wie aber kann Ortner letzteren dem patriotischen Charakter als etwas einander nicht Berührendes entgegensetzen? Sittlich und patriotisch stehen im Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen; nicht alles, was sittlich ist, läßt sich unter den Begriff patriotisch bringen, sicher aber ist der Patriotismus immer und überall als sittlicher Faktor einzuschätzen; oder sollte Ortner das Gebiet des Sittlichen mit dem Religiösen identifizieren? Gerade als sittlich bedeutsam, nicht nur etwa aus praktischen Gründen der Staatsraison soll das Vaterlandsgefühl in unserer Jugend gepflegt werden: der feste Anschluß an Land und Volk der väterlichen Heimat, die Hingabe an die große Gemeinschaft lassen in uns eine Kraft erwachsen, die über das Alltäglich-Kleinliche und Beschränkte des eigenen Ich hinausgeht und uns damit für einen erweiterten Wirkungskreis befähigt. Fest steht in der großen Welt, wer fest steht im Hause; und stark ist da draußen im Getriebe der Völker — ob ihn nach Nord oder Süd, West oder Ost das Leben führte — stark ist da draußen, wer stark und vertrauend mit seiner Liebe im heimischen Boden wurzelt. Hebung der sittlichen Persönlichkeitswerte, darin besteht zuletzt alle Erziehung: etwas über diese eine singulare Person Hinausgehendes der Jugend ins Herz zu pflanzen: Gott, Vaterland, Liebe, Kunst, Wissenschaft, Pflicht und Recht und was sonst an großen Trieben und Objekten unsere Seele zu fassen vermag.

Kleists Hermannsschlacht ist ein nationales historisches Drama, wie aus dem Titel unmittelbar hervorleuchtet; eine besondere Eigenart desselben ist jedoch, daß es diese Bezeichnung — wie schon geäußert — mit Beziehung auf zwei Epochen verdient. Des Dichters schöpferischer Blick hat den kongenialen Charakter beider Zeiten in ihrer Wesensverwandtschaft sicher erfaßt und zur Darstellung gebracht. Hier wie dort ist das innere Prinzip die spontane Erhebung deutscher Fürsten und Völker, um der politischen und sittlichen Vergewaltigung einer fremden Macht in Deutschland ein Ende zu setzen. Beide Kämpfe sind Freiheitskämpfe im besten Sinne des Wortes: es geht zuletzt nicht um diese oder jene Güter, mehr oder minder vergänglichen Wertes: es gilt die Freiheit schlechtweg, das

oberste Gut sittlichen Selbstbewußtseins, das die Würde des Menschentums allererst und zumeist begründet.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;

ruft der Dichter in dem wilden Rachehymnus „Germania an ihre Kinder" den Genossen des bedrückten Vaterlandes zu:

Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt usw.

„Höhrem als der Erde Gut", fährt sein vaterländischer Zornessang fort, „Schwillt an diesem Tag das Blut:

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt."

Das ist der letzte bewegende Zweck: „Frei auf deutschem Grunde walten!"

Die Freiheit ist die Frucht des blutigen Sieges, die seine hoffende Seele heischt und in freudiger Zukunftsahnung schaut. — Rücksichtlich der Beziehung auf jene gegenwärtige Zeit ist gegen das Drama der Vorwurf einer Tendenzdichtung erhoben worden: Ortner a. a. O. S. 27: „Die ganze Hermannsschlacht ist ihm ja nur ein (dünner) Schleier für seine Absichten, das ganze Drama ein ausgesprochenes Tendenzstück, lediglich darauf berechnet, die Deutschen zum Haß und zum Kampf gegen Napoleon zu reizen und zu entflammen." — Wollen wir vielleicht auch Arndts, Schenkendorfs, Körners Freiheitsrufen den Stempel der Tendenzdichtung aufdrücken? Sehr unangebracht gebraucht auch Zürn[1]) die gleiche Bezeichnung, um damit die Beziehung auf die derzeitigen Tagesereignisse — jedoch ohne Tadelsnuance — zum Ausdruck zu bringen. In gewissem Sinne könnte ja jede Dichtung von Wert eine Tendenzdichtung 'genannt werden: denn ein bestimmtes Streben, ein Ziel, innere im Wesen der Handlung liegende Zwecke hat und muß jede gute Dichtung haben; aber in diesem einfachen allgemeinen Sinne des Wortes tendere gebrauchen wir jenen Ausdruck heute nicht: der Begriff ist durch die Moderne eingeengt und wird auf das Streben rücksichtlich stoffremder Zwecke angewendet, auf eine poetische Verkleidung von Prinzipienstreitereien, auf eine Ausnutzung der ästhetischen Phantasie zugunsten abstrakt-logischer Erörterungen. Und weil dieser eingeengte Sinn

1) Seine bereits oben in ihrem Titel zitierte, mit sorgfältigen Anmerkungen und einem Anhang zusammenfassender Erörterungen versehene Ausgabe der Hermannsschlacht hat ihre gebührende Empfehlung bereits durch G. Klee im 8. Jahrg. (1889) dieser Zeitschrift erhalten.

für die Auffassung des Wortcharakters „Tendenzdichtung" jetzt beherrschend ist, darum ist der Ausdruck hier übel gewählt und nicht am Platze. Es handelt sich in Kleists Drama um die ästhetische Verkörperung eines elementar-gewaltigen Freiheitstriebes, der sich aufbäumt gegen Druck und Fremdherrschaft und nach Rache schreit; es handelt sich in der durch Eigennutz und politische Ränke bewirkten Zerrissenheit des Vaterlandes um die Einigung und Aufrichtung eines starken nationalen Banners: „Vergebt! Vergeßt! Versöhnt, umarmt und liebt euch!" V, 415. Das sind nicht logische Subtilitäten, die der Dichter da in alle deutsche Gaue hinausruft: das ist warmes lebendiges Gefühl, spontane Begeisterung: der Pulsschlag wahrer Dichtung, der echte Kern ästhetischer Form, ohne welchen das Spiel der Phantasie leer und seelenlos erscheinen müßte. Zudem ist der lebendige Hauch, der den Dichter zu seinem glühenden Rache- und Freiheitssange begeisterte, nicht dem zu verkörpernden Stoffe als ein Fremdes aufgedrungen: er ist diesem seinem innersten Wesen nach kongruent und zugehörig. Beide Epochen, die der Künstler in seinem Werke zur Einheit gebunden, atmen denselben heiligen Zorn, denselben heiligen Drang: frei zu sein auf deutscher Erde! Darüber hinaus hat der Dichter sich nicht angemaßt, politische Wünsche zu gestalten: Freiheit und Einheit, die beiden vorweggenommen, behält er die Neuentwickelung der Zustände den Fürsten Germaniens in feierlichem Rate vor (V, 722 ff.). Und darum, weil er sich von den Besonderheiten bestimmter politischer Verhältnisse fern hält, liegt in der Zeichnung der sittlichen Faktoren eine Allgemeingültigkeit, die dem Werke seine Lebensdauer nicht nur als historisches Denkmal einer vergangenen Zeit, sondern als eine lebendige Kraft aller Zeiten sichert, solange man noch die Worte Freiheit und Vaterland aufs deutsche Banner schreibt und das Schwert für sie zieht. Diese Reduktion der Zeitverhältnisse auf ihre allgemeingültigen inneren Werte war dann das zwingende Moment, das dem Dichter die Form der vergangenen Zeiten notwendig machte, um den ephemeren Erscheinungen des Tages ferner zu treten, wenn auch die Gegenwart, der Dichtung ihre Farben zu leihen, bestimmt blieb. So eilt in die Vorwelt der Schwung seiner Gedanken, einen objektiven Vorwurf zu erreichen, der die Glut seines Hasses in gemildertem Feuerstrahl lodern läßt und die ästhetische Form strahlend durchleuchtet, ohne sie zu versengen. In dieser Verbindung zweier um achtzehn lange Jahrhunderte getrennter Epochen liegt die Rechtfertigung, ja fast die Notwendigkeit einer großen Zahl von Anachronismen. Das Kulturleben der Alten mußte in geistiger und materieller Beziehung gehoben werden, wenn es dem sittlichen Gehalte der späteren Zeit gerecht werden wollte; und warum auch, da wir uns doch moderne Ideen gefallen lassen — und ohne sie kann kein neugeschaffenes

antikes Drama Lebensfähigkeit beanspruchen; denn der große Dichter schafft aus dem Ideenkreise seiner Zeit heraus und würde sich seiner mächtigsten Grundkraft entäußern, wollte er ihn verlassen — warum wollen wir denn in Technik und Kostüm und überhaupt der äußeren Form des Gebarens so rigoros sein? vorausgesetzt nur, daß der wesentliche Charakter des Gegenstandes unserer Dichtung gewahrt bleibt. Und das ist er: der freie jagd- und kriegslustige Germane, der seine Götter ehrt und seine Frauen achtet, dessen Stärke auf einfacher Sitte ruht, tritt in treuer Natürlichkeit neben den verfeinerten Römer, dessen innere Bildung nicht gewonnen hat; denn mit der Steigerung der Intelligenz hat der Geist der Sitte nicht Schritt gehalten und ist gesunken. Gar so streng, wie es nach Ortner scheinen sollte, sind wir im Punkte der Anachronismen auch nicht: wo unsere Phantasie nur nicht verletzt wird, nehmen wir sie ohne zu murren in den Kauf, und Shakespeare verliert nicht durch die groben Verstöße geschichtlicher und geographischer Beziehung, die auch jener Zeit schon zum Bewußtsein gekommen sein müssen, gegen welche man jedoch liberaler war, als wir heute modernen Produktionen gegenüber. Seien wir gerecht und ziehen die Anschauungsweise auch der Kleistschen Zeit in Betracht, die weniger anspruchsvoll im Punkte historischer Treue, als Ortner — unter Betonung der Klassiker — zu denken geneigt ist; gegenüber diesen liegt im Verhältnis des romantischen Poeten zu seinem Stoffe eine Reaktion vor: ungebunden schaltet der Dichtergenius der Romantiker mit freier Willkür über dem Material, das sein Geist bearbeitet, dem er selbstherrlich schaffend und wählend gegenübersteht; der Zauberstab der romantischen Muse verstattet ihren Jüngern freien Raum, sobald sie der Phantasie nicht untreu werden. Musäus' Märchen mögen als Beispiel genannt sein, wie einem naiv einfachen Stoffe modern-romantischer Geist durch die Glieder gehaucht wird und die Form durchbricht. So muß der Vorwurf ungenügender Studien, den Ortner Kleist macht, unter diesem Gesichtspunkte zurückgewiesen werden, und es ist den Bemängelungen dieser Art bezüglich mythischer, geographischer, geschichtlicher Irrtümer wenig Berechtigung zuzugestehen. Die sprachlichen Rügen des weiteren können nicht anders als kleinlich bezeichnet werden und zeugen mehrfach von verständnisloser Tadelsucht.[1]) Nur vereinzelt treffen die Aus-

---

1) Als Beleg von Oberflächlichkeit der Arbeit und willkürlichem Sprachgebrauch werden S. 24 z. B. „fleuchst" und „fleucht" — im Wechsel als Formen von fliehen, bzw. fliegen durch Kleist verwandt — angeführt, wobei Ortner wunderbarerweise diese Formen als Bildungen des Verbums „fliegen" gerechtfertigter scheinen: „Die Formen fleuchst, fleucht gebraucht der Dichter nicht nur im Sinne von fliegen, sondern auch von fliehen." — Die alten nur noch poetisch gebrauchten Bildungsformen beider Verba lauten „fleuchst, fleucht", bzw. „fleugst, fleugt". Gelegentliche Vertauschung der Formen wird, abgesehen

stellungen die Wahrheit: der Derwisch (V, 606) ist ein in seiner fernabliegenden Beziehung nicht sehr glücklich gewählter Vergleich. Mißgriffe dieser Art sollen hier keineswegs vertuscht werden; doch welche Bedeutung können sie gegenüber dem Gesamtwert des Stückes beanspruchen? Der Schwur bei Himmel und Hölle als die Hereinbeziehung einer späteren Zeit stört mich, Ortner entgegen, wenig oder gar nicht, da er in der germanischen Mythologie Analogien hat und unserer gegenwärtigen Kulturanschauung entspricht; anders steht es mit den altgriechischen Beteuerungsformeln: beim Styx, usw. — nur die Geläufigkeit der alten Bildungselemente in jener, antiker Geistesgröße sich hingebenden Zeit ließe sich anführen, um ein Verständnis für die Neigung zu der räumlichen Verbreiterung ihrer Sphäre zu gewinnen; auch ist daneben eine Einwirkung Klopstocks möglich, worüber Näheres unten. Als höchst geschmacklos muß mit Ortner die Hexe von Endor angesehen werden; denn abgesehen davon, daß eine solche Beziehung auf die jüdische Tradition in Varus' Munde komisch wirkt, ist es besonders auch heute ein zu fern liegendes Gleichnis, und die größere Zahl unter uns wird erst im Gedächtnis und in der Bibel kürzer oder länger suchen, um den Fundort zu treffen; ein wirksames Bild oder Gleichnis aber muß unmittelbar die Empfänglichkeit der Phantasie anrühren. Hauptsache bezüglich aller dieser Einwendungen bleibt immer, daß die uns gebotene Handlung lebensvoll in ihren Ausführungen ist und der Gesamtcharakter der zu schildernden Zustände festgehalten wird; durch eingehende Forschung hätte Kleist seiner Zeit nur fremde Züge in das Bild getragen: unmöglich kann der Dichter dem Historiker Pfadfinder sein. In gewissen Grenzen muß einem modernisierten Gewande notwendige Berechtigung zugestanden werden: hat jemand schon Leonardo vorgeworfen, daß er Italiener im Abendmahle Christi gezeichnet? Wenn man zuletzt mit der Vorlage nicht auskommt, macht man sich die Fehler, die man widerlegen will, selbst zurecht; indes braucht das nicht Absicht zu sein: man verrennt sich einfach. Thusneldens kleines Lied,

von der Sinnverwandtschaft, im Niederdeutschen (in dessen Sphäre Kleist aufgewachsen) durch die spirantische Aussprache des auslautenden „g" und damit lautliche Gleichstellung beider Formen, befördert; indes auch obd. kommt gelegentlich Vertretung vor: sowohl von fliegen durch fliehen wie umgekehrt, selbst in anderen Formen als den oben angeführten, welch letztere durch ihre geringe Gebräuchlichkeit fremder geworden, was das Schwanken in ihrer Anwendung begreiflicherweise unterstützt. Ich zitiere die drei folgenden Beispiele nach Heynes Wbch.: Spr. Sal. 23, 5 „macht jm flügel wie ein adeler und fleucht gen himel". — Schiller 3, 167 „wenn Kinder dir entgegenfliehn". — Luther 5, 294b „das man das licht schewet und die warheit fleugt". — Über die Redensart „danach wird weder Hund noch Katze krähen", die Ortner mit souveräner Überlegenheit S. 25 zurückweist, vgl. meine früheren Ausführungen in dieser Zeitschrift.

das vor dem letzten Versfuß abbricht, um Überraschung und Entrüstung der Fürstin über die beleidigende Zudringlichkeit des Ventidius zu malen, wird von Ortner dahin interpretiert, daß das Schlußwort „drecken" ergänzt werden müsse; es wird dabei der Verwunderung Raum gegeben, daß sämtliche Herausgeber sich in tiefes Stillschweigen hierüber hüllen, und das selbstgeschaffene Bild muß die Epitheta „ganz unerträglich", „durchaus unwürdig" über sich ergehen lassen. Unwürdig ist allerdings, einem anderen solche ästhetische Geschmackwidrigkeit, die man selbst verbrochen, in die Schuhe zu schieben. Das Schweigen der Herausgeber erklärt sich einfach aus der Gleichgültigkeit der Sache; erst Ortner hat eine unerlaubte Waffe zum Angriff aus dieser Nachlässigkeit Kleists geschmiedet. Eine solche ist wenigstens der stärkste Tadel, der den Dichter hier treffen kann: er war eventuell selbst in Reimverlegenheit und hat die noch zu vollendende Strophe verkürzt gelassen, da sie seinen formalen Zwecken in dieser Fassung entsprach. Vielleicht auch ist ein Wort unterdrückt, das — ein sogenanntes Korn — in der folgenden Strophe Reimverbindung zu finden hätte und immer wieder je durch die folgende ihrerseits aufgenommen worden wäre. Unberechtigt jedenfalls ist Ortners Annahme, daß die Endzeile auf „Becken" und „stecken" reimen muß, warum nicht auf einen allenfalls noch folgenden Schlußreim d, der auch in einem ebenfalls zu ergänzenden achten Verse hätte vertreten sein müssen, womit wir das Reimschema erhielten: a, b, a, b, c, c, d, d (wogegen Ortner: a, b, a, b, c, c, b). Ortner hätte, wie mir jemand scherzend einwarf, gleichgut auch „lecken" reimen können: die Form ist grammatisch nicht weniger unberechtigt und wenigstens sinnvoller; am besten träfe bei der gestellten Reimvorschrift „gecken" zum Ausdruck der albernen eitlen Bewegung wie Absicht — zuletzt ist es ein Streit um des Kaisers Bart. Es mögen hier noch einige weitere Ausstellungen Ortners Platz zur Besprechung finden. Der grausige Befehl Hermanns an den durch schweres Schicksal niedergeschmetterten Teuthold wird als „unerträglich", „abstoßend" gekennzeichnet und Hermann als „roher Barbar" verdammt. Gewiß kann nur unter Völkern elementarer Kulturstufe solche Tat geschehen; aber von furchtbar elementarer Gewalt wird auch dort ihre Wirkung sein:

> Der Sturmwind wird, die Waldungen durchsausend,
> Empörung rufen, und die See,
> Des Landes Rippen schlagend, Freiheit! brüllen. (IV, 300 ff.)

Ich will an dieser Stelle von literarischen Bezügen alter Sagen absehen, die in den Augenblicken höchster Not vor solchen grausen Taten nicht zurückscheuten. Ich will mich auf die ästhetische Seite der Handlung beschränken,

und da ist zu beachten, daß in erster Linie die bewegende Kraft zur Tat nicht diese selbst der ästhetischen Beurteilung unterliegt, das poetische Moment der Handlung ausmacht. Darum haben wir es hier weniger mit der barbarischen Wildheit der Tat zu tun, als vielmehr fällt die Gesinnung, aus der heraus die Tat geschieht, ins Gewicht: sie ist das Bedeutsame, das Nachahmenswerte. Ein imposantes Bild die Konsequenz dieser Handlung! Vgl. das angeführte Zitat, dem man die Worte eines anderen Sängers jener Tage an die Seite setzen möchte: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Wenn Ortner die Tötung Hallys durch den Vater als Heldentat auffaßt, kann die Zulassung der Zerstückelung ihres schmachbedeckten Körpers, um den ihr angetanen himmelschreienden Schimpf zu rächen, nicht berechtigt mit solcher Entrüstung angegriffen werden.[1]) Jedenfalls waren die Barbaren

1) Einer der Herausgeber der Kleistschen „Hermannsschlacht“ Windel (vgl. Ortner, S. 12 Anm.) hat sich veranlaßt gesehen, die drei Hallyszenen für den Schulgebrauch einfach zu streichen. Ähnliches Zartgefühl verleitet Zürn im Anhange seiner „Hermannsschlacht“ Vers 6 des Gedichtes „Germania an ihre Kinder“ zu übergehen; warum, ist in diesem letzteren Falle nicht klar. Für wen die Lektüre jener drei Szenen und mehrerer anderer Hinweise im Drama auf sittliche Vergewaltigung seitens der Römer nicht als schädlich empfunden wird, für den ist auch in jener Strophe kein Arg zu finden. Erst durch den Inhalt der vorausgehenden sechsten Strophe erhält die siebente ihre volle Prägnanz und Wirkung. Man ist in diesen Dingen durch unsere gern alles Anstoßende verschleiernde Kultur zu einer weichlichen Praxis gekommen, die eher schaden als nützen kann; wir sind in den Worten feinfühliger geworden, um uns in den Taten desto mehr gehen zu lassen. In der Erziehung liegt doch wohl ein Fehler darin, die Jugend lieber verbotene Früchte kosten zu lassen, als ihnen mit Ernst und Wahrheit die sittlichen Aufschlüsse, soweit sie für den betreffenden Stand der Dinge und Personen angebracht, zu geben. Ich erkläre mich durchaus und ohne Vorbehalt prinzipiell gegen jene Ausgaben in usum delphini, die sich an dem geistigen Eigentume unserer Dichter vergreifen. Lest die Sachen — oder lest sie nicht, das steht zur Wahl; aber wenn ihr sie lest, lest sie ganz. Die Berücksichtigung kann der Autor verlangen; und es liegt die größere Gefahr bei diesen Dingen in der Verheimlichung. Wunderbar, daß man sich noch immer selbst über den Vorgang der diesbezüglichen Aufklärung hinwegzutäuschen sucht, da sie doch fast ein jeder an sich selber erfahren. Dinge, die von autoritativer Seite der reifenden Jugend in ihrer ethischen Bedeutung und Forderung ins Herz gelegt werden sollten, sind aus Natur zur Unnatur gemacht und treten auf heimlichen Schleichwegen an sie heran. Durch wen, wie, wo, wann diese Art Pseudovorsehung den einzelnen berührt, das bleibt im Dunkel, steht aber jedenfalls in keinem Zusammenhange mit den natürlichen Forderungen des betreffenden jugendlichen Individuums; sie wissen es alle, nur unerlaubt, und das wißt ihr, keiner wohl verschweigt es sich; ist das nun höhere Sittlichkeit? — Dies Wort sei an dieser Stelle an Eltern und Erzieher des Hauses gerichtet; den Lehrer öffentlicher Klassen berührt es nur insofern, daß er nicht falsche Scham in seinen Zöglingen voraussetzen und unterstützen soll. Ruhe und taktvolles Maß werden der Jugend das Gefühl der Sicherheit erhalten und befestigen. Wir geben unseren heranwachsenden Kindern damit eine bessere sittliche Grundlage für den Eintritt ins große Leben mit, als wenn wir alles unterdrücken und verdecken, um sie tastenden

hier weniger barbarisch als die Träger der Kultur! Die Schlußfolgerung zuletzt, die ganze Episode habe nicht den geringsten Einfluß auf die Haupthandlung zu üben vermocht, ist logisch nicht aufrecht zu erhalten: Zum ersten hat Ortner die Daten verwirrt; die Entscheidung erfolgt erst am zweitnächsten Tage, nämlich am 12. August, und die nächtliche Szene hat vor Anbruch des 10. stattgefunden. Demzufolge werden alle germanischen Völker westlich und südlich des Schlachtfeldes kampfbereit gerüstet stehen, wenn etwa zersprengte Heeresteile der Römer fliehend Rettung suchen sollten. Es ist zugleich eine nicht gering zu veranschlagende Sicherung für den Fall eines halben Erfolges, wie auch für jeden neu zu erwartenden Angriff seitens der Römer; noch war Pästus zu besiegen. Vergegenwärtigen wir uns den Fall in einer historischen Aktualität: Wäre 1812 das deutsche Volk wie ein Mann aufgestanden, Napoleon wäre nicht nach Paris zurückgekommen; die blutigen Tage von Leipzig und Waterloo wären nicht geschlagen. Wie schnell die Germanen im Drama Kleists ihre Pflicht begriffen, zeigt die 23. Szene des fünften Aktes. Ganz Germanien steht in Waffen, und bleibt auch für den Augenblick keine blutige Tat zu tun, darf das Schwert auch gesenkt ruhen, so mahnen nicht minder die Taten des Friedens, und das freudige Herbeieilen der Fürsten, wie die selbstlose Gesinnung Marbods und Hermanns, krönt und gewährleistet das Einigungswerk. — Das war das Ziel der „Hermannsschlacht" Kleists, und diese große Tat, die Armin ins Leben gerufen, deren letzten Schlußstein er eingefügt, sie sollte zu Unrecht seinen Namen tragen, weil Marbod im Drama den ersten Siegesruhm vorweggenommen und schon der Feinde Niederlage voll entschieden, die Hermann gänzlich zu zerschmettern kam? Hier verwickelt sich Ortner in einen merkwürdigen Widerspruch: „alle Bedeutung" soll „dem Haupthelden" durch diese Darstellung genommen sein, von dem er doch wenige Zeilen vorher mit Recht erklärt: „Er hat ja auch in der Tat das meiste getan." Vergegenwärtigen wir uns den nicht unähnlichen Fall bei Waterloo 1815: Auch Blücher kam erst zum letzten Stoß (freilich war dort die Niederlage noch nicht entschieden); vollständig ist sie jedoch in beiden Fällen erst durch die Ankunft der Verbündeten geworden, und jedenfalls ist sowohl Marbod hier, wie dort Wellington die Annahme der Schlacht (in jenem Fall Angriff, in diesem Verteidigung) erst akzeptabel

Schrittes hinausgehen zu lassen, daß sie sich den Pfad selber suchen; mancher, der jetzt irre geht, hätte den rechten Weg finden mögen, hätte er nur einen kleinen Halt und Wegweiser gehabt. Ist denn die Erziehung nicht dazu da, sicher und fest zu machen zum Wollen und Handeln und die sittliche Kraft eines jeden auf die zukommende Bahn zu lenken? Gibt es Dinge, die für den Erzieher zu hoch sind, um sie seiner Pflege und Sorge teilhaftig werden zu lassen?

gemacht durch das sichere Versprechen des Bundesfeldherrn: „Ich komme.“ Schon Tieck hat diesen Vorwurf gegen das Drama erhoben, daß eigentlich nicht Hermanns, sondern Marbods Schlacht das Schicksal der Römer entscheidet. Es ist dabei wohl zu beachten, daß ein Übergewicht der Waffen Armins unverhältnismäßigen Erfolg gegenüber seinen Kräften bedeutet hätte, wohingegen Marbods gewaltiger Rüstung ein bedeutender Waffenerfolg angemessen war. Es belegt dieser Zug aufs schlagendste des Dichters Verständnis und Sinn für das Tatsächliche, dem romanhaft übertreibendes Idealisieren fremd ist. Daß der geschichtliche Marbod nicht an der Waldschlacht des Jahres 9 teilgenommen, ist für das Drama nimmermehr ein Vorwurf, vielmehr ist seine Teilnahme an der Schlacht hier durch die Zusammenziehung der beiden Epochen bedingt und somit voll im Wesen des Dramas gelegen. Aus gleichem Grunde muß der Vorwurf Ortners, S. 21 Anm. 2, zurückgewiesen werden: Kleist setze geographisch genau begrenzte Staaten voraus, doch habe es in jener Zeit nur Völkerschaften mit unbestimmten Grenzen gegeben. Diese Rigorosität der Kritik würde auch mit Schillers historischen Dramen manchen Zusammenstoß zu gewärtigen haben, wobei weniger für diese als für jene zu fürchten steht. Das Wortspiel Iphikon, Pfiffekon, stimme ich Ortner bei, ist nicht sehr geistreich; an sich übrigens ist es von untergeordnetem Wert, durch welche Kriegslist die Römer irregeleitet werden.

Wichtiger als die bisher berührten Einwände gegen das Drama ist der Gesamtvorwurf des schon oft wiederholten Urteils, der ganze Stoff sei undramatisch und widerstrebe der poetischen Behandlung als Schauspiel seiner besonderen Eigenart nach. Zugegeben, der Stoff wäre seiner Natur nach für diese Form spröde und mehr für ein Epos geeignet, so müßte Kleists Dichtergenius doppelt anerkannt werden, der gegenüber allen Vorgängern, die den gleichen Stoff für die Bühne behandelt, der erste ist, welcher ein wirklich lebensvolles Drama geschaffen hat. Übrigens aber ist es kein zureichender Grund zur Zurückweisung einer Dichtung, daß ihr Stoff in einer seinem Charakter weniger ansprechenden Form verarbeitet ist, solange die fertige Schöpfung auf ästhetische Bedeutung Anrecht hat. Der ganze Vordersatz ist falsch. Es ist eine billige, oft nachgesprochene Phrase, daß dieser oder jener Stoff für diese oder eine andere Dichtungsgattung ungeeignet sei; es komme einmal der rechte Mann und man wird sich eines Besseren überzeugen. Jeder Stoff kann in jede Form gebracht werden, nur muß der Dichter ihm die rechten Seiten abzugewinnen verstehen. Diese Phrase bezüglich der Hermannsschlacht ist seit Klopstock in unserer Literatur geläufig geworden; nicht jedoch der Stoff der Handlung ist undramatisch, Klopstocks Dichtergabe war es, für ihn war diese poetische Gattung nicht

gelegen. Die Begründung der undramatischen Wesenheit des Stoffes nun ist zweifacher Art: 1. heißt es, die Vernichtung des Feindes durch einen Naturprozeß ist mißlich, denn die Niederlage geschieht dadurch auf unschöne Weise und der Besiegte erregt unser Mitleid; 2. Arminius ist zu Beginn des Stückes schon ein fertiger Charakter, ihm fehlt die innere Entwickelung in den verschiedenen Phasen der Handlung.[1]) Darauf ist ad 1 zu antworten: Ein Naturprozeß ist keineswegs der Grund der Niederlage, vielmehr der geniale Blick Armins, der sich die topographische Lage strategisch zunutze gezogen. Der „feuchte Mordgrund" (V, 25) ist nur der stille Verbündete des Cheruskers, das zwingende Moment des Kampfes bleibt durchaus das Schwert. Bemitleiden kann man die Truppen Napoleons I., die widerstandslos dem Elend des russischen Winters erlagen; hier aber wird eine Schlacht geschlagen und wollen wir die vernichteten Legionen beklagen, so gebührt ihnen nicht mehr und nicht weniger Mitleid, als jedem Krieger, der, dem Rufe seines Kriegsherrn folgend, den Schlachtentod erleidet. — Bedeutenderer Art ist das zweite Argument, denn es trifft den Kern dramatischen Lebens, von dem wir in der Tat Entwickelung und inneren, nicht nur äußeren Fortschritt verlangen. Aber muß diese Entwickelung notwendig in einem Seelenprozesse des Helden bestehen? Hier eben, in der Hermannsschlacht, liegt sie in der Handlung selbst, die ihre eigene Schwerkraft gerade darin betätigt. Nicht wie wird Hermann sich entschließen, sondern wird sein Unternehmen gelingen, ist der Knoten der Spannung. Sein Plan entwickelt sich folgerichtig vor unseren Augen: Akt I steht Hermann allein, allein in dem Bewußtsein der ganzen Schwere seiner Aufgabe, die ihn an den Rand des Abgrundes drängen mag; aber sein Sinn ist fest und voll vertrauender Hoffnung. Akt II sehen wir, wie die wachsende Bedrängung durch die Römer ihm das Bündnis mit Marbod aufzwingt, das sich Akt III in seinem Plan folgerecht auf ganz Deutschland ausdehnt. Akt IV bewährt sich Hermanns Vertrauen auf Marbod, doch es tritt uns noch einmal die ganze Schwere des Unternehmens vor Augen (Monolog), die Gefahr des Mißlingens; da wird Akt V mit wuchtigem Keulenschlag die große Macht der Fremdlinge getroffen, und ihr gewaltiges Heer zerschellt. Gewiß lag der Plan in seinen Grundzügen schon zu Anfang des Stückes in Hermanns Berechnung fest vorgezeichnet; aber faktisch entwickelt er sich vor unseren Augen in seiner allmählichen Gestaltung und Verkörperung; mag auch Hermanns Charakter gleich fertig in seinen Entschlüssen vor uns dastehen, nicht Arminius heißt unser Drama, sondern die Hermannsschlacht! Und sie betätigt ihr inneres Leben

1) Ortner zitiert im ersten Fall eine diesbezügliche Ausführung Julian Schmidts, im zweiten Fall die Ausgabe F. Khulls (Leipzig 1898).

Szene für Szene bis zum Ende; sie hat ihre eigenen Bedingungen, die nicht nur der Brust Hermanns entkeimen. Hermanns Wille ist wohl der Hauptfaktor, der ihr die erste Lebensmöglichkeit gibt, aber er ist nur ein Faktor, neben dem nicht unbedeutende andere stehen. Gleich notwendig und für die ganze Unternehmung in ihrem glücklichen Ausgange Bedingung ist Marbods Antwort IV, 1. Szene, die einen Hauptpunkt der Spannung in sich schließt und wirksam die Schlußkatastrophe vorbereitet. Das Hauptmoment jedoch, das die ganze Größe der Unternehmung zur Anschauung bringt und Hermann fast als einen gewagten Spieler, der blindem Zufall sich in die Arme stürzt, erscheinen lassen möchte, ist die Szene, die das gewaltige Römerheer in seiner Adler Folge an unserem Blick vorüberführt. Wo diese Szene ihres imposant eindrucksvollen Charakters auf der Bühne entbehrt, da hat entweder der Regisseur nicht seine Schuldigkeit getan, oder die Bühnenmittel waren unzureichende. Ich möchte die Szene als den Mittelpunkt der ganzen Handlung bezeichnen: die Krisis. Es ist der lang erwartete gefürchtete Augenblick, wo die durch schlimme Vorboten angekündigte, den Schritt der Zerstörung schreitende, erdrückende Macht des Feindes in tatsächlicher Berührung mit dem kleinen Cheruskervolk gemessen wird. Diese Macht, die eine Welt sich unterworfen, sie gibt dem Auftreten und Gebaren des Varus wie des Ventidius erst die rechte Folie; sie läßt den Atem einen Augenblick stillestehen und stocken, ob nicht das blank geschliffene Beil der strengen Liktoren dem kühnen Mute der Cherusker den Lebenspuls durchschneiden wird. Das breite Gefühl römischer Sicherheit gegenüber dieser kleinen Macht scheint gerechtfertigt; Marbod ist die einzige Frage, die Varus sich stellt. Hier ist der Höhepunkt der kriegerisch-politischen Spannung, die kühn geplante List des Kleinen gegen den gewalttätigen Handstreich des Großen; wird jene einen Ausweg finden, bewacht von römischen Späheraugen und schwer bedroht im Teuersten, was Cheruskas Fürst und Volk besitzt? Hier tut sich zugleich der äußerste Gegensatz auch der sittlichen Kampfprinzipien auf: „Mit Gott für König und Vaterland!" und auf der anderen Seite „La gloire!" Das sind die modernen Ideen, die der heilige Chorgesang der Barden und das metallene Adlerbild der Legionen verkörpern. Und dieser Gegensatz erhält uns die ganze freudige Sicherheit: so muß das Freiheitswerk gelingen. Ortners Behauptung, S. 8 Anm. 1, daß die Handlung in Kleists Hermannsschlacht dramatischer Steigerung entbehre und nur epische Fortführung biete, muß nach den gemachten Ausführungen zurückgewiesen werden. Die Gliederung der Handlung bietet durchaus einen in sich abgerundeten Organismus dar, dessen inneres Leben sich in natürlicher Entwickelung und angemessener Spannung vor unseren Augen entrollt. Es ist oben bereits ein skizzenhafter Überblick über den

Gang der Handlung, insbesondere soweit Hermann beteiligt, nach ihrer Bewegung durch die Zahl der Akte gegeben; jetzt mögen auch die Einzelszenen gebührende Berücksichtigung finden. Eine klare Exposition gewährt uns voll Aufschluß über die Lage Deutschlands und seine politische Bedrückung durch die Römer (I, 1), die ihre Ansprüche auch auf das soziale Gebiet hinüberspielen (I, 2); Hermanns Gesinnung (I, 3) bildet das dynamische Moment in dieser Sachlage und leitet wirksam die Handlung zum zweiten Akte, der Kollision, über. Hier treffen die römischen Interessen auf den Lebensnerv des cheruskischen Volkes (II, 1), hier wandelt sich das Begehren des römischen Jünglings in Frechheit (2—8), und alles drängt zu der Entscheidung hin, der Hermanns Botschaft (9, 10) an Marbod die Wege bahnen soll. Der dritte Akt bringt das kritische Moment der Begegnung beider Parteiführer (III, 1, 2, 4, 5, 6) und zeigt in dem zwischen Scherz und Ernst gehaltenen Gespräche Hermanns mit Thusnelda (3) das volle rechtlose Gewaltregime der Römer, das auf des Schwertes Spitze seine Gründe stellt und auch sozial des Gegners Rechte niederzutreten sich nicht scheut. Akt IV zerstreut die Gefahr und wendet das Schicksal Cheruskas dem aufgehenden Waffenglück entgegen: Marbod wird gewonnen (1, 2); die Zucht der Römer, die den gemeinen Mann in unbekümmerte Sorglosigkeit einzuwiegen geeignet ist, entlarvt sich als oberflächlicher Schein (3—5) und die tote Ruhe lodert in Freiheitsflammen glühendem Hasse auf (6); der „Halsring" der Kette wird fühlbar gelockert (7), und erhält sich auch das Bewußtsein, daß der letzte Würfel noch nicht gefallen (8), so gewinnt doch die Zuversicht auf einen guten Ausgang die Oberhand, nachdem (9) der Feind des Hauses und der deutschen Sitte seines Nimbus beraubt, und wirkungsvoll drängt die 10. Szene dem drohenden Ausbruch des Kampfes entgegen, der in Cheruska und im Teutoburger Walde gekämpft werden wird. Die Exposition des Schlachttages (V, 1, 2), die Vorahnung des Ausganges (3, 4, 5), das sich nähernde Verderben (6, 7), die Ankunft Hermanns (8), der Abfall der Deutschen (9) steigern die Spannung der Schlacht, in der Fürsten und Völker (10, 11) in gleichem Triebe dem gemeinsamen Feinde die Brust bieten. Das Werk der Rache in seiner ganzen Größe und sittlichen Berechtigung kommt zum Ausdruck (12, 13), erhält die Sanktion der Götter (14) und veredelt sich in seinem Endziel als Einigungswerk der germanischen Stämme. 15—18 wird in grausiger Schauerlichkeit der soziale Feind niedergerungen, worauf die Entscheidung des Krieges 19—22 zur Darstellung kommt; 23, 24 gelten dem Neubau auf dem freien Heimatgrunde und gewähren einen siegreichen Ausblick in die Zukunft, die noch kampfesschwanger ihre Wolken am Horizont zusammenballt. Dieser Schluß verdient besondere Würdigung, indem das

Werk nicht in müder Siegesruhe sich abschwächt, sondern durch erneuten Ruf zu den Waffen die volle Kampfesstellung wahrt, die jenen Zeitumständen angemessen war, wie ja immer der gewaffnete Friede am schutzkräftigsten die Ruhe sichert. Man könnte das Werk in seiner frisch zuversichtlichen Kampfstellung die dramatische Wacht am Rhein betiteln. Ich weiß nicht, ob man nach dieser Übersicht noch von einer nur äußerlichen Fortleitung des Fadens zu sprechen berechtigt ist; ich finde keinen Anlaß dazu und muß gestehen, daß ich nicht anzugeben vermöchte, inwiefern Goethes Egmont etwa eine dramatischere Führung der Handlung bietet. Gegen dieses Trauerspiel sind weit eher bezüglich der organischen Einheit Einwendungen zu erheben; wenn man ohne Voreingenommenheit an beide Dramen herantritt, wird man die größere dramatische Kraft, die konsequentere Konstruktion dem Kleistschen Werke zugestehen müssen. Und ist etwa Egmont beim Eintritt weniger fertig als Armin? Man wird zugeben, daß letzterer vom Standpunkte bewegt handelnden Lebens jedenfalls den Vorzug der Aktivität hat, während Egmont in sorglosem Optimismus der gegnerischen Vergewaltigung völlig passiv gegenübersteht. Es muß hier ausgesprochen werden, daß man sich im Punkte literarischer Kritik vielfach einer traurigen Urteilslosigkeit hingibt, und während den großen Klassikern gegenüber das Recht der Kritik fast ganz zurückgezogen wird, ihren jüngeren Zeitgenossen und Nachfolgern auf der Bahn poetischen Schaffens mit unvernünftiger Strenge gegenübertritt, uneingedenk, daß die Spuren der Menschlichkeit, des Unvollkommenen keinem Werke aus Menschenhand mangeln können, daß es nur einen Schöpfer gibt, dessen Attribut die vollkommene Größe ist. Man soll mich nicht für einen jener Neuerer halten, welche die Klassiker als überlebt, als veraltet hinstellen — das sind sie nicht, noch immer stehen sie als leuchtende Sterne am deutschen Dichterhimmel da, als Größen, von denen unsere Neuen lernen, zu denen sie aufschauen sollen —; aber es ist nicht genug zu warnen vor jener gewohnheitsmäßigen Hingabe, die selbstverständlich bewundernd an sie herantritt und ohne zu prüfen schlechthin alles Gegebene als Muster aufstellt, um schließlich daraus Fallstricke und Fesseln für die neueren Dichtergenerationen zu schaffen. Man tut nicht nur diesen, man tut auch jenen damit unrecht, beraubt sie ihrer besten Wirkung. Es wird durch solch Verfahren ein Geschlecht herangezogen, das einesteils gewohnheitsmäßig im alten Geleise beharrt und jenen Geistesgrößen mit den Epitheta großartig, entzückend usw. seinen schuldigen Tribut abzutragen meint, teils aber einen vollständigen Bruch mit ihnen vollzieht und, erhaben über diese „Schulklassiker", in das strudelnde Fahrwasser der Modernen vollen Segels hineinsteuert. Und diese letzteren, das verkenne man nicht, sie sind unter den beiden diejenigen, welche das gesündere Blut in ihren Adern haben,

denn sie machen Front gegen die alte Gedankenlosigkeit, gegen die Schablone, in die die Mannigfaltigkeit des Lebens sich doch nicht hineinzwingen läßt. Warum werden sie nicht mehr den Alten gerecht? Weil man sie lehren wollte, ungerecht gegen die Neueren zu sein. Man hat beide zu ausschließend gegeneinander gestellt und die Jugend nicht genug zu dem Entwickelungsgedanken erzogen. Fülle und Reichtum des literarischen Lebens sind dadurch geschädigt, und noch vielmehr die, welche geistige Nahrung, Freude und Kraft aus ihnen schöpfen sollten. Muß die Jugend denn immer drei Schritt hinter der Gegenwart stehen? Stillstand ist Rückgang. Es ist eine ernste Mahnung für alle Lehrenden, daß es ihnen mehr als jedem anderen Stande zukommt im frischen Leben zu stehen und an den geistigen Fortschritten teilzunehmen, nicht zum mindesten an ihren Äußerungen in den literarischen Produkten. Das ist die gesunde Grundlage, auf der das freudige Streben erwächst, die Zöglinge teilnehmen zu lassen nach ihrem Verständnis, an dem tiefen Blick, den man hineintun darf ins gewaltige Werk der Schöpfung, das nicht stillesteht und nicht auf einmal geschehen, das Stunde auf Stunde und Jahr auf Jahr neue gewaltige Taten bewegt und verwirklicht. Selbst schauen, selbst urteilen und Gleiches im Schüler erwecken, daß er sich abwende von allem gedankenlosen Nachsprechen und nur das, was er sich innerlich geistig angeeignet hat, als wahres Eigentum empfinde, das ist die Basis gediegener Erziehung. Diese Fähigkeit, die das Kennzeichen jeder wirklichen Persönlichkeit ist, kann nicht unwesentlich gerade durch die Lektüre der Dramen gefördert werden, nur muß man nicht mit fertigen Schemata an die Werke herantreten[1]); nichts macht den Menschen untauglicher für das wirkliche Leben und seine irrationalen Größen. Gewöhnen wir es uns ab, jedes Drama nach einer fertig mitgebrachten Form zu beurteilen. Ein Drama ist ein Organismus und kann sehr verschiedenartig gestaltet sein, deshalb muß es ohne Vorurteil aus sich selbst heraus begriffen werden. Hauptfrage: Wirkt das Drama? und weiter: Warum, warum nicht? Von diesem Haupturteil werden die folgenden abhängig sein. Organische Einheit (ohne welche es kein Kunstwerk gibt) und Entwickelung der Handlung (ohne welche kein Leben und darum auch kein wahres Bild des Lebens), das allein ist notwendige Wesenheit, alles andere ist von der Individualität des Einzelfalles abhängig. Indem wir diese Art der Betrachtung betonen, die Singularität des Einzelwerkes hervorheben, wird nicht etwa der Sinn für dramatisches Verständnis eingeengt, und die selbständige Auffassung anderer Werke erschwert, als viel-

1) Jean Paul, Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Vorschule der Ästhetik“: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt.“

mehr gehoben: wir lernen das dramatische Leben als ein wirkliches Lebendiges und nicht als ein mechanisches Räderwerk begreifen und schätzen, und die notwendigen Definitionen und Verallgemeinerungen verhüllen nicht mehr die bunte Mannigfaltigkeit der künstlerischen Gestaltungswelt. Aus der Form des Urteils leuchte stets der bewegende Geist! Nicht nur die Schale ist eine Hauptsache des Unterrichtes wie erzieherischen Werkes, der geistige Kern ist das Bleibende und vermag, wo nötig, eine neue Form zu entwickeln. Das Selbst-Schauen, -Begreifen und -Urteilen seitens der Schüler ist das Wesentliche, wollen wir nicht Maschinen an Gelehrsamkeit statt lebendiger Charaktere erziehen. Jene aber wird das wechselvolle Leben bald in ihrem regelmäßigen Gange hemmen, weil sie nur für bestimmte Geleise eingerichtet sind. — Sehr wichtig für das Verständnis des historischen Dramas ist es, das durch die Überlieferung gegebene Material von der freien Erfindung zu scheiden und die letztere nun in ihrem Werte für das Kunstwerk zu begründen; wir spüren dadurch den Zwecken und Absichten des Dichters nach und gelangen zu intimeren Standpunkten gegenüber der Dichtung. Das hervorstechendste Moment im gegebenen Falle ist die Bereicherung des kriegerischen Themas durch die Szenen zwischen Ventidius und Thusnelda, die nicht etwa nur den Zweck verfolgen, die Einseitigkeit des militärisch-politischen Schauspiels durch eine Nebenhandlung zu heben, nicht nur geschaffen sind, der Sprache der Liebe Eingang in das Stück zu gewähren und einer Frauenrolle Zugang in die Handlung zu ermöglichen. Ihr Schwergewicht beruht vielmehr darauf, daß eine breitere Basis des Interesses in ihnen geschaffen wird, indem das Kulturleben dem politischen an die Seite tritt und Rom sich nicht nur als der Bedrücker der Freiheit, sondern auch als der Feind altväterischer Sitte und Einfachheit offenbart. Die Wucht der römisch-gallischen Vergewaltigung erhält dadurch unwägbare Schwere, der Gegensatz wird verschärft und damit dem Drama größerer Nachdruck der Wirkung gesichert. Bedauerlich ist es, derselben durch Hinweis auf den unglücklichen Ausgang des Dichters Abbruch tun zu wollen, indem man seine exzentrische Gemütsart betont und auf sein trübes Lebensende hindeutet (Ortner S. 28ff.), das nicht anders als durch geistige Ankränkelung und Zerrissenheit erklärt werden kann. Man gebe nicht den Geschehnissen rückwirkende Kraft! Man erinnere sich bei Betonung der unharmonischen Elemente seiner Muse, daß die stürmischen Räuber und der sentimentale Werther aus der Feder bedeutendster Geistesheroen geflossen; man gestehe, daß Lenau darum nicht minder ein warmblütiger, lebensvoller Poet ist, weil er in Ober-Döbling geendet, und man begreife, daß Exzentrizität und geniale Dichterorganisation keineswegs sich in jedem Punkte ausschließende Potenzen sind.

Es seien im folgenden noch mehrere Einzelpunkte des vorliegenden Dramas berührt: einige literarische und historische Reminiszenzen, insbesondere die Hereinbeziehung der derzeitigen Gegenwart, die Charaktere, die formale Beschaffenheit, an erster Stelle aber das Verhältnis zu seinen literarischen Vorläufern. Diese waren für Kleists Hermannsschlacht nur stofflicher Art: dem inneren Gehalte nach trat an die Stelle einer allgemeinen historischen Beziehung hier das lebendige patriotische Prinzip. Nicht das Interesse der Pietät allein zu wissen, wie die Väter gewandelt und gehandelt, ist die treibende Kraft für des Dichters Griff in die Vorzeit: die Aktivität der Gegenwart war das schöpferische Agens, das lebendige vaterländische Gefühl, das seine Realität im innern Busen trägt und hier, nicht in alten Annalen, Gewißheit erhält. Schon Kleists Motto weist darauf hin, daß es ein anderer Geist war, der ihm die Leier in die Hand gedrückt, als jener archäologische Trieb einer klassisch-humanistischen Idealitätspoesie. Hier ist das innerste persönliche Empfinden, das nach Gestaltung ringt: das Herz schreit auf unter dem Druck der Fremden, der freie Deutsche bäumt sich gegen die Zwingherrschaft, gegen die Tücken eines neuen Imperators und seiner Schergen. Ein anderes ist die Begeisterung des Hains in ihrer sentimentalen Schwärmerei für alte Heldenhaftigkeit und dem äußerlich pathetischen Ton, ein anderes Kleists blutiger Rachesang, der in den Konturen einer längst vergangenen Epoche dem Schicksal seiner kampfdurchwehten Zeit ein künstlerisches Gegenbild entwirft. Das erste Arminius-Drama schuf Johann Elias Schlegel; der edle rhetorisch-pathetische Stil gemahnt an den Ton eines Corneille. Vorteilhaft jedoch sticht Kleists Darstellung von jenem literarischen Vorgänger ab; sie stehen zueinander wie Wort zu Tat, Rede zu Handlung. Die festere Handhabung des dramatischen Stils seitens Kleists leuchtet schon aus der Betitelung des „Dramas“ hervor, wie er zuerst es genannt, wogegen Schlegel ohne inneren Grund ein Trauerspiel daraus macht.[1]) Die langen Reden geben dem Stücke Schlegels mehr den Charakter eines Lesedramas, und uns beschleicht während derselben unwillkürlich das Gefühl, daß der Hauptschlag vielleicht unterdes geschieht und die müßig Streitenden so doppelt umsonst ihre schönen Sentenzen drehen. Wortreiche Auseinandersetzungen über Ehre und Pflicht und Tugend fesseln vorübergehend, ohne dem Ganzen eine nachhaltige Kraft zu gewinnen. Anders Kleist: hier sind keine rhetorischen Phrasen, keine langatmigen Reden; hier ist keine lyrische Sentimentalität: Handlung, lebendige Wirklichkeit ergreift den schauenden Teilnehmer; denn die Wirklichkeit selbst hat den Stoff gefüllt und erweitert. Schon in jenem ersten Hermanns-Drama — das

1) Joh. Elias Schlegel: „Hermann, ein Trauerspiel“.

verdient Erwähnung — wird der schlachtbegeisternden Kraft des Bardenliedes durch Sigmar Erwähnung getan. — Neben Schlegel gebührt vor Klopstock und Kleist Möser Berücksichtigung: „Arminius, ein Trauerspiel". Dieses Drama trifft inhaltlich mehr mit Klopstock, „Hermanns Tod", zusammen, insofern es sich um Armins Plan, auf Rom selbst zu gehen und Segests Verschwörung dagegen handelt, die Arminius sein Leben kostet und auch Segest den Untergang bringt. Den vornehmen Fluß der Schlegelschen Alexandriner hat Möser nicht erreicht. — Von allen Vorläufern Kleists gelten aber mit Recht als die bekanntesten Hermannsdichtungen Klopstocks 3 Bardiete: „Hermanns Schlacht" — „Hermann und die Fürsten" — „Hermanns Tod", welche ein breiteres Material als Grundlage haben und fast geflissentlich das deskriptive Moment bei Behandlung der alten Verhältnisse hineinziehen. Klopstock verfährt dabei mit einer an wissenschaftliche Arbeit gemahnenden Gewissenhaftigkeit und läßt es sich angelegen sein, dem Leser die nötigen ausführlichen Belege der alten Schriftsteller in Anmerkungen zugänglich zu machen. Seine eingestreuten Lieder, die ein Hauptmoment des Inhaltes bilden, gehen wie jene beschreibenden Reden zuweilen auf Parallelstellen historischer Schriften zurück. So ist das Lied vom Ur II, 1 eine wohlgelungene Verarbeitung der Quellennotiz aus Cäsars gallischem Kriege Bch. VI. Durch die besondere Art der Behandlung seines Materials hat Klopstocks dreiteiliges Werk einen lyrisch-epischen Charakter erhalten, der einer szenischen Darstellung sehr entschieden widerstrebt. Die Prosa der Reden gereicht der Natürlichkeit der Sprache zum Vorzug, wogegen man nicht umhin kann, die Heldenhaftigkeit derselben als eine mehr gemachte zu empfinden. In den Worten wie symbolischen Handlungen macht sich nur zu oft pathetische Hohlheit geltend, die uns zum mindesten gleichgültig läßt; dies Gefühl wird durch die Weitschweifigkeit der ganzen Anlage unterstützt und erhöht. Daneben soll nicht verkannt werden, daß die Poesie der lyrischen Teile große Schönheiten in sich birgt und auch der Dialog manches kräftige Wort, manchen gemütvollen Zug unserer Altvordern veranschaulicht und ihrer tatfrischen Tapferkeit zu ehrendem Andenken gereicht. Hier nun besonders kommt Klopstock für Kleists Drama in Betracht, weil er diesem in einem reichen Material die Grundanschauungen — modern gesagt das Milieu — für seinen dramatischen Vorwurf lieferte. Das ideelle Grundprinzip hat sich der kühne Freiheitssänger selbst gebildet, äußerlich-stofflich jedoch zeigt er sich bis auf einzelne Situationen von Klopstock abhängig. Dort fand er die Götterwelt der „Mana", „Braga", „Hertha", „Wodan" u. a., dort den heiligen Mond vorgebildet; Druiden opferten und die Barden sangen vom Hügel herab, den Mut der Kämpfer im Tal zu entflammen. Er empfing von ihm die klaren Umrisse des jagd- und

kriegliebenden Germanenvolkes in seiner Waldlandschaft mit dem gefährlichen Ur, jenem wilden Bewohner des älteren Deutschland, dem die mit Köcher und Pfeilen auf Jagd gezogene, mutige Thusnelda in berechtigter Sorge bei einer Begegnung entflieht (I, 11). Von Klopstock entnahm Kleist die stolze Siegesfreude, die das laute Festmahl nach frischem Kampf im Walde feiert und manchen anderen schärfer oder schwächer umrissenen Zug mehr. Der Streit der Fürsten gegen Hermanns Kampfsplan ist in dem mißgünstigen Widerstreben der Fürsten des zweiten Bardietes vorgebildet, wie sie der Warnung Hermanns nicht trauen, der ihre Schwäche und der Römer Stärke für offene Feldschlacht ohne Voreingenommenheit abzuwägen weiß; dort auch schon tönt Hermanns versöhnendes Wort, das sich über alle Stammesgegensätze erhebt: „Was Katten, was Cherusker; wir sind Deutsche!" Und ebenfalls dort ist die schlichte, mannhafte Art Hermanns gezeichnet, der nicht viel über künftige Taten redet, aber mit fester Ausdauer und Entschlossenheit sie zu verwirklichen arbeitet; Hermann zu den Fürsten im zweiten Bardiete: „Mein Vater lehrte mich früh, und mein Herz lernte es schnell: Sprich nicht von dem, was du tun willst, tu's!" — In der Tat sagt Siegmar I, 2: „Man sagt nicht, was man tun will, man tut!" In sehr ähnlichem Sinne spricht Kleists Hermann IV, 197: „Es braucht der Tat, nicht der Verschwörungen." Ein anderer Widerhall ist der Streit über Recht und Gerechtigkeit zwischen Hermann und dem gefangenen Valerius (Hermanns Schlacht 11), wie er aus dem geharnischten Zwiegespräch Armins mit Septimius Nerva uns entgegentönt. Zu Vercennis spricht Armin (I, 14): „Ich zücke das Schwert gegen waffenlose Krieger nicht!" Anders verstand der Dichter der schweren Drangsalszeit das Recht des Unterdrückten und ruft den nicht zu bezähmenden Schrei der frei gewordenen Geknechteten:

> Du weißt, was Recht ist, du verfluchter Bube,
> Und kamst nach Deutschland unbeleidigt, usw. (V, 349, 50.)

Das ist die Realität und Konsequenz jenes heiligen Bardenliedes, dessen vorletzte Strophe noch einmal am Schlusse der Klopstockschen Hermannsschlacht kräftig austönt:

> Wodan, unbeleidigt von uns,
> Fielen sie bei deinen Altären uns an!
> Wodan, unbeleidigt von uns,
> Erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk!

Haß und Liebe finden in der Klopstockschen Vorlage ihre ersten Motive, die zu elementarer Gewalt und Leidenschaft dann in Kleists Drama sich erweitern. „Heut", ruft Thusnelda I. Bard. 10, „muß kein Deutscher mehr sterben!", so auch singen die Chöre II, 7: „Kein deutsches Blut fließe von deutschen Lanzen in des Haines Bach", und so spricht Hermann (Kleist

V, 406 flg.): „Es soll kein deutsches Blut an diesem Tag von deutschen Händen fließen!" Sein Ziel ist das Ziel und der letzte Ausblick auch des Helden in den Klopstockschen Bardieten: Rom und das Kapitol! Dabei beruft sich der letztere Dichter auf jene Äußerung des Dio Cassius: Augustus glaubte (nach der Schlacht bei Teutoburg), die Deutschen würden nach Italien und selbst nach Rom kommen. Eine andere Notiz Klopstocks zum ersten Bardiet soll die Vermischung griechisch-römischer und germanischer Vorstellungen im Drama rechtfertigen und sie möge in diesem Sinne als auch für Kleist maßgebend hier Platz finden: „Die alten Völker verehrten die Götter der anderen auch, ob sie gleich nur ihre eigenen anbeteten. Die Deutschen waren zu dieser Zeit mit den Römern so bekannt, daß nicht etwa nur Hermann ihre Sprache redete, sondern daß auch die Streitigkeiten der Deutschen darin geschlichtet wurden." — Klopstock macht allerdings maßvollen Gebrauch von der selbstgewählten Freiheit, doch mischt er nicht minder naiv wie Kleist die verschiedenen Volkselemente jener Zeit:

Mit Zorne denn! allein begleitet den Wagen Herthas,
Göttinnen, Töchter Jupiters! (I, 11 Chor d. Jungfr.)

und eine kurze Strecke weiter:

Zu Tausenden schweben nun die Schatten
Aus dem Haine Wodans
Hin nach Minos' dunkelm Throne. (Chor d. Jungfr.)

Es ist ein tapferes Volk, jenes Volk der alten Deutschen, das den „Blutring" nahm zur Mahnung des zu fällenden Feindes (Klopstock, Anm. zu I, 2 — Kleist IV, 57), und der Tapferen tapfersten konnte man wohl den kühnen Katwald, den jungen Fürsten der Marsen, loben, an den so sehr des geraden Kattenfürsten Art in seiner tapferen Vaterlandsliebe und seiner freudigen Bewunderung Hermanns gemahnt (Kleist I u. V), wie Hermanns Urteil über ihn IV, 185: „Wolf ist der einz'ge, der es redlich meint." Hier und da erinnert auch wohl ein Stück gespreizten Heldentums an den reichgepflanzten Boden, aus dem das Drama Kleists erwuchs; man vergleiche den Ton V, 22, wo sich daneben eine Verwandtschaft der Motive nochmals feststellen läßt: jener eigentümliche blutige Streit Fusts und Hermanns um das Vorrecht, im letzten entscheidenden Zweikampf Varus zu bestehen, ist in berechtigterer Situation Sz. 7 u. 8 des zweiten Bardietes vorgezeichnet. Es handelt sich hier um einen unblutigen Wettstreit, wer im Zweikampf mit einem gefangenen Römerhelden das Urteil der Götter über den Ausgang der von Hermann geplanten Angriffsart befragen soll.[1])

1) Hermann will die Waldschlacht, Überfall auf die abziehenden Römer; die eifersüchtigen Fürsten aber überstimmen ihn und setzen den Angriff auf das starke Römerlager durch. Der unglückliche Ausgang gab Hermann recht.

Fust, der Cimbernfürst, ist eine glückliche Erinnerung an die erste germanische Waffentat gegen römische Heere. „Du bist gerächt, o meiner Väter Blut!“ (I, 11) könnte hier Fust mit Klopstocks Hermann rufen. Gerächt jene Niederlage, gerächt auch die Schmach der Gegenwart, daß sie mit „Stab und Beil“ ins deutsche Vaterland gekommen (I, 1: Kleist III, 380). So sind „Cheruska“, „Teutoburg“, das ganze deutsche Land befreit: dies die Namen, wie sie ebenfalls Kleist von Klopstock übernommen. Jene Schlacht, die im felsenumgebenen Tale (Klopstock, Szenenanweisung I) geschlagen, wird durch Hermanns Worte (Kleist I, 249 f.) in kurzen lebhaften Strichen vor unseren Blicken entworfen. Auch unbedeutendere Umstände und weniger vortretende Züge der Situation sind festgehalten: die Helden lassen ihre blutigen Wunden saugen; wie Horst es Hermann (Klopstock III, 1 ff.) tut, so bietet Gueltar (Kleist V, 664) es diesem an, gleichsam um seine alten Fehle in neuer Treue auszutilgen. Nicht siegestrunken wie der Römer zieht der Cherusker in den Kampf: zum erstenmal wählt vor Beginn des Kampfes Siegmar I, 2 den heiligen Eichenzweig zum Kranz; auch Kleist gesteht es den Cheruskern II, 428 f. zu, daß sie nicht die prahlerische Gewohnheit haben, Sieg! schon vor dem ersten Keulenschlag zu rufen. Den edelsten Gegensatz aber beider Kämpfer, der ihren Hort im Streit und Todesgang, der ihre Zuversicht in Sieg und Triumph birgt und lebendig erhält: ihn hat Kleist in der 6. Szene des III. Aktes schön und einfach durch Thusneldens Mund ausgesprochen. Klopstock zieht hier Tertullian an: „Die kriegerischen Römer beten die Adler an, schwören bei den Adlern und ziehen sie allen Göttern vor.“ Und nicht minder schön als sein jüngerer Zeitgenosse läßt er die Barden singen:

> Wohin, wohin entflogen die Adler,
> Der Legionen Stolz?
> Wohin, wohin entflogen die Götter . . .
> Umsonst verbergt ihr euch in den Wasserstrauch,
> Ihr müsset dennoch herauf zu Wotans Altar.

So ist Kleist Klopstocks Nachfahr als Sänger des trutzig-starken Armin; aber kraft seines dramatischen Genius hob er innerlich, wie in der äußeren Gestaltung den vorgefundenen Stoff zu bisher ungeahnter wuchtiger Gewalt.

(Schluß folgt.)

Das klassische Altertum im deutschen Unterrichte der höheren Schulen.

Von Dr. **Jakob Engel** in Magdeburg.

In einer Zeit, wie der unseren, wo die exakten Wissenschaften eine so überragende Bedeutung erlangt haben, wo ihre Großmachtstellung sich auch in den Anforderungen der Schule deutlich widerspiegelt, in einer Zeit, wo es gilt, die wirkliche Welt zu verstehen und auszusprechen, scheint das Bedauern, daß die Uhr des alten Gymnasiums mehr und mehr abläuft, eine gewisse Rückständigkeit der Lebensanschauung zu verraten. „Scheint?" werden alle Verfechter des utilitaristischen Zweckes der Schule mit einer kleinen Modifikation eines Hamletwortes fragen. „Scheint?" nein, hier gilt kein „Scheint". Sie haben so unrecht nicht. Das Bedauern des Verfassers gilt ja auch nicht dem Umstande, daß der Betrieb des altklassischen Sprachunterrichts auf Gymnasien eine gewisse Einschränkung erfahren hat, sondern daß mit der Beschränkung dieses ehemaligen Monopols sich auch die Pforten der Gymnasien der gleißnerischen Fee Polypragmosyne, die auf Realgymnasien schon Unheil genug stiftet, erschließen, daß es mit der charakterbildenden Gründlichkeit, die bei aller Verkehrtheit in der Wahl des Objektes auf dem alten Gymnasium gepflegt wurde, mehr und mehr zu Ende geht und daß mit der Erweiterung des gymnasialen Repertoirs, mit der Vermehrung der Unterrichtsfächer größere Forderungen als bisher an die physische Arbeitskraft und an die geistige Spannkraft der Schüler gestellt werden.

Also hinc illae lacrimae; im übrigen weine ich der alten Gelehrtenschule keine Träne nach, so sehr ich auch der Überzeugung bin, daß die Beschäftigung mit dem hellenisch-römischen Altertum noch immer durchaus notwendig für das pädagogische Seelenheil der Schüler höherer Lehranstalten ist.

Worin liegt nun jene allgemein-bildende Kraft, die aus der Wanderung durch Alt-Hellas und Alt-Rom gewonnen werden soll?

Daß der Vorzug der klassischen Studien auf sprachlich-formalem Gebiete liege, ist nach den bisherigen Andeutungen ausgeschlossen, zumal ich auch die lateinlosen höheren Schulen der Segnungen des klassischen Altertums teilhaftig werden lassen möchte.

Ist es nun wohl der sittliche Standpunkt, von dem aus obige Frage bejaht werden muß? Soll etwa die intensivere Beschäftigung mit einer Welt, die nicht mehr ist, als eine Art Gegengift gegen den Amerikanismus

oder Mammonismus unserer Zeit dienen? Sollte die Versenkung in das Altertum etwa dazu berufen sein, dem idealen Momente gegenüber die hochgehende Wertschätzung der materiellen Güter auf das gebührende Niveau herabzudrücken? Das hieße den geistigen Erzeugnissen des klassischen Altertums und selbst den besten eine übergroße Ehre antun, und, der biblischen Literatur ganz zu geschweigen, die Leuchte, welche Shakespeare und die Koryphäen der deutschen Literatur aufgesteckt haben, allzusehr unter den Scheffel stellen; das hieße die Augen verschließen gegen die unsittliche Grundlage antiker Kultur, gegen die Institution der Sklaverei. Dabei kann nicht in Frage kommen, ob, wie Karl Jentsch in seinen Spaziergängen durch das klassische Altertum dartut, die Sklaverei in praxi meist sehr human geübt wurde, so human, daß selbst die neutestamentlichen Autoren sich nicht berufen hielten sie zu bekämpfen, oder ob die moderne Wertschätzung des Menschen in Kulturländern in praxi hinter der antiken zurücksteht.

Wenn es nun nicht der ethische Standpunkt ist, von dem aus die Frage ihre Lösung findet, ist es vielleicht der historische, wie ihn U. von Wilamowitz-Moellendorff im weitesten Sinne des Wortes in seinem viel umstrittenen griechischen Lesebuche vertritt? Ist es also der Hauptzweck der altklassischen Studien auf unseren höheren Lehranstalten, daß die Schüler geschichtlich sehen und das Gegenwärtige aus seinem Werden begreifen lernen, da ja noch immer, um mit Mommsen zu reden, griechisches Sinnen und römisches Denken die humane Bildung beherrschen? So hoch auch die Weckung des historischen Sinnes anzuschlagen ist, so glaube ich doch nicht, daß man darauf die Notwendigkeit des altklassischen Unterrichts in erster Reihe begründen kann. Von fundamentalerer Bedeutung erscheint mir vielmehr die Tatsache, daß keine Literaturepoche als gerade die, welche man das klassische Altertum nennt, ein idealeres Bild des Menschen liefert. Das Ideale ist hier in logischem Sinne zu verstehen als der Gegensatz des Allgemeinen zum Besonderen. Nirgends nämlich erscheint der Mensch, der nach Goethe doch das Hauptobjekt menschlichen Studiums sein soll, simplifizierter, lediger von allen Zutaten, womit die Verschiedenheit von Zeit und Ort das Menschengeschlecht bekleidet hat, als in den schriftstellerischen Schöpfungen Griechenlands und Roms, so groß auch der zeitliche Abstand von der goldenen Sonne Homers bis zu den Abendschatten des Tacitus ist. Unverhüllt oder doch nur wenig verschleiert zeigen die alten Schriftsteller an sich selbst und an ihren Gestalten die Haupttendenzen der menschlichen Natur. Das untermenschliche Stadium, auf dem gewisse Partien des alten Testamentes stehen, wie z. B. die Bücher Josua und Richter, ist fast auf der ganzen Linie überwunden, aber eine Entwickelung zum altruistischen

Übermenschentum, wie es uns aus den neutestamentlichen Büchern entgegentritt, ist noch nicht vollendet. Die griechisch-römische Literatur trägt vielmehr die Signatur einer schönen Mischung von wahrer Humanität und echter Natürlichkeit, die von der Schminke des Konventionellen eben kaum berührt sind. In die Kenntnis des klassischen Altertums tiefer eindringen, heißt also ein wachsendes Verständnis vom eigensten Wesen des menschlichen Geschlechtes gewinnen.

Um des genannten Zweckes willen kann der auf das klassische Altertum bezügliche Unterricht auf unseren höheren Schulen nicht eindringlich genug sein, aber damit ist keineswegs gesagt, daß er auch nur an einer Kategorie derselben eine hegemone Stellung einnehmen soll. Denn die Antike zum einzigen Maßstabe machen und sie damit zum erstarrenden Dogma erheben, heißt ihre eigenste Natur verkennen. Worin anders aber besteht diese als in der Energie des Seins und Wirkens, in Leben und Anregung, gerade im Gegenteile einer chinesischen Vermauerung? Ist nicht das Wort des Terenz „humani nil a me alienum puto“ ihr passendstes Motto? In diesem Sinne schrieb Goethe: „Man spricht immer vom Studium der Alten, allein was will das anderes sagen als richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen, denn das taten die Alten auch, da sie lebten.“

Im altklassischen Unterrichte gebührt ohne Zweifel Hellas der Vortritt vor Roma, und Wilamowitz sagt nicht zuviel, wenn er das Griechentum als die vollkommenste Entfaltung und Darstellung des menschlichen Geistes bezeichnet. Aber gerade diejenigen antiken Bildungselemente, auf deren Verbreitung es besonders ankommt, waren bis vor nicht langer Zeit Sondergut des humanistischen Gymnasiums.

Eine epochemachende Änderung trat in dem Augenblicke ein, wo die preußische Unterrichtsverwaltung in die Obertertia der Realgymnasien und Oberrealschulen und in die erste Klasse der Realschulen den Homer in deutscher Übersetzung und in die Primen der beiden ersten Anstaltsarten die attischen Tragiker in deutschem Gewande als Lesestoff einführte[1]), um, sozusagen, einem größeren Publikum das Paradies hellenischer Dichtung zu erschließen. Der deutsche Unterricht ist es, dem die dankbare Aufgabe zugefallen ist, die Schüler der genannten Anstalten mit den Meisterwerken griechischer Literatur vertraut zu machen. Erfüllt er nun diesen Zweck in gleicher Weise wie der Unterricht, der die griechischen Urtexte zur Unterlage hat? Wenn man A. Baumeister, dem Herausgeber des bekannten Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre, glauben

1) Im Königreiche Sachsen wird der deutsche Homer bald in O III, bald in U II behandelt. Die griechischen Tragiker sind für die Primen der Realanstalten daselbst nicht obligatorisch.

will, muß sich der nicht im Griechischen unterrichtete Schüler im Reiche Homers und der Tragiker ähnlich vorkommen wie ein Reisender im Ausland, der der dortigen Sprache nicht kundig ist. Gerade diese Partie der Einleitung des genannten Werkes riecht etwas sehr nach grünem Tisch. Da Probieren über Studieren geht, so sei es mir vergönnt aus der eigenen Praxis zu reden, zunächst von Homer.

Was haben die Besucher des humanistischen Gymnasiums in der Homerstunde vor den anderen voraus? Vorläufig bei der jetzigen Unterrichtspraxis nichts; sie würden aber oder werden etwas voraushaben, wenn man ihnen erst den verdeutschten Homer zur Nahrung geben würde, bevor man sie mit dem griechischen Original bekannt macht. Dann erst — und dies gilt auch in anderen Fällen — erhält der Urtext ein rechtes Interesse, dann erst erhält die Seele gleichsam Flügel, mit denen sie sich aus den niederen Luftschichten des Sprachlichen in die höhere Sphäre des Gedanklichen und Sachlichen aufschwingt.

In der Tat hat der Gymnasiast vor den anderen Schülern beim Homer nichts voraus als die akustische Annehmlichkeit, die das gelesene oder rezitierte Original bereitet. Aber in welchen Stücken ist der Fall umgekehrt? Den Zauber, unter dessen Bann uns die naive Ausdrucksweise des alten, ewig jungen Dichters stellt, kann auch die Übersetzung zustande bringen. Und selbst, wenn dem nicht so wäre, das rein Sprachliche ist doch nur von sekundärer Bedeutung; ich nehme Goethe zum Eideshelfer, der einmal sagt: Das Wirksamste ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird.

Wenn wir also den Poeten weniger auf sein Kleid hin betrachten als nach dem, was darunter steckt, wenn wir unsere Aufmerksamkeit also mehr auf den Inhalt des Dichtwerks und auf die Kunst des Meisters richten oder mehr Sachunterricht und weniger Sprachunterricht treiben würden, so glaube ich aus eigener Erfahrung wiederholen zu dürfen, daß der Unterricht, der den deutschen Homer zur Grundlage hat, unbedingt den Vorzug verdient. Der gymnasiale Homerunterricht kann bei der verhältnismäßig leichten Verständlichkeit des Urtextes noch am ehesten auf Sachliches eingehen, und doch fällt bei dem Betriebe auf humanistischen Anstalten allenfalls nur so viel Zeit für sachliche Dinge ab, daß diese und jene homerischen Altertümer durch Wort und Bild veranschaulicht werden können; so gut wie keine Zeit bleibt übrig für die sonstigen sachlichen Erörterungen, die der Gegenstand dringend erheischt, als da sind das Eingehen auf den Gesamtinhalt der Dichtung, auf die Charaktere der Hauptpersonen, die Frage nach der Komposition der homerischen Epen und der Nachweis verschiedener Schichten, der verschiedenen zutage tretenden Anschauungen des

Dichters oder vielmehr der Dichter in bezug auf ihre sittlich-religiösen oder geographischen Anschauungen oder in betreff der Wahl ihrer Kunstmittel.

Die Voraussetzung einer vollen Gedeihlichkeit dieses Unterrichtes ist natürlich, daß ihn nicht der erste beste Lehrer des Deutschen erteile, sondern nur ein solcher, der den Gegenstand von A bis Z beherrscht, der also seinen Homer in- und auswendig weiß und mit den Hauptwerken der einschlägigen Literatur sich innig vertraut gemacht hat. Darum dürfte es sich sehr empfehlen, daß auch auf Gymnasien Homer diese Art von Behandlung erführe; noch mehr aber würde es sich empfehlen für die humanistischen Anstalten, dem Beispiel des Realgymnasiums und der Oberrealschule bei der Behandlung der attischen Tragiker zu folgen.

Ich bin, hier angelangt, in der äußerst glücklichen Lage mich auf den ἑλληνικώτατος Wilamowitz berufen zu können, der sagt, daß das Verständnis der Poesie durch eine gute Übersetzung besser gefördert werde als durch das Ringen mit dem Urtexte. Wo aber wird mehr mit der Sprache gekämpft als in den Stunden, in denen die attischen Tragiker im Original behandelt oder vielmehr mißhandelt werden? Daß ihre sprachliche Seite zu große Anforderungen an die Fassungskraft der Primaner stellt, wird offiziell verblümt zugestanden, indem nach neueren Bestimmungen die Präparation wenigstens eine Zeitlang in der Klasse von Lehrern und Schülern gemeinschaftlich betrieben werden soll. Angesichts der gewaltigen sprachlichen Schwierigkeiten in den dramatischen Schöpfungen Athens hat das Festhalten der Schule am Original die Folge, daß die Behandlung der formalen Seite fast alle Zeit absorbiert, wenn man nicht der Ungründlichkeit geradezu Vorschub leisten will. Fürs Eingehen auf die Sache bleibt dann nur herzlich wenig Zeit übrig. Aus eigenster Erfahrung weiß man's, und die Bekenntnisse jetziger Gymnasialabiturienten bestätigen es aufs neue, daß weder die ästhetische, noch auch die historische Seite — historisch im umfassendsten Sinne — eines Sophokles oder Euripides in ihrem Bewußtsein auch nur annähernd zu ihrem Rechte gelangt angesichts der großen sprachlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten.

Der Gymnasialprimaner muß sich also gewissermaßen mit dem Einband des griechischen Dramatikers begnügen, und wenn es unter günstigen Umständen wirklich gelingen sollte, irgendeiner Tragödie auch sachlich gerecht zu werden, so bleibt bestenfalls die Kenntnis des Dichters nur eine partielle, denn der Unterricht in der alten, speziell griechischen Geschichte ist schon so überladen, daß die Lücke, die der philologische Unterricht gelassen hat oder hat lassen müssen, schwerlich ausgefüllt werden kann.

Wie ganz anders aber würden die Meister der attischen Bühne auf dieselben Primaner einwirken, wenn sie ihnen im Rahmen des deutschen

:hts wie jetzt auf unseren Realgymnasien und Oberrealschulen vor-
würden. Während die griechische Stunde, die beispielsweise der
ıe oder dem Ödipus geweiht ist — dasselbe gilt aber auch mutatis
lis bis zu einem gewissen Grade von der Behandlung Shakespeares
lischen und deutschen Unterricht —, während diese also in der Be-
ıung mit der sprachlichen Form des Dramas aufgeht, kommt in der
:n Stunde, der ein griechischer Tragiker zugrunde liegt, auch das
rische zu vollem Rechte; aber dabei darf es der mustergültige Unter-
ıch nicht bewenden lassen, es muß auch ein breites Licht fallen
: Entwickelungsgeschichte des Dichters, auf das Milieu, in dem er
:ben hat, auf die Anregung, die er den Späteren gegeben hat. Ohne
vergleichende Literaturgeschichte darf es nicht abgehen.

edem Unbefangenen muß hier der Vorzug des Sachunterrichtes
:m Sprachunterricht einleuchten. Warum aber sollte die preußische
ichtsverwaltung, nachdem sie einmal A gesagt, nicht auch B sagen,
ıuch auf den humanistischen Gymnasien die attischen Tragiker dem
prachlichen Unterricht entziehen und sie in den Rahmen des Deutschen
en? Warum soll sie überhaupt nicht alles dem altsprachlichen Unter-
fernhalten, was bei der Größe der linguistischen Schwierigkeiten
) nicht zu der gebührenden Geltung gelangen kann? Thukydides und
z. B. würden entschieden besser in der Geschichte oder im Deutschen
der philosophischen Propädeutik in quantitativer und qualitativer
ht ihren Wert für die Schüler erkennen lassen als in der griechischen
›e, wo an ihnen herumgestümpert wird.

Kurz und gut, mehr Sachunterricht: Einführung und Gebrauch von
:tzungen statt derjenigen Originale, bei denen der Schüler wegen der
lichen Schwierigkeiten doch nur an der Außenfläche haften bleibt. So
wie eben erwähnt wurde, der große Gelehrte Wilamowitz, so dachte
Kaiser Wilhelm II., als er die Lehrziele ermäßigt wissen wollte und sich
den formalen Drill der Gymnasien aussprach. Die Berliner Schul-
:enz aber im Dezember 1890 brachte das bekannte Wort „Caesar
supra grammaticos" in zweiter Auflage.

Man mag vom logischen Wert des Unterrichtes in den alten Sprachen
so hoch denken, und kann doch die höchststehenden literarischen Pro-
des Altertums für zu gut halten, um sprachlichen Experimenten als
us vile zu dienen. Überhaupt möchte ich mit Nerrlich, dem Verfasser
„Dogma des klassischen Altertums", den Mittelpunkt des altsprachlichen
rrichts nicht in der Lektüre erblicken, sondern in der streng systematisch
vorwiegend deduktiv zu lehrenden Grammatik. Nur solche Lektüre
: als sprachlicher Experimentierstoff, die nicht geeignet ist, das Interesse

eines Schülers in hohem Maße zu erwecken, wie etwa Phaedrus, Nepos, Cäsar, Cicero. Die Dichter aber und die höhere Prosa eines Tacitus oder auch Livius halte ich für zu schade, um unter das Joch des altsprachlichen Unterrichtes gespannt zu werden. Ähnliches gilt vom Griechischen; wenn die Schule Xenophon und den verhältnismäßig so leichten Homer im Urtext verstehen lehrt, so hat sie genug getan.

In erster Reihe des deutschen Unterrichtes Sache ist es, in die Literatur des klassischen Altertums einzuführen. Gewissermaßen die Fortsetzung und Ergänzung der Ilias und Odyssee ist die Aeneis Virgils. Diese Dichtung, die nicht so schlecht ist als ihr jetziger Ruf und die, politisch und kulturhistorisch betrachtet, von höchster Bedeutung ist, müßte zum Gegenstand des deutschen Unterrichtes der Untersekunda gemacht werden. Natürlich nicht zum ausschließlichen Gegenstande. Ein ganzes Füllhorn sachlicher und formeller Vergleiche mit Homer tut sich da dem Lehrer auf, zudem bietet der Unterschied der dichterischen Persönlichkeiten, das Milieu, aus dem heraus die Rhapsoden und Virgil gedichtet haben, reichlichen Stoff der Besprechung; allerdings müßte die Zahl der Unterrichtsstunden im Deutschen von Untersekunda an vier betragen, wenn das antike Geistes- und Kulturleben mehr als bisher erschlossen werden soll. Schon bei einer solchen Vergrößerung der Stundenzahl wäre der deutsche Unterricht imstande, zumal wenn er in derselben Hand liegt wie der Religionsunterricht, auch das Hesiodische Gedicht „Werke und Tage“ mit den Schülern zu besprechen. In einer Klasse, deren religiöser Lehrstoff altisraelitische Religionsgeschichte ist, lassen sich zwischen dem griechischen Dichter, der wie einer von sittlichem Gefühl durchdrungen ist, und den ziemlich gleichaltrigen Propheten Israels und Judas höchst anregende Parallelen ziehen, zumal wenn man auch Partien aus dem Äschylus heranzieht, in dessen Denken die immanente Gerechtigkeit Gottes vorherrscht.

Die Obersekunda der Gymnasien und der beiden realen Vollanstalten behandeln im Geschichtsunterricht Alt-Hellas und Alt-Rom. Der Lehrer des betreffenden Faches hat da alle Hände voll zu tun, wenn er eine Skizze der politischen Geschichte beider Völker bietet und den Schülern die Hauptereignisse derselben beibringt. Da muß das Deutsche wieder helfend eingreifen, wenn die Altertumskunde Tiefe und Farbe haben soll. Plutarchs Biographien, die wegen ihrer sprachlichen Schwierigkeiten trotz ihres die Jugend hochgradig fesselnden Inhaltes wohl von allen Gymnasien verwiesen sind, sind hier die rechte Geistesnahrung, bald als Klassen-, bald als der Kontrolle unterworfene Privatlektüre. Dazu kommen in dieser Klasse noch zu charakterisierende Partien aus Thukydides und Livius, auch aus Horaz und Cicero. Gut, wenn der geschichtliche und deutsche Unterricht hier in

einer Hand liegt; aber wenn es auch nicht der Fall ist, so muß die Kontinuität dieser der Altertumsbetrachtung gewidmeten deutschen Stunden mit dem Unterricht in der Geschichte stets gewahrt bleiben.

In der Prima sollen die attischen Tragiker in deutschem Gewande, womöglich in chronologischer Ordnung, zu Worte gelangen. Auch Euripides, dessen Hippolytos und Rasenden Herakles Wilamowitz so schön übersetzt und noch schöner eingeleitet hat, darf hier schon um seiner kulturhistorischen Bedeutung willen nicht fehlen. Bei der Vorbildlichkeit, die Euripides für die Dramatik erlangt hat, dürfte es sich empfehlen, modernen Dramen von christlichen Dichtern die Privatlektüre Euripideischer Stücke zur Seite gehen zu lassen: wenn z. B. die Iphigenie Goethes auf dem Repertoir steht, darf die eingehende Betrachtung der Iphigenie des griechischen Dichters nicht fehlen; wenn die Auswahl deutscher Lektüre auf Grillparzers Medea gefallen ist, müssen auch Euripides und Ovid, der, selbst der Dramatiker einer verlorengegangenen Medea, im 7. Buche seiner Metamorphosen den tragischen Konflikt der kolchischen Jungfrau so gründlich behandelt hat, zum Worte zugelassen werden. Wenn, um mit diesem Beispiel zu schließen, auf „Die Braut von Messina" die Wahl gefallen ist, müssen außer dem Sophokleischen Ödipus unbedingt auch die Phönissen des Euripides, die Schiller übersetzt hat und denen er so viel verdankt, der Kenntnis der Schüler nahegebracht werden. Auch die Heranziehung Senecas, dessen Tragödien freilich nicht in billiger Übersetzung vorliegen, scheint mir um des Vergleiches willen und wegen ihrer großen kulturhistorischen Bedeutung[1]) geboten zu sein.

Es liegt nun die Frage nahe, ob etwa von Untersekunda an den Schülern eine Chrestomathie aus antiken Schriftstellern in die Hand gegeben werden soll. Die Schattenseite der Chrestomathien, die den Urtext bieten und durch die verschiedenen Literaturgattungen eine gewisse Unsicherheit im Gebrauche der Sprache aufkommen lassen, fällt in unserem Falle fort; doch auch ihre Lichtseite, daß sie ausgewählte Blumen bieten, um einen Begriff des ganzen Gartens zu erwecken, hört hier auf, eine solche zu sein. Bei der Billigkeit, für die jetzt auch gute Übersetzungen antiker Autoren zu haben sind, würde auch die beste und umfangreichste Anthologie einer gebundenen Marschroute gleichen. Wenn aber doch der Gedanke einer solchen Chrestomathie verwirklicht werden sollte, müßte gerade der entgegengesetzte Weg, den Wilamowitz in seinem griechischen Lesebuche eingeschlagen hat, betreten werden. In dieser Auswahl, der, wie A. Mathias gelegentlich sagt, das deutsche Kleid besser stehen würde, machen sich Histo-

1) Die Spuren Senecas in Shakespeares Dramen von Jak. Engel in den Preußischen Jahrbüchern, Band 112, Heft 1.

riker oder Männer der exakten Wissenschaft fast ausschließlich breit und den Dichtern und spekulativen Denkern ist nur insoweit ein Plätzchen vergönnt, als ihre Auslassungen einen aktuellen Beitrag zur Zeitgeschichte liefern. Das Umgekehrte aber muß die Schule verlangen: eine schulgerechte Chrestomathie müßte vor allem eine Auswahl aus den poetischen und philosophischen Meisterwerken enthalten, und dazu nur solche Partien aus Historikern oder Vertretern des exakten Wissens, welche in sichtbarer Weise den Weg zum Poetischen oder Philosophischen einschlagen.[1]) Dieser Gesichtspunkt soll auch maßgebend sein, wenn man nach größerer Freiheit, als die beste Anthologie bieten kann, verlangt.

Wenn aber die Vermittelung antiker Bildungselemente in erster Reihe Aufgabe des deutschen Unterrichtes sein soll, muß diesem eine breitere Basis geschaffen werden. Das humanistische Gymnasium und das Realgymnasium müßten nach dem Vorbild der Oberrealschule zunächst in Prima dem Deutschen vier Stunden einräumen, aber damit nicht genug: die Vierzahl deutscher Stunden muß in allen höheren Lehranstalten bereits in Untersekunda beginnen. Da bleibt natürlich nichts übrig, als daß andere Disziplinen sich einige Einschränkungen in betreff der Lehrzeit gefallen lassen müssen; in erster Linie die alten Sprachen, denen ja der deutsche Unterricht einen Teil ihrer Aufgaben abnimmt, und deren Lehrziele, wie angedeutet, vorderhand zu weit gesteckt sind. Aber auch der Mathematikunterricht wäre wohl in der Lage Opfer zu bringen. Aus den Reihen der berufensten Vertreter dieses Faches, von Hochschullehrern und Schulmathematikern, ist ausgesprochen worden, daß der mathematische Unterricht weniger auf die Erzielung von Wissen als von Können ausgehen müsse, daß er, um seine Aufgabe, logisches Denken zu lehren, seine Anforderungen viel niedriger spannen müsse. Bei einer solchen Erweiterung des deutschen Unterrichtes, wobei die wichtigsten geistigen Erscheinungen des Altertums zu ihrem Rechte gelangen, erhält derselbe auch ziffernmäßig eine gehobene Stellung, die er nicht mit anderen Disziplinen als nur der Mathematik, welche die Gesetze menschlichen Denkens am reinsten erkennen läßt, zu teilen hat.

Die alten Griechen und Römer, die so mancher Schüler als seine persönlichen Feinde betrachtet, würden sich bei rechter Beleuchtung in seine Schutzpatrone verwandeln, indem sie durch ihre Aufnahme in den deutschen Unterricht der Polypragmosyne das wohlverdiente Ende bereiten und dem Deutschen zu einer wirklich zentralen Stellung im Lehrgebäude der höheren Schulen verhelfen.

---

1) Vgl. O. Weißenfels: „D. griech. Lesebuch von U. v. Wil.-Moellendff." in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausg. von H. J. Müller. 57. Jhrg. Berlin 1903.

Freilich wird mancher mit Questenberg im Wallenstein zu mir sagen:

> O daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
> Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen.

Was wäre aber, wenn die Hoffnung nicht wäre, und so hoffe ich auch, daß in logischer Konsequenz der ebengemachten Auseinandersetzungen das Französische und Englische in dasselbe Verhältnis zum deutschen Unterrichte treten werden, wie ich es in betreff des Lateinischen und Griechischen wünsche, daß nämlich alle Fremdsprachen wie Planeten das Zentralgestirn des Deutschen umkreisen werden. Aber noblesse oblige — höheren Anforderungen als bisher wird der Lehrer des Deutschen schon von der O III an genügen müssen, natürlich nicht im Sinne einer einseitigen germanistischen Fachbildung, sondern einer allumfassenden historischen Bildung, in welcher Breite und Tiefe in einem gesunden Verhältnis stehen müssen.

Und — last, not least — auch ein sittlicher Schaden wird durch die Einfügung des altklassischen Unterrichts in den Rahmen des Deutschen in Wegfall kommen.

Daß Schüler zu Übersetzungen fremdsprachlicher Lektüre ihre Zuflucht nehmen, hat oft genug seinen Grund in einem Mangel an sittlichem Ernst oder einem Überfluß an Faulheit, aber ein mildernder Umstand läßt sich doch für die Delinquenten geltend machen. Soll der Durchschnittschüler nicht mit einer gewissen Voreingenommenheit einem Sprachstoff gegenübertreten, da er in ihm aus Erfahrung nichts weiter als eine Unterlage zu sprachlichen Exerzitien sieht? Kann seine Interesselosigkeit einem Autor gegenüber so verurteilt werden, von dem er weiß, daß er ihn nur tee- oder eßlöffelweise zu kosten bekommen wird?

Der Schüler würde sich dem fremdsprachlichen Autor gegenüber anders stellen, wenn er sein Werk ganz oder doch wenigstens in größeren Partien kennen lernte. In deutschem Gewande muß ihm Cäsar oder Sallust oder Xenophon oder Homer, von welch letzterem schon ausführlich gehandelt ist, zunächst entgegentreten. Der Lehrer muß die betreffende Übersetzung nicht nur erlauben, er muß sie verlangen. Er hat damit natürlich die hohe Pflicht, sich zu vergewissern, daß der Zögling mit dem Inhalt seines Römers oder Griechen wohl vertraut sei. Zur besseren Kontrolle ist dem Schüler aufzugeben, kapitelweise den Inhalt der zu Hause gelesenen größeren Partien durch ein kurzes Schlagwort oder einen kurzen Satz schriftlich wiederzugeben. Liegt der Unterricht des Deutschen und der betreffenden Fremdsprache in einer Hand, so läßt sich diese Bereicherung durch sachliches Wissen für den deutschen Aufsatz fruchtbar machen, andernfalls muß man sich mit daran geknüpften sachlichen Bemerkungen begnügen.

Wenn die Übersetzungen so sanktioniert werden, wird der Schüler aufhören sie als bloße Eselsbrücke zu betrachten, und zwar in dem Maße, als die Schule ihre Anforderungen in Einklang mit der Vernunft setzt, d. h. je mehr sie dem aus der Literatur gezogenen sachlichen Wissen den Vorzug vor bloß sprachlichen Leistungen gibt.

Der Schüler, der beispielsweise den Inhalt der Sophokleischen Dramen oder den Aufbau des Odysseusliedes ordentlich kennt, ist weit reifer als ein anderer, der zwar den Urtext ohne erheblichen Anstoß übersetzen kann, aber über den sprachlichen Zaun hinwegzusehen noch nicht gelernt hat. Der erstere gleicht, um mit einer biblischen Wendung zu schließen, dem, der mit Menschen- oder Engelszungen redet, der letztere ist nichts weiter als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Eine Nationalbühne für die deutsche Jugend.

Von **Friedrich Bernt** in Weimar.

„Solange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks bleibt, ist es nicht verloren, denn das Volk hat Phantasie, es läßt sich hinreißen und erschüttern, und der ihm einwohnende Instinkt für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Gesamtheit urteilt, offenbart, schützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, besser vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geschmack" der Halbwisser. Erst wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menschenklasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist, und die nicht von den Mühen des Lebens, sondern vom Leben selbst ausruhen will, fängt es zu sinken an, dann sinkt es aber auch schneller, als es je zuvor stieg, denn wahrlich, alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst... Zeitvertreib der „Gebildeten", Unterhaltungsmittel während der Verdauung ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden."

So schrieb Friedrich Hebbel 1843 in seiner Streitschrift „Mein Wort über das Drama". Sein Zeitgenosse Otto Ludwig stellte fest, es habe sich das Theater „von der Literatur losgerissen und sei von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, zum bloßen Amüsement herabgesunken". Für Nietzsche war das Theater ein „Unterhalb der Kunst".

„Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle" — so ist ein Aufsatz überschrieben, den ein Mann verfaßt hat, der wie ganz wenige mit großem Ernst und heißschlagendem Herzen das Schauspiel des Verfalls unserer besten Güter verfolgt und schmerzlich beklagt hat. Das

war Paul de Lagarde. Jener Aufsatz erschien erstmals 1885 in den noch immer zu wenig beachteten „Deutschen Schriften". Cornelius Gurlitt nennt ihn „jene kostbare Schrift, die allen Schulmeistern, wie den Soldaten die Kriegsartikel, alle Jahre vorgelesen werden sollte" (C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, S. 505 flg.). Lagardes Ausführungen sind in der Tat unschätzbar; man möge sie, mit ihrer feinen Unterscheidung von Idealismus und Idealität, an Ort und Stelle nachzulesen nicht versäumen. „Nicht die Jugend", rief der große Göttinger Orientalist aus, „soll man anklagen, daß es ihr an Idealität mangle: die Männer, vor allem die Staatsmänner, tragen die Schuld, weil sie der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen der Idealismus sich zur Idealität zu steigern vermöge." Und vorher: „Man hielt dem Volk, und mit ihm der Kunst einen Kehricht von Idealen als das Echte vor und mutete der Welt, der Jugend zu, wie die Lumpensammler in diesem Kehricht zu suchen, was sie brauchen kann... Das Ideal der Jugend ist der Mensch, der verwirklicht, was sie erstrebt. Nicht Worte, nicht Hinweise auf die Tugend früherer Zeit, sondern Männer, Taten sollen das Ideal sein; auf die sollen wir unsere Jugend hinweisen."

Eine entgötterte Welt, aus der die Ideale geflohen sind, hat Adolf Stern in seinem Meisterroman „Ohne Ideale" (1882) in Vollendung dargestellt. Die Klage, der Lagardes Betrachtungen galten, ist eben eine allgemeine. Sie beschäftigt den Politiker und wird vom Philosophen und Poeten erhoben. Es bleibt nur die Hoffnung, der Bismarck Ausdruck verlieh: „Ich hoffe für die Zukunft des Reiches auf die nicht verbitterte Jugend, auf das kommende Geschlecht." —

Wie kommen wir nun dazu, in einem Atem vom Verfall des Theaters und vom Schwinden des Idealismus zu sprechen, an die Theaterklagen eines Hebbel, Ludwig, Nietzsche zu reihen die Anschauungen eines Lagarde, Gurlitt, Stern, Bismarck über Verfall und Mittel zu neuer, kraftvoller Geltendmachung und Behauptung unserer idealen Güter?

Beide Materien möchten sich weniger fern liegen, als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Das lehrt eine nach Ostern (bei Böhlau in Weimar) erschienene Denkschrift von 60 Seiten, die Adolf Bartels veröffentlicht hat unter der Überschrift: „Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend." Eine dünne Broschüre, aber ihr Inhalt eröffnet dem hoffenden Betrachter manche verheißungsvolle Aussicht. Die Denkschrift, worin sich der Verfasser der „Deutschen Dichtung der Gegenwart" über seinen Plan verbreitet, dürfte erweisen, daß dieser, entfernt von verstiegener Utopie, Lebenskraft besitzt und daß die Möglichkeit seiner Durchführbarkeit besteht, wenn einiger guter und redlicher

Wille dazu hilft und wenn nicht, wie in solchen Fällen oft, wo amtliche Teilnahme erforderlich ist, von grünen Tischen aus der gute Gedanke Bartels' vereitelt oder doch in einzelnem abgeschwächt wird. Geschieht das nicht, vereinen sich Hochgesinntheit und entschlossene Tat, dann ist dem Gedanken die Verwirklichung gewährleistet und ein wackerer Schritt getan nach der Richtung, in der unsere Besten wanderten und andere zu führen trachteten.

Eine Auseinandersetzung über Bartels' Vorschläge kann hier im einzelnen nicht stattfinden. Dazu bedürfte es eindringendster Versenkung in die Materie. An Stimmen maßgebender Männer zur Sache wird es auch nicht fehlen, sobald Bartels' Broschüre (die nur eine halbe Mark kostet) erst in weitere Kreise gedrungen sein wird. Hier möge heute nur kurz folgendes gesagt werden. Der Verfasser schickt ausführliche Betrachtungen voraus über den Tiefstand unserer Geschäfts- und Sensationsbühne, welcher die für die Kunst der Bühne Empfänglichsten ausschließt: feinere Menschen durch den Ekel am Treiben der Theaterspekulanten, die unbegüterten Volksmassen durch unerschwingliche Preise und dadurch, daß sie zu den Stunden der Aufführungen nicht selten beschäftigt sind. Bartels führt Hebbel an, der 1859 Tiecks Klage, unser Theater sei nun glücklich „ganz unten im Keller" angelangt, aufgenommen hat: „... denn nicht allein, daß die plattesten Machwerke den poetischen Produktionen den Zutritt verwehrten, das Publikum verlor auch die Empfänglichkeit für sie, und so ... dienten sie nur dazu, den Triumph der Gemeinheit zu erhöhen und in gewisser Art als einen wohlberechtigten zu bestätigen ... Man braucht nur fünfzigmal die „Grille" zu geben, um sicher zu sein, daß der „Prinz von Homburg" nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr findet, hat dieses auch aufgehört zu existieren!" — Ähnlich hat schon Schiller in der Vorrede zur Braut von Messina geschrieben: „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen! Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat."

Das ist nun die Absicht unseres Schriftstellers: das Vortreffliche geben will er dem Publikum. Und zwar da, wo es aufstrebend sich zum betrachtenden und wirkenden Menschen bildet, in der Jugend. Das aufsprossende Geschlecht

hat die Zukunft, ist die Zukunft, und in ihm liegt das Geschick der Nation verborgen. Sie kann werden zum Volk der öden Philistrosität, des selbstischen Materialismus, des gewissenlosen Streber- und Erfolganbetertums, sie kann auch werden, durch eine andere Jugend, zum Volk der germanischen Instinkte, der Treue gegen sich und die anderen, der stolzen Wahrhaftigkeit, der männlichen Selbstzucht, der Fähigkeit zur Selbstüberwindung und Hingabe an nicht persönliche Ziele. Im zweiten Falle wird vielleicht Fichtes Wort wieder wahr, das Skeptiker in unseren Tagen, wo männiglich das goldene Kalb umtanzt, nicht ohne jegliches Bedenken möchten gelten lassen: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend."

Wir alle wissen, daß niemand bestimmten Jugendeindrücken sich jemals entziehen kann. Der Jugend Eindrücke schaffen, die unauslöschlich in ihrem Inneren haften, die den an sich ideell Veranlagten in solcher Gesinnung fördernd bestärken, den Schwankenden emporreißen, das ist Bartels' Absicht und Meinung. Zu solchem Ende sollen in dem neu zu erbauenden Hoftheater in Weimar alljährlich sechs Festvorstellungen für Schüler aus allen Gauen des Deutschen Reiches gegeben werden. So sollen Hebbel, Grillparzer, Ludwig (von Älteren selbstverständlich Goethe, Schiller, Kleist, Shakespeare, Molière, Sophokles, Calderon, Racine, von Neuesten Wildenbruch) den männlichen und weiblichen Schülern höherer Lehranstalten nahegebracht werden, indem sie zu einer junggemuten Hörerschar sprechen. Die eminente, aber keineswegs noch gebührend genutzte Kulturatmosphäre, die in den drei Namen Weimar, Jena und überhaupt Thüringen beschlossen liegt, die Weihe, die sich jedem empfänglichen Gemüt mitteilen muß aus eigener Betrachtung der Räume, wo die Helden des Geistes geschafft und geendet haben, wo Schiller seinem Freiheitsdrang und seiner sittlichen Hoheit den unvergänglichen Ausdruck gesucht und gefunden hat, wo ein Goethe treu und fest seinem reinen Ziele nachstrebte, wo Liszt die musikbeflissene Jugend in das Reich geleitete, in dem er König war, — diese Atmosphäre, diese Weihe sind Momente von so erheblicher Bedeutung, daß es vielleicht keine Übertreibung ist zu sagen: wer der Jugend zu solcher Weihe hilft, verrichtet eine nationale Tat und erweist dem deutschen Volke eine Wohltat.

Wir stecken alle in einem argen Zwiespalt. Wir hören von Anfang an große Worte beträchtlichen Edelsinns, und wir sehen von Jugend auf, wie angebliche Germanen sich zu schmachvoller Lüge erniedrigen, hier knechtisch den Rücken krümmen, dort den Schwächeren vergewaltigen. Warum geht es nicht mit Geradheit und Wohlwollen? Pessimisten würden sagen: wo bliebe dann die Freude an der Qual anderer und eigener Erniedrigung? Dieser Standpunkt soll nicht weiter untersucht werden. Soviel steht fest,

daß das Bedürfnis nach Luxus einen sehr erheblichen Anteil an unseren übeln Zuständen hat. Dieser Luxus nun hat mit Deutschtum gar nichts zu tun. Er ist so ungoethisch und unschillerisch als möglich. Deutsch, goethisch, schillerisch ist Einfachheit im Inneren und nach außen. Was hieße es, der durch so trübe Eindrücke verwirrten Jugend gleichsam tröstend und festigend die dürftigen, ja ärmlichen Zimmer zu weisen, in denen jene Bescheidenen, Teuern gearbeitet und geschlafen haben: Schillers Arbeitszimmer, das Goethes, das primitive Goethe-Gartenhaus!

Wie es ermöglicht werden soll, alljährlich im Sommer 6000 Schülern deutscher höherer Lehranstalten zum Besuch von sechs Festvorstellungen der deutschen Nationalbühne in Weimar — die Gesamtkosten sollen 60000 Mark betragen —, teils durch Ersparnisse der Schüler selbst während des Jahres, teils durch Guttaten des Volkes und der Behörden, zu verhelfen, wie die Nationalbühne künstlerisch gestaltet werden sollte, das sei jeder gebeten selbst zu lesen, dem an der Zukunft der deutschen Bühne (denn es ist ohne weiteres klar, daß kein von Jugendbeinen an durch einen „Prinzen von Homburg" oder Hebbels „Nibelungen" erzogenes Publikum sich ein „Weißes Rößl" und ähnliche Machwerke wird bieten lassen), dem an der Zukunft unserer Kunst und unserer Jugend liegt. An dieser Stelle war nur eine „Anregung zur Anregung" beabsichtigt, ein Hinweis auf gut gemeinte und durchdachte Vorschläge, die in allgemeiner Debatte sicherlich noch manche Klärung und Ausgestaltung erfahren können und werden. Bekommen wir die deutsche Nationalbühne für die deutsche Jugend, so könnte das eine würdige Feier des hohen Mannes werden, der vor hundert Jahren körperlich ins Grab gesenkt wurde. Die beste Feier ist die Tat! sagte Goethe. Und gewiß würde der Dichter des Götz nicht minder wohlwollend als sein erhabener Freund von dem Rietschelschen Meisterstandbild vor dem Theater herabschauen, wenn frische Jugend, deren Auge blitzt, nicht lauert, von Straßburg so gut wie von Königsberg und Berlin sich um Denkmal und Theater tummelte und in den Musentempel einträte, um sich von den tief und prächtig hinströmenden Versen des Faust, von Tells treuherzig-selbstvergessener Vaterlands- und Menschenliebe, von des Marquis Posa hinreißenden Hymnen eines höchsten Ethos, von Kleists herber Größe und Hebbels starrem Wahrheitsdrang erheben und erschüttern zu lassen. Möglich, daß den beiden auf dem Denkmal da droben das besser behagen würde, als wenn die Söhne und Töchter besserer Häuser sich in „standesgemäßen" Modebädern „erholen" und zu jener abgelebten Blasiertheit und Mammonsschätzung ferner entwickeln, die, wie wir heute besorgt gewahren, das gewaltige, aber auch schwere Erbe der Väter zu gefährden drohen.

Volkstumspädagogik.

Von Dr. **Max Rosenmüller** in Dresden.

Die Erziehungslehre ist heute wieder einmal ein heißumstrittenes Feld. Der Ruf nach Reformen an Haupt und Gliedern ertönt von vielen Seiten lauter und lauter. Absolute Lobredner der guten, alten Zeit gibt's weder auf der einen noch auf der anderen Seite mehr. Das Gymnasium hat sich „modernen" Forderungen angepaßt und hat jüngeren Rivalen einen breiten Platz einräumen müssen, die Volksschule fortgeschrittener Erkenntnis nachgegeben, um dem ihr gesteckten Ziele näher zu kommen. Man kommt heute selbst in Tageszeitungen aus den Erziehungsfragen gar nicht mehr heraus. Und überall ist es immer wieder das eine Verlangen, das dem Leser entgegentönt: die Schule soll den Grund legen für die Heranbildung deutscher Männer und Frauen, das nationale Rückgrat schaffen. Aber hier sitzt der Haken! Kann überhaupt die Schule heute in dem nötigen Umfange und mit der gewünschten Vertiefung deutsche Gesinnung erzeugen oder wenigstens fördern? Erzeugen sicher nicht, wo das Elternhaus und das Milieu, dem der Zögling außerhalb der Schule angehört, versagen, fördern auch nur, wenn alle übrigen Erziehungsfaktoren in gleicher Richtung mitwirken. Und dann! Ist denn die Schule — gleichviel welche — heute überhaupt mit ihrer Arbeit gerade nach der nationalen Seite hin vorwiegend tätig? Wohl kaum. Die Schule soll humanistische, realistische, praktische, allgemeine Bildung vermitteln, fördern, erzeugen. So tönt es durcheinander, wenn man diese Frage aufwirft. Aufgaben und Ziele der Schule werden von den verschiedenen Kreisen und Berufsständen recht verschieden aufgefaßt, ja selbst die Wissenschaft gibt keine einheitliche Antwort. Daneben soll sie nationale Gesinnung wecken, erhalten und pflegen. Daneben! Als ob nicht darin die Hauptsache läge. In *erster* Linie soll und muß die Schule die deutsche Jugend zum *bewußten* Deutschen erziehen. Ja, das geschieht doch heute; in Geschichte und Geographie, im deutschen Unterrichte und in anderen Fächern weisen wir ja alle auf das nationale Element hin, fördern die Gesinnung, stärken das deutsche Empfinden, das nationale Bewußtsein. Und erreichen? Den deutschen Jüngling? Die deutsche Jungfrau? Vollkommen wohl kaum, sonst gäbe es nicht heute so viele, die nach nationaler Erziehung rufen zu müssen sich immer noch für verpflichtet halten. Sonst würden nicht gar so oft gerade aus den Kreisen derer, denen die Schule die besten Dienste geleistet zu haben glaubt, zornige Anklagen zu hören sein, Anklagen, deren Berechtigung selbst nach Abzug etwaiger persönlicher

Reizungen anerkannt werden muß. Woran liegt das? Vielleicht ist die Aufgabe des nationalen Erziehungswerkes und seiner Vertiefung zu wenig scharf umrissen, vielleicht fehlt überhaupt noch die Grundlage, die Erkenntnis, wozu man eigentlich erziehen müsse, wenn man „Deutsche" erziehen will. „Was ist denn deutsch?", das ist vielleicht die Kardinalfrage, die vorerst erledigt sein müßte, soll es nicht bloß beim Gelegenheitsnutzen, bei mehr oder minder äußerlicher Anerziehung nationaler Gesinnung bleiben.

Sollte nicht, wenn man erst genau wüßte, was deutsch ist, die Frage viel leichter zu beantworten sein, wie man die Erziehung zum Deutschen einzurichten habe? Damit aber wäre mehr gewonnen, als nur ein Ziel der Pädagogik, eine Basis für eine dauernd moderne Erziehungslehre wäre damit geschaffen, eine Volkstumswissenschaft, von der aus das ganze Erziehungswerk, zu wie vielen Sonderzwecken es dann auch weiter führen soll, einheitlich gestaltet werden könnte, von der aus es möglich wäre, die gesamte Pädagogik zu dem zu machen, was sie bisher nicht sein konnte, zu einer Lehre von der Volkserziehung eben auf Grund des deutschen Volkstums, wie die Beantwortung der Frage „Was ist deutsch?" es greifbar und wissenschaftlich unantastbar aus der Geschichte des deutschen Volkes herausschälen würde. Diese Frage zu bejahen und im Anschlusse daran die Grundlinien wenigstens einer „Volkstumswissenschaft" und der auf ihr zu erbauenden „Deutschtumspädagogik" zu entwerfen, unternimmt ein kürzlich erschienenes Schriftchen von Dr. H. Zimmer in Leipzig, „Volkstumspädagogik. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler. 1904". Schon früher hat der Verfasser, den Fachgenossen als Herausgeber der Greßlerschen Klassiker der Pädagogik sowie als pädagogischer Schriftsteller bekannt, seine Ideen zum Vortrag gebracht, am prägnantesten in dem von ihm geschriebenen Abschnitte „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft" in H. Meyers deutschem Volkstum; in der vorliegenden Schrift aber wendet er sich im besonderen an die Fachwelt und den weiteren Interessentenkreis, um sein Programm der berufenen Kritik derselben vorzulegen. Der Standpunkt des Verfassers, der von den bisherigen, auch heute noch trotz aller Modifikationen allgemein gültigen Anschauungen grundsätzlich abweicht, läßt eine eingehendere Darstellung der entwickelten Leitsätze in dieser Zeitschrift gerechtfertigt erscheinen. Es sei darum der Inhalt des Werkchens hier referierend im wesentlichen wiedergegeben und damit vielleicht der Anstoß zu einer weiteren Diskussion gegeben.

Als pädagogisches Grundprinzip gilt seit den Tagen Herbarts die Philosophie. Auf seiner Philosophie, unter Heranziehung einer subjektiv spekulativen Ethik und Psychologie, baute der Schöpfer der wissenschaftlichen Pädagogik sein System auf, das man auch heute wohl noch als das herrschende be-

zeichnen kann, wenn auch seine Anhänger durch teilweise beträchtliche Meinungsverschiedenheiten in mehrere Gruppen zerspalten erscheinen. Freilich macht sich auch immer stärker eine Strömung geltend, die an Stelle der „veralteten" Herbartschen Philosophie ein neueres System, sei es das des Neukantianismus, E. von Hartmanns, Wundts, zur Herrschaft in der Pädagogik zu bringen bestrebt ist. Und auch die Stimmen derer mehren sich, die vornehmlich in der Erziehungslehre eine stärkere Berücksichtigung der Forderungen der Gegenwart verlangen, die, wie einleitungsweise schon angedeutet, das Ziel der Pädagogik in der Erziehung nicht zum allgemein sittlichen Menschen, zum Menschen überhaupt, sondern zum Deutschen erblicken, die also Vertreter einer nationalen Pädagogik sind. Aber — und damit kommen wir zum eigentlichen Inhalte der genannten Schrift — diese Bestrebungen haben doch ebenso wie jene der philosophischen Gegner der herrschenden Pädagogik die alten Grundlagen der wissenschaftlichen Erziehungslehre unberührt gelassen, auch sie bauen auf philosophischer Basis auf und behalten die pädagogischen Lehrsysteme insofern bei, als sie ihre modernen Forderungen lediglich in das vorhandene Lehrgebäude eingliedern, die nationale Pädagogik insbesondere unter Betonung gewisser, bisher nicht genügend beachteter Eigentümlichkeiten des deutschen Volkscharakters. An einen prinzipiellen Neubau einer „deutschen Pädagogik" in dem Sinne, daß man unter dieser die Beachtung und Verwertung sämtlicher deutscher Eigentümlichkeiten in einem geschlossenen System versteht, dachten sie nicht, und so kam man auch in der nationalen Pädagogik über Anläufe nicht hinaus. Eine wirklich „deutsche Pädagogik" wird aber gerade an dieser Stelle kritisch einsetzen müssen und wird die Frage aufwerfen: Sind die alten, bisher als gültig angesehenen Grundlagen des oder der pädagogischen Systeme noch brauchbar, oder, wenn nicht, was hat an ihre Stelle zu treten, um endlich eine allen modernen Ansprüchen, auch für die Zukunft, genügende Pädagogik zu schaffen?

Der Verfasser verneint die erste Frage. Die bisherige wissenschaftliche Pädagogik baut, wie schon gesagt, auf der Philosophie, gleichviel welcher, ihr System auf und erhebt die spekulative Ethik und Psychologie zu dem Range unentbehrlicher Hilfswissenschaften. Aber philosophische Systeme sind subjektiv, also wandelbar, sie können deshalb niemals als objektiver Maßstab für eine Erziehungslehre gelten. Dasselbe gilt von Ethik und Psychologie, soweit sie Teile irgendeines spekulativen philosophischen Systems sind. Ein dauernder Maßstab muß objektiv sein. Und da bietet nun die Volkstumswissenschaft ihre Hilfe an. Das Volkstum als „Summe der Wesensbesonderheiten eines Volkes, als die psycho-physische Mischung, die den Deutschen zum Deutschen macht" ist etwas Dauerndes, objektiv Feststell-

bares. Auf dem Grunde der Volkstumswissenschaft allein kann daher eine deutsche Pädagogik aufgebaut werden. Daraus ergibt sich zunächst, daß es eine Menschheits=, eine internationale Pädagogik nicht geben kann, weshalb man die Volkstumspädagogik als Deutschtumspädagogik schlechthin bezeichnen kann. Natürlich werden auch für diese Pädagogik Ethik und Psychologie von gleicher Bedeutung sein wie für die philosophische, aber auch hier herrscht ein prinzipieller Gegensatz. Hilfswissenschaften können diese nur sein, insoweit sie auf den Tatsachen der Erfahrung als evolutionistische Wissenschaften beruhen. Nicht die spekulative Ethik und Psychologie also, sondern die modern empirische wird die Deutschtumspädagogik als Helferinnen heranziehen.

Die moderne evolutionistische Ethik stellt zunächst als oberstes Ziel ein nur den besten und höchstgebildeten Geistern erreichbares Ideal auf und ist Menschheitsethik, solange eine speziell nationale Ethik noch nicht vorhanden ist. Nach beiden Richtungen modifiziert nun die Deutschtumspädagogik die ethischen Grundforderungen in ihrem ersten Satze:

> „Erziehe zu jenem von der modernen Ethik für die Gegenwart aufgestellten Ziele so weit, als dem Zögling als Durchschnittsdeutschen zu erreichen möglich ist."

Die Deutschtumspädagogik wirkt also von vornherein beschränkend, an Stelle des „tugendhaften" Menschen schlechthin setzt sie den Deutschen, der die ganz bestimmten modernen ethischen Forderungen so weit erfüllt, wie er dies vermöge seines Volkstums vermag.

Das Dauernde im Volkstum liegt aber nicht darin, daß dieses sich überhaupt nicht ändert. Es wandelt sich aber nur in sich selbst, entwickelt sich, ohne — wie die Philosophie — sein Prinzip zu wechseln. Allerlei äußere Einflüsse haben gewiß Wandlungen des Volkstums ebenso zur Folge wie innere Vorgänge im Volkskörper selbst, aber darum bleibt es immer als Sonderheit bestehen im Gegensatze zu dem Volkstum anderer Nationen. Es gibt zwar keine unveränderlichen Rassen, aber Rassenunterschiede bestehen dauernd. Die innere Entwickelung des Volkstumes führt aber, wie aus der Geschichte nachweisbar, im Laufe der Zeit entschieden zur Besserung desselben. Diese Besserung wissenschaftlich zu leiten, an der Ausmerzung völkischer Mängel und Fehler bewußt zu arbeiten, dazu vermag aber natürlich die Deutschtumspädagogik in reichstem Maße behilflich zu sein. Und so formuliert sie als ihr zweites Ziel die Forderung:

> „Die Erziehung soll dazu beitragen, ungute Volkseigenschaften zu unterdrücken, gute zu vervollkommnen."

Die Berechtigung dieses Satzes beweist erneut die moderne evolutionistische Ethik. Wir *wissen* heute besser als früher, was gut und schlecht

für den Deutschen ist, und daraus ergibt sich die Pflicht für die Pädagogik, die ja planmäßige Einwirkung auf andere zu deren Vervollkommnung sein will, diese Besserung anzubahnen und zu festigen. Daß sich dadurch der Inhalt der Deutschtumspädagogik wesentlich erweitert, liegt auf der Hand; neben ihrer pädagogischen hat sie damit eine bedeutsame Volkstumsaufgabe zu lösen.

Sind so die Ziele der Deutschtumspädagogik festgesetzt, so wird es sich weiter darum handeln, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen dieselben zu erreichen sind. Da wird sie zunächst warnend und einschränkend mit der Forderung auftreten:

> „Suche den Zögling auf keine Weise zu erziehen und zu unterrichten, die seinem Volkstum widerspricht",

um daran den positiven Rat zu knüpfen:

> „Benutze alle herrlichen Eigenschaften, die dein Zögling kraft seines Volkstums mitbringt, um ihn seinem hohen ethischen Ziele näher zu führen."

Dabei kann und soll aber niemals verlangt werden, diese Leitsätze in starrer methodischer Formulierung zu verwerten, vielmehr wird ihre Anwendung durchaus von dem vorliegenden Falle abhängen. Gerade dadurch wird eine ungemein vielseitige Wirkung erzielt werden können, wie der Verfasser an einem Beispiele, die Krüppelerziehung betreffend, ausführlich erläutert, und eine reiche Fülle von Spezialproblemen wird sich ungezwungen ergeben, die ihrer Lösung durch die Deutschtumspädagogik entgegensehen. So wird diese u. a. die harmonische Verquickung von Individual- und Sozialpädagogik zu erstreben haben, sie wird die Erziehung zur Persönlichkeit und zum Verständnis der Menschheit nachdrücklichst betonen. Die geographische Bedingtheit des Volkstums wird ebenso Berücksichtigung finden wie das dem Volke innewohnende Naturgefühl. Der Sprachunterricht wird an die deutsche Kulturgeschichte sich wenden müssen, um den Reichtum des deutschen Bilderschatzes als auf spezifisch deutschen Eigenschaften beruhend nachzuweisen; die aus der Geschichte zu gewinnende Erkenntnis der starken und schwachen Seiten des Deutschen wird den Patriotismus klären und stärken, und die angeborene Anhänglichkeit an die heimische Scholle wird von der anschaulichen Vertiefung der Vaterlandskunde tiefgreifende Förderung erfahren. Aus diesem Grunde verlangt die Deutschtumspädagogik mehr deutsche Geschichte und Geographie. Der deutsche Wirklichkeitssinn, die deutsche Tatkraft rechtfertigen die Forderung: Mehr für das deutsche Leben der Gegenwart lernen! Damit verschafft die Deutschtumspädagogik der Hygiene, der Gesetzeskunde und der Stenographie Anerkennung als wichtigen Bildungsfächern. Um noch kurz einiges zu nennen,

so wird die neue Pädagogik das Fragerecht der Jugend betonen, den Unterricht in der Natur fordern sowie die Frage der Jugendspiele von ihrem Standpunkte aus erneut ins Auge fassen. Die Bestrebungen nationaler Richtung werden beachtet werden müssen, das Verhältnis zwischen Schule und Kirche einer eingehenden Prüfung zu unterziehen sein unter Berücksichtigung der aus der Volkstumskunde gesammelten Erfahrungen. Auch die Forderung der ästhetischen Erziehung wird auf ihr Prinzip hin untersucht werden müssen u. a. m.

Dabei wird überall die Psychologie als moderne Erfahrungswissenschaft herangezogen werden und zwar als Gemeinpsychologie (Völkerpsychologie) ebenso wie als Individualpsychologie, wie sie denn überhaupt für die Behandlung aller Probleme der Deutschtumspädagogik als ordnendes Prinzip wird herangezogen werden müssen.

Damit wäre zunächst die pädagogische Theorie aufgestellt und die Möglichkeit bewiesen, sie ins Leben einzuführen und praktisch durchzusetzen. Ehe jedoch der Verfasser an die zusammenfassende Arbeit, an den Bau des Systems einer Deutschtumspädagogik selbst herantreten kann, bedarf es zunächst einer bedeutenden, aber unerläßlichen Vorarbeit historischer Natur, die in einer „Geschichte der deutschen Pädagogik" von ihm zu leisten wäre. Die Aufgabe einer solchen würde naturgemäß auch wieder eine zweifache sein, eine volkstumswissenschaftliche und eine pädagogische. In letzterer Hinsicht gilt es, die früheren Systeme, gleichviel welchen Charakters, zu durchforschen, die vom Deutschtum durchdrungenen oder erzeugten Teile desselben zu sammeln, zu sichten und in das neue System harmonisch zu verschmelzen. Die volkstumswissenschaftliche Aufgabe wird zunächst darin bestehen, eine wissenschaftlich ausreichende Antwort auf die Fundamentalfrage „Was ist deutsch?" zu geben, deren Beantwortung ja erst die Grundlage für die Deutschtumspädagogik zu liefern vermag. Notwendig ist diese letztere Arbeit, da bisher von der Volkstumswissenschaft, deren Anfänge auf L. Jahn, Möser, Goltz u. a. zurückführen, eine genügende Antwort und eine wirklich exakte Analyse des Begriffes nicht gegeben worden ist. Sie konnte nicht gegeben werden, solange die Forscher, in Vorurteilen befangen, nicht zur Ausbildung einer wirklich wissenschaftlichen Forschungsmethode gelangten. Die Fehler der bisherigen Betrachtungsweise, die erst Meyers Volkstum vermieden hat, das daher in der Volkstumswissenschaft einen bedeutsamen Platz einnimmt, waren kurz folgende:

Alle Forscher betrachteten einmal das Volkstum als unwandelbar, unterschieden nicht streng zwischen „auch-deutsch" und „nur-deutsch", wie sie auch den Unterschied zwischen scheinbar Gleichem bei den verschiedenen Völkern übersahen. Weiter verallgemeinerten sie voreilig, indem sie Al-

gemeinheit sahen in Erscheinungen, die nur einzelnen Perioden, einzelnen deutschen Stämmen, einzelnen Ständen eigen waren. Endlich versäumten sie es, allgemeine Begriffe (z. B. Ausländerei) in ihre Faktoren zu zerlegen und so eine fruchtbare Differenzierung vorzunehmen.

Unter Vermeidung dieser Fehler und Mängel gedenkt nun der Verfasser, auf dem von Meyers Volkstum vorgezeichneten Wege weiterzugehen und an der Hand der Geschichte die psycho-physischen Besonderheiten des deutschen Volkes herauszuheben, die naturgemäß auf allen Lebensgebieten — Kultur und Literatur, Religion und Philosophie, Handel und Wandel, Politik und Recht, Erziehung, Kunst, Naturwissenschaft, Sprache — zu suchen sein werden, eine Absicht, welche seinem Programm über die Kreise der Pädagogik hinaus Interessenten in all denen erwecken muß, die an der Erkenntnis deutscher Eigenheit einen sonstwie gearteten Anteil nehmen.

Für die Beurteilung der auf solchem Wege gefundenen Volkstumsbesonderheiten wird dann wieder die evolutionistische Ethik die maßgebenden Normen zu liefern haben, denn sie lehrt einmal, die Zeit nach ihren ethischen Idealen zu beurteilen, und gibt anderseits den Maßstab für die Bewertung der Vergangenheit nach unserem Standpunkte, was vom Gesichtspunkte der allmählichen Besserung des Deutschtums für die Deutschtumspädagogik von höchstem Werte ist.

Nach diesen Grundsätzen wird „die Geschichte der deutschen Pädagogik“ eine „allseitige und mit modern-wissenschaftlicher Methode arbeitende Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkstums sein“, die bis auf die jüngste Vergangenheit herabgeführt werden müßte. Erst auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis wird es möglich werden, ein System der deutschen Volkstumswissenschaft abzuleiten. Als Periodisierungsprinzip für die Geschichte der deutschen Pädagogik wird sich ungezwungen aus der Ungleichmäßigkeit der verschiedenen Perioden bezüglich ihres Deutschtumsgehaltes die Einteilung ableiten lassen nach Perioden mit geringem und solchen mit höherem Volkstumsgehalt.

Mit dem Wunsche, daß recht bald eine Reihe überzeugter Mitarbeiter sich ihm zur Seite stellen möge, durch deren gemeinsame Arbeit unter seiner Führung der Aufbau der Volkstumswissenschaft wie der Deutschtumspädagogik sich allein vollziehen kann, sowie mit einem kurzen Hinweise, in welcher Richtung zunächst eine Mitarbeit erfolgen könnte und erwünscht wäre, schließt der Verfasser seine sicherlich beachtenswerten Ausführungen. Er verhehlt sich dabei nicht die Schwierigkeiten, die seinem Werke entgegenstehen und betont ausdrücklich, daß die Zeit, ein System der Deutschtumspädagogik aufzustellen und in allen Einzelheiten zu begründen und durch-

zuführen, noch nicht gekommen sei; aber er ist der gewissen Zuversicht, daß es ihm, da er sich auf dem rechten, kritisch nicht zerstörbaren Wege befinde, gelingen werde, sein weitangelegtes, lange Jahre der Arbeit forderndes Werk zu glücklichem Ende zu führen. Werden ihn die Gegner eines anderen belehren?

Sprechzimmer.

1.

Das physiologische Rätsel in Schillers Braut von Messina.

Beatrice[1]), die Braut von Messina, die Schwester der feindlichen Brüder, Schillers edle Frauengestalt, ist wie Lessings Emilia Galotti die schüchternste und die entschlossenste ihres Geschlechts. Und wie Lessings Emilia erlebt sie in der Kirche die Annäherung eines Liebenden, dessen Bild noch in der Erinnerung sie ängstigt; wie Lessings Emilia ihren Bräutigam Appiani durch den Mordplan des Prinzen verliert, so fällt auch Beatrices Verlobter Don Manuel durch die Hand des Nebenbuhlers Don Cesar.

Ähnlichkeiten genug, welche uns veranlassen können zu meinen, daß Lessings Emilia Galotti nicht ohne Einfluß auf Schillers Drama geblieben ist. Die engste Verwandtschaft beider Stücke aber liegt darin, daß Schiller wie Lessing eine ihrer Theorie von der Einheit der mitleiderregenden Handlung entsprechende Dichtung schaffen wollten. Wie Euripides die Tragik des Sophokles übertreffen wollte, so suchte Lessing, so suchte nach ihm Schiller das höchste Ziel der Tragödie zu erreichen. Es kam Schiller darauf an, den höchsten Grad der Rührung herbeizuführen und daher alles auszuschließen, was unsere Teilnahme vermindern kann, den blinden Zufall sowohl wie die blinde Notwendigkeit. Und doch, ist es nicht Zufall oder Schicksalsnotwendigkeit, daß Don Manuel und Beatrice sich zu lieben beginnen, daß Beatrice dem Begräbnis ihres Vaters beiwohnt, daß Don Cesar sie erblickt und von Liebe zu ihr ergriffen wird? Antwort auf diese Fragen geben die Erklärer nicht, und doch sind diese Fragen ebenso wichtig, wie die Antworten sicher, da Schiller nicht unterlassen hat, sie anzudeuten.

Zwar, daß Beatrice im Klostergarten weilt, erklärt sich daraus, daß ihre Mutter sie im Kloster heimlich aufziehen läßt; daß Don Manuel dort eindringt, erklärt sich aus seiner Jagdleidenschaft; daß Don Cesar Beatrice bei der Leichenfeier erblickt, erklärt sich aus seiner unvermeidlichen Anwesenheit; aber warum wird der Jäger Don Manuel beim Anblick des Mädchens in Nonnenkleidung von Liebe erfüllt? Und warum geht Beatrice trotz Abmahnung zur Feier des Begräbnisses? Und warum fühlt Don Cesar bei ihrem Anblick der Liebe Allgewalt?

---

1) „Die Beglückerin" nach der heiligen Beatrix (30. Juli).

Alle drei Vorgänge haben die gleiche geheimnisvolle Ursache, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches in der Verwandtschaft begründet ist. Da nun die Schwester und ihre Brüder von ihrer Verwandtschaft nichts wissen, so sind sie sich über die Bedeutung dieses Gefühls nicht im klaren und halten es für das Gefühl der bräutlichen Liebe. Don Manuel gesteht (I, 7):

> Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
> Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.

Beatrice sagt ähnliches (II, 1):

> Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
> Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
> Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.

Don Cesar sagt (II, 5):

> Fremd war sie mir und innig doch vertraut.

Und sein Bruder stimmt bei:

> Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
> Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Über den dritten Punkt, Beatrices Wunsch, dem Begräbnis ihres Vaters beizuwohnen, spricht sich Diego am deutlichsten aus (II, 6):

> Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
> Glaubt' ich in diesem Wunsche zu erkennen;
> Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
> Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
> Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab.

Beatrice, die sich dieses Zusammenhanges nicht bewußt ist, sagt zu Don Manuel (III, 3):

> Die Begierde war zu mächtig!
> Vergieb mir! ich gestand dir meinen Wunsch;
> Doch, plötzlich ernst und finster, ließest du
> Die Bitte fallen und so schwieg auch ich.
> Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
> Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüsten.
> Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen.

Es wäre eine physiologische Frage, ob Schiller mit der Annahme eines solchen Verwandtschaftsgefühls recht hat. Daß er, der als Karlsschüler über die Philosophie der Physiologie schrieb und in seiner Dissertation den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen behandelte, über diesen Punkt seine besonderen Gedanken hatte, ist anzunehmen. Ist nun dieses sympathetische Gefühl tatsächlich in der menschlichen Natur so vorhanden, daß es auch zwischen unbekannten Personen sich geltend macht, so dürfte seine Erklärung schwierig sein. Einen äußeren Anlaß zum Gefühle der Sympathie bildet die Ähnlichkeit der Familienglieder. Schiller unterläßt nicht, darauf hinzuweisen: Don Cesar erblickt in Don Manuel die Züge seiner Mutter, dieser erblickt in ihm die Züge seiner Braut (I, 5):

Don C. Ich seh' dich an, und überrascht, erstaunt
Find' ich in dir der Mutter teure Züge.
Don M. Und eine Ähnlichkeit entdeckt sich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

So belebt sich in Don Manuel der Eindruck, den er von Beatrices Aussehen unbewußt empfangen hatte. Der gleiche Vorgang tritt aber auch bei Beatrice ein. Sie sagt (II, 1):

Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Als Don Manuel sie später zur Rede stellt und von ihrer Mutter spricht, da erinnert sich Beatrice ihrer Erscheinung (III, 3):

Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weißen Halses edle Form beschatten!
Ich seh' der Stirne reingewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir.

Wie die zarten Fäden, welche die Menschen verbinden, sich von Herzen zu Herzen spinnen, kann nur ein Dichter sagen. Vielleicht ist es nicht ganz zutreffend, den Vorgang einen physiologischen zu nennen, denn er ist es nur in seinem Anfange und Schiller selbst wußte am besten, wo die physiologische Notwendigkeit aufhört und die menschliche Freiheit anfängt.

Friedenau. **H. Draheim.**

2.

Sein Ruf ist ein guter.

Die mißbräuchliche Verwendung von ein beim Prädikatsnomen, die Wunderlich, Umgangssprache S. 226 aus Sätzen wie „das ist ein Scharfer" herleitet, mag wohl eher von negativen Aussagen wie „Sein Ruf ist kein guter" ausgegangen sein. Statt zu sagen: das Geschäft ist kein angenehmes, kein leichtes (d. i. keines von den leichten usw., vgl. „Ein gutes Triolett zu machen, ist keine von den leichten Sachen"), kann man mit demselben Nachdruck, wenn auch etwas schwerfälliger, sich ausdrücken: Das Geschäft ist ein unangenehmes. So schreibt Goethe an Schiller 12. Februar 1802: „Das Bibliotheksgeschäft ist mehr ein unangenehmes als ein schweres", fährt aber geläufiger fort: „und hauptsächlich darum verdrießlich." Am lästigsten wird diese Redeweise beim Gebrauch von Mittelformen im Prädikat: „Wir erfahren, daß der Geschmack des Volkes ein sehr wechselnder war" (Wönig, Am Nil, Reclam 2888 S. 31), wo die verneinende Form „kein beständiger war" immer noch vorzuziehen wäre, wenn nicht einfach „wechselte" genügte.

Will man aber auch der Prosa Zugeständnisse machen, so sollte sich doch der Dichter solcher Weitschweifigkeit enthalten. Unerträglich störend erscheint

mir in Rud. Baumbachs Zlatorog 1892, S. 26 der Satz: „Geläng's ihm aber, dann freilich wäre sein Lohn ein großer."

Es war schwerlich ein Dichter von Gottes Gnaden, der folgenden Nachruf verfaßte, den ich auf einem der vielen Totenbretter in der Gegend von Zwiesel (an der Straße nach Klauzenbach und Rabenstein)[1]) fand:

Ruhe, Vater, sanft in Frieden,
Traurig bist du durch Mörderhand von uns geschieden.
Dein Verlust fällt unsern Herzen schwer,
Wir Kinder haben keinen Vater mehr.
Geliebt von allen, die ihn kannten,
Schlief er in Gottes Frieden ein.
Mög ihm jenseit dort das Erwachen ein
Recht freudenreiches sein.

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Zu Goethes Erlkönig.

Eine zeitgenössische Anspielung auf Goethes 1781 veröffentlichte Ballade findet sich in den in erster Auflage Gotha 1782—87 erschienenen Volksmärchen der Deutschen von Karl August Musäus im ersten Abschnitte der „Libussa" (Ausg. v. Moritz Müller, Leipzig, Brockhaus 1868, II, S. 33): „Die schönen Bewohnerinnen der bejahrten Eichen, der Felsen, Klüfte und Grotten, auch des Schilfes in Teichen und Sümpfen, flohen vor dem Geräusche der Waffen und dem Wiehern der Streitrosse; selbst dem gewaltsamen Erlenkönig war des Lärmens zu viel, und er verlegte seine Hofstatt in entlegenere Wüsteneien." Bekanntlich gab Herder das dän. ellerkonge, Elfenkönig durch Erlkönig wieder, während Goethe daneben auch Erlenkönig, das auch bei Musäus erscheint, gebraucht, s. M. Heyne, Deutsches Wörterbuch I, 812.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zu „Des Meeres und der Liebe Wellen".

In diesem Grillparzerschen Stücke spricht Hero im dritten Aufzuge, nachdem sie dem Leander zugestanden hat, daß er bereits am anderen Tage wiederkommen dürfe, folgende Worte (S. 70/71 der Stuttgarter Ausgabe von 1877):

Und kehrst du heim, Leander,
Das Meer durchschwimmend, nächtig, wie du kamst,
So wahre dieses Haupt und diesen Mund
Und diese meine Augen. Hörst du wohl?
Versprich es mir!

Wer vermag die richtige Bedeutung von „wahren" zu sagen, die Grillparzer vorgeschwebt haben mag? Und wer sagt mit Bestimmtheit, wessen Haupt, Mund und Augen gemeint sind? Man könnte versucht sein anzunehmen, „wahren" bedeute „nicht gefährden, nicht bloßstellen", dann wären

---

1) Ein älteres Brett daneben enthielt die Verse:
Ein vielfach Schweigen, tiefes Ach
Weinen dir die Eltern und Geschwister nach.

natürlich Haupt, Mund und Augen der Hero gemeint; aber weshalb Mund und Augen? Dann könnte man „wahren" = „bewahren, schützen" nehmen; aber weshalb diese Aufforderung an Leander: „Wenn du heimkehrst, schütze mein Haupt, meinen Mund, meine Augen?" Oder hieße es dann etwa: „... schütze dein Haupt und deinen Mund, und meine Augen?" d. h. „schütze dein Leben, halte Stillschweigen, und ...?" ja, weshalb „meine Augen"? — Ich meine: damit kommen wir nicht weiter. Oder ist „wahren" etwa „in der Erinnerung bewahren"? Also: „Gedenke meines Hauptes, meines Mundes, meiner Augen." Aber weshalb des Mundes, da sie ihm doch noch gar keinen Kuß gewährt hat?

Auch diese Erklärung behagt mir nicht recht. Erinnert man sich aber nun einer Stelle vorher (S. 67 u.), wo Hero den Leander warnt:

> Kehr nicht den Weg zurück, auf dem du kamst,
> Gefahrvoll ist der Pfad. —

so wird es, meine ich, nicht ferne liegen zu sagen, daß jene spätere Stelle den Sinn hat: „Wenn du dann den gefahrvollen Pfad übers Meer zurück mußt, so schütze und bewahre gut dein mir teures Haupt, deinen Mund, der mir so Liebes zu sagen weiß, und bewahre meine Augen vor dem schrecklichen Anblick (dich etwa ertrinken zu sehen)". Also „dein Haupt und deinen Mund und diese meine Augen"; so erklärt sich auch am besten das sonst etwas seltsame „meine", das Grillparzer sicher nicht nur dem Versmaße zuliebe eingefügt hat.

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

5.

Lesarten.

1. In Kleists „Käthchen von Heilbronn" Akt 2, Auftr. 3 (Mitte) heißt es nach gewöhnlicher Lesart: „Kleopatra fand einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die andern." Hier gibt „schauten" nur in sehr gezwungener Deutung einen Sinn. Ich vermute deshalb, daß es scheuten heißen muß, von dem intranf. scheuen (vor etwas = scheu werden) und finde dies hinterher durch die Hempelsche Ausgabe bestätigt.

2. Wie ist in Uhlands „Ver sacrum" der Satz zu verstehen: „Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut"? Ist „vertraut" hier Präsens (= dem sie ihr Vertrauen schenkt) oder ist es Partizip: dem sie vertraut d. h. verlobt (ist)?

3. In Schillers „Glocke" bieten auch neueste Abdrucke, z. B. H. Schelles Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer, noch immer die falsche Zeichensetzung:

> „Kocht des Kupfers Brei!
> Schnell das Zinn herbei" usw.,

während doch schon seit mindestens vier Jahrzehnten das Richtige hergestellt ist: „Kocht des Kupfers Brei", d. h. wenn des Kupfers Brei kocht, dann schnell das Zinn herbei! Das Kupfer wird zuerst in den Gießofen getan, und wenn es schmilzt, wird das leichtflüssige Zinn zugesetzt.

Stolp i. P. **A. Heintze.**

6.
Ein Kinderreim u. a.

In Lindau i. B. und in ganz Schwaben ist unter den Kindern ein Spiel beliebt, das dem begleitenden Gesang nach auf irgendeinem Märchen oder einer Sage beruhen muß, die nicht mehr ganz klar zu erkennen ist. Die Kinder fassen sich an den Händen, gehen im Kreise herum wie bei Ringelreihe und singen:

Eisenklar
wie ein Haar
hat gesponnen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um und um
und die N. N. dreht sich um.

Jetzt dreht sich das mit ihrem Vornamen bezeichnete Mädchen um, faßt aber wieder die Hände ihrer Nachbarinnen, die darauf die Kreisbewegung fortsetzen und jetzt singen:

N. N. hat sich umgedreht,
hat den schönen Kranz beschert.

Dann folgt sofort wieder der Anfang, wobei die Nächste zum Umdrehen kommt usw., bis alle mit der Front nach außen im Kreis stehen und sich dann ebenso auch wieder nach und nach einwärts gedreht haben. Weiß jemand die rätselhaften Verse zu deuten? — In Lindau ist auch eine eigenartige Variation des gewöhnlichen Versteckrufs „Kuckuck!" üblich; man ruft dort aus dem Versteck: „Guck' us!" d. h. „Gucke aus!"

Erlangen. Dr. **A. Seidl.**

7.
brēten.

Das in meiner Heimat, der Oberlausitz, überaus häufig gebrauchte Wort hat mich schon als Knaben zum Nachdenken über seine Etymologie veranlaßt. Dem Gebrauche nach deckt es sich mit „bringen", fertig bringen, z. B. in den ganz gewöhnlichen Wendungen „Dås brēt'ch ne, Ich war's ock schun brēten". Daß es etymologisch mit „bringen" nichts zu tun haben kann, war mir freilich bald klar, nicht aber seine Berührung bzw. Ableitung von berēt = bereit, paratus. Darauf wurde ich vielmehr erst aufmerksam durch den Vergleich mit dem Gebrauche des in Österreich (Böhmen) und Süddeutschland so üblichen „schaffen" und „richten". „Was schaffen'S'?" „Ich wer's halt schon richten" sind dem Süddeutschen bzw. Deutschböhmen sehr geläufige Wendungen. Und danach ergab sich nun für mich ganz von selbst der Vergleich mit dem lat. parare. Ganz ebenso, wie man in der Lausitz sagt „Mist breten" (naturalia non sunt turpia!) = breit machen, gebraucht man meiner Ansicht nach „Dås brēt'ch o" = das bereite ich auch, das schaffe, richte ich auch (hoc ego quoque paro).

Dresden-Plauen. Seminaroberlehrer **O. Böhme.**

Bücherbesprechungen.

Stefan George, Zeitgenössische Dichter-Übersetzungen. 2 Bände. Georg Bondi, 1905.

Stefan George bietet hier eine Reihe von französischen, englischen, dänischen, holländischen und italienischen Gedichten in trefflicher kongenialer Übersetzung. Der erste Band enthält Verse von Rosetti, Swinburne, Dowson, Jacobsen, Kloos, Verwey und Vernhaeren; der zweite solche von Verlaine, Mallarmé, Rimband, de Regnier, d'Annunzio u. a.

Diese vor wenigen Jahren noch nicht allgemein bekannten Dichtungen hat George durch Veröffentlichung in den früheren Jahrgängen der „Blüte für die Kunst" in Deutschland verbreiten helfen. An die älteren reiht er einige kaum bekannte jüngere. Der Verlag von Georg Bondi in Berlin hat die Bände geschmackvoll modern ausgestattet, leider sind sie aber in Lettern gedruckt, an die sich das Auge erst mühsam gewöhnen muß.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

L. Kreutzer, Zehn Mecklenburgische Volkserzählungen. Rostock, Karl Boldt, 1903.

Ludwig Kreutzer gehörte zu den beliebtesten mecklenburgischen Kalenderschriftstellern, der den mecklenburgischen Volkston meisterhaft zu treffen verstand. Er hat größere und kleinere Erzählungen, sowie Bühnenwerke geschrieben, die oft in Dilettantenvereinen aufgeführt werden. Die kleineren einfachen und naturwahren Erzählungen, oft voll köstlichen trockenen Humors, haben ihm vor allem die Herzen des Volkes gewonnen. Der Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche und Mecklenburg-Strehlitzsche Kalender von 1903 (Wismar, Hinstorff) widmet dem im April 1902 verstorbenen Schriftsteller einen warmen Nachruf. Ludwig Kreutzer wurde am 12. Februar 1833 in Dömitz i. M. geboren. Da sein Vater, Lehrer und Organist in Dömitz, früh starb, mußte er sich durch eisernen Fleiß aus eigener Kraft für den Lehrerberuf vorbereiten. 1857 wurde er als Lehrer nach Parchim berufen, 1862 nach Ludwigslust. 1868 wurde er nach Zehlendorf im Amte Güstrow versetzt, wo er bis zum Herbst 1895 wirkte. Dann wurde er wegen eines Augenleidens pensioniert, das allmählich zur völligen Erblindung führte. Er verzog nach Neukalen, wo er am 9. April 1902 starb. Von den im Kalender erschienenen Erzählungen nenne ich: „De nige Amtsdeiner" (1902), „Die Bekehrung im Schnee" (1901), „Scheper Thoms und de Hunnertjöhrig Kalenner" (1900), „Wenn de Minsch Pech hewwen sall" (1899), „De Revolutschon in Düwitz", „'Ne Geschicht von 1848" (1898), „Hans Quast", „'Ne Wahlgeschicht" (1897), „In der Stadt, da ist gut leben, in der Stadt, da möcht' ich sein" (1896), „Jochen Dwaßmann und de Großherzog" (1895), „Alt Weib" (1894), „Der Pfeifen-Inspektor" (1893), „Des Ratsherrn Töchterlein" (1892) und viele andere. Aus diesen Erzählungen sind nun hier zehn der schönsten und charakteristischsten

ausgewählt. Der Rostocker Anzeiger 1902, Nr. 260 schreibt darüber: „Die Geschichten lesen sich so leicht und einfach, wie nur eine Volkserzählung sich lesen kann. Dabei sind sie trefflich unterstützt durch die Bilder Jöhnssens, der sich mit großer Liebe in die Eigenart mecklenburgischen Volkstums vertieft hat. Der alte Bauer Mastig mit seinem runden Hütchen auf dem derben Kopfe und dem langfaltigen Abendmahlsrock ist eine prächtige, dem Künstler überaus gut gelungene Figur, ebenso der „Landrieder" mit seinem prächtigen Dreispitz und seiner altertümlichen Uniform. Das Mecklenburger Land mit seinen prächtigen Waldungen, seiner strotzenden Feldmark und den behaglichen, mit Stroh gedeckten Dorfhäusern ist dem Künstler ganz vortrefflich geglückt. Wir können diese anspruchslosen, warmherzigen Erzählungen, in denen so recht eigentlich mecklenburgisches Blut fließt, aufs lebhafteste empfehlen. Sie sind vor allen Dingen sehr reich an Handlung und bieten in ihrer vornehmen Ausstattung, sei es gebunden oder broschiert, ein Schmuckstück für jeden Büchertisch."

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Hellenische Sänger in deutschen Versen von K. Preisendanz und Franz Hein, mit Zeichnungen von Franz Hein. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. Preis 1 M.

Vielleicht erscheint es manchem als ein allzu kühnes Wagnis, manchem vielleicht auch als recht überflüssig, Proben altgriechischer lyrischer Poesie in deutschen Übersetzungen zu veröffentlichen in einer Zeit der großen weltbewegenden sozialen Fragen, in einer Zeit heißesten Ringens der Kulturvölker auf den verschiedensten Kampfplätzen des wirtschaftlichen Lebens, in einer Zeit der elektrischen Schnellbahnen und des unaufhaltsamen, staunenswerten Fortschrittes auf allen technischen Gebieten. Und in der Tat, haben wir jetzt wirklich noch Zeit und Stimmung für die Lektüre jener Ergüsse leidenschaftlich erregter Menschenherzen aus längst vergangenen Zeiten, haben wir heute wirklich noch Sinn und Verständnis für jenen zarten Duft, der den lieblichsten Blüten an dem uralten Baume griechischer Poesie entquillt? Wir antworten auf diese Fragen mit einem herzhaften, überzeugten: Ja! Traurig wäre es um unsere Bildung und insbesondere um unsere höhere Jugendbildung bestellt, wenn wir jemals, dem Drängen der Banausen nachgebend, die Antike vergessen und die herrlichen, unsterblichen Erzeugnisse des griechischen Genius als etwas längst Überwundenes zum alten Eisen werfen wollten. Daß auch Kaiser Wilhelm II. auf dem Boden des klassischen Bildungsideals steht, trotzdem dieser doch gewiß ein durchaus moderner Fürst ist, hat er erst kürzlich wieder betont, als er, auf seiner Frühjahrsreise nach den gesegneten Landschaften des Mittelmeeres begriffen, in Korfu auf die Begrüßungsrede des Königs von Griechenland antwortete und dabei von dem „ewig unerschöpflichen Born des klassischen Wissens und Könnens" sprach und mit beredten Worten dem Gedanken Ausdruck verlieh, „es gebe keinen deutschen Mann von Bildung, der nicht von jenen großen und den klassischen Altertümern genährten Idealen erfüllt sei und

dieselben heilig halte". Für diese anerkennenden Worte wollen wir unserem Kaiser von Herzen dankbar sein, um so mehr als schon oft gerade die Wucht seiner Autorität fälschlicherweise von Leuten für sich in Anspruch genommen worden ist, die das klassisch-humanistische Bildungsideal zertrümmern wollten.

Gerade aber in einer Zeit, in der von oft recht oberflächlich gebildeten, unreifen Geistern auf die Antike geschmäht wird, als habe sie uns, „die wir es so herrlich weit gebracht", nichts mehr zu sagen, ist es immer gut, wenn einmal wieder der Beweis erbracht wird, wie nahe unser Denken und Fühlen dem hellenischen verwandt ist, wie geschwisterlich nahe verbunden die Psyche des hellenischen und germanischen Volkes ist. In diesem Sinne will die vorliegende Sammlung wirken, in dieser Absicht werden uns sorgsam, verständnisvoll und mit feinem Geschmack ausgewählte Stücke der griechischen Lyrik vorgelegt. Natürlich streben die Verfasser nicht nach philologischer Genauigkeit oder wortgetreuer Übersetzung; es ist ihnen vielmehr darum zu tun, uns einen vollen Hauch hellenischer Lyrik spüren zu lassen und sie wollen uns einen tiefen Blick tun lassen in die Seelen jener alten Sänger, die, aus gleichem Stoff wie wir geformt, die reiche Skala aller Empfindungen und Stimmungen des menschlichen Herzens so unvergänglich schön und ergreifend widerzuspiegeln wußten. Homo sum, humani nil a me alienum puto, dies Wort gilt auch vom altgriechischen lyrischen Dichter. So ziehen denn in ausgewählten Proben an unserem geistigen Auge Kallinos, Archilochos, Tyrtaios, Mimnermos, Alkaios, Sappho, Anakreon, Ibykos, Pindar, Theognis u. a. vorbei, erlauchte, unsterbliche Namen am Himmel der griechischen Poesie.

Die antiken Metren haben fast überall dem unserem Ohre gewohnten Reime weichen müssen. Daß allerdings auch den antiken Rhythmen sich sehr wohl unsere elastische Muttersprache fügt, hat einerseits Geibel in seinem meisterhaften „Klassischen Liederbuch" anderseits auch die Herausgeber der uns vorliegenden Sammlung bewiesen. So haben sie im sapphischen Versmaße einige Lieder der lesbischen Sängerin sehr hübsch übersetzt; vgl. S. 22 „An Aphrodite" und S. 24 „Eifersucht":

Glücklich ist, glückseliger selbst als Götter,
Wer dir liebestrahlend ins Auge schauen,
Nahe dir vernehmen darf deiner Stimme
Lieblichen Wohllaut.

Hör' ich dein berückendes, sanftes Lachen,
Bebt mein Herz im Busen vor freud'gem Schrecken
Nur ein Blick auf dich — und Entzücken läßt mich
Jählings verstummen.

Ja, auf meinen Lippen erstarrt das Wort mir,
Wilde Glut durchrieselt die müden Glieder,
Blind fast starrt mein Auge, das Ohr betäubet
Donnerndes Brausen.

Eis'ger Schweiß bricht aus, und schaudernd beb' ich.
Fahler noch denn welkendes Gras zu sehen,
Matt, beraubet aller Besinnung, möcht' ich
Sterben, vergehen.

Wohlgelungene Proben der Übersetzungskunst beider Herausgeber sind noch ein ἐμβατήριον des Tyrtaios (S. 12):

Auf in den Kampf, du Sparterschar,
Die Lanzen hochgeschwungen!
Frisch in Getümmel und Gefahr,
Bis Sieg und Ruhm errungen!
Daß der Soldat sein Leben schont,
Ist man in Sparta nicht gewohnt.

ferner ein Liedchen des Ibykos (S. 43):

Frühling und Liebessturm.

Frühling ist ins Land gezogen,
Und die Quittenbäume blühn.
Fröhlich rauschen blaue Wogen
Um des Gartens junges Grün.
An der schatt'gen Rebenlaube
Schwillt und rundet sich die Traube.
Doch das Herz hat keinen Frieden.
Wie der Thrak'sche Sturmwind braust,
Wenn er unter wildem Wüten
Donnernd durch die Lüfte saust,
Stürmt die Glut mir im Gemüte
— Deine Flamme, Aphrodite!

oder ein Trinklied des Alkaios (S. 20), das Vorbild der herrlichen Horaz-Ode (I. 9) Vides ut alta etc.:

Im Regen kommt nun Zeus gefahren,
Und Stürme brausen rauh und kalt.
Die Bäche rings von Eise starren,
Und weiße Lasten trägt der Wald.
Verscheuch' den Frosthauch aus dem Raume:
Fach' an die Glut und schenk' mir ein!
Dann laß ich mir's auf weichem Flaume
Bei vollem Becher wohlig sein.

endlich noch ein Lied der Sappho (S. 26):

Allein.

Schon ist Selenens bleiches Licht verschwunden
Und der Plejaden heller Schein.
Schon Mitternacht — es rinnen leis die Stunden,
— Ich aber bin allein — —!

Diese Proben mögen genügen, um bei unseren Lesern das Verlangen zu erregen, das treffliche Büchlein noch näher kennen zu lernen. Ein besonderer Reiz desselben liegt endlich noch in den beigegebenen geschmackvollen Bildern, die in glücklicher Weise eine Verbindung zwischen Antike und Moderne herstellen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem lebhaften Wunsche, daß das kleine Werk recht viele Leser unter den Gebildeten unseres Volkes finden möge und damit vielen einen hohen ästhetischen Genuß verschaffe, der bisher zumeist nur den zünftigen Philologen vergönnt war.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Goethe en France, étude de littérature comparée von Fernand Baldensperger. Paris, Hachette & Comp., 1904. 392 S. gr. 8°. Preis 7 Frank.

Goethe in Frankreich? Wer die Stimmung der Franzosen gegen ihre rheinischen Grenznachbarn und so auch gegen deren Dichter und Denker nach dem großen Kriege 1870/71 aus Zeitungsberichten oder aus eigener Erfahrung kennen lernte, wird ungläubig bei diesen Worten den Kopf schütteln. Es liegt fürwahr für jene, die diesen Deutschenhaß in fanatischen Ausrufen zu vernehmen

Gelegenheit hatten, etwas Paradoxes in dem Titel „Goethe en France“, der das Buch des Lyoner Universitätsprofessors Fernand Baldensperger ziert und gewiß auch auf die deutschen Goethefreunde unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben wird. Einigermaßen mit den heutigen Verhältnissen vertraut, kann man nichts Wunderliches mehr darin finden, daß einem deutschen Dichter auf französischem Boden überschwengliche Bewunderung zuteil und jahrelanger Forscherfleiß eines französischen Gelehrten der ästhetischen und literarischen Würdigung eines Poeten deutscher Nation gewidmet wird. Das mag alle jene, die um die völkerfreundlichen Gefühle nicht mit Unrecht besorgt waren, wieder mit Beruhigung erfüllen. Mildere Anschauungen haben in Frankreich heute Platz gegriffen. In den Schulen werden die deutschen Schriftsteller und Dichter gelesen und zwar zu unserem Staunen nicht nur die Klassiker, sondern auch die Literatur über Goethes Tod hinaus. Heine, Scheffel, Auerbach, selbst Rosegger („Als ich ein Waldbauernbub war“) und andere Namen prangen in den amtlichen Lehrplänen für die Lyzeen. Wie sollte da des Größten unter den Großen, Goethes, nicht mit besonderer Wertschätzung gedacht sein? Das vorliegende Goethebuch, das sich des Verfassers Arbeit über Gottfried Keller würdig anschließt, belehrt uns aber auch, daß dieser Enthusiasmus für Goethe in noch viel stärkerer Weise zu des Dichters Lebzeiten zum Ausdruck kam, daß das ganze Geistesleben des 19. Jahrhunderts kennbare Spuren des mächtigen Einflusses Goethes aufweist, daß aber diese Begeisterung für den deutschen Dichter je nach dem Geschmack der Zeit wechselte und daher in jenen Tagen, wo Frankreich die schwerste Demütigung erfuhr, in den haßerfüllten Herzen seiner Söhne erlosch.

Baldenspergers Buch ist daher keine Biographie, sondern eine Geschichte des Goetheschen Einflusses in Frankreich, nicht minder aber auch eine Geschichte des literarischen Geschmacks, der sich in der bald steigenden, bald sinkenden Verehrung und in der Bevorzugung gewisser Werke des deutschen Dichters klar widerspiegelt. Von allen Goetheschen Schöpfungen hatte der „Werther“ den raschesten und andauerndsten Erfolg. Kurz nach dem Erscheinen rief die erste Übersetzung „Les passions du jeune Werther“ Aubrys, eines Grafen von Schmettau, stürmischen Beifall wach. Man sah in Goethe den deutschen Schüler Rousseaus und in dem Werk, bevor man noch von der Wetzlarer Affäre Kenntnis hatte, lediglich eine glückliche Nachahmung der „Nouvelle Heloïse“. Dreißig Jahre, ein ganzes Menschenalter, hielt dieser Werthersturm in Frankreich an. Mehr als 40 Übersetzungen, meistens recht schlechte, erschienen innerhalb dieser Zeit. Und Goethes Roman — ce petit livre d'outre-Rhin, wie ihn die Franzosen nannten — erwies sich sogar als die das kräftig keimende Saatkorn Rousseaus fördernde Sonne. Nicht segnend aber darf man diesen Einfluß nennen, denn der Wertherismus zeitigte wie jede Kunst- und Geistesrichtung auch krankhafte Entartungen. So herrschte in jenen Tagen infolge der modegewordenen Wertherlektüre die Selbstmordmanie, gegen die in Wort und Schrift nicht nur einzelne Apostel, sondern auch ganze Körperschaften auftraten. Man schrieb Preise für solche Arbeiten aus, die

dagegen zielsicher zu Felde zögen, und wünschte den Werther mit seinem verderblichen Einfluß auf alle Stände zum Teufel.

Hand in Hand mit der Lektüre des Romans, feierten die Nachahmungen und Bearbeitungen des Stoffes, auch im Vaudeville, ernst und parodistisch, Triumphe, aber mit der Hingabe an das Werk ward das Verlangen immer reger, den Dichter selbst kennen zu lernen. Daher die vielen Weimarpilger, denen Baldensperger ein eigenes Kapitel „Les visiteurs français de Goethe“ widmet. Bekanntes findet sich da neben Neuem. Viele kamen unter dem Kaiserreich auch als Flüchtlinge nach Thüringen. Fast alle äußern aber ihre Enttäuschung, nicht den Griesgram, als den sie sich den Autor des Werkes vorgestellt hatten, in Goethe wiederzuerkennen, sondern einen launigen Weltmann. Namentlich Mme. de Staël und J. J. Ampère können sich kaum darüber beruhigen. Auch Napoleons berühmter Ausspruch „Voilà un homme“ ließe sich hiernach eher als die Stimme des Erstaunens, als die des Bewunderns deuten.

Der Einfluß des Werther erstreckt sich aber auch weiter durchs 19. Jahrhundert. Er wirft seine Schatten bis in die Zeit des Romantismus, bis in die Tage Mussets und Quinets, deren krankhafte Muse mit Recht „Le mal du siècle“ genannt wird. In dieser Epoche ringt allerdings die fanatische Anhängerschaft des Werther gegen den Faustkult, der merkwürdigerweise nicht mit dem Erscheinen des ersten, sondern erst mit dem des zweiten Teiles der Tragödie in Frankreich beginnt. Aber da trifft der französische Geschmack seine Auswahl in Episoden und Einzelgestalten der gewaltigen Dichtung. Nicht nur französische Lyriker und Vaudevillisten, sondern auch Maler, Bildhauer und, wie bekannt, Musiker bemächtigten sich des Faustĸtoffes. Namentlich äußert sich besondere Vorliebe für die Figur des „Gretchens“ in Liedern. Mit dem Faust, der seine Aufnahme in Frankreich hauptsächlich den Übersetzungen von Gérard und Stapfer verdankte, fand auch die Ahasversage in die französische Literatur Eingang.

Die übrigen Werke Goethes fanden weit geringeren Widerhall. Ja die „Iphigenie“ und der „Egmont“ gingen fast spurlos, was die Produktion betrifft, an dem französischen Geist vorüber, so sehr auch Mme. de Staël nicht als unbefangene Beurteilerin gerade diesen beiden Werken in De l'Allemagne rückhaltlose Bewunderung zollt. Die Stimmen der Kritik behaupteten aber, soweit sie sich vernehmen ließen, daß es doch keines deutschen Dichters bedürfe, um griechische Schauspiele darzubieten. Als Seitenstück zu diesem engherzigen Standpunkte mag erwähnt werden, wie der „Götz“ nur deshalb Verurteilung erfuhr, weil sein häufiger Szenenwechsel der althergebrachten Regel von den drei Einheiten widerspreche. „Clavigo“ aber, der ohnehin französischer Herkunft war, wurde ohne Schonung des Goetheschen Dialogs nach allen Unsitten literarischen Piratentums gebrandschatzt. Wenn ferner Goethes wissenschaftliche Arbeiten Leser in Frankreich fanden, so verdankten sie es einzelnen Besuchern, die, selbst auf diesem Gebiete Fachleute, mit Goethe aus dem gleichen

Interesse in Verkehr traten. Der „Wilhelm Meister", der bruchstückweise übersetzt wurde, hat keineswegs Schule gemacht, dagegen lassen sich die Einflüsse der „Wahlverwandtschaften" („Les affinités") im psychologischen Roman deutlich genug nachweisen und zwar schon in Stendhals „Rouge et Noir", in dem sogar ein Kapitel diesen Titel trägt. Nachhaltig hat Goethes Lyrik den jüngeren Dichtergenerationen, den „Impassibles" und den „Parnassiens", zum Vorbild gedient, bis die deutschen Kriegstrompeten den französischen Liederfrühling übertönten.

Einem Kapitel, das „La culture du moi" betitelt ist, sei besondere Beachtung geschenkt. Die darin ausgesprochene Ansicht, daß jeder Schaffende, der Künstler, der Gelehrte, der Dichter aus Egoismus an sein Werk gehe, stammt aus den Dialogues philosophiques Renans (1876), desselben Schriftstellers, der es ganz natürlich findet, daß Goethe seine Selbstbiographie, die als solche dichterische Mittel erfordert, „Dichtung und Wahrheit" genannt hat. Als man sich mit dieser Frage beschäftigte, war der Goethekult, die „Goetholâtrie", wohl auf ihrem Gipfel angelangt. Man sprach nur von dem sublimen, dem göttlichen, dem olympischen Goethe, selbst kurz nach dem Kriege fanden sich einzelne Schriftsteller, die rundweg erklärten: „Admirer Goethe, ce n'est point admirer l'Allemagne, encore moins la Prusse" Dagegen fehlt es auch nicht in jüngerer Zeit an Stimmen (z. B. G. Deschamps in einem Artikel „Le Pontife du dilettantisme allemand"), die sich gegen das flunkerhafte Vergrößern des Idols wenden.

Aus Baldenspergers eingehenden Betrachtungen gewinnt man den Eindruck, daß die Franzosen für Schiller lange nicht das lebhafte Verständnis wie für Goethe zeigten. Insbesondere die bilderreiche Sprache des ersteren, die gerade in der Übersetzung ihren Reiz und ihre Gewalt einbüßt, mag nicht wenig Schuld daran tragen. Man sieht aber, wie sich eigentlich der Einfluß Goethes auf das französische Geistesleben nur auf den „Werther" gründet. Der Faust fand ebensoviele Anhänger als Gegner. Und es ist Tatsache, daß gerade die größten Faustenthusiasten in Frankreich die Dichtung am schlechtesten und wenigsten verstanden haben. Sonst herrschte eine geradezu kleinliche Unwissenheit in bezug auf Goethe. Das beweist vielleicht schon die verschiedene Aussprache des Namens, die bald Goët, auf poète, bald Gueut, auf meute reimend, aber auch nicht allzu selten gout lautet.

Das Buch des geschätzten Verfassers wird dem deutschen Goetheforscher vielleicht mehr durch sein reiches bibliographisches Material, als durch die darin vom französischen Standpunkte aufgestellten Behauptungen nützen. Auch sind die darin zitierten Stellen aus Büchern und Zeitungen nicht immer von autoritativem Werte. Um den Nebentitel „Etude de littérature comparée" voll und ganz rechtfertigen zu können, hätte auch der französische Einfluß auf den Dichter Berücksichtigung finden müssen, ohne den, wie in der Einleitung trefflich gesagt ist, ein Goethe auch für die Deutschen eigentlich undenkbar wäre.

Znaim b. Wien. **W. A. Hammer.**

Zeitschriften.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 47. Heft (Nr. 266—271). Inhalt: Erziehungsromane. Von O. B. — Drei Goethe-Schriften. Von Ludwig Geiger (Berlin). — Klara Viebigs „Schlafendes Heer" (Studie zur Technik des modernen Romans). Von G. Herzberg.

—— 48. Heft (Nr. 272—277). Inhalt: Der Schlußband der Nietzsche-Biographie. Von O. B. — Zur Lichtenberg-Literatur. Von Alfred v. Mensi. — Dichter über Dichter. Von Albert Geiger. — Die deutsche Übersetzung der großen Goeschen-Biographie. Von Ludwig Geiger.

—— 49. Heft (Nr. 278—283). Inhalt: Roseggers „Frohe Botschaft". Von O. B. — Schillers Jugendfreunde. Von Hermann Fischer (Tübingen). — Ein neues Buch über Rubens. Von Carl Maria Cornelius (Freiburg i. B.).

—— 50. Heft (Nr. 284—289). Inhalt: Der junge Goethe. Von Karl Borinski (München). — Die Religion unserer Klassiker. Von Else Zurhellen-Pfleiderer.

—— Jahrg. 1905. Heft 1 (Nr. 1—5). Inhalt: Ein Neujahrswunsch Goethes. Von O. B. — Wilhelm von Humboldt über Charakterstudium und Charakterbildung. Von Robert Petsch. — Schiller im Urteile der Zeitgenossen. Von Ludwig Geiger.

—— Heft 2 (Nr. 6—11). Inhalt: Briefe von Henrik Ibsen. Von O. B. — Eduard Reuß und Heinrich Graf in ihren Briefen. Von E. Kautzsch in Halle a. S. — Essays und Erinnerungen von Theodor Gomperz. — Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland. Von Dr. Max Kemmerich in München.

—— Heft 3 (Nr. 12—17). Deutsches Leben in Südamerika. V. Von Wilhelm Lacmann. — Schiller auf der Krankenstube der Militärakademie und die Entstehung der Räuber. Von Rudolf Krauß.

—— Heft 4 (Nr. 18—23). Inhalt: Dr. Gustav Ludwig †. Von Dr. Fritz Rintelen. — Deutsches Leben in Südamerika. VI. Von Wilhelm Lacmann.

Der Türmer. 7. Jahrg. 1905. Heft 4. Inhalt: Religion und Christentum in Haeckels Lebenswundern. Von Dr. Fr. W. Foerster in Zürich. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose. — Gedanken einer Frau über Frauen. Von Augusta Bender. — Die homerische Welt. Von Prof. Dr. L. Gurlitt.

—— Heft 5. Inhalt: Die gelbe Gefahr. Von Paul Dehn. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose. — Montesquieu. Von Eduard Engel.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Februar-Heft. Inhalt: Hans Kamp. Roman von Adeline Gräfin zu Rantzau. — Die alte Geschichte. Gedicht von Georg Busse-Palma. (Mit Vignette.) — Goya. Von Dr. Richard Oertel. (Mit 2 Einschaltbildern und 26 Textabbildungen.) — Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Aus den Memoiren von Fritz Reuters Franzos. (Mit zwei Bildnissen.) Von Dr. Edm. von Freyhold. — Hofnarren. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Georg Buß. (Mit 13 Abbildungen in Tondruck.)

Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel. 3. Jahrg. Heft 3. Inhalt: Bekanntmachungen von Vereinen und Versammlungen — Lehr- und Lernmittel. — Abhandlungen. Schulspaziergang auf Grund von Breull-Doering, Heimatkarte von Dresden und Umgebung. Von Dr. Carl in Dresden.

—— Heft 4. Inhalt: Bekanntmachungen von Vereinen und Versammlungen. — Lehr- und Lernmittel. — Abhandlungen. Die vier Jahreszeiten. (2. Abhandlung: Hölzels Anschauungsbilder.) Von Max Eschner. — Quellennachweis zu pädagogischen Zeitfragen: Die Simultanschule. Von H. Thierack.

Der Deutsche Schulmann. 7. Jahrg. Heft 12. Inhalt: Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur. Von A. H.

Pädagogische Studien. 25. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Dr. E. Meltzer, Die staatliche Schwachsinnigenfürsorge im

Königreich Sachsen. — Dr. Grimm, Einiges von der Kunst in der Schule.
—— 26. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Dr. Hermann Popig, Herbarts Gedanken über das Verhältnis der Erziehung zum Staate. — Marx Lobsien, Über Gedächtnistypen.

Alemannia. Band 5. Heft 3. Inhalt: Dr. Johannes Beinert, Deutsche Quellen und Vorbilder zu H. M. Moscherosch's Geschichte Philanders von Sittewald.
—— Heft 4. Inhalt: Dr. Oskar Haffner, Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache zu Freiburg im Breisgau. — Benedikt Schwarz, Ein Brief Lavaters.

Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus. Oktoberheft 1904. Inhalt: Das moderne Schulhaus und seine künstlerische Gestaltung. Von David Koch. Mit 12 Abbildungen — Sprache und Dichtkunst in der Schule. Nachklänge des Weimarer Kunsterziehungstages. Von Prof. Dr. Konrad Lange in Tübingen.

Kind und Kunst. 1. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Kindliche Modellierarbeiten. Von Dr. Max Osborn, Berlin. — „Skaski", Russische illustrierte Kinder- und Volksmärchen. Von Johanna Kanoldt, Karlsruhe. — Die Puppe als Spielzeug für das Kind. Von Direktor Hans Boesch, Nürnberg. — Einige Grundfragen der Erziehung. Von Direktor Dr. Pabst, Leipzig. — Die praktischen Ergebnisse der kunstpädagogischen Bewegung. Von Dr. M. Spanier, Münster i. W. — Acht Gedichte. Von Gustav Falke, Hamburg, und Martin Boelitz, Nürnberg. — Zwei Märchen. Von Marie Czygan und M. Waldemar.

Aus den Sachsenlanden. Lieferung 2. Inhalt: Vom älteren Volkslied in sächsischen Landen. Von Prof. Dr. Julius Sahr. — Aus Sachsens theatergeschichtlicher Vergangenheit. Von Adolf Winds. — Die Entwickelung des Heerwesens in Sachsen. Von Max Dittrich. — Jagdschloß Moritzburg. Von Hans Stöhr. — Von Versailles nach Dresden. Von W. Kirchbach.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik 7. Jahrg. 1904. 13. und 14. Bandes 10. Heft. Inhalt: Heraklit der Dunkle. Von Prof. Dr. Adolf Brieger in Halle a. S. — Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Prof. Dr. August Messer in Gießen. — Die neuere Theologie und ihre Bedeutung für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Max Consbruch in Halle.

Monatsschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 11. Heft. November. Inhalt: Realschulbildung und juristisches Studium. Von Prof. Dr. B. Kübler an der Universität in Berlin. — Was lesen unsere älteren Schüler? Von Oberlehrer Dr. Th. Herold in Düsseldorf.
—— 12. Heft. Dezember. Inhalt: Erziehung zur Selbständigkeit. Von Oberlehrer Prof. Dr. L. Martens in Elberfeld. — Schillers philosophische Gedichte in der Oberklasse. Von Dr. R. Petsch, Dozent an der Universität Würzburg. — War Horaz Jäger? Von Prof. Dr. O. A. Hoffmann in Sondershausen.
—— 4. Jahrg. 1. Heft. Januar. Inhalt: Freude an der Schule. Von Geh. Oberregierungsrat Dr. A. Matthias in Berlin. — Kleinstadt-Gymnasien. Von Oberlehrer Dr. P. Lorentz in Soran. — Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von Oberlehrer Dr. B. Baumgarten in Magdeburg.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band 12, Heft 4. Inhalt: E. Falch, Kritisches zum Unterrichtsprogramm für die deutsche Sprache an den bayerischen Industrieschulen. — W. Medicus, Gedanken zu einer Reform der Realschulen.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

R. Reinick als Erzieher.

Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt.

Von Prof. Dr. **Leo Langer** in Villach.

Am 22. Februar des Jahres 1805 erblickte Robert Reinick in Danzig das Licht der Welt. Er hatte eine Doppelnatur, denn er war Maler und Dichter zugleich. Wohl klagt er selbst über diese „gefährliche Nachbarschaft“:

> Ach, was ist das für ein Grausen,
> Wenn ein Maler und ein Dichter
> Beid' in einer Seele hausen!
> Nimmer gibt es schlimm're Wichter.

Doch ist ihm damit nicht Ernst; in Wahrheit haben diese beiden Seiten seines Wesens einander unterstützt und ein großer Teil seines Erfolges ist der malerischen Anschaulichkeit seiner Dichtung zuzuschreiben.

Reinick ist vor allem Lyriker. Er hat mit Kugler, dem bekannten Kunsthistoriker, das „Liederbuch für deutsche Künstler“ herausgegeben, er hat die „Lieder eines Malers“ gesungen, die durch die Randzeichnungen seiner Freunde Lessing, Schadow, Achenbach, Schrödter, Steinbrück, Ehrhardt, Kretzschmer, Plüddemann, Rethel, Hübner, Bürkner u. a. doppelten Kunstwert erhielten, er hat zu Rethels Totentanze friedfertige Verse gedichtet, seine „Lieder“, die zum erstenmal im Jahre 1844 erschienen, vereinigen studentisch munteren Frohsinn, zarte, keusche Liebestöne in Mörikes Art, innige Naturlieder und düstere Balladen, wie sie die schwäbische Schule liebt, immer aber sind sie so klangvoll und melodienreich, daß die bedeutendsten Komponisten durch ihre Sangbarkeit angelockt wurden; ich brauche bloß an Marschner, Lindpaintner, Reissiger, Spohr, Kücken und Meister Schumann zu erinnern.

Den größten Ruhm aber hat sich Robert Reinick als Dichter und Erzähler der Jugend erworben. Er hat im Jahre 1845 das „Illustrierte Abc-Buch für kleine und große Kinder“ und in den Jahren 1849 bis 1852 mit Bürkner den „Illustrierten Jugendkalender“ herausgegeben, er hat für die Kleinen Lieder und Fabeln ersonnen und ihnen prächtige Märchen erzählt. Alle diese Dichtungen liegen uns sorgfältig gesammelt mit den reizenden Bildern der Originalausgaben und neuen künstlerischen Vollbildern geschmückt, in einem stattlichen Quartbande vor, der unter dem Namen

„Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ soeben in 14. Auflage erschienen ist.[1]) Auf dieses Buch soll immer verwiesen werden, wenn wir jetzt daran gehen, Reinicks erziehliche Tätigkeit zu würdigen.

Reinick war zum Dichter der Jugend wie geschaffen. Denn er liebte die Kinder auch als Mensch, und „Onkel Robert“ war in Danzig eine beliebte Erscheinung. An ihm war alles unmittelbare Natur, seine Lieder quollen aus einer vollen, fühlenden Brust, er sprach mit den Kindern in seinem ungekünstelten Herzenston. Nur Gefühltes zu singen, war ihm die heiligste „Sängerpflicht“:

Willst du recht vom Leben singen,
Seiner Lust und seinem Schmerz,
Mußt du tief ins Leben dringen,
Öffnen ihm dein volles Herz.
Liebe muß dich ganz durchschwingen,
Viele Lust dein eigen werden;
Und manch großer Schmerz auf Erden
Muß zu deiner Seele dringen,
Muß dein armes Herz durchwühlen —
Du mußt fühlen!

Er singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet („Heraus“, „Laut und traut“), ein Vöglein gibt ihm folgenden „lustigen Rat“, den er gründlich befolgt:

Dichterlein, Dichterlein,
Treibe nicht Faxen;
Ist nur dein Schnäbelein
Zum Singen gewachsen,

Rührt sich's im Herzen dein,
Jauchz' in die Welt hinein!
Grübeln, du armer Wicht,
Tauget zum Singen nicht!

(Vgl. „Das übergelehrte Kind“, S. 138.)

Reinick fühlt sich selbst als ein Kind. Darum erhebt er die edle Forderung „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!“ Darum ruft er „auf dem See“ die stolzen Worte aus: „Ich bin ein Kind! Wer will mich stören in meiner duft'gen Zauberwelt?“ Mit inniger Liebe zu den Kleinen schildert er uns „Das Kind am Abend“, das sich schläfrig an die liebe Mutter schmiegt und, ehe es schlafen geht, noch fragt: „Bist mir auch gut, lieb Vater, liebe Mutter?“

O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit!

Und diese Liebe, sie lächelt uns wohltuend auch aus seinen neckischen Kinderreimen entgegen. So sagt er vorwurfsvoll zu dem kleinen „Steckenpferdreiter“ (S. 121):

1) Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klasing 1905. M. 5. gbd.

Nun ist er heimgekehrt vom Ritt,
Was bringt Er denn den Kindern mit?
Er Schelm! Dran hat Er nicht gedacht?
Das Geld vertan, nichts mitgebracht!

Das „Weihnachtsfest“ aber erfüllt ihn schon deshalb mit solchem Glücke, weil er betrachten kann „der Kindlein Mienen, von Licht und Lust beschienen“. — In die Tiefe der Kindesseele zu schauen und ihre Geheimnisse zu ergründen, erscheint ihm als die hehrste Aufgabe. So zeichnet er die ahnungsvolle Kindesseele in seiner Ballade „Mondwanderung“; „Das Sturm-Roß“ malt die Herzenspein des Sündenkindes, des Kindes rührende Einfalt und Schlichtheit tritt in dem Gespräche zwischen der Großmutter und der Enkelin zutage. Am liebsten aber versenkt er sich in das reine, klare, frohe Kinderherz, psychischen Rätseln geht er aus dem Wege.

Und weil kindliches Wesen seine ganze Dichtung verklärt, entnimmt er auch vorzüglich Bilder und Vergleiche aus dem Kinderleben. Der „schlafende Apfel“ (24) mit seinen roten Bäckchen gleicht einem Kinde, er wird vom Winde aufgeweckt, die kleine „Wolke“ „zog leicht und freudig wie ein blühendes, spielendes Kind durch den blauen Himmel“ (28), die untergehende Sonne in der Erzählung von den „Nußdieben“ wirft wie ein lustiges Kind, das eben zu Bette gehen will, die freundlichsten Blicke auf die Erde herunter (67). Besonders der Frühling ist ein lustiger Knabe („Zwei Sommerlieder“ 111), während der Sommer schon ein gereifter Mann ist; die „Frühlingsglocken“ läuten des schönen Lenzes Geburt ein (113):

Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all
Erwacht im Tal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Auch unser Dichter plaudert so gern mit den Kindern in seinem köstlichen Frohsinn. Alles singt und klingt und jauchzt und hüpft in Reinicks Liedern, alles strahlt und glänzt im hellen Sonnenscheine, unter duftenden Blumen. „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!“ „Wohin mit der Freud'?“ so ruft er wiederholt mit übervollem Herzen (114), in seiner Poesie herrscht kindlicher Übermut. Mag er die „Bremse“ (26) auf ihren Fluchtversuchen verfolgen mit ihrem drolligen Summ und Wumm, mag er die Henne verspotten (40), die trotz ihres Gegackers schließlich ein taubes Ei legt, mag er den „närrischen Tanz“ der wackelnden Gänse und Enten schildern (97) oder des Affen und Papageien Dünkel (66), immer führt der köstlichste Humor seine Feder. Das nächtliche Konzert der „Kätzchen“ (46),

die Prahlereien des feigen Hasen (164) sind ebenso drollig wie des Knaben „großes Geheimnis". Dieser will das Geplauder der Wellen erlauschen, er fällt in den Bach. Gefragt, was ihm dieser erzählte, erwidert er

> Ein groß Geheimnis ist,
> Was er mir sagte, wißt!
> Er sagte: — Wißt ihr was? —
> Das Wasser, das macht naß! (188)

Ergötzlich ist auch die Moralpredigt, die der brave Hund der unreinen Sau hält, indem er auf ihr pädagogisches Gewissen zu wirken sucht (77):

> Hör, Frau Sau, nimm dich in acht!
> Deine Kinder, eh' du's gedacht,
> Werden — ich sprech', wie ich es meine —
> Wenn's so fortgeht — rechte Schweine.

Humorvoll sind auch die Geschichtchen und Märchen. Liegt nicht eine köstliche Satire darin, wenn in der „Hühnerwirtschaft" (118) Hähnel und Gockelmann in einen geschwisterlichen Streit geraten und Hähnel seinen Bruder einen dummen Jungen nennt, der darauf mit einer Forderung auf Sporen und Schnäbel erwidert? Ist es nicht grotesk, wenn die Wurst als Köchin selbst durch den kochenden Kohl läuft, damit dieser schmackhafter werde („Die Hausgenossen" 129), oder das Wachtelhündchen den stolzen Hahn schildert und sich nicht genug wundern kann, daß er seinen Federbusch nicht, wie die Offiziere auf den Hut, sondern hinten an den Leib steckte (30)? Possierlich ist auch die steife Grandezza des Fürsten Nußknacker, dem sich bald die „Wurzelprinzessin" anpaßt, die Heldin des schönsten Reinickschen Märchens (196).

Wackere Knaben und heitere Mädchen will der Dichter heranziehen, nicht verträumte und verspielte Puppen und Musterkinder, darum weht auch ein frischer Ton durch seine Lieder, darum sind auch frische, lebensmutige Gestalten in den Mittelpunkt seiner Märchen und Erzählungen gestellt. „Wachet auf! Wachet auf!" ruft der Hahn, ruft die Sonne den schlafenden Kindern zu (147), in die freie Natur jagt der Dichter die Kleinen (154):

> Scheint dir der Frühling ins Haus,
> Mach dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!

Ein wackerer Junge ist „Hans Lustig" in der gleichnamigen Erzählung (156), schon als Kind stets heiter; er blickt mit seinen pfiffigen, klugen Augen munter in die Welt und bringt es auch aus eigener Kraft zu was Rechtem. Ein frischer, flotter Soldat ist der Held der „Waldmühle" (49), er nimmt alles auf die leichte Seite. In dem finsteren Walde tröstet er sich damit, daß es sich im Schatten besser marschiere und der Tabak im Pfeifel nicht so flink verpafft und jedes Lied besser klingt; ohne Besinnen

nimmt er Besitz von der Waldmühle, aller Spuk kann ihn in seinem gesunden Schlafe nicht stören, seinen Humor, seinen gesunden Mutterwitz nicht trüben. Tatkräftig und frisch ist auch der fleißige Handwerksbursche in dem Märchen „Der Faule und der Fleißige" (36), der auf Schusters Rappen zu rechter Zeit in das Schloß des Glückes gelangt.

Als Erzieher bewährt sich Reinick auch dadurch, daß er ein Lobredner wird der Natur und ein Prediger des Tierschutzes, denn unter den Wundern der Schöpfung soll sich ein gesundes Kindesherz heimisch fühlen.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

„Der Jahreslauf im Kinderleben" (170) schließt sich innig an das Erwachen, Reifen und das Ersterben der Natur, vier reizende Wiegenlieder singt der Dichter, für jede Jahreszeit eines, und es lebt und webt frisch pulsierend um die Schlummerstätte des Säuglings (32). Zart und duftig schildert der Naturfreund den Frühling, den die „Frühlingsglocken" einläuten — „Schnee-, Mai- und Blauglöckchen" (113); er läßt den „Frühlingsruf" ertönen (64), schildert das Wohlige der „Mailuft" (113) und spendet dem Lenze noch viele poetische Gaben (78, 94, 125, 135, 154). In der „Wurzelprinzessin", einem Märchen von inniger Naturliebe, fabuliert er von dem zaubervollen Frühlingsfeste auf der Nußwiese (198), die arme Mutter der „Spitzenchristel" betet in dem „unermeßlichen Dome der Natur" (19) doppelt andächtig, „Die drei Schwestern" (148) aber, die wegen ihrer Habgier und Hartherzigkeit in einen Raben, eine Krähe und eine Elster verwandelt werden, sind so gefühllos, daß sie am herrlichsten Maientage mitten im Walde die Sonne nicht sehen, nicht die Wölkchen, die blühenden Apfelbäume, die singenden Vöglein und summenden Fliegen. „Badefreuden" (111) und „Erntelust" (64, 93), „Sonntagsmorgen" (115) und „Morgenglück" finden lieblichen Ausdruck (147). Der Dichter weilt „abends im Walde" (79), um Erdbeeren zu suchen, und preist dessen Zauber so begeistert wie Eichendorff, er singt dabei ein frisches Liedchen (143):

Die Sonne schien so lustig drauß';
Es ging ein Kind durch den Wald zu Haus:
Trali, Trala! Wie sang es da!
Trali, Trala! Wie klang es da
So hell in dem grünen Walde!

Aber auch der Winter hat seine Freuden: Weihnachtsglück und Schneevergnügen (65, 137 u. ö.).

Allerlei Getier belebt die wechselnden Naturbilder; besonders gern betrachtet der Dichter die lieben Tiere des Hauses und Hofes, die dem Kinde am vertrautesten sind. Die Wiegenlieder (32) verweben liebevoll das Tierleben mit dem Leben des Kindes und seiner Vorstellungswelt: Singvögelein, Mäuschen, Fliegen und Häschen müssen die Kleinen in den Schlaf lullen. In den Sprüchlein spielen die vierfüßigen und gefiederten Genossen des „Bauernhofes" eine belehrende Rolle (40): die gackernde Henne, die mit vielem Geschrei ihr Legeamt rühmt, die miteinander geschwisterlich spielenden Täubchen, der heuchlerische Rabe, der den Tod des Regenwurmes beklagt, das treue Schwalbenmütterlein, das schmutzige Schwein, die plappernden Störche, die trotz ihrer Reisen nicht klüger werden, das knuspernde Eichkätzchen, der Sperling, die um die jungen Enten bekümmerte Henne, der dumme Hund, der schläfrige Pudel und die Stute, ihr Füllen anwiehernd. Auch in den „Ringelreihen" (106) und den „Reimen für kleine Kinder" wimmelt es von Fröschen und Fischen, Bachstelzen und Graumäuschen, von Mise-Kätzchen und Putt-Hühnchen, von Schäfchen und Schnatter-Entchen. Immer und überall verrät sich eine feine Beobachtung des Kleinlebens in der Natur.

Und die Tiere halten gute Kameradschaft mit den Kindern. Diese schmausten im Garten, nun spielen sie. Als sie zum Tische zurückkehren, finden sie diesen besetzt von einer „frechen Gesellschaft":

> Jungfer Ent' und Fräulein Taube,
> Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
> Nebst Familie waren da (96).

„Der Hahn" in seinem feigen Eigendünkel (127), die netten Familienszenen der edlen Sippe Hennings („Hühnerwirtschaft" 116), die drolligen Abenteuer der kleinen „Wachtelhündchen" (29) und deren dumme Streiche, „der faule" Junge, der seinen Spitz abzurichten sucht (185), das dumme „Kaninchen" (185), das sind malerische Genrebildchen. Und diese Tiere gebärden sich wie die Kinderchen. Das humorvolle „Käferlied" (163) erzählt von drei dummen „Käferknaben", Hühner und Wachtelhündchen sind recht ungeschickte Kinder, und von den Gänsen heißt es (126):

> Nun wackelt einst von ungefähr
> Frau Gans mit ihrem Mann daher
> Und vor den lieben Eltern wandern
> Die Kinderchen, eins nach dem andern.

Aus dieser Liebe zu dem Getier erwächst die ethische Forderung des Tierschutzes. Der sympathische Soldat in der „Waldmühle" liebte jedes Tier, „die Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornehmlich aber die Lachtaube hatte er lieb gewonnen. Sie waren freilich nichts anderes als Tiere, aber er hatte nun ein für allemal jedes Tier stets gern gehabt.

Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbst den Esel da draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden" (55). „Hans Lustig" liebt den Pudel Mohr und nächst dem Menschen jedes Tier (156), Andres in den „Nußdieben" fühlt, als er mehrere Nachtstunden im Regen auf dem Nußbaume zubringen muß, trotz eigener Qual mitleidig, „wie es den armen kleinen Vöglein in solchem Regen zumute sein muß" (73), die Wurzelmännchen sind große Vogelfreunde, die „Wurzelprinzessin" aber verfolgt, als sie als Fürstin Nußknacker herzlos wird, jedes geflügelte Tier, in den Tagen der Reue nimmt sie sich dafür aller verwaisten Vöglein an und zerreißt die Netze der Vogelsteller (199, 205, 208). „Die Hirsche im Wildgarten" (77) klagen über den Verlust ihrer Freiheit, „der Sperling am Fenster" (155) bietet der Mutter Gelegenheit, ihrem Kindchen Mitleid mit den darbenden Vöglein einzuflößen, die Knaben endlich beim „Vogelschießen" (128) nach hölzernen Zielen trösten die geflügelten Sänger:

> Ihr Vöglein in den Lüften
> Ihr habet vor uns Ruh',
> Kommt nur, ihr lust'gen Pfeifer,
> Und macht Musik dazu!

Bewunderungswürdig ist Reinicks Gabe, mit den Kindern in ihrer Sprache zu sprechen, mag er Wiegenlieder singen oder höheren Flug nehmen. Immer werden die Kinder mit ihrem Interesse in die schlichte Handlung hineingezogen, durch Zwischenfragen und Einwürfe gefesselt — so im „Weihnachtsaufzug" (65) —, er weiß sie heiter zu stimmen oder die kindliche Anteilnahme durch zarte Naturbilder zu wecken. Klangmalereien und einschmeichelnde Kehrreime tragen viel dazu bei, seine Liedchen in das kindliche Herz wirksam einzuprägen. Stets wählt er eine dem Kinde vertraute Umgebung; Haus und Hof, Garten und Flur mit ihren gewohnten Erscheinungen, Spielzeug und bekannte Tiere bilden das „Milieu" seiner Kinderwelt, die er in traulichen, das junge Herz anheimelnden Situationen darstellt. Unter dem früchtereichen Apfelbaume (24, 93), beim Soldatenspiele (27), hoch zu Roß auf dem Steckenpferde oder gar auf einem lebenden Gaule (121, 144, 48), über die Bücher gebeugt und der „Versuchung" durch Vöglein, Sonne und Apfelbaum ausgesetzt (94), mit dem Schneemann oder dem gelehrigen Pudel beschäftigt, so stellt er seine Kindergestalten dar, immer frisch, lustig und ungeschminkt. Man höre:

> Der Wagen voll Heu,
> Der kommt von der Wiese
> Und oben darauf
> Sitzt der Hans und die Liese.
>
> Die jodeln und jauchzen
> Und lachen alle beid'
> Und das klingt durch den Abend,
> Es ist eine Freud'!

Und diese Kinder, mögen sie auch noch so brav und gesittet sein, sind nie steife, altkluge Puppen; man braucht bloß das „Kindergespräch" zu

belauschen (98) oder an die „Spitzenchristel“ in der gleichnamigen Erzählung zu denken, die im Gefängnisse trotz all ihres Leides des Erntefestes in der Heimat sich erinnert, das dort gerade gefeiert wird, und all der lustigen Spiele hinter der Ruine (17). Innig versenkt er sich in das Seelenleben des Kindes: wenn er den „Jahreslauf“ seiner Spiele und Vergnügungen schildert (170), wenn er von der Schlacht der Holzsoldaten und Hampelmänner gegen die Wanderratten und die Wurzelmännchen fabuliert (196), vom Zauber der „Schilfinsel“ (99), vom „Prinzen Goldfisch und dem Fischermädchen“ (175). Bald plaudert er von der trauten Heimat und dann wieder von fernen Märchenwelten und Zeiten, wie im „Römischen Fuhrmanne“ (25), wo er den Zauber der idealen Ferne voll und ganz auf die junge Welt wirken läßt.

Und es lösen sich auch plastische Kindergestalten aus seinen Liedern und Geschichtchen heraus: „Marie“ (62), die Lebensretterin ihres Schwesterchens, die unschuldig verurteilte „Spitzenchristel“ (10), der arme, mißbrauchte Andres in den „Nußdieben“ (67). So streift er auch die Tragik im Kindesleben, selbst im schlichtesten Sprüchlein gelingt es ihm (41):

Täubchen im Sonnenschein,
Möcht' mit euch fliegen,
Stets so beisammen sein,
Wohnen in einem Schlag,
Spielen auf einem Dach,
Welch ein Vergnügen!
Viel arme Kinderlein
Haben kein Schwesterlein,
Haben kein Brüderlein,
Spielen so ganz, so ganz allein.

Und so ist Reinick auch kein pedantischer Moralprediger, seine Belehrung ergibt sich ungezwungen aus neckischen Liedchen, kurzen Sprüchlein, die aber nie einer anschaulichen Handlung entbehren, aus kurzweiligen Märchen und Geschichtchen. Geradezu klassisch ist z. B. die Art, wie er aus dem Ehr- und Nationalgefühle des deutschen Knaben seine Wahrheitsliebe als ethische Forderung ableitet, und nicht mit Unrecht ist daher Reinicks „Deutscher Rat“ in dem erwähnten Sammelbande an die Spitze gestellt.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer,
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Und so kommt er allmählich, ganz ungezwungen zu der Schlußfolgerung:

Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Der Dichter legt den Kindern die Liebe zu den Eltern an das Herz, indem er Kinder darstellt, die von dieser Liebe durchdrungen sind. Ich erwähne nur „Hans Lustig" (158), die „Spitzenchristel" (17), das schöne kindliche Liedchen „Der Mutter vorzusingen" (146), die schöne Elsbeth („Prinz Goldfisch und das Fischermädchen", 180), die ihre Schönheit für die Genesung des Vaters opfern will, und eine Stelle in der „Waldmühle", die mehr wirkt als eine lange Moralpredigt über diesen Gegenstand. Der sonst so heitere Soldat „ging auf den Zehen zu seinem Tornister und holte einen Brief daraus hervor und las so andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte seine liebe Mutter ihm kürzlich von Hause geschrieben. Die lange Pfeife stak ihm dabei noch immer im Munde, aber die brannte schon lange nicht mehr, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. Das kam selten in seinem Leben vor . . ." (54). Und auch die ganze Fülle der Mutterliebe sieht das Kind an den besorgten Eltern der Liedchen, Märchen und Erzählungen, es lernt dieses Gefühl auch bei den Tieren schätzen, es beobachtet das Schwalbenmütterlein im Nestchen (42), die kummervolle Henne (42, 45), die fröhliche Stute mit ihrem Füllen (47).

So erhalten die Kleinen Einblick besonders in das ländliche Leben, aber auch andere Stände und Verhältnisse werden berührt; so werden die armen Spitzenklöppler im Erzgebirge in der „Spitzenchristel" erwähnt.

Zu allen diesen Eigenschaften des Dichters tritt eine gläubige Frömmigkeit, die nichts Geheucheltes, nichts Gemachtes an sich hat, und seine Lieder und alle seine Dichtungen durchdringt. Die Schönheit der Schöpfung, Lebensfreude und Arbeitslust sollen ohne Zwang auch die Liebe zum Schöpfer erzeugen. —

So ist Reinick zu einem edlen Erzieher der Jugend geworden und er brachte den Beruf dazu mit auf die Welt, er mit dem Kindesherzen und dem kindlichen Frohsinne. Er fleht im „Dichtergebet": „Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund, Herr, mach mich wahr und freudig und gesund!" Er hat sich bis zum Tode den „Liebesglauben" bewahrt:

Ihr tadelt mich, daß ich nur Lust kann singen,
Indes die Welt vom Hasse wird zerspalten;
O glaubt: die Greuel, die auf Erden walten,
Sie wissen auch mein Inn'res zu durchdringen.

Doch wollt' ein Schmerzenslied mir nie gelingen,
Das Chaos nie zum Sange sich gestalten;
Des Hasses wild-dämonische Gewalten
Zum Liebesreigen konnt' ich sie nicht zwingen.

Ein deutsches Drama: „Kleists Hermannsschlacht“.

Von E. Steffen in Schwerin i. M.

(Schluß.)

Bezüglich der Motive aus der Gegenwart leuchtet unmittelbar der Parallelismus der alten und der neuen Zeit, die Kongenialität Napoleons und Cäsars hervor, dessen Genius noch immer über den Heerestaten der Römer schwebte. Hier wie dort der Adler des Ruhmes das Symbol, dem die mutigen Scharen zur Unterdrückung fremder Völkerschaften folgen, und hier wie dort sammeln sich die Unterdrückten um die Altäre ihrer Götter[1]), ihrer Freiheit, und verbünden sich gegen den Bedroher ihrer Selbständigkeit, dem sie einzeln zu schwach zum Opfer gefallen. Neben diesem Hauptmoment, das grundlegend für die Gleichartigkeit der Charaktere und Tatsachen geworden ist, malt sich der Parallelismus in einer Vielzahl minder einschneidender Züge. Wenn wir denselben psychologisch zu deuten suchen, werden wir nicht nur das physiologische Moment der Blutsverwandtschaft gallisch-französischen und römischen Volkes einerseits, deutscher Nachkommen und germanischer Vorfahren anderseits hervorheben, wir werden zumeist den Kreislauf alles Geschehens betonen, der in unerschöpflicher Modifikation doch dieselben Motive immer wieder auf den Schauplatz der Ereignisse drängt: die gleiche Grundlage gebiert das Alte immer wieder neu, und diese Grundlage ist das Allgemeinmenschliche, die Stetigkeit der Forderungen unserer Natur, wie sie Fühlen und Wollen der kleinen Menschenbrust, der weitausgreifende Gedanke des menschlichen Hirns, verbunden mit bunter Einbildungskraft aufkeimen lassen und zur Tat drängen. Eine Unzahl Bilder hat die Phantasie des Menschen schon hervorgerufen und wird sie auch in den Tagen der Zukunft schaffen; aber die Verwandtschaft des Ursprungs verleugnet sich nicht in den Geschehnissen, die sie erzeugt: und was uns daher vielfach als künstlerische Antizipation erscheint und uns als eine dämonische Gabe, wie aus anderer Welt, Rätsel zu lösen dünkt, — es ist das geniale Vermögen des echten Künstlers in intuitiver Erfassung von Natur und Leben die Schranken des eingeengten Augenblicks zu überfliegen und mit dem Auge des Geistes die ewigen Wahrheiten lebendig zu sehen. An den Stoff gebannt wie der Alltagsmensch, ist ihm doch die Gabe verliehen, den Inhalt des Gewordenen und damit des Werdens ahnend zu begreifen und in der Kraft seiner Phantasie und sittlichen Impulse zu erfassen. Ein zweites Arkon, so stieg bald nach des Dichters Tode das

1) Vgl. die Ausführungen oben gelegentlich der Gliederung der Handlung.

blutige Leipzig herauf; verbündet die Fürsten der Deutschen, die beiden großen Nebenbuhler geeint, Teile der deutschen Truppen in Napoleons Lager, sie gehen über, und auch ein Aristan fehlte nicht. Im kalten Rußland hatte der unbesiegte Imperator seinen Teutoburger Wald gefunden, dort tat man nach dem Plane Hermanns I, 340 ff. u. 375 ff., wie eine barbarische Kriegführung ähnliche Situationen des öfteren in der Geschichte gezeigt (vgl. die Kreuzzüge und besonders des Vercingetorix Kriegsplan Bell. gall. VII, 14). Die eigene Verachtung jeder fremden Volksnatur, sie mußte dem unersättlichen Imperialismus, dort wie hier, selbst zuletzt ein Ende setzen, indem sie die Unterworfenen aufs tiefste empörte und die Volksleidenschaft in ihrer ganzen elementaren Gewalt aufregte und herausforderte. Durch eine entwürdigende politische Abhängigkeit ebenso wie durch wirtschaftliche Ausnutzung, ja Ausbeutung haben die erobernden Völker beider Zeitalter gleich sehr sich selbst befleckt, wie die Vergewaltigten mit Schmach bedeckt und die Sittenverderbnis des herabgekommenen eigenen Herdes als ein Danaergeschenk den Fremden dargebracht. Gewalttätig und brutal herrschte man auch als Freund, als der man sich eingeschlichen: denn als Freunde der Völker waren die gallischen Freiheitsverkündiger im Sturm der großen Revolution in die Nachbarländer gedrungen. Zuerst vielleicht nicht ohne innere Wahrheit im Munde idealistischer Schwärmer, ward diese Freundschaft bald zur verräterischen Maske. Sie nahm einen herrischen Charakter an; schon Cäsars Legaten waren ihrem wahren Wesen nach etwas anderes, als wozu der Titel sie berechtigte: im eigenen Lande war das befreundete Volk jetzt bewacht, und nötigenfalls erhielten die Wünsche dieser Aufpasser durch bereitwilligst zur Verfügung gestellte Hilfs- und Schutzkohorten besonderen Nachdruck. Bald wurde ein mächtiger Bundesgenosse der Eigennutz und die Eifersucht innerer Parteien, mit denen man den Grundsatz „divide et impera" praktisch illustrierte, und um so schneller erreichte man das Ziel, wo es gelang, die Nachbarn der anzugreifenden Grenzvölker in das französisch-römische Interesse zu ziehen nach dem von Nietzsche ausgesprochenen Prinzipe unserer Zeit: „Unser Nächster ist nicht unser Nachbar, sondern dessen Nachbar — so denkt jedes Volk." (Jenseits von Gut und Böse Nr. 162.) War die Herrschaft im Lande erreicht, so wurde sie Provinz der Res publica, des großen Empire: dort unter Prokonsuln, hier unter Gliedern des Hauses Bonaparte. Auch abhängige gekrönte Vasallen gab es in beiden Zeitaltern, und wo ein Thronstreit ausbrach, wurde kaum versäumt, einen der Getreuen an die Spitze des Staates zu stellen. Das alles schildert Kleist in bunter Vielgestaltigkeit nach der Doppelvorlage, die ihm die Geschichte an die Hand gab; doch hat vorzüglich seine Gegenwart die Farben ihm geliefert. Wie Varus,

straften auch die Generale der Revolution zum besonderen Zweck der Disziplin, und um des Scheines willen der Gerechtigkeit, die Rädelsführer ihrer zügellosen Soldateska; und Napoleon, der in dem Lande des Nils zu Allah und seinem Fatum sich bekennt, blickt aus den Zügen des Varus, als dieser III, 322 ff. verkündet, daß sich dem Wodan sein Knie sogleich beim Eintritt in Germanien gebeugt. — Auch andere Begebnisse früherer und späterer Zeit sind in das Drama hineinverwoben, insbesondere bedeutsam Erinnerungen der germanischen Historie und Sage. Wer sieht nicht die Veleda des Drusus vor Varus auftauchen und, eine Stimme des Schicksals, ihm den jähen Untergang weissagen? wer erkennte nicht in Fust, dem Cimbrerfürsten, wie er Varus fällt, ein ehrendes Denkmal, das den ersten germanischen Siegern über römische Legionen hier gesetzt wird; des Varus historische Selbsttötung ist in V, 609 f. festgehalten. Auch Ariovist, der kühne germanische Parteigänger cäsarischer Zeit, den schon Klopstock wiederholt als Kampfgenossen Siegmars erwähnt, bleibt unverloren; nur mußte er sich zugunsten lebhafterer Einbeziehung eine Verrückung in die Zeit des Siegmarsohnes Hermann gefallen lassen. Die Eiche des Bonifaz wirft ihre Schatten in die zweite und fünfte Szene des dritten Aktes und grausiger noch fallen solche aus der alten Kriemhildsage auf die reine Gestalt Thusneldens. — Ein Bild, unter das sich wechselnd verschiedenste Zeiten und Nationen vereinen lassen, bietet Thuiscomars Rede I Sz. 3 von dem Sueven Marbod, der Geld und Waffen von den Römern zum Kampfe wider ihre Feinde erhalten. Das ist die oft geübte Praxis der Völkerpolitik, hervorragend Ludwig XIV. verstand sich auf die Kunst, mit eigenem und fremdem Netz zugleich den Gegner zu umgarnen; auch England ist bezüglich der Subsidien ein klassisches Beispiel und hat schon oft der Welt gezeigt, wie man mit anderer Völker Blut persönliche Interessen ausficht und Fürsten sich zu Söldnerführern wirbt. — Aus den ältesten Zeiten Roms begegnen wir in Teuthold Virginius, der noch einmal das blutige Schauspiel aus den letzten Tagen der Tarquinier zu der Dezemvirn Zeiten auf das römische Forum zurückrief und Sittenstrenge mit Freiheitsliebe zu herber Größe verbindet. Auch Hallys Blut schreit nach Rache, und mit Erfolg wendet sich Armin an alle Gaue germanischen Stammes; den Deutschen im römischen Heereszug selbst sendet er seinen Aufruf zur großen vaterländischen Erhebung: mit Pfeilen läßt er ihn an ihre Lagerfeuer schießen. — So gab einst Cäsar dem jüngeren Cicero die Kunde vom Entsatz, da ihn die Nervier bedrohten, und belehrte den Boten: „Si adire non possit, ut tragulam cum epistula ad ammentum deligata intra munitiones castrorum abiciat." An Cäsar gemahnen auch die Schauer der Idus, die nach dem Nornentage unheildrohend aufsteigen.

Das maskuline Geschlecht, welches Ortner tadelt, ist ein verzeihlicher grammatischer Irrtum, den man kaum als „bedenklich“ hinstellen kann, in Anbetracht der Tatsache, daß die meisten Wörter der lateinischen u-Deklination auf us Maskulina sind und der Gebrauch des Wortes, das deutsch meist ohne Kennzeichnung des Geschlechtes im Plural auftritt, ein sehr geringer ist; ich möchte annehmen, daß die Mehrzahl der Leser ohne Anstoß darüber hinweglieſt. — Auf Shakespeare führt weiter die unheilkündende Alraune und findet in Macbeth' Hexen — auf solche hat Zürn kurz hingedeutet — und in den Geistern der Ermordeten, die dem schlafenden Richard III. nahen, ihre literarischen Vorfahren. Die Dreizahl der Hexen mag sich in der Dreizahl der Fragen, die die Alraune verstattet, erhalten haben; wie jene erscheint sie in menschenferner Einsamkeit, und geisterhaft plötzlich auch verschwindet sie. Noch andere Motive aus Shakespeares Richard III. werden in der Person Richmonds auf Kleists Darstellung gewirkt haben: wie Hermann stellt er seine gute Kampfessache unter höheren Schutz: V, 3 „O du, für dessen Feldherrn ich mich achte“ usw. und geht in vertrauender Zuversicht der Schlacht entgegen, deren umsichtige Vorbereitung in der taktischen Aufstellung der Korpsführer (nach modernem Ausdruck) auch dem Zuschauer Sicherheit einzuflößen geeignet ist (vgl. Kleist V, 381 ff.). Besonders nahe berührt sich die Vorahnung Richmonds der gleichen Szene mit Hermanns Blick in den anbrechenden Morgen:

R. III. Die müde Sonne ging so golden unter,
Und, nach des Feuerwagens lichter Spur,
Verheißt sie einen schönen Tag auf morgen.

Hermannsschlacht IV, 330. Hermann, indem er einen Vorhang lüftet:
Ich denk', es wird ein schöner Tag heut werden.

Wie jener Geisterhauch Varus „des Lebens Fittich gelähmt“, so werfen auch die nächt'gen Schatten „mehr Schrecken in die Seele Richards, als wesentlich zehntausend Krieger könnten“. Das Pferd, nach dem der schwer Geschlagene ruft (III, 3 u. 4), wird ebenso von Varus als Retter in der Not ersehnt; doch ist der Sinn begreiflich hier gewandelt. — Reicher noch als in den Motiven hat Shakespeares Diktion auf Kleists Formgebung gewirkt. In der Kraft der dramatischen Bewegung, in dem Blick für das wirkliche Leben, in der Natürlichkeit der Darstellung kennzeichnet sich dieser als ein Schüler des großen Briten, dem er an Bilderkraft gleichkommt und in der Prägnanz des Ausdrucks, in der Redegewalt, in der Geradheit der Sprache nachstrebt. Auch im Wortspiel hat er sich nicht unwahrscheinlich nach jenem großen Vorbild versucht: vgl. II, 121 u. 124/25. Als ein formaler Einfluß, von Kleist II, Sz. 7 aufgenommen, muß die Neigung

der Klassiker, ein Lied einzuflechten und so das lyrisch-epische Moment dem dramatischen zu verbinden, gekennzeichnet werden; es wird hierdurch zugleich den jugendlich anmutigen Frauengestalten ein ästhetischer Reiz mehr verliehen. Diese Notiz mag zur Betrachtung der Charaktere überleiten.

Die Hauptfiguren des Stückes sind neben dem cheruskischen Fürstenpaar: Varus, Ventidius und der starke Marbod. Hermann ist der Träger der Grundidee unseres Dramas, der deutsch-national gesinnte Mann, der den Freiheitsgedanken in seiner reinsten Form darstellt (I, 387 ff.). Ein überwältigender Heroismus adelt diese große Seele: alles tritt zurück, selbst die unumschränkte Souveränität seiner kleinen Herrschaft, da es die Freiheit gilt. Ihr schlägt sein Herz den lautesten Schlag; kein Vorbehalt, kein kleinlicher Vorteilsgedanke entwürdigt das große Gefühl; nicht einmal als ein persönliches Gut erstrebt er dies höchste, letzte Ziel — er selbst will fallen, den Tod des Helden sterben und für den Enkel dann den künft'gen Sieg erhoffen. So ist er bereit, Gut und Blut für die Freiheit seines Volkes zu opfern. Die ganze Stärke dieser Liebe zum Vaterlande bricht I, 333 ff. durch, wo er begeistert den Krieg schaut, den er entzünden möchte gegen das feindliche Rom. Es ist ein kraftvolles Heldentum, das sich in Hermann verkörpert, ein Heldentum nicht nur der Tat: ein solches auch, wie Friedrich der Große es im Lager von Bunzelwitz zu bewähren hatte. „Sei's! Mein Geschick ist's, das ich tragen werde", entgegnet er dem Boten, der bang dem Gelingen des geheimen Planes entgegen in die Zukunft blickt. Es ist die Selbstsicherheit des starken Mannes, der durch ein Bündnis mit den Schwachen nur verlieren kann (I, 235 ff.), der aber auch in den Sturz seiner Hoffnungen niemand Fremdes mit hineinreißen mag; es ist das ehrliche deutsche Gottesvertrauen, das ihm die Kraft zu seinem Entschluß gibt und erhält:

> Allein muß ich in solchem Kriege stehn,
> Verknüpft mit niemand als nur meinem Gott. (I, 271 f.)

So steht er fest in Glück und Unglück, wie's ihm die Hand der Götter gibt (II, 459 ff.). Wir fühlen es bei einem jeden seiner wuchtigen Worte: Das ist der Mann, der das Vaterland retten wird. In der Tat entspricht die praktische Befähigung der Energie seines Charakters und dem idealen Fluge seiner Pläne und Hoffnungen (I, 308 ff. u. 366 ff.). Er kennt die Natur der Völker (I, 311 ff.), er hat einen scharfen, vorurteilslosen Blick für Geschick und Stärke der Germanen wie der Römer (I, 280 ff. u. 348 ff.). Er ist in der Kunst der Verstellung der gelehrige Schüler Roms gewesen, daß er selbst den verschlagenen Ventidius übertrifft und bei Freund wie Feind das Ansehen eines unbekümmert Arglosen hervor-

der sich von den Sorgen der Gegenwart nicht drücken läßt. In harm- Einfachheit weiß er wie ungewollt sein Ziel durchzusetzen (IV, 314 ff.), nit genialer Sicherheit entwirft er den kühnen Schlachtplan (II, Sz. 10), ›er düsteren Parze die Schere in die Hand drückt und das ganze erheer vernichtet. Eine außerordentliche Umsicht, ein schneller Blick, selbst aus geringfügigen Umständen und Nebendingen das Bedeutende asliest, zeichnet ihn in allen seinen Handlungen und Unternehmungen

Mit unauffälliger Geschicklichkeit bricht er die spöttischen Zweifel der sten an Ventidius' Siegesruhm ab (I, Sz. 2), um seine Huldigung noch nal nachdrücklich zu betonen. Ebenso selbstverständlich weiß er nun die mer zu entfernen, daß er mit den germanischen Gesinnungsgenossen ein und ihre Stimme zu den neuen Ereignissen höre. Er hat sein Auge d Ohr überall: was Thuiskomar ihm hier mitteilt, weiß er bereits — sprach den Boten. Ihm entgeht nicht, wohin Ventidius — der ihn I, Sz. 1) nach der offiziellen Zwiesprache verläßt — die Schritte lenkt; sieht den leisesten Rauch, der den Weg der plündernden Brandstifter nnzeichnet usw. Ist etwas in der Zeichnung Hermanns versehen, so näre es der Stich ins heroisch Verherrlichende, der ihm eine zu über- agende Stellung unter den Mithandelnden einräumt. Er scheint fast aus hrer Sphäre herausgehoben und es mag dies wohl neben der sehnsuchts- vollen Verehrung seiner Tat, die Kleist ihm zollte, ein Nachklang Klopstock- schen Pathos sein. Abzulehnen aber ist der Vorwurf Ortners gegen Hermanns Persönlichkeit, der die Übertreibung der römischen Greuel (III, Sz. 2) als „unsittlich und darum unpoetisch" brandmarkt. Mag auch das Verfahren Hermanns in seiner wenig skrupulösen Art einigen Anstoß erregen: es ist die berechtigte Tat des Realpolitikers. Wäre sie „Lüge", wie Ortner sich ausdrückt, so müßte sie mit Recht verworfen werden: sie wird jedoch in Wahrheit dem Geiste der Tat gerecht und öffnet nur, indem sie die Potenz derselben steigert, den noch Zögernden die Augen; zugleich ist es ein zutreffendes Bild von dem Weg, den Fama tatsächlich nimmt. Will man vielleicht die vielberufene Redaktion der Emser Depesche eines wahrhaften, kerndeutschen Mannes auch als unsittlich hinstellen? Die Tätigkeit des Politikers ist hier eine ähnliche wie die des Künstlers, und diese letztere besteht — wie Nietzsche zutreffend sagt — in dem ungeheuren Heraustreiben der Hauptzüge, wodurch das Kleinliche mehr verschwinde (Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemäßen, 8 u. 9). Das ist die einzig berechtigte Art der Idealisierung, wenigstens die einzige, welche die Kunst als ästhetisch begründet fordert, und es ist eine nicht gerade ganz neue, aber darum nicht weniger abzulehnende Aufgabe, welche Ortner dem Dichter stellt: er solle die geschichtliche Persönlichkeit „idealisieren, von

etwaigen Schwächen befreien“. Das eigene unterstützende Eingreifen in die Zerstörungstat des Gegners, mit der Absicht, diesem alles zuzuschieben, muß auf die Rechnung des seinem Naturzustande noch nahe stehenden Volkes gesetzt werden. Stutzig macht Ortners zweite Bezichtigung des Helden, daß er auf Thusneldens Bitte für Ventidius unter pathetischen Worten ein nicht ehrlich gemeintes, scheinbares Versprechen gebe. Ich meinerseits verstehe die Szene dahin, daß es Hermann allerdings Ernst mit seinem Versprechen war, daß er jedoch weniger des Ventidius Leben zu erhalten gewillt ist, als vielmehr es dem Urteil und Willen der Thusnelda zu unterwerfen. Der Hauptakzent trifft IV, Zeile 417 nicht „Schwert“, sondern es ist zu lesen:

Sein Haupt soll méinem Schwért, so wahr ich lebe,
Um dieser schönen Regung heilig sein!

Wir haben es mit einer Augenblicksregung Hermanns in seinen zärtlichen Worten IV, 415 ff. zu tun: er will nicht mit rauher Hand persönlich in das Empfinden der Gattin greifen, wo sie ein Recht auf tiefere Freundschaft zu haben meint und zuletzt die am meisten Beleidigte ist. Er drängt in der Tat für einen Augenblick den politischen und persönlichen Rachegedanken zurück und zögert die Entdeckung der Falschheit des Ventidius zu machen und die zarte Regung seines Weibes zu zerstören. Sie scheint ihm in der Reinheit ihres Gefühls, das selbst der Falschheit unschuldsvoll begegnet, ohne Arg zu ahnen, doppelt liebenswert, und er gibt sich dieser Stimmung mit Aufrichtigkeit und Wärme hin. Die Entdeckung doch zu machen, doch das Wahnbild, das Thusnelda gefangen hält, zu zerstören und den Schleier, der die Lüge deckt, zu zerreißen, ist er ihr, sich selbst und seinem Volke schuldig. Eine traurige Verzerrung liegt in Ortners weiterer Auslegung dieser Szene, welche die unendlich zarte Gemütsregung Thusneldens 496 ff. für einen Beweis heftiger Liebe zu Ventidius nimmt. Eine der schönsten poetischen Stellen des Dramas ist hier in den Schmutz gezogen. Wer den inneren Seelenvorgang in Thusneldens Brust wirklich erfaßt, der kann da nur voll den Worten Hermanns zustimmen, der niedersinkend ihr zuflüstert: „Thuschen! Mein schönes Weib! Wie rührst du mich!“ In dem reinsten, edelsten Empfinden sittlicher Wahrhaftigkeit, in dem Vertrauen der Unschuld, die selbst rein nicht das Böse zu glauben vermag, hat sie die Huldigung des jungen Römers halb unwillig entgegengenommen und in gewissen Grenzen doch der jugendlichen Blüte Beifall gezollt, sich an der feinen Art erfreut. Welchen Sturm die ans Licht gezogene Falschheit, der Gifthauch der harmlos berührten schillernden Blume in diesem Gemüt entfesseln muß, was ihr untergeht in der Erkenntnis von des Ventidius unreiner Leidenschaft, wie herabgewürdigt sie

selbst sich fühlt durch das niedrige Spiel — das alles ist unendlich tief und wahrheitskräftig Vers 500/01 in Worte gefaßt:

> Geh, geh, ich bitte dich! Verhaßt ist alles,
> Die Welt mir, du mir, ich — laß mich allein!

In konsequenter Verfolgung jenes Vorwurfes schließt sich an ihn die völlig mißverstandene Auffassung der Worte V, 455 „Arminius will ich wieder würdig werden". Thusnelda, sagt Ortner, „will sich rein waschen von der Schuld, die sie durch ihre Liebe zu dem Römer auf sich geladen". Es muß nochmals betont werden: Thusnelda ist nach dieser Richtung ein sittlich einwandsfreier Charakter[1]) und durch tiefes reines Gefühl ausgezeichnet; worin sie dem Gatten sich entfremdet fühlt, der innere Vorwurf, der bei Entlarvung des niedrigen Römers in ihrer Seele erwacht, ist die Entfernung von vaterländisch-einfacher Sitte ihrerseits, das Wohlgefallen an der feineren Art der Fremden, das sich in ihr argloses Herz geschlichen; sie schrickt zurück, daß Anmut und gefällige Rede sie gefesselt, wie sie erkennt, daß nah verwandt mit dieser bestrickenden Umgangsform das hohläugige Ungeheuer verworfener Unsittlichkeit lauert, daß hinter dem Anstand des feinen Salontones ein Feind der guten deutschen Sitte und Wahrhaftigkeit sich versteckt. Der Verräter, der mir das getan, gehe unter! spricht's in ihrem Busen; die urgermanische Wildheit, die ungemäßigt jeder Kulturregung jetzt sich feindlich entgegenstellt, wird in ihr wach — eine fürchterliche Rache beschließt sie, und nur der sittliche Grundgedanke vermag eine mildere Beurteilung der schrecklichen Tat, die nun geschieht, hervorzurufen: sie will abtun, was falsch und fremd und Schein; sie will offene reine Wahrheit, die einfache Heimatsitte und Natur: Arminius will sie wieder würdig werden! (V, 455.) Nur in dieser einen Beziehung ist es zu verstehen, daß Hermann sein furchtbar gewordenes Weib als Heldin grüßt: es ist sein Dank, daß sie zum Bewußtsein der großen Zeit erwacht, daß alle weichliche Neigung in ihr verstummt; — groß aber war die Tat nimmermehr! Es ist schon von anderen hervorgehoben, daß trotz alledem eine psychologische Wahrheit in der Entwickelung, dem plötzlichen Umschlag der Gemütsstimmung Thusneldens ausgeprägt ist, und ich möchte in diesem Sinne auf die Verwandtschaft mit einer alten deutschen Sagengestalt hinweisen, da ein mildes, mit allem Liebreiz geschmücktes Weib, an dessen Wiege die Göttin der Anmut gestanden, zur wilden Rachefurie wird, die

1) Auch V, 504 f. ist nicht für mehr denn als Sympathie für die liebenswürdige Galanterie des Jünglings und die gepflegte Form in Umgang und Gebärde aufzufassen; die gesellschaftliche Zuvorkommenheit und Artigkeit waren die Blender, die des Venditius eigenstes Wesen nicht zum Durchschein kommen ließen.

selbst des eigenen Blutes nicht verschont. Es ist eine psychologische Wahrheit, die sich in allen Revolutionen wiederholt, daß ein schmachvoll niedergetretenes Gefühl, lang ertragene erniedrigende Entwürdigung des eigenen inneren Selbst sich mit fessellosem Ungestüm aufbäumt und alle Schranken der Sitten durchbricht und niederwirft. Es ist jedoch ebenso wahr, daß die wilde Zerstörungswut zugleich Selbstvernichtung ist, daß eine solche Natur sich verloren hat und untergehen muß; denn sie hat sich selbst jeden sittlichen Boden der Daseinsberechtigung entzogen. Wir können diese Entwickelung der Psyche verstehen, aber nie bewundern und darin liegt der ästhetische Fehler des Penthesileagreuels der Hermannsschlacht: Thusnelda konnte nach der ungeheuerlichen Tat nicht leben, nicht in dieser Gemeinschaft eines reinen hochgesinnten Helden; sie hatte ihren Untergang besiegelt und mußte ihm unwiederbringlich im Drama verfallen, wie Kriemhild durchs Schwert der Rache hingerafft wird, wie Penthesilea durch den eigenen Dolch dann stirbt. Die grelle Ausmalung der schauerlichen Szene muß zudem grausig wirken, so künstlerisch sie auch im einzelnen gestaltet ist: die kurzen Rufe des unglücklichen Ventidius, sein flehentliches Seufzen zu den Göttern und die rachegierigen Antworten der Thusnelda, wie sie sich an dem Untergange ihres Opfers weidet; beides spiegelt das hinter der Szene vor sich gehende Ungeheuerliche dem Auge des entsetzten Zuschauers wider. Diese barbarische Gräßlichkeit, die unmenschliche Leidenschaft der Rache trägt etwas Unästhetisches in der Gesamtanlage in sich; zudem hat persönliche Rache im Verhältnis zu dem Freiheitsdrang der großen Allgemeinheit immer etwas Herabdrückendes, und wo sie zur Rachsucht wird, Unschönes: das drückt auch hier den Kampf um die große Sache. Hätte sich der Entschluß der Thusnelda: Ventidius falle mit den andern! nicht, statt mit persönlicher Rachewut, verbinden können mit einem Gefühl eigener Hoheit, die sich weit über jene niedrige falsche Gesinnung stellt und mit dem Träger derselben nicht im guten — nicht im bösen zu tun mehr hat? Hätte nicht Thusnelda, statt sich das furchtbare Recht der Rache vom Gatten zu erbitten, ihm beipflichtend rufen mögen: „er falle als der erste von den Argen!“? Und wenn irgend Hermann etwa sie der Tat gesellen wollte, mochte sie zurücktreten: „ich will ihn nimmer mit den Augen sehen.“ Vielleicht blieb es ihr dann nicht erspart, doch selbst das letzte Wort zu sprechen: Ventidius flieht in seiner Todesangst zu ihr und ruft um Gnade, flehend ihre Kniee umfassend; dann durfte sie fest, ohne vor sich selber zu erröten, sich abwenden und ihn von sich stoßen: „Geh, ich verachte dich und dein Geschlecht!“ Nach solcher Tat wäre der Ausklang nicht der Ruf Gertrudens gewesen: „die Gräßliche!“ und Hermann hätte gern sein „Thuschen“ als Heldin grüßen mögen, die ihm Wort gehalten

(V, 676 f). Thuschen — der Name paßt nicht wohl zu dem rauhen Charakter jener Zeit und der Stellung der Frau in ihr; man muß sich dabei wieder zurückrufen, daß noch eine zweite Epoche für das Kolorit der Handlung bestimmend war, und diese mag die zärtliche Koseform, das neckende Spiel der Unterhaltung rechtfertigen. Die Szenen zwischen Hermann und Thusnelda bedürfen einer besonderen Diskretion seitens der Darsteller, wenn sie nicht unnatürlich wirken sollen. Das Moment der spottenden Neckerei darf nicht zu stark aufgetragen werden: der kräftige, der ernste Grundton darf nicht verloren gehen. Überhaupt ist die szenarische Anweisung „heiter“ (z. B. III, Sz. 3) mehr als „aufgeräumt“ zu fassen: erleichtert atmet Hermann von der Sorgenlast auf, als sein liebliches Weib ihm entgegeneilt; er möchte in ihrer Gesellschaft gern des schweren Druckes Last gemildert fühlen. Sein Wesen muß infolgedessen harmlose Natürlichkeit atmen und darf hier nicht mit pathetischem Nimbus umgeben werden. Es muß Thusnelden gegenüber ebenso wie in den Szenen mit den Fürsten die Überlegenheit Hermanns in vorsichtigen Linien zum Ausdruck kommen: die überragende Hoheit seines Geistes und Charakters könnte leicht dem Menschlich-Natürlichen Abbruch tun. Ganz besonders kann in dieser Beziehung II, Sz. 3 ein Mißgriff verletzen, wo Hermanns Verhalten gegenüber Ventidius' Zudringlichkeit durch falschen Eifer widerwärtig berühren müßte: es liegt dem Darsteller ob, die feinen Seelenregungen des Gatten nicht unter der harten Politik verkümmern zu lassen; es muß eine halb ängstliche Dringlichkeit in seinen Worten sich ausprägen — Zorn, wenn er der Falschheit des Ventidius beim gestrigen Jagdabenteuer gedenkt — Bitterkeit in den letzten Worten, die aus der menschlichen Sphäre herauszutreten drohen und mehr in Ventidius' Sinn und mit Verachtung dieser gesunkenen Römerweichlinge gesprochen werden. Ein mangelhafter Darsteller des Hermann bringt den Erfolg des ganzen Stückes in Frage; die bedeutende Gestalt — künstlerisch wie historisch — erfordert eine Kraft, die in das innerste Seelenleben des Menschenherzens einzudringen weiß, die in gleicher Vollkommenheit wie die heroische Sphäre auch die Wiedergabe der Verstandesschärfe, der sicheren, geistigen Entschlußkraft und die zärtliche Gemütstiefe zu beherrschen hat. Durch die Verwischung des einen oder anderen Zuges muß das Porträt des Hermann leiden und die geniale Zeichnung wird verzerrt und schief vorgestellt. Der Hermann darf eine Glanzrolle jedes guten Schauspieler-Psychologen abgeben in seiner künstlerischen Vereinigung des idealistischen und realistischen Momentes. — Anders steht es mit dem Charakter der Thusnelda; hier ist der wunde Punkt des Stückes von Ortner getroffen: doch ist es keine Verwundung zum Tode, die Lebenskraft des Dramas ist stärker und über-

windet die Schwäche. Mit Recht tadelt Ortner, daß zwei „grundverschiedene Charakterzüge" in Thusnelda vereinigt sind: hier die „Wildheit und Rachsucht der Barbaren", dort das „Spiegelbild der französisch gesinnten Damen aus der Zeit des Dichters". In der Tat bildet dieser Charakter keine Einheit: die jagdgewohnte, im schnellen Klettern sicher geübte Figur der alten Germanen paßt schlecht zum modischen Spielzeug und es ist ein Widerspruch, beide — in der Anlage des Stückes liegenden — Situationen an eine Person zu binden. Kleist hat es vielleicht zugunsten der dramatischen Ökonomie unternommen, zwei sehr verschiedene Grundströmungen des weiblichen Wesens in ein Strombett zu leiten, wo sie doch nie zu ebenmäßigem Flusse gelangen können; wir sehen bald die eine, bald die andere den Vorrang behaupten. Das bringt ästhetisch einen Riß in diese Figur: man kann nicht Gretchen und Iphigenie zugleich sein. Der Dichter wollte die germanische Kraft und die leichtere Anmut der Empire-Salons verbinden, hoheitsvolle Größe und spielender Liebreiz eines unbefangenen blumenhaften Daseins sollten sich vereinen: das war nicht zu erreichen und ist nicht erreicht. In jener Zeit konnte innere Größe den Drangsalen des Vaterlandes nicht fern bleiben, die Sorge um den Ernst der Zeit mußte auch dem lieblichen Geschöpf mit dem Schleier ihrer trüben Wolken das Haupt umziehen, wenn anders jenes Wesen auf Tiefe Anspruch machte. In Thusnelda tritt uns zuerst ein kraftvolles, mutiges Weib entgegen, das den kühnen Jagdkampf ohne Sorge der Lebensgefahr aufsucht; aber wir vergessen das stolze Weib in dem kindlichen Geplauder der späteren Szenen und nur der tiefe sittliche Ernst ihrer Haltung gegenüber Ventidius (II, Sz. 8) gemahnt an die erste Begegnung. Sie fühlt sich bedrückt durch das Spiel mit dem — wie sie meint — unschuldsvoll unerfahrenen Jüngling, das ihr um unbekannter äußerer Staatsrücksichten willen durch Hermann aufgezwungen ist; sie will nicht die Ursache einer schmerzlichen Enttäuschung für Ventidius werden, nicht eine Leidenschaft nähren, die sie verwerfen und zerstören müßte. Sie fühlt sich doppelt bedrückt, ihr eigenes warmes Fühlen durch kalte politische Zwecke ausgenutzt zu sehen, die ihrer Seele fremd sind und denen sie als dem Geschäft des Mannes nicht näher treten mag. Der Ernst der Zeit ist ihrem heitren Sinne fern. Fast verwundert sehen wir dem leicht spielenden Scherz die stolze Liebe des Gatten gepaart, der dem Weibe seiner „Sehnsucht und Ehrfurcht" doch nicht gestattet teilzunehmen an dem, was seine Tiefen bewegt. Sie geht neben ihm her als ein ahnungsloses Engelchen, dessen Blick nicht über die Grenzen des Hauses reicht und in seinem Frieden das Blut und die Tränen nicht sieht, die draußen fließen. Jedes innere Verhältnis zu den Leiden des Vater-

landes fehlt ihr. Hermann trägt sein Bangen und Hoffen für Deutschlands Wohl und Wehe allein, die Gattin steht in harmloser Sorglosigkeit dem Innersten seiner Seele fern. Und wie groß hat gerade jene Zeit Gemüt und Verständnis des Weibes für die Schicksale des Vaterlandes, für den Gang der Geschichte verwirklicht! Ein Jahr nach seiner Hermannsschlacht ging dem Dichter der „Stern“ der Königin Luise auf, „die stets der Hoffnung Fahne vorgetragen“, trotzdem die Wunde auch ihr Herz durchschnitt: so singt er ihr den letzten Huldigungssang, den sie nicht lange überdauern sollte —

Wir sah'n dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht.

Sollte solche Größe dem Drama unentfremdet bleiben, so ließ sie sich nicht mit dem leichten Flitterspiel äußerlicher Oberflächlichkeit verbinden; die Unnatur dieser Vereinigung trägt das Mißlingen in sich selbst. Notwendig mußte eine zweite Frau an bedeutender Stelle in der Erfindung vorgesehen werden, und ich behaupte, dies würde die dramatische Ökonomie nicht geschädigt als vielmehr gefördert haben, insofern eine gebührende Scheidung der weiblichen Charaktere die Prägnanz ihres Ausdruckes erhöht hätte und in der Kontrastierung eine gewissere Wirkung verheißen mußte. Es wäre eine zu weit gehende Einmischung, wollte die Kritik sich in positive Einzelheiten der hieraus folgenden Ausführung einlassen: denn sie würde die ganze Anlage der Handlung damit umgestalten; doch darf immerhin darauf hingewiesen werden, daß eine Schwester Armins die Rolle der Thusnelda mit Glück entlastet haben würde, — der heiter unbefangene Sinn der einen hätte durch die Einführung des Schwestercharakters sein künstlerisches Gegenspiel erhalten, wobei es in der Hand des Dichters gelegen, den Heroismus der Gesinnung, die starke Seelengröße gegen die schmiegsam-weicheren Formen des Innenlebens und den arglos leichten Sinn einer heiteren Unbekümmertheit so oder so auf die beiden weiblichen Gestalten zu verteilen. Jene Mischung in Thusneldas Charakter bleibt ein Unding, es ist ein psychologischer Fehlgriff, wie es daneben sittlich eine willkürliche Unterlassung ist, die Frau aus dem Rahmen des vaterländischen Freiheitsgedankens fernzuhalten und ihr nur eine äußerliche Beziehung zu gestatten: auch des Weibes Busen schlägt höher bei den Worten „Vaterland“ und „Freiheit“, und die sittliche Hoheit, deren der Charakter der Frau fähig ist, findet ihre Grenze nicht in der Liebe. Wie in der alten Zeit stand die deutsche, die germanische Frau auch 1813 der großen Bewegung des Volkes, dem heiligen Schlachtenkampf unmittelbar nahe. Nie ist die deutsche Frau — als eine Gesamtheit gefaßt — in

großer Zeit, in schweren Kriegsstürmen, da man zuletzt immer um Freiheit und Recht die Wage wägt, teilnahmlos gelassen an ihnen vorübergegangen, so unschuldig sorglos als hier Thusnelda, die nur Zeitvertreib und stilles Glück des engsten Heimatkreises zu kennen scheint. Es wäre jedoch kleinlich, wollte man aus diesem einen — immerhin nicht leichtzunehmenden — Vorwurfe der Dichtung einen Fallstrick schlingen; das Werk ist von viel zu überragender Schönheit, künstlerisch-ästhetisch wie sittlich-patriotisch, als daß der psychologische Widerspruch dieses einen Charakters, sein Zurückbleiben hinter der Wirklichkeit des Lebens den Nerv des Dramas durchschneiden könnte. Es ist auch keine Gefahr vorhanden, Thusnelda werde etwa in den leichten Zügen ihres Charakters ein übles Vorbild unserer Jugend sein, die einen auf den Pfad der Schwäche leiten, die anderen Geringschätzung für das Geschlecht der Schwestern lehren. Dem wird auf beiden Seiten der Anhalt entzogen, sobald man das innere Wesen Thusneldens zu klarer Erkenntnis fördert, das sittlich Berechtigte von den schwachen und schwarzen Kontrasten sondert und darüber hinaus die großen bedeutenden Züge ihres Charakters aufzuspüren unternimmt. Mädchen und Knaben mögen erkennen, daß, wenn auch in der Wirklichkeit Typen solcher spielenden gedankenlosen Oberflächlichkeit und modischer Äußerlichkeit, wie sie hier zu Unrecht dem heroischen Charakter der Thusnelda aufgedrängt sind, begegnen, sie beim Dichter zu verbessernde Verzeichnungen sind. Sie mögen es erkennen zur eigenen Bildung und zur rechten Schätzung der umgebenden Mitwelt, in der jedoch lieblich anmutige Naivität und schmiegsame Hingabe nicht etwa mit leichter Schmetterlingslaune verwechselt werden dürfen. — Neben Hermann treten die anderen Fürsten Deutschlands und charakterisieren die verschiedenen Schattierungen der Kämpfer für und gegen das Vaterland: der freiheitsliebende tapfere Wolf, der mutig ohne Zögern sein gutes Schwert für Heimat und Herd in die Wagschale wirft; der vorsichtig zurückhaltende Thuiskomar, der erst, wo's an die eigene Haut ihm geht, den Schild erhebt, doch andere ruhig leiden sehen konnte; so möchte Dagobert, der Marsenfürst, die Stunde der Gefahr zum mindesten für eigenen Vorteil nützen; und Selgar, Fürst der Brukterer, würde das einheitliche Freiheitswerk tatlos gefährden, ehe er sich in der Heimat den gegen ihn erhobenen Ansprüchen fügte; Gueltar und Fust dann, die, nur gezwungen, dem Auslande Dienste leihen und seine Kriege führen; zuletzt Aristan mit seinem hochstrebenden Übermute, der sich dem Feldzeichen des Vaterlandsfeindes selbst gegen dieses ohne Scham gesellt und blind vertrauend treu ihm bleibt bis ins Verderben. Ein bedeutenderer Charakter als diese alle, welche Hermann und ihm mehr zur Folie dienen, ist der germanische Recke Marbod, in seiner Darstellung

IV, Sz. 1 eine künstlerische Musterleistung. Er ist ein edelsinniger, großmütiger, willensstarker Held ohne jedes übertreibende Moment, eine abgerundete natürliche Persönlichkeit. Die umsichtige Berechnung der Tatsachen und Motive gibt seinem Bilde eine ansprechende realistische Färbung. Ortners Tadel ist hier sehr unzutreffend; die Rolle ist keineswegs „eine sehr untergeordnete", sie ist vielmehr von außerordentlicher Wirksamkeit und Kraft, indem Marbods Entscheidung die Vollständigkeit der Katastrophe bewirkt. Kleists Marbod ist eine Individualität im besten Sinne des Wortes. — Hiergegen wird Varus mit Berechtigung von Ortner als Typus gekennzeichnet; anders als dieser sehe ich jedoch im vorliegenden Falle keinen Tadel in der typischen Führung der Rolle: es war des Dichters Absicht so und mit Recht. Varus darf nicht in scharf umrissener Persönlichkeit hervortreten; denn nicht er, sondern Rom selbst ist der Gegner Hermanns, der in großen Strichen voll gelungen von Kleists Künstlerhand getroffen ist. Varus ist, wie Zürn a. a. O. zutreffend bemerkt hat, einem Unterführer des napoleonischen Genius nicht unähnlich, welcher seinen Generalen die Ziele steckte und sicheren Gehorsam erwarten durfte: Varus ist nur ein Rüstzeug in der Hand des imperatorischen Rom, wie alle anderen Sendlinge desselben. Er ist der Krieger, der nicht rechts oder links schaut, dem Befehl des großen Augustus skrupellos und ohne Grübeln unterworfen; daß er „fast durchweg passiv", ist die Konsequenz der treibenden Kraft, die hinter ihm steht: der römische Koloß ist's, der mit seinem hoc volo aller Welt seine Gesetze vorschreibt, alle Völker unter seinen Willen zwingt — seine Schwerkraft ist's, die uns für Hermann zittern läßt. Neben ihm ist Ventidius der geschmeidige Diplomat, der seine Sendung mit privaten Interessen und eigenen Wünschen schlau zu verbinden weiß. Hat er eigene Individualität, so ist es nur nach dieser letzten Seite; bezüglich seiner diplomatischen Handlung ist er ebenso wie Varus nichts weiter als Organ. Es fehlt in der Vertretung Roms nicht der brutale Söldner, der allen Leidenschaften des Krieges frönt, wenn er auch nicht unmittelbar, sondern nur in den Berichten Dritter auftritt. Septimius Nerva endlich ist der vornehme Römerheld untadeliger Gesinnung, und es verdient größte Anerkennung, daß Kleist sein sittlicher Haß nicht ungerecht, nicht blind gemacht, daß er ihn die Seelengröße sehen und würdigen ließ, wo er sie fand — auch am Feinde. Septimius ist's, der noch in sich verkörpert, daß es einst ein Ruhm war, ein Römer zu heißen, daß einst Roms sittliche Größe mit der politischen sich verschwisterte. Trotzdem — auch er muß dem Schwert der Deutschen fallen; denn er ist ein Glied der großen Macht des Unrechts und keine gute Einzeltat vermag ihn zu rechtfertigen.

Die syntaktische Eigenart des Kleistschen Stils bekundet sich in gedrungener Kürze und dadurch geförderter bedeutungsvoller Prägnanz. Zu den Einzelmitteln, die dieser Wirkung dienstbar sind, gehören in erster Linie die zahlreichen Dativobjekte als Ersatz einer gebräuchlicheren Präpositionalergänzung: I, 130, 131, 232, 241; II, 94, 161, 224, 455; III, 69, 354f., 368, 381; IV, 15, 43, 353, 362; V, 247, 362, 420, 552, 686 — und damit ist die Zahl noch nicht erschöpft. Die Partizipialsätze tragen zu dem gleichen Charakter seiner Schreibart bei: I, 296 und 297; III, 129, 312; IV, 300; V, 425f. mögen als Beispiele dienen. Bezeichnend ist auch der nicht selten auftretende wirkungsvolle Chiasmus: vgl. I, 283, 379ff.; II, 40ff., 418f.; III, 198f. Diese vorgenannten Mittel verleihen Kleists Stil eine Präzision, die an das Lateinische gemahnt und durch Einwirkung des Cäsarischen Stils gefördert sein könnte, durch die Commentarii de bello gallico jenes Autors. Auch weitere stilistische Eigentümlichkeiten, geeignet, die Ausdrucksfähigkeit zu steigern, möchten auf jene Quelle zurückdeuten, so der gern bei Länderbezeichnung gewählte appositive Genitiv I, 185 u. ö., besonders aber die freie Stellung verschiedener Satzglieder zur Hervorhebung ihres Inhaltes: sehr häufig ist die Trennung der Apposition von ihrem Beziehungswort I, 11, 44, 51, 374; II, 7 und 8, 133; IV, 150f., 430f. usw.; ebenso die Entfernung der relativen Pronomina von ihrem übergeordneten Nomen IV, 449, 450 u. a. St.; Verrückung des attributiven Genitivs sowie adverbialer Nominalbestimmungen und Stellung der Adjektive hinter ihr Substantiv, was ihnen bedeutendere Nachdrücklichkeit verleiht III, 297; I, 52, 53; III, 163f., 436f.; V, 355. Andere Satzteile schließen sich dieser Verschiebung zugunsten der Akzenterhöhung an: III, 193. Ähnliche Wirkung hat die mehrfach auftretende reflexive Konstruktion in passivem Sinne[1]): V, 686, desgleichen die Vorrückung des modalen Hilfszeitwortes im Nebensatze, wodurch ein matter Abfall der verbalen Länge verhindert wird: III, 397, 411. Eine Anlehnung an lateinische Redegewohnheit im Wortausdruck wäre I, 213: „So nehm' ich ihn in meinen Grenzen auf." Die Kongruenz mit der herangezogenen Sprache liegt auf der Hand: „in finibus meis." Vielleicht schließt sich auch die öftere Verwendung des dativus ethicus dem Lateinischen an: I, 153; IV, 204, 270, 310, 404. — Einige weitere syntak-

---

1) R. Weißenfels bemerkt in Herrigs Archiv LXXX, 8: „Über französische und antike Elemente im Stil H. v. Kleists" außerdem zu dieser Erscheinung: „Neben der energischen Kürze ein zweites Moment in der reflexiven Konstruktion ist eine gewisse Belebung des leblosen oder abstrakten Subjekts derselben. Dasselbe wird dadurch aus der Sphäre des Leidens bis zu einem gewissen Grade in die der Tätigkeit emporgehoben, es tritt in eine engere, lebendigere Verbindung mit dem Verbum, als sie durch das Passivum ausgedrückt wird."

tische Eigentümlichkeiten Kleists werden noch in den folgenden Ausführungen über seine stilistischen Ausdrucksmittel herausgehoben werden; hier, wo jetzt vorzüglich die inhaltsreiche Präzision und wirkungsvolle Bedeutsamkeit der Sprache zu betonen war, werden wir unmittelbar zu der in schlagkräftiger Kürze auftretenden, sentenzenähnlichen Gedankenform geführt. In scharfer Umrissenheit treten mit epigrammatischer Bestimmtheit sichere Treffer der speziellen Situation des Dramas neben Aussprüche allgemeingültigen Wertes. Hier wie dort umrahmt die abgerundete ästhetische Form in ihrem künstlerisch geprägten Guß einen festen klangvollen Gehalt, dessen Glockenerz, wo es berührt wird, klaren Schalles aus dem Borne der Ewigkeit seine Stimme in die Weite tönt von Recht und Sittlichkeit, von Pflicht und Treue. Das ist nicht nur Phrase: es ist Gesinnung dahinter! Die Geschlossenheit und Kontraktion des Ausspruches verstärkt das eindrucksvolle Moment des Inhaltes zu unwiderstehlicher Gewalt der Rede[1]): I, 69 ff., 72 ff., 140 ff., 206 ff., 271 f., 396 f.; II, 464 ff.; III, 232 f., 353 ff., 450 f.; IV, 145 f., 167, 405 ff., 534—537, 539 f. Und wie mit schmetternder Trommete Ton werden diese letzteren Worte gleichsam wieder aufgenommen in dem fröhlichen Kampf- und Siegesruf am Schlusse des Aktes 548 und 549. V, 123 f., 230 f., 345 ff., 373 ff., 406 f., 415, 419 und 420, 450, 564 f., 601 f., 615 ff., 697 und 698, 754, 765 ff. Manch Kernwort ließe sich den hier aufgeführten noch einreihen und, aus dem Rahmen der Handlung gelöst, zu selbständiger Dauer herausheben; hier mag es an der obigen Auswahl sein Genügen haben. — Abgesehen von der klaren Prägnanz des Ausdruckes gewinnt durch diese Kraft der Sprache auch das dramatische Leben; denn die scharf pointierte Zusammenfassung der Situation, insbesondere wirkungsvoll am Szeneneingang und -ende, gibt einen bildkräftigen Umriß der Handlung, eine äußerst plastische Gestaltung des einzelnen, das durch die erweiterte Beziehung innerlich bereichert und befruchtet wird. Neben der Prägnanz und Schlagkraft des Ausdruckes, welche den markigen Heldenton und die klare Gedankenform wirkungsvoll zur Geltung bringen, fesselt Kleists Sprache durch eine eindrucksreiche plastische Bildlichkeit. Mit springender Lebendigkeit treten die Sprachformen vor uns und erhalten in der besonderen Verwendung ein Stück frischer Ursprünglichkeit zurück; wir lernen manches Wort von neuem

1) Montaigne in einem seiner Essays gebraucht das in dieser Beziehung nicht schlecht gewählte Bild einer Trompete mit ihrem kräftigen Herausschmettern des Tones aus dem engen Kanal, in den die Stimme hineingezwungen: so auch schalle aus der festen Form der Poesie schärfer und kräftiger der in sie hineingepreßte Ausspruch hervor und treffe uns in lebhafterem Anprall. (Bch. I, Kap. 25 „Über die Erziehung der Kinder“.)

schätzen und neu durchdenken, das uns früher ein kaum beachtetes mechanisches Instrument der Rede war: vgl. I, 30 und 183 Schelm, schelmisch; I, 12 ungroßmütig; I, 45 vermählen; zu III, 406 vgl. Goethes Faust I, 3075; IV, 378 rücksichtslos. Hierhin gehört auch die Datinergänzung statt Akkusativobjektes: IV, 304; V, 73 — wodurch gleichsam der mittels der Tätigkeit zu bewirkende Zustand vorausgenommen wird und schon als perfekt zur Veranschaulichung kommt; einen analogen Vorgang zeigt das Gotische in Ulfilas Bibel, z. B. Matth. 5, 15 (Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel,) sondern auf einen Leuchter = „ak ana lukarnastaþin". Unter den malenden Lauten nehmen die alliterierenden die vornehmste Stelle ein: I, 2, 73, 130, 137; II, 14, 31; III, 233, 312; IV, 253, 255, 408; V, 11 f., 230, 305, 348, 385, 393, 403, 415, 541, 565, 597 ff. Ihre Zahl ließe sich mit Leichtigkeit verdoppeln und verdreifachen. Daneben treten vereinzelte onomatopoetische Klangwirkungen: IV, 300; V, 21, 488, 491 u. a. Außerordentlich wirkungsvoll dienen die schmückenden Adjektiva dem malenden Momente: I, 5 und 6, 76, 85, 100, 139, 147, 174, 230, 236, 290, 298; II, 19, 188, 262, 336, 402; III, 163 und 164, 421; IV, 37, 478; V, 197, 521, 546, 768 und 769 — und ungezählte mehr. Ähnliches erstrebt an verschiedenen Stellen die Apposition: I, 2; II, 14; III, 44; IV, 151 usw.; desgleichen der attributive Genitiv: I, 83, 249 f.; II, 205 f. als Beispiele. — Es soll hier nicht übergangen sein, daß Kleist sich zuweilen im Ausdruck vergreift; zu wild, ungefeilt, roh sind manchmal die Formen gewählt und festgehalten. Es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß unser Drama Schwächen birgt, die sich bei verstärkter Sorgfalt hätten vermeiden lassen; aber man übertreibe sie nicht aus vorgefaßter Meinung. Es mögen die berechtigten sprachlichen Ausstellungen[1]) hier Platz finden: Kürzungen zugunsten des Rhythmus geben in der Artikelelision zu Härten Anlaß: „in Staub" III, 161 und V, 662; ebenso die aus gleichem Grunde kontrahierte Akkusativform „ein" I, 394, die so als ein Nominativ erscheint. Unter den Formschwankungen und -Anomalien fällt III, 292 „bevor behalten" auf; V, 162 sind die „Uren" schwach dekliniert, im übrigen immer gemischt; Scheitel ist teils als Maskulinum teils als Femininum konstruiert; zu „fodern = fordern" vgl. Goethes Iphigenie,

---

1) R. Sprenger-Northeim (vgl. Januarheft 1904 d. Zeitschr.) sieht in den Worten „vom Amt, das du dir kühn erhöht", H. Windel seiner Angabe nach folgend, eine Schwierigkeit der Auslegung und bisher von den Herausgebern meist umgangene Erklärungsbedürftigkeit. W. möchte „erhöht" durch „erwählt" verbessern, Spr. „Amt" durch „Mal" ersetzen. Ich begnüge mich, in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen zu haben, ohne weiteres Eingehen für nötig zu halten. Die poetische Wendung ist flüssig lesbar und verständlich.

wo dieselben Formen im Wechsel stehen. I, 191 „Vesten“ statt des allein Sinn gebenden „Westen“ (im Gegensatz zu 179) dürfte auf Mißverstehung und Unleserlichkeit des Manuskriptes zu setzen sein. Daß Tiecks erste Ausgabe (der nach Zürn nun verlorenen Handschrift) des Werkes, Berlin 1821, nicht druckfehlerfrei ist, scheint mir III, 327 zu belegen, wo die sonst richtig gegebene Namensform Quintilius „Quitilius“ lautet. Unschön ist der Ausdruck „Gaunerstreich“ I, 36, abstoßend in seiner an das Tierische gemahnenden Färbung der Vergleich II, 127 wie V, 514, wenig geschmackvoll die bildliche Anwendung „geschirrt“ III, 344. Das Gesuchte in Heranziehung eines „Derwisch“ V, 606 ist schon oben erörtert; das Gleichnis soll vermutlich in seiner verächtlichen Beziehung zugleich das Verwunderliche einschließen. V, 632 „heulend“ tritt in der konsequenten Ausmalung der Situation aus dem Bereich des Ästhetischen heraus; poetisch ist das Wort nur im Sinne einer elementaren Gewalt (Sturm, Rachefurien usw., vgl. III, 65) anwendbar, nicht aber zum Ausdruck der Schwäche, wo es vielmehr etwas von den verschwenderischen Kraftworten und den Gefühlsüberschwang der Stürmer und Dränger zurückruft. Übersieht man diese an Zahl geringfügigen Ausstellungen, so kann ihre Anführung weniger ein Vorwurf sein, als vielmehr eine Rechtfertigung gegenüber der Anschuldigung flüchtiger Arbeit. Äußerst selten sind versfüllende Verlegenheitswendungen, wie z. B. die Doppelbeteuerung II, 119, und auch die Nornen III, 178 dürften mit einigen ähnlichen mehr hohl pathetischen Götterschwüren zu den Flickwörtern zu zählen sein. Die Sprache ist, bei allem auf Kleistscher Eigenart beruhenden Feuer, eine dem Thema entsprechende, die in ihrer hinreißenden Diktion doch das Natürliche nicht verletzt und uns ebensosehr durch die realistische Wahrheit ihrer Darstellungskraft fesselt, wie sie uns durch den idealen Schwung ihrer Gedanken und Worte aus den Alltagskreisen in die reine Sphäre des Ästhetischen erhebt. — Den größten Schmuck der Kleistschen Rede bilden die eingestreuten Gleichnisse und Bilder, die seiner Sprache die plastische Anschaulichkeit vielgestaltigen Lebens in den verschiedensten Farben verleihen. Sein Reichtum in immer neuen, sicher treffenden Verbindungen kann unerschöpflich genannt werden und nicht ein geringer Ruhm ist es, daß dieser parabolischen Ausdrucksform jedes Unnatürliche fern bleibt, sowohl in der Form wie in der Sache selbst. Skizzen und Gemälde von schärfster Umrissenheit ziehen an unserem Auge vorbei und verstärken die Wucht der Ereignisse. Der Eindruck, den diese bildergeschmückte Rede nicht verfehlen kann, beruht zunächst auf der engen Anlehnung an den heimischen Boden, an das Leben der Handelnden, wodurch sie einen Teil ihrer charakteristischen Eigenart bildet und diese zu um so größerer

Eindringlichkeit belebt: Wald, Jagd, Waffenwerk, die Elemente und Naturkräfte, Tiere in symbolischer Beziehung sind der unversieglichen Fülle seiner bunten Gemälde dienstbar und reihen sich in Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit aneinander. Selbst abgegriffene Münze versteht Kleist in der Präge seines Künstlergenius in voller Frische wieder in Kurs zu bringen (I, 352 ff.), wie dies schon gelegentlich der Wahl seines bildlichen Wortausdruckes oben hervorgetreten. Es sind Reliefs nicht nur von wirkungsvollster Plastik, die die Hand des Künstlers formend gestaltet, sondern sie sind auch von einer tiefinnerlichen Schönheit, die ihresgleichen in unserer Literatur suchen; die bedeutendsten müssen hier aufgeführt werden: I, 2 ff., 15 f., 72 ff., 145 ff., 174 ff., 317 ff., 320 ff., 333 ff., 359 ff., 370 und 371; II, 12 ff., 29 ff., 462 und 463; III, 129 ff., 207 ff. und 215 f., 337 ff.; IV, 117 ff., 265 ff., 298 ff., 338 ff., 363 ff.; V, 20 ff., 24 ff., 111 f., 123 f., 209 f., 270 ff., 308 f., 347 f., 356 f., 375 f., 397 ff., 414, 588 ff., 601 f. und zuletzt das aus drei Mustern in eins gewebte Stück 765 ff. Von ergreifender Gewalt ist Marbods symbolische Handlung IV, 139 ff., und in furchtbarer Größe schließt das Bild der rächenden Gerechtigkeit IV, 150 ff. jene Szene. — Die gekennzeichneten Vorzüge werden durch einen überragenden zur Einheit gebunden: durch die dramatische Energie, das kräftige Eigenleben der Handlung, die sich mit innerer Konsequenz und Wahrheit zu ihrer Vollendung entwickelt. Die dramatische Energie hat ihren Hauptlebensnerv in der folgerichtigen Gliederung der Handlung, die auf der natürlichen Spannung und der fortschreitenden Bewegung der Szenen beruht. Nichts Überflüssiges darf den Gang der Handlung längen, ohne zu ermüden; nichts Gesuchtes, Sensationsbedürftiges aber auch darf ihn überreizen und seinem inneren Zweck entfremden, ohne der Harmonie des Ganzen und damit der nachhaltigen Wirkung Abbruch zu tun. Bereits oben ist auf die Gliederung des Dramas eingegangen; es erübrigt einige weitere noch nicht erörterte Punkte hier zu bezeichnen, die das dramatische Leben fördernd unterstützen und in ihrer realistischen Färbung, die doch nirgends den idealen Kern verleugnet, der Wirklichkeit annähern. Es hat in der Tat die Schönheit in Form wie Gehalt der Dichtung ihre unvergänglichen Züge aufgeprägt durch die Hand dieses Poeten von Gottes Gnaden, den zu früh ein düstres Schicksal dem Vaterlande und der Kunst entriß. Was die Wirkung der Dichtung stets zu einer eindrucksvollen gestaltet, ist die Natürlichkeit der Sprache, die trotz der wohlgewählten Form den Beteiligten wie selbstverständliche gewohnte Rede von den Lippen fließt. Dies hat seinen Hauptgrund darin, daß der Dichter stets den charakteristischen Ton der Situation, Umgebung, Persönlichkeit zu treffen weiß, daß er ein unendlich feines Gefühl für den verschiedenen Ausdruck hat. Ein

anderer Typus stellt sich in dem Sprachstil der römischen Galanterie, ein anderer in der kräftig einfachen Geradheit der germanischen Rede dar. In ersterer Beziehung ist besonders charakteristisch der Brief des Ventidius an die Kaiserin Livia: eine kleines Kabinettstück bezüglich seines schildernden Inhaltes; man könnte an die Übersetzung eines wirklichen Briefes glauben, so natürlich römisch fließt die leicht plaudernde Rede horazisch nuanciert in spielender Glätte dahin. Ein kleiner Spiegel römischer Sitte, läßt er unser Auge einen Blick auf jene Zeit werfen, die als lebendige Wirklichkeit aus dem Rahmen des Schreibens springt und ihre bewegten Gestalten in Handlung treten läßt: Phaon, der Krämer, und das leichte Rom jener Tage bieten sich als ein Bild des Kontrastes zu germanischer Natursitte und Kraft. Würdig stellen sich diesem Berichte alle jene in die Rede der Handelnden eingeflochtenen Beziehungen auf nicht szenarisch vorgeführte Tatsachen an die Seite. Gleich der Eingang der Exposition Szene 1 belegt, wie lebendig und doch ungesucht aus dem natürlichen Zusammenhange heraus das erklärende Beiwerk der Darstellung von Kleist gestaltet wird. Unmittelbar führt er uns durch Wolfs Rede direkt in die volle Handlung ein; wenn die erste Szene an uns vorübergezogen, sind wir bereits Herr der Situation und völlig heimisch im Milieu des Stückes. Ebenso geschickt schließt sich die zweite Szene an, die uns in den Resultaten einer wildfröhlichen germanischen Jagd diese selbst gleichsam noch hinterher durchleben läßt. Wie hier, so auch später fließt alles, was zur Aufhellung der Situation gegeben wird, ungezwungen und am rechten Platze in die Äußerungen der handelnden Persönlichkeiten ein: nirgends hat man das unbequeme Gefühl, daß diese Aufschlüsse nur für den Zuschauer gegeben werden; sie sind stets der Situation eng verbunden. Besonders geschickt nach dieser Richtung sind die Gewalttaten der Römer in die Handlung verwebt und die Beziehungen Marbods zu seinen Stammesgenossen wie zu den Römern. Unsere Augen sehen III, Sz. 1 den Zug der Römer in den Worten Hermanns und seiner Cherusker, und um so wirksamer, als diese Art der Darstellung, die Phantasie unendlich anregend, ihr zu selbständiger Betätigung Gelegenheit bietet. Mit gleicher Geschicklichkeit ist der Dichter unnatürlichen Schlachtbildern ausgewichen in dem richtigen Gefühle, daß das Schlachtgewoge auch durch Auge und Mund irgendwelches Beobachters von der Bühne herab sich nicht zur rechten Anschaulichkeit für uns gestalten könnte: zu wild ist diese Schlacht, zu lang, um in wenigen Minuten sich durch Worte zeichnen zu lassen. Der dramatischen Ökonomie Gehör gebend, schiebt Kleist in diese Kampfeslücken einen anderen Kampf ein, dessen unbarmherzige Wildheit in entsetzlicher Wahrheit das unversöhnliche Rachegefühl der Germanen enthüllt, wie's hier und in dem Teutoburger Walde

gleich blutgierig sich Bahn bricht. Es ist schon oben bei Besprechung des Thusneldencharakters die packende Kraft dieser Szenen einer wahnwitzigen Rachetat nach ihrer ästhetischen Darstellungskunst gewürdigt worden, welche nur leider durch die furchtbare Gräßlichkeit des Vorwurfes an rechter Kunstwirkung gehindert wird. Diese Unterdrückung undramatischer Szenen und ihre charakteristische Spiegelung in den Worten der Handelnden, um auf diese Art nicht voll darstellbare Situationen hinter der Szene aufs lebendigste zu zeichnen, zeigt den praktischen Blick und Griff des Dichters, der seine Phantasie mit den Schranken der gegebenen Darstellungsmöglichkeit in angemessenen Einklang zu setzen versteht und dadurch aufs neue Kraft und Natürlichkeit des Dramas erhöht. Ihnen gerecht zu werden, ist auch die freie Handhabung der Verse bestrebt: besonders charakteristisch sind die katalektischen Verse (I, 47, 65; II, 123; IV, 444 u. 445 usw.), deren rhythmische Pause Raum für die Unterbrechung der natürlichen Rede bietet, ohne irgendwie den Fluß der metrisch geformten Diktion zu stören. Wir haben es hier mit einem iambischen Rhythmus in freier Handhabung der Verslängen zu tun, und es ist deshalb sehr unangebracht, über längere und kürzere Verse zu mäkeln, nachdem man sich erst selbst eine Norm dafür gesetzt hat. Warum soll es dem Dichter nicht gestattet sein, den Rhythmus in freier Ungezwungenheit auf und nieder wogen zu lassen, bald in kürzeren, bald in länger auslaufenden Wellen? Auch hier ist das einzige Maß nicht etwa das Metronom, sondern das Prinzip innerer Wahrheit und Rechtfertigung; das ist die Scheibe, auf die wir zu zielen haben, und ihr Zentrum wird hier durch zwei Fragen ins Schwarze getroffen. Bleibt der Charakter der Verse sich selber treu? und zum andern: Ist die Wirkung dieses so gestalteten Rhythmus eine ästhetische? — Niemand wird beide Fragen anders als mit Ja beantworten können. Diese freie Beherrschung des Verses erleichtert Kleist eine kräftige Führung des Dialogs, insbesondere wo dieser in lebhaftem Durcheinander die bewegte Rede zu schnellerem Fortgange steigert; ein Spiegel der inneren Erregung, schallen hier die Worte herüber und hinüber, sich gegenseitig verkürzend und doch wieder aufnehmend, ohne daß die entfesselten Elemente das ästhetische Gefüge sprengten. Einer Aufführung diesbezüglicher Stellen bedarf es nicht; sie bieten sich in einer großen Anzahl von Szenen selbstverständlich dar. Neben dem lebhaft fortschreitenden Momente, das der Dichter auch in der Führung der Einzelreden zu betätigen weiß (vgl. die grammatisch-stilistischen Ausführungen oben), fehlt es dem Kleistschen Stil nicht weniger an Mitteln, der Notwendigkeit des Retardierens Genüge zu tun, wo die Würde und das Gewicht des Augenblickes es erheischen. Hier kommt z. B. die sehr häufige Wiederaufnahme der Subjekte durch ein Pronomen in

Betracht; auch die mehrfach angewandte repetitio wirkt in diesem Sinne: I, 81 f., 189 ff.; II, 67 f.; III, 85 ff.; IV, 293 ff., das furchtbar einschneidende fünffache „15", 534 f.; V, 369 ff. Höchst wirkungsvoll als retardierendes Moment ist der einigemal auftretende Parallelismus; vgl. die markigen Bündnisworte Marbods:

> Zu Worten hätt' ich keine Zeit gehabt;
> Mit Taten würd' ich ihm die Antwort schreiben! IV, 145 f.

Desgleichen Hermanns heroische Erklärung seines opferwilligen Standpunktes IV, 534 f., und hervorragend schön der Chor der Barden V, 369 ff.; auch V, 615 ff. ist zu nennen. Am Ende sei ein stimmunggebendes Moment noch besprochen, das in seiner Zusammenschließung früherer und späterer Situationen die innere Einheit des Dramas und damit seine energische Wirkung zu erhöhen geeignet ist: es ist dies Beziehung einzelner Reden, Handlungen, Umstände — halb geheimnisvoll, teils ohne daß ein direktes Abzielen der Beteiligten vorläge, und wie von unsichtbaren geistigen Fäden umwoben, was einen inneren Zusammenhang in der sich entrollenden Entwickelung herstellt, auch wo keine äußere Verknüpfung vorliegt. Man könnte es sokratisch als ein Dämonium charakterisieren: I, 143 ff. und 248 ff. und 333 ff.; II, 15 ff. und 20, 146 ff. Auch das Lied II, 198 ff. birgt eine feine allegorische Beziehung zur Handlung, 295, 426 ff.; III, 130 f., 215 f. und 238 ff., 372; IV, 138, 330 f., V das Auftreten der Alraune 111 und 112. Alle diese Momente werfen ihre Schatten lang ausgreifend vorauf auf eine unbekannte Zukunft. Teils sind es die Pläne und hoffnungsvollen Entwürfe oder die Befürchtungen der Menschen, die hier ihre Phantasie vorwegschicken; teils auch ist es ein ahnungsvolles Vorausdeuten mit leise nachzitterndem bangen Erwarten, wie das Geschick die Fäden aneinander knüpfen wird; an einzelnen Stellen mag es geradezu scheinen, als ob schon alles bestimmt in den Sternen und als ob, was geschieht, dort von der Hand der Schicksalsgötter eingezeichnet stände mit unauslöschlichen Lettern.

So sind durch den Dichter vom ethischen wie ästhetischen Standpunkte die nötigen Vorbedingungen gegeben, die dem Drama nachhaltigen Eindruck vor Leser und Zuschauer verschaffen müssen; dem künstlerisch befähigten Darsteller fällt es zu, die hinreißende Diktion der Sprache und Handlung, die Kraft der sittlichen Impulse in ihrer ganzen Größe zum Ausdruck zu bringen und nicht durch ungeschicktes Vordrängen der Mängel und weniger gelungenen Teile des Werkes den gewaltigen Gesamteindruck schädigend, ihm Abbruch zu tun. Eine gleiche Aufgabe hat der Lehrer; obwohl es ihm zukommt, die Fehlgriffe des Dichters herauszuheben und nicht zu verdecken, so muß die Beleuchtung der schwächeren Punkte doch stets von dem

flammenden Lichte des genialen Grundgehaltes überstrahlt werden. Und dann muß das Werk wirken, wofern sich methodische Sicherheit und Kongruenz der Gesinnung in der Persönlichkeit des Lehrenden und zur Bürgschaft des Erfolges seiner eigenen Kraft vereinen. Verhallen soll die Klage Kleists:

> Wehe mein Vaterland, dir! Die Leier, zum Ruhm dir, zu schlagen
> Ist, getreu Dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt. (Motto.)

Verhallen soll der schwermütig gerechte Vorwurf seiner Worte in dem begeisterten Danke der Nachwelt. Uneigennützig entschlossen, in kühner Tatkraft taucht das Geschlecht der Befreiungskriege vor uns auf aus dem Rahmen der Dichtung, die unter Druck und Not einer drangsalschweren Zeit die treue Leier eines deutschen Mannes in klagender Trauer und sieghafter Hoffnung getönt: „zum Ruhm" des Vaterlandes, das die Kraft der Befreiung und die Stärke der Einheit fand in dem heißen Ringen bei Leipzig und Waterloo und gefunden hat zwei Menschenalter nach des Dichters unglückseligem Hingang: gefunden hat auf den blutigen Feldern des Sieges zu Königgrätz und Gravelotte. Da ward das Wort zur Wahrheit:

> Vergebt! Vergeßt! Versöhnt, umarmt und liebt euch! V, 415.

und Wahrheit soll es bleiben!

Die Lüneburger Heide in der neueren Malerei und Dichtkunst.

Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam in Bremen.

> Es ist so still, die Heide liegt
> Im warmen Mittagssonnenstrahle.
> Ein rosenroter Schimmer fliegt
> Um ihre alten Gräbermale.

Theodor Storm, der Altmeister der Heidedichtung, ist es gewesen, der, wie sein hier genanntes Gedicht „Abseits" mit bekundet, die Heide für die Dichtkunst entdeckt hat, Neuland für die Kunst. Seit Jahrzehnten stehen die berühmten Strophen in deutschen Lesebüchern, aber erst vor kurzer Zeit ist dies wunderbare Heidegedicht für eine Singstimme meisterhaft komponiert worden, so daß es nun in der Musik Paul Scheinpflugs auch in die vornehmen Konzertsäle einziehen wird.

Neben seinen Gedichten hat Th. Storm auch in seinen erzählenden Poesien die Heide verklärt, namentlich in seiner Novelle „Ein grünes Blatt",

die der beste neuere Schilderer der Lüneburger Heide[1]), R. Linde, das „hohe Lied" der holsteinischen Heide nennt. Und die von allem Märchenzauber umflossene Gestalt der Regine, die fern am Immenzaun beim Urahn wohnt, ist die Verkörperung der Heimatheide.[2])

Aber wie hoch der Dichterruhm Th. Storms stieg und wie viel Verbreitung seine Schriften fanden —, die Heide blieb nach wie vor das verkannte, verachtete, verlästerte Land, das eigentlich nicht wert sei, von Gottes Sonne beschienen zu werden. Bezeichnend ist da ein Gedicht eines Bremer Dichters, Friedrich Rupertis, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der alten Hansastadt sich großer Anerkennung erfreute. Er gibt in den Versen „Heideland" eine düstere, starre Schilderung des öden Landes und hebt dann hervor, daß auch über dieser toten Au des Himmels Wölbung spiegelrein und blau ruhe. Weiter weiß er nichts zu sagen! Er würde es vielleicht ganz in Ordnung finden, wenn dort in dem gottverlassenen Reviere die Sonne überhaupt nicht schiene.

Auch die Dichtungen der A. v. Droste-Hülshoff, der großen Heidepoetin, ihre prächtigen Gesänge: Das Haus in der Heide, Hirtenfeuer, Am Hünenstein, Der Heidemann, Der Knabe im Moor und wie sie alle heißen, änderten wenig an der verächtlichen Bewertung der Heide in der großen Öffentlichkeit und in der Kunst. Und daß Dichter wie Hermann Allmers solche Lieder sangen: „Heidenacht", am schönsten in Musik von Eduard Rößler gesetzt, verhallte in einer Zeit, in der unsere Sänger im 19. Jahrhundert in aller Welt „zum schönen Süden übers Meer" bis zum Wüstensand umherstreiften, nur nicht in der Heimat.

Und wie es in der Dichtkunst war —, genau so verhielt es sich in der Malerei.

Der Hamburger Chr. Morgenstern hatte längst die Schönheiten der Lüneburger Heide aufgefunden und sie auf eigenartigen Bildern festgebannt, aber unsere übrigen deutschen Maler waren mit anderen Aufgaben beschäftigt. Es war jene Zeit, in der der französische Maler Courbet auf der Kunstausstellung 1869 in München gesagt haben soll, ob denn alle diese Leute, diese Aussteller, keine Heimat hätten.

Ja, es war wirklich so. Sie liebten keine Heimat. Sie waren Allerweltsmaler. Überall waren sie daheim, nur nicht in der deutschen Heimat. Und doch! Verzeihung!

---

1) Vgl. Dr. R. Linde, Die Lüneburger Heide. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

2) Vgl. Dr. O. Ladendorf, Th. Storm. Immensee und Ein grünes Blatt. Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner.

Eine heißgeliebte Heimatstätte besaßen sie doch!

> „Italia!" tönt es tausendfach. „Heil dem, der dich betreten!"
> So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler und Poeten,

singt Hermann Allmers einmal.

Und so galt bei seinen Genossen nur der Maler für voll, der für das Sonnenland des Südens schwärmte.

Wie wurde der im Januar 1905 hochbetagt verstorbene Valentin Ruths, einer der ersten, die dann die Heide gemalt haben, von den Anhängern dieses Italienertums ausgelacht, als er 1855 etwa in Rom erklärte, daß die Lüneburger Heide schließlich mehr Naturpoesie habe als die römische Campagna und er seine als Barbarei verschrieene Ansicht näher zu begründen suchte! — —

Aber nun im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dieser Umschwung in der Bewertung der Lüneburger Heide! Heute ist sie nahe daran, wie auch R. Linde näher ausführt, das modernste Wandergebiet in Deutschland zu werden. Heute reichen an den landschaftlich schönsten Punkten wie in Wilsede, dem höchsten Punkte der Hochheide, oder wie in Fallingbostel, dem „Paradiese der Heide", die alten Herbergen nicht mehr aus, so daß wie im zuletzt genannten Orte neue — das treffliche „Hotel zum Böhmetale" — gebaut werden müssen. Heute haben sich in keiner Gegend Deutschlands so viel Malerkolonien als in der Heide gebildet.

Im Oktober 1903 landete ich abends in Bispingen, drei Stunden nordöstlich von Soltau. Im ersten Gasthof hieß es wie in der Hochsaison im Harz oder in Thüringen: „Alles besetzt!" Bei ihnen, sagte man, wohnten Professoren aus München. Im zweiten Gasthofe wäre vielleicht noch Platz, dort seien die „Malerlehrlinge". So war's noch im Oktober!

Und weit im Spätherbste 1904 saßen wir im „Hotel zum Böhmetale" in Fallingbostel, das allerdings für Heideverhältnisse eine Perle ist, abends wiederholt mit zwölf bis fünfzehn Fremden zusammen, mit lauter Heidewanderern oder Heidegästen.

Den Pfadfindern unter den Malern: Christian Morgenstern und Valentin Ruths folgten zahlreiche andere. R. Linde nennt neben den Worpswedern: Kauffmann, Bracht, Schuch, Rodeck, die drei Koken aus Hannover, Kallmorgen, Schwinge und auch einen der größten H. Zügel.

Ungezählte müßten noch erwähnt werden, besonders auch Köster und Irmer.

Einer der Vorgänger der Worpsweder ist L. Bokelmann gewesen, der 1874 als Direktor der Berliner Akademie starb. Im Jahre vorher hatte er noch mitten in der Lüneburger Heide das große Bild gemalt: „Aus-

teilung des Abendmahls in der Kirche zu Selsingen." Und er soll es eigentlich gewesen sein, der die Worpsweder auf die eigenartigen Schönheiten des Moores und der Heide, seiner alten Heimat — er stammte aus St. Jürgen bei Bremen — aufmerksam gemacht hat.

Einer der ersten, die sich nicht begnügten, flüchtig im Sommer das Heideland zu durchstreifen, sondern sich inmitten seines Gebietes anzusiedeln, war Georg Müller vom Siel, der seit 1896 im weltfernen, aber durch tausenderlei Schönheiten verklärten Heidedorfe Dötlingen im Oldenburgischen wohnt und dort eine Reihe von vornehmen Kunstwerken geschaffen hat, Bilder wie: Heidelandschaft mit Schafen, Herbst in der Heide, Bauerngehöft, Aussicht vom Petersberge, Landschaft an den Goldbergen u. a. (Vgl. Ein Neuland für die Kunst von L. Bräutigam. Deutsche Heimat. 4. Jahrgang. 10. Heft.)

In Zeven hatte sich W. Feldmann angesiedelt. Voran gingen in der Heidemalerei namentlich Hamburger und Hannoveraner. Die Vertreter der dritten großen Heiderandstadt, Bremen, folgten erst später; aber eine stattliche Schar ist nun auch dort zu nennen.

Bernhard Wiegandt, dessen Standquartier im Sommer in den letzten Jahren Fischerhude bei Bremen war, erregte vor einigen Jahren mit seinem großen Gemälde: In der Heide bei Niederhaverbeck berechtigtes Aufsehen.

Ernst Müller-Scheeßel war auf dem ersten niedersächsischen Trachtenfeste zu Scheeßel im Herbst 1904 gut vertreten, und Gemälde von G. Bardenheuer und Sophie Wenke fanden auf einer kleinen Heidemalerausstellung neulich im Lessingverein zu Bremen Anerkennung.

Eines der schönsten Heidebilder „Erika", von Henseler, schlicht, einfach, aber unnennbar treu und schön, stand neulich im Leuwerschen Kunstsalon zu Bremen.

Wie reich auch auf diesem Gebiete die Heimatskunst in den letzten Zeiten erblüht ist, davon gibt besonders auch die von den Brüdern Freudenthal 1895 begründete Zeitschrift „Niedersachsen" Kunde, in deren letzten Jahrgängen durchschnittlich etwa dreißig Maler und Zeichner den künstlerischen Buchschmuck lieferten, darunter eine ganze Reihe von bewährten Kräften, die sich auch sonst als Heidemaler einen Namen geschaffen haben. Diese Heimkehr der Maler in die Heimatheide hat eindringlich und anschaulich geschildert Diedrich Speckmann in seinem schlichten, aber treuherzigen Buche: Heidjers Heimkehr. Ein junger Mann aus der Heide ist in die Fremde gezogen, um in München Maler zu werden; aber so sehr er sich mit allerhand fremden Stoffen abquält —, mit keinem Bilde hat er Erfolg. Da hat er den guten Einfall, in die alte Heimat zurückzukehren, unerkannt

und fremd. Und hier weist ihm sein alter Dorflehrer schließlich auch den rechten Weg für die Kunst, lenkt ihn hin auf alle die ungezählten Schönheiten des stillen Landes, auf die dunklen Föhrenwälder, die alten gemütlichen Bauernhäuser aus Fachwerk mit den Pferdeköpfen am Giebel, die sturmfesten, wetterzerzausten Eichen, die weißzarten Birken, auf die in allen Farbentönen wunderbar erglühende Heide, auf die wortkargen, ernsten Menschen mit ihren stillen gefurchten Gesichtern, die der Menschheit noch manches zu sagen hätten, was man draußen selten noch fände: von stiller Sammlung der Seele, von Herzensfrieden. In warmherzigen, beredten Worten gibt hier Speckmann, anknüpfend an Ludwig Richters Buch: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, gleichsam die Lebensbedingungen, den Grundton und Grundcharakter der neueren Heidemalerei an.

Diese neue Heidekunst hängt mit dem Erwachen der neuen Heimatkunst zusammen, die im Gefolge und gleichsam auch als Ergänzung der modernen Kunst aufkam. In dem neuen Realismus und Naturalismus offenbarte sich das in der Menschheit immermehr wachsende schärfere Sehen.

Dann aber erscholl etwa 1893 auch im Gegensatz zur Weltstadtkunst der Ruf: „Los von der Großstadt!“ Die neue Heimatkunst entwickelte sich, die zwar einzelne bereits wieder für abgetan erklären, aber deren gesicherte Ergebnisse bestehen bleiben werden.

In Speckmanns Erzählung wird es nun so dargestellt, als ob diese Heimkehr der Maler, der Künstler, von einem alten treuherzigen Heidjer, einem stillsinnigen alten Dorflehrer ausgegangen sei. Das ist poetisch sehr reizvoll, entspricht aber keineswegs der Wirklichkeit. Diese ganze neue, so großartig aufblühende Heidekunst, dieser wunderbare Dichter- und Malerfrühling ist nicht in der Heide entstanden, hat sich nicht in ihr organisch entfaltet, sondern ist umgekehrt doch von der Stadt, der Großstadt aus in die stille Heidewelt getragen worden. Auch das schlummernde Heide-Aschenbrödel konnte sich nicht selbst erlösen, sondern mußte von einem fremden Prinzen wachgeküßt werden.

Auch unter den neueren Heidedichtern sind bei weitem die meisten Großstadtdichter. In ihnen kommt die Sehnsucht des modernen Städters nach der stillen Keuschheit der ewigtreuen Natur zum Ausdruck. Ganz das gleiche, was im Schlußteil des Schillerschen Hymnus an die fromme Natur im „Spaziergang“ erklingt, ist der Grundton der neueren Heidedichtung: Heimkehr in die Jugendheimat!

> Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
> Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück,

diese berühmten Worte Schillers könnten wir als Motto über die neuere Heidedichtung setzen. Sehnsucht ist die Seele unserer Zeit und der modernen

Literatur und Lyrik, sagt K. E. Knodt im Vorworte zu seiner trefflichen Gedichtsammlung: Wir sind die Sehnsucht.

Sehnsucht ist auch die Seele vieler neuerer Heidegedichte.

Von den nennenswerten Heidedichtern der neueren Zeit sind nur wenige zu bezeichnen, die in der Heide ihre wahre und einzige Heimat haben.

Viele haben draußen in der Welt erst sich auf die Schönheiten der Heide besonnen.

O wie ich dich lieben lernte,
Du Heimat, die mich gebar,
Da ich von dir mich entfernte
Und in fremden Landen war.

(Franz Evers, Heimatwege.)

Draußen in fremden Städten sind diese Heidedichter durch Vergleichungen erst inne geworden, was sie an der alten Jugendheimat gehabt haben.

Dort in den großen Städten,
Da lag meine Seele in Bann.

(Franz Evers, Seelenjubel.)

Bereits 1890 gab August Freudenthal einen Sammelband heraus: Die Heide. Nicht weniger als 93 Dichter haben hier Beiträge geliefert. Wer es noch nicht wußte, konnte schon damals aus diesem reichhaltigen Buche erfahren, daß die früher so geschmähte und gelästerte Heide mehr besungen worden ist als jede andere Gegend Deutschlands, der vielgepriesene heilige Rheinstrom mit inbegriffen.

Den Ehrennamen des Heidedichters erhielt zuerst August Freudenthal, der von Bremen aus mit unentwegter Hingabe für die Lüneburger Heide eingetreten ist. Außer dem schon genannten Sammelbande „Die Heide“ sind hervorzuheben sein Gedichtband, dann die verschiedenen Bände: Heidefahrten, in denen er Land und Leute schildert, und endlich die Gründung der Zeitschrift „Niedersachsen“, die sein Bruder Friedrich Freudenthal heute noch als Mitherausgeber leitet.

Auch das Wirken Friedrich Freudenthals ist fast ausschließlich der Heide gewidmet, und eine stattliche Reihe von Werken liegt von ihm vor: die Gedichtbände: In Lust und Leed und Heidekraut und Ginster; ferner die Erzählungen: In de Fierabendstied, Sonderlinge und Vagabunden, Unnern Strohdach, Wied und sied, Der Cambridge-Dragoner u. a. Heidegeschichten und neuerdings Lienhop u. a. Geschichten.

Seitdem August Freudenthal 1890 „Die Heide“ herausgab und alle die Heidedichter zusammentrommelte, ist nun aber erst eigentlich die Zeit für die Heidedichtung gekommen. Und über diese neuesten Heidedichter, die bei Freudenthal noch nicht genannt sind, soll hier ein Wort noch gesagt werden.

Da ist zunächst der größte Lyriker unserer Tage: Detlev v. Liliencron. Wer nur über ihn schreibt, erwähnt auch seine Stellung zur Heide. Am schönsten hat ihn für mich Grotthuß in seinen Problemen und Charakterköpfen geschildert, wenn er über Liliencron sagt: Die eigentliche, die Herzensheimat Liliencrons ist die Heide. Dort träumt er, nach der Jagd auf einem Hünengrabe eingenickt, vom König Ringelhaar, der sich mit goldenen Locken über ihn beugt; dort erscheinen ihm das Leben und der Tod in ihren wechselnden Gestalten; dort wachsen und blühen ihm wild die Freuden der Liebe wie das braune Heidekraut. Und dann führt Grotthuß die schöne Stelle an:

„Die Heide. Sie blüht. Was ist da zu sagen?
Du Aschenbrödel der Natur, du Menschentrost,
Du seliger Hort der Einsamkeit, wie lieb'
Ich dich, wie lieb' ich dich . . .“

In verschiedene neuere Gedichtsammlungen — vgl. besonders „Vom goldenen Überfluß“ — sind Liliencrons „Heidebilder“ übergegangen, kurze Strophen, die so recht in der ganzen „Liliencron-Weise“ gesungen worden sind, Verse von schlagender Kürze, größter Anschaulichkeit, bei der charakteristische Merkmale in wirklich greifbare Nähe gerückt sind. Die drei kleineren Gedichte könnten die Überschriften tragen: „Hochsommer in der Heide“, „Herbst“ und dann „Winterstimmung“, aber Liliencron meidet solche Gespreiztheit. Die Verse sprechen eben für sich, ohne Fingerzeige und Wegweiser.

Die drei kleinen Meisterwerke, so eine Art von reizendem Triptychon, wie es auch in der neueren Malerei Mode geworden ist, sind von einer Eröffnungsstrophe eingerahmt, in der er den größten Vorzug der Heide streift, den nämlich, daß sie „vor dem Menschengraus“ schützt, und dann von einem Schlußgesange, der gleichsam das Motto für die Heide bildet, von den stimmungsvollen Worten:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Auch bei dem mit Liliencron befreundeten Hamburger Dichter G. Falke kommt die Sehnsucht des Großstädters nach dem stillen Frieden zum Ausdruck. Der hochstehende Dichter beneidet einen der ärmlichsten, unscheinbarsten, kleinsten, die auf Heidegrund erwachsen: einen stillen Hirtenbuben. Das erzählt Falke in köstlicher Art in dem Gedicht „Im Schnellzug“. Im Schnellzug erfüllt ihn die Hast des Lebens. Alles ein Hetzen und Drängen. Und draußen im Lande wunderbare Friedensfülle. Und nun vollends die beseligende Einsamkeit, als der Zug durch die blütenblaue

Heide stürmt! In wenigen Strichen zaubert er uns das merkwürdige Land vor die Seele. Und sein Blick bleibt bei einem Knirps haften, der faul wie ein Dachs sich bei seinen Gänsen sonnt. Der weiß ja gar nicht, wie gut er's hat. Aber Falke schließt verblüffend ab mit den sehnsuchtsvollen Worten:

O Junge, hast du's gut! Ich wollt',
Ich läg dort auf dem Bauche,
Indes der Zug vorüberrollt,
Und gaffte nach dem Rauche.

Die im Jahre 1895 gegründete Heimatzeitschrift „Niedersachsen", die nun ungezählte Heidedichtungen vornehmer und geringerer Art gebracht hat, bot als erstes Gedicht damals „Heimatwege" von Franz Evers. Besser konnte die reiche Dichtergalerie nicht eröffnet werden. Eine schönere poetische Verklärung des niedersächsischen Heimatlandes gibt es nicht, wenn es da im Anfange heißt:

Es duftet die blühende Heide
Im niederdeutschen Land, —

und wenn der prächtige Gesang mit den herrlichen Worten ausklingt, die jedem echten Niedersachsen zu Herzen gehen müssen:

Du Land mit tiefen Gemüten,
Dein Sommer glimmert und gleißt.
Deine Bienen umsummen die Blüten:
Möge dich Gott behüten,
Du niederdeutscher Geist.

Franz Evers, der tiefe Mystiker, der dunkle Abgrundsgrübler, der alle verschleierten Geheimnisse belauscht und alle verborgenen Fernen durchreist, ist nichts weniger als kleinbürgerlicher Heimatsänger, aber er muß doch als ein echter Heidedichter aus neuester Zeit mitgenannt werden. Außer „Heimatwege" hat er noch dreimal die beseligende Rückkehr aus der wilden Welt in den Heidefrieden besungen, in: „Kraft der Heimat", in „Seelenjubel", in dem er aufjauchzt:

Nun hab' ich die Heide durchwandert
Zwölf Stunden und wohl noch mehr.
Es jubelt in meinem Blute;
In seligem Übermute
Zieht meine Seele einher

(Hohe Lieder.)

und in den schlichten, aber innigen Versen:

Und wieder ein Gang durch die Heide,
Ein Gang im Glück.

(Erntelieder.)

Ein kleines Meisterstück landschaftlicher Malerei sind die kurzen acht Verse aus den „Ernteliedern“:

> Ginstergold und rote Heide,
> Regungsloser Sommertag usw.

in denen wunderbar die große Stille, die weihevolle Ewigkeitsstimmung der Heidelandschaft getroffen ist:

> Keine harten Laute stören:
> Alles dehnt sich klar und weit.
> Und du kannst das Atmen hören
> Schlafender Unendlichkeit.

In „Abend am Heidestrand“ findet er dafür neue Worte:

> Du wanderst weiter und weiter . . .
> Dein schweigsamer Begleiter
> Ist nur die Ewigkeit.
>
> (Hohe Lieder.)

Wie aus lindem Frühlingsduft gewoben, zart und keusch wie erste reine Liebe ist „Jugend“, ein im Volkston gehaltener Sang von einem Hirtenknaben und einer jungen Dirn.

> Und der Wind kam von der Heiden,
> Und küßte ihres Kleides Saum . . . .
> Die beiden, die beiden
> Träumten ihren ersten Traum.
>
> (Hohe Lieder.)

Es ist aber nicht bloß das Stille, Weiche, Sonnige, Verträumte der blühenden Heide, was Evers kennt, auch das Düstere, Schwere, unendlich Trostlose und Beängstigende ringt sich in ihm los, die Stimmung, die die Heide im Herbst erweckt. Vgl. sein gleichnamiges Gedicht und besonders „Am Teufelsmoor“. (Hohe Lieder.)

Die höchste Bedeutung hat die Lüneburger Heide von jeher für die Bevölkerungserneuerung in den Randgroßstädten Hamburg, Hannover und Bremen gehabt. Darauf weist auch R. Linde besonders am Schluß seines Heidebuches hin, wenn er sagt, daß seit vielen Jahrhunderten die überschüssige Volkskraft der Heide nach den Randstädten abströmte, für die das stille Land eine Art Mutterboden ist.

Auf diese Tatsache weist Evers hin, wenn er in „Heimatwege“ Heinrich den Sachsen, den Löwen von Bardowiek, besingt und hinzufügt:

> Solch Heer von Überwindern,
> O Heimat, ist dir entstammt —
> Und ich weiß, daß in deinen Kindern
> Eine werdende Zukunft flammt.

Daß in unserer Gegenwart in der Heidedichtung eine ungeahnte Segensfülle ausgebeutet wird, ein Höhepunkt, ein Hochmittag erreicht worden ist,

beweisen zwei neue Gedichtbände, die ausschließlich der Heide gewidmet worden sind: H. Benzmann, „Meine Heide“ und Franz Diederich, „Die weite Heide“. Der erstere hat die Pommersche Heide im Auge, in der er in dem Gesange „Heidemärchen“ den geheimnisvollen Zauber einer farbenleuchtenden Abendstimmung mit mildem poetischen Dufte zu zeichnen weiß. Man muß allerdings die Heide kennen, ihr ins Herz geschaut haben, wenn man die feinen Bilder des Dichters, seine abgeklärte Anschaulichkeit, seine tiefe Empfindung verstehen will.

Alles aber nun, was in der heutigen Heidedichtung in Betracht kommt, wird durch Diederichs Buch überragt, schon durch den Umfang. Andere sind auch Heidedichter, Diederich ist der Heidedichter unserer Tage. Viele betreiben, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Heidedichtung so als „Nebenbeschäftigung“, Diederich lebt und webt in der Heide, all sein Dichterschaffen wurzelt ausschließlich in ihr. Wohin wir blicken in dem köstlichen Buche „Die weite Heide“ streut Diederich sprachliche Schönheiten aus: neue, eigentümliche Wortbildungen, reizvoll poetische Bilder, tiefsinnige Gleichnisse. Dabei ist alles wirklich geschaut, wahrhaft erlebt, tief empfunden. Viele der Schauplätze der Dichtungen von der Hochheide bei Wilsede bis zur Ahlhorner Heide bei Wildeshausen in Oldenburg, vom Lummenlande bei Osterholz-Scharmbeck bis Ostenholz an der Aller lassen sich für den, der das Land kennt, verfolgen. Alles Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Auch Diederich sucht wie alle, die ein geheimes Sehnen in die Heide zieht, dort Stille, Frieden, Einsamkeit, qualferne Räume tiefer, tiefer Märchenruh. Diederich ist, wie auch bereits seine namentlich durch die Komposition P. Scheinpflugs bekannt gewordenen „Worpsweder Stimmungen“ zeigen, einer der allergrößten Landschaftslyriker, dessen „weite Heide“ einen ausführlichen Artikel allein verdiente.

Von neueren Heidedichtern nennt R. Linde noch Karl Woermann, Arthur Fitger, Ulrich Klein, Paul Engelhardt, H. Steinvorth, Hermann Löns. In einem Artikel über die Heidepoesie spricht Dr. Eick, abgesehen von der älteren Dichtung, nur von H. Busse und Ludwig Klages. Aber ungezählte Dichter aus der Gegenwart haben auch Heidegedichte veröffentlicht. Auch eine Volksdichterin in der Lüneburger Heide gibt es, Marie Kupfer in Schneverdingen, die einen Band Gedichte herausgegeben hat.

Und Georg Ruseler, der bekannte Oldenburger Dichter, führt uns in seinem „Wunderborn“ mit seinen niedersächsisch-friesischen Balladen, in solchen heroischen Gesängen wie „Ricklingen“, auch hinaus auf die Heide, um uns zu zeigen, wie heldenhaft auch Jungfrauen in dem stillen Lande sich wehrten.

Wer die Dichtung über die Lüneburger Heide noch näher kennen lernen will, als durch meine kurze Skizze, der muß die nette bereits in neun Jahrgängen vorliegende Zeitschrift „Niedersachsen“ zur Hand nehmen. Da wimmelt es von Heidedichtern, von denen man sagen kann: die Heide sang für sie, in ähnlichem Sinne, wie R. Wagner seinen Hans Sachs von vielen Frühlingsdichtern sagen läßt: Der Lenz, der sang für sie.

Ein besonderes Kapitel wäre noch dies: Heideerzähler. Diedrich Speckmanns Buch: Heidjers Heimkehr nannte ich schon. Über K. Söhle und sein neues Buch Schummerstunde mit seinen Heideerzählungen habe ich neulich im „Litt. Echo“ geschrieben. Und ein ganz eigentümlicher treuherziger Heideerzähler, Wilhelm Schaer, erringt immer mehr Ansehen, das beweisen seine Bände: Heimatliebe, Sachsentreue, Am Herdfeuer und Der Schatz im Moor mit ihren mildabgetönten landschaftlichen Bildern, ihren stillen Menschen, ihrer tiefinneren Gesamtstimmung.

Heute ist die Lüneburger Heide im Begriff, sagt R. Linde, die am meisten moderne Landschaft zu werden. Für die Malerei und fast noch mehr für die Dichtkunst steht sie bereits schon an erster Stelle unter allen deutschen Gauen. Es könnte eine wunderbar feine Gedichtsammlung werden, womöglich eine der besten Anthologien überhaupt, wenn einer die in den letzten fünfzehn Jahren so reich emporsprießenden Blüten der Heidepoesie in einem Bande vereinigen und eine Verlagshandlung für eine gute Ausstattung sorgen wollte.

Otto Ludwigs „Das Fräulein von Scuderi“.

Von **Rosa Schapire** in Hamburg.

Es war kein Zufall, der Otto Ludwig in den Jahren 1846/47 veranlaßt hat, E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scuderi“ dramatisch umzugestalten.

Neben Shakespeare, mit dem die feinsinnige, geistig rege Mutter ihn schon frühzeitig bekannt gemacht hat, haben die Werke der Romantiker, Tieck und Hoffmann, den größten Einfluß auf den noch nicht konfirmierten Knaben ausgeübt. Die Bilder aus dieser Zauberwelt waren so stark, daß Jahre nachher, um 1834, Hoffmanns Novelle „Signor Formica“ für den Entwurf von Ludwigs gleichnamiger komischer Oper benützt wurde.

Aber der Grund, der ihn zu jener düsteren, geheimnisvollen Novelle Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“ zog, lag tiefer. Etwas Gemeinsames hatte der Dichter gefunden, das ihn an Hoffmanns unheimlichen Goldschmied René Cardillac fesselte. Es war der Zug des sich selbst nicht

Genugtunkönnens, des Nichtfertigwerdens, und vielleicht hat keine der Gestalten, denen Otto Ludwig Leben gegeben hat, etwas gesagt, das so sehr an Selbstbeichte gemahnt wie jene Worte des Goldschmieds an den Maler Martin:

> Das Schöne wird nie fertig; immer könnt' es noch schöner sein. Und Ihr, ein Künstler, sprecht von Fertigsein?

Otto Ludwig, der in schwerem Ringen mit sich selbst Entwurf über Entwurf seiner Bernauer-Tragödie fertigstellt, der dem Stoffe immer neue Seiten abgewinnt, ohne zur endgültigen Redaktion zu schreiten, hat das Schöne kaum anders gefaßt, als René Cardillac es definiert:

> Eines Schönern Abglanz,
> Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.

Meister Renés Worte:

> Der fadste Hans, der nicht sein leichtes Handwerk
> Begreift, spricht man von Kunst, da reckt er sich
> Und reißt sich selber zur Bewunderung hin
> Mit weisem Urteil und mit Lob und Tadel.
> Und hätt' er nur nichts Besseres zu tun,
> Er würd' uns zeigen, wie man's machen muß.

finden sich ähnlich formuliert in einem zeitlich freilich etwas zurückliegenden Briefe Ludwigs an Karl Schaller vom 3. März 1840 aus Leipzig, jener Stadt, wo so viel Bücher gemacht werden, „weil die Leute so langweilig sind". Es heißt dort voller Groll über das Leipziger Literatentum:

> Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht ... Und hat man nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa ... und gießen ihr Gift darüber hin.

In seiner ersten dichterischen Schaffensperiode, wo ihm „das Vague der Musik nicht mehr genügt, wo er Gestalten haben muß", wie er seinem Tagebuche anvertraut, drängt es ihn, seine Gestalten von seinem eigenen Herzblut trinken zu lassen. Er greift nach Stoffen, in denen er sich selbst oder einen Teil seines Ichs geben konnte. So entsteht 1844 der Plan zu einem historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen", das die kritischste Situation in Friedrichs Leben, die Zeit zwischen der Schlacht von Torgau und der Rückeroberung von Schweidnitz, zum Inhalte hatte. Der Dichter, der selbst so viel gelitten hatte, identifiziert sich mit dem Könige, der den Schlägen des Geschickes Trotz bot.

Angesichts dieser Tatsachen und angesichts des Umstandes, daß es Otto Ludwig, wie er wiederholt bewiesen hat, nicht gegeben war, dem Publikum Konzessionen zu machen, möchte ich weniger Gewicht darauf

legen, als Adolf Stern, der liebevolle Biograph Ludwigs, daß sein Drama „Das Fräulein von Scuderi“ unter dem Drange entstanden ist, „endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen“.

Wenn das Drama unter diesen Gesichtspunkten geschaffen worden ist, so hat Otto Ludwig seinen Zweck nicht erreicht. Es entstand, wie schon bemerkt, in den Jahren 1846/47, 1849 legte er es Gutzkow, dem damaligen Dramaturgen der Dresdner Hofbühne, vor. Dieser nahm das Drama günstig auf, hielt aber eine Bearbeitung für nötig, und Ludwig, der damals bereits ganz im Banne seines „Erbförster“ war, konnte sich hierzu, sowie zu einer Veröffentlichung überhaupt nicht mehr entschließen. „Das Fräulein von Scuderi“ ist zum erstenmal in den Nachlaßschriften von 1865/69 erschienen.

Bei Ludwigs Schaffensart: er sieht Gestalten in einer bestimmten Stellung vor sich, die gewaltsam fordern, festgehalten zu werden und erfindet dann erst die Fabel, ist es so naheliegend, daß er einem anderen das rein Stoffliche entlehnt, daß es sich erübrigt, Hypothesen über seine Beweggründe aufzustellen. Charakteristisch für ihn ist, wie er den gegebenen Stoff umgestaltet hat. Den Inhalt von Hoffmanns Erzählung hat er getreu übernommen, aber er hat die Charaktere verinnerlicht, ausgebaut, er hat ihnen ihre tiefsten Geheimnisse abgelauscht und ihnen eine tragische Größe gegeben, die sie bei Hoffmann nicht haben.

Hoffmanns Novelle bildet einen Teil der Rahmenerzählung „Die Serapionsbrüder“. Nachdem Silvester sie den versammelten Freunden erzählt hat, ergehen diese sich in Erörterungen über den Gegensatz zwischen Drama und Erzählung. Mit einem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf „Das Fräulein von Scuderi“ findet Lothar,

> daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zum Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß.

Vielleicht hat gerade diese Bemerkung Ludwig zum Widerspruch, zum Nachprüfen gereizt.

Hoffmanns Quelle war der ehrwürdige Nürnberger Chronist Wagenseil, der mit „angenehmer Courtoisie“ von der geistreichen alten Hofdame, die er in Paris besucht hat, berichtet. Ein „bell humor hatte eine Supplikation in Versen gleichsam an den König im Nahmen aller Verliebten zu Paris aufgesetzet“. Wenige Tage darauf erscheint die Antwort der „Beutelschneider“ „von der man aber bald in Wissenschaft kommen, daß die Fräulein von Scudery solche aufgesetzet .... daß eben die Galane keine Ursach hätten sich groß zu beklagen —“, da sie ja doch mit leeren Händen zum Liebchen gehen. Selbst die geheimnisvolle Schmuckübergabe findet sich bei Wagenseil, aber sie ist dort ein Scherz der Herzogin von Montansier.

Am Hofe Ludwigs XIV. nahm man es mit der Not bedrängter Galane nicht allzu schwer; Hoffmann faßt Fräulein von Scuderi tiefer und erfindet den geheimnisvollen René Cardillac zu dieser Episode. Unter Otto Ludwigs Händen vertieft sich der Charakter der alten Hofdame noch mehr, und was in Wirklichkeit Scherz war, wird bei ihm zum Ernst, der eines sozialen Hintergrundes nicht entbehrt.

Die Chambre ardente wurde 1682 aufgelöst, und Hoffmann, dessen Erzählung „wahrhaft serapiontisch ist, weil sie auf geschichtlichem Grund gebaut, doch hinaufsteigt ins fantastische", wählt das Jahr 1680 als Zeitpunkt. Otto Ludwig verfährt mit dem historischen Hintergrunde viel freier und läßt sein Drama „Anfangs des 18. Jahrhunderts" spielen, um die Aufhebung der Chambre ardente mit dem Tode der Scuderi (1701) in Einklang zu bringen.

Die Spannung des Lesers ist bei Hoffmann viel größer, als bei Ludwig. Das seltsame Dunkel löst sich in der Novelle erst im letzten Augenblicke durch Oliviers Beichte. Bei Otto Ludwig dagegen sind wir schon im 2. Akte über René Cardillacs Charakter im klaren, und so könnte es fast erscheinen, als wenn Hoffmann als Dramatiker, Ludwig als Epiker verfahren wäre. Und doch hat Ludwig mit feinem Scharfblick erkannt, daß das Tragische und Ergreifende: die Vorgänge in René Cardillacs Seelenleben von Hoffmann nicht ausgeschöpft wurde. Was bei Hoffmann Handlung ist, setzt er in Schilderung um, während Vorgänge lebendig an uns vorüberziehen, bei denen sich Hoffmann auf Schilderung durch Dritte beschränkt.

In sehr anschaulicher Weise — die Erzählung setzt damit ein — spielt sich bei Hoffmann vor uns ab, wie Olivier Brusson in nächtlicher Stunde Einlaß heischend an Frl. von Scuderis Tür pocht, um der Dame den Schmuck im Auftrage seines Meisters zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit will er seinem bedrängten Herzen Luft machen, denn nur durch die Scuderi glaubt er einen Ausweg aus jenem furchtbaren Dilemma finden zu können, in dem er sich als Mitwisser von Cardillacs Geheimnis befindet. Die Martinière, die treue Dienerin der Scuderi, öffnet ihm das Tor, aber durch sein aufgeregtes Gebaren aufs äußerste erschreckt, verweigert sie ihm den Zutritt zur geliebten Herrin. Die Maré-chaussée erfüllt in diesem Augenblicke die stille rue St. Honorée mit Waffengeklirr, und Olivier ergreift die Flucht, ohne die alte Dame gesprochen zu haben.

Diese Szene verlegt Otto Ludwig, als der Vorgeschichte angehörend, in die Exposition (1. Akt 2. Szene) und läßt die Martinière Serons, dem Arzt und Freunde der Scuderi, das nächtliche Abenteuer mit wenigen Worten erzählen.

Bei Hoffmann erleben wir die Szene, wie die Scuderi das geheimnisvolle Kästchen am nächsten Morgen übernimmt, den Schmuck findet und fassungslos in Tränen ausbricht, weil die „Unsichtbaren“ ihre Worte

Un amant qui craint les voleurs
N'est point digne d'amour

dahin gedeutet haben, daß sie mit ihrem schändlichen Treiben einverstanden sei. Ratlos sucht sie die Marquise de Maintenon auf, diese empfiehlt, Cardillac holen zu lassen, und

als sei er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Wieder verlegt Otto Ludwig diesen Vorgang als unwichtig hinter die Szene und begnügt sich mit einer kurzen Schilderung. An Stelle jener graziösen Verse setzt Ludwig den etwas gesuchten Vierzeiler:

Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen,
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert geliebt zu sein.[1])

während er den Brief der „Unsichtbaren“ von einigen Kürzungen abgesehen wörtlich von Hoffmann übernimmt.

Aber des Rates der Maintenon bedarf es nicht, die Scuderi hat aus eigenem Antriebe Cardillac, in dem sie den Verfertiger des Schmuckes mutmaßt, holen lassen. Sie hofft von ihm zu erfahren, für wen das Geschmeide ursprünglich bestimmt war, um es dem rechtmäßigen Besitzer erstatten zu können. Und Cardillac tritt nicht, „als sei er auf dem Wege gewesen“, sofort ein, sondern wir werden in hübscher Weise und gleichsam unabsichtlich, ehe Cardillac aufgetreten ist, mit seinen Lebensgewohnheiten — er steht im Geruch der Frömmigkeit — vertraut gemacht. Erfahren wir doch, daß Baptiste ihn in Saint Sulpice überrascht habe, und der Goldschmied in zwei weiteren Kirchen seine Andacht verrichten müsse.

Wie sehr aber unterscheidet sich Cardillacs Auftreten bei Ludwig von der gleichen Szene bei Hoffmann! Bei Ludwig leben wir die ganze Qual dieses Mannes mit, er will der Scuderi den Schmuck schenken, weil er dadurch den bösen Geist, der ihn zum Morde treibt, glaubt bannen zu können, und doch ergreift ihn beim Anblicke seiner Juwelen das Verlangen, sie zu behalten. Immer wieder reicht er dem Fräulein den Schmuck hin, wenn er ihn aber, wie es in den szenischen Angaben heißt, „in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück“. Nur durch schleunige Flucht macht Cardillac diesem Kampfe ein Ende. Bei Hoffmann

1) Diesen Vers hat Hoffmann wörtlich bei Wagenseil entlehnt.

gebärdet er sich wie ein Sonderling, bei Ludwig wie ein von Dämonen Gefolterter. Auch der Eindruck, den er auf die Zurückbleibenden hinterläßt, ist bei Ludwig viel stärker. Die Scuderi, wenngleich erschrocken, geht bei Hoffmann ohne weiteres auf der Maintenon Scherze ein, die in ihr die Goldschmiedsbraut sieht und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau belehren will. Den Auftritt bringt die Scuderi „in gar anmutige Verse, die sie am folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas“. Könnte die Scuderi, die bei Ludwig so ergriffen ist, diesen Vorfall wohl auch gleich dichterisch ausbeuten? Was sie in Renés Gegenwart empfunden hat,

mehr war's als Widerwillen — Grauen war's, war Schauder.

Damit schließt der erste Akt. Während Hoffmann sich in seitenlangen Schilderungen der Zustände in Frankreich ergeht, füllt die Exposition bei Ludwig die 1. Szene des ersten Aktes. Diese Schilderung ergibt sich in der natürlichsten Weise, indem Serons Miossens, der nach längerer Abwesenheit nach Frankreich zurückkehrt, über die seltsamen Ereignisse unterrichtet. Drei Momente bilden die Vorgeschichte:

1. die Gründung der Chambre ardente,
2. der Scuderi Vierzeiler, der die Runde durch Paris gemacht hat,
3. die Mitteilung über die geheimnisvollen Morde.

Und gleich setzt die dramatische Handlung ein, da Miossens das Wagnis reizt, den Kampf mit dem Mörder aufzunehmen. Die Fäden der Handlung spinnen sich in den bereits besprochenen Szenen weiter, indem die Scuderi durch die Übergabe des Schmuckes in die Handlung, in der sie eine so wichtige Rolle spielen soll, hineinverflochten wird.

Für den zweiten Akt hat Ludwig kaum eine Szene bei Hoffmann gefunden. Der ganze Aufzug baut sich aus Vorgängen auf, die sich Ludwig entweder aus den Charakteren ergeben haben, oder aus neu geschaffenen Situationen, die sich dem Rahmen des Ganzen aufs glücklichste einfügen und klares Licht auf die handelnden Personen werfen.

Bei Hoffmann sehen wir die Liebenden, Madelon und Olivier, kein einziges Mal vor der Katastrophe zusammen, während Ludwig jene reizende Szene in Cardillacs Werkstatt erfindet, wo Madelon umsonst in Olivier dringt, ihr sein Vertrauen zu schenken. Sie empfindet sein verändertes Wesen, aber sie forscht vergebens nach dem Grunde.

Dann treten Personen auf, die durchaus auf Ludwigs Erfindung beruhen, so die geschwätzige Caton, von der wir bei Hoffmann nur hören, daß sie „eine Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig“ ist. Caton, die sprechen muß, „wenn sie der Geist regiert“, macht uns mit all

dem Aberglauben vertraut, der in den Köpfen jener Menschen spukt und infolge der grauenvollen Ereignisse die seltsamsten und üppigsten Blüten treibt. Sie ist es auch, der Oliviers aufgeregte Art auffällt, die zuerst den Mörder in ihm sieht, Degrais herbeiruft und so entscheidend in die Handlung eingreift.

Dagegen haben weder Lejean, der verarmte Goldschmied, dem Cardillac hilft, noch der Maler Martin — zwei Figuren, für die Ludwig bei Hoffmann auch nicht die leiseste Andeutung gefunden hat — für die Handlung selbst Bedeutung. Sie dienen ausschließlich dazu, Cardillacs Eigenheiten zu illustrieren und ihn uns menschlich näher zu bringen.

Ebenso haben Baptiste und die Martinière, die treuen Diener der Scuderi, manchen neuen Zug bekommen, und in diesen komischen Szenen verrät sich Shakespeares Einfluß.

Wieder geht die Handlung einen Schritt weiter: Jérome, Miossens Diener, fordert den bestellten Schmuck im Auftrage seines Herrn. Durch geschickte Fragen erfährt Cardillac, daß der Schmuck für die Geliebte des Grafen bestimmt sei und ihr am nächsten Abend gebracht werden soll. Sofort reift sein Entschluß, am Grafen zum Mörder zu werden, da er sich vom Schmucke nicht trennen kann. Auch das ist ein Vorgang, von dem wir bei Hoffmann wohl ganz allgemein hören, der sich aber nie vor uns abspielt.

Dann folgt Cardillacs Beichte vor Olivier. Er sucht ihm begreiflich zu machen, warum er sich — und sei es auch durch Mord — den Schmuck, den er geschaffen hat, wieder aneignen muß. Nach einer solchen Szene sucht man bei Hoffmann vergeblich. Hoffmann genügt es, daß Olivier der Scuderi (und auch dem Leser) den Schlüssel zu Cardillacs Charakter gibt, als er ihr sein Geständnis ablegt, während Degrais mit Bewaffneten in einem Nebenraume auf ihn wartet, um ihn bei Tagesanbruch ins Gefängnis zurückzuführen. Was dort Schilderung durch einen Dritten ist, wird bei Ludwig zu lebendiger Handlung, die sich vor unseren Augen abspielt und uns mitreißt.

Aber in Cardillacs Beichte verflicht sich bei Ludwig als erregender Faktor ein neues, die Handlung förderndes Moment: Cardillac beklagt, der Scuderi den Schmuck geschickt zu haben. Olivier weiß, was einem solchen Bedauern zu folgen pflegt, er eilt in die Wohnung der alten Hofdame, um sie zu beschwören, am nächsten Tage den Schmuck Cardillac unter irgendeinem Vorwande zurückzuschicken. Wieder gelingt es ihm nicht, der Scuderi sein Herz zu öffnen, denn die Wache, von der erschreckten Martinière herbeigerufen, folgt ihm auf dem Fuß, und er vermag sich nur durch eilige Flucht zu retten.

Diese Szene korrespondiert mit jener bei Hoffmann, wo Olivier den Schlag der Glaskutsche der Scuderi auf dem Pontneuf aufreißt und die zu Tode erschrockene Dame beschwört, Cardillac den Schmuck zurückzuschicken.

Dies Bild hat sich Ludwigs derart bemächtigt, daß er nicht davon lassen kann und es an gänzlich verkehrter Stelle anwendet. Bei Hoffmann hat Oliviers Vorgehen einen Sinn: er weiß, daß die Scuderi in Lebensgefahr ist, er sieht und warnt sie. Welchen Sinn hat es aber, wenn Olivier, wie wir bei Ludwig aus dem Berichte der Martinière erfahren (I. Akt 2. Szene), nachdem er der Scuderi des Nachts den Schmuck gebracht hat, am nächsten Morgen ihren Wagenschlag aufreißt, und wie die Frauen vor Schreck aufschreien, stöhnend vom Trittbrett gleitet? Offenbar gar keinen, denn Olivier hätte sich sagen müssen, daß er durch dieses Vorgehen das Fräulein nur erschrecken kann, — das gelingt ihm denn auch im vollsten Maße. Dazu kommt noch — und das haben Hoffmann sowie Ludwig umgangen —, daß Olivier sich den Zugang zur Scuderi nicht auf so gewaltsame Weise zu erzwingen braucht. Ihre Güte ist bekannt, jeder Unglückliche hat Zutritt zu ihr, um wieviel mehr aber Olivier, den sie als Anne Guiots Sohn (Anne Guiot war eine arme Jugendgefährtin und Dienerin der Scuderi) mit offenen Armen empfangen würde.

Bei Hoffmann hören wir erst, als Olivier bei der Scuderi ist, von Anne Guiot. Das ist jedenfalls Ludwigs Art vorzuziehen, bei dem wir ganz unvermittelt und technisch wenig geschickt von Anne Guiots Existenz erfahren. Nachdem sie über zwanzig Jahre verschollen ist, ist es doch ein gar zu sonderbarer Zufall — ein Traum —, der das Fräulein plötzlich auf sie zu sprechen bringt. Man fühlt Ludwigs Absicht, auf diese Beziehungen vorzubereiten, zu deutlich „und man ist verstimmt".

Im dritten Akt der gleiche Fall wie im zweiten: wieder Szenen wie die zwischen Cardillac und Miossens, die auf Ludwigs freier Erfindung beruhen und dazu dienen, glänzende Streiflichter auf Cardillacs Charakter zu werfen. Dann folgt Cardillacs düsterer Monolog. Der Gedanke an den bevorstehenden Mord erfüllt ihn in solchem Maße, daß der ganze Vorgang sich vor seinem geistigen Auge abspielt, und wir mitzuerleben glauben, wie sich der Mörder auf das ahnungslose Opfer stürzt. Aber Olivier ist Cardillacs Kampf nicht entgangen, er folgt dem Meister, um einen Mord zu verhüten — doch es kommt anders als Cardillac gedacht hat. Miossens, auf den es abgesehen war, hat einen Panzer unter seinen Kleidern angelegt, daran gleitet Cardillacs Waffe ab — Miossens wirft sich auf den Mörder, verwundet ihn tödlich, und Olivier trägt den Sterbenden in seine Werkstatt. Dieser Kampf spielt sich hinter den Kulissen ab, vor uns dagegen Cardillacs grausige Sterbeszene und Degrais'

Eindringen mit den Bewaffneten. Der Verdacht fällt sofort auf Olivier, dieser verwickelt sich in Widersprüche, da er den wahren Sachverhalt nicht verraten will, und wird verhaftet, während Madelon ohnmächtig zu Boden sinkt. Auch bei dieser Szene, die den dramatischen Höhepunkt bildet, hat Ludwig in Handlung umgesetzt, was bei Hoffmann nur Schilderung ist und in drei verschiedenen Berichten auf uns kommt.

Unter Tränen schildert Madelon der Scuderi den Tod des Vaters und die Verhaftung des Geliebten. Den Verlauf der Verhaftung und Oliviers befangene Antworten erfahren wir aus La Regnies ironisch gefärbtem Bericht an die Scuderi, während Olivier ihr die tatsächlichen Vorgänge auseinandersetzt. Wie sehr die Wirkung durch diese Dreiteilung geschwächt und verzettelt wird, wie sehr Cardillacs erschütternde Sterbeszene — er ringt mit dem Tode und noch verfolgt ihn das Phantom des Schmuckes — Hoffmanns Berichten an innerer Kraft überlegen ist, leuchtet ohne weiteres ein.

Bei Hoffmann eine ausführliche Darstellung, wie der Zufall die Scuderi in dem Augenblicke vor Cardillacs Haus bringt, wo Brussons Verhaftung vor sich geht, und wie sie sich Madelons annimmt; Ludwig verlegt diesen Vorgang hinter die Szene. Der vierte Akt setzt damit ein, daß Madelon bereits im Hause der alten Dame ist, und diese von ihrer Unschuld und damit auch von der ihres Geliebten überzeugt, setzt alle Hebel für Oliviers Freilassung in Bewegung.

Da übermittelt ihr Degrais Oliviers Bitte, ihr sein Geständnis ablegen zu dürfen. Einen Augenblick schwankt sie aus Furcht, die Chambre ardente wolle sie als ihr Werkzeug gebrauchen, aber im nächsten schon sagt sie sich, daß sie ohne Oliviers Geheimnis preiszugeben, vielleicht doch etwas für ihn tun kann. Olivier, den Degrais mitgebracht hat, wird sofort hineingeführt, und sie erkennt mit Entsetzen den Mann in ihm, der sie gewarnt hat. Im Glauben, daß der Mörder selbst vor ihr stehe, weigert sie sich sein Geständnis entgegenzunehmen. Ist er der Mörder, so ist Madelon seine Mitschuldige, und ihre Tränen gelten nicht dem Tode des Vaters, sondern der Furcht vor der Entdeckung. Ihr Glauben an die Menschen bricht zusammen und sie klagt verzweifelt:

> Meine Welt ist mir zerbrochen,
> Meine Welt voll hoher edler Gestalten;
> Die Scherben stechen mir die Seele wund!

Aber Madelons Schmerz rührte sie im gleichen Augenblicke aufs neue, sie läßt Degrais und Olivier eilends zurückholen, um letzteren zu hören.

Der Umschwung der Scuderi ist bei Ludwig durchaus überzeugend durchgeführt. Man vergegenwärtige sich, daß ihr Degrais' Aufforderung,

Olivier zu sprechen, ganz unerwartet kommt, und ehe sie noch Zeit gehabt hat sich zu fassen, steht Olivier vor ihr. Versagt ihr auch für einen Augenblick der Mut, so ist sie im nächsten schon Herr über sich selbst.

Anders bei Hoffmann, wo die Scuderi es sich bei La Regnie als Gunst erbittet, Olivier sprechen zu dürfen. Muß ihr nicht bei La Regnies Bericht, bei den erdrückenden Beweisen, die gegen Olivier sprechen, die Frage aufsteigen: Und wenn er doch schuldig wäre? Da darf es ihr, die sich sonst so klug und gefaßt benimmt, eigentlich nicht passieren, daß sie ohnmächtig wird — ein billiges Verlegenheitsmittel — und sich weigert, den Gefangenen zu sprechen. Erst auf Degrais' Drängen — denn die Chambre ardente hofft auf diese Weise hinter das Geheimnis zu kommen — gibt sie Olivier später Gelegenheit, ihr seine Beichte abzulegen.

Ludwig hat dadurch, daß er beide Momente verschmolzen hat, das Wesentliche der Handlung beibehalten und ihr eine größere innere Wahrscheinlichkeit gegeben.

Oliviers Beichte ist bei Ludwig wesentlich kürzer als bei Hoffmann, da wir ja bei ihm mit der ganzen Vorgeschichte vertraut sind. Aber die Wirkung bleibt dieselbe: die Scuderi will Olivier retten und muß sein Geheimnis wahren. Nun beginnen die Fäden sich zu entwirren: Miossens, dem ihre Anteilnahme an Oliviers Schicksal bekannt ist, gesteht ihr, daß er Cardillac getötet habe, und sie eilt zum Könige, um ihm, nicht aber der Chambre ardente, Oliviers Geheimnis anzuvertrauen und seine Freilassung zu bewirken.

Diese Szene, die wir bei Hoffmann miterleben, spielt sich bei Ludwig hinter den Kulissen ab, und im 5. Akte finden wir die Scuderi krank infolge der gehabten Aufregungen in ihrem Zimmer. Aber sie darf jetzt nicht krank sein. Während sich alles zu Oliviers Gunsten gewendet zu haben scheint, tritt plötzlich ein Umschwung ein: Frau von Maintenon will nichts mehr für ihn tun, und dem Könige hat man vorgespiegelt, daß das Volk Oliviers Tod verlange, während es in Wahrheit seine Befreiung und die Auflösung der Chambre ardente fordert. Da kann nur eine helfen: Fräulein von Scuderi. Sie tut es trotz ihrer Krankheit, trotzdem sie sich den größten Gefahren aussetzt, denn sie nimmt den Kampf mit La Regnie auf und sagt dem Könige eine Wahrheit, die er nicht hören will. Und sie siegt, aber sie erreicht nicht nur Oliviers Befreiung; weit über diesen Einzelfall hinaus geht, was sie getan hat: die Chambre ardente, Frankreichs Fluch, wird aufgelöst.

Die Liebenden verlassen Frankreich auf des Königs Befehl. Die alte Hofdame aber hat sich zuviel zugemutet; während ihr das ganze Volk als seiner Befreierin zujubelt, fühlt sie die Schatten des Todes. Nach dem

sozialen Ausblick, den Ludwig hier eröffnet, sucht man bei Hoffmann vergeblich.

Bei Hoffmann liegen „mehrere Monate“ zwischen dem Augenblicke, wo die Scuderi den Schmuck bekommen hat und der Warnung, die Olivier an sie ergehen läßt. Mit anderen Worten ausgedrückt, heißt das, daß Olivier Monate hindurch um Cardillacs Treiben gewußt und nichts getan hat, um dem zu steuern. Das belastet ihn in sehr bedenklicher Weise, denn man muß bei Cardillacs Inanspruchnahme und seinem Charakter schließen (wenngleich Hoffmann nichts darüber äußert), daß in dieser Zeit Verbrechen begangen wurden, an denen Olivier durch sein Mitwissen zum Mitschuldigen wird. Und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre — darf Olivier um seiner Geliebten willen Frankreichs Bevölkerung von einem Wahnsinnigen ermorden lassen? Er muß, ganz gleich auf welche Weise, Mittel und Wege finden — Zeit genug hat er dazu —, um Cardillac unschädlich zu machen.

Bei Ludwig liegt der Fall anders, erst seit acht Tagen weiß Olivier um das Treiben des Meisters, und daß er in dieser kurzen Zeit noch zu keinem Entschlusse gekommen ist, ist begreiflich. Eines nur steht ihm fest: er muß jeden weiteren Mord verhindern, auch wenn er oder Cardillac daran zugrunde gehen sollte. Durch den an sich geringfügigen Umstand der kürzeren Zeitdauer wird Olivier bei Ludwig von jeder Schuld frei und sein Charakter geläutert.

Noch einmal setzt Ludwig eine kürzere Zeitdauer an, als dies bei Hoffmann der Fall ist, und wieder trägt dies zur Belebung der Handlung bei. Beinahe ein Monat liegt bei Hoffmann zwischen der ersten und zweiten Unterredung, die die Scuderi mit dem Könige hat. In dieser langen Zeit hätte der arme Olivier längst von der Chambre ardente zu Tode gefoltert werden können! So viel Zeit läßt sich Ludwigs Fräulein von Scuderi nicht. Kaum zwei Tage — genaue Angaben findet man darüber bei Ludwig nicht, aber diese Frist ergibt sich aus dem Gange der Handlung — scheinen zwischen der ersten und zweiten Unterredung, die die Scuderi mit dem Könige hatte, verstrichen zu sein. Dies der beste Beweis, um wieviel energischer sie bei Ludwig die Sache ihres Schützlings verficht.

Die ersten drei Akte des Dramas spielen sich innerhalb 48 Stunden ab. Die Handlung setzt am Abend bei der Scuderi ein, der nächste Morgen findet René Cardillac in seiner Werkstatt, und am Abend des folgenden Tages holt Miossens den Schmuck, Cardillacs Ermordung und Oliviers Verhaftung folgen dann Schlag auf Schlag.

Sechs Tage liegen zwischen dem dritten und vierten Akte, die die Scuderi in Oliviers Interesse benützt. Die Handlung innerhalb des

vierten Aktes: die Unterredung der Scuderi mit Degrais, Oliviers Beichte, Miossens' Bericht und der Scuderi Beschluß, sich an den König zu wenden, spielt sich in rascher Aufeinanderfolge ab. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge liegen, wie bereits erwähnt, höchstens zwei Tage, und die Ereignisse im fünften Akte selbst gehen ohne Unterbrechung dem Ende entgegen.

Bei Hoffmann ist die Scuderi die Heldin der Erzählung — ist sie es aber auch bei Ludwig? Dem Namen nach wohl, aber unser Interesse wird von dem alten Hoffräulein auf den dämonischen Goldschmied hinübergeleitet, und während der ersten drei Akte tritt er kaum von der Szene ab. Bei Hoffmann dagegen erscheint er nur ein einziges Mal — in der Szene bei Frau von Maintenon — persönlich vor uns. Namentlich aber hat ihm Ludwig ganz neue Züge geliehen. Cardillac ist bei Hoffmann ein düsterer Sonderling, dessen Wesen dadurch gedeutet wird, daß seine Mutter von unwiderstehlicher Begierde nach funkelnden Steinen ergriffen, den Verlockungen eines Kavaliers nachgibt. Die Leidenschaft der Mutter vererbt sich auf den noch ungeborenen Knaben, und als er Goldschmied geworden ist, fängt er damit an, den kaum abgelieferten Schmuck zu stehlen, und schließlich schreckt er selbst vor Mord nicht zurück.

Den Zug der Vererbung übernimmt Ludwig wohl, aber nicht durch eigene Schuld ist Cardillacs Mutter gefallen, sondern sie, die Frau eines Leibeigenen, wird das Opfer der frechen Lust des Grafen, und der Verführer erschlägt den betrogenen Ehemann. Nicht nur Begier nach glänzendem Geschmeide saugt Cardillac mit der Muttermilch ein, sondern auch

> Haß auf alle, die genossen,
> Ohne zu schaffen.

Diebstahl genügt ihm nicht, er, der Plebejer, verlangt nach dem Blute derjenigen, die die Peiniger des Volkes sind. Der erste, der unter seinen Streichen fällt, ist eben jener Graf, der Mörder seines Vaters. Auch Hoffmanns Goldschmied mordet nicht wahllos, auch er weigert sich für Menschen zu arbeiten, deren Tod er nicht will, aber wen verschont er? Den König und die Marquise de Maintenon. Muß man da nicht annehmen, daß sich bei ihm ein Gefühl der angestammten Loyalität gegen das Königshaus regt, denn sonst wirft sich Cardillac „ohne Unterschied, mag es nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe sein", ungestüm an den Hals seiner Besteller. Ludwigs Goldschmied übt sein seltsames Gericht nur gegen den Adel, und wenn er sich weigert für den König zu arbeiten, so bleiben wir über seine Beweggründe nicht im unklaren. Der „Bürgerkönig" ist ihm nur der geheime Förderer seiner eigenen Pläne

> Die große Ratte, die die kleine frißt.

Ein Stück seines Ich ist ihm sein Geschmeide; der Gedanke, daß

> Diese Himmelsfunken,
> Die süßen wonn'gen Tropfen meines Herzbluts

für galante Zwecke dienen sollen, bringt ihn zum Äußersten. Und doch gibt es Augenblicke, wo er sich trotz all seiner erklügelten Sophismen schuldig fühlt, und er kennt die Qualen der Verzweiflung, der Leidenschaft, die stärker ist als jeglicher Vorsatz.

Aber nicht nur René Cardillacs, auch der Scuderi Charakter hat Ludwig vertieft. Sie tritt bei Hoffmann trotz ihrer Herzensgüte in viel lauerer Weise für Olivier ein. In scherzhafter Form bringt sie Oliviers Geschichte vor Ludwig XIV. vor und läßt beinahe einen Monat verstreichen, ehe sie wieder etwas in Oliviers Interesse wagt. Und als sie dies tut, droht ihr nicht die geringste Gefahr, sie kommt nicht aus eigenem Antriebe, sondern von Frau von Maintenon gerufen, und Oliviers Befreiung erscheint beinahe mehr als ein Akt des Königs, der ihn La Regnie entrissen hat, denn als das Verdienst der alten Dame.

Ganz anders bei Ludwig. Ohne etwas von ihren Reizen einzubüßen, ist das immer heitere alte Fräulein weniger Hofdame und mehr Mensch. Ihr dichterisches Talent, das bei Hoffmann eine wesentliche Rolle spielt, wird hier zur harmlosen Gabe. Sie ist entschlossener, selbständiger, gefaßter. Oliviers Rettung ist ganz allein ihr Werk, und

> Der Mutigste
> In Frankreich wagt nicht

was sie unternimmt, als sie La Regnie Trotz bietet, und den König, der Oliviers Untergang beschlossen hat, zwingt, sie anzuhören. Sie bezahlt ihr Vorgehen mit dem Leben, denn ihre Kraft ist zu Ende. Bei Hoffmann hören wir nichts von ihrem Tode, Ludwig hat empfunden, daß die alte Dame sich nicht selbst überleben darf, und was bliebe ihr nach diesem Akte des Heroismus noch zu tun übrig?

Bei Hoffmann kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß Madelons Ähnlichkeit mit der La Vallière nicht wenig zu Oliviers Befreiung beigetragen hat. Diesen Zug behält Ludwig bei, Miossens, Serons, dem Kammerdiener des Königs fällt diese Ähnlichkeit auf, aber daß auch Ludwig XIV. sie merkt, geschweige denn sich davon in seinen Entschlüssen leiten läßt, wird mit keiner Silbe angedeutet. (Es liege denn in seinem Befehle, daß das junge Paar Frankreich verlasse.) Oliviers Befreiung ist nicht der Ausfluß einer momentanen Laune des Königs, geht nicht auf verliebte Erinnerungen zurück, sondern folgt ausschließlich aus einem endlichen Siege der Gerechtigkeit.

Trotz engster Anlehnung an Hoffmann, soweit der Inhalt in Frage kommt, ist Ludwig bei der Verinnerlichung der Charaktere, der Motivierung der Konflikte ganz selbständig vorgegangen. Es ist ihm aber nicht gelungen, sein Drama auf der Bühne einzuführen, und er war sich, wie aus seinen Briefen an Gutzkow ersichtlich, der Fehler des „Fräulein von Scuderi", der großen Längen in den Monologen durchaus bewußt. Auch Lewinskys Versuch, das Drama auf der Bühne einzuführen, hatte keinen Erfolg. E. von Wildenbruch und W. Buchholz haben aber mit ihrer Bühnenbearbeitung des „Fräulein von Scuderi" Otto Ludwig einen schlimmen Dienst geleistet.[1])

Und doch bietet Ludwigs Drama viel mehr als rein literarhistorisches Interesse und sollte billig der Vergessenheit entzogen werden. Es bezeichnet nicht nur einen Grenzstein in der Entwickelungsperiode eines unserer größten Dichter, sondern birgt eine Fülle des Schönen und Psychologisch-Interessanten.

Sprechzimmer.

1.

a) Zeckspielen.

In meiner Jugendzeit war eins der bevorzugtesten Kinderspiele das „Zeckspiel" (Haschen). Ein Knabe verfolgte die anderen und mußte versuchen, einem von diesen einen leichten Schlag auf die Schulter zu geben, wobei er das Wort „Zeck" zu sagen hatte. Dann hatte der so berührte Knabe den „Zeck" und mußte nun die anderen haschen. Für „berühren, anrühren" kannte man in meiner Heimat (zwei Meilen nördlich von Berlin) nur den Ausdruck „anticken" oder „antecken". Ich vermute daher, daß „Zeck" mit der Wurzel „teck" zusammenhängt, und daß diese auf tac, θιγ zurückgeht.

b) Sich „buzzen."

Waren beim Murmelspiel mehrere Kugeln vor der „Kute" stehen geblieben und wurden sie dann durch eine andere getroffen und in das Loch hineingetrieben, so hieß es: Die Murmeln haben sich „gebuzzt". In der Kindersprache hatte sich also wohl noch das alte bôzen (vgl. bôz-Kugel = Kegelkugel) erhalten. Es ist mir nicht bekannt, ob jetzt noch jener Ausdruck von Kindern irgendwo angewendet wird.

c) „Kläun".

Eine Metathesis wie in ahd. erila neben elira (Erle, Eller) zeigt das Wort Kläun für Knäuel.

---

1) Wildenbruch läßt den Goldschmied im III. Akt plötzlich wieder aufleben, während sich Buchholz begnügt hat, den V. Akt teilweise zu streichen.

d) „Hagel" für Havel.

Zu meiner Verwunderung hörte ich einst, wie ein märkischer, aus der Havelgegend stammender Arbeiter die nördlich von der Havel Wohnenden als „Öwerhagelsche" bezeichnete. Nachträglich erfuhr ich, daß in manchen Haveldörfern der Fluß ganz allgemein „Hagel" genannt werde. Aus einer Urkunde vom Jahre 1548, in der Joachim II. von Brandenburg die Privilegien der Stadt Bötzow (jetzt Oranienburg) erneuert (Riedel, Corp. dipl. Brand. I, 12 S. 260), geht aber hervor, daß jene Namensform schon sehr alt ist; denn es heißt a. a. O. „Item auf der Hagell". Ein Gegenstück hierzu bildet das aus Jugum entstandene Wort „Jaufen" (Paß bei Sterzing in Tirol). Vgl. auch Kopenhagen = Kaufhafen.

e) „Wolborg".

Noch vor 30 Jahren bestand in meinem Heimatsorte die Sitte, vor der Walpurgisnacht im Garten eine Puppe aufzustellen, die man als „Wolborg" bezeichnete. Ein anderer aus der heidnischen Vorzeit stammender Brauch bestand darin, daß man sich an die im Nachbargarten mit dem Umgraben des Bodens beginnenden Frauen heranzuschleichen und sie mit Wasser zu begießen suchte. Anderswo mögen diese Bräuche auch heute noch nicht ausgestorben sein. Daß sie sich aber in nächster Nähe von Berlin so lange gehalten haben, ist eine weitere Bestätigung dafür, wie zähe das Volk an uralten Bräuchen festhält, auch ohne deren ursprüngliche Bedeutung zu kennen.

f) „Werden" für gehen, reisen usw.

Noch heute sagen die Landleute in den nördlich von Berlin gelegenen Dörfern nicht: „Ich fahre nach Berlin", sondern: Ich werde nach Berlin. Oft hörte ich, daß die Leute einen fremden Hund von ihrer Hofstelle fortscheuchten mit den Worten: Werschte bi jau! (Wirst du bei euch! [Vgl. chez vous] = Gehst du nach Hause!)

g) „Dösen", „dösig".

In Berlin hört man vielfach den Ausdruck: „Mir ist ganz dösig (düsig)" d. h. „ich bin wie betäubt, halb im Schlafe". Auch das Verb „herumdösen" (wie im Schlaf umhergehen) wird häufig angewendet. In einer Worterklärung zu Hebels „Alemannischen Gedichten" (5. Orig.-Ausg. 1820) fand ich nun: „dose" = schlummern und als Diminutiv dazu „düselen" = schlummern, halbschlafend gehen. Vermutlich gehört auch das Wort „Dusel" (im Dusel sein = betrunken, in halber Betäubung sein) zu dieser Wortgruppe. Auch das rätselhafte, echt Berliner Schimpfwort „Dussel" (ss zu sprechen wie franz. z), d. i. etwa Dummkopf, ließe sich auf denselben Stamm zurückführen. In meiner Heimat wurde in demselben Sinne die plattdeutsche Form „Dötel" gebraucht.

Als Verstärkung für dösig ist das Wort „rammdösig" anzusehen. Eine Erklärung für die erste Silbe vermag ich nicht zu geben. Mangels einer anderen passenden Herleitung denkt man zunächst an: „Ramm-ler". Und in der Tat könnte man den Zustand eines balzenden Auerhahns oder jedes

anderen Geschöpfes während der Brunstzeit recht treffend als „rammdösig" bezeichnen. Gleichwohl glaube ich selbst nicht recht an die Wahrscheinlichkeit meiner Erklärungshypothese.

Berlin. Dr. **Nagel.**

2.

Zu Jahrg. 17 S. 569 der Zeitschrift.

„Im Stiche lassen" bedeutet: die auf den Feind gestoßene oder geworfene Lanze im Stiche d. h. in der Wunde lassen, sie nicht herausziehen, also preisgeben. Vgl. z. B. Odyssee 22, 95 mit 271.

Herford i. W. Prof. **Ernst Meyer.**

3.

Zu Schillers Wallenstein.

Lager 11. Auftr. 193 ff. (854 ff.)

Erster Arkebussier. Der Herzog ist gewaltig und hochverständig;
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaisers Knecht.

Wachtmeister. Nicht wie wir alle! Das wißt Ihr schlecht.
Er ist ein unmittelbarer und freier
Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

So lautet der Text in Bellermanns kritisch durchgesehener und erläuterter Ausgabe von Schillers Werken 4. Bd. S. 60, wo man aber, wie ich auch in den meisten Schulausgaben des Stückes, eine Bemerkung über die eigentümliche Stellung des Genitivs vermißt. Daß aber eine Erklärung dieses Gebrauches nötig ist, beweist u. a. A. Funke in seiner Ausgabe des Wallenstein (Paderborn, Ferd. Schöningh 2. Aufl. 1891, S. 43), welcher die Verse folgendermaßen wiedergegeben hat:

Er ist ein Unmittelbarer und Freier,
Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

Er faßt also Unmittelbarer und Freier als Substantiva. Bockeradt in seiner Ausgabe (Münster i. W. 1901) S. 43 hat zwar die Überlieferung wieder hergestellt, aber ein Komma nach freier gesetzt, wodurch die Zusammengehörigkeit der Adjektiva unmittelbarer und freier mit dem Substantivum Fürst undeutlich wird. Merkwürdigerweise findet sich dieses falsche Komma auch in der Ausgabe von Ludwig Fränkel (Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1902) S. 46, obgleich hier richtig bemerkt wird: „des Reiches", nach dem Gebrauche des 17. Jahrhunderts in freier Weise zwischengestellter Genitiv. Fränkel verweist dazu auf Lessings Nathan I, 1, 98: „Ohn alle des Hauses Kundschaft . . . drang er kühn der Stimme nach." Um einen nachgestellten Genitiv, der durch das Versmaß veranlaßt ist, handelt es sich dagegen in der dort ebenfalls angemerkten Stelle aus Goethes Hermann und Dorothea I, 108:

Als wir nun aber den Weg, der quer durch das Tal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.

Zum Beweise, daß Schiller hier in bewußter Absicht die Sprache des 17. Jahrhunderts nachgeahmt hat, verweise ich auf einige Stellen, die sich in

Joseph Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des funfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts (2. Ausg. Leipzig, Otto Wigand 1863) 3. Teil S. 272 finden: „die jämmerliche der Glieder zerreißung . . . zu dem alten der gantzen Welt Glauben A. 227a. im gantzen meines vatters hauß D 1. Kön. 22, 15. Auß großer meins gemüts begir. Vehe, Gesangb. 22. Frei ist natürlich hier mit unabhängig synonym, wie im Tell V. 230ff.:

Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär in dem Lande.

Wir wissen, daß, während der Wachtmeister hier die „fürstliche Libertät" Wallensteins betont, dieser, abgesehen von seinem persönlichen ehrgeizigen Streben, bemüht war, die Unabhängigkeit einzuschränken und die „kaiserliche Majestät" zu erhöhen.

Northeim **R. Sprenger.**

4.

Wie und als.

Was sich ein Schriftsteller gefallen lassen muß, zeigte mir kürzlich eine Aufführung von Fuldas Übersetzung des „Geizigen" von Molière im Bonner Theater. Da heißt es im fünften Auftritt des zweiten Aufzugs (S. 248 in „Molières Meisterwerken", Stuttgart 1892): „In diesem Punkte ist er schlimmer als ein Kannibale", und was wagte der Darsteller des La Flèche statt dessen zu sagen? „schlimmer wie ein Kannibale" kam es von seinen Lippen. Böses Beispiel aber verdirbt gute Sitten, und so konnte die Darstellerin der Frosine nicht umhin, in dem folgenden Auftritt gleichfalls ein richtiges „als" durch ein falsches „wie" zu ersetzen, als sie sagen sollte (S. 251): „machen Sie sich beileibe nicht jünger, als Sie sind." Und einige Wochen darauf verbesserte auch der Darsteller des Narren im „König Lear" die Tiecksche Übersetzung in der fünften Szene des ersten Aktes, indem er sagte: „obgleich sie dieser nicht ähnlicher sieht, wie ein Holzapfel einem Gartenapfel", während im Buche statt des „wie" ein „als" steht. Und in den „Zärtlichen Verwandten" stellten sich dann zwei verschiedene Schauspieler ebenfalls in solchen Gegensatz zum gedruckten Texte. Gibt es denn kein Heilmittel gegen diese Sprachlässigkeits-Seuche? Gewiß, es gibt eins, wenn nur alle Lehrer in allen Schulen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dafür sorgen wollten, daß der Unterschied zwischen dem gleichstellenden „wie" und dem anders stellenden „als" dem Schüler in Fleisch und Blut übergeht, und nicht meinen, sie dürften die Verwechslung beider namentlich beim Komparativ schon durchschlüpfen lassen, weil einmal der Zug der Zeit, die Sprachentwickelung dahin neige, das „als" beim Komparativ durch „wie" zu ersetzen. Alle Achtung vor der Sprachentwickelung! aber beruht diese nicht auf Lässigkeit und Denkfaulheit? Denkfaulheit aber — meine ich — sollte tatkräftigst bekämpft werden, und wenn das in diesem Falle geschieht, so werden wir auch

siegreich bleiben und unser Sprachgefühl nicht so sehr abstumpfen lassen, daß es einen feinen, bewährten, leicht zu fassenden Unterschied nicht mehr festhalten könnte. Wenn der Franzose genau zwischen comme und que zu scheiden versteht, und der Engländer zwischen as und than, sollte der Deutsche zu gleicher Unterscheidung in seiner Sprache wirklich zu träge sein?

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

Bücherbesprechungen.

Dr. E. Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1905. 53 S., geb. 1 M. 20 Pf.

Daß Horaz, der alte und doch ewig junge römische Poet, der es so köstlich verstanden hat ridendo dicere verum, bis auf den heutigen Tag nicht bloß die eigentliche Gelehrtenzunft der klassischen Philologen beschäftigt, sondern fast alle wahrhaft Gebildeten, die das Glück gehabt haben, einmal den Klängen seiner Leier zu lauschen, dauernd zu fesseln vermag, davon zeugt die geradezu staunenswerte Literatur, die ihm gewidmet ist. Eine wahre Flut von Gesamt- und Einzelausgaben seiner Dichtungen, Monographien der verschiedensten Art, Kommentatoren aus alter und neuer Zeit, knappe und ausführliche kritisch-ästhetische Würdigungen und last not least eine Fülle von Übersetzungen in den mannigfachsten Zungen suchen das Verständnis für diesen einzigartigen Dichter immer von neuem zu erschließen; ist er es doch auch gewesen, der unter den römischen Dichtern des glänzenden Augusteischen Zeitalters neben Vergil ohne Zweifel den kräftigsten und nachhaltigsten Einfluß auf die poetische Literatur der modernen Völker ausgeübt und sie in besonderem Maße angeregt und befruchtet hat. Kein Wunder also, daß man namentlich seine prächtigen Oden schon frühzeitig in alle Kultursprachen übersetzt hat, jene Oden, die, mögen auch manche Kritiker einwenden, daß des Römers poetische Begabung, der Reichtum seiner Phantasie, die wahre und ungekünstelte Glut der Empfindungen nicht im vollen Umfange an seine leuchtenden Vorbilder der äolischen Lyrik heranreichen, doch unstreitig ein monumentum aere perennius auf dem Gebiete der literarischen Produktion aller Völker und Zeiten bedeuten.

Die Oden des Horaz hat man übersetzt in Prosa, im Urversmaß, in Reimen, in reimlosen Versen; man hat sie christianisiert, imitiert, travestiert, paraphrasiert, und trotz allem leben sie immer noch. So heißt es im Vorwort eines jüngst erschienenen Büchleins, das den sonderbaren Titel trägt: Horaz in der Lederhos'n. Der Verfasser, Dr. E. Stemplinger, fährt dann fort: „Ch. Beys steckte den Horaz in das Harlekingewand eines lustigen Zeitgenossen Mazarins, Cerutti modelte seine Römeroden in kraftvolle Präludien der französischen Revolution um, Morgenstern wandelte ihn zu einem echten Berliner Poeten modernster Richtung, Ad. Brandt ließ ihn im Mecklenburger Platt gemütliche Weisheit predigen. Warum soll da nicht auch einmal der biedere Horaz sich in die

kurze Wichs werfen, mit Wadelstrumpf, Bergschuh und grünem Hütl angetan in Oberbayerns Mundart singen? Warum sollte er nicht die Sabinerberge mit den Schlierseern, den Sorakte mit dem Wendelstein, den Albaner- mit dem Spitzingsee, das Digentia- mit dem Leitzachtal vertauschen? Vielleicht tritt manchem, dem der Römer in der Toga auf der Schulbank ein steifer, frostiger Gesell erschien, der oberbayrische Horaz menschlich näher!"

Also ein oberbayrischer Horaz! Auf den ersten Blick gewiß ein seltsam anmutender Gedanke, doch sehen wir einmal zu, wie Stemplinger seine Aufgabe zu lösen sucht. Im ganzen hat er dreiundzwanzig Oden und eine Epode übersetzt und hat sich bemüht, bei der Auswahl der Dichtungen möglichst jedem Geschmack Rechnung zu tragen. Mit großer Virtuosität ist es ihm gelungen, einerseits den rein lyrischen Inhalt der betreffenden Oden auszuschöpfen, anderseits die derb-komischen, satirischen Wirkungen der Horazischen Poesie zu voller Geltung zu bringen. Besonders hübsch ist, um nur einige Beispiele herauszugreifen, die Übertragung der Mäcenas-Ode (I, 1), die drastisch mit der Schilderung eines Automobilfexes beginnt (S. 7), oder I, 9 (Vides ut alta), wo nicht nur die Stimmung der oberbayrischen winterlichen Landschaft wunderbar naturgetreu getroffen ist, sondern auch der ländlichen Freuden, als da sind Jagen, Schuhplatteln, Fensterln, in ergötzlicher Weise gedacht wird (S. 16). Wohlgelungen ist ferner die herrliche Ode I, 22 (Integer vitae), die verheißungsvoll beginnt (S. 19):

Wer recht a saubers G'wissen hat,
Der braucht koa Messer nöt, koan Steda,
Der hängt koa Amadeilln an Hals,
Der braucht vor koan Schandarm derschreda!

oder III, 21 (O nata mecum), wo aus der pia testa ein „Flaschen Enzian" geworden ist, von dem selbst der wütendste Alkoholgegner „nöt gnua kann derwischen" (S. 45).

Einen vollen Eindruck aber von Stemplingers eigenartiger Übersetzungskunst mögen zwei Proben bieten, die wir unverkürzt mitteilen. Zunächst die Übersetzung der Ode II, 10 (Rectius vives, Licini), jenes trefflichen Preisliedes der aurea mediocritas (S. 30):

So mitten durch.

Um's Leben is, hob mas oft scho denkt,
Grad wia ums Bergsteig'n z'toa;
Nöt auffirenna wia verruckt,
Nöt rasten jeden Stoa.

So mitten durch — so is grad recht,
Da wirst as grad derrat'n,
Nöt alleweil Erdäpfel grad,
Nöt alle Tag an Brat'n.

Der Blitz der schlagt am liabsten ei
In Kirchatürm und Bam,
Und tuat dös Weder no so wild,
Der Zwergbam rührt si kam.

Ans Schlimme denk, wenn alles g'rat't,
Im Unglück hoff' nur zua,
Wenns heunt dös schiachste Weder hat,
Is schö morg'n in der Fruah.

Und geht's dir heunt hundshaari schlecht,
Morg'n g'winnst a's große Los,
Wer recht geduldi warten ko,
Hat's Leb'n erst sakrisch los.

Als zweite Probe wählen wir III, 9, das berühmte Lydia-Duett, jene „Perle Horazischer Liebespoesie, ein Meisterstück des Wohllautes in Sprache und Rhythmus, ein vollendet harmonisches Kunstwerk auch in der knappen Fügung der feinen Glieder"[1]):

Trutzg'sang'l.

Anderl: Solang, daß du mi gern g'habt hast,
Hast nia mit andre plauscht,
Neamd busselt hast als mi alloa,
Hätt' i mit gar koan tauscht.

Lies'l: Solang mei Bua mir treu blieb'n is,
Nöt andre hat verlangt,
Da hob' i in der Dummheit g'moant,
I hätt' mei Glück derfangt.

Anderl: Ja mei, und s' Miadei g'fallt mir halt,
Wenn's neckisch s' Köpferl draht;
Heut lassat i mi köpfa glei,
Wann's ihr was helfa tat.

Lies'l: Akrat so guat g'fallt mir der Sepp,
Der gar soviel afdraht;
Heut hängat i mi zwoamal af,
Wann's eahm was helfa tat.

Anderl: Was sagats, Dirndl, wann uns d' Liab
Z'sammbandeln tat wiar eh'?
Wann i zum Miadei sagat tatzt:
I mog di nimmer, geh!?

Lies'l: Is a da Sepp a saubrer Bursch,
Und kannt' i Bäurin wern,
Und bist du wia-r-a Wetterfahn',
I hab di do so gern.

Der eigentümliche Stimmungsgehalt und poetische Zauber der Horazischen Oden, den der Übersetzer meist recht glücklich wiedergibt, wird nun noch in geschickter Weise beeinflußt und gehoben durch eine Reihe allerliebster, mit keckem, flottem Stift hingeworfener Illustrationen, die dem schmucken Bändchen noch einen besonderen Reiz verleihen.

So wird gewiß auch in dieser auf den ersten Blick, wie schon gesagt, etwas seltsam anmutenden Form der alte „biedere Horaz" zu den zahllosen alten Freunden, die ihn immer noch lieben und verehren, wenn sie auch, gebleicht von der Fülle der Jahre, längst schon der Schule entwachsen sind, sich manchen neuen Freund erwerben; so werden „dem menschlichsten aller Römer, dem feinfühligsten Geist im Kreise der Augusteischen Dichtergenossen, wie Otto Ribbeck (a. a. O. S. 175) treffend sagt, teilnehmende Leser nicht fehlen, solange die Nacht der Barbarei nicht alle edlere Bildung begraben hat".

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

---

1) Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. II. S. 124.

Hüser, Die sogenannte Bauersprache der Stadt Warburg. Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg. Ostern 1903. 26 S. gr. 8°.

Die älteste Zusammenstellung Warburger Statuten, die wir kennen, geht ihrem ursprünglichen Bestandteile nach auf das 15. Jahrhundert zurück. Sie steht auf ganzen Papierbogen, die in ein Druckformular eingeheftet sind. Letzteres trägt von der Hand und mit der Unterschrift Rosenmeyers, der sich durch Erhaltung und Sammlung von Urkunden um die Geschichte seiner Vaterstadt hochverdient gemacht hat, die Aufschrift: „Einige Sazzungen der städte Wartbergh aus dem 15ten Jahrhundert", die Urkunde selbst die Überschrift: Dyt sint de saite der Stede wartbergh. Zu Ende der 8. Seite steht: Item dusse vorgeschr. Artikele schal ein itlich Borger und unse middewoner by den broken vorgeschr. holden und wy willet eynen ytliken borger edder ynwonner wen men schottet edder wen es noit is by sinen eyden vragen eff he dusse saite und statuta geholten hebbe so vorgeschr. is. Und dar wette seck eyn iwelick inn to berichtende und to bewarende.

Hüser nimmt an, daß hier der Abschluß der ursprünglichen Zusammenstellung war, der Text wird aber noch auf der folgenden Seite von derselben Hand und auf anderen Seiten noch von verschiedenen Händen fortgesetzt. Zwischen den einzelnen Artikeln sind größere und kleinere Zwischenräume gelassen, die zum Teil von späterer Hand ausgefüllt sind, auch auf dem Rande sind Zusätze. Die „Statuta Warburgensia anno 1628 renovata et 2 da. vice 1687" sind auf Quartbogen geschrieben und in Pappdeckel gebunden. Sie handeln in 26 Nummern vom Bierbrauen, reinischen und frombden Weinen, Brandtwein, Weinkauffen und Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchengengen und Trattiren deß Gefatters, Gerichtstagen, Vormundschafft, Geraden und Hergewehr, Kauffen und Verkauffen gewibbelten gutz[1]), Bürgern, Beywohnern und Bürgergelde, verdechtigen frombden Persohnen, gestollenen und Verdachtigen güteren, Klockenschlage zu feynde oder feuersbrunst, Guter bereidter Wehrschaft, Müntz und Außwechsell, Saltz, Hockern und Marktmeistern, Außkauf der Wullen, Oly, Specke, Eisen, Kornes, Garnes, Ledder und Hoppe, Tagelohnern, Bethlern und Armen, Holtinge und Holtzordnung, Temporal Meyerzahl der Lenderey und Hoffen, Wiesen und Hoffen, Schaden Lenderey und Hoffen, Drischen und Wieden, Hirten und Schweinen. Der Text ist vielfach durchstrichen, überschrieben, mit Zusätzen späterer Hand am Rande versehen. Neben vielen Artikeln findet sich entweder ein legatur oder omitt. cessat. Auch wird in Randbemerkungen auf eingelegte lose Blätter hingewiesen. Während das Verhältnis der Saite zu den Stat. ren. nicht zu ersehen ist, beruht die Warburger Bauersprache aus dem Ende des 18. Jahrhunderts unverkennbar auf den Stat. ren.

1) Den Ausdruck erklärt der Verfasser aus „wicbilde got" in einer Urkunde von 1312. Noch älter ist wicbilede, daneben wigbelde und wichbilde. Aus wicbelde wurde wibbelde in dem Ausdruck, „wybbelde gud" der Saite, wie es aus der Bestimmung zu verstehen ist: Item so en schal neymand hoffland garden noch lenich wybbelde gud hebben he en sy unse borger.

Das Format des Manuskripts ist das der Stat. Die erste, im übrigen leere Seite hat die Aufschrift: Stadt Warburger Statuta oder die sogenannte Bauersprake 1799. Jannuar. Es ist kein offizielles Exemplar, sondern eine Abschrift, die sich im Besitze einer Warburger Familie befindet. Der Schreiber des größeren Teiles spricht S. 37 in einer Anmerkung von seinem fünfzigjährigen Alter und hat, wie Hüser vermutet, in städtischen Diensten gestanden. Aber an einer anderen Stelle (S. 125) sagt der Schreiber von sich, daß er 1766 Deputatus des Rates (für den Holzverkauf) gewesen sei. Er kann also mit dem ersten nicht identisch sein. Die Bauersprache wird nun auf S. 4 ff. ihrem ganzen Inhalte nach unter Beibehaltung der nicht gerade ansprechenden Ausdrucks- und Schreibweise mitgeteilt. Die Anmerkungen, die im Manuskripte von dem Schreiber den einzelnen Artikeln beigefügt sind, lassen bisweilen tiefe Blicke in das damalige Leben und Treiben der Landstadt tun. Hüser macht noch darauf aufmerksam, wie diese Anmerkungen zeigen, daß dort in jener Zeit nichts weniger als die Glückseligkeit des goldenen Zeitalters zu suchen ist. Die vom Herausgeber unter „Rückblicke" gemachten Zusätze enthalten u. a. diejenigen Abschnitte, die aus den Stat. renov. in die Bauersprache nicht übergegangen sind. Nach ihnen ist auch der Text der letzteren vielfach verbessert; die Abänderungen sind einfach durch Klammern bezeichnet. S. 4 ff. ist nun abgedruckt: Erster Artikul: von Bier Brauen, S. 7 u. 8 Statutum 2 dum.: Von reinischen und fremden Weinn usf. bis Statutum 9: Von Hergewäde (S. 17 u. 18), das ich hier als Probe abdrucke: Das Hergewäde soll gleichfals den (dem) Einwonenden nägsten Bluts-Freunden (Freunde) von der (?) schwert Magen, da der verstorbene Vatter gleicher Gestalt keine Kinder verließe, zugestellt und derselbe allein mit einem Kleyde nägst den (dem) Besten abgelegt und abgewilliget werden. Da aber auf beyden diesen Fällen — Geräde und Hergewede — Kinder und Leibs-Erben, Es wäre Sohn oder Tochter, vorhanden, soll weder Gerade oder Hergewehr gegeben noch ausgefolgt werden. Die Zeit solches zu bitten, wie von Alters Herkommen, ist vom Tage der Wissenschaft 4 Wochen.

Anmerkung: Über beyde Posten. Die beyde Posten 8 u. 9 was Gerade und Hergewäde bedeuten soll, finde ich in Hübners Worterbuche so ausgelegt: Vor alters war in Westphalen das Recht, daß wan der Mann aus der Ehe verstarb, daß dan der verstorbene Vatter, wenn der auch nicht mehr lebte, der noch lebende älteste Bruder Ein neues Kleid von der Wittib, sie möchte von ihren Mann seel. so viel Kinder haben wie Sie wolle, Ja solte ihre ganze Vermögen darzu gehen, gegeben werden. Indem dieses nun hart schiene, So wurde solches im Reichs-Abschiede 1544 festgesetzet, daß das nägste beste Kleid, was der verstorbene hinterließe, die Wittib heraus solte geben. Endlich 1611 wurde abermal im Reichs-Abschiede festgesetzt, daß wenn der Verstorbene Kinder hinterließe, beydes aufhören sölte, sowohl von Seiten Mann als Frau. Bis endlich Fürst Hermann Werner das Landes-Edict herausgabe. Vom der Zeit kennt man dieses uralte Gesetz nicht mehr.

Im Anhang (S. 19—26 inkl.) druckt der Herausgeber noch drei Urkunden ab: I. Von Hergewede und Gerade, II. De grote Breff darynne beyde Stede einreblich worden 1436, III. Ver Einigung deß Rhatß Mit der gemeinheit in Jacht unde Klockenschlag zc. de Ao 1438. Der Behandlung der übrigen Artikel der Bauersprache, die eine Fortsetzung dieser Arbeit bilden soll, sehen wir mit Interesse entgegen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Über das Verhältnis der pädagogischen zur theoretischen Psychologie. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau. — Wörter, die lebendig wurden. Ein Beitrag zur Lösung des Aufsatzproblems. Von F. Gansberg in Bremen.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 12. Heft. Inhalt: Über das Verhältnis der pädagogischen zur theoretischen Psychologie. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau (Schluß). — Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert. Eine Buchbesprechung von Karl F. Sturm in Meerane. — Wörter, die lebendig wurden. Ein Beitrag zur Lösung des Aufsatzproblems. Von F. Gansberg in Bremen (Schluß).

Pädagogische Monatshefte. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Inhalt: Das Kind in der Literatur. Von L. von Dobrzynska. — Aufbau im Sprachunterricht. Von Julia Pulitzer. — Aus dem Tagebuch eines deutsch-amerikanischen Schulmeisters. 6. Schule und Haus. Von C. O. Schönrich. — Zur Sprachgeschichte im deutschen Unterricht des Lehrerseminars.

Pädagogisches Archiv. 46. Jahrg. Heft 11. Inhalt: Prof. Dr. H. Schoen, Die diesjährigen Festvorstellungen im römischen Theater zu Orange. — Eine schwierige sittliche Kontroverse des Schullebens.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1904. Heft 11. Inhalt: Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen (Fortsetzung). — Heft 12. Inhalt: Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen (Schluß).

Neu erschienene Bücher.

Lyon und Polack, Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. C. 1. Teil: Für Präparandenanstalten. 8. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 240 S.

O. Lyon und W. Scheel, Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. D. 1. Teil. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 228 S.

Otto Lyon, Literaturkunde für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. E. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 96 S.

Edith Freiin von Cramm, Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1905. 239 S.

Dr. F. A. Schmidt, Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 128 S.

A. Hermann, Ratgeber zur Einführung der Volks- und Jugendspiele. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 91 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Schillers Entwurf zum Demetrius.

Von **A. Zippel** in Leipzig.

Wenn Schillers früher Tod „unendliche Sehnsucht" erweckt, „jedem, der die rühmliche Tat von rühmlichen Taten gekrönt wünscht", so wird dieses Gefühl besonders lebhaft beim Hinblick auf seinen unvollendeten Demetrius. Das Fragment, das nach Hettners Ausdruck „an dramatischer Kraft das Größte ist, was Schiller gedichtet hat, ja zu dem dramatisch Größten aller Zeiten gehört", bricht in der Mitte des 2. Aktes ab. Wie hatte Schiller sich den weiteren Aufbau des Dramas gedacht? In welchen Rahmen sollte die Handlung gefaßt werden? Welche Entwickelung sollten die Charaktere nehmen? Wie dachte Schiller das tragische Problem zu fassen, und von welchen Kunstprinzipien war er geleitet?

Die Beantwortung dieser Fragen, die sich jedem Verehrer des Dichters aufdrängen, konnte lange Zeit nur auf Grund eines sehr dürftigen Materials versucht werden. Im Morgenblatt 1815, dann im 12. Bande seiner Schillerausgabe hatte Körner unter dem Fragment einen Auszug aus Schillers Aufzeichnungen in teils wörtlicher, teils freier Wiedergabe veröffentlicht. Diese knappen Mitteilungen wurden 1840 durch Hoffmeister in seinen Supplementen zu Schillers Werken erweitert.

Eine Veröffentlichung des ganzen Entwurfs versuchte erst 1876 Goedeke im 15. Bande seiner historisch-kritischen Ausgabe von Schillers Werken. Bei der Anordnung dieser aus freiester Phantasie- und Geistestätigkeit geflossenen, für eine Veröffentlichung keineswegs berechneten Aufzeichnungen wurde Goedeke durch den Grundsatz, „vom Allgemeinen ins Spezielle zu gehen", vielfach irre geführt. Die vorliegende Reihenfolge wurde willkürlich verändert, Zusammengehöriges zerrissen, bei äußerlich Getrenntem blieb der innere Zusammenhang unerkannt. In den folgenden Jahren erschienen nur einzelne Beiträge[1]) zur Erweiterung oder Richtigstellung des Demetrius-Nachlasses. 1894 aber gab G. Kettner im 9. Band der Schriften der Goethegesellschaft (1895 in Schillers dramatischem Nachlaß

---

1) 1885 Lier: Abschrift der Bauernszenen aus Böttigers Nachlaß. 1890 Minor: Szene zwischen Demetrius und Lodoiska, durch Besprechungen von H. Düntzer und B. Suphan in Seufferts Vierteljahrschrift als Diktat Schillers erwiesen.

Bd. 1) eine umfassende und sorgfältige Veröffentlichung der Schillerschen Aufzeichnungen. Es sind der Hauptsache nach Schillers eigene Handschriften, wie Kettner sie im „Goethe-Schiller-Archiv" vorfand. Abschriften, von Schillers Diener Rudolf, Charlotte von Schiller und Caroline von Wolzogen angefertigt, sind zur Ergänzung von Lücken herbeigezogen, auch einige im Privatbesitz zerstreute Blätter berücksichtigt, so daß uns das Material in Kettners Ausgabe vollständig vorliegt. Die Anordnung ist unter möglichster Berücksichtigung der überlieferten Reihenfolge und nach künstlerischen Gesichtspunkten getroffen.

Kettner gruppierte die Aufzeichnungen in der Weise, daß die schon vollendeten Partien beginnen und die „Vorstudien" den Beschluß machen.

I. Das Fragment:
   a) 1. Akt und Szenen des 2. in vermutlich endgültiger Fassung (die letzten beiden unvollendet);
   b) Szenen aus dem ursprünglichen 1. Akt und ein Teil der 1. Szene des 2. in älterer Fassung.

II. Skizzen und Entwürfe:
   a) Skizzenblätter;
   b) ausgeführtes Szenar;
   c) Entwürfe zu Akt I und II.[1])

III. Vorstudien:
   a) Studienheft;
   b) Collectanea.

Die chronologische Reihenfolge der Gruppen ist natürlich die umgekehrte. Wir dürfen uns diese letzteren folgendermaßen auf die dem Demetrius gewidmete Arbeitszeit verteilt denken:

Nachdem Schiller sich am 10. März 1804 „zum Demetrius entschlossen" (s. Schillerkalender), beschäftigte er sich mit den von ihm selbst bezeichneten Quellen und notierte, was ihm für seine Zwecke wichtig schien. Dazwischen gestaltete sich die Handlung schon in seiner Phantasie, tauchten ihm charakteristische Züge der Personen des Dramas und Bilder dessen, was man auf der Bühne schauen würde, auf. So entstanden die Kollektaneen und das Studienheft, vielleicht auch schon dieses und jenes Skizzenblatt.

Nach der Unterbrechung durch die Berliner Reise vom 26. April bis 21. Mai wurde in ähnlicher Weise fortgearbeitet, dann aber ein Szenar angelegt, das bestimmt war, die bisherigen Ergebnisse möglichst zusammenzustellen.

---

1) Dem obigen Grundsatz entsprechend hätte hier die umgekehrte Reihenfolge gegeben werden müssen.

Wieder trat eine Unterbrechung ein durch Beschäftigung mit der Prinzessin von Celle (s. die Notiz im Kalender vom 12. Juli 1804) und eine heftige Erkrankung während seines Aufenthalts in Jena am 24. Juli. Erst nach der Aufführung der „Huldigung der Künste" am 12. November wendet sich Schiller wieder dem Demetrius=Plan zu.[1]) Ende November macht er Auszüge aus Olearius.[2]) Die Skizzierung des Dramas wird fortgesetzt, viel Mühe verursachen Schiller besonders bei so geschwächter Kraft die Samborszenen. Auf dem Umschlag des Szenars ist der Stammbaum der Romanows aufgezeichnet, den Schiller im Studienheft (auf dem Umschlag) notiert hatte. Man kann wohl daraus (mit Köster 193)[3]) schließen, daß während der Ausarbeitung des Szenars das Studienheft beiseite gelegt wurde, was ja ohnehin wahrscheinlich ist. Auch jetzt erwägt Schiller noch neben Demetrius Warbeck, wie Szenar 115 beweist (bei Goedeke durch Fortlassung des 2. Teiles undeutlich). Durch körperliche Leiden wurde Schiller im Dezember 1804 und Januar 1805 abermals an einem frischen Erfassen des Stoffes gehindert. Daß er sich aber in dieser Zeit dem Demetrius ausschließlich zugewendet hatte, beweist der Plan der Gesamtausgabe seines „Theaters" in dem Brief an Cotta vom 13. Dezember 1804. Hier ist von seinen zahlreichen Plänen nur der Demetrius aufgeführt.

Nachdem er einen Versuch gemacht, sich „zu Demetrius in die gehörige Stimmung zu setzen" (an Goethe 14. Januar), bringt der Februar neue Krankheitsanfälle. Erst am 27. März kann Schiller Goethe berichten, daß er „wieder Posto gefaßt habe und im Zuge sei". In diese Zeit fällt die Durchsicht der Entwürfe und die Ausarbeitung des Fragments.

Wir halten also im allgemeinen die Reihenfolge: „Studien und Kollektaneen, Skizzen, Szenar, Entwürfe, Fragment" fest, doch aber so, daß zwei oder auch drei dieser Gruppen zeitweilig nebeneinander hergehen.[4])

---

1) Vgl. Schillers Brief an Körner vom 4. September über seinen leidenden Zustand, vom 11. Oktober über sein Schwanken zwischen zwei Plänen, vom 20. Dezember über den Eindruck, den die Liebenswürdigkeit der Erbprinzessin auf ihn gemacht.

2) Nach den Ausleihebüchern der Weimarer Bibliothek entnahm Schiller das Buch am 28. November.

3) Anzeiger f. d. A., 23. Besprechung der Kettnerschen Ausgabe von Schillers dramatischem Nachlaß.

4) Was die chronologische Anordnung der einzelnen Teile einer jeden Gruppe betrifft, so hat Köster (S. 190 flg.) durch Beobachtung gewisser Kennzeichen, wie die Bezeichnung der späteren Lodoiska, Entwickelung des Motivs von dem fabricator doli, wahrscheinlich gemacht, daß im Studienheft eine Verschiebung der Reihenfolge durch nachträgliche Einfügung von neun Bogen (S. 129—164 der Handschrift, S. 209—235 bei Kettner) stattgefunden habe. Auch für die Skizzenblätter nimmt er auf Grund ähn-

Es soll zunächst versucht werden, den weiteren Aufbau des Dramas aus Schillers Aufzeichnungen zu schließen. Dabei betrachten wir den im Fragment vorliegenden 1. Akt, sowie die Klosterszenen des 2. als abgeschlossen und setzen mit der 1. unvollendeten Szene des 2. Akts ein. Es scheint angemessen, für unseren Versuch die Szenenfolge zugrunde zu legen, die Schiller im Szenar Seite 11 flg. des Manuskripts (121 flg. bei Kettner) als Fachwerk über die rechten Seiten setzte (s. Lesarten 299), offenbar in der Absicht, hier eine Übersicht über das Drama zu geben. Schiller ist mit dieser Arbeit nicht fertig geworden (S. 163, wo für sechs Szenen nur die Überschriften gegeben sind). Auch für die bereits ausgefüllten Szenen werden die bezüglichen Stellen aus den übrigen Aufzeichnungen Ergänzungen bieten.

Indem wir nun das „Fachwerk“ aus Studienheft, Skizzenblättern und Szenar (für die ersten beiden in Frage kommenden Szenen auch aus dem Fragment) ausfüllen, sehen wir die einzelnen Szenen und mit ihnen das Drama entstehen und gewinnen eine Vorstellung von dem kühnen Bau, den Schillers Phantasie geschaut hat.

An den Monolog der Marfa schließt sich, durch ihre begeisterten Worte vermittelt (99), die unvollendete Szene

Demetrius an der russischen Grenze.

Studienheft[1])

Den Ausgangspunkt bietet 229 eine historische Notiz (aus Müller[2])

1) Erwähnung der Szene als „dramatisch interessant“ 221; außerdem 204, 218, 221. 227 ist sicher auch dieser Vorgang gemeint.

2) Sammlung Rußischer Geschichte. Petersburg 1760.

Skizzenblätter[1])

Beginn der Ausmalung der Szene 99. Die Szenerie, der Grenzpfeiler, Kosaken bieten sich

1) Erwähnung der Szene als Hauptstation 88, als Szene in Akt II 88.

Szenar

142 ausführlichere Schilderung der Szenerie. Grenzpfeiler; Demetrius begrüßt sein Reich. Reflexion über sein Unternehmen. Anrufung Gottes, dem er seine gerechte Sache anheimstellt.

licher Beobachtungen — Bezeichnung „Bruder der Lodoiska“ oder „Casimir“, „Marinas Schwestern“ benannt oder nicht benannt, die Verwendung der flüchtigen Russen, des Kleinods, Liebe oder Ehrgeiz als Motiv der Marina — eine von Kettner abweichende Reihenfolge an. — Daß die Namengebung als chronologisches Unterscheidungsmerkmal nicht immer zuverlässig ist, scheinen folgende Gegenüberstellungen zu zeigen: 227 (Studienheft) „Casimir“; 84 (Skizze 1) Z. 8 „Casimir, Lodoiskas Bruder“, Z. 20 „Lodoiskas Bruder“; 121 (Szenar) Lodoiskas Bruder. — 232 (Studienheft) heißt der fabricator doli „Utrepeia“, 156 (Szenar) „X“. — In der Phantasie des Dichters schon benannte Personen können gelegentlich auch unbenannt erwähnt werden. — Über die Motive der Marina s. u.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Bd. V 220): Demetrius tritt mit 5000 Mann in Rußland ein; 200 (aus Müller V 230/31): er fordert den Himmel auf, ihm nach der Gerechtigkeit seiner Sache beizustehen. Die Bedeutung der Szene markiert 207: Demetrius schwankt; 238: Demetrius am Rubicon.	an, ein Bauer begegnet Demetrius. Er erhält ein glückliches Omen. Begleiter sind die Russen aus Akt I, der Kosakenhetman, Lodoiskas Bruder, der Woiwode, ein Diak.	141[1]) sind geographische Angaben hinzugefügt. Züge aus Demetrius' Vergangenheit werden gezeigt, indem er sich erinnert, die Gegend als entlaufener Mönch gesehen zu haben. Orientierung über Demetrius' gegenwärtige Lage durch Gespräch über den Zustand der russischen Grenzen. Fortschritt der Handlung: Kosaken bieten sich an. Manifeste und Agenten werden ausgesendet, Dispositionen über den Feldzug getroffen. Die Desna wird überschritten, das Heer teilt sich und rückt in zwei Abteilungen vor. Die überall durchgehenden Motive sind im Fragment ausgeführt.

1) Vermutlich Nachtrag zu 142; siehe Kettners Bemerkungen in „Lesarten" S. 302.

Demetrius begrüßt sein Reich, er reflektiert über sein Unternehmen. Daneben finden sich in den Skizzenblättern und im Szenar Andeutungen zu einer weiteren Ausfüllung der Szene. (s. 143: Soll diese Szene nicht auch zu irgendeiner Handlung benutzt werden? Es muß so viel geschehen, es ist so viel zu zeigen.) Inwieweit Schiller davon Gebrauch gemacht haben würde, muß dahin gestellt bleiben. Zu beachten ist, daß die Szene ausdrücklich als „kurz" bezeichnet ist (142); auch würde ihr von vornherein festgestellter Hauptzweck, den Moment der Entscheidung darzustellen (Demetrius schwankt, Demetrius am Rubicon), durch Hinzufügung vieler Einzelzüge verdunkelt worden sein. Man möchte sich als Abschluß der Szene nach der Entscheidung eine kurze Disposition des Feldzuges denken.

Den Fortgang des nun beschlossenen Unternehmens zeigt die folgende Szene:

Manifest in dem Dorfe vorgelesen.

Studienheft	Skizzenblätter[1]	Szenar
Ausgangspunkt: 229 historische Notiz über das Manifest und den Glauben des gemeinen Volkes. Dies 200 schon motiviert und dramatisch verwertet: die Lust am Außerordentlichen; die Hoffnung der Menge gewinnt Spielraum, die Weiber besonders werden gerührt; 239 kommt der Schulz und Dorfrichter dazu; 219: Effekt des Glaubens an sich und des Glaubens anderer wird dargestellt.	1) Erwähnung der Szene 85, 88, 103.	zeigt die Entwickelung der Szene in der Phantasie des Dichters bis zu größter dramatischer Lebendigkeit. (Seite 40 des Manuskripts ist, wie öfters die linke, zuerst freigelassene Seite, Nachtrag zu 41.) 144, 10 flg.: die vorrückende Armee bringt ein Dorf in Alarm. 144, 19 flg.: ein Dorf ist auf der Flucht, ein zweites kommt in Alarm, ein drittes ist unentschlossen. — Endlich 145: zwei nach entgegengesetzter Richtung (zu Boris und Demetrius) fliehende Dörfer treffen sich in einem dritten.

Das Fragment, das die letzte Form festhält, zeigt erst einige der hier erwähnten Züge. Statt des Popen 145 liest der Posadnik das Manifest. Die Teilnahme der Frauen tritt nicht so stark hervor, wie es im Szenar und von vornherein beabsichtigt schien. Die Gegensätze sprechen sich zunächst in lebhaftem Wortwechsel aus und sollten wohl zu dem 145 erwähnten Handgemenge führen. Der Eindruck des Manifestes wäre „zur Tat geworden, ein Fortschritt für Demetrius und gegen Boris wäre gemacht“ worden (143). Über das „wie“ fehlt eine Andeutung. Die konträren Kräfte, die bei der Entscheidung des Volkes mitwirken, sprechen sich schon im Fragment deutlich aus. Zur Veranschaulichung der unglücklichen Lage des Volkes unter Boris' Regierung und der Hoffnungen, die es auf Demetrius setzt, sowie zur Charakteristik der Bevölkerung, in die sich nach 144 komische Züge einmischen sollten, hätte wohl noch manches geschehen müssen.[1])

---

1) Siehe besonders die Auszüge aus Levesque und Olearius, Collectanea Nr. 26 bis 29 S. 251—259.

Hier verläßt uns das Fragment, und das Szenar bietet durchschnittlich die entwickeltste Form.

Es folgt:

Lager der Borissowischen Armee.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Ausgangspunkt: 201 historische Notiz über die (Müller 252 gekennzeichnete) schwankende Haltung der Armee und ihrer Führer vor Kromi. Über die den letzteren zugedachten Rollen, wie über die Untätigkeit und Verräterei des Heeres finden sich Andeutungen 204, 207, 208, 209, 229, 230, 234. Soltikow ist überzeugter Anhänger des Demetrius.	100 wird der Moment für die betreffende Szene bestimmt. Die Zustände im Lager des Boris werden vor Demetrius' Ankunft in Tula gezeigt; ob vor oder nach dem Tode des Boris ist noch unentschieden.	(117 Spaltung unter den Anführern; Soltikow neigt sich auf Demetrius' Seite) tritt der äußeren Darstellung etwas näher durch Überlegung der zu wählenden Umgebung, — Festung oder freies Lager? — durch Bestimmung des Zeitpunktes, — vor Boris Tode, — Schilderung der Armee, — mächtig, aber unzuverlässig, — endlich durch Festsetzung des Fortschrittes in der Handlung, der zugleich die folgende Szene einleitet. Ein wichtiger Posten wird besetzt, den Demetrius nicht umgehen kann, den er deshalb auch unter nachteiligen Umständen angreifen muß. Die unter den Führern und dem Heer wirkenden Motive — Rivalität, Bestechung, Glaube usw. — werden 146, 7 flg. und 24 flg. erwogen. Ein Ansatz zur Ausführung liegt nicht vor, es sei denn die Erwähnung eines Eilboten, der an Boris abgesandt wird, um ihn ins Lager zu rufen, oder eines Boten, der die Kunde von Boris' Tode bringt.

Es folgt die Szene

Demetrius geschlagen.

Studienheft

Ausgangspunkt: 229 historische Notiz (Müller 234/236), wonach Demetrius 1605 bei Rylsk geschlagen und von den Russen gezwungen wurde auszuharren. Die Lässigkeit der Armee und die schonende Haltung Soltikows wenden den Krieg zugunsten Demetrius' (Müller 243). Die beiden Teile der Szene: Mißerfolg und glückliche Wendung sind festgehalten in den Szenentabellen 204 und 208.

Skizzenblätter

83 notieren zwei entsprechende Szenen:

Demetrius auf russischem Boden; wechselndes Glück.

Demetrius im Besitze eines Platzes als Eroberer.

Szenar

147 stellt zwei Möglichkeiten der Veranschaulichung dieses Glückswechsels auf:

1. Demetrius ist gefangen, „bringt aber die Feinde herum", daß sie ihm huldigen;

2. seine Lage ist verzweiflungsvoll, er wird aber durch seine Umgebung am Aufgeben der Unternehmung (147, 15 durch Selbstmord) gehindert. Es folgt der übergang in einen glücklichen Zustand durch Soltikows Anschluß. Ein hoffnungsreicher Erfolg (siehe 83 „Eroberung eines Platzes") s c h l i e ß t d e n A k t.

Auch diese Szene ist nicht zu bestimmteren Umrissen gediehen. Die Situation, in der Demetrius vorgeführt werden sollte — auf der Flucht, in einem unhaltbaren Ort, von seinen Truppen verlassen, zurückgeschlagen —, wird eben nur erwogen 147, 20—24.

Nach der oben mitgeteilten Bemerkung befinden wir uns also hier am Schluß des 2. Aktes.

Schon die Bemerkung auf der ersten Seite des Studienhefts: „Boris redet die Glücksgöttin an, mit Bitterkeit" — läßt erkennen, daß die Katastrophe des Boris Schiller von Anfang an als ein bedeutsames Motiv vor Augen stand. 207 ist Boris unter den „interessanten Figuren" aufgezählt, 220 seine Situation und sein Untergang „höchst dramatisch" genannt.

Boris in Moskau. Boris stirbt.

Studienheft

Ausgangspunkt: 199 historische Notiz (Müller 248) über Boris' Verzweiflung und Tod, nachdem er die mönchische

Skizzenblätter[1]

1) Wiederholen 84, 88, 92, 99 die angegebenen Motive.

Szenar[1]

117 zeigt schon deutliche Gliederung.

148 zeigt die Borisszenen der Ausführung nahe. Ge-

1) Erwähnt die Szene 115, 116.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Kleidung angelegt; wiederholt 230. Es folgen Notizen über seine tüchtige, wenn auch durch Verfolgung seiner Feinde entstellte Regierung (Müller 42 flg., 111 flg.). — Bei der Erwähnung der Szene 334 treten hervor die sich überbietenden Hiobsposten, die Unterredung mit Axinia.		legentlich tritt Dialog auf. Boris' Vergangenheit, seine jetzige Lage, seine Umgebung, seine Herrscherwürde und Größe im Unglück, die milde Seite seines Wesens im Verkehr mit Axinia werden gezeigt. Fortschritte der Handlung sind: Gradation der Unfälle (149), Anzeichen der Untreue in der Umgebung des Zaren, sein Entschluß zu sterben, seine letzten Befehle, der Abschied von Axinia. — Mit großer Sorgfalt ist die Charakteristik erwogen (s. u.).

Nach Boris' Tode tritt Romanow auf, dessen Ankunft man mit Bangen entgegensah. Auch diese frei erfundene Rolle ist früh in Aussicht genommen. 207 ist Romanow als „interessante Figur“, 209 „Romanow, der edle Jüngling“ als theatralisches Motiv erwähnt, 220 Romanow und Axinia als „rührende Episode“ mit auf das Pro des Stückes gesetzt.

Romanow und Axinia.

Studienheft	Skizzenblätter[1]	Szenar
Als Ausgangspunkt kann gelten 230 historische Notiz (Müller 250), daß Hiob und die Bojaren nach dem Tode des Boris seinem Sohne Feodor gehuldigt hätten. Diese „Begebenheit“ wird durch die Einführung Romanows zur persönlichen Tat.[1] 212, 213 ist die Romanow zugeteilte Rolle		153 ist das im Studienheft Gegebene anschaulich gemacht. Romanow sendet einen Boten voraus, der aber zu spät kommt, um Boris zu retten.[1] Romanow kommt und schwört Feodor den Eid an der Leiche des Boris. Die Liebe zu Axinia spricht sich aus. — Die Szene ist

Studienheft: 1) S. Kettner XLIX.

Skizzenblätter: 1) 84, 85, 100 bestätigen durch Andeutungen das Gegebene.

Szenar: 1) Dieser Zug vielleicht aus Müller 247: eine schwedische Gesandtschaft, die Boris Hilfe anbieten will, trifft zu spät ein.

Studienheft

ausführlich erwogen und bis zur Verschwörung gegen Demetrius durchgeführt. Er läßt Feodor als Zar anerkennen. Eine Szene mit Axinia folgt. Romanow geht zur Armee, um sie womöglich dem Feodor zu erhalten.

Skizzenblätter

Szenar

als „sanft rührend" bezeichnet. (Romanows weiteres Wirken für die Familie des Boris ist frei skizziert.)

Das Auftreten Romanows und sein Aufbruch zum Kriegsschauplatz leitet zur zweiten Szenengruppe des 3. Aktes über.

Demetrius in Tula

ist schon bei Müller 263 als eine Station hervorgehoben, die den entschiedenen Erfolg des Demetrius bezeichnet.

Studienheft[1])

Ausgangspunkt 201 die entsprechende historische Notiz Müller 263, aus der sich 206 die Darstellung des höchsten Glückes in der Laufbahn des Demetrius entwickelt: das Glück trägt ihn in hohen Wogen zum Thron. 209 seine Popularität und Liebenswürdigkeit. 204, 208, 209: er erhält die zarische Kleidung.

1) Erwähnung der Szene 218: Auftritt des Demetrius, 234: Hauptszene 20.

Skizzenblätter[1])

100: Beginn einer Ausgestaltung. Hinreißendes Glück des Demetrius. Er schickt Abgesandte an Marfa. — Er hat Mühe, die Polen in Schranken zu halten. Eine Zusammenkunft mit Axinia wird erwogen, wobei er sie gegen die Kosaken und das Volk schützen würde.

1) 85, 88, 92 Erwähnung der Szene.

Szenar[1])

gibt 154 eine breitere Ausführung. Demetrius ist gütig wie die Sonne. Bei der Nachricht vom Tode des Boris zeigt er eine edle Rührung. Er spricht davon, das knechtische Bezeigen der Russen abzuschaffen. Die Personen in seiner Umgebung behandeln die Russen mit Verachtung. Er aber ist voll Huld und Gnade.

Er sendet zu Marfa und Marina. Man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte, er empfängt die zarische Kleidung. Nur die Unterwerfung von Moskau steht noch aus, wobei Romanow im Spiel ist.

Die Szene ist als „weich und schmelzend" bezeichnet.

1) Erwähnt die Szene 115, 106, wiederholt das Gegebene 118.

Die nun folgende Szene enthält nach dem Szenar 115 die „Haupthandlung", nämlich den „Glücks- und Sinneswechsel des Demetrius". Sie ist nach dem Studienheft von vornherein als Mittelpunkt des Stückes gedacht. — Eine historische Notiz, die man als Ausgangspunkt bezeichnen könnte, findet sich in Schillers Aufzeichnungen nicht. Doch konnte De Thon, Histoire universelle, den Schiller schon bei der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" benutzte, XIV 456 den Gedanken erweckt haben, Demetrius als einen betrogenen Betrüger hinzustellen.[1]) Die Darstellung des Demetrius bei Levesque (Histoire de Russie. Hambourg et Brunswick 1800.) hat Schiller jedenfalls darin bestärkt, wenn nicht den Gedanken erweckt.

1) S. Köster 188 gegen Kettner XVII.

Demetrius erfährt seine Geburt.

Studienheft[1])

206 Kern der Szene: einer entdeckt Demetrius seine wahre Geburt. Dies bringt eine schnelle unglückselige Veränderung im Charakter des Betrogenen hervor, der Entdecker wird das erste Opfer derselben. — 220 bezeichnet die Peripetie als besonders dramatisch.

Ein Monolog, dem Inhalt nach wie 101 flg., ist 222 erwähnt. Ort Moskau, Balkon des Schlosses. (Nach Lesarten 307 ist dies spätere Zufügung.)

Schuisky, der an der zarischen Geburt des Demetrius zweifelt, wird verurteilt.

1) S. Szenentabellen 205, 208. Theatralische Motive 209. 13. Auftritt des Demetrius 218.

Skizzenblätter[1])

Die Wendung seines Schicksals als Hauptstation g 83. Der „Suborneur" als interessantes Bestandstück 84. 101 flg. sind die 206 gegebenen Grundzüge entwickelt: Demetrius verstummt, tut dann einige Fragen. Der Botschafter fordert seinen Lohn. Demetrius stößt ihn nieder.

Es folgt ein Monolog des Demetrius, in dem er den Entschluß ausspricht, sich als Zar zu behaupten.

Die Eintretenden sehen den Zaren

1) S. Hauptstationen 83.

Szenar[1])

155 flg. zeigt die Szene der Ausführung nahe; zum größten Teil Dialog. Situation: Demetrius entdeckt einen Bekannten aus der Kindheit unter der Menge und schickt alle anderen hinaus, um sich des Wiedersehens zu freuen. Ein Dialog bereitet den Bericht über die wahre Herkunft des Demetrius vor. Der Bericht folgt.

Ungeheure Veränderung. Sein Schweigen ist furchtbar und von einem schreckhaften Ausdruck begleitet. Demetrius fragt nach Mitwissern des Geheimnisses. X beruhigt ihn. (Ursprünglich folgte hier: Er braucht noch die Vorsicht, sich Dokumente herausgeben zu lassen. Dies ist gestrichen.) Hier

1) S. Stationen 115. 118 ist die Szene skizziert wie im Studienheft.

Studienheft

Skizzenblätter

mit dem Dolch, er ahnt, was sie dabei denken. Sein böses Gewissen zeigt sich darin, daß er despotischer handelt. Urteile über diese Veränderung: der Geist des Basilides scheint in ihn gefahren.

Szenar

läuft die Skizze in eine Reflexion über die Motivierung des Mordes aus, den Demetrius begeht (s. u.).

Nach 116 würde sich ein Monolog des Demetrius anschließen.

Das Motiv des fabricator doli (nach Vergil, Äneis II 264) macht mehrere Wandlungen durch: es ist ein Religionseiferer 206, ein Geistlicher 214, 216, 217, der Mörder, dem ein Geistlicher hilft 217. Er zeugt vor dem Reichstag unaufgefordert für Demetrius 228; er kommt schon im 1. Akt vor, er steht Demetrius wie ein unerkannter Genius zur Seite 206. Dagegen „bleibt die Maschine verborgen bis auf den Moment, wo Demetrius in Moskau soll einziehen" 206, 208. Bei letzterem ist Schiller geblieben.

Die Enthüllung seiner Geburt fand vor einer Szene statt, „in der er den Glauben an sich selbst nötiger hat, als je" 101. Diese folgt nun:

Marfa kommt mit Demetrius zusammen.

Studienheft

Ausgangspunkt 202 historische Notiz (Müller 288): Die feierliche Einholung der Marfa, wobei Marfa und Demetrius die Freude des Wiedersehens von Mutter und Sohn zur Schau tragen. Der Zeitpunkt steht noch nicht fest:

203 Anm. 1: vor oder nach dem Einzug? 222: sollte sie nicht früher ankommen? 205 geschieht die Einholung Marfas im 4., die Zusammenkunft

Skizzenblätter [1]

1) Erwähnen die Szene 85, 92.

Szenar [1]

157—160 beinahe fertiger Prosaentwurf, im Hauptteil Dialog. Gliederung in drei Auftritte.

1. Marfa im Gespräch mit Olga, Demetrius erwartend; ihre Hoffnung ist gesunken. Die finsteren Blicke und kriegerischen Anstalten vermehren ihre Zweifel. Trommeln verkünden das Nahen des Demetrius. Sie zittert, schwankt.

1) Erwähnt sind Auftritt 1 und 2 = 116, ausgeführt Auftritt 1—3 118/19.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
mit Demetrius im 5. Akt, also nach dem Einzug in Moskau. 208 beides im 5. Akt. 201 historische Notiz über den Empfang der Abgesandten von Moskau; sie werden gering geschätzt, von den Polen und Kosaken geneckt und von dem Zaren übel angesehen (Müller 263).		2. Demetrius und Marfa. Sie versuchen sich einander zu nähern, die Natur spricht nicht. Demetrius, der die Stimme der Natur weder zwingen, noch erlügen will, spricht zu Marfa als Fürst und Staatsmann, schildert ihre beiderseitige Lage und die des Reiches; er fordert von ihrer Einsicht, daß sie ihn als ihren Sohn anerkenne. Zugleich bittet er sie, das Notwendige mit Neigung zu tun, wie auch er ihr wahre kindliche Ehrfurcht erzeigen will. Marfa, im Tiefsten erschüttert, bricht in Tränen aus. Hier bricht die Szene ab; anzuschließen ist aus 119: 3. Jetzt öffnet sich das Zelt, und das Volk erblickt Mutter und Sohn vereint. 119 folgt der Empfang der Abgesandten Moskaus, das nach 118 durch Revolution für Demetrius gewonnen ist. Sie werden finster, mit Vorwürfen empfangen. Der Patriarch wird abgesetzt.

Man darf zweifeln, ob Schiller die eben genannte Szene ausgeführt hätte. Die Wirkung der Szene mit Marfa wäre abgeschwächt, eine andere Stimmung hervorgebracht worden.

Nach dem Studienheft 201, 212, 213 wäre auch die Revolution in Moskau zugunsten des Demetrius zu zeigen. Entsprechende Szenen hätten im Drama kaum Platz gefunden. Eine Orientierung war schon in den Borisszenen gegeben. Berichte hätten vermutlich das übrige getan.

Es folgt der

Einzug in Moskau.

Studienheft[1])

Ausgangspunkt 201 historische Notiz (Müller 280 flg). Das Gedränge der Zuschauer, die Schiffbrücke, der plötzlich ausbrechende Sturm als böses Omen, Demetrius' argwöhnische Aufmerksamkeit auf die Gesinnung des Volkes.

Andeutung über prächtige Inszenierung 220: der Einzug ist unter den „sinnlich prächtigen Darstellungen" aufgezählt.

1) Erwähnung der Szene als theatralisches Motiv 209, als 14. Auftritt des Demetrius 218.

Skizzenblätter

101 Zusammentreffen mit Axinia nach dem Einzug in Moskau. „Schmerz unglücklicher Liebe bei höchster Gewalt."

Szenar

160 nennt Schiller den Einzug in Moskau die „Hauptszene des Stückes in Rücksicht auf stoffartiges Interesse". Eingeleitet wird sie durch Gewalttätigkeiten an der Familie des Boris, durch Kundschafter des Demetrius. Das Düstere und Schreckliche mischt sich in die Freude.

Glänzender Prospekt der Stadt, die Zuschauer auf Dächern und Türmen, die Schiffbrücke verdoppelt den Zug, Triumphbogen. Demetrius erscheint zu Pferde. Polen und Kosaken führen den Zug. Das Ganze trägt kriegerisches Gepräge und gleicht mehr dem Einzuge eines Eroberers. Ähnlichkeit mit dem Krönungszuge der Jungfrau von Orleans ist zu vermeiden.

Ein Ereignis unterbricht den Zug. (Der Sturm 201? Axinia fleht Marfa um Schutz 119?)

Hier sollte sich also die „Koexistenz entgegengesetzter Zustände" zeigen, die Schiller als einen Vorzug des Stückes rühmt 221. Demetrius erscheint auf der Höhe des äußeren Glückes als Zar eines gewaltigen Reiches, während seine innere Unseligkeit sich in der düsteren Stimmung der prächtigen Szene symbolisch ausspricht.[1]) Sie ist die Ouvertüre für die nun folgende Szenengruppe:

1) Über den hierher gelegten Aktschluß s. u.

Demetrius als Zar im Kreml.

119 scheint eine Volksszene in Aussicht genommen, in der Zusky eine Verschwörung zustande bringt. Im übrigen liegen nur Motive vor.

Unzufriedenheit der Russen und Verschwörung. Zusky.

Studienheft

203 historische Notizen aus Müller 302—310.

Demetrius bemüht sich um Erweiterung des Reiches. Er verspottet russische Sitten, beleidigt die „Strelzi". — 206: Die Polen brauchen ihn als ihr Werkzeug. Bei der Erwähnung dieser Partie in den Szenenfolgen 205, 218 treten folgende Momente auf:

Demetrius' finsterer, argwöhnischer und despotischer Geist. Seine unglückliche Neigung zu Axinia. Verachtung russischer Sitten. Übermut der Polen. Dazu 210 Anm. 3 und 211: Demetrius ärgert die Russen durch seine Humanität und Leutseligkeit. Es ist sein Unglück und nicht seine Schuld.

222: Erwähnung zweier Verschwörungen. Nach der ersten wird Zusky auf Bitten der Marfa begnadigt (Treuer, Einleitung zur Moscovitischen Historie usw. Leipzig 1720, S. 270).

Skizzenblätter

101 Demetrius' Verhältnis zu Axinia. „Diese Nebenhandlung füllt den 4. Akt aus zwischen seinem zarischen Einzug und der Ankunft der Marina."

Szenar

119 ähnlich wie 101.

161 ordnet diese Motive etwas genauer. Verhängnisvoll für Demetrius werden: Seine Neigung zu Axinia. Seine Vernachlässigung Marfas. Die Übermacht der Polen und sein Versuch, sich los zu machen. Seine innere Unsicherheit, die ihn zu despotischem und gelegentlich ungerechtem Handeln treibt. Seine Versuche um die Förderung russischer Bildung. Die Vernachlässigung russischer Sitten.

Zusky bringt eine Verschwörung zusammen 119.

Die folgenden Szenen sind im Szenar 163 nur durch Überschriften angedeutet, die ihre Reihenfolge bestimmen.

Die Ankunft der Marina.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[2]	Szenar
204: Sie führt die Katastrophe herbei (Müller 322/323). Marina kommt mit feindlicher Gesinnung, legt's darauf an, ihn zu beherrschen, verläßt sich auf ihre Polen. Sie dissimuliert mit ihm.		119, 120. Demetrius ist ihr entgegengegangen. Falscher, kalter Empfang, den sie aber trefflich zu dissimulieren weiß. Sie besteht auf einer schnellen Vermählung. Wenn der Zar fort ist, gibt sie die tödlichen Befehle und instruiert die Polen.

1) Als Szene erwähnt 205, 208, 209, 224, 240.

2) S. Szenentabelle 89, 92.

Romanow.

Studienheft[1]	Skizzenblätter	Szenar
212: Er kehrt zurück, findet Axinia in des Demetrius Gewalt, verschwört sich mit den Bojaren. 240: Sein Schmerz geht in Wut über.		120: Romanow kehrt verkleidet zurück, er sucht Axinia.

1) S. Szenentabelle 227.

Es folgt

Axinia getötet.

Studienheft	Skizzenblätter[1]	Szenar
Fehlt 204, 205. Erwähnt 208, 209, 222, 227, 235. 240: Axinia stirbt durch die eifersüchtige Marina.		120: Sie stirbt heroisch: „Bringst du mir den Tod? O sei willkommen! Ich fürchtete, es sei die Zarenkrone!“

1) S. Szenentabelle 89, 92.

Romanow hat eine Erscheinung.

Studienheft[1])	Skizzenblätter[1])	Szenar
205: Romanow erhält ein Orakel.[2]) Dagegen 235: Rebellion bricht aus. Romanow ein Hauptführer.		120: Romanow wird zum Throne berufen. Er soll sich nicht mit Blut beflecken, sondern seine Zeit erwarten.

Studienheft: 1) S. Szenentabelle 227.
2) Da auf einer linken Seite 124 zwischen den zusammenhängenden Partien 117—123, 125—127 stehend, ist es möglicherweise späterer Nachtrag (S. 304).

Skizzenblätter: 1) S. Szenentabelle 89, 92.

Daß Schiller die beiden vorstehenden Szenen festgehalten hätte, kann man um so sicherer annehmen, als sie spät auftauchen und erst im Szenar festere Gestalt gewinnen.

Demetrius und Marina nach der Vermählung und Krönung.

Wie es scheint, beabsichtigte Schiller nicht, die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst vorzuführen, obwohl er die Katastrophe (gegen die Geschichte) daran schließen wollte.[1]) Als Szene wird das Fest nur aufgeführt Studienheft 205, 218 („beim Hochzeitsfest"), 235 und Skizzen 89. Im übrigen findet sich nur die obengenannte Szene. Eine historische Anknüpfung war hier nicht gegeben. Die Motive der Szenen entwickeln sich aus Schillers Auffassung des Verhältnisses von Demetrius und Marina. Demetrius hat den Tod Axinias erfahren und ist mit zerrissenem Herzen Marina zur Trauung gefolgt, 120.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
204 Hauptmotiv: Sie läßt ihn merken, daß sie ihn nicht für den wahren Demetrius hält.		120: Marina schmeichelt ihm; sie gesteht ihm, daß sie ihn nicht für den Iwanowiz hält und ihn nie dafür gehalten hat. Dann läßt sie ihn allein. Er bleibt allein und sucht sich zu betäuben.

Demetrius und Casimir.

Eine Szene, in der vor Demetrius' zerrissenem Gemüt die unschuldige Jugendzeit wieder aufsteigt, war früh in Aussicht genommen. Die Gestalt

1) S. den ursprünglichen Titel „Bluthochzeit von Moskau" im Dramenverzeichnis, Anhang zum Schillerkalender.

des Vertrauten hätte anders eingeführt werden müssen, da Casimirs Auftreten an die gestrichenen Samborszenen geknüpft ist.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar
221, 239: Demetrius erinnert sich wehmutsvoll des armen Mädchens, das ihn liebte. Der Bruder der Lodoiska gibt Anlaß zu einer rührenden Situation.	84: Ausführlichste Skizze. Demetrius fragt nach seiner Jugendgestalt wie nach einem Fremden. An diese „süßschmelzenden Erinnerungen" knüpft sich hart und schneidend die furchtbare Gegenwart.	120: Szene mit dem Bruder der Lodoiska.

Studienheft: 1) S. die Szenentabellen 218, 227, 235.

Skizzenblätter: 1) S. 85: Lodoiskas Bruder ist als „interessante Figur" erwähnt.

Rebellion. Casimir opfert sich.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
218, 224: Rebellion, Casimir getötet.	84: Lodoiskas Bruder stirbt in der Verteidigung des Demetrius.	121 ausgeführteste Form: Man irrt sich anfangs über die Ursache des Tumultes (Müller 348). Flüchtige Polen hereinstürzend rufen: „Rettet euch!" Demetrius entspringt mit dem Degen. Verschworene suchen ihn. Lodoiskas Bruder opfert sich.

Von hier ab bietet das durchgeführte Szenar wieder die entwickeltste Form.

Marfa und Demetrius. Demetrius und die Rebellen. Demetrius tötet sich selbst.

Demetrius rettet sich zu Marfa. Daß diese die Entscheidung herbeiführt, war, wie in den historischen Berichten, schon in dem Studienheft festgestellt.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar[1]
Ausgangspunkt für die folgenden Szenen		121 ist die Szene genauer skizziert, so daß die

Studienheft: 1) S. die Szenentabellen 205, 208, 209, 227, 235.

Skizzenblätter: 1) S. Szenentabelle 92.

Szenar: 1) Erwähnt 116.

Studienheft

199 die historische Notiz (Müller 354—358): er ist schon so weit, daß er die Empörer herumbringt, aber im entscheidenden Moment abandonniert ihn die Zarin Marfa.

222 ist das Verhältnis zwischen Marfa und Demetrius seit dem Einzug erwogen.

Skizzenblätter

Szenar

drei obengenannten Auftritte deutlich werden.

1. Demetrius beschwört Marfa, ihn für ihren Sohn zu erklären.

2. Verschworene stürzen herein; Demetrius imponiert ihnen, so daß sie wirklich wanken.

3. Zusky tritt herein und schilt ihn einen Trugner. Marfa desavouiert ihn. Er wird erstochen und „fällt edel".

164—166 fügt folgende Einzelheiten hinzu: Die Gründe, mit denen Demetrius die Zarin für sich gewinnen will. — Das Mittel, durch das er (neben seinem kühnen Auftreten) auf die Rebellen wirkt: er gibt ihnen die Polen preis. Die Zusammensetzung des Rebellenhaufens: Strelzi und Kaufleute. Einer tut eine einleitende Frage. Demetrius macht Marfa zur Bürgin seiner Versprechungen. — Marfa soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Beide Teile reden auf sie ein. Der Palast füllt sich, und Waffen sind auf Demetrius gerichtet. Marfa wendet sich ab. Rufe: „Verräter, Betrüger, stirb!"

Marina rettet sich. Schluß des Stückes.

Daß Marina sich aus der Falle zieht, ist schon 208 festgestellt. In den weiteren Studien und Skizzen bleibt der Punkt ohne Ausführung;

doch zeigen die Szenentafeln, daß dieser Ausgang festgehalten ist. Szenar 116: Marina wickelt sich heraus. 121: Sie entzieht sich verschlagen dem Tode. Dies ist 166 dahin ausgeführt, daß sie Demetrius verleugnet, das Mitleid der Russen als eine Betrogene für sich zu erregen sucht, endlich durch Verheißung eines Lösegeldes frei wird.

Zusky schickt sich an, den Thron zu besteigen. Historischer Ausgangspunkt für den Schluß 255 (Olearius, Reisebeschreibung 1656, S. 232). Auf der leeren Bühne erscheint ein zweiter Betrüger, den man schon als einen kecken Abenteurer kennt. Er hat sich die zarischen Siegel verschafft und wird die Rolle des Demetrius wiederholen, wobei er unter anderem auf die Mitwirkung Marinas rechnet. Sein Monolog schließt das Stück.

Der Bau des Dramas steht trotz mancher Unklarheit im einzelnen in seinen Hauptzügen deutlich vor uns.

Wir unterscheiden fünf Szenengruppen, Momente, wo die Handlung verweilt, und die bestimmte, ausgeführte Gemälde sind, eine eigene Exposition haben und ein für sich vollendetes Ganze bilden (114). Schiller nennt als solche den Reichstag, das Nonnenkloster, die Katastrophe des Boris.[1]) Wir fügen hinzu: „Demetrius in Tula" und die Katastrophe: „Demetrius bei Marfa".

Im 4. Akt ist eine ähnliche Gruppierung nicht zu erkennen. Eine feste Szenenfolge fehlt, denn mehrere von Schillers Angaben in den Szenentabellen: „Demetrius als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück", „Brutalität der Kosaken", „Unzufriedenheit der Russen" usw. sind nicht als Szenen zu verwenden, sondern wie Gruppe[2]) (158) bemerkt, als Farben auf der Palette. Als Szenen scheinen gedacht eine Unterredung mit Axinia, mit Hiob, die Ankunft der Marina, eine Volksszene, die zur Verschwörung führt[3]), der Tod Axinias, Romanows Vision. Die Höhe bildet die Ankunft Marinas, vorher liegt die Darstellung des Verhältnisses zwischen Demetrius und Axinia und des wachsenden Zwiespaltes zwischen Demetrius und seiner Umgebung, zwischen Polen und Russen; nachher die Verschwörung, die Ermordung Axinias und Romanows Vision. Ob hier eine feste Gruppierung eingetreten oder ob die Handlung „stoßweise" abwärts geeilt wäre, muß bei der unentwickelten Gestalt des uns vorliegenden Entwurfs unentschieden bleiben.

Zwischen jenen gleichsam festen Massen finden sich flüssige, die zur raschen Fortführung der Handlung, zur Schilderung der Situation oder

1) „Lager", „Dorf" können wegen ihres geringen Umfanges zu diesen „Hauptgruppen" nicht gerechnet werden. 2) Schillers Demetrius. Berlin 1861.

3) Vielleicht sollte diese mit der Ankunft Marinas und der Rückkehr Romanows verbunden werden, wie Kettner LVI annimmt.

Stimmung dienen und die Hauptgruppen verbinden. So stehen zwischen dem Reichstag und der Klosterszene der Auftritt zwischen Demetrius und Sigismund und die Auftritte der Marina, zwischen der Klosterszene und der Katastrophe des Boris die flüchtigeren Bilder „Demetrius an der Grenze", „Manifest, in dem Dorfe vorgelesen", „Lager des Boris", „Demetrius geschlagen und siegend". Die Katastrophe des Boris und Demetrius in Tula werden durch die Szenen des Romanow und seinen Aufbruch zum Kriegsschauplatz verbunden. Vor der Hauptszene der Katastrophe liegt „Demetrius und Marina" als letzte Stufe der fallenden Handlung, „Demetrius und Casimir" als Stimmungsbild; nach derselben Marinas „Herauswickeln" als Siegel auf ihr Charakterbild, das Auftreten des zweiten Demetrius, in dem sich schon „die Nemesis für den Sieger (Schuisky) ankündigt".[1])

Die Peripetie des Stückes ist vom Dichter überall mit unzweifelhafter Deutlichkeit angegeben, ja sie ist wohl das erste gewesen, was sich seiner Phantasie darbot und sein Interesse fesselte. Es ist der Moment, in dem Demetrius seine wahre Geburt erfährt und die „ungeheuere Veränderung" mit ihm vorgeht. Dicht davor liegt die Höhe: Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks (vgl. 206, 110, 118). Dieser Annahme scheint allerdings Schiller selbst zu widersprechen, wenn es 114 heißt: „Der am höchsten hervorragende Punkt oder der Gipfel der Handlung ist der Einzug des falschen Demetrius als wirklicher Zar in Moskau mit dem Bewußtsein, daß er ein Betrüger. Auf diese Partie fällt das höchste Licht der Darstellung. Bis dahin ist alles Streben und Hoffnung, von da an beginnt die Furcht und das Unglück." Diese Bemerkung als eine vereinzelte unbeachtet zu lassen[2]), wird kaum angehen, zumal sie im Szenar, also unter den spätesten Aufzeichnungen steht. Vielmehr hat man wohl eine doppelte Höhe und Peripetie anzunehmen. Tula bedeutet die Höhe für die psychologische Entwickelung, Moskau für den äußeren Erfolg.[3]) Die dazwischen liegende Marfaszene gehört für das innere Erlebnis zur fallenden Handlung, während sie äußerlich einen Fortschritt zum Ziel bedeutet.

Die oben erwähnten Hauptgruppen verteilen sich auf die fünf Akte in der Art, daß auf den 3. Akt, der die Höhe umschließt, zwei derselben fallen, Akt I, II und V je eine enthalten. — Die Akteinteilung ist allerdings in den Aufzeichnungen sehr schwankend, sogar die Zahl der Akte

1) Kettner LXI.

2) So Franz II 6. (Gesichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius in Prima. Progr. Halberstadt 1892.)

3) So Stein (Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen. Progr. Mühlhausen i. E. 1891, 1894). II 7 flg. Er zieht zum Vergleich die Jungfrau von Orleans heran, bei der für den äußeren Erfolg die Höhe im Krönungszuge liegt, während für ihr inneres Erleben die Peripetie schon in der Szene mit Lionel eingetreten ist.

wechselt. Zunächst hatte Schiller ein fünfaktiges Drama in Aussicht genommen (Studienheft 204—205, 208, 209, 227, 230—231), wobei Höhe und Peripetie in IV, alle Szenen in Moskau in V lagen. Es folgte die Einteilung in vier Akte (Studienheft 234/35[1]), Skizzenblätter 83, 88—89, 91—92), wobei der Inhalt der früheren drei ersten Akte in Akt I und II zusammengezogen war. Hier lag Höhe und Peripetie im III. Darauf überlegte Schiller eine Teilung der Szenen in Moskau, die der 4. Akt allein nicht wohl fassen konnte; (Andeutung 84 22 flg., 96 Anm. 1, 101 7—12), und so bleibt es, wie im Szenar 116—121. Endlich wird der 1., resp. der 1. und 2. Akt durch Streichung der Samborszenen entlastet (s. 168 Anm. 2 und die Szenentabellen 131, 170). — Die Folge der Szenen und ihre Verteilung auf die einzelnen Akte ist ebenfalls Schwankungen unterworfen. Daß der Reichstag bald in II, bald in I steht, ist nur bis zum Wegfall der Samborszenen von Bedeutung. Für die wechselnde Stellung der Katastrophe des Boris (am Ende von II 209, 88 und Anfang von III 92, 117, am Ende von III 204, 208, 230) können wir uns auf die Einteilung des Szenars und die Bemerkung über den Abschluß von II berufen (s. o.). Akt III sollte durch Boris' Katastrophe eröffnet werden. Daneben steht die Gruppe Demetrius in Tula: das aufleuchtende neben dem untergehenden Gestirn. Schon diese Kontrastwirkung spricht für unsere Annahme. — Nach dem Entwurf würde auch der Einzug Demetrius' in Moskau noch in den 3. Akt fallen; diese Anordnung scheint dadurch gesichert, daß diese Szene überall einen Aktschluß bildet: des 4. bei der ersten Einteilung in fünf Akte (205, 208, 230), des 3. bei vier Akten (235, 83, 89, 92), des 3. auch bei der letzten Einteilung in fünf Akte (119). Es bleibt trotzdem zweifelhaft, ob Schiller diese Anordnung beibehalten hätte. Die Schlußszene hätte, zumal bei der Breite, die ihr zugedacht war, den schon so umfassenden Akt ungebührlich ausgedehnt. Außerdem wäre ein zweimaliger Ortswechsel nötig geworden (Moskau—Tula—Moskau). An einem bedeutsamen und effektvollen Aktschlusse fehlte es ohnehin nicht, da die Marfaszene mit ihrem tableauartigen Schluß — Demetrius und Marfa zeigen sich dem Volk — diesen in vorzüglicher Weise geboten hätte. Durch Verlegung der Szene auf den 4. Akt aber wäre für die fallende Handlung ein äußerst stimmungsvoller, die unwahre und unheilbrütende Situation ahnungsvoll andeutender Eingangsakkord gewonnen. Dies wäre um so wichtiger, als dieser Teil des Dramas der interessierenden Momente ohnehin besonders bedarf. Eine solche effektvolle und bedeutsame Eröffnung hätte dann jeder der fünf Akte: Der Reichstag, das Kloster, Boris' tragische Situation, der düster-prächtige

[1]) Die Zuverlässigkeit der Striche ist hier zweifelhaft, sowie auch die Bedeutung der Ziffern.

Einzug, die unheimliche Vermählungsszene am Anfang des 5. Aktes. — Daß Schiller letzteren Aktanfang beabsichtigte, geht allerdings aus den Aufzeichnungen nicht hervor. Alle entsprechenden Stellen sind unsicher.[1]) Ob die kurzen Striche 209 Akteinteilung bedeuten, ist mit Rücksicht auf die übrigen Akte höchst zweifelhaft. 227 ist die Abgrenzung trotz der Zahlen 1—5 kaum als Akteinteilung aufzufassen. (Der Reichstag fehlt hier! Akt II enthält nur die Katastrophe des Boris. S. Köster 195.) Das Szenar 120—121 enthält zwei Striche[2]), die uns die Wahl für den Anfang von V lassen. Wir entscheiden also nach inneren Gründen. Die Hochzeitsfeier bietet einen natürlichen Einschnitt. Sie gehört zur Katastrophe (vgl. den früheren Titel „Die Bluthochzeit zu Moskau") und schließt sich mit dieser am natürlichsten von den übrigen Szenen ab.

Das Drama würde sich also folgendermaßen aufbauen:

Akt I.

I. Exposition.

1. Die Reichstagsszenen:
   a) der Reichstag beschließt Demetrius zu hören.
   b) Demetrius' Bericht. Bitte um Hilfe zur Erwerbung des Thrones. (**Erregendes Moment.**)

II. Steigende Handlung.
A. Vorbereitung des Unternehmens.

   c) Debatte; die Auflösung des Reichstages verhindert die offizielle Unterstützung des Demetrius.
   d) Anerbieten der polnischen Großen und der Kosaken zu freiwilliger (privater) Unterstützung.
2. Kleinere Szenen.
   a) Sigismund gibt Demetrius Ratschläge; Verlobung mit Marina.
   b) Marina trifft ihre Verabredungen mit Odowalsky.
   c) Sie gewinnt den niederen Adel und
   d) die Unterstützung ihres Vaters.

1) Es finden sich folgende Anfangsszenen für den 5. Akt:

205 Demetrius und Marfa }
208 Demetrius als Tyrann } bei fünf Akten,

235 Monolog }
88 Demetrius im Kreml } bei vier Akten.
89 Romanows Vision }

2) Siehe Lesarten 300.

Akt II.

B. Marsa wird gewonnen.

1. Die Klosterszenen:
   a) Stimmungsbild für die Existenz Marfas.
   b) Der Bericht des Fischers.
   c) Marfa faßt während der Unterredung mit Hiob den Entschluß, die Sache des Demetrius zu fördern.
   d) Sie spricht in einem Monolog ihre Hoffnungen aus.

C. Demetrius' erste Erfolge.

2. Kleinere Szenen:
   a) Demetrius an der Grenze, empfindet die Schwere seines Unternehmens, beschließt aber es durchzuführen.
   b) Das Manifest im Dorfe verlesen; die Landbevölkerung wird gewonnen.
   c) Im Lager des Boris zeigt sich die Schwäche des Feindes.
   d) Demetrius ist geschlagen, wird aber durch diesen Mißerfolg nicht bewogen, von dem Unternehmen abzulassen. Der Übertritt des Soltikow bezeichnet eine glückliche Wendung.

Akt III.

D. Die Gegenpartei unterliegt.

1. Die Katastrophe des Boris.
   a) Er tritt als Zar auf, aber ohne Zuversicht.
   b) Die Unglücksbotschaften steigern sich. Unterredung mit Hiob.
   c) Boris trifft seine Dispositionen und nimmt von Axinia Abschied.
2. Übergangsszene:
   Romanow schwört mit den Bojaren dem Sohne des Boris den Huldigungseid.

III. Höhe und Peripetie.

3. Demetrius in Tula.
   a) Er tritt als Herrscher auf, empfängt Zeichen der Unterwerfung; man bringt ihm die zarische Kleidung. Er sendet nach Marfa.

b) Demetrius erfährt seine Geburt und tötet den fabricator doli.

IV. Fallende Handlung.

A. Umschlag in der Stimmung des Helden.

c) Er beschließt in einem Monolog, sich als Zar zu behaupten.

d) Er gewinnt Marfa zur stillschweigenden Anerkennung seiner Echtheit.

Akt IV.

B. Der innere Zwiespalt wird sichtbar.

1. Einzug in Moskau. Dabei erste Begegnung mit Axinia (?).
2. Demetrius im Kreml, hält seine Würde durch Strenge aufrecht. Streit der Polen und Russen. Demetrius entfremdet sich beide Parteien.
3. Er sinnt auf Untreue gegen Marina. Unterredung mit Hiob.
4. Die Ankunft der Marina befördert eine Verschwörung, die Zusky unter den unzufriedenen Russen erregt. Rückkehr Romanows, der an derselben teilnimmt.
5. Axinias Tod.
6. Romanows Vision.

Akt V.

C. Demetrius vollständig gesunken.

1. Vorspiel der Katastrophe:
   a) Marina eröffnet Demetrius nach der Vermählung, daß sie ihn nie für den Iwanowiz gehalten.
   b) Demetrius, innerlich gebrochen, blickt in der Unterredung mit seinem Jugendgefährten auf die Zeit der Unschuld zurück.

V. Die Katastrophe.

   c) Die Verschworenen dringen ein, Casimir fällt als Opfer seiner Treue.
2. Demetrius bei Marfa.
   a) Er fleht sie um ihren Beistand an.
   b) Er stellt den Rebellen gegenüber für einen Augenblick sein Ansehen wieder her. (Retardierendes Moment.)

c) Schuisky verlangt Marfas Schwur. Beide Parteien reden auf sie ein.
d) Sie verleugnet Demetrius, dieser fällt.

3. Schlußszenen.
a) Marina rettet sich.
b) Ein zweiter Betrüger tritt auf.

Über die Art der Ausführung des oben skizzierten Dramas stellt Schiller in wiederholten dramaturgischen Bemerkungen seine Forderungen auf. Wir betrachten diese im Zusammenhange mit dem bereits Geleisteten.

Zunächst handelt es sich um eine „glückliche Eröffnung der Handlung" (236). Nach wiederholten Überlegungen über die Art, wie Demetrius im ursprünglichen 1. Akt vorgeführt werden solle, um das Interesse soweit möglich zu erwecken[1]), erkennt Schiller, daß bei Eröffnung des Stückes durch den Reichstag „eine glänzende Exposition gewonnen" wird (168 Anm. 2). Das Drama beginnt nun mit einer unvergleichlich „lebhaften Handlung" und „der Held des Stückes ist der Gegenstand" (90).

Danach eilt das Stück „mit einem kühnen Machtschritt" auf den höchsten und bedeutungsreichsten Moment hin (83). Demetrius' kühne Zuversicht, Marinas Ehrgeiz, der unruhige Tatendurst der Polen drängen auf Moskau zu. „Jede folgende Bewegung bringt die Handlung um ein Merkliches weiter", Bild auf Bild fliegt vorüber, und „mit Schwindeln blickt der Held des Stückes am Ende auf die ungeheuere Bahn, die er durchlaufen hat" (114). „Das Glück hebt ihn in hohen Wogen zum Thron" (118).

Dabei ist überall für einen engen Zusammenhang gesorgt. Der Sprung vom polnischen Reichstag zum russischen Kloster wird durch Klarheit des Ganges der Handlung gut gemacht (98). Die letzten Worte Marfas führen die Phantasie des Zuschauers zu Demetrius zurück. Während der Borisszenen „hört man gleichsam den Demetrius immer näher und näher herandringen" (149). Für die weiteren in Moskau spielenden Szenen hätte sich die Verbindung noch leichter ergeben. — Die größte Sorgfalt aber widmet Schiller der Motivierung und inneren Verknüpfung der Begebenheiten. „Der Faden der Handlung" muß auch bei rasch wechselndem Dialog und raschem Szenenwechsel „recht entschieden durchlaufen", alles „faßlich und klar sein" (226). „Befriedigend für den Verstand" muß dargetan werden, wie der Betrug, auf dem die Handlung basiert, verübt und glaubhaft ge-

1) 237: Die „ungeheuere Peripetie" soll den Anfang machen; doch aber soll Demetrius vorher schon „das größte Interesse eingeflößt haben". 90, 7 ist eine doppelte Peripetie in Aussicht genommen: vom Glück zum Unglück (Ermordung des Palatius) und vom Unglück zum Glück (Entdeckung der zarischen Geburt).

macht werden konnte (205, 215, 238). Hiermit ist der Gesichtspunkt gegeben, der Schiller besonders wichtig war: Die Vorbereitung der Katastrophe. Die Keime zu ihr sind von Anfang an gegeben: Die Beweise der Echtheit des Demetrius sind zugleich Beweise des Betruges. Die „fingierte Geschichte" kann durch ein Wort in die „wahre" verwandelt werden (231, 232, 179). „Die Braut, die das Glück bringt, bringt auch das Unglück" (204), und in dem Beistand der Polen, der Demetrius auf den Thron hebt, liegt auch der „Keim der Katastrophe" (132). Vordeutend bezeichnen die drei Ratschläge, die der weise Sigismund Demetrius gibt, die Gründe seines Falles: er verachtet die russischen Sitten, er hält den Polen nicht Wort, er vernachlässigt die Zarin Marfa. Dies alles liegt zunächst „in der Knospe"[1]); aber wie der Zuschauer in Warbeck „am Ende des 1. Aktes anfangen darf in Unruhe zu kommen" (134), so wird er im Demetrius durch die Worte Marinas beunruhigt, die einen Zweifel ihrerseits ausdrücken. Die Unruhe wird auch im 2. Akte durch Marfas Erklärung, Demetrius anerkennen zu wollen, nicht beseitigt, da man fühlt, daß weniger Überzeugung als Leidenschaft diesen Entschluß diktiert. So ist die Katastrophe angedeutet, wenn auch zunächst die fröhliche Sicherheit des Helden und die anscheinend günstigen Umstände die Hoffnung zur herrschenden Stimmung machen.

Die so fest in sich verbundenen Übergänge sollen in „Handlungen erscheinen und so wenig wie möglich von bloßen Reden vorkommen" (226). Alles soll sich „sinnlich darstellen" (143). So läßt uns Schiller die Stellung des Demetrius zu seinen Bundesgenossen in der Reichstagsszene erleben, so entsteht vor unseren Augen der Entschluß Marfas, den Prätendenten zu unterstützen, so hätte sich, wie die Aufzeichnungen uns vermuten lassen, der Glückswechsel des Boris und die tragische Wendung im Geschick des Helden greifbar gestaltet. Aber freilich zeigen die ausgeführten Teile des Dramas, daß zu dieser „sinnlichen Darstellung" eine bedeutende Breite nötig gewesen wäre. „Es muß so viel geschehen, es ist so viel zu zeigen" (143). —

Es mag hier kurz darauf hingewiesen werden, in welcher Art die Fortsetzer des Demetrius versucht haben, den Stoff „ins Engere zu ziehen". Ein Hauptmittel ist die Verschmelzung der Boriskatastrophe mit Demetrius' Erscheinen in Moskau, das zugleich die Höhe und Peripetie umfaßt (so bei Kühne, Gruppe, Zimmermann und im Anschluß an Kühne auch in der neuesten Fortsetzung von Weimar). Ferner werden Hochzeits-

1) Warbeck 120, 144 (Schillers dramatischer Nachlaß herausgeg. von Kettner, II): Die Handlung ist eine aufbrechende Knospe, alles liegt schon darin und entfaltet sich nur in der Zeit. — Ähnlich in der Prinzessin von Celle 220—221.

feier und Katastrophe zu einer Szene verbunden (bei Kühne, Gruppe, Sievers, Weimar; Zimmermann zieht die zur Katastrophe gehörenden Auftritte in eine Szene nach der Vermählung zusammen). Außerdem sind die Lagerszenen gestrichen bei Kühne, Gruppe; die Boriskatastrophe wird nur berichtet bei Sievers.[1]) Eine Konzentration der Handlung wird allerdings erreicht, besonders in der „an Überstürzung grenzenden Kürze"[2]) der Kühneschen Darstellung. Aber es geschieht auf Kosten der Herausarbeitung des tragischen Problems (durch Wegfall des Boris, des Casimir, Verwischung des Verhältnisses zu Axinia und Marina) und besonders auf Kosten des „allgemeinen welthistorischen Konflikts, in dem das Schicksal des Demetrius eine Phase bildet". „Das welthistorische Gemälde ist in den Rahmen einer kleinen Intrigentragödie gezwängt."[3]) Auf jenes aber war es bei Schiller abgesehen. (Schluß folgt.)

Definitionsübungen in Prima.

Von Oberlehrer Dr. **Georg Frick** in Halle a. S.

Vorbemerkung: Die freundliche Beachtung, die unsere im 5. Hefte des 17. Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlichten Definitionen gefunden haben, ermutigen uns, hier noch zwei weitere Proben aus solcher unterrichtlichen Arbeit zu geben. Zu jener Beachtung rechnen wir auch den laut gewordenen Widerspruch. Wenn von einer besonders autoritativen Stelle aus ihnen der Vorwurf der Breite gemacht wurde, so geben wir diesen gern zu. Doch mag wiederholt betont werden, daß es sich um Versuche an einer Oberrealschule handelt, deren Schülern mancherlei durch den deutschen Unterricht vermittelt werden muß, was an den humanistischen Anstalten selbstverständlich und nach langer Tradition den alten Sprachen zufällt oder — zufallen sollte. Im übrigen verweisen wir hinsichtlich des Vorbildes und allgemeinen Ganges unserer Untersuchungen auf die a. a. O. S. 272 gegebenen einleitenden Bemerkungen.

Der Begriff des Schönen.

I. Locatio:

1. Genus commune und propius: das Schöne eine Eigenschaft; man unterscheidet sinnliche (konkrete) und unsinnliche (abstrakte)

---

1) Maltitz schließt sich Schillers Plan genauer an; dieser kommt aber in der kraftlosen Darstellung nicht zur Geltung.

2) Rudolph (über Schillers Demetrius. Herrigs Archiv 1865) S. 160.

3) Harnack, Schiller. Berlin 1905, S. 412.

Eigenschaften. Das Schöne, eine sinnliche Eigenschaft, gehört in die Erscheinungen der Sinnenwelt. Die Sinnenwelt zerfällt in das Reich der Natur und das Reich der Geschichte (auch der menschlichen Erzeugnisse); daraus: das Naturschöne, das Geschichtlichschöne und das Kunstschöne.

2. Genus proximum: die Sinnenwelt ist wahrnehmbar mit den Sinnen; das Schöne wahrnehmbar nur mit den edleren Sinnen (Auge, Ohr und Tastsinn).

3. Distinctio. Aufgabe der Untersuchung nicht die schönen Einzeldinge, sondern das Schöne an sich, wodurch jene schön werden; zu unterscheiden vom verkehrten gewöhnlichen Sprachgebrauch: schön = nützlich, brauchbar, angenehm, z. B. schönes Wetter; hier ist nur die Rede vom Schönen im höchsten, philosophischen (ästhetischen) Sinne, koordiniert dem Wahren und Guten.

II. Expositio:

1. Die Teile: a) Objekt: das Schöne; b) Subjekt: der Betrachter.
2. Notae essentiales und differentia specifica.

Empirische Methode; Beispiele aus der Wirklichkeit: Natur (schönes Landschaftsbild, schönes Roß); Geschichte (schönes Greisenantlitz); Kunst (schöne Kirche, schönes Gedicht). Was ist allen diesen Gegenständen gemeinsam, wie ergeht es uns ihnen gegenüber?

a) Das Objekt.

1. Die Form nehmen wir zuerst wahr. Bestandteile derselben: Linien, Flächen, Massen, Farben, Licht und Schatten (Beleuchtung, Modellierung). — Ebenmaß und Vollendung der einzelnen Teile, Zusammenstimmen der Verhältnisse des einzelnen zum Ganzen, Symmetrie, Harmonie; Fluß und Schwung der Linien usw. Rhythmus.

Grund des Wohlgefallens an schöner Form:

1. Physiologischer Grund: Wirken der Sinnenwelt auf unsere Sinne; Übereinstimmung beider. Gegensatz: unangenehme Verletzung unserer Sinne durch Mißtöne oder Mißformen.
2. Geistiger Grund:

α) aus dem passiven Verhalten der Seele: der Rhythmus vollendeter Formen erzeugt durch Rhythmus der angeregten Sinnestätigkeit auch rhythmische Seelentätigkeit, z. B. Musik.

β) aus dem aktiven Verhalten der Seele: die Formvollendung erscheint Symbol, Abbild des Frohgefühls, Wohlgefühls, der Befriedigung, der geistigen Freiheit,

nach der wir uns alle sehnen, als Ausdruck einer anderen, höheren Welt gegenüber der wirklichen, friedlosen, gehemmten.

2. Der **Inhalt**. Ist er überhaupt da? Ist das Schöne nicht nur ein Spielen mit anmutigen Formen?
   α) Inhalt ist da, denn sonst nicht erklärlich die uns ganz erfassende innere Andacht; Erregung des geistigen Lebens setzt geistiges Leben voraus.
   β) Rhythmus ist Fluß und Erzeugnis einer bewegenden Kraft, die dahinter steckt.

   Also: **Inhalt = geistiges Leben.**

Welcher Art ist dieses geistige Leben?

1. Empirisch nachweisbar am **Kunstschönen**. Hier der geistige Inhalt: die Gedanken- und Empfindungswelt des Künstlers, sein Ideenbild, sein Ideal, das er in die Schöpfungen hineinlegt und durch die schöne Form hindurchleuchten läßt. Die Kunst eine Sprache in Stein, Farbe, Ton; Erscheinung des Idealen in sinnlicher Form.
2. Welcher Art bei dem **Naturschönen**?
   α) Gedanken des göttlichen Künstlers, des Schöpfers. (Beweis durch Analogie.)
   β) Was offenbart sich im Naturschönen? Leben, erloschenes in der unorganischen Natur, tätiges in der organischen; zurückzuführen und allein zu erklären aus einer höheren Urquelle des Lebens, einer absoluten Lebensquelle = Gott (empirischer Beweis).

Also Natur = Offenbarung der Gedanken Gottes, das Naturschöne = göttliche Gedanken in leiblicher Gestalt.

Anmerkung: Die wirkliche Welt zeigt oft die Kehrseite zum Schönen, das Häßliche in Bildern des Schreckens, Grauens, der Vernichtung, der Unvollkommenheit im Kampfe der Elemente, der Organismen (vgl. „Werthers Leiden" I, 18. August). Hinweisung auf eine Zukunft der Erlösung, Befreiung, Verklärung, Röm. 8, 21 f.; Offenb. Joh. c. 21.

3. **Geschichtliche Schönheit** (im Handeln und Treiben der Menschen). Die Geschichte zeigt nicht nur Gottesgedanken, sondern auch Menschengedanken; denn sie ist die Sphäre der Freiheit des menschlichen Willens. Das Schöne tritt uns entgegen, wenn der Wille Gottes und des Menschen übereinstimmen (vollkommenste Lösung in der Erscheinung Christi), es fällt zusammen mit dem **Sittlich-Guten**. — Dies Schöne kann direkt dargestellt werden, aber auch indirekt durch die Selbstvernichtung des Bösen, wenn dadurch der Sieg des Guten, d. i. des göttlichen Willens, der göttlichen Gerechtigkeit um so stärker hervortritt (Epos, Drama, z. B. „Richard III.").

3. Welches ist das innere Verhältnis von Inhalt und Form? Das einer Immanenz (z. B. glühendes Eisen), einer untrennbaren Durchdringung von Inhalt und Form; jedes zum Begriff des Schönen unerläßlich; Sinnliches und Geistiges verschmelzen sich in vollkommenster Weise zur Einheit, so daß man weder Sinnliches als solches noch Geistiges als solches unterscheidend trennen kann (Laokoon = durchgeistigter Stein, aber auch = versteinerter Geist).

Wie ist diese Durchdringung von Inhalt und Form entstanden?

1. Ist der Inhalt das Erzeugnis der Form? — Nein, weil Lebendiges nicht von Leblosem erzeugt werden kann.
2. Hat der Inhalt (geistiges Leben) die Form erzeugt? Zusammenfallend mit:
3. Beide sind Erzeugnisse eines anderen Dritten, des Willens. (Prozeß der Entstehung: Künstler, seine Ideenwelt, die schöne Form.) Es wirkt sich der vollkommene Inhalt (Ideal) die schöne Form.

Unterschied der Schönheitserscheinungen je nach dem Grade des Gehaltes und des Verhältnisses von Inhalt und Form. Drei Möglichkeiten:

1. Abgewogenheit, völliges Gleichgewicht von Geistigem und Sinnlichem: das Einfach-Schöne, z. B. Bild eines Kindes, einer friedlichen Landschaft, Epos, antike Statue usw.
2. Wenn der geistige Gehalt die Form zu überragen scheint, die endliche Form durchbricht und uns über sie erhebt: das Erhaben-Schöne, z. B. Bodetal, Hochgebirgslandschaft, gotischer Dom, durchfurchtes Greisenantlitz, Tragödie.
3. Die Form überwiegt den Inhalt: führt zum Häßlichen (Kröte, Zwerg) oder zum Komischen (Geck).[1])

b) Das Subjekt. Wie beschaffen muß das Subjekt sein, damit das Schöne auf den Betrachter wirkt?

Empfänglichkeit

1. nach der Naturanlage, Vorhandensein des Organs für Schönheitsaufnahme: der Phantasie, mit der wir die in der Form verborgene geistige Welt schauen.
2. nach der erlangten, gewonnenen Bildung, Läuterung, Klärung der Phantasie durch Übung, Studium usw. Kunst des Sehens.
3. in der Freiheit von störenden, zerstreuenden Einflüssen (Furcht, Schrecken, Ermüdung).

---

1) Über das Komische als eine wesentliche Gattung des Ästhetischen wird am besten besonders nach Abschluß der Lektüre von Lessings „Minna von Barnhelm" gehandelt.

Höchste Empfänglichkeit die des Künstlers: produktive Phantasie, geniales Schönheitsschauen mit dem Vermögen auch das Schöne wiederzugeben. (NB. Bedeutung des Zeichenunterrichts!)

Wie ergeht es nun dem empfänglichen Beschauer schönen Gegenständen gegenüber? Erregung von Wohlgefallen, Behagen, Freude, reiner Befriedigung, Bewunderung, Erhebung, Begeisterung, Hingerissensein, Andacht, also Erregung und Erhebung unseres inneren Lebens, Erhöhung des Lebensgefühles. — Es überkommt uns eine Sehnsucht nach der vollkommenen, ein Heimweh nach der verklärten Welt, also oft auch Mischung von Erhebung und Leid.

III. 1. Descriptio: Auszug aus der Expositio.

Genus proximum: Erscheinung der Sinnenwelt, soweit sie erkennbar ist den edleren Organen.

Teile: Objekt: { Form: Harmonie und Rhythmus / Inhalt: Geistiges Leben } Immanenz.

Subjekt: Phantasie; — Erhöhung des Lebensgefühles.

2. Nominaldefinition: Schön abzuleiten von schauen (ahd. scôni, was wohl geschaut wird, angenehm ins Auge fällt), drückt zunächst die Form des Schönen aus, deckt aber auch den ganzen Begriff.

Englisch: beautiful (ahd. fol = voll): vollendet schön, das was die Schönheit ausmacht; fair = frei von Fehlern und Flecken, hell, licht, offen, ehrlich (= sittlich gut, s. zu II, a, 2, 3).

3. Andere Definitionen: Bei der unendlichen Fülle von solchen seit Aristoteles bis in die jüngste Zeit verzichten wir auf die Wiedergabe einzelner, zumal sie zumeist nur im Zusammenhange des Ganzen zu verstehen sind.

not. essent. des Subjekts

4. Die Definition selbst. Das Schöne ist die von unserer Phantasie

diff. specif. des Subjekts — Nominaldef.

zu voller Befriedigung und Erhöhung des Lebensgefühles angeschaute

Objekt, Teil I. — not. essent. u. diff. specif.

Immanenz einer vollendeten Form, welche als harmonische Einheit in der

Objekt, Teil II.

Mannigfaltigkeit erscheint, — und eines geistigen Inhaltes, welcher als

not. essent. u. diff. specif.

ideales Leben (in Natur, Geschichte und Kunst) sich erweist.

Der Begriff der Beredsamkeit.

I. Locatio:

1. Genus commune: Sphäre des geistigen Lebens. 1. Erscheinung des Einzellebens = Eigenschaft, Fähigkeit des Redens; — 2. Erscheinung im Gesamtleben eines Volkes = Literatur.

2. Genus propius: Berührung mit der Wissenschaft, aber nur entfernter dem Inhalte nach; mit der Kunst hinsichtlich der Form; mit dem Staatsleben, der Kirche unter dem Gesichtspunkte des Inhaltes (politische, kirchliche Beredsamkeit).
3. Genus proximum: zwischen Wissenschaft und Kunst stehend, zu dem Gebiete der sog. anhängenden Künste (wie Geschichtschreibung, Landschaftsgärtnerei, Schauspielkunst).
4. Distinctio: zu untersuchen nur die Beredsamkeit im kunstvollen, edelsten Sinne.

II. Expositio:

1. Die Teile ergeben sich aus der Praxis: a) Redner; b) Rede; c) Zuhörer.
2. Die Notae essentiales und differentia specifica.
   a) Der Redner: große Redner zeigen uns eine angeborene, geniale Befähigung; diese Anlage muß entwickelt werden:
      1. des Geistes nach der wissenschaftlichen Seite hin; Aneignung von Kenntnissen:
         α) allgemeine Bildung (z. B. Bismarck),
         β) besondere wissenschaftliche (Jurist, Theologe).
      2. des Gemütes; reife Ausbildung des Innenlebens, des Herzens durch die Schule der Erfahrung; Vertiefung, Verinnerlichung, Reife (Charakterreife).
      3. der ganzen Persönlichkeit als getragen von angeborenem und erworbenem Seelenadel.

Das ist dem Redner gemeinsam mit dem Dichter, Geschichtsschreiber, anderen Personen. Was ist nun die differentia specifica des Redners? Daß er seine persönlichste Empfindung, seine Seele bloßlegt im Wort, also Wahrhaftigkeit, Übereinstimmung der Rede mit dem Wesen der Persönlichkeit.

Dazu die leibliche Seite: Ausdruck der Würde des Redners durch Haltung, Gesten, Kleidung usw.

   b) Die Rede (die vollendete Rede): Ausdruck der ganzen Persönlichkeit, des ganzen idealen Innenlebens nach Reichtum und Tiefe; Spiegelbild und Abdruck desselben.
      1. Der Inhalt: verschieden nach den verschiedenen Gattungen, als politischer, richterlicher, kirchlicher Rede; diff. specif. bewegtes Seelenleben, echtes Pathos als Ausdruck der Wahrhaftigkeit.
      2. Die Form: künstlerisch schön, so daß sie den Ideengehalt vollkommen durchleuchten läßt; durchsichtig klar in allgemeinem

Aufbau und Gliederung; ästhetische Beherrschung der Sprache in Periodenfügung, Satzbau, Wortstellung.

Immanenz von Inhalt und Form; vgl. Macaulay: die Beredsamkeit des Demosthenes sei eine von Leidenschaft [Pathos] durchglühte [Immanenz] Logik [Form]; in der Umkehrung: die Beredsamkeit eine von der Logik geleitete Leidenschaftlichkeit.

c) Die Zuhörer (wir selbst): was erfahren wir an uns durch die Rede? (empirische Methode).

1. Wir werden gefesselt durch die künstlerisch vollendete Form (z. B. auch durch das Organ); Wohlgefallen daran; Wirkung ästhetischer Art.
2. Wir empfangen nachhaltige Eindrücke, eine bleibende Stimmung; Anregung unseres inneren Lebens, Erhöhung unseres Lebensgefühles.
3. Wir nehmen mit hinweg sittliche Entschließungen und innere Vorsätze, Gelübde zum Zweck der Umsetzung in Taten, also Bestimmung des Willens (differ. specif.), und zwar
   α) des allgemeinen sittlichen Willens,
   β) des bestimmten Willens: Freisprechung oder Verurteilung, Annahme oder Verwerfung eines Antrages.

Also die Beredsamkeit nicht mehr auf dem Gebiete des Ästhetischen, sondern des Ethischen, ihr Zweck nicht nur Darstellung des Schönen, sondern Leitung zum Sittlich-Guten.

III. 1. Descriptio. (Auszug aus der Expositio):
Genus proximum: anhängende Kunst.
Teile: 1. Redner: innere Wahrhaftigkeit.
2. Rede { Inhalt: bewegtes Seelenleben, Pathos. / Form: durchsichtige Klarheit. } Immanenz.
3. Zuhörer: Wille zu sittlichen Entschlüssen.

2. Nominaldefinition: Beredsam = Fähigkeit zu reden; lat. eloquens = der mit dem Worte herauskann; daher franz. éloquence, éloquent; ähnlich engl. utterance = Fähigkeit sich auszudrücken, hängt zusammen mit out, also germanische Wurzel mit romanischer Endung; auch sonst immer auf das Romanische zurückgehend (orator, rhetor), da eine kunstvolle Beredsamkeit sich erst ausbilden kann bei einer Literatur.

3. Andere Definitionen: Die bedeutsamen Äußerungen der Alten, namentlich Ciceros, liegen dem Schüler der Oberrealschule zu fern, und moderne sind uns nicht begegnet.

not.

4. Die eigene Definition: Die Beredsamkeit ist die auf angeborener
essent. not. essent.
hervorragender Begabung und auf vielseitiger und tiefer Bildung des Geistes und des Gemütes beruhende Befähigung, mit der sittlichen Macht und
diff. specif.
Würde der ganzen vom Adel der Gesinnung und innerer Wahrhaftigkeit
Teil I. Teil II.
getragenen lebendigen Persönlichkeit durch kunstvolle Beherrschung der Sprache
diff. specif. Teil III.
auf den sittlichen Willen der Hörer überzeugend zu wirken.

Zur richtigen Betonung einiger Stellen in deutschen Gedichten.

Von Oberlehrer Dr. **Linde** in Helmstedt.

Die Wichtigkeit richtiger und sinngemäßer Betonung liegt auf der Hand, und die Erzielung einer guten und sinnentsprechenden Betonung wird eine Hauptaufgabe bei unseren Leseübungen im deutschen Unterrichte sein müssen. Recht betonen kann aber nur, wer die betreffende Stelle oder den betreffenden Abschnitt auch recht aufgefaßt hat, und so ist eine richtige Betonung beim Lesen zugleich ein zuverlässiger Maßstab für das Verständnis der gelesenen Stelle seitens des Lesers. Nun ist es aber an manchen Stellen durchaus nicht immer gleich ersichtlich, welches Wort zu betonen ist, welches den Hauptton, welches aber nur einen Nebenton erhält, und welches gar nicht betont werden darf (vgl. Palleske, Kunst des Vortrags, Stuttgart 1880, S. 100 ff. in dem Abschnitte „Von der Betonung"), wie dies in unserer Zeitschrift 16. Jahrgang (1902) S. 373 von Schuller an einigen Beispielen gezeigt ist. Auch dürfen wohl die von Palleske a. a. O. angeführten Beispiele als bekannt vorausgesetzt werden, namentlich die von ihm aus Schillers Taucher angeführte Zeile:

als wollte das Meer noch ein Meer gebären,

wo sich Palleske mit Recht unter Verwerfung der Betonungen „noch ein Meer" oder „noch ein Meer" für „noch ein Meer" entscheidet.

So wird man denn an mehr als einer Stelle eingehend mit sich und anderen zu Rate gehen müssen, welches an der jedesmaligen Stelle die rechte und welches die falsche Betonung ist, und mit Beziehung hierauf sei es gestattet, im folgenden an einigen Stellen eine leicht sich einstellende und

vielfach bemerkte falsche Betonung zurückzuweisen und die allein richtige und sinngemäße festzustellen.

Im „Arion" von August Wilhelm Schlegel wird der Eingang des Gedichtes:

> Arion war der Töne Meister,
> Die Zither lebt' in seiner Hand

meist so gelesen, daß in der zweiten Zeile auf das Wort „Zither" ein größerer Ton gelegt wird, als wenn dies das wichtigste Wort der Stelle wäre. Und doch ist dies nicht richtig. Nicht die Art des Instrumentes soll betont werden, etwa im Gegensatze zu anderen musikalischen Werkzeugen, sondern der Dichter hat sagen wollen, daß der Meister der Töne aus den Saiten der Leier göttliche Harmonien zu entlocken verstand, und daß also das sonst inhaltsleere, tote und stumme Instrument in seiner Hand Fülle und Leben bekam, mit einem Worte gesagt, sich „belebte", so daß er mit ihm die Geister zu ergötzen vermochte. Auf lebt' ist also der Ton zu legen und nur

> die Zither lebt' in seiner Hand

möge mit allem Ausdruck und Nachdruck gelesen werden.

Auch an einer Stelle in Schillers „Klage der Ceres" vermag ich die allgemein übliche Betonung nicht für recht zu halten und erachte eine andere als mit dem Sinne des Gedichtes übereinstimmender; ich meine die beiden ersten Zeilen der Schlußstrophe:

> O, so laßt euch froh begrüßen,
> Kinder der verjüngten Au!

Wer hier auf das Wort „froh" einigen Nachdruck legen und es dementsprechend betonen will, ist nicht ganz im Unrechte, da „froh" beim Lesen gewiß etwas hervorgehoben werden muß; aber es ist durchaus nicht das wichtigste Wort im Satze, vielmehr liegt der Hauptnachdruck auf dem Worte „so". Würde man „so" nicht betonen, so würde es nur den Nachsatz einleiten, und man müßte annehmen, daß die Göttin in den vorausgehenden Strophen ihre Begrüßung des Frühlings motiviert habe und nun in der Schlußstrophe abschließend darauf zurückkomme, in dem Sinne etwa: „So laßt euch denn froh begrüßen" usw. Aber die klagende Ceres, und dies ist sie in der ersten Hälfte der Ballade, denkt noch nicht an eine Begrüßung des Frühlings; versunken in ihren Kummer um den Verlust der geliebten Tochter, hat sie es kaum bemerkt, daß er erschienen ist; und als sie endlich, aus ihrem Schmerze aufschauend, all die Frühlingspracht um sich herum wahrnimmt, auch da ist es noch zunächst kein froher Gruß, den sie „den Kindern des Frühlings", den Blumen, darbringt; nur Klagen, bittere Klagen kommen über ihre Lippen, und wir hören ihren Wunsch, sterben zu können, um im Tode mit der geliebten Tochter vereint zu werden:

Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Erst die ihren Schmerz besiegende und sich tröstende Mutter, erst die wieder der Welt und den Aufgaben, die sie in ihr zu erfüllen hat oder erfüllen will, sich zuwendende Göttin, wie sie im zweiten Teile des Gedichtes erscheint, erst sie vermag es über sich, den Frühling froh zu begrüßen. Handelt nun so das Gedicht bis zur letzten Strophe nur von dem Wechsel ihrer Stimmung, von dem Übergange von der Klage zum Troste, so kann im Anfange der Schlußstrophe auch von einer Begrüßung des Frühlings nur die Rede sein, wenn mit irgendeinem bedeutungsvollen Worte dazu übergeleitet wird, sonst würde man den Zusammenhang zwischen ihrem Stimmungswechsel und dem Gruße an die Blumen gar nicht verstehen. Diesen Zusammenhang aber stellt das stark betonte „so" her; „so", d. h. unter der von mir soeben geäußerten Voraussetzung „laßt euch froh begrüßen, Kinder der verjüngten Au!"

Ebenso habe ich in Goethes „Hermann und Dorothea" im fünften Gesange bei Vers 59 und 60:

Denn nach langer Beratung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

immer nur so lesen oder zitieren hören, daß man in der zweiten dieser Zeilen „der Verständ'ge" stark betonte. Auch hier wird eine genaue Prüfung der Stelle zeigen, daß dies nicht die richtige Betonung sein kann.

Gewiß gibt es viele Dinge, bei denen nur nach längerer oder kürzerer Beratung der Verständige und Einsichtsvolle das Rechte erfassen wird. Daneben aber auch gibt es Verhältnisse, die in ihrem Verlaufe von Umständen abhängig sind, die kein Mensch, auch der verständigste und klügste nicht, im voraus übersehen kann; ja ein langes Beraten, bei dem man sich alle Möglichkeiten des Ausganges vorstellen wollte, würde den Menschen in seinem Entschlusse nur immer mehr beeinträchtigen. In einem solchen Falle kommt man entweder vor vielem Bedenken gar nicht zum Handeln, oder irgendein Ereignis reißt uns plötzlich zum Entschlusse fort, und es gilt nun das Gewählte mit Geschick und Verstand mutig durchzuführen. So nur kann es gemeint sein, wenn Goethe kurz vorher (Vers 57) sagt:

Der Augenblick nur entscheidet
über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke . . .

oder „den Entschluß nach langer Beratung" nur „ein Werk des Moments" nennt.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um Hermanns Verlobung. Lange schon ist es der Wunsch der Eltern, auch Hermanns eigenes Verlangen,

die Braut sich zu erwählen, aber noch immer nicht ist die Rechte erschienen, und schon muß sich Hermann von der Mutter sagen lassen (IV, 206):

Und es wirket die Furcht die falsche zu greifen am meisten.

Da endlich (V, 45 und 46):

hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.

Nach alledem erscheint es nicht angängig „der Verständ'ge“ stärker zu betonen, da Hermann gar nicht mit dem Verstande gewählt hat, vielmehr nur sein Herz hat sprechen lassen (V. 54); es würde also gar keinen Sinn haben, „der Verständ'ge“ durch den Ton hervorzuheben, vielmehr muß „ergreift“ den Hauptton erhalten, denn in einem solchen Falle „ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte“, d. h. er kann es nicht durch Nachdenken und Erwägen aller Umstände mit Hilfe seines Verstandes herausfinden, sondern muß „den rechten Augenblick“ (IV, 204 heißt es dafür „die rechte Stunde“) abpassen und nun zugreifen und handeln.

Daß nun aber Goethe das Wort „ergreifen“ in diesem Sinne aufgefaßt und deshalb auch betont wissen wollte, wird die Betrachtung einiger Stellen zeigen, die erkennen lassen, daß der Dichter gerade dies Wort gern gebraucht und im Gegensatze zu einem verstandesmäßigen Auswählen angewandt hat.

Schon an der angeführten Stelle des vierten Gesanges aus Hermann und Dorothea (V. 206) ist es nicht ganz ohne Nebenbedeutung, wenn er „die falsche zu greifen“ (statt zu wählen oder ähnlich) sagt.

Noch bedeutender ist das Wortspiel mit „Greif“ im zweiten Teil des Faust (II, 533 ff.):

Mephistopheles.
Und doch, nicht abzuschweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif.
Natürlich! Die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt:
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.

Ebenda I, 61 f.:

Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Ebenso im ersten Teile des Faust V. 1418:

Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen.

Ebenda V. 1662 ff. das bekannte:

Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

Auch Schillers Wort (Wallensteins Tod II, 2):

> Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
> Das Rechte leicht.

kann zum Vergleiche dienen, und wenn es im deutschen Sprichworte (Simrock, Sprichw. S. 17) heißt:

> Andere sehen zu, er hat zugegriffen.

so ist auch aus ihm die Wichtigkeit des Wortes „greifen" ersichtlich, und man möge fortab deshalb auch bei Goethe a. u. St. nur lesen oder lesen lassen:

> Denn nach langer Beratung ist doch ein jeder Entschluß nur
> Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

Wenn in demselben Gesange des Gedichtes weiter unten (V. 88) der Apotheker von sich sagt:

> Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen,

so neigen jugendliche Leser wohl dazu „ich" stärker durch den Ton hervorzuheben; es ist aber falsch, es kann an unserer Stelle nur den Nebenton haben, da es dem Apotheker hier nicht darauf ankommt, seine Person herauszustreichen, sondern er will sagen, daß er sich durch das, was man ihm über Dorothea mitteilen würde, nicht so leicht betrügen lasse, da er die Worte anderer „zu schätzen", d. h. „sie richtig zu beurteilen" (Keck, Ausgabe von Hermann und Dorothea S. 46 Anm.) wisse; es muß also heißen:

> Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Ebenda V. 25 ist natürlich zu lesen:

> Nein, der Mann bedarf der Geduld usw.

nicht der Mann, da nicht von dem Manne im allgemeinen die Rede ist, sondern vom Landmann im Gegensatze zum Kaufmann, von dem der Dichter kurz zuvor gesprochen hat, V. 15, wo es allerdings hieß:

> Niemals tadl' ich den Mann, der immer, tätig und rastlos
> Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
> Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet.

Aber gleich danach wird schon zu dem Gegensatze übergeleitet, V. 19:

> Aber jener ist auch mir wert, der ruhige Bürger,
> Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
> Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.

Und so ist auch V. 25 „der" Pronomen, nicht Artikel.

Schon die angeführten Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen, wie man auf Schritt und Tritt auf eine gute und sinngemäße Betonung wird achten müssen und wie recht Palleske hatte, wenn er gerade über diesen Gegenstand so eingehend sich ausgelassen hat.

Das Dativ-e.

Von Oberlehrer **Böckelmann** in Herford.

Eine tausendmal aufgeworfene und nie befriedigend beantwortete Frage der deutschen Grammatik, die auch in weiteren Kreisen auf Interesse rechnen kann, betrifft die Berechtigung des Dativ-e's bei den stark abgewandelten Hauptwörtern männlichen und sächlichen Geschlechts. Was ist richtig: dem Mann oder dem Manne, dem Eigentum oder dem Eigentume, dem Landtag oder dem Landtage? Die Regeln, welche die Grammatiker darüber aufstellen, befriedigen meines Wissens sämtlich nicht. Wenn Engelien in seiner gründlichen Grammatik der neuhochdeutschen Sprache lehrt: „Alle Wörter, die im Genitiv ein **es** anhängen, haben ein Dativ-**e**; diejenigen dagegen, welche ein bloßes **s** annehmen, hängen im Dativ kein **e** an", so ist mit der Regel nicht viel anzufangen. Das ist ja allerdings richtig: Wörter, die nur **s** und niemals **es** annehmen, haben auch im Dativ kein **e**, so: der Adler, des Adlers, dem Adler; das Rätsel, des Rätsels, dem Rätsel. Es sind dies die mehrsilbigen Wörter auf **e**, **el**, **en**, **em**, **er**, **chen** und **lein**. Bei diesen ist aber auch gar kein Zweifel vorhanden und für uns Deutsche keine Regel nötig. Aber bei den übrigen läßt uns Engeliens Regel im Stich, weil der Gebrauch auch im Genitiv schwankt. Man sagt zwar gewöhnlich: „Des Mannes", aber wohl stets „er ist Manns genug", man gebraucht Tags und Tages. Wie ist in solchen Fällen der Dativ zu gestalten? Überdies stimmt die Regel nicht überall, denn man sagt zwar nur „des Tisches", aber doch auch „bei Tisch, auf meinem Tisch"; man bildet nur die Form „des Herbstes" und doch den Dativ „dem Herbst". Umgekehrt sagt man gewöhnlich „des Königs", aber niemand wird darum „dem Könige" als falsch bezeichnen wollen. Zudem muß ja auch die Einschränkung gemacht werden, daß das Dativ-**e** in präpositionalen Verbindungen ohne Artikel meist verschwindet. Niemand bringt „von Orte zu Orte" über die Lippen, es heißt stets: „von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr, aus Geiz, mit Dank, zu Fuß", doch besteht auch hier kein festes Gesetz; denn man sagt gewöhnlich „bei Tage", dagegen wieder „bei Tag und Nacht"; „mit Leib und Leben," aber „bei Leibe nicht". Auch die Regel, daß man das Dativ-**e** vor einem vokalisch anlautenden Wort zur Vermeidung des Hiatus fallen lasse, ist willkürlich und bedeutungslos. Engelien nennt das Beispiel: „Dem Geiz ergeben"; allein ebenso oft wird man hören: „dem Geize ergeben" und anderseits „vom Geiz verleitet". Kurz, des Schwankens und der Unsicherheit ist kein Ende.

In solchen Fällen greift man zu Wustmanns vortrefflichem Büchlein „Allerhand Sprachdummheiten.“ Da liest man auf S. 5 in betreff des Genitivs (ob Berufs oder Berufes, Amts oder Amtes): „Darüber läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen. Oft kommt es auf den Wohlklang der einzelnen Wörter und vor allem auf den Rhythmus der zusammenhängenden Rede an.“ — Also gar keine feste Regel, sondern völlige Subjektivität! Das musikalische Gefühl des einzelnen soll bei jedem Wort, nein, in jedem einzelnen Fall entscheiden! Dann fährt Wustmann fort: „Sehr zu beklagen ist es, daß immer mehr die Neigung um sich greift (teils von Norddeutschland, teils von Süddeutschland), das Dativ-e ganz wegzuwerfen und zu sagen: „Vor dem König, in dem Buch, aus dem Haus, nach dem Krieg, im Jahr, im Recht, im Reich, im Wald, am Meer (statt Könige, Buche, Hause, Kriege, Jahre, Rechte usw.“). Er meint, „daß der im Vergleich (NB.!) zu der älteren Zeit schon stark verkümmerte Formenreichtum unserer Deklination dadurch immer mehr verkümmert“, und fordert „man sollte das Dativ-e überall sorgfältig schonen, in der lebendigen Sprache wie beim Schreiben, und die Schule sollte alles daransetzen es zu erhalten“.

Wustmann will also den Formenreichtum der älteren Sprache möglichst bewahren. Auch sonst habe ich die Meinung vertreten hören, der in dem Dativ-e in die Erscheinung tretende Reichtum der Sprache sei nützlich, weil man der Wortform sogleich ansehe, was sie zu bedeuten habe, welcher Kasus es sei. Allein abgesehen davon, daß dies keineswegs immer zutrifft — die Formen Freunde, Rechte z. B. können ja auch Formen des Plurals sein — genügt denn nicht der vorgesetzte Artikel oder die Dativform des vorausgehenden Pronomens oder Adjektivs völlig, um den Kasus klar zu stellen „dem Freund, meinem Recht, gutem Wein“? Und selbst wenn in Wendungen wie „mit Freund und Feind“ der Dativ nicht sofort zum Bewußtsein kommt, was schadet's, wenn nur die Klarheit des zum Ausdruck zu bringenden Gedankens keine Trübung erfährt? Überhaupt ist es mit dem Reichtum der Sprache ein eigen Ding; man könnte hier von einem embarras de richesse reden und braucht nur an die Einfachheit der englischen Deklination zu denken, um die Armut einer Sprache in bezug auf Endungen als Reichtum zu empfinden. Wustmann spricht selbst von einem verkümmerten Formenreichtum. Was hilft es uns, daß im Gotischen und Althochdeutschen volltönende Endungen unserer Sprache Wohlklang und Reiz verliehen haben? Ist das, was uns davon geblieben, soweit es sich um entbehrliche Bestandteile handelt, des Schweißes der Edlen wert, um es künstlich zu erhalten? Den gotischen Dativen gasta und fiska entspricht Gaste und Fische, aus dem althochdeutschen Dativ sunju ist Sohne geworden;

ein tonloser kurzer e-Laut ist an die Stelle wohlklingender Endungen getreten, und ich behaupte, daß diese Laute den Wohlklang unserer Sprache beeinträchtigen. Man vergesse nicht, daß das Deutsche so wie so eine ganze Unzahl tonloser Silben enthält, die sich wie ein grauer Faden durch unsere Rede hinziehen und weit davon entfernt sind, das Deutsche wohlklingender zu machen. Schon Simrock klagt über den schädlichen Einfluß des wuchernden, farblosen **e**. Man greife irgendeinen Satz heraus, und man wird die Wahrheit dieser Anschauung bestätigt finden. Warum sollen wir das Schleppende, Klanglose in unserer Sprache unnütz vermehren?

Wer die um die Palme streitenden Formen des Dativs an sich betrachtet und vorurteilslos vergleicht, der wird, wenigstens in bezug auf die einsilbigen Wörter, an beiden Eigenschaften finden, die je nach den Umständen als Vorzug gelten können. Im Anfang des bekannten Liedes „Ach, säh' ich auf der Heide dort“ begegnen uns beide Dative „dem Sturme“ und „dem Sturm“. Der erste ist gedehnter, gewichtiger, weicher und bedächtiger; der zweite kürzer, bestimmter, kräftiger, lebhafter. In vereinzelten Fällen scheint die Kürze der flexionslosen Form etwas Hartes an sich zu haben, jedoch nur bei manchen einsilbigen Wörtern auf **b**, **d** und **g** wie im Grab, nach dem Tod, auf dem Berg. Allein auch hier sprechen Gewohnheit und ein gewisses Vorurteil mit; denn die gleichlautenden Formen des Nominativs und Akkusativs haben nichts Hartes für unser Ohr, auch gebrauchen manche Landschaften diese einsilbigen Dative gewohnheitsgemäß, und hier wie in der gebundenen Rede nehmen wir an ihnen nicht den geringsten Anstoß. Man denke nur an: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“ und im Taucher: das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod“, ferner „aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle hat der Brave gerettet die lebende Seele“. Von dieser kleinen Gruppe abgesehen, bei der man das **e** dulden könnte, aber nicht fordern sollte, sind die zahllosen einsilbigen Dative durchaus wohlklingend: zum Heil, im Schlaf, bei gutem Lohn, aus demselben Stoff, im Stroh, zum Glück, aus bloßem Geiz, vor deinem Geist, im finstern Tal, am äußersten Meer. Die flektierten Formen haben dagegen leicht etwas Schwerfälliges und Schleppendes, was namentlich bei den mehrsilbigen Wörtern der Fall ist und ganz besonders bei denen, die den Ton nicht auf der letzten Silbe haben. Man vergleiche selbst: vor dem Gesetze und vor dem Gesetz, in weißem Gewande und in weißem Gewand, im Urwalde und im Urwald, am Ausgange und am Ausgang, bei diesem Hauptworte und bei diesem Hauptwort, im Herzogtume und im Herzogtum, im gleichen Verhältnisse und im gleichen Verhältnis, im Unglücke und im Unglück, am Abende und am Abend. Dieser an sich schon bedeutsame Nachteil des Dativ-e's steigert sich wegen der oben

erörterten Überfülle tonloser Silben noch um ein Bedeutendes in der zusammenhängenden Rede, besonders wenn das Dativ-e mit einer folgenden tonlosen Silbe zusammenstößt. „Wir haben im Frühling gesät und im Herbst geerntet" oder: „Er hatte am Nachmittag im Wald gearbeitet und war am Abend zu Haus gesehen worden" klingt sicherlich besser, als wenn man die Substantiva flektiert. Die e-losen Formen des Dativs verdienen daher entschieden den Vorzug; es gilt nur die Macht der Gewohnheit, wo sie ihnen widerstrebt, zu überwinden.

Wustmann behauptet dagegen, die Sprache erhielte, namentlich wenn das e bei einsilbigen Wörtern überall weggeworfen würde, etwas Zerhacktes, und meint, ein einziges Dative-e könne unter klapprigen einsilbigen Wörtern Rhythmus und Wohllaut herstellen. Leider bringt er keine Beweise, um die Richtigkeit seiner Behauptung darzutun. Ich bestreite sie und glaube das Gegenteil beweisen zu können, soweit es nicht schon bewiesen ist. Wustmann vergißt ganz die oben erwähnten artikellosen Verbindungen mit Präpositionen: von Ort zu Ort, mit Mann und Maus, in Wald und Feld. Was ist an diesen Formen auszusetzen? Wer will ferner behaupten, daß z. B. in Goethes Sänger die einsilbigen Dative irgendwie häßlich wirkten? „Was hör ich draußen vor dem Tor, was auf der Brücke schallen? Laßt den Gesang vor unserm Ohr im Saale widerhallen." Wenn Wustmann recht hätte, so sollte man annehmen, daß unsere Dichter für die doch Wohlklang und Rhythmus oberstes Gesetz sind, die Form ohne Dativ-e vermieden; aber das Gegenteil ist der Fall. Ich habe aufs Geratewohl eine Reihe unserer besten Dichtungen daraufhin geprüft und bin zu folgendem Ergebnis gekommen. Das Lied von der Glocke enthält 29 flexionslose Dative und nur 20 mit e. Im Handschuh stellt sich das Verhältnis auf 7 zu 5, in Goethes Sänger auf 5 zu 3, im Eingangsmonolog des Faust sogar auf 12 zu 1, in der Schwäbischen Kunde auf 9 zu 2, in Einkehr auf 1 zu 3, im blinden König auf 11 zu 3 und im Postillon auf 5 zu 2, woraus sich ein Gesamtverhältnis von 79 zu 39 ergibt. Es ist ja selbstverständlich, daß unsere Schriftsteller das Dativ-e im Vers oft nicht entbehren können, und es mag auch sein, daß sie es in der Prosa häufiger gebrauchen, dies ist eben das Herkömmliche; wenn wir aber sehen, daß die flexionslosen Formen in den besten Dichtungen doppelt so häufig vorkommen wie die flektierten, so kann man unmöglich behaupten, daß sie dem Wohllaut unserer Sprache schädlich seien und ihrem Rhythmus weniger entsprächen. Wir müssen vielmehr annehmen, daß das Feingefühl unserer Dichter zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen ist.

Nun pflegen die Freunde des Dativ-e's die Pietät gegenüber den ehrwürdigen Resten der Vergangenheit für sich ins Feld zu führen. Sehr

schön; aber verdient denn nur die tote Sprache unseres Volkes Pietät, nicht auch die lebendige, nach neuer Gestaltung ringende? Man gönne ihr doch das bißchen Freiheit der Entwickelung, das einer modernen, durch Schrift und Druck gefesselten Sprache noch bleibt. Oder ist es nicht deutlich genug erkennbar, worauf die Sprache hinaus will? Die vollen Endungen des Gotischen und Althochdeutschen sind schon in der folgenden Periode verkümmert und sogar abgestorben. Das Flexions-e verstummt im Mittelhochdeutschen oft bei Wörtern mit kurzem Stammvokal. Das Wort kil Kiel, Schiff z. B. flektiert fast gar nicht, da es nur im Gen. Sing. kils (nicht kiles) und im Dat. Plur. kiln (nicht kilen) hat. Das Mittelhochdeutsche geht also zum Teil noch weiter als das Neuhochdeutsche; aber auch dieses zeigt deutlich das Bestreben, sich der überflüssigen und unschönen Anhängsel zu entledigen. Das beweisen die Wörter auf e, el, er usw., die überhaupt kein Dativ-e mehr dulden; das beweisen ferner die feststehenden Verbindungen mit Präpositionen, in denen das e wegfällt; das beweist endlich der Umstand, daß das Volk und unsere besten Schriftsteller auch sonst massenhaft die flexionslosen Formen in Anwendung bringen und sie in der gebundenen Rede bei weitem bevorzugen. — Ein gewichtiger Zeuge gegen Wustmann ist endlich — dieser selbst. Er ist von seiner Tendenz nicht voll und ganz durchdrungen. Formen wie dem Verhältnisse, dem Eigentume, dem Offiziere wirken auch nach seiner Meinung schleppend, und er weist darauf hin, daß dieselben Formen als Plural weniger häßlich klingen. Ja, woran liegt das? Offenbar daran, daß uns das natürliche Sprachgefühl diese e-Laute im Dativ als überflüssig und daher lästig empfinden läßt. Zudem wendet Wustmann in seinem Buch die e-losen Dative unwillkürlich und zwar überraschend häufig an. Sogar in demselben Satz, in dem er den Wegfall des e so lebhaft beklagt, fließt ihm ein „im Vergleich" in die Feder, und auf einer der ersten Seiten, die ich zu diesem Zweck aufschlug, fanden sich sogleich drei Beispiele. Man liest bei ihm am Anfang, zum Schluß, dem natürlichen Gefühl, dem relativen Fürwort, ihrem alten Gesicht. Diese und zahlreiche andere Belege bezeugen hinlänglich, daß Wustmanns Forderung bei ihm selbst an seinem natürlichen Schönheitssinn und an der Macht der sprachlichen Entwicklung scheitert. — Immerhin ist nicht zu verkennen, daß das Bestreben, das dem Untergang geweihte Dativ-e zu erhalten, Erfolg gehabt hat. Es gibt Universitätsprofessoren, bei denen die Kandidaten ihre Prüfungsarbeit schließlich auf das Dativ-e hin durchsehen und diese Überreste einer vergangenen Epoche gewissenhaft anhängen, wo sie vergessen waren. Auf unseren Schulen ist es nicht anders, wohl die meisten Lehrer machen ihren Einfluß in derselben Richtung geltend. Auch Schriftleiter und Schriftsetzer scheinen vielfach in

diesem Sinn geschult zu sein, denn selbst bei Aufsätzen, die der Beseitigung des Dativ-e's das Wort reden, passiert es einem, daß die besagten Schlußlaute in der Redaktion oder Druckerei wo nur irgend möglich angeklebt werden. Heißt das nicht geradezu der gesunden Entwicklung künstlich entgegenarbeiten? Man sollte dem Strom der natürlichen Entwicklung folgen, ja ihn fördern, statt ihn zu hemmen; man sollte den Heerbann der deutschen Schule gegen das Dativ-e aufbieten, nicht zur Erhaltung seines kümmerlichen Daseins. Unsere Sprache würde dadurch an Kürze und Bestimmtheit, an Wohllaut und Kraft nur gewinnen. Wer wird die dürren Blätter des Winters festhalten wollen, weil sie uns im Frühling mit ihrem Grün erfreuten?

Der verdiente Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten" erklärt in seinem Vorwort, um die deutliche und derbe Sprache seines Buches zu begründen, es sei in Anbetracht der herrschenden Sprachverwirrung die höchste Zeit, daß neben die beschreibende Grammatik die gesetzgebende trete. Wohlan, hic Rhodus, hic salta! Weg mit dem Dativ-e! Das sei Gesetz!

Sprechzimmer.

1.

Eigentümlichkeiten der Mundart in Stolp i. Pom.

1. Im Anschluß an die im vorigen Jahrgang besprochene Wendung „sich spielen" weise ich auf einen ähnlichen Gebrauch hin, der mir hier aufgefallen ist. Man sagt von jemand, der für sich hinlacht oder in sich hineinlacht „er lacht sich". Das heißt nicht, er lacht über einen Witz, eine Person, einen komischen Vorgang mit anderen, sondern er lacht sich etwas oder was, er bereitet sich mit dem Lachen ein Vergnügen, eine Befriedigung. Mit Weglassung des Objekts etwas oder was verbindet man lachen mit dem Dativ sich. Vielleicht schwebt dabei das reflexive Zeitwort „sich freuen" vor.

2. Das Wörtchen „was" statt „etwas" hört man in Verbindung wie: Wir wollen noch was spazieren gehen; ihr müßt noch was arbeiten; bitte, nehmen Sie noch was Salat. Daß es schön klingt, kann man nicht behaupten.

3. Die Deminutivsilbe -chen oder -ken wird als Zeichen der Höflichkeit und Liebenswürdigkeit an alle möglichen Wörter, ja selbst an ganze Sätze gehängt. Z. B. frage ich eine alte Frau aus dem Arbeiterstande: Wohnt hier Herr N.? Antwort: Neeken, nee. Wo wohnt er denn? Dat kann ik Sie nich sogenken, dat weeß ik nichken. Oder ich selber werde von einem Handwerker gefragt: Nachen, Herr Directerchen, wie geht's?

4. Will man ausdrücken, daß eine Sache sich von selbst entwickelt oder ein Gegenstand ohne viel Mühe und Kosten fertig wird, so sagen auch gebildete Leute „sich bemachen". Z. B. kaufen Sie nur diese Gans, die be-

macht sich von selbst. Das hört sich für Fremde recht komisch an, die Einheimischen nehmen daran keinen Anstoß.

5. Schön, oder wie das niedere Volk sagt, scheen bezieht sich nicht immer im Sinne von hübsch auf äußere Wohlgestalt, sondern auch auf innere Vorzüge. „Ein scheenes Kind“ ist zunächst gemeint als ein braves, wohlerzogenes, begabtes Kind.

6. „Verärgern Sie sich die Wunde nicht.“ Das heißt, machen Sie die Wunde nicht schlimmer. Das Zeitwort verärgern ist von arg abgeleitet, und arg ist = schlimm, böse, aber in anderem Sinne als in dem Eigenschaftswort ärgerlich.

Stolp i. Pom. Direktor **Spiecker.**

2.

Ein Faß Honig in Lukas 24.

Die von Eggesteyn in Straßburg um 1470 und von Pflantzmann in Augsburg um 1473 gedruckten deutschen Bibeln erzählen ihren Lesern, daß die Jünger auf die Frage Jesu, ob sie nichts zu essen hätten, ihm „ein teil eins gebraten visches und ein vaß honiges“ gebracht hätten; die Günther Zainer (um 1473) folgenden Ausgaben machen daraus „ein honigsam“. Dies „vaß“ ist nichts als ein heiterer Druckfehler für „raß“, wie es in der ersten gedruckten Ausgabe (von Mentel in Straßburg um 1466) heißt oder „ein roches honig“ wie die Handschriften von Tepl und Freiberg schreiben. Unter Rasz (VIII, 154) und Rosz, Roosz, Rost, m. u. n., Roosze f. (Sp. 1286) gibt das Grimmsche Wörterbuch über das alte Wort für „Wabe“ Auskunft. Da diese lehrreiche Belegstelle dort fehlt, wird sie wohl hier angeführt werden dürfen. Im Schwäbischen heißt ein wabenartig aussehendes Schmalzbackwerk Rose, was auch noch damit zusammenhängen wird.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

3.

Volksetymologisches: Kanal.

Wenn wir in Schleswig als Knaben — in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ein rechtes Vergnügen hatten, jubelten wir: Was für ein Kanal! und waren wir heimgekehrt, berichteten wir unseren Angehörigen, was für einen Kanal wir gehabt hätten. Wir Knaben wußten untereinander, was wir mit „Kanal“ meinten, und die Erwachsenen verstanden uns, wenn wir davon sprachen. Nach langer Trennung von meiner Vaterstadt fiel mir das Wort, das ich außerhalb Schleswigs nicht wieder gehört hatte, wieder ein. Sobald ich über seine Entstehung nachdachte, kam ich auf die Vermutung, es möchte eine Verdrehung aus Karneval sein, und eine andere Erklärung ist mir bis zur Stunde nicht eingefallen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege haben ja genug fremde Kriegsvölker, die vom Karneval mit seiner ausgelassenen Lust von ihrer Heimat her zu erzählen wußten, auch in Schleswig in Quartier gelegen. Ist meine Vermutung richtig, so machte sich das Volk in Schleswig die Sache mundgerechter, indem es für

das fremde Wort „Karneval“ das ihm bekannte ähnlich klingende „Kanal“ einsetzte. Bedenkt man dabei, daß der alte schleswig-holsteinische Kanal in den Jahren 1777—1784 erbaut worden ist, würde diese Tatsache erklären, warum das Wort „Kanal“ dem Volke damals so besonders nahe lag.

Rendsburg. Prof. Dr. **Hermann Gidionsen.**

4.

Zu Zeitschrift XVIII, 3, S. 207:

„Ein zuer Wagen“. Vielleicht interessiert die Mitteilung, daß man hier nicht nur diesen Ausdruck, sondern auch den anderen „aune Laternen“ = brennende Laternen gebraucht. Man kennt hier den Befehl für den Kutscher: „Komm' um 10 mit zuem Wagen und aunen Laternen und bring' mich um“ (fahr' mich zurück). In meiner Heimat (Neuvorpommern) spricht man übrigens auch von einem „Zuwagen“.

Elberfeld. Dr. **Hintzmann.**

5.

Steinels Sprachbaukasten.

(Hergestellt in der Schulbankfabrik von Albert Munzinger in Kaiserslautern.)

Im Anschluß an die Methoden, die Satzlehre graphisch darzustellen, hat Oskar Steinel mit diesen Baukasten den hübschen Versuch gemacht, den Bau des Satzes auch äußerlich aufzulösen in einen Bau, der vor den Augen des Schülers durch Zusammensetzen der einzelnen Bausteine entsteht. — Es liegen zwei solcher Baukasten vor: Nr. 1 für die Redeteile, Nr. 2 für die Satzteile, beide können auch miteinander verbunden werden.

Die einzelnen Redeteile (Substantiv, Attribut, Pronomen usw.) sind durch Form und Farbe der Bauhölzer unterschieden; ebenso entsprechend die Satzteile (Subjekt, Prädikat usw.). „In den Aufbauverhältnissen spiegelt sich gleichzeitig die innere Struktur des Satzes, der Grad der Abhängigkeit“ der einzelnen Satzteile. Gute Gebrauchsanweisungen sind den Kasten beigegeben, nach denen sich der aufmerksame Schüler sehr wohl zurechtfinden kann. Kasten und Steine (Hölzer) sind sauber geschnitten und gefärbt, zudem so einfach, daß sie die Schüler selbst mit Laubsäge, Messer und Pinsel jederzeit ergänzen können.

Unzweifelhaft bieten diese Sprachbaukasten einen neuen und reizvollen Weg, auf dem der Schüler zum Verständnisse des inneren Zusammenhanges in der Satzlehre kommen kann. Besonders kleine Schüler (Volksschüler und höhere Schüler in den unteren Klassen) werden die Kasten gern und mit Nutzen verwenden; dem Lehrer kann durch sie die Aufgabe wesentlich erleichtert werden.

Der Preis (3 M. für Nr. 1, 2 M. für Nr. 2) ist vielleicht ein bißchen hoch. Wenn solche Lehrmittel nicht billig hergestellt werden können, dringen sie erfahrungsgemäß nicht oder nur schwer durch. 3 M. gibt der mit so vielen Ausgaben geplagte Familienvater nicht gern aus, wenn es nicht sein muß. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Baukasten, auch wenn sie mittelbar nur den Ernst des Verständnisses fördern, doch schließlich als Spiele

gebraucht werden sollen. Und wenn der Zweck recht erreicht werden soll, so müßte sich ein solcher Kasten in der Hand **jedes** Schülers befinden, damit der Wettbewerb und die Freude am eigenen Werk die kleinen Baumeister noch mehr anspornen könnte.

Gerade weil dieses neue Mittel so vortrefflich geeignet ist, den Schülern spielend Klarheit und Freude über die ihnen sonst meist recht unsympathische Lehre zu geben, ist den Baukasten die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Anklam. **Adolf Stamm.**

6.

Ein Gegenstück zu Goethes Beurteilung von Hans Sachs.

Ztschr. XVIII, 210.

Der dankenswerte Hinweis R. Sprengers auf eine günstige Beurteilung, die über Hans Sachs vor Goethe veröffentlicht worden ist, erinnert an einen entgegengesetzten Fall in der neuern englischen Literatur, der den einen oder den anderen Leser dieser Zeitschrift interessieren könnte. Auch dort gibt es nämlich einen Dichter, der seines Zeichens ein Schuhmacher war, Joseph Blackett, † 1810 in Seaham. Lord Byron erwähnt ihn zweimal, immer mit hinlänglichem Sarkasmus, in English Bards and Scotch Reviewers und in einem Epitaph for Joseph Blackett, late poet and shoemaker. Letzteres beginnt:

Stranger! behold, interr'd together
The souls of learning and of leather.
Poor Joe is gone, but left his all:
You'll find his relics in a stall.

In diesem Tone geht es weiter. Sonderbar war es, daß J. Blackett seine Erfolge den Empfehlungen der Miß Milbank, der späteren Lady Byron, mit zu danken hatte. Die Dame war aber damals dem Lord ganz fremd.

Kassel. **W. Kohlschmidt.**

7.

Zu Goethes Faust.

I, 880. Mir zeigte sie ihn (den Geliebten) im Kristall.

Eine genaue Beschreibung des Vorgangs beim Kristallschauen findet sich in den Deutschen Sagen der Brüder Grimm I Nr. 119. Goethe kann eine der alten Quellen dieser Erzählung bekannt gewesen sein. Zu vgl. ist auch der Artikel Krystallenkiker im Mnd. Wörterb. II, 571.

II, 1236 (5848) nennen sich die Gnomen:

Den frommen Gütchen nah verwandt.

Schröer hält noch mit Simrock, Mythol. 3. Ausg. S. 437, die Gütchen für Wassergeister. Gütgen, coballus, kommt 1508 vor. S. Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterb. I, 963. Man vgl. Ernst Göpfert „Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius, Straßburg, Trübner 1902, S. 41: „Gütlein n. ein gespenstisches Wesen, das man sich als Berg-, Wald- oder Feldgeist vorstellt, auch als Güttel, Gittel und Jübel bezeichnet." Ebd. S. 11: „Es lässet sich offt auch das Bergmännlein u. Cobelt oder Gütlein darin sehen."

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

Werke über deutsche Literatur.

1. Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. 120 S.
2. Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard, Professor an der Universität in Clermont-Ferrand. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Porträts und Faksimiles. München 1902. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Preis 6,50 M. (elegant geb. 7,50 M.). 531 S.
3. Friedrich Hebbels Epigramme. Von Dr. B. Pahak. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München. XIX. Berlin. Verlag von Alexander Dunker. 1902. Einzelpreis 3 M., Subskriptionspreis 2,50 M. 110 S.
4. Henrik Ibsen von Roman Woerner. In 2 Bänden. 1. Band 1828—1873. München 1900. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 404 S.
5. Richard Wagner als Erzieher. Von Dr. Alexander Wernicke. Langensalza. Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Herzogl. Sächsische Hofbuchhändler. 1899. Preis 1 M. 128 S.
6. Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners. Von Dr. Wolfgang Golther, Prof. an der Rostocker Hochschule. Charlottenburg (-Berlin) 1902. Verlag der „Allgem. Musik-Zeitung" (Paul Lehsten). 112 S.
7. Dr. Siegmund Benedict. Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur. Rostock. In Kommission bei H. Warkentien. 1902. 118 S.

Es ist stets ein ehrenvolles Zeugnis für ein Volk, wenn es das Gedächtnis der Männer, die um seine sittliche oder ästhetische Förderung sich verdient gemacht haben, feiert. So ehrte sich das deutsche Volk im Reiche nur selbst, indem es die Feier des 100jährigen Todestages unseres Schiller allerorten so herrlich gestaltete; so hat auch der deutsche Volksstamm in Österreich nicht vergessen, den 100. Geburtstag zweier seiner Söhne zu feiern, auf die als Dichter das gesamte deutsche Volk mit Freude und Stolz blickt; ich meine Adalbert Stifter und Nicolaus Lenau. Das Werk des Österreichers Hein über Adalbert Stifter habe ich in dieser Zeitschrift eingehend besprochen; das obengenannte von Eduard Castle (1) ist ebenfalls einer ehrenden Beurteilung wert. Castle hat sich schon früher um Lenau verdient gemacht durch seine zweibändige Ausgabe der Werke Lenaus, die auch einen biographischen Abriß des Dichters enthält, erschienen bei Max Hesse,

ferner durch seine Abhandlung über Sophie Löwenthal, eine von Lenaus Lieben[1]), sowie durch mehrere Aufsätze in der Zeitschrift „Euphorion" Bd. III und IV über Lenaus „Savonarola". Die Schrift ist Jacob Minor, dem Lehrer des Verfassers, gewidmet. Es kann schon hieraus entnommen werden, daß es dieser mit seiner Arbeit gründlich genommen hat. Mit großem Fleiße ist nicht nur die ganze Literatur, die sich auf Lenau, sondern auch auf die österreichischen Dichter der letzten 100 Jahre bezieht, zusammengetragen; bloß einen Hinweis auf Wilhelm Scherers Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, die von den deutschen Dichtern Österreichs handeln, habe ich vermißt. Das Milieu, aus dem Lenau hervorwuchs, ist mit aller Sorgfalt bis auf das Wiener Porzellan und die Trachten herunter geschildert; den Lebens- und Liebesverhältnissen des Dichters wird eifrig nachgegangen, und zu diesem Zwecke sind außer einem Bilde des Dichters aus den späteren Lebensjahren vor dem Titel Bilder der exzentrischen Mutter des Dichters, seiner Großeltern, seiner Stuttgarter Liebe: Lotte Gmelin, als Kind, seiner Freundin Emilie v. Reinbeck, der Sängerin Karoline Unger, vor allem der Konzipistengemahlin Sophie v. Löwenthal, die Lenau am längsten gefesselt hat, und als deren Ehrenretter sich Castle aufwirft, dem Texte eingefügt. Was nun diesen selbst betrifft, so handelt er freilich weit weniger von den Werken Lenaus, als von seinem Leben. Nur „Faust", der allerdings in enger Beziehung zu des Dichters Verhältnis zu Sophie steht, wird ausführlicher besprochen, ebenso „Savonarola" und die „Albigenser", während die lyrischen Gedichte und Balladen Lenaus wohl genannt, aber auch nur genannt werden. Hier mußte der Verfasser, der doch offenbar dem Herzen des deutschen Volkes seinen Helden zur Jahrhundertfeier seiner Geburt näher bringen wollte, mehr geben; denn zweifellos liegt doch auf den zuletzt genannten Gebieten Lenaus Hauptstärke. Auch über den lieblichen Romanzenkranz: „Klara Hebert" sollte Castle noch mehr sagen als er getan. Der Stil des Verfassers könnte zuweilen unbeschadet seiner Begeisterung für den Dichter ruhiger und sachlicher, weniger überschwenglich sein. Diese Überschwenglichkeit zeigt sich namentlich S. 76 flg., wo Castle von des Dichters Liebe zu Sophie v. Löwenthal spricht[2]) und dann am Schlusse „Deutschland war Hamlet — das junge, wie das alte, und während jenes blitzende Fronten von Brillantfeuerwerken gegen Staat und Kirche und Familie losbrannte, arbeitete sich dieses aus den unergründlichen Tiefen der Naturphilosophie, aus mystischen Verzückungen, aus einer neue Fesseln schmiedenden Begriffsseligkeit heraus zu einer realeren Auffassung des Lebens im Sinne Comtes oder Schopenhauers. Für diesen Teil der Nation ist Lenau der dichterische

1) Nord und Süd 1899, Heft 265, S. 121/135.

2) In dem Abschnitt VI Heilige Liebe (!) sagt er: Mystische Sinnlichkeit und sinnliche Mystik fließen in dieser Zeit zu einer wahren Lebensdichtung in Lenaus Liebe ineinander und geben ihr einen ausgesprochen heiligen Charakter. Die Sehnsucht seines Herzens ward ihm der Kern der ganzen Schöpfung; aus Sinnenrausch hob er sich zur Betrachtung des Ewigen: liebt er ja ihren süßen Leib so sehr, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden.

Repräsentant (warum nicht Vertreter?); er ist es für die gesamte Frauenwelt Süd- und Norddeutschlands, welche die Husarenattacken gegen Sitte und Sittlichkeit nicht mitmachen wollte; er ist es für die jüngere Dichtergeneration Deutsch-Österreichs mit ihren starken Talenten und ihren schwachen Persönlichkeiten". Trotz dieser Ausstellungen können wir das Werk, das für jeden, der sich mit dem Leben des unglücklichen Dichters näher beschäftigen will, wertvoll ist, empfehlen. Es zerfällt in folgende acht Abschnitte: Wiener Kultur im Zeitalter Franz' I., Jugendeindrücke, Schwaben (Verbindung mit Gustav Schwab und der schwäbischen Schule), Amerika, Faust, Heilige Liebe, Dämonen, Zusammenbruch. Reichliche Anmerkungen und ein Register schließen das Buch ab. Die Zitate aus Werken des Dichters sind nach der Ausgabe von Castle gegeben.

Wenn das eben besprochene Werk über Lenau im Stil nicht frei ist von Überschwenglichkeit und einer gewissen Sucht, geistreich sein zu wollen, so ist das Werk über Grillparzer (2) von diesen Mängeln ganz frei. Klar und natürlich, in würdiger Sprache ist das Werk gehalten. Die rührige Becksche Verlagsbuchhandlung, in der die auf lange Zeit mustergültige Goethebiographie von Bielschowsky erschien und die gediegene Schillerbiographie von Karl Berger zu erscheinen begonnen hat, die ferner auch das tüchtige Werk Volkelts: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen in ihrem Verlag hat, hat nun ein neues Werk über den größten dramatischen Dichter Österreichs veröffentlicht — ein Kunstwerk, das wie die beiden Lebensbeschreibungen unserer beiden Dichterhelden die einzelnen Kapitel des Buches wie Bildwerke oder Gemälde deutlich in der edelsten Sprache vor unseren Blicken aufführt. Diese Eigenschaft ist um so wunderbarer und um so mehr anzuerkennen, als tatsächlich zwei Gelehrte daran gearbeitet haben. Denn der deutsche Herausgeber des Werkes: Necker hat keineswegs nur eine wortgetreue Übersetzung des französisch geschriebenen Buches besorgt, sondern dieses selbständig, aber mit Zustimmung des ihm befreundeten französischen Herausgebers Ehrhardt bearbeitet, auch einiges hinzugefügt. Wir bezeichnen die Namen der Herausgeber kurz mit E.-N. Das Werk zerfällt in neun Kapitel. Das erste spricht über des Dichters Leben und Persönlichkeit. Das traurige und unerquickliche Verhältnis zu Katharina Fröhlich wird von einer neuen Seite beleuchtet. Grillparzer war erblich belastet. Die Verhältnisse im Elternhause drückten schwer auf den unglücklichen Dichter. Seine Mutter tötete sich in einem Anfall religiösen Wahnsinns, ein Bruder Adolf ertränkte sich; auch der jüngste Bruder zeigte Wahnsinnsspuren. Vielleicht hielten ihn, so meint der Verfasser (S. 4), diese Umstände ab, eine Ehe einzugehen. Und dann kam noch ein anderer Grund hinzu, den Laube berichtet als Äußerung des Dichters: „So wie es Leute gibt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen."[1]) Die vielen Enttäuschungen in den

1) Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte, Stuttgart 1884. S. 174.

besten Jahren des Dichters, die vielen Ehrungen am Schlusse seines Lebens werden uns ebenfalls in diesem Kapitel berichtet. Ein teils anziehendes, teils abstoßendes Bild entwirft E.-N. von des Dichters politischen und religiösen Ansichten im Kapitel 2: Der Altösterreicher. Erfreulich wirkt des Dichters Kampf gegen das Konkordat:

Um recht tugendhaft zu leben, Will ich meinen Diener zur Macht erheben,
Mir bei jedem sündhaften Streben eine Ohrfeige zu geben

seine Begeisterung für Radetzky, mit dem ihn herzliche Freundschaft verband, seine Abneigung gegen magyarische Anmaßung, seine Anerkennung Bismarcks: „Man hat den Ungarn auch alles bewilligt! Wir brauchten fünf Jahre einen Bismarck — der würde schon mit ihnen fertig werden." Aber „ein wahrer Abgrund trennte in seinen Augen die Österreicher von den Deutschen des 19. Jahrhunderts. Der Wankelmut der Deutschen wäre unglaublich, und das käme daher, weil ihre Doktrinen, anstatt sich auf die Wirklichkeit zu stützen, nur aus Worten beständen, die der Wind davonblasen könnte. — — Auf diese Wissenschaft der Schwätzer und hohlen Köpfe, auf diese die Gehirne verdrehenden Utopien begründeten die Deutschen ihren Stolz". Hier sieht man deutlich, daß Grillparzer seine Zeit nicht mehr verstand.

Mit hohem Genuß wird man dagegen das dritte Kapitel: „Grillparzers literarische Ansichten" lesen. Dieses ist ein würdiges Seitenstück zu den schönsten Partien des Bielschowskyschen Werkes über Goethe. Die vom Verfasser aus des Dichters Werken hervorgehobenen Stellen: Über „Sammlung" des Künstlers, über künstlerischen Individualismus, über poetische und prosaische Wahrheit verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden. Überhaupt ist es ein Verdienst E.-N.s,, daß er den Dichter möglichst selbst reden läßt. Interessant ist es, von Grillparzers Abneigung gegen die Volkspoesie zu hören. E.-N. sagt darüber: Grillparzers Geringschätzung der Volkspoesie ist nicht bloß eine Folge seines ästhetischen Individualismus, sondern stimmt auch zu der allgemeinen Richtung seines Naturells. Sie entspricht der Strenge, mit der er auf politischem Gebiete die Lehre von der Volkssouveränität verurteilt. S. 113 flg. Die Menge soll nicht selbst der Dolmetsch ihrer Erlebnisse zu sein versuchen. Das soll sie jenen überlassen, die mitten im Volk stehend ihm durch ihre Erziehung, sowie durch die Fähigkeit überlegen sind, die Poesie, die im Volke nur unbewußt bleiben kann, auszuheben, um ein Kunstwerk daraus zu schaffen. Ein solcher Dichter war Raimund. S. 116. Selbst das Nibelungenlied, das einzige Werk der älteren deutschen Literatur, wovon Grillparzer mit Achtung spricht, hat ihm nicht jene Fülle, welche die wahre Schönheit der Dichtungen ausmacht; es erzählt, macht aber nicht anschaulich.

Ob nun das Nibelungenlied Ein episch wirkliches Gedicht?
Man hört zwar alles, was geschieht, Allein man sieht es nicht.

Des Dichters Ideale waren die Griechen, Lope, Calderon, nicht das deutsche Volkslied oder Volksepos.

Musiker haben mir gegenüber geäußert, sie wünschten einmal Grillparzers Ansichten über Musik zusammengestellt zu sehen. Der Erfüllung dieses Wunsches

widmet E.-N. ein ganzes Kapitel IV. „Vergessen, daß Grillparzer Musiker war, das wäre gerade so viel, als wenn man vergäße, daß Michel Angelo auch Dichter oder Goethe Naturforscher war." Die Urteile des Verfassers über Wien als Musikstadt, die eigenen musikalischen Versuche des Dichters[1]), besonders über die Musik in seinen Dramen, sein Verhältnis zu Beethoven seien hier besonders hervorgehoben. Aber das Musikdrama hatte an Grillparzer einen entschiedenen Gegner. In heftigster Weise tadelt der Dichter die Gunst, die Wagner beim König von Bayern genoß; davon zeugt folgendes Epigramm: Die Agnes Bernauer, Eine Baderstochter, Warfen die Bayern in die Donau, Weil sie ihren Fürsten bezaubert. Ein neuer Salbader bezaubert euren König: Werft ihn, ein zürnender Landsturm, Nicht in die Isar, doch in den Schuldturm! — Nun erst, nachdem E.-N. die Familien-, die politischen Verhältnisse, die auf den Dichter gewirkt haben, dargelegt, sowie seine literarischen Ansichten und sein Verhältnis zur Musik, geht der Verfasser über zur Darlegung der dramatischen Wirksamkeit der Bedeutung Grillparzers. Dieser gelten nicht weniger als alle fünf folgenden Kapitel; wohl zu beachten ist, daß E.-N. die Lyrik, sowie die Epigramme nicht besonders behandelt, daß er vielmehr diesen Teil der dichterischen Wirksamkeit Grillparzers ebenso wie dessen Novellen und Selbstbiographie in den vorhergehenden Kapiteln bespricht. E.-N. spricht naturgemäß in Kapitel V zunächst über die Schicksalstragödie und die „Ahnfrau". Er gibt sich möglichste Mühe, die Vorzüge dieses Dramas, das die Kritiker, wie auch Platen seinerzeit als Schicksalstragödie abfällig beurteilten, hervorzuheben.[2]) Nachdem er Schillers „Braut von Messina" gewissermaßen als Mutter der Schicksalstragödie bezeichnet, den Inhalt von Werners „24ten Februar", von Müllners „29ten Februar" und der „Schuld" entwickelt, geht er ausführlich auf die Entstehung der Grillparzerschen Tragödie und die Darlegung ihres Inhalts ein. E.-N. findet den Hauptunterschied dieser Tragödie von denen Werners und Müllners darin, daß das Schicksal in der „Ahnfrau" nicht wie bei diesen beiden Dichtern durch ein wunderbares Zusammentreffen von Ereignissen, durch Zufälle und prophetische Träume, durch Flüche, die den Willen hemmen und entwaffnen, sich äußert; es wirkt auch nicht an festgesetzten Terminen (an bestimmten Monatstagen). Vielmehr ist es eine Art von immanenter Gerechtigkeit, gleich jener, von der die Heilige Schrift spricht.

1) In dem Aufsatze von A. Chr. Kalischer: Grillparzer und Beethoven, Nord und Süd, 56. Bd. 1891, S. 80 werden von den Kompositionen des Dichters genannt: 1. die Horazische Ode „Integer vitae" für tiefe Stimme mit Klavierbegleitung in D; 2. das Heinesche Lied: „Du schönes Schiffermädchen" in G; ein Gesangsstück für Baßstimme mit Klavierbegleitung in As-moll: „Kampf ist das Leben, immerwährender Streit."

2) Vgl. G. Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, Leipzig, Verlag von Teubner 1904, wo in kurzer, klarer Weise der Unterschied der Grillparzerschen „Ahnfrau" von der Schicksalstragödie dargelegt ist. Günstig urteilt über dieses Stück auch Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 1883, S. 697.

Man soll, wie Grillparzer selbst sagt, an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern bis ins siebente Glied denken „und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit statt eines Schicksals vor euch". Man sieht also, Grillparzer hat die Schicksalsidee in das religiöse Gebiet hinübergespielt. Die Personen des Stückes, die den Namen Borotin tragen, sind die Nachkommen nicht des alten Stammes, sondern die Frucht einer ehebrecherischen Liebe der Ahnfrau. Die Seele der Ahnfrau wird erst dann Ruhe finden, wenn die Ordnung durch das Verschwinden der in Sünde geborenen, durch Sünde gediehenen Familie wiederhergestellt sein wird. Doch in einem, und zwar sehr wichtigen Punkte gleicht das Grillparzersche Drama den Schicksalstragödien, wenn es auch von so plumpen äußeren Zufällen, die das Schicksal des Menschen bestimmen, sich freihält; ich meine in dem erdrückenden Gefühl von der Vergeblichkeit aller Anstrengungen, das Glück zu erringen, denen gegenüber man die Arme wie ein Besiegter sinken läßt, in dem schwülen Ton, der sich unheimlich durch das ganze Drama hindurchzieht und wie ein Alp auf dem Zuschauer und Leser lastet. Ein Verdienst des Verfassers muß ich bei dieser Gelegenheit noch hervorheben, daß er nach meiner Ansicht zuerst den Zusammenhang der Tragödie: „Die Ahnfrau" mit den Lebenserfahrungen des Dichters schon in früher Jugend in den düsteren Räumen des elterlichen Hauses darlegt, so daß also die „Ahnfrau", um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, als eine Art von Beichte zu betrachten ist.

Mitten in den Neuerungen der Romantik blieb Grillparzer den Überlieferungen Winckelmanns und Lessings treu. E.-N. weist nach, welche Fülle von dramatischen Entwürfen Grillparzer dem klassischen Altertum entnahm. Von denen, die zur Ausführung kamen: „Sappho", „Das goldene Vlies", „Des Meeres und der Liebe Wellen" urteilt E.-N.: „Ein Strahl antiker Schönheit ruht auf diesen Werken. Sie lassen uns Sätze antiker Weisheit hören. Aber sie sind weit davon entfernt, nur kalte Nachahmungen griechischer Vorbilder zu sein." A. W. Schlegels blutlose Griechendramen und Hölderlins sentimentale Schöpfungen stellt er weit darunter; eher vergleicht er sie mit den Dramen Racines, die vom Feuer starker Leidenschaft beseelt sind. Wem sollte hier nicht sofort Phèdre mit ihrem echt südländischen Temperament einfallen? Doch zieht er die Griechendramen Grillparzers denen Racines vor. „Farbe und Charakteristik, die im 17. Jahrhundert zurückgedrängt waren, strahlen bei ihm in vollem Glanz. Seine Sprache ist weniger abstrakt und weniger abgemessen als die Racines. Sie hat die Pracht und Fülle des Stiles der großen Wortkünstler des 19. Jahrhunderts." Daß E.-N. hier (S. 236) nicht an Goethes „Iphigenie" erinnert, kann wundernehmen. Als Tragödie der Entsagung sieht E.-N. die „Sappho" mit Recht an, hervorgegangen aus den schmerzlichen Erfahrungen des Dichters mit Katharina Fröhlich. Es ist hier ebenfalls wie in der „Ahnfrau" ein Bekenntnis des Dichters niedergelegt. Fesselnd und wahr ist der Vergleich, den E.-N. zwischen „Sappho" und Goethes „Tasso" zieht. Dagegen bewegt er sich in einer Art von Wider-

spruch, wenn er S. 250 sagt, daß uns Grillparzer nicht überzeugt, daß Sappho schuldig und des Todes wert sei, und dann S. 253: Das Unglück, das Sappho überfällt, als sie alle Freuden vereinigen zu können glaubt, ist die Nemesis, die ein Zuviel an Glück bestraft. Muß denn überhaupt in jeder Tragödie eine tragische Schuld sein? Ist nicht mit dem Begriffe der poetischen Gerechtigkeit oft arger Mißbrauch getrieben worden? Welche Schuld hatte Desdemona, welche Romeo und Julia, welche Kandaules? Man vergleiche das, was über die wahren metaphysisch-religiösen Aufgaben der Tragödie der bekannte Dramaturg Alfred v. Berger gesagt hat.[1]) — Was nun die zweite der griechischen Tragödien: „Das goldene Vlies" betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß E.-N. mit großem Scharfsinn dem Ideengang und den Absichten des Dichters in ihrer Einheitlichkeit nachgespürt hat. Als die Grundidee sieht er den Gedanken an: Auf das Verbrechen folgt Unglück, das Unglück treibt zum Verbrechen. Das „goldene Vlies" zeigt uns die Menschen von diesem furchtbaren Räderwerk erfaßt. Wie die Mehrzahl der Grillparzerschen Tragödien läßt es uns dem Schauspiel der Freiheit beiwohnen, die der Notwendigkeit unterliegt. — Eins aber hat der verdiente Verfasser außer acht gelassen: das Unbefriedigende und Unwahrscheinliche des Schlusses. Die Argonautensage in ihrer Gesamtheit mag sich zur epischen Behandlung eignen, wie dies Pindar (4. Pyth. Ode), Apollonius von Rhodus und Valerius Flaccus getan, nicht aber für die dramatische. Schon der Schluß der Euripideischen Medea hat etwas Abstoßendes, wie sie nach der Kindermordszene nur auf ihre Sicherheit bedacht ist. Indes war der antike Tragiker an den Mythus gebunden, und das kann zur Entschuldigung dienen. Noch weit mehr muß es aber das moderne Bewußtsein beleidigen, wenn Medea am Schlusse der Grillparzerschen Trilogie, nachdem sie ihren Gatten unendlich mehr gekränkt hat durch ihre teuflische Rachsucht als er sie, ihm unter die Augen zu treten wagt und ihm Kraft zum Ertragen des zu allermeist von ihr verschuldeten Unglücks wünscht mit den Worten: Trage, dulde, büße. Mag dieser Schluß der Trilogie großen Bühnenkünstlerinnen wie einer Wolter eine dankbare Aufgabe gewährt haben, abstoßend und unwahrscheinlich bleibt er immer. Die Entwickelung des Ideenganges in „Des Meeres und der Liebe Wellen" ist durchweg fein und sinnig, ebenso wie die Beziehungen es sind, die der Verfasser in der Darlegung des Charakters der Hero zu dem eigenen Lebensideal des Dichters hervorhebt.

In Teil VII, überschrieben: Die nationalen Dramen, tritt naturgemäß das Drama: „König Ottokars Glück und Ende" in den Vordergrund der Betrachtung. Ausführlich spricht E.-N. über die Geschichtsauffassung des Dichters, der ein Gegner der Hegelschen Geschichtsphilosophie war wie Schopenhauer[2]) und der Gervinus als den Typus eines schlechten Historikers

1) Dramaturgische Vorträge von Alfred v. Berger, Wien 1891. 2. Aufl. S. 71 flg.

2) Vgl. Kuno Fischer, Gesch. der neueren Philosophie, Bd. 8: Arthur Schopenhauer, S. 455 flg., Schopenhauer von J. Volkelt, S. 245.

bezeichnet, „der seine Leser unter dem Scheine der Tiefe durch das eintönige Grau seiner abstrakten Gedanken führt und sich ohnmächtig zeigt, die Erzählung anziehend, ein Porträt treffend zu gestalten". Die Bedeutung der Individuen in der Geschichte, die auch Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte sehr zurücksetzt, hebt Grillparzer besonders hervor. Welche Stellung nimmt nun die Tragödie: „Ottokar" gegenüber den „griechischen Tragödien" des Dichters ein? E.=R. sagt, daß, während diese subjektiv und pessimistisch gehalten sind und von persönlichen Erlebnissen ausgehen, Grillparzers Poesie nunmehr objektiv geworden sei. Durch seine Verlobung mit Katharina Fröhlich wäre er nicht mehr von seinem Schmerze ausschließlich eingenommen, sondern er konnte es unternehmen, das Leben anderer zu schildern, Freude an der Gestaltung des Schauspiels der äußeren Welt finden. Ob dies richtig ist, bleibe dahin gestellt; der Hauptgrund für die Erwählung der Ottokartragödie dürfte wohl die glühende österreichische Vaterlandsliebe des Dichters gewesen sein. E.=R. gibt ausführlich an, welche Personen Grillparzer anregten zur Wahl dieses Stoffes, und nennt hier besonders die in Wien gehaltenen Vorlesungen A. W. v. Schlegels sowie des Freiherrn v. Hormayer Veröffentlichungen der geistigen und künstlerischen Besitztümer Österreichs. Ausführlich spricht er über die Reimchronik, die von Ottokars Taten handelt, wie über die Dichter, die vor Grillparzer diesen Helden sich erwählten. Als leitenden Gedanken, auf den Grillparzer alle Teile seines Stückes zurückführt, sieht E.=R. den Konflikt zwischen dem Recht und dem Hochmut. Die außerordentlichen Erfolge hätten den Böhmenkönig zum Glauben gebracht, daß es für ihn keine Schranken gäbe. Er, E.=R., vergleicht Ottokar mit Napoleon; er hätte auch Wallenstein zum Vergleiche heranziehen können. Welchen Verdruß das Stück dem Dichter brachte, indem man in ihm allerlei politische Anspielungen witterte, erörtert E.=R. S. 346 flg. Ich übergehe hier die Behandlung der beiden folgenden nationalen Dramen des Dichters: „Ein treuer Diener seines Herrn" und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg."

Das VIII. Kapitel ist überschrieben: Märchen und Lustspiel. Der Verfasser bespricht die drei Theaterstücke: „Melusine", bekanntlich von Konradin Kreutzer, Beethovens Freund, in Musik gesetzt, „Der Traum ein Leben" und das Lustspiel: „Weh' dem, der lügt." Mit Recht sieht E.=R. in der Wahl dieser Stoffe die Hinneigung des Dichters zur Romantik. „Seine Romantik hielt er in Zucht, aber er erstickte sie nicht." Interessant ist es, wie Grillparzer den „Freischütz" von Weber so heftig bekämpft, der, seiner Meinung nach, die Ausdrucksfähigkeit der Musik hatte übertreiben wollen — wir haben ja schon gesehen, wie Grillparzer über R. Wagner urteilte —, doch vom Strom volkstümlicher Dichtung, die eben durch Webers unsterbliche Musik mehr als durch Kinds Text ihren beredtesten Ausdruck fand, fortgerissen wurde. — Als Quellen für das dramatische Märchen: „Der Traum ein Leben" gibt der Verfasser an außer dem bekannten Stücke von Calderon: „Das Leben ein Traum" noch den Anfang von Mozarts „Zauberflöte" für den zweiten Aufzug des

Stückes, Lopes Los Donayres de Matico (die Scherze des M.), Maximilian Klingers Geschichte Giafars des Barmeciden und besonders Voltaires Erzählung: Le Blanc et le Noir. Daß im „Traum ein Leben" Grillparzer mehr Gewicht auf die Handlung als auf die Seelenmalerei legte, daß er, um einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, die psychologische Entwickelung nicht zu ihrem vollen Rechte kommen ließ, dürfte unzweifelhaft sein. Immer wieder predigt hier Grillparzer die Lehre, die sich durch so viele seiner Dramen zieht, daß das Glück nur in der Beschränkung der Wünsche und im inneren Frieden liegt, nicht im Streben nach irdischer Größe. Diese Lehre verkünden Jason, Ottokar, Rustan. Das einzige größere Lustspiel des Dichters: „Weh' dem, der lügt", ist, wie E.-R. nachweist, aus seinem tiefsten Abscheu vor jeder Heuchelei und Unwahrheit hervorgegangen. Für die Literaturgeschichte hatte es die verhängnisvolle Bedeutung, daß es das letzte vom Dichter selbst veröffentlichte Theaterstück war, da es bei seiner Erstaufführung am 6. März 1838 im Burgtheater — ausgezischt wurde. Alle noch übrigen Bühnenstücke verschloß der Dichter in seinem Pulte. — Den geschichtsphilosophischen Sinn des Verfassers zeigt deutlich Kapitel IX: Dramatische Fragmente; insbesondere gilt dies von seiner Beurteilung des Fragments: „Hannibal". „Der Fortschritt ist öfters nichts anderes als das Vergessen der verstandesmäßigen Errungenschaften der Kultur und die Rückkehr zu instinktiven Zuständen. Scipio trägt den Sieg bei Zama davon, weil er auf — alte, aus Roms frühester Zeit stammende Taktik zurückgreift. Tiefes Einvernehmen mit der Natur, treue Bewahrung ehrwürdiger Überlieferungen, das sind für Grillparzer die Wege, auf welchen die Völker Glück und Macht erlangen." (S. 455). Sehr ausführlich ist „Esther" vom Verfasser behandelt. Nicht nur, daß er zum Vergleiche die Dramatiker immer heranzieht, die denselben Stoff behandelten: Lope und Racine, er schildert auch jeden Charakter dieses Stückes, das doch bekanntlich Fragment ist, sehr ausführlich. E.-R. sieht in diesem Stücke eine „kaum verschleierte Satire" auf den Wiener Hof des 19. Jahrhunderts, gleichwie Racine zur Zeichnung der Umgebung Ahasvers den Hof von Versailles zum Modell nahm. Daß Grillparzer das Stück nicht vollendet, sieht E.-R. als ein Glück für die Person und den Ruhm des Dichters an: für die Person insofern, als es unklug gewesen wäre, die höfische Welt, die der Dichter schon durch sein Lustspiel gegen sich aufgebracht, noch mehr gegen sich zu erzürnen; für den Ruhm des Dichters, weil die auf dem Theater nötige Einheit des Eindrucks gelitten hätte, bei einer Heldin, die uns erst als ein Ideal von Anmut bezaubert, dann auf Abwege gerät und schließlich Widerwillen einflößt.

In Kapitel X: Des Dichters Abschied behandelt E.-R. die beiden Dramen Grillparzers, die erst nach seinem Tode zur Aufführung kamen: „Die Jüdin von Toledo" und „Libussa". Geistreich und anregend wie das ganze Werk sind auch die Bemerkungen, die der Verfasser über das erste Drama macht. Er sieht in der Drohung des Königs Alfons VIII., sich an

die Spitze seines Volks zu stellen, um die Schlösser der ungehorsamen Granden zu zerstören, eine Beziehung auf die Anklagen des Wiener Hofes gegen den ungarischen Adel, der den furchtbaren Aufstand von 1848 hervorrief; er vergleicht die Jüdin mit Carmen von Merimée. Aber der Verfasser hebt die Schwächen des Stückes zu wenig hervor; insbesondere die verfehlte Zeichnung des Hauptcharakters, der erst von schwärmerischer Liebe für die buhlerische Jüdin befangen, nach der abscheulichen Lynchjustiz, die das Volk gegen sie verübt, erst auf Bestrafung des Frevels denkt, dann aber davon absieht, als er den häßlichen Leichnam der ehemaligen Geliebten erblickt, sondern nur fordert, daß jeder seinen Frevel im Maurenblute waschen soll. Diese Haltlosigkeit des Königs wirkt ebenso abstoßend, wie die hündische Treue des Bancbanus in dem Stücke: „Ein treuer Diener seines Herrn." Daß die „Libussa"[1]) jetzt immer mehr Anerkennung findet, ist ein erfreuliches Zeichen. Schon Sauer hat die wunderbare Rhetorik namentlich im letzten Aufzug des Stückes gerühmt und auch Witkowski[2]) hebt die Vorzüge dieser Dichtung ebenso hervor wie E.-R. In der Tat, die hohen Ideen von Idealismus und Realismus, hier verkörpert in zwei Personen: Libussa und ihrem Gemahl Primislaus, die idealen Forderungen der Böhmenkönigin, welche nur will, daß ihr Volk in freiwilligem Gehorsam, in liebevollem Vertrauen zu seinem Fürstengeschlecht, in engem Anschluß an die Natur sich fügen soll und von einem Recht und Gesetz nichts wissen mag, und die realen Forderungen des Primislaus, der im Zusammenleben in der Enge der Stadt das Heil der Zukunft erblickt: diese Ideen, sage ich, sind es, die noch auf lange Zeit die Welt bewegen werden und sie sind es, die diesem Drama dauernde Bedeutung sichern. Wie anziehend übrigens diese schönste aller tschechischen Sagen von Libussa und ihrem Geschlechte auf Künstler wirkt, überhaupt auf ideal gerichtete Seelen, das zeigt besonders Moritz v. Schwinds herrliches Bild: König Krokus, Libussas Vater und die Waldnymphe.[3]) Ein Schlußwort Moritz Neckers, das auch die Mängel und Schranken des Grillparzerschen Genius hervorhebt, beendet das ausgezeichnete Werk, ein würdiges Seitenstück zu Volkelts Schrift: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Der Druck ist sehr schön; daß die zwanzigbändige Ausgabe von August Sauer in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur dem Werke zugrunde gelegt ist, sollte, um Unklarheit zu verhüten, gesagt sein.

Nachdem wir bisher zwei Werke über österreichische Dichter besprochen, wollen wir jetzt kurz eine Schrift (3) über einen Dichter beurteilen, der zwar kein

1) Das Werk: „Libussa" in der deutschen Literatur von Dr. Em. Grigorovitza, Prof. in Bukarest, Verlag von Alex. Dunker in Berlin, soll hier wenigstens erwähnt werden.

2) A. a. O. S. 25. „Libussa" muß als symbolische Dichtung immer mehr Anerkennung finden, je weiter die Erkenntnis sich ausbreitet, daß die höchsten Aufgaben der Poesie nur im Bereiche des Symbolischen liegen.

3) Vgl. Moritz v. Schwind von Friedrich Haack S. 88 flg.[1] in den Künstlermonographien, erschienen bei Velhagen & Klasing.

Österreicher von Geburt, doch in diesem Lande nach langen Irrfahrten in den ersehnten Ruhehafen eingelaufen ist: Friedrich Hebbel. Es ist höchst verdienstlich, daß Dr. Bernhard Patzak die Epigramme des großen aus Dithmarschen stammenden Dichters einer ausführlichen Würdigung unterzogen hat; an einer solchen Arbeit fehlte es bisher, wo Hebbel fast nur als Dramatiker in Abhandlungen betrachtet wurde. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Lyrik Hebbels, die er selbst zeitlebens für das Beste seines Geistes erklärte, und die das tiefe Gemüt des Nordfriesen meist ohne die herben Seiten der Dramen offenbart, einmal eingehend gewürdigt würde. Hoffentlich führt, wie er im Vorwort versprochen, der dazu ganz geschaffene, in der Munckerschen Schule methodisch gebildete Verfasser sein Vorhaben aus. Zugrunde gelegt sind dem Werke Patzaks die von Felix Bamberg herausgegebenen Tagebücher und Briefe, sodann die von Hebbel selbst besorgten: Neuen Gedichte (Leipzig 1848) als Sammlung II (Sg. II), die „Gesamtausgabe" als Sg. III und der Gedichtband der von E. Kuh und A. Glaser in Hamburg herausgegebenen „Sämtlichen Werke" als Sg. IV.[1]) Die Schrift Patzaks zerfällt in zwei Teile von nahezu gleichem Umfang. In Teil 1: Zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme, ist in sehr mühevoller Arbeit die Zeitfolge dieser Dichtungen auf Grund der in den Tagebüchern und Briefen gegebenen Bemerkungen ähnlichen oder gleichen Inhalts geordnet. Auf diese Weise erhält der Hebbelforscher ein Bild der psychologischen Entwickelung und der Studienrichtung des Dichters. Immer ist der Verfasser bemüht, bestimmte Gedankenkreise, auf die Hebbel seine Aufmerksamkeit in den verschiedenen Lebensjahren verwandte, herauszuarbeiten. Daß hier mitunter auch Ungleichartiges zusammengestellt werden mußte, liegt auf der Hand. Wenn sich im ersten Teile der Schrift der Verfasser mehr als Philologe zeigte, so tritt im zweiten: Die Eigenart der Hebbelschen Epigramme, nur der Ästhetiker auf. Hier gilt so recht das: Inter folia fructus. Nicht nur aus den Epigrammen, die in die Gedichtsammlungen aufgenommen, sondern auch aus den Sprüchen, die sich in den Tagebüchern und Briefen, wie in Werners Nachlese zu Hebbels Werken finden, gewinnt Patzak eine wohl und klar geordnete Kunst-, Lebens- und Weltanschauung des Dichters. Das Wesentlichste der Kunstansicht des Dichters faßt er zusammen in folgendem richtigen Gedanken: Es war ihm nicht wie einem Goethe verliehen, „die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wissen will", zu gestalten, sondern er suchte „die Schönheit, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspenstige zu bewältigen wußte", zur Darstellung zu bringen. „Auf diesem Standpunkt löst sich, so

---

1) Die kritische Ausgabe der Werke Hebbels von Richard Maria Werner in Lemberg samt den Briefen und Tagebüchern ist noch nicht vollendet. Das als Vorläufer hierzu erschienene Werk: Hebbel, ein Lebensbild von R. M. W. im Verlage von E. Hofmann & Ko. in Berlin gibt über Hebbels lyrische Gedichte und Epigramme nur dürftige Andeutungen.

sagt Hebbel, alles auf, was in meinen Produktionen jedem anderen dunkel und seltsam erscheinen mag. Wie schwer er auch zu erringen, wie viel schwerer ihm noch zu genügen sei: er ist der allein gültige." (S. 58 flg.) Im einzelnen haben wir noch zu bemerken, daß der Verfasser keineswegs seinen Dichter überschätzt. Er nennt dessen Epigramme lediglich in Verse gebrachte Denkergebnisse aus oft jahrelang weiter gesponnenen Gedankenreihen. Doch gilt dies freilich mehr oder minder von allen Epigrammen; sie mögen herrühren, von wem sie wollen. Sie stehen hart an der Grenze zwischen Poesie und Prosa. Daß der Dichter dem Christentum überhaupt feindlich gegenüber gestanden hätte, ist eine Behauptung, die anfechtbar ist (S. 72), wie dasselbe Urteil, das über unsere klassischen Dichter gefällt worden ist.[1]) Gewiß finden sich Stellen in ihren Werken und Briefen, Stellen, die darauf hindeuten oder wenigstens hinzudeuten scheinen, daneben aber andere, die das Gegenteil beweisen. So ist es auch mit Hebbel, von dem wir neben abstoßenden Ausfällen gegen unsere christliche Religion doch die herrlichsten Worte über das Vaterunser besitzen, und Gedichte, wie „Der blinde Orgelspieler", die den reinsten Gottesfrieden atmen. Das harte Urteil Patzaks über Platen, da wo das treffliche Epigramm Hebbels: „Villa reale a Napoli" mit einem Epigramme Platens: „Die Insel Tino bei Palmaria", verglichen wird, ist nicht berechtigt. Patzak sagt, daß das Platensche Epigramm wie ein Theaterprospekt wirke. Doch stehen diesem einen andere gegenüber, wo sich Form und Inhalt harmonisch verschmelzen. So „Villa Ricciardi", „Villa Patrizi", „Askoli" und andere. Im übrigen wünschen wir, daß das schöne Werk Patzaks recht viele Leser finden und recht viele Forscher dazu anregen möge, den reichen Gedankeninhalt der gesamten Hebbelschen Werke in Poesie und Prosa lebendig zu erfassen.

Von Hebbel, dem Dichter des Problems, wie man ihn mit Recht genannt, hat entschieden der größte der nordischen Dramatiker Henrik Ibsen gelernt, wenn er auch dadurch, daß er sich über die bestehenden Kunstgesetze hinwegsetzt, über Hebbel hinausgeht.

Über Ibsen handelt ein Werk, das seltsamerweise in demselben Verlag erschienen ist wie Bielschowskys „Goethe" und Ehrhardt-Neckers „Grillparzer". Bemerken will ich noch, daß Ehrhardt schon früher ein Buch über Ibsen geschrieben: „Henrik Ibsen et le théâtre contemporain", Paris 1892. Man vergegenwärtige sich solche Gegensätze wie Goethe und Ibsen! Das Werk Woerners (4), von dem bisher nur Band 1 erschienen ist, ist hervorgegangen aus seiner Habilitationsschrift: „Henrik Ibsens Jugenddramen." Es behandelt allerdings nur die Zeit vom Jahre 1828, dem Geburtsjahre des Dichters, bis 1873. Es schließt also die auf der deutschen Bühne am meisten gegebenen Stücke: „Die Stützen der Gesellschaft", „Ein Puppenheim", „Ein

1) Vgl. jetzt Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben. S. 176—182. Berlin 1905.

Volksfeind", „Gespenster", „Wildente" u. a. von der Besprechung aus. Merkwürdigerweise ist auch das erste der in Prosa erschienenen Dramen: „Bund der Jugend", 1869, in Woerners Werk nicht erwähnt. Die Einleitung behandelt die Entwickelung der norwegischen Literatur seit 1814, dem Jahre der Lostrennung Norwegens von Dänemark, und fußt auf den Werken nordischer Literarhistoriker: L. Dietrichson: „Omrids afden norske Poesis Historie I: Norges Bidrag til Faelles literaturen" (Kjöbenhavn 1866) und Henrik Jaeger: „Illustreret norsk literaturhistorie". Drei Zeiträume werden unterschieden. 1. Die patriotisch unkritische Zeit unter andauernder Herrschaft des platten Rationalismus von der Trennung von Dänemark bis zu Wergelands und Welhavens Auftreten 1814—1830. — 2. Der Streit um die Bedeutung und das Wesen des Nationalen, von Wergelands und Welhavens Auftreten bis zu Wergelands Tod 1830—1845. — 3. Bis zur Entdeckung des Sagastils durch Ibsen und Björnson 1845—1857. Gegenseitige Annäherung von Volk und Literatur, Herrschaft der Volksdichtung, Emporkommen des Realismus. Der Einfluß Wergelands und Welhavens auf Ibsen wird namentlich hervorgehoben, ebenso der des früh verstorbenen Aasmund Olafsson Vinje. Hierauf geht der Verfasser zur Besprechung der bis zum Jahre 1873 reichenden Dramen über. Fußnoten gibt er im Gegensatze zu Ehrhardt in dem Werke über Grillparzer nicht, dafür reichhaltige Anmerkungen am Schlusse S. 369—400. Wie stellt sich nun der Verfasser zu der Frage nach der Bedeutung Ibsens und seinem Werte insbesondere als dramatischer Dichter? Er gesteht offen zu, daß einer ruhigen, bloß ästhetischen Auffassung und Würdigung der Werke Ibsens ihr herausfordernder Inhalt und ihre revolutionäre, über hergebrachte Kunstregeln sich hinwegsetzende Form hinderlich sei und manchem in bestimmten ästhetischen Ansichten Aufgewachsenen die Unbefangenheit des Urteils trübe. Auch er selbst hat sich zu einer vorurteilsfreien Prüfung erst allmählich hindurchgerungen. Da das Werk noch nicht abgeschlossen ist, so ist es nicht nötig, alle Kapitel desselben hier zu besprechen. Wir greifen drei Abschnitte heraus. Der zweite behandelt die Erstlingstragödie Ibsens. Sie führt den für seine Richtung auf Faules und Krankhaftes bezeichnenden Titel: „Catilina". Die Hauptquellen über Catilina und die nach ihm benannte Verschwörung: Cicero und Sallust hat Woerner gründlich studiert. Interessant sind vor allem die Vergleiche, die er zwischen der Erstlingstragödie Ibsens und Schillers zieht. Den Inhalt des Werkes entwickelt Woerner genau. Auch auf Sprache und Stil dieses Erstlingswerks geht der Verfasser liebevoll ein, selbst auf das Metrum, aber stets in engster Verbindung mit dem Inhalt. Doch vermißt er noch manches an dieser Tragödie. „Er (Ibsen) verschmäht das geschichtlich gegebene Gegenspiel, verzichtet auf einen klar vorgezeichneten, theatralisch wirksamen Antagonisten, wie Cicero und überträgt das Werk der heimlich durch die Handlungen der Menschen waltenden Nemesis, einer „Rachegöttin" in Person, die sich ohne Umstände und Umschweife zu seinem Zwecke verwenden ließ." Kurz und treffend bezeichnet Woerner das Wesen der

Ibsenschen Dramen. „Um zwei Pole, das Individuum und die Gesellschaft, drehen sich — seine sämtlichen Dramen." In „Catilina" ebenso wie in den norwegischen Dramen handelt es sich jedoch nur um den einen Pol, das Individuum. Die Gesellschaft ist zwar vorhanden, aber sie kommt nicht wie in Ibsens modernen Dramen zur vollen Geltung einer Macht, mit der das Individuum den ungleichen Kampf aller gegen einen auszufechten hat.

Als zweites Drama greifen wir „Peer Gynt" heraus Als Vorbilder dienten dem Dichter nach Woerners Darlegung Paludan-Müllers „Adam Homo", ein episches Gedicht in ottave rime, wie auch Byrons: „Don Juan". In bewußten Gegensatz stellt sich Ibsen hier zu seinem Landsmann Björnstjerne Björnson in dessen Bauernnovellen: „Synnöve Solbakken" und „Arne". In jedem Punkte sollte dem glänzenden Schein bei Björnson die heilsam-unerfreuliche Wirklichkeit gegenübergestellt werden. Thorbjöre in Björnsons Stück steht Peer Gynt bei Ibsen gegenüber. Ibsen sucht in Peer Gynt das Wesen und die Wurzel der besonderen norwegischen Lüge darzulegen. Neben diesen Stoffen wurde der Dichter noch angeregt durch P. Chr. Asbjörnsens Feenmärchen: „Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn". Das zweite in ihnen enthaltene Märchen von Peer Gynt schließt mit den Worten: Der Peer Gynt, das war einer, ein richtiger Lügenschmied und Aufschneider. Der erzählte auch die ältesten Geschichten so, als wäre er selbst dabei gewesen. Das Ringen mit dem Krummen, das im Stücke symbolisch verwertet ist, das ganze Spuk- und Koboldwesen der ersten drei Akte stammt daher. So weit geht Woerners Darlegung. Ich aber füge hinzu, daß das Spuk- und Koboldwesen sich noch weiter im Stück fortsetzt, ja daß Ibsen den nordischen Grimm zu übertrumpfen scheint. Im fünften Aufzuge treten: Knäuel, trockene Blätter (vom Winde fortgewirbelt), Klänge in der Luft, Tautropfen, geknickte Halme redend auf!! Auf die Inhaltsangabe der einzelnen Aufzüge durch Woerner können wir hier nicht näher eingehen. Erwähnen wollen wir aber, daß er die klaffende Lücke zwischen Akt I—III und IV klar hervorhebt. Der unverbesserliche Tagedieb und Träumer der drei ersten Akte soll es durch eigene Tatkraft zum reichen Schiffsreeder gebracht haben. Hier haben wir es also mit einem höchst undramatischen Salto mortale zu tun. Nach unserem Urteil hätte Ibsen besser getan, diesen Stoff episch zu behandeln statt dramatisch.[1]) Ich kenne allerdings die szenische Einrichtung des Stückes nicht, möchte aber annehmen, daß an ihr viel gegenüber der ursprünglichen Fassung durch den Dichter umgemodelt werden muß. Außer den oben angeführten Unmöglichkeiten der sprechenden Knäuel usw. kommt als Hindernis für die theatralische Aufführung noch hinzu, daß der Held in jeder Szene des 154 Seiten bei Reclam umfassenden Dramas auftritt, so daß ein Schauspieler diese Rolle in dieser Fassung kaum bewältigen dürfte.

---

1) Einen ähnlichen Gedanken spricht übrigens auch Carl Weitbrecht aus, Deutsche Literaturgesch. des 19. Jahrh. II, 140, indem er Ibsen mit seiner mehr epischen als dramatischen Technik Wirkungen erzielen läßt.

Weit klarer in der Anlage als „Peer Gynt" und auch freier von Symbolik und Allegorie ist das Drama, das mit Goethes „Faust" verglichen worden ist: „Brand". Woerner nennt es mit Recht die Tragödie des Idealismus S. 174. Er vergleicht es mit Molières „Misanthrope", jener Komödie, die hart an das Tragische streift, deren Held, wie Goethe sagt, wir in Konflikt mit der sozialen Welt sehen, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umherziehen kann. Wenn aber Molière in diesem Stücke sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger offenbart als je ein Dichter, so haben wir es in dem Helden des Ibsenschen Stückes mit einem Starrkopf zu tun. Woerner weist nach, daß die Gestalt des norwegischen Pfarrers Lammers, der seine Familie in Elend und Not stürzte, um seinen Willen durchzusetzen, für Brands Gestalt vorbildlich gewesen wäre. Durch den Mund eines Pfarrers und auf religiösem Gebiete hoffte der Dichter bei seinen Landsleuten am meisten wirken zu können. „Das Religiöse dient nur zum Prüfstein, an dem das Gold des echten Willens am besten bewährt wird." Brand opfert sein Kind, das nach ärztlichem Rat nur im Süden genesen kann, und hält es in Norwegen fest, weil ihn von dort sein seelsorgerisches Gewissen nicht ziehen läßt; das Kind stirbt. Sein Weib Agnes opfert geduldig alles, was an das Kind erinnert, sogar das letzte Häubchen, um das fast erstarrte Kind einer Zigeunerin zu umhüllen, und sie tut es willig, wie es uns wenigstens der Dichter darstellt. Aber sie bricht nach dieser Opfertat tot zusammen. Wie hier Brand seine Familie preisgegeben, um seinen Willen durchzusetzen, so will er auch von der durch seine Veranlassung erbauten Kirche nichts wissen, da sein Vorgesetzter, der Propst, nicht so denkt wie er in religiösen Dingen. Brand schleudert am Tage der Kirchweih die Schlüssel der Kirche ins Meer. Der Schluß des Dramas ist wieder höchst phantastisch: Der Tod Brands wird durch das verrückte Zigeunerweib Gerd herbeigeführt, das durch einen Schuß eine Lawine ins Rollen bringt, die beide begräbt. Diesen Schluß tadelt Woerner mit Recht, der im übrigen bei seinem Helden Ibsen zu viel Licht, zu wenig Schatten sieht. Neugierig kann man sein, wie sich der Verfasser mit Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft", „Gespenster", „Nora" in dem noch ausstehenden zweiten Bande seines Werkes abfinden, ob hier das Lob den Tadel überwinden wird oder umgekehrt.

Wie man Ibsen eine zähe germanische Kraftnatur, wenn auch mit allem Eigensinn und aller Starrköpfigkeit, genannt hat, so zeigt sich diese Natur jedoch ohne diese Fehler in Richard Wagner. Wagner ist neben Dürer und Shakespeare einer der großartigsten Vertreter des germanischen Geistes, denen es weniger auf das Harmonisch-Schöne als auf das Charakteristische ankommt. Von Richard Wagner als Erzieher handelt das geistvolle und mit Begeisterung weckender Hingebung geschriebene Werk des Dr. Alexander Wernicke (5), der schon im Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift S. 204 flg. einen für seinen Helden wirkenden Aufsatz: „Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Literaturgeschichte?" veröffentlicht hat. Es ist schwer, auf

engem Raum ein Bild von der Fülle der Ideen zu geben, die Wernicke in dieser Schrift enthüllt. Daß er nicht immer Neues bietet, sondern Gedanken anderer Forscher und Denker in sich verarbeitet, gereicht ihm und uns nur zum Nutzen. S. 36 sieht der Verfasser Wagner vor allem als Vertreter einer heimischen Kultur an: „Goethes Heilige (Iphigenie) schreitet im Griechengewande einher und Schillers Heilige trägt Frankreich die Oriflamme voran; es sind heimische Geschöpfe auf dem Boden der Fremde. Noch blieb die, von Goethe und Schiller zwar bezeichnete, aber noch ungelöste Aufgabe übrig, diese heimische Kultur auf ihrem heimischen Boden in Kunstwerke zu gestalten. Diese Aufgabe hat Richard Wagner gelöst und zwar in der Formung, zu der die Entwickelung der Dichtkunst und der Tonkunst hindrängte, im Musikdrama." Freilich ist zu beachten, daß Wagner in „Rienzi", „Tristan und Isolde", „Parsifal" nicht germanische Stoffe behandelt hat und daß anderseits Goethe im „Götz" und „Faust" auf deutschem Boden gewachsene Gestalten und Deutschfühlende geschaffen hat. Von „Tristan und Isolde" sagt ja auch der Verfasser, der für das deutsche Haus und die deutsche Schule schreibt, mit Recht S. 127, daß es für die Schule nicht günstig ist, „weil weder die Weltanschauung des Werkes, noch das Gleichnis, an dem diese gezeigt wird (Wunschlose Liebesruhe), für den Schüler verständlich ist, ihm auch nicht verständlich werden soll". Worin liegt nun aber das Erzieherisch-Wertvolle des Musikdramas? wird man fragen. Wernicke erörtert dies durch einen eigentümlichen Gedankengang. Er geht aus (S. 17) von Schillers Worten in der „Huldigung der Künste": Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet, Es spricht sich nur in meinen Tönen aus. Dann fährt er fort: Es gibt eine Grenze, an welcher das Wort für die Deutung des Inneren der handelnden Personen versagt, hier tritt der Ton helfend ein. Darum erschließt uns die Musik das „Unsagbare"[1]) im Drama. Dieses „Unsagbare" steht aber hinter der ganzen Handlung, die wir mit Augen sehen, und muß demnach auch als ein Ganzes zum Ausdruck kommen. Damit erhält im Musikdrama, welches alle Künste zu harmonischer Wirkung verbindet, die Musik ihre sichere Stelle. „Sie tönt, und was sie tönt, mögt ihr dort auf der Bühne schauen." „Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter, Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Und nun kommt der Verfasser zum Schlusse, daß unter allen Kunstwerken das Musikdrama in künstlerischer Aufführung (!) die erzieherische Wirkung der Persönlichkeitsbildung am besten zu lösen vermag. Dies ist nun freilich zweifelhaft. Jenes Unsagbare hat mit der Persönlichkeitsbildung, die vor allem die Gegenwart mit ihrem „Kampf ums Dasein" fordert, doch nur indirekt zu tun; weit eher wird diese Aufgabe die reine Poesie lösen. Es ist mindestens von seiten des Hörers ein sehr hoher Grad allseitiger ästhetischer Bildung nötig, damit jenes Ziel durch das Musikdrama erreicht werden kann. Dagegen stimmen wir ganz mit dem Urteile des Ver-

1) Vgl. Arthur Schopenhauer von Joh. Volkelt über Wagners Verhältnis zu Sch. S. 284.

fassers überein, der am Schlusse seiner Schrift sagt: „Die Pflichten der Erziehungsschule Wagner gegenüber sind erfüllt, wenn der Schüler bei seinem Eintritte ins Leben begriffen hat, welche Stelle Wagner in der Reihe unserer deutschen Meister einnimmt und wenn es ihm zum Herzenswunsche geworden ist, sobald als möglich einem Festspiele in Bayreuth beizuwohnen." In der Tat müssen wir sagen, daß, wenn das Bewußtsein und Verständnis für Wagners Bedeutung in künstlerischer, sittlicher und nationaler Hinsicht und für des Dichterkomponisten unablässiges Ringen nach Vollkommenheit nach dieser dreifachen Seite im Zögling geweckt ist, dies eine erzieherische Wirkung zur Persönlichkeitsbildung, wenn auch nicht die höchste haben wird. Wir empfehlen diese gehaltvolle Schrift insbesondere allen Lehrern höherer Schulen.

Wie Wernicke, so ist auch Wolfgang Golther in seiner Schrift: Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners (6) ein beredter Verkünder des Ruhmes von Richard Wagner. Er ist, wie Max Koch, Professor der deutschen Philologie an einer deutschen Universität. Wie dieser in seiner mit Vogt herausgegebenen Deutschen Literaturgeschichte und in seinem in der Sammlung Göschen erschienenen Werke gleichen Namens sich als begeisterter Anhänger Wagners bekennt und die Bayreuther Festspiele als das Höchste bezeichnet, was der Kunst am Ausgang des 19. Jahrhunderts zu erzeugen gelang, so nennt Golther Wagners Ringdichtung ein unvergleichliches Heldenschauspiel. Es ließ sich von dem gelehrten Verfasser des „Handbuchs der deutschen Mythologie" nicht anders erwarten, als daß er alles, was Wagner aus nordischen und älteren deutschen Quellen, wie auch aus neueren deutschen Dichtungen verwendet hat, gründlich erörtert.[1]) Aber dabei bleibt Golther nicht stehen. Er sagt: „Es liegt mir ebenso daran zu zeigen, was Wagner nicht vorfand, sondern neu hinzufügte. Und das ist eigentlich das meiste." In der Einleitung bespricht Golther natürlich auch alle Werke, die den gleichen Gegenstand wie er behandeln. Nur die beiden gediegenen Schriften Ernst Kochs: Die Nibelungensage nach ihren ältesten Überlieferungen ergänzt und kritisch untersucht. Grimma 1872[2] und Richard Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen" in seinen Verhältnissen zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet. Gekr. Preisschr. Leipzig 1875, habe ich vermißt. Die harten Ausfälle gegen Hebbels Nibelungen wird mit mir gewiß auch mancher andere gern wegwünschen. Er, Golther, nennt es ein für sein Gefühl ganz unglückliches dreiteiliges Trauerspiel. Noch schlechter kommt freilich Jordan weg, der, nach Golther, in roher äußerlicher Weise die gesamte nordische und deutsche Überlieferung durcheinander warf in seinem stillosen „Nibelungenepos", das Golther ebenso vom rein poetischen wie sagengeschichtlichen Standpunkt durchaus verwirft. Offenbar hat Golther vollständig den Grundgedanken Jordans, der ja die Nibelungensage im Geiste unserer Zeit erneuern wollte,

1) Vgl. auch den Artikel „Richard Wagner" in der Allgem. deutschen Biogr. von Franz Muncker S. 558 flg. über die Studien Wagners zum Nibelungenringdrama.

verkannt.[1]) Doch diese Ausstellungen können dem Werte des ganzen Werkes keinen Eintrag tun, das in klarer, plastischer Weise den dramatischen Gehalt des Wagnerschen Nibelungenrings in seinen einzelnen Teilen wiedergibt. Als ein Muster von Klarheit hebe ich hervor aus dem Abschnitt: Siegfried S. 73 die Stelle: Schwert, Kampf mit dem Lindwurm und Hortgewinn, Erweckung der Walküre — mit diesen kurzen Worten ist die Handlung der 3 Aufzüge und 3 Eddalieder, die ihnen zugrunde liegen, angegeben. Das eben besprochene Werk Golthers ist hervorgegangen aus Vorlesungen an der Rostocker Hochschule; in demselben Rostock ist die Schrift (7) von Benedict erschienen: Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur. Auch darin gleichen sich beide Schriften, daß sie Hebbels und Jordans Nibelungen (S. 118 bei B.) heftig befehden. Im übrigen sind sie nach Inhalt und Art der Darstellung grundverschieden. Nach einer kurzen Einleitung spricht Benedict über die Übersetzungen des Gudrunliedes. Fast alle werden abgekanzelt, am besten kommt noch die von Paul Vogt weg. An zweiter Stelle bespricht der Verfasser die freien Bearbeitungen der Sage. Unter diesen hebt er am meisten die von Rudolf Baumbach hervor, die freilich nur das tragisch endende Schicksal Horands und Hildes behandelt. Den breitesten Raum nimmt der 3. Teil ein: Dramatische Bearbeitungen. Unter diesen finden die von Johann Schöpf und Mathilde Wesendonk, Richard Wagners Freundin, die meiste Anerkennung. Freilich ist der Begriff: Anerkennung auch hier nur relativ zu verstehen. So ist denn das Ergebnis des Werkes, an dem die Sorgfalt in der Zusammentragung des Stoffes entschieden anzuerkennen ist, nur ein negatives: Übersetzer und Bearbeiter der Sage haben ihre Aufgabe nicht zu lösen vermocht.

In gleichem Verlag wie die Schrift von Benedict erschien ebenfalls zu Rostock i. M. ein gut geschriebener und ansprechender Vortrag des dortigen Universitätsprofessors Lindner, den wir unter Nr. 8 hier gleich erwähnen: Zur Geschichte der Oberonsage, Rostock 1902. Der Verfasser führt hier denselben Gedanken durch, den er schon in seiner Arbeit: Über die Beziehungen des Ortnit zu Huon de Bordeaux, Rostock 1872 und in seinen

---

1) Ganz anders urteilt Ernst Koch in dem 1872 erschienenen Werke S. 3: Jordan ist der Sage bis in ihre entlegensten Quellen nachgegangen; er hat die verschiedensten teils in Deutschland teils im skandinavischen Norden überlieferten Variationen der Sage benutzt und seiner dichterischen Intuition haben sich in wahrhaft wunderbarer Weise die unzähligen Einzelheiten zu einem durch und durch harmonischen Ganzen zusammengefügt. Wer durch Jordans Dichtung nicht erwärmt, ja begeistert wird für die Nibelungensage, der wird es nimmer. Auch Max Koch, Deutsche Literaturgesch.[1] S. 719 urteilt weit maßvoller als Golther: Jordans Nibelungen und Simrocks Amelungen übertreffen an Bedeutung alle epischen, wie Wagners und Hebbels „Nibelungen" alle übrigen dramatischen Versuche der Rückgewinnung altgermanischer Sage und mittelhochdeutscher Epen für die neuere Literatur. Und obschon M. Koch die Mängel der Jordanschen Dichtung, insbesondere das Hereinziehen der Darwinschen Zuchtwahl hervorhebt, so trägt doch auch nach M. Koch Jordans Werk den Stempel gewaltiger Dichterkraft und entfaltet im einzelnen erschütternde Größe.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte Bd. XV, Heft 3 erörtert hat, daß Ortnit ungefähr i. J. 1230 entstanden, eine Nachahmung des H. d. B. sei, „weil ohne eine solche anzunehmen im O. die Verwandlung des schwarzelbischen Charakters des Alberich in lichtelbischen unerklärbar wäre, wogegen sie in den auf französischem Boden entstandenen Dichtungen durch die Verbindung Oberons mit den Feen begreiflich erscheint."[1]) Bei einem Vortrage ist Kürze eine Hauptsache; manches würde vielleicht der Verfasser in einer längeren Abhandlung noch weiter ausgeführt haben. Doch hat er es an sorgfältigen Literaturnachweisen nicht fehlen lassen.

Freiberg in Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Edmund Weißenborn, Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß bearbeitet. 2. Bändchen: Odyssee — 2. vielfach verbesserte Auflage, Leipzig und Berlin, Teubner 1904.

Auch unter den der griechischen Sprache unkundigen Freunden der Dichtung möchten manche gerne die Gedichte Homers kennen lernen und einen Blick in die berühmte Welt griechischer Sagenpoesie tun, die für die Hellenen des Altertums die Hauptquelle ihrer Bildung war. Aber die Länge hält sie ab: wer mag mehr als 10000 Hexameter lesen, die zweifellos viel Uninteressantes enthalten! Da hat Professor Edmund Weißenborn in Mühlhausen abgeholfen, indem er schon vor mehr als zehn Jahren die Ilias und 1895 auch die Odyssee in verkürzter Form und vielfach verbesserter Übersetzung herausgab. Die Odyssee erschien 1904 in zweiter Auflage. Der Verfasser ist mit der Kürzung sehr herzhaft verfahren, und das allein konnte helfen: aus den etwa 12100 Versen bei Voß sind bei Weißenborn rund 4700 geworden, also nahezu zwei Drittel weggefallen. Man kann dem Verfasser, wenn man sein Verfahren näher prüft, nur beistimmen und das Geschick, mit dem die Ausschnitte vollzogen sind, anerkennen. Ganz ausgeschieden sind fünf Gesänge: Der 2., 3., 4. (Telemachs Reise nach Pylos und Sparta)[2]), 11. (Das Totenreich) und 20. (Die Ereignisse vor dem Freiermord); die anderen sind so stark gekürzt, daß der Gesang durchschnittlich nur 200 Verse hat (bei Homer-Voß 500) und die höchste Verszahl 331 ist (bei Homer-Voß 847). Der Wegfall von Stücken wie Voß 10, 80—132 (Odysseus bei den Lästrygonen) 10, 490—574 (Kirke sendet Odysseus zu Teiresias), 15, 221—285 (Theoklymenos-Episode), 15, 300—495 (Gespräch zwischen Odysseus und Eumaios), 16, 351—451 (Gespräch der Freier), 24, 1—203 (Die Seelen der Freier in der Unterwelt) bedeutet keinen Eintrag für die Poesie, vielmehr eher einen Gewinn. Weniger zu billigen scheint uns die Auslassung von Voß 9, 467—472, wodurch im

1) Andeutungen ähnlicher Art finden sich in der preface to Wright's edition of a Midsummer Night's Dream p. XV. Oxford, At the Clarendon Press 1894: Oberon the fairy King first appears in the old French Romance of Huon of Bourdeaux (oder Bordeaux), and is identical with Elberich the dwarf King of the German story of Otnit? (wohl Ortnit?) in the Heldenbuch.

2) Geschickt ausgeglichen durch Einschiebung von Vers 17, 208 hinter Voß 16, 350.

folgenden eine Undeutlichkeit entsteht; denn wenn nicht gesagt ist, daß Odysseus und die Seinen von Polyphems Gestade ins Meer hinausfahren, wie soll man da die Worte „Als ich so weit nun war, wie die Stimme des Rufenden reichet, Rief ich laut“ dahin verstehen, daß Odysseus vom Meere aus ruft? Noch weniger vermögen wir uns damit einverstanden zu erklären, daß Weißenborn den hinter 10, 278 mit Recht weggelassenen, weil dort widersinnigen Vers Voß 9, 483 auch hinter 10, 306 getilgt hat (Voß 9, 540), wo er geradezu für das Verständnis unentbehrlich ist. (Vgl. dazu Faesi zu 9,483.) Und warum sind die beiden Verse Voß 9, 25 und 26 ausgeschieden, die auch bei Faesi durchaus nicht als unecht verdächtigt sind? Diese Verse sind für die bekannte Ithaka-Leukas-Frage von hoher Bedeutung und fallen in dieser Streitfrage für Dörpfelds Hypothese schwer ins Gewicht; denn die geographische Angabe:

„Ithaka liegt in der See am höchsten hinauf an die Veste
Gegen den Nord; die andern sind östlich und südlich entfernet“

stimmt Wort für Wort zu Leukas und widerstreitet dem, was wir heute Ithaka nennen, völlig.

Einige Wendungen dürfen sich nicht eben Verbesserungen des Textes bei Voß nennen: wenn Weißenborn 10, 232 Odysseus sagen läßt: „Tausend Entwürfe und Listen tat ich erwägen“, so geben wir der passiven Wendung bei Voß 9, 422: „Tausend Entwürf' und Listen wurden ersonnen“ trotz des griechischen „ὕφαινον“ bei weitem den Vorzug. Auch Weißenborns Ausdruck 11, 52: „Packe dich flugs aus der Insel hinweg“ ist als undeutsch zu verwerfen; Voß sagt 10, 72: „Hebe dich eilig hinweg von der Insel“, das ist deutscher und poetischer. Das homerische „ὑπέρθυμοι θεράποντες“ (16, 326) übersetzt Voß mit „Die stolzen Diener“ entschieden sinngemäßer als Weißenborn (17, 184) mit „hochherzige Diener“.

Im Gebrauche der Namen und in deren Formen herrscht bei Weißenborn keine Einheitlichkeit. Fast durchaus nennt er den Sohn des Odysseus mit voller Endung Telémachos und gebraucht den Namen in griechischer Betonung; so auch 2, 26; öfters aber liest man Télemach und muß die erste Silbe betonen; so gleich 2, 47. Vgl. auch 18, 31 und 35. Den Namen des phäakischen Herolds Pontonoos gebraucht Voß wie Homer stets mit dem Ton auf der zweiten Silbe; so auch Weißenborn 6, 164 sowie 14, 26 und 29; aber 6, 160 muß man die erste und letzte Silbe betonen. Hier ist mit der Umstellung: „Misch' einen Krug, Pontonoos, uns . . .“ sofort geholfen). Und da in den Überschriften der Gesänge die uns geläufigere Form Penelope statt Penelopeia gewählt ist, so dürfte in der zum 12. Gesang auch Sirenen statt Seirenen stehen. Vers 1, 136 und 137 aber enthalten einen grammatischen Fehler; denn in dem Relativsatze: „dessen weißes Gebein wohl im Regen schon modert, Liegend am Strand, oder wälzet die salzige Woge im Meere“ ist „Gebein“ erst als Subjekt gebraucht, muß aber dann zu „wälzet“ als Objekt ergänzt werden. Voß sagt 1, 162 und 163 richtig: „Dessen weißes Gebein vielleicht schon am fernen Gestade Modert im Regen, vielleicht von den Meereswogen gewälzt wird.“

Das Büchlein enthält am Anfang eine Abbildung der Homer-Büste, am Schlusse ein Namenverzeichnis (4 Seiten). Das Beste aber ist die Einleitung (13 Seiten), die zunächst Homer, dann die vor der Odyssee liegenden Ereignisse und zuletzt den Wert der Dichtung für unsere Zeit behandelt. Dieser dritte Teil zeigt, wie die Odyssee ein hohes Lied der Liebe und Treue ist, wie sie uns das Walten der ewigen Gottheit über allem Tun der Menschen, Zartheit der Empfindung, Adel der Gesinnung, reine, edle Menschlichkeit lehrt in den leuchtenden Vorbildern edler Männlichkeit und echter Weibestugend, die alle Proben bestehen. „So predigt schon dieses älteste Epos, daß alle Herrlichkeit irdischer Güter und sinnlichen Genusses nichts ist gegen die idealen Güter echter, herzinniger Güte und Treue; daß die Selbstsucht, die Beschränkung auf das eigene sinnliche Wohlbefinden und den eigenen Vorteil eine trostlose Freude ist; daß das Menschenherz aber erst weit wird, vollen Inhalt und reiche innere Befriedigung gewinnt, wenn es für die Nächsten lebt, sich auf die Liebe der teueren Angehörigen stützt, im Vaterlande wurzelt, für das Volk und Vaterland mit schafft und in den Banden der Familie, der Heimat und des Volkes und Vaterlandes den festen Anschluß gewinnt an das große Ganze der Menschheit." „Auch uns bleibt das Höchste im Leben wie in der Kunst und im Ringen der Völker das, was es auch dem Homer war, die sittliche Weltordnung, und diese Ideale und diese Gesetze werden bleiben, solange die Menschheit existiert, denn sie sind die innersten Normen unseres Wesens, der Gehalt und Inhalt der reinen, edlen Menschlichkeit. Was Homer einst von Tugend, von Glauben, von Liebe und Treue sang: diese Sterne Homers, siehe, sie leuchten noch uns!"

Das sind treffliche Worte! Möchte doch in diesem Geiste Homer gelesen und vor allem auf unseren Schulen erklärt werden, statt daß man des Dichters an hohen Gedanken so reiches Werk zu einem Mittel für die Betrachtungen grammatischer Regeln und sprachlicher Absonderlichkeiten erniedrigt! Uns ist das herrliche Schlußwort von Schillers „Spaziergang" bei der Homer-Lektüre auf der Schule nie klar geworden. Und weil zu wünschen ist, daß es jedem klar werde, empfehlen wir Weißenborns verkürzte Odyssee-Verdeutschung und insbesondere ihre treffliche Einleitung zur Lektüre und danken dem Verfasser dafür, daß er einen so leichten und genußreichen Zugang zu den Schätzen der Homerischen Dichtung geschaffen hat.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

Robert Harborough Sherard, Oskar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Faksimiles. Deutsch von Hermann Freiherrn v. Teschenberg. Minden i. W., J. C. Bruns Verlag, 1903. 8°. 222 S.

Die gegebene Übersetzung ist zwar geschickt und fließend, der Inhalt dagegen nur mit Vorsicht aufzunehmen, da Verfasser durchgehends von rein persönlichen Beweggründen geleitet wird und noch dazu den Hauptgegenstand des Themas nur oberflächlich berührt, obwohl er sonst seinen Helden im

ganzen Buche überschwenglich lobt. Man wird, wenn man Oskar Wildes grobe geschlechtliche Verirrungen und die deswegen und auf Grund einiger anderer verwerflicher Taten über ihn verhängte zweijährige Kerkerhaft in Betracht zieht, gar nicht über den eigentlichen Grund aufgeklärt, warum der geniale Mann von seinen eigenen englischen Landsleuten verlassen wurde, so daß er fast völlig vergessen in Paris starb. Verfasser spricht zuweilen allerdings, aber nur ganz allgemein, von Verirrungen und anomalen pathologischen Zuständen Wildes, ohne sich darüber eingehender zu verbreiten.

Als persönliches Freundschaftsdenkmal mag das Buch, dessen äußere Ausstattung übrigens recht gut ist, Anerkennung finden, darüber hinausgehende Bedeutung wird es schwerlich beanspruchen können.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Luthers Werke. Herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald, Professor Dr. Kawerau, Professor D. Julius Köstlin, Professor D. Rade, Pfarrer Ew. Schneider u. a. Dritte Auflage, 8 Bände, elegant gebunden je 3,25 Mk., geheftet je 2,50 Mk. Berlin W 35, Verlag von C. A. Schwetzschke und Sohn, 1905.

Es ist ein hochverdienstvolles Unternehmen dieses Luther-Werk, welches in einer guten wohlfeilen Ausgabe Luthers Schriften zum Gemeingut des deutschen Volkes machen will. Verkörpert sich doch in Luther unser Volkstum in klarer Gestalt. Und wir Deutschen von heute haben in der Tat notwendig, uns immer wieder selber zuzurufen: „Denke daran, daß du ein Deutscher bist!“ Und so gehört diese Luther-Ausgabe in jede Hausbibliothek und in die Bücherei der Volksschule wie der höheren Schule, u. z. nicht um dort bedeckt mit Staub stehen zu bleiben, sondern um beständig von Hand zu Hand zu wandern. Die Lehrer der Religion und des Deutschen haben oft Gelegenheit, aus dieser frischen, urgesunden Quelle zu schöpfen und die jungen Seelen zu tränken. Der Ausgabe liegen die Jenenser, Erlanger und Weimarer Ausgaben zugrunde. Der Text ist in engem Anschluß an diese unter möglichster Wahrung der Schreibweise und Eigenart Luthers hergestellt. Die einzelnen Luther-Schriften sind mit einer knappen, gut orientierenden Einleitung versehen, welche von der Feder allgemein anerkannter Luther-Forscher herrühren wie D. Dr. Buchwald, Dr. Kawerau, D. Julius Köstlin und D. Rade. Die ersten beiden Bände enthalten reformatorische Schriften. Bd. 3 und 4 bringen polemische, Bd. 5 und 6 erbauliche, Bd. 7 und 8 vermischte Schriften. Durch diese Luther-Ausgabe wird erfüllt, was einst am Luther-Jubiläum Karl Gerok erwünscht und ersehnt:

Martin Luther, Mann von Erz,
Feuergeist und Felsenherz,
Horch, das Festgeläute ruft:
Steig empor aus deiner Gruft!

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Zeitschriften.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Hamburg-Großborstel.)

Band 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bildnis Kleists, 7 Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. Preis gebunden 90 Pfg.

Band 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bildnis Goethes von Lips und Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. Preis gebunden 80 Pfg.

Band 3. Deutsche Humoristen. 1. Band: Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. 221 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 4. Deutsche Humoristen. 2. Band: Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. 222 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 5. Deutsche Humoristen. 3. Band: Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. 196 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 6/7. Balladenbuch. 1. Band: Neuere Dichter. 495 S. Preis gebunden 2 Mk.

Band 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 9. Novellenbuch. 1. Band: C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. 194 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 10. Novellenbuch. 2. Band (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. 199 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 230 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 12 und 13. Schiller. Ausgewählte Briefe. Mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 2 Bände. Jeder Band etwa 280 S. Preis gebunden je 1 Mk.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Hamburg-Großborstel.)

Heft 1. 50 Gedichte von Goethe. Mit Bildnis Goethes. 95 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 2. Schiller: Wilhelm Tell. Mit Bildnis Schillers. 190 S. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 3. Schiller: Balladen. Mit Bildnis Schillers. 108 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Mit Bildnis Schillers. Etwa 230 Seiten. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. Mit Bildnis Schillers. Etwa 250 S. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Bildnis Brentanos. 60 S. Geheftet 15 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 7. E. Th A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Mit Bildnis Hoffmanns. Etwa 120 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. Die Freundinnen. Mit Bildnis Halms. Etwa 110 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 9. Reuter: Woans ick tau'ne Fru kamm. Mit Bildnis Reuters. 61 S. Geheftet 15 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Mit Bildnis Eyths. Etwa 65 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 15. 1. Mai 1905. Schiller-Heft.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. 17. Heft (Nr. 95—99). Inhalt: Aussprüche Schillers. — Der erste internationale Archäologenkongreß zu Athen. Von H. B. — Fichte. Von M. Rieß.

Die Experimentelle Pädagogik. 1905. 1. Band. Heft 1/2. Inhalt: Zur Einführung. Von E. Meumann und W. A. Lay. — Examen und Leistung. Von Max Lobsien. — Neue Erfahrungen über Intelligenzprüfungen an Schulkindern. Von E. Meumann.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Josef Martin, Die Redeübungen. Jahresbericht des k. k. Kaiser Franz Josef-Staatsgymnasiums in Aussig. 1904. 29 S.

Johannes Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Leipzig, Dürr, 1905. 314 S.

Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig, Dürr, 1904. 180 S.

Hermann Gehrig, Methodik des Volks- und Mittelschulunterrichts. 3. Band: Die technischen Fächer. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.

Dr. Theodor Klaiber, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905. 142 S.

Dr. Wilhelm Bode, Stunden mit Goethe. 1. Band, 3. Heft. Berlin SW., E. S. Mittler & Sohn, 1905.

Dr. Paul Rühlmann, Parteien, Staat, Schule. Berlin W., Gerdes & Hödel, 1905. 32 S.

Dr. R. Zimmermann, Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" als Gegenstand des deutschen Unterrichts. Beilage zum Programm des Katharineums zu Lübeck. Ostern 1905.

Dr. W. Gerstenberg, Kleists Hermannsschlacht, für den Schulgebrauch und das Privatstudium herausgegeben. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 165 S.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. 10. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 502 S.

Oskar Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek, 1905. 144 S.

J. G. Fischers Schiller-Reden 1849—1898. Herausgegeben von Dr. Hans Hofmann. Stuttgart, A. Zimmers Verlag, 1905. 144 S.

Albert Ludwig, Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Bonn, Friedrich Cohen, 1905. 113 S.

Adolf Bartels, Schiller in der Gegenwart. Sonderabdruck aus der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart". Mai 1905. Berlin, Alex. Duncker.

L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1905. 101 S.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe (60 Lieferungen zu je 30 Pfg.) mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger 1. Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1905.

Th. Ziegler, Schiller. (Aus Natur und Geisteswelt, 74. Bändchen). Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 116 S.

Prof. Dr. Julius Sahr, Hans Sachs. (Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts II.) 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 144 S.

Prof. D. Dr. Franz Falk, Der Deharbesche Schulkatechismus in veränderter Fassung. München, Kirchheim, 1905. 122 S.

Dr. R. Helm, Volkslatein. Lateinisches Übungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 41 S.

Dr. J. Petzold, Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 51 S.

Dr. Karl Gengnagel, Fürst und Künstler. Komödie. Leipzig, Schäfer & Schönfelder. 61 S.

Dr. J. Heinemann, Zeittafeln zur Kulturgeschichte. Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung, 1905. 48 S.

Henri Lichtenberger, Heinrich Heine als Denker. Dresden, Carl Reißner, 1905. 312 S.

O. Weise, Musterstücke deutscher Prosa. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 163 S.

Marschall, Deutsches Stilbuch. Dritter Kurs. 6. Aufl. Nürnberg, Fr. Korn, 1905. 284 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Gottschedliche Wortverbote.

Von Professor Dr. Carl Müller in Dresden.

„Unsinn, du siegst!“ So ruft mancher Verständige angesichts so vieler Vorgänge und Gepflogenheiten des geselligen, wirtschaftlichen und politischen Lebens, die zwar in ihrer Nichtigkeit, Torheit, Verwerflichkeit schon längst erkannt sind, aber immer von neuem unseren Zorn herausfordern. Wie selten läßt sich in solchen forterbenden „ewigen Krankheiten“ „Wandel schaffen“! Und doch nehmen wir auch wieder so vieles ruhig als etwas Gegebenes hin, worüber man sich jetzt den Kopf nicht weiter zerbricht, obgleich unsere Väter dereinst sich dagegen aussprachen und auflehnten als etwas Bedenkliches, Unsinniges oder Abscheuliches. Ja es kommt vor, daß der eine etwas unnatürlich findet, wo der andere fragt: Was ist denn hier so wider die Natur? Entweder ist des letzteren Empfinden nicht so fein, sein Gewissen nicht so zart besaitet, oder der erstere leidet an einem Übermaße von Gefühl oder Verstand: wer allzu vieles für Unsinn erklärt, entbehrt vielleicht selbst des rechten Sinnes für das Rechte, Zulässige oder doch Mögliche. Zu solchen Betrachtungen führen insbesondere so mancherlei Erscheinungen im Leben der Sprache. Wider einen eingewurzelten oder zweckmäßigen Sprachgebrauch vermag alles Reden nichts. Das zeigt sich schon bei Luther, der Ausdrücke wie beherzigen, behändigen, ersprießlich als neu erfundene Kanzleiworte tadelte (Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 202, Anm. 246) und es doch nicht verhindern konnte, daß alle drei noch der heutigen Schriftsprache geläufig sind, wenn auch beherzigen nicht mehr in dem alten Sinne von ermutigen (vgl. beherzt). In unserer Zeit hat sich Wustmann selbst geschadet durch die Voreingenommenheit, mit der er alles für Dummheit erklärte, was ihm wider den Strich geht. Man braucht kein Anbeter des Erfolges zu sein, um doch manche „Sprachsünde“ zu verzeihen, weil trotz alles Ankämpfens und Eiferns sich doch vieles in der Sprache durchgesetzt hat, was beim ersten Auftauchen aussichtslos schien. Was alles auch Neubildungen wie Feuerbestattung und fußfrei[1]) vorgeworfen werden mag, schon jetzt kann man sagen, daß sie sich behaupten werden.

---

1) In Dresden tagte 1876 der erste europäische Kongreß für Feuerbestattung; das Wort wird dem Leipziger Hygieniker Reclam zugeschrieben. — Über fußfrei s. Ztschr. des a. d. Sprachvereins, 18. Jahrg., Nr. 11.

Gerade Leipziger Sprachmeister sollten sich in solchen Dingen Vorsicht lehren lassen von dem dereinstigen Diktator des deutschen Schrifttums, von Gottsched, der samt seinen Anhängern so manches Wort, um von Formen (wie z. B. der Mehrzahl Orte, Pläne) und Fügungen[1]) abzusehen, für unzulässig erklärte, ja in Acht und Bann tat, das heute jedermann gebraucht, ohne sich einer Gedanken-, Geschmack-, Ruch- oder sonstigen Losigkeit schuldig zu fühlen. Es finden sich darunter sogar solche, gegen die auch heute wieder der Kampf eröffnet worden ist.

In seinen „Beobachtungen über den Gebrauch vieler Wörter" v. J. 1758 erklärt Gottsched S. 371 das Wort unerfindlich für „ein neues Geschöpf der Reichscanzlisten und Publicisten. Sie sagen unerfindliche Beschuldigungen u. dgl., die doch wirklich gemacht worden und also wohl erfunden sein müssen. Sie sollten sagen: ungegründete und unerweisliche Klagen."[2]) Alles ganz richtig, und doch ärgern wir uns noch heute mit diesem Worte herum.

Die von Gottsched verworfenen Wörter Beeinträchtigung, Wohlgesinntheit und Fahrlässigkeit nahm in Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 6. Stück 1740, S. 433 der Berliner Konrektor Daum als seine Erfindungen in Schutz, und alle drei Däumlinge freuen sich heute noch ihres Daseins.

In denselben Beyträgen, 5. Stück, 1737, S. 125 beanstandet ein Ungenannter in Heinckens Übersetzung des Dionysius Longinus S. 373 das Wort wörtlich: „das ich noch niemals weder gehört noch gelesen habe, welches so viel heißen soll, als von Wort zu Wort. Da man diese Redensart in unserer Sprache hat, warum will man ein Wort an ihrer Stelle machen, welches neu ist?" Auch das Wort vergriffen (von Büchern) wird S. 96 als Provinzialwort oder Neuschöpfung befehdet, „denn man sprach sonst dafür: sie sind abgegangen, es sind keine mehr zu haben" (S. 123). Diese Engherzigkeit gegenüber neuen Wörtern wird ja nicht von allen „Beiträgern" geteilt, z. B. werden 4, 209 f. zwar als neu, aber doch zulässig hingestellt: (einen Trieb) entfesseln (bei Canitz), entstricken (der ersten Furcht entstrickt, bei Besser), verlocken (bei Fleming). Auch S. 212 f. werden Wörter aufgeführt, „die ungewöhnlich erscheinen, sich aber doch belegen lassen": Pflüger, Mehrung, verlebt = abgelebt. Aber wenn auch 4, 277 Wörter wie erfrechen, entbehren, Gesippschaft, beipflichten eingeräumt werden, so wird doch von solchen im Vergleich zu dörffen, mangeln, Blutsfreundschaft und

---

1) In Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie 4, 516 werden z. B. Wendungen wie einen winseln, lachen machen als „hebräische Redensarten" abgetan — freilich nicht für immer.

2) Vgl. Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des allgem. D. Sprachvereins 1903, Nr. 23/24, S. 125.

Beifall geben „zierlichen" Wörtern gewarnt, „man muß dergleichen ausgesuchtes Deutsch nicht allzuoft vortragen." Auch betreten = bekümmert, verwirrt wird 6, 108 (1739) als ungewöhnlich bezeichnet. Geradezu für undeutsch aber wird 4, 643 das Wort Sammler erklärt, „wie Esser, Trinker, Fahrer, Reiser, Schlager, Singer, Geher, Zerstreuer." Luther hätte sonst übersetzen müssen: „Wer kein Sammler ist, ist ein Zerstreuer" an Stelle von: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet." Auch heute noch wird man in der Verwendung des Zeitwortes in vielen Fällen einen Vorzug erkennen vor dem Gebrauche von Hauptwörtern, namentlich abstrakten, aber eigentlich neigt der Deutsche für letzteren, was jeder aus dem Lateinischen übersetzende Schüler erkennen muß. Wörter wie Sammler vollends können wir heute gar nicht mehr entbehren, am allerwenigsten sind sie „undeutsch".

Selbst solche Wörter, welche diese Bezeichnung insofern verdienen, als sie auf einer Verdeutschung fremder beruhen, betrachten wir heute als unanfechtbar, z. B. Stimmenmehrheit, Völkerwanderung, Urbild. Wir verwerfen heute die Puristerei durchaus, die die deutsche Wiedergabe von pluralité des suffrages als eine Nachäffung bekämpfte (so Friedrich Konrad Gadebusch in seinen Zusätzen zu Frischens deutschem Wörterbuch s. Zschr. für deutsche Philologie 6, 54), wir lassen ohne Scheu unsere Augen spazierengehen, obwohl Gottsched (Vorübungen der Beredsamkeit 1764, S. 15) die wörtliche Übertragung von promener ses yeux sur les champs für unmöglich erklärte, und lächerlich erscheinen uns die Gründe, mit denen in Gottscheds Beyträgen 6. Stück, 1733, S. 232f. die Verdeutschungen Völkerwanderung und Urbild bekämpft werden. Zwar äußert sich hier nicht Gottsched selbst, aber er macht die umständlichen Ausführungen zu den seinigen, indem er S. 254 „noch mehr so wohl ausgearbeitete Artikel" auch von Nichtmitgliedern wünscht.[1]) Da diese Darlegungen so recht bezeichnend sind für die engherzige, einseitige Auffassung der Gottschedianer, so mögen sie hier im Auszuge folgen. „Die Redensart Wanderung der Völker" — das Wort Völkerwanderung finde ich zuerst bei L. Weißer, Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache 2 (1780), S. 131 „während den Völkerwanderungen" und Rüdiger, Neuester Zuwachs der Sprachkunde 1782, 1, 41 „bey der ältesten Völkerwanderung, von welcher wir Nachricht

1) Ausdrücklich lehnt er dagegen 4, 643 die Verantwortung ab für das Urteil „troglodytisches Deutsch" über die Wörter: Eßlust, alljährlich, Gesöffe, Befugnis, er ist gewillet, jugendliche Ausschweifungen, Namensgrübler, sauertöpfische Weisheit, die Übermaß, die Weibsen, die Backfische, Diensterweisung, Regelmäßigkeit, entquellen, spintisieren, Geldbetrag. — Eine Menge Wörter, die Adelung u. a. als veraltet oder als widrige und ungewohnte Neubildungen bekämpften, stellt zusammen Max Müller, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch = Palästra XIV, Berlin 1903, besonders S. 50ff.

haben"[1]) — ist als Übersetzung des lateinischen migratio gentium „wohl nicht ein vollkommen reines deutsches Wort", gebräuchlich seien nur das Wandern, die Wanderschaft, allerdings nur von einzelnen Personen, nicht von Völkern. Daher habe man „ein ansehnliches Wort" erdacht, Wanderung. (S. 240 heißt es recht schulmeisterlich: „Die Verbindung des Wanderns mit einzelnen Personen oder auch mit einer gewissen Gattung von Leuten, z. B. Handwerks-Purschen ist der Eigenschaft des deutschen Wortes gemäß. Hingegen wenn jemand das Wandern von einem ganzen Volke und Lande brauchen will, das ist der Natur und Eigenschaft dieses Wortes nicht gemäß.")[2]) Ferner sei Wanderung der Völker selbst einem Gelehrten nicht deutlich, nur durch migratio könne er sich einen Begriff davon machen. Migratio bedeute einen Zug von einem Orte zum anderen, zwar eigentlich auch nur von einzelnen, sei aber auch auf ganze Völker übertragen. Das lasse sich aber nicht ins Deutsche herübernehmen, wenn man auch wörtlich wiedergeben könne migrare in cœlum, ex vita, so sei doch der Satz voluptas migravit ab aure keiner wörtlichen Übersetzung fähig (deutsch müsse man sagen: man hat keine Lust mehr zu hören). So müsse auch für migratio nicht nur ein gebräuchliches deutsches Wort gesetzt werden, sondern auch ein solches, das den Begriff des Fremden zu erkennen gebe. Als solches wird S. 240 Ausziehen und Auszug vorgeschlagen und sprachgeschichtlich begründet. „Luther saget nicht, da Israel aus Egypten wanderte, sondern: da Israel aus Egypten zog. Das Kriegsheer ist ausgezogen (nicht ausgewandert), auch die Völker sind in ihren Migrationibus wirklich zu Felde gezogen." Richtig wäre also zu sagen: Auszüge oder Herumschweifungen der Völker, allenfalls die Wanderungen der Völker aus den ihrigen in andere Länder. S. 242 wird noch vorgeschlagen: Sitzveränderung(en) der Völker und, da auch von ganzen Völkern gesagt werde „sie haben gewohnet", Wohnungsveränderungen der Völker. Und dies alles nur, weil „die Deutschen des Wortes Wanderung nicht gewohnt seien"! Und doch wird S. 243 zugestanden: „Usus vocabulorum tyrannus. Der Gebrauch muß von der Reinlichkeit und Deutlichkeit den Ausschlag geben."

Dieser Satz hält den Verfasser nicht ab, S. 244 auch die Verdeutschung von Original durch Urbild für undeutlich, ja widerwärtig zu erklären trotz

1) Im Diktionarius von Alberus v. J. 1540 gibt es auch das Wort Völkerrecht noch nicht, Bl. 99 ius gentium das gemeyne recht aller völcker. Fischarts Übersetzung von W. Lazius, de gentium migrationibus weist die Völkerwanderung nicht auf, s. Birlinger, Alemannia 1, 116f.

2) Ähnlich wird 6, 104 die Übertragung des Wortes Altmeister auf Nichthandwerker getadelt: durch diesen Beinamen werde ein Aristoteles zu einem Handwerker gemacht. Der Übersetzer Shaftesburys hatte aber wohl gerade Großmeister, was der Kritiker für grandmaster will, absichtlich vermieden.

der Annahme des Wortes seitens etlicher gelehrter Männer. Zwar sei das Wort wohl nach Ursprung gebildet, aber sonst hätten die Teutschen die alte verlegene Silbe ur und Bild nicht zusammengesetzt. „So wunderlich es klingen würde, wenn jemand vor die erste That die Urthat sagen oder das autographum eine Urschrift nennen wollte: so übel scheint mir auch das Urbild beschaffen zu sein.“ Original habe nun einmal das deutsche Bürgerrecht erlangt (S. 249), welches man freilich anderen unnötigen fremden Wörtern verwehren müsse (S. 250f. werden die Bedingungen erörtert, unter denen es erteilt werden kann, sowie der Mißbrauch der Fremdwörter „beantwortet“).

Ungefähr zu gleicher Zeit schrieb J. C. Nemeiz, Vernünftige Gedanken über allerhand Materien, Frankfurt 1739, 1, 162: „Von Leuten, die ungemein distrait gewesen“, und bemerkt, „daß man die Wörter distrait, distraction im Teutschen nicht wohl mit einem Worte geben könne, sondern daß man dieselbe durch Herumschweiffung der Gedanken, da man mit seinen Sinnen oder Gedanken nicht daheim ist, da man auf etwas anderes denket als man vor sich hat, und dergleichen beschreiben müsse“. Das Wort zerstreut war für Nemeiz also noch nicht vorhanden. Gottsched kennt es nicht nur, sondern unterscheidet 1758 (Beobachtungen S. 436) zwischen zerstreut sein und in Gedanken sein: der erste denkt an zu viel, der zweite nur an einen Gegenstand. Lessing dagegen schreibt 1767 im 28. Stück der Hamburgischen Dramaturgie über Regnards Komödie „Le distrait“: „Ich glaube schwerlich, daß unsere Großväter den deutschen Titel dieses Stückes (Der Zerstreute) verstanden hätten. Noch Joh. El. Schlegel übersetzte distrait durch Träumer. Zerstreut sein, ein Zerstreuter ist lediglich nach der Analogie des Französischen gemacht.[1]) Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen, sondern wir wollen sie brauchen, nachdem sie einmal gemacht sind. Man versteht sie nunmehr, und das ist genug.“

Damit hat denn auch Lessing die richtige Entscheidung getroffen nicht nur für das eine Wort, sondern für so und so viele andere Neuschöpfungen. Allerdings setzt er sich dabei ziemlich leicht über den Mißklang hinweg, den diese haben können: im 70. Stücke sagt er von dem Worte Mischspiel, dem Ersatz für Tragikomödie, „da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?“ Damit wäre ja auch die „Jetztzeit“ gerechtfertigt und noch so manches Wort, das „zärtlicheren“ Ohren barbarisch klingt[2]) —

1) Kaum mehr als 12 Jahre später läßt Schiller seinen Karl Moor sagen: Ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen.

2) Vgl. Wilh. Grimm, Kleine Schriften 1, 515 (1846): „Was Gegenwart heißt, weiß jeder, aber Jetztzeit, übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller

wenigstens in deutscher Sprache, in fremden, namentlich in englischen Wörtern läßt man sich ja viel mehr gefallen.

Aber nicht bloß mit Gründen der Gewohnheit und des Geschmackes gehen die Freunde Gottscheds gegen aufdringliche Wörter vor, auch die Logik leiht ihnen Waffen im Kampfe gegen sie. Ein Unbekannter richtete 1737 (Beyträge 4, 603) ein Schreiben an die Verfasser der Beyträge mit dem Vorwurfe: „Sie nennen sich allezeit Mitglieder der deutschen Gesellschaft, da es doch regelmäßiger wäre, daß sie sich nur Glieder nenneten. Ein ieder von ihnen ist der andern Mitglied. Aber mit wem sind sie, alle miteinander zusammengenommen, Glieder? Mit niemand. Von allen Arbeitern, die an einem Hause bauen, saget man nicht: das sind die Mitarbeiter, welche dies Haus bauen. Sondern man sagt, das sind die Arbeiter. Einer aber ist des andern Mitarbeiter. Es ist eben, als wenn ich eine ganze Gesellschaft reisender Personen Reisegefehrten nennen wollte . . . Ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft könnte ein Mensch genannt werden, wenn das ganze Geschlecht der Menschen eine einzige Gesellschaft ausmachte.“ Hierauf weiß Gottsched nichts weiter zu entgegnen, als daß „die Spöttereien, die über dieses Wort (Glied), wenn es schlechterdings gesetzt wird, gemacht zu werden pflegen“, den Zusatz rätlich erscheinen lassen. Solche Spöttereien ommen aber nicht in Betracht bei den Wörtern Mitbruder und Mitschwester, die sich in der Bedeutung von Mitmensch oder Mitchrist vereinen. Nun gibt es wohl eine Menschheit und eine Christenheit, sowie Bürgerschaften, zu denen der einzelne Mensch, Christ und Bürger gehört, so daß er alle übrigen als seine Mitmenschen, Mitchristen[1]) und Mitbürger ansprechen kann, aber eine Vereinigung von lauter Brüdern und Schwestern, eine allgemeine Bruder- und Schwesterschaft kann nur in bildlichem, übertragenem Sinne angesetzt werden, etwa so wie W. Raabe einmal von der „Teilnahme an der großen Bruder- und Schwesterschaft der Erde“ spricht (Villa Schönow S. 191). Die besonderen Vereinigungen, die sich Bruder- und Schwesterschaften nennen, z. B. die von Hildebrand, Materialien zum Volkslied S. 89 f. erwähnten, umfassen doch nur einen verschwindend kleinen Teil derer, die sich als Mitbrüder und Mitschwestern bezeichnen. Auch Klosterschwestern

---

sein, warum nicht auch Nunzeit oder Nochzeit? es wäre ebenso zulässig, ebenso sinnreich. Alle diese neugeschaffenen Mißgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher.“ Ganz besonders ärgerte sich Schopenhauer über den Jetztzeit-Jargon, die Jetztzeit-Schreiberei, Reclam Nr. 2919/20, S. 144, 152.

1) Neben den französischen Frauen knien Mitchristen von ihnen in Gestalt schlesischer und polnischer Musketiere. Mor. Busch, Tagebuch 1, 175. — Es ging mir wider die Natur, das Mordgewehr zu zucken gegen einen Mitchristen, Hans Hoffmann, Der eiserne Rittmeister 1, 54. W. Raabe hat auch das Wort Mitkreatur (Deutscher Adel) und Heine 11, 152 meine armen Mitdeutschen sowie 11, 167 samt seinen Mithelden.

bilden unter sich eine Schwesterschaft, so daß J. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt S. 175 von den einzelnen als „klösterlichen Mitschwestern" sprechen kann.[1]) Wo ist aber die Schwester oder der Bruder zu finden, zu denen alle weiblichen Wesen im Verhältnis von Schwestern stehen, so daß sie untereinander Mitschwestern sind? An ein solches Verhältnis denkt keine Frau, die sich etwa mit einer Bitte an ihre „Mitschwestern" wendet. Anderseits wird sich von mehreren Söhnen eines Vaters keiner als des anderen Mitbruder bezeichnen, damit würde er ihm gerade die eigentliche, d. h. leibliche Bruderschaft absprechen. Nur die Menschenliebe, die alle Menschen als Kinder Eines Vaters betrachtet, wird von Mitbrüdern sprechen, aber auch ohne an den Bruder zu denken, der eigentlich für alle den Mittelpunkt bilden müßte. „Der Mitmensch erschüttert unser Herz, wenn er stirbt . . . Dann sagen wir: Behüt dich Gott, Mitbruder." (Rosegger, Neue Waldgeschichten 1890, S. 323; ebd. S. 320 sagt die Wärterin nach dem Tode des Kranken: „Jetzt wollen wir unserem Mitbruder die Augen zudrücken.") Allerdings hat Bruder seine relative Bedeutung verloren im Saufbruder, Sparbruder u. a., sowie in Wendungen wie: Du bist der beste Bruder auch nicht.

Besondere Erwähnung verdient noch die Formel: Mitbruder in Apoll, die z. B. bei Wieland 38, 96 begegnet: „Horaz sagt zu Gunsten seiner Mitbrüder in Apollo." Auch Holtei, Vierzig Jahre 3, 68 spricht von einem Mitbruder in Apollo und bildet danach Mitbrüder im Zahnschmerz (2, 95). Hier ist Apollo, d. h. die Dichtkunst als die höhere Einheit gedacht, die für alle Dichter ein Verhältnis der Bruderschaft bildet. Ganz unklar aber ist dieser Mittelpunkt für die Mitnachbarn, von denen der Jahresbericht des deutschen Haus- und Grundbesitzertages 1903 spricht: „Die Repräsentanten der schwachen Schultern befinden sich mit ihren Mitnachbarn ebenso im Zerwürfnis wie mit ihrem Hauswirt." Der relative Begriff Nachbar ist da nochmals in eine Beziehung gesetzt, für die nur der Gedanke an alle die vorschwebt, die unter sich dem Hauswirt gegenüber auf gleichem Fuße stehen. Anch' io sono pittore, das ist die Meinung des mit in solchen Zusammensetzungen, es drückt die Gemeinsamkeit aus, zu der sich mehrere verbunden fühlen durch gleichartige Stellung oder Tätigkeit, auch wenn sie äußerlich voneinander getrennt sind. So nennt Herder im

---

1) Die Krankenschwestern nennen sich meines Wissens untereinander nur Schwestern. In der Studentensprache hat Mitschwester die Bedeutung der „barmherzigen Schwester" (in schlimmem Sinne). Ob da aber der Student von seiner Mitschwester spricht? G. Freytag gebraucht Mitschwester absolut, d. h. ohne das übliche Possessivpronomen: „Es ist möglich, daß dieser wandelnde Hof mancher Mitschwester größere Freude gemacht haben würde als ihr", Soll und Haben 1, 299.

Briefe an Nicolai (18. 3. 1773) Friedrich den Großen „unsern Mitschriftsteller"[1]), Ranke antwortet 1870 seinem Mithistoriker Thiers (Neue Jahrb. 1903, S. 144). Kurz unser mit dient einfach zum Ausdruck der Kollegenschaft — oder auch Rivalität, wie z. B. im Mitbewerber und Mitanbeter (in Langbeins Gedichten 3, 173 der Mitbuhler, bei J. Möser, über die deutsche Literatur, am Ende: der Mitminner, nach dem holländischen medeminnaers). Der Mitälteste (Alb. Dikt. u n i j b consenior miteltister), der Mitsoldat, der Mitangeklagte usw., sie befinden sich alle in dem gleichen Verhältnis, ohne daß sie, namentlich der Mitangeklagte, einer größeren Gemeinschaft von Leuten ihresgleichen anzugehören vermeinten.

Diese ganze Darlegung kann nur beweisen, was längst bekannt ist, daß auch mit der Logik sprachliche Erscheinungen nicht abgetan werden können. Sprachliche Gebilde gehen ihren Weg, ohne sich viel um den Einspruch der „Schwiegermutter Weisheit" zu kümmern. Sie unterlassen eine solche Rücksicht um so mehr, je mehr sich die Bedeutung der Wörter und ihrer Bestandteile abstumpft, d. h. im Bewußtsein derer, die sie gebrauchen, verwischt und unkenntlich wird.

Was hätten nicht Gottsched und die Seinen alles verfemen müssen, wenn ihnen auch nur ein Teil der Erkenntnisse zu Gebote gestanden hätte, zu denen die deutsche Wortforschung gelangt ist! Hätten sie gewußt, daß das Wort glied auf gelit[2]) zurückgeht und die Vorsilbe ge dieselbe Bedeutung hat, wie das von ihnen angefochtene mit, sie hätten noch viel mehr Anstoß am Mitglied genommen, nicht minder am Mitgesellen, Mitgenossen, Mitgehilfen, Mitgefährten u. a. Schon das gotische mit-ga-sintha, althochd. gi-sindo ist höchst unlogisch, denn schon das Gesinde genügt, um die Weggenossen zu bezeichnen. Daß der Gesell eigentlich den Saalgenossen bedeutet, war schon Hans Sachs nicht mehr bewußt, der von Mitgesellen ebenso wie von Mitgenossen spricht (Geh zu deinen Mitgenossen, Meistergeſ. 40, 94

---

1) Der Verfasser von Faustins des jüngeren Reisen, Leipzig 1799, S. 12 meint auch Schriftsteller: Warum wollte ich denn besser sein als meine Mitbrüder? . . . Ich und meine Herren Brüder thun es nun einmal nicht anders. S. 17: Nicht wahr, meine lieben Mitbrüder?

2) Got. lithus zu lithan, ahd. lîdan gehen, sich fortbewegen (= fahren in wallfahren); also ist Glied eigentlich das Mitgehende, Begleitende, Helfende, Mitglied demnach genau dasselbe wie Mitgefährte. Auch Glück ist verkürzt aus Gelück, wie im Erzgebirge noch gesprochen wird: Gelück auf! Um das kurze Glück nachdrücklicher zu machen, griff man auf die alte saelde zurück, die nur noch in selig eine Spur zurückgelassen hat, und bildete Glücksal, das freilich nur kurze Zeit vorhielt; es bildete aber die Vermittelung zu glückselig. Wer nicht weiß, daß dieses selig mit dem Suffix selig (mühselig, trübselig usw.) nichts zu tun hat, kann in Wustmannscher Weise der Neuzeit Glücksal als eine Rückwärtsbildung von glückselig vorschlagen.

Götze, vgl. 466, 8). Beide Pleonasmen sind noch im 18. Jahrhundert gebräuchlich, ebenso der Mitgehilfe („meine Mutter als meine Mitgehülfin", Faustins Reisen S. 32; „Traurige Lage, einen Mann wie Sie zum Mitgehülfen einer guten Sache auffordern zu müssen", Dresdner Museum 1786, III, 69), obwohl doch schon der bloße Genosse und Gehilfe den Begriff der Gemeinschaft enthält. Daß wir diese Zusammensetzungen heute nicht mehr gebrauchen, haben wir nicht Gottsched, sondern dem Kameraden zu verdanken, der jene verdrängte. Aber obwohl auch dieser an sich schon den Mitinhaber einer Kammer bezeichnet, so hat er sich doch auch mitunter die Vorsetzung von mit gefallen lassen müssen, der Mitkamerad ist ebenso töricht wie die Mitkonsorten, die nicht nur im 17. Jahrhundert häufig vorkommen, sondern noch heute in Mundarten leben (Zschr. für die hochd. Mundarten 3, 117): daß die lateinische Vorsilbe con dem Stammwort cum entsprechend schon unser mit ausdrückt, kann natürlich der gemeine Mann nicht wissen. Noch weniger ist der Mitbursch von Gottsched gerügt worden; die Grundbedeutung von Bursch, gemeinschaftliche Kasse, Genossenschaft, war eben auch ihm nicht bekannt. Da mein Landsmann schon den mit mir aus demselben Lande Stammenden bezeichnet, so war der Mitlandsmann (Schupp 616) auch überflüssig.

Haben wir auch heute solchen Überfluß wieder aufgegeben, so gebrauchen wir doch noch genug Wörter, in denen wir unwissentlich denselben Begriff zweimal ausdrücken: Beichtbekenntnis, Bibelbuch, Bordbrett, Domkirche, Farnkraut, Grenzmark, Hansabund, Hintergrund[1]), Kebsweib, Pachtzins, Paradiesgarten, Pöbelvolk, Sauerampfer[2]), Sodbrennen, Wallfahrt u. a. m. Selbst derjenige, dem der Sachverhalt bekannt ist, wird heute nicht auf den Gedanken kommen, den Gebrauch solcher Worte verbieten, etwa in Schülerheften anstreichen zu wollen. Solche Worte enthalten eigentlich keine Tautologien, weil der ursprüngliche Bedeutungsgehalt des einen Bestandteils allgemein verdunkelt ist und durch einen erklärenden Zusatz erst sein Licht erhält. Es war keine so außerordentliche Entdeckung, daß die Rückantwort einen Fehler enthält, und wenn sie auch im amtlichen Verkehr abgestoßen worden ist, wird dies doch von der großen Menge noch immer nicht als maßgebend betrachtet. Neben der Rückantwort gab es im

1) Die Erklärung Heynes „hinterer Teil eines Grundes" scheint mir nicht haltbar gegenüber der Stelle aus den Räubern 4, 5 „aus dem Grunde steigt ein Alter", damit ist doch der hintere Teil der Bühne überhaupt gemeint. — Lessing, Dramaturgie 24. Stück sagt Vertiefung für fond. Unsinn ist eigentlich der Vordergrund, wofür v. Sternberg, Die Dresdner Galerie 1, 328 Vorgrund sagt: Ruisdael gab seine schönsten Vorgründe.

2) Schon Lichtenberg, Verm. Schr. 1, 273 macht darauf aufmerksam, daß Ampfer, holländ. amper, den Begriff sauer schon enthält.

18. Jahrhundert sogar noch die Gegenantwort, z. B. in Celanders Verkehrter Welt 1718, S. 312 u. ö.; sie war schon im 17. Jahrhundert vorhanden und unterlag der Rückantwort. Mindestens ebenso fehlerhaft wie diese ist die Rückerinnerung (Herder 1, 7 hat sogar Zurückerinnerungen), das Zurückebben, die Wiedervergeltung u. a. Statt hierher sagen wir, den Begriff der Richtung verdoppelnd, hierherwärts. Namentlich die Sprache des täglichen Lebens verfährt sehr nach dem Grundsatze: Doppelt genäht hält besser. In Sachsen wie in Österreich hört man für die Koppelung frei und ledig das Wort freiledig, Anzengruber (Die Kreuzelschreiber II, 10) bietet es ebenso wie Hans Sachs (z. B. Schwänke 225, 48).[1]) Ein Gelehrter wie Wunderlich gebraucht (in seinem Buche über die Umgangssprache) öfters das Wort Trümmerstück, obwohl er weiß, daß trum so viel wie Endstück bedeutet. Er findet auch die hohle Röhre der Techniker erklärlich (S. 165); das Bestreben, Vorstellungen, die in einem Begriffe nur angedeutet sind, kräftiger herauszuarbeiten, macht sich auch im Oberhaupt, in der dunklen oder finsteren Nacht, in den duftenden Rosen, in den leuchtenden Sternen, im runden Ball, im alten Greis[2]), im weißen Schimmel usw. geltend. Hier gilt das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes nicht, wir machen alle in Worten mehr Aufwand, als die Logik verlangt. Selbst wer sich des Herabminderns[3]) und Herabsinkens enthält, kann es nicht ableugnen, daß er einer Aufbesserung hold ist und ein obsiegendes[4]) Urteil erstreiten und sich ein dankbares Angedenken sichern möchte. In Karl Müllenhoffs deutscher Altertumskunde 4, 1 liest man: „Die licentia vetustatis gestattet den wildesten Phantasien Raum.“ Ein Stilist wie A. Schönbach schreibt (über Lesen und Bildung, 6. Aufl., S. 151) von einer Abfolge von Vorgängen, J. Walter im Vorwort zu seiner Geschichte der Ästhetik S. VIII von einer Abfolge geschlossener Systeme, S. 616 aber wird ein letzter Endzweck möglich. Demgegenüber steht der Anbeginn, zu dem wohl der Anfang mitgewirkt hat („von Anbeginn an“). Der Abschnitt „Überfluß und

1) Daneben sagt er auch quitledig 218, 12; 315, 112; auch quitlos 295, 52 (quitloß zu werden seiner Sünd, vgl. Erdmann-Mensing 229); 202, 61. So sey quitledig, los vnd frey 384, 226.

2) Ein ansehnlicher alter Greiß erhub seine Stimme. Neuentdeckte Elysäische Felder 1735, S. 14. — Bei Hans Sachs 330, 19 liest man: die welff schlichen im nach in schneller eyl.

3) In den Grenzboten (!) 1902, Nr. 50 S. 618 schreibt Graf Alex. v. Kaiserling, die Photographien von Kunstwerken haben mehr Wert als heruntergemilderte Lithographien. Im Dresdner Anzeiger vom 25. Oktober 1903, S. 2a ist von der Herabmäßigung der Mindestzölle die Rede (im Wechsel mit Herabsetzung).

4) Dagegen wie gegen obschweben und obwalten eifert Rumpf in seinem Gemeinnützigen Wörterbuch.

Überladung, Pleonasmus und Tautologie" in Andresens „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit" ließe sich mit Leichtigkeit auf den doppelten Umfang bringen, Sätze wie „der abgefeimte[1]) Betrüger ist bereits vorbestraft", liest man so häufig, daß man sich endlich daran gewöhnt. Weder die Vorbedingung[2]) noch die Nachwirkung erregen bei uns Anstoß; spricht man sogar von einer Vorwirkung[3]), warum soll uns eine Vorahnung, Vorherahnung oder Vorausahnung entsetzen? Schon Goethe schrieb in Dichtung und Wahrheit: „Wünsche der Jugend sind Vorahnungen künftiger Leistungen." Daß auch die Grenzboten 1871, 2, 976 schreiben konnten „nicht ohne eine schlimme Vorahnung", ist vielleicht durch die abgeblaßte Bedeutung von Ahnung in der Redensart keine Ahnung von etwas haben, d. h. nichts wissen (auch von etwas Vergangenem) veranlaßt.[4]) Der Nachfolger, der den einfachen Folger nicht aufkommen läßt, hat sich jedenfalls den Vorgänger zum Muster genommen, ist aber immer noch nicht so schlimm wie der Vorsukzessor, den Lichtenberg (Verm. Schr. 1, 275) als im Osnabrückischen verbreitet rügte. Er dürfte dem sous-chef an die Seite zu stellen sein, der als Unterhaupt bei uns denn doch nicht möglich wäre.

Da die Fremdwörter auch dem Gebildeten wenig sagen, sucht er sie sich und anderen verständlich zu machen durch die in deutscher Form bewirkte Heraushebung ihres Begriffs. Daher kommt der selbsttätige Automat, die ganze Totalität (vgl. den ganzen Gesamteindruck)[5]), der begeisterte Kunstenthusiast, der Blumenflor, die Salzsaline, das Endresultat, die Urpremière (Literar. Echo 1903, Sp. 1069 im Wechsel mit Uraufführung), das volkstümliche Präsentgeschenk, das Sichauseinanderseparieren u. a. m. Wenn auch diese den Mitkonsorten gleich zu achtenden Verdeutschungsversuche etwas milder zu beurteilen sind als der lukrative Gewinn und ähnliche Ausdrücke, die deutsche Wörter mit fremdem Aufputz verbrämen wollen,

---

1) Das bloße feimen, d. i. abschäumen wäre niemandem mehr verständlich.

2) Mitunter kommt sogar vorbedingungsweise vor.

3) P. D. Fischer, Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen 1896, S. 224, sah in Glasgow am Sonnabend abend die Straßen mit Betrunkenen bedeckt, „eine Vorwirkung der puritanisch strengen Sonntagsfeier".

4) Vgl. vorausahnen in Dichtung und Wahrheit 16. Buch (Hempel 23, 7), sibyllinische Vorahnungen in der Italien. Reise, 5. März, sowie: die Missionspriester mußten das wohl vorausgeahnt haben, Rosegger, Höhenfeuer 1890, S. 115. — Wir sind imstande, nicht nur vorherzufühlen, sondern auch den ferneren Gang der Ereignisse fühlend vorherzuahnen. Diese Vorahnungen des Kommenden usw. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie S. 131. — Und du hast uns wieder vorausgeahnt (= unser Kommen geahnt)? W. Raabe, Alte Nester S. 77. In diesem Weihnachtstreiben mit seinen vorausgeahnten Überraschungen liegt ein poetischer Zug. R. Bosse, Grenzboten 1903 Nr. 35. S. 527.

5) Dresdner Anzeiger 1903; Nr 143, S. 5a.

so sind sie doch zu verurteilen und dem Spotte preiszugeben: was nötigt den Deutschen, Wörter zu gebrauchen, die er gerade dadurch als unverständlich erweist, daß er sie durch deutsche Zusätze verdeutlicht? Er kann sich vor solchen Fehlern bewahren, wenn er Fremdwörter überhaupt möglichst vermeidet; sie werfen (glücklicherweise oder leider?) tatsächlich ein schlechteres Licht auf seine „Bildung“ als der Gebrauch rein deutscher Tautologien.

Zwar werden wir unserer Jugend auch diese nicht einfach hingehen lassen, vielmehr nach Möglichkeit sie zum Nachdenken über das Deutsch anhalten, das sie hört, liest und schreibt, aber wir dürfen ihr das Deutschschreiben nicht verleiden durch allzu strenge Verbesserung, durch überlegene, dem allgemeinen Sprachgebrauch entgegentretende Bemängelung und engherzige oder spitzfindige Bekämpfung ihres Wortschatzes, kurz durch Gottschedliche Wortverbote.[1])

Schillers Entwurf zum Demetrius.

Von **H. Zippel** in Leipzig.

(Schluß.)

Die Handlung des Schillerschen Demetrius ist nicht nur „ein wechselvolles, abenteuerliches Menschenleben“, sondern gleichzeitig „das Ringen zweier Völker“[2]), man kann hinzufügen zweier Kulturstufen. Hebbel war der Meinung, daß „für seinen Demetrius nur die große in sich zerrissene slawische Welt den Humus abgeben könne, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde“.[3]) Das ist mindestens einseitig geurteilt. Schiller sucht überall das national und zeitlich Bedingte zum Ausdruck zu bringen, „das Fremdartige, Abenteuerliche zu überwinden durch Bestimmtheit, Klarheit und Konsequenz und vollständige Angabe der Daten, wodurch die Handlung begründet wird (es folgen Anmerkungen über persönliche, nationale und zeitgeschichtliche Motive), durch eine anschauliche Darstellung des Lokals“ (236). Und diese Veranschaulichung ist ihm nicht nur Mittel zum Zweck,

---

1) Mitunter mag eine besondere Absicht bei solchen Zusammenstellungen vorliegen, z. B. wenn der Geh. Rat Wach in der 62. Sitzung der Sächsischen Ersten Kammer 1902 von wurzellosem Radikalismus sprach, oder F. Grunow in den Grenzboten 1903 Nr. 33 S. 405 die intimsten Interna berührt. Verbindungen wie die schlechte Kalligraphie und falsche Orthographie (Grenzboten 1887, 46, 484) wären bei deutschem Ausdruck nicht möglich.

2) Franz II 1. 3) An Dr. Jul. Glaser 4. August 1858.

sondern „das Fremde, das ausländische Terrain, das ganz Neue des Stoffs, dessen Fond wirklich historisch ist", bildet für ihn einen Vorzug und reizt ihn zur Darstellung (220).[1]) Daher die zahlreichen Notizen aus Müller, Levesque, Treuer über geschichtliche Einzelheiten, besonders aber aus Connor und Olearius über polnisches und russisches Volksleben und politische Zustände.

Zu der „vollständigen Angabe der Daten, wodurch die Handlung begründet wird", gehören auch die geschichtlichen Voraussetzungen. Ihre Mitteilung für beide Länder wird bedacht[2]), Demetrius' geschichtliches Interesse sollte Gelegenheit geben, die Landesgeschichte zu zeigen (203). Die ausgewanderten Russen sollten über die Regierung des Boris unterrichten; Marfa erzählte in der älteren Fassung (79/80) von ihren Erlebnissen. Diese Gelegenheiten, die Vorgeschichte zu exponieren, sind durch die spätere Fassung verloren. Dagegen gibt Demetrius' meisterhafte Erzählung vor dem Reichstag über jene Vorgänge in Rußland Bericht; auch für die polnische Vorgeschichte enthält seine Rede Andeutungen, indem er sich auf die Erlebnisse Sigismunds bezieht. Weitere Gelegenheit zur Vollendung der Exposition nach dieser Richtung hätten vermutlich die Borisszenen gegeben.

Wichtiger als diese Bilder der Vergangenheit ist die Gegenwart. Darzustellen ist „die Roheit des Volks und des Zeitmoments, die ein so grobes Spiel möglich macht" (236); die „patriarchalische, despotische Zargewalt" auf der einen und „kindisch-knechtische Unterwürfigkeit" auf der anderen Seite. Zwischen Herrscher und Volk steht „ein Adel ohne Ehre und Loyalität, der mit Eiden spielt".[3]) Daher verachten alle Zaren von Geist ihre russischen Bojaren und ziehen die Ausländer vor (245). — Am Zarenhofe herrscht eine rohe Pracht[4]), denn es ist „ein rohes Land, dem der Kunstfleiß fremd ist" (203). Das Volk ist unwissend und abergläubisch, von rohen Sitten und primitiven Lebenseinrichtungen.[5]) Dem entspricht die Verwaltung und das Gerichtswesen mit seinen rohen Strafen. Letzteres sollte bei einer Gelegenheit gezeigt werden, wo Demetrius den

1) Nach 115 „spricht es allerdings gegen das Stück", d. h. Schiller macht sich die darin liegende Schwierigkeit klar.

2) Notizen dazu 199 flg., 227 flg. (Müller V), 213 flg. (Quelle?). Der Stammbaum der Romanows (s. o.)

3) Bernays 47. (Über die Komposition des Hebbelschen Demetrius. — Zur neueren und neuesten Literaturgesch. 1875.)

4) Notizen dazu über die Geschenke des Demetrius an Marina, den Reiseschlitten, den zarischen Putz des Boris, über die Kleidung der Hofjungfern, das Zeremoniell beim Empfang des dänischen Prinzen 199. 204. 252. (Müller V 149 flg. u. Olearius Buch 3.)

5) Dazu Notizen über Bauart der Häuser, Familienverhältnisse usw. 251 flg. (nach Levesque III 183—206 und Olearius Buch 3).

Richter macht (251). Auch kirchliche und Klostergebräuche und äußere Einrichtungen sollen gezeigt werden.[1])

Ein Anfang zu dieser Schilderung von Land und Leuten ist im Fragment gemacht. Wir sehen das öde Klosterleben in der Region des Landes, wo „die lebend'ge Zeugungskraft der Erde" aufhört, darauf die gesegneten Fluren des südlichen Rußlands. Wir sehen das „Herdenartige" der Bevölkerung, die in dumpfem Gehorsam untätig lebend, nur durch die Herrscherfrage bewegt werden kann. Nun sie aber einmal erregt ist, „wütet der Aufruhr wie ein Steppenbrand". Immer unglücklich, hofft sie bei jedem Wechsel zu gewinnen. Wie sie jetzt durch das Abenteuerliche im Auftreten des Demetrius bestochen wird, so gründet sich später ihr Unglaube ihm gegenüber „auf lächerliche Dinge".[2])

Diesem „borniert Heimatlichen" setzt sich nun das Ausländische entgegen. „Der Abstand der Polen und Russen in bezug auf Charakter und politisch-soziale Verhältnisse" kommt zur Darstellung (210). Die Expositionsszenen veranschaulichen uns bereits „den edelmännischen Geist der Polen" (86), die Unabhängigkeit der polnischen Großen (222), die Bettelhaftigkeit und Abenteuerlichkeit des niederen Adels, der seine Existenz in der Glückslotterie des Krieges einsetzt (96). Gleichzeitig sehen wir „das Große, welches in dem Gedanken liegt, daß die Totalität einer versammelten Nation ihren souveränen Willen ausspricht" (172), und die Nachteile dieser Verfassung; „Mehrheit ist der Unsinn!" Die Rolle, die der König in diesen politischen Verhältnissen spielt, die Rechte der einzelnen Stände, der geistlichen und weltlichen Würdenträger werden mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet.

Zwischen Polen und Russen stehen die zügellosen Scharen der Kosaken, die „ein eigenes neues Interesse mit sich führen" (221). Über Namen, Abkunft, Wohnsitze der Stämme, Einrichtungen, Sprache und Religion, über ihre „schwankende Lage" zwischen Rußland und Polen und ihre Treulosigkeit sind Aufzeichnungen gemacht (250).[3])

Ein Mittel, den Zuschauer in dem fernen Zeitalter und unter fremden Nationen heimisch zu machen, sind auch die „sinnlichen und prächtigen Darstellungen". Darunter ragt hervor: der polnische Reichstag, die erleuchtete Hauptstraße, der Balkon des Schlosses, das Feldlager, der Einzug in Moskau, die zarische Hochzeit. Eine Reihe von Dekorationsangaben sind zusammengestellt (230). Genaue Angaben sind über den Einzug in Moskau

1) Notizen dazu 252 flg. (aus Olearius).

2) Man könnte hier an Müller V 371 denken: die Leiche des echten Dimitri wurde unversehrt gefunden und verbreitete einen angenehmen Geruch.

3) Vgl. Müller IV 8 flg. und Levesque IV 56 flg.

gemacht (s. o.) Für den Reichstag werden genaue Vorschriften über die Aufstellung der Personen gegeben (172). Bei dem Angriff auf Sapieha „bildet sich ein Tableau, welches einige Pausen lang dasselbe bleibt" (184). So hat der geborene Dramatiker überall die Bühnenwirkung im Auge. Der Zuschauer soll nicht nur das für die Orientierung Nötige sehen und begreifen, sondern er soll zugleich gefesselt, hingerissen werden. — Aber die Bilder, die Schillers Phantasie entwirft, sind weit mehr als anschaulich, fesselnd und dramatisch wirksam. Sie sind mit den äußeren und inneren Vorgängen bedeutsam verschmolzen, und ihre eigentliche dichterische Eigenschaft ist die Stimmung. Wir fühlen die ganze Größe und Gefahr der Lage des Demetrius, wenn wir ihn „auf dem Balkon, das ungeheuere Moskau zu seinen Füßen liegend", sehen. — Die Stimmung eines reinen, frischen Lebens spiegelt die lachende Frühlingslandschaft, in der er „an der Grenze" auftritt. Aus diesem Zusammenhange heraus entsteht die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Szenerie. Keine noch so gründliche Vertrautheit mit den geographischen und nationalen Eigentümlichkeiten, keine noch so sichere Bühnentechnik vermöchte uns Bilder zu schaffen, wie das farbenprächtige, wildbewegte Bild polnischer Leidenschaftlichkeit, Keckheit und Abenteuerlust im Reichstag, oder wie das der todestraurigen Landschaft am Beloserosee, in der die Nonnen, unter Grabsteinen wandelnd, sich eines kargen Frühlings erfreuen. Nur innerlich Geschautes und mit dem Gemüt Erfaßtes kann uns so mächtig ergreifen und überzeugen. — Eine ähnliche Bedeutung für die dichterische Stimmung sollte der Einzug in Moskau haben. „Einmischung des Düsteren und Schrecklichen in die allgemeine Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze."

Die im Fragment gegebenen farbenreichen Bilder lassen keinen Zweifel darüber, daß es Schiller gelungen wäre, die zur Veranschaulichung der Verhältnisse nötigen Züge über das ganze Stück „so zu verteilen, daß man jedesmal, wo man es brauche, vollkommen unterrichtet wäre". — Als Hebbel seinen Demetrius schreiben wollte, begann er damit, in Krakau Lokal- und Sittenstudien zu machen. Auch Schiller sehnte sich besonders in den letzten Jahren seines Lebens nach solcher Anschauung, aber er bedurfte ihrer glücklicherweise nicht. „Er war zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. In der dichterischen Anschauung erfaßte er Welt und Leben mit einer sicheren Ahnung, mit einem Hellsehen, das die Wirklichkeit gewissermaßen überbietet und zum Ideal erhebt."[1])

Aus diesem kräftigen völkergeschichtlichen „Humus" erheben sich nun die Hauptträger der Handlung. „Ein großes ungeheueres Ziel des Strebens,

1) G. Keller, Am Mythenstein.

der Schritt vom Nichts zum Thron und zur unumschränkten Gewalt" — also des Demetrius Schicksal — ist das erste Problem des Stückes. „Sehr dramatisch" ist der Charakter der Marina. Die Situation der Marfa ist „neu und sehr dramatisch". Boris' Situation und Untergang ist „höchst dramatisch" (219 flg.). Die „interessanteste Partie" ist der Glücks- und Sinneswechsel des Demetrius. Danach folgen die anderen Personen (115).

Im Mittelpunkt des Interesses steht also Demetrius. Dies wird vom Dichter um so entschiedener betont, als die eigentümliche Lage des Betrogenen, von fremden Leidenschaften Geführten seine Bedeutung herabsetzen könnte. Er ist der Hauptgegenstand der „Neigung" des Zuschauers. Haben andere Personen diese zeitweilig gewonnen, so muß Demetrius sich nachher um so entschiedener „Gunst erwerben" (154).

> Ihr gebt euch für des Zaren Iwans Sohn;
> Nicht, wahrlich, euer Anstand widerspricht,
> Noch eure Rede, diesem stolzen Anspruch.

Diese Worte des polnischen Erzbischofs zeigen, wie Schiller sich seinen Helden gedacht hat. Demetrius erscheint als für seine Rolle geboren (236/37), ein „Hohes blickt aus allen seinen Zügen" (233). Seine „feroze, wilde, unbändige Natur" widerstrebte dem Klosterzwang und der mönchischen Lebensweise. „Das Blut Iwan Basilowizens scheint sich in seinen Adern zu verkündigen" (211). „Er hat eine fürstliche Großmut und einen begeisternden Glauben an das Glück" (205). Als man in ihm den Zarewitsch erkennt, ergreift ihn „ein tiefes, langes Erstaunen, das in ein großes Selbstgefühl übergeht" (87). „In tiefster Brust, an seines Herzens Schlägen" fühlt er die Wahrheit der Enthüllung, „es lösen sich mit diesem einen Wort die Rätsel alle seines dunklen Wesens". Eine Herrschernatur, fühlt er sein Recht auf den Herrscherplatz, und wie er sich dem trotzigen Sapieha kühn als der rechte Zar entgegenstellt, so wird er sein Blut „eher tropfenweis verspritzen", als seinem Recht entsagen.

Zu dieser Kühnheit und Größe der Empfindung kommt ein hoher Sinn und eine kluge Umsicht. Seine Rede überzeugt nicht nur durch das Gepräge einer edlen Wahrhaftigkeit und Würde, sondern er weiß auch für sich zu gewinnen, indem er jedem bietet, was ihn locken kann: den Ruhm, die Sache des legitimen Herrschers zu schützen (Sigismund), Ehre und Macht (die Großen), reiche Beute (niederer Adel). Doch aber „vergißt er bei den Versprechungen an die Polen nicht das Reichsinteresse" (200). Selbst unmittelbar nach der furchtbaren Erschütterung, die er erfahren, in der Unterredung mit Marfa, zeigt er den klaren Blick und die innere Beherrschung des staatsklugen Fürsten. Diese Mischung von elementarer Leidenschaftlichkeit und kühler Besonnenheit ist es, die ihn zu einer großen

Rolle befähigt. Persönliche Tapferkeit, ein „begeisterter Heroismus" (117) sichern ihm seinen Erfolg als Heerführer.[1])

Diese bedeutenden Eigenschaften stehen im Dienste eines kühnen Idealismus. Der Kampf um den Thron ist ihm zugleich ein Kampf für das Recht, und die Herrscherwürde wird ihm zu einer hohen Aufgabe. Demetrius wird ein Beglücker seines Volkes werden, „die schöne Freiheit" wird er in sein Land verpflanzen, er wird „aus Sklaven Menschen machen" (26). Auch im Feinde ehrt er die menschliche Größe. Wie er den Untergang des Boris erfährt, zeigt er eine edle Rührung. „Er starb eines Königs wert" (154). — Demetrius ist aber nicht nur ein idealistischer Schwärmer. Er liebt sein Volk. Mit Schmerz empfindet er die Notwendigkeit, in den „ruhigen Tempel des Friedens zu fallen", dessen sich sein Vaterland erfreut (56). Er ist bei aller Herrscherwürde eine weich empfindende Natur. Wie er seinem Wohltäter gegenüber „ganz Willigkeit und Demut" (211 Anmerk. 90) war, so schlägt er auch Marfa gegenüber Töne wahrer und edler Empfindung an, die seiner staatsklugen Rede erst den gewünschten Nachdruck verschaffen. Hier aber hat sein Innenleben schon den verhängnisvollen Stoß erhalten, der ihn dem Abgrund zutreibt.

„Der ist beglückt, der sein darf, was er ist." Solange die königliche Natur den Königsplatz erstreben oder behaupten darf, äußert sich in Demetrius' Verhalten ein mit sich einiges Gemüt. „Er ist gütig wie die Sonne" (154), „er ist ein Gott der Gnade, er kommt wie das Kind des Hauses" (100). Da trifft ihn das unselige Wort, das „das Herz seines Lebens durchbohrt" (101). Er, der in dem Bewußtsein auftrat, in seiner Person zugleich dem Recht zum Siege zu verhelfen, ist nun plötzlich zum Usurpator geworden. Mit Zorn und Scham muß der Selbstbewußte erkennen, daß er nicht „der Täter seiner Taten" war. Die erste Wirkung der „ungeheueren Veränderung", die diese Offenbarung bei ihm bewirkt, ist die Ermordung des Unheilsboten.

Die Bemerkungen Schillers über diesen Vorgang scheinen auf den ersten Blick nicht ganz übereinstimmend. Nach 101 ist diese Tat „gleich sein erstes", nach 156 „gibt er, nachdem er die erste Bewegung übermeistert hat, der Klugheit Raum und forscht den X aus, ob noch sonst jemand um dieses gefährliche Geheimnis wisse". — Die anschließende Reflexion (s. o.)

1) Deinhardt, Der Demetrius-Plan. Beiträge zur Würdigung und zum Verständnis Schillers. Stuttgart 1861. (338. 339) nimmt an der Verzweiflung Anstoß, in die Demetrius nach der verlorenen Schlacht gerät. Es zeige sich darin eine Unreife, die die Würde des Helden beeinträchtigt. — Der Einwand scheint berechtigt. Zunächst war für Schiller die Geschichte bestimmend. Die Verwendbarkeit des Motivs hätte die Ausführung zeigen müssen. S. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Leipzig 1898. 509.

macht den Eindruck, als ob Schiller mit der vorangehenden Skizzierung des Vorgangs nicht zufrieden war, weil er eben zu „prämeditiert" schien. Am meisten zutreffend dürfte die Bemerkung 101 sein, daß Demetrius den Botschafter „teils mit Absicht und Besonnenheit, teils in der Wut und Verzweiflung" niederstoße. Es kommt hier jene Mischung von Leidenschaftlichkeit und Besonnenheit im Charakter des Demetrius zum Ausdruck, von der oben die Rede war. Mit der genialen Naturen eigenen Gabe des Zusammenschauens der Verhältnisse geht ihm blitzartig mit dem Schmerz der Enttäuschung zugleich die Erkenntnis des „Notwendigen" auf. Die freche Lohnforderung, die mit seiner Empfindung im grellsten Widerspruch steht, ist der Funke, der die Mine sprengt. — Ist es aber wahrscheinlich, daß Demetrius, der von seiner königlichen Abkunft so fest überzeugt war, auf das bloße Wort eines Elenden hin seinen Glauben aufgibt? — Daß Schiller es so gemeint hat, unterliegt nach 206, 101, 118, 156 keinem Zweifel. Gruppe[1]), auch A. Stein[2]) und Popek[3]) bezweifeln, daß Demetrius schon hier zur vollen Überzeugung von seiner Unechtheit gebracht wird. Neben der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Leichtgläubigkeit wird geltend gemacht, daß dadurch die Marfaszene, auf die Schiller einen so großen Nachdruck legt, ihre Bedeutung verlöre. Als ein Beweis für die entgegengesetzte Auffassung wird die Frage an Marfa bezeichnet: „Sagt dir dein Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?" Da Demetrius kein Heuchler sein solle, so müsse sie ernst gemeint sein.[4]) Was die Marfaszene betrifft, so hat Schiller wohl gerade in der „Koexistenz der entgegengesetzten Zustände", der äußeren Zusammengehörigkeit und inneren Geschiedenheit von „Mutter und Sohn" ihre Wirkung gesehen. Ein in fröhlicher Sicherheit auftretender Demetrius mag ansprechend wirken, die „Stimme der Natur" wird sich ihm gegenüber milder äußern (vgl. Gruppe, Laube, Sievers), aber er ist nicht dramatischer oder gar tragischer. Auch Marfas mächtige Gestalt verliert hier ihre tragische Wucht. — Die Frage aber, auf die Demetrius selbst gar keinen Nachdruck legt, scheint mir so sehr in die Situation zu gehören und bei Aufrechterhaltung eines gewissen Dekorums, d. h. wenn Demetrius nicht sofort seine Meinung aufdrängen will, eine so natürliche Einleitung, daß man aus ihr keine Schlüsse ziehen kann. Indessen mag immerhin zugegeben werden, daß sie für Demetrius nicht bloße Form ist. Wie der durch schweres Unglück Erschreckte auch gegen den Augenschein hofft, wie man im Antlitz eines geliebten Toten

1) S. 155 flg. 2) II 5 flg.

3) Der falsche Demetrius in der Dichtung. Prgr. Linz 1893. S. 19.

4) Nach Deinhardt (335) will Demetrius sich durch die Frage überzeugen, „ob es eine Stimme der Natur gibt". Dies ist wohl eine zu künstliche Auffassung.

auch gegen besseres Wissen einen Schein des Lebens wahrzunehmen meint, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift, so mag auch er auf die Antwort Marfas hoffen. — Im innersten Herzen aber ist er überzeugt. Es ist durch die von Schiller festgestellten Berührungspunkte der „wahren" und der „fingierten" Geschichte dafür gesorgt, daß der Zusammenhang dem Verstand sofort einleuchtet. Dazu hat Demetrius in hohem Grade die Gabe des gefühlsmäßigen Erfassens, der inneren Anschauung. „Wie es einst blitzschnell, mit leuchtender Gewißheit vor ihm stand, er sei des Zaren totgeglaubter Sohn, so fühlt er jetzt sofort die Wahrheit der Enthüllungen" (Kettner LI). Vom „begeisternden Glauben an das Glück" gelangt er mit einem Schritt zur tiefsten Verzweiflung. Auch für diesen Glauben folgt im Menschenherzen nur zu leicht „hinter den großen Höhen der tiefe, donnernde Fall". Aber obwohl „Freude, Vertrauen und Glaube dahin ist" (101), kann er doch nicht entsagen. Es ist nicht sowohl die Rücksicht auf „die großen Völker, die an ihn glauben, und die er ins Unglück, in die Anarchie stürzen würde" (102), die ihn bestimmt, als die Unmöglichkeit, sich selbst aufzugeben, zu „sinken in die Nichtigkeit". „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Demetrius will fest stehen, auch wenn „Mord und Blut ihn auf seinem Platz erhalten müssen" (102).[1])

Aber indem Demetrius sich entschließt, den Weg des Boris zu wandeln, übersieht er einmal die außerordentlich schwierige Lage, in der er sich befindet, und ferner die Gesetze seiner edleren Natur. „Er hat einen Teil seines Wesens, seine Kraft oder seine Wahrheit zu opfern. Für ihn als heroische Persönlichkeit ist das erste nicht möglich, das zweite ruft mit Notwendigkeit die Katastrophe herbei."[2]) Um sich den übermütigen Polen, wie den zähen Russen gegenüber durchzusetzen, bedurfte er einer festen Hand und eines sicheren Blickes. Diese aber hat Demetrius nicht mehr, seit ihm die Zuversicht zu seiner guten Sache verloren gegangen ist. Es ist sein „Unglück und sein Fehler, daß er sich nicht mit gemeiner Klugheit der Verhältnisse Meister machen kann".[3]) Ihm fehlt die Gewissenlosigkeit des Usurpators. Innerlich verzagt, fordert er nun um so trotziger, was das Glück ihm versagte. Das äußerlich starre Festhalten soll das innerliche Schwanken verdecken. „Man muß die Gewalt der Umstände, das Pathetische der Situation mächtig empfinden, fortgerissen werden, für ihn zittern, von ihm fürchten." (226).

1) Der Monolog, wie er hier entworfen ist, hat einen sentimentaleren Charakter, als man von Schillers Demetrius erwartet. Er hätte vielleicht später einen mehr düsterpathetischen Klang erhalten. Siehe Schillers Bemerkung, Demetrius müsse naiv, nicht sentimental erscheinen. 142. 2) Harnack 411. 3) Prinzessin von Celle 221.

Es hätte der Meisterhand Schillers bedurft, um zu zeigen, wie Demetrius nun „die mächtigsten Kräfte der Menschheit entwickelt, auch die menschliche Verderbnis zuletzt erleidet". (204.) Man denkt an die düstere Gestalt Macbeths. Der Entwurf zeigt uns wohl, was Schiller wollte, aber nicht das „Wie". Die Fortsetzer, d. h. diejenigen von ihnen, die den von Schiller vorgezeichneten Konflikt festhalten wollten, sind nicht imstande gewesen, hier ergänzend einzutreten. Entweder fehlt die „Verderbnis" ganz, wie bei Sievers, oder Demetrius zeigt, wie bei Maltitz, ein Abwechseln zwischen krassen Gewaltakten und edlen Äußerungen, die sich nicht zusammenschließen. Schon die feste Haltung des Demetrius in der Szene mit Marfa zeigt, daß die „ungeheuere Veränderung" sich nicht in einem plötzlich eintretenden Wüten äußert. „Zuletzt" erleidet Demetrius die menschliche Verderbnis, unter der Ungunst der Verhältnisse verdüstert sich sein Sinn mehr und mehr. Wie er seinen Entschluß vor sich selbst mit der Rücksicht auf das Glück der Völker rechtfertigt, so wird er auch ferner dies zu fördern bemüht sein. Aber der innere Unfrieden nimmt ihm die Möglichkeit, die Verhältnisse unbefangen anzuschauen und die Mittel weise zu wählen.[1]) Die Mißstimmung in seiner Umgebung und sein „ombrageuser, höchst empfindlicher Stolz" fördern sich gegenseitig. Immer mehr entgleiten die Zügel, namentlich den übermütigen Polen gegenüber, der unsicheren Hand. Der Verrat, durch den sich Demetrius im Gefühl der Machtlosigkeit ihnen gegenüber zu retten sucht, kann diesen kecken und wachsamen Feinden gegenüber nicht glücken.

Demetrius soll jetzt, wo er moralisch sinkt, „physisch interessieren". Wir sollen „das Pathetische der Situation" empfinden. Dies wird besonders da der Fall sein, wo wir es in seiner besseren Natur begründet sehen. Einmal geschieht das dadurch, daß wir seine idealen Bestrebungen als einen Grund desselben erkennen, ferner durch die Verschärfung des Leidens, die er durch sein warmes und weiches Gemüt erfährt. „Er muß sein Geheimnis allein tragen" (102 Anmerk. 2). „Er hat keinen Freund, keine treue Seele" (161). Axinia, der alle besseren Regungen seiner Seele entgegenkommen, stößt ihn zurück. Daß er Marfa „vernachlässigt", ist nicht klug, aber wohl verständlich. Diesen beiden auf Wahrheit angelegten Naturen mußte die Aufrechterhaltung ihres Scheinverhältnisses zur Pein werden.[2])

1) Es ist deshalb z. B. die wahrhaft salomonische Weisheit, die Kühne ihn in der Behandlung der Feinde Schinsky und Odowalsky entfalten läßt (Akt IV, 2), für den Zustand des Demetrius nicht charakteristisch.

2) Gegen die Wahrhaftigkeit unseres Helden würde es sprechen, wenn man das Aufziehen des Zeltes auf den Wink des Demetrius bei der Begegnung mit Marfa wie Gottschall und Bernays als eine „Komödie" bezeichnen müßte. Ich halte das Aufziehen des Zeltes nur für eine szenische Veranstaltung, die das Hinaustreten zum Volk bedeutet.

Nachdem der Unglückliche durch das Geständnis der ihm eben angetrauten Gattin gänzlich entwürdigt und gebrochen ist, spricht sich dieses edle und innige Gemüt noch einmal dem Jugendgefährten gegenüber ergreifend aus. Diese Szene wäre in irgendeiner Form jedenfalls beibehalten. Sie ist zu wichtig für die Charakteristik des Helden, wie für die Stimmung des Schlußaktes, hat zu viele Parallelen in Schillers Dramen und ist zu sehr in seiner Denk- und Empfindungsweise begründet (s. u.), als daß sie mit dem ursprünglichen ersten Akt hätte fallen sollen.[1]) — Nach dieser Szene, wo Demetrius sich aus der entsetzlichen Gegenwart in die unschuldigen Tage seiner früheren Zeit zurückträumt, ist für ihn, der „vom eisernen Geschick so schwer geneckt" wurde, auch die Erlösung nicht fern. Noch einmal ist es ihm vergönnt, die Kraft seiner Natur vor den Rebellen zu zeigen; dann sühnt er sein Unrecht durch einen würdigen Tod (121). —

Als Mit- und Gegenspielerin steht Demetrius Marina gegenüber. Schiller hatte diesen Charakter mit besonderer Lebendigkeit angeschaut. Die Entwürfe zu den Samborszenen sind voll von Reflexionen über diese originelle Gestalt. Sie sollte sich „sehr bedeutend ankündigen, weil sie wenig Spielraum hat zu handeln und zwei ganze Aufzüge nicht erscheint" (106). Marina zeigt sich „zu einer großen Rolle geboren". In den engen Verhältnissen des Hauses ist sie „wie ein Adler, der sich in engem Gitter gefangen sieht" (107). — „Ihr immer unruhiger Geist spielt mit der Liebe" (226). „So hat sie schon einen Roman gehabt, und manches hat ihr durch den Sinn fahren müssen" (107). — Aber die Liebe ist es nicht, was ihre Natur ausfüllt. Es zeigt sich hier ein scheinbares Schwanken in den Aufzeichnungen.[2]) 92 heißt es: „Sie scheint der Liebe fähig, ehe sich ihr Ehrgeiz entwickelt", und noch im Fragment: „Die Liebe oder Größe muß es sein" usw. (36). — Aber der Zusammenhang, in dem diese Worte stehen, läßt erkennen, daß es sich auch hier nur um das Streben nach dem Außergewöhnlichen handelt, um die Auflehnung gegen die „traurig leere Dasselbigkeit des Daseins", wie das Schicksal ihrer Schwestern sie zeigt. So ist auch ihre Gunst für den Untergebenen nur ein Spiel, „über dessen Gefahr sie ihr Stolz sicher macht" (223). Es schmeichelt ihr, ihn durch ihre Bevorzugung „gleichsam zu konstituieren" (91). Findet hierbei also ihre Herrschsucht Rechnung, so kommt dazu, daß Deme-

1) Würde Schiller die Samborszenen vielleicht doch in irgendeiner Gestalt beibehalten haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, das Drama zu vollenden? — Die Möglichkeit soll nicht bestritten werden, mußte aber bei Schillers deutlich ausgesprochener letzter Absicht hier unerörtert bleiben. S. Gaudig 517.

2) Vgl. Bellermann, Schillers Werke X, 298.

trius als eine gleichfalls ehrgeizige, hochstrebende Natur der Einzige in ihrer Umgebung ist, der sie faßt und versteht (108). Daß es sich dabei nicht um wahre Neigung handelt, zeigt sich gleich nach Demetrius' Glückswechsel in dem Umstand, daß sie die Einzige ist, die nicht an ihn glaubt. Ein solcher Mangel an Illusion wäre dem Gegenstand einer Neigung gegenüber nicht denkbar. — Mit ihrer Bestimmung zur Zarin ist ihr „ein Ziel für ihre grenzenlose Herrschbegierde" (130) und Spielraum für die Betätigung ihrer Kräfte gegeben. Eine politische Intrigantin (130) großen Stils, ergreift sie sofort alle erreichbaren Mittel zur Förderung des Unternehmens. Sie ist „in Absicht auf Realität die Seele des Unternehmens, wie Demetrius die ideale Potenz desselben ist"[1]) (170). Dabei zieht sie diesen nicht zu Rat, denn mit richtiger Beurteilung seines Wesens erkennt sie, daß er des Glaubens, des reinen Willens bedarf, um seinen Zweck zu erreichen.[2]) — Sie hingegen ist nicht wählerisch in dem, was den Zweck fördern kann. Die „Starkgeisterei" und „Freigeisterei", die ihr eigentümlich ist (225), ihr Mangel an edlem Adelsstolz (239) und an Wahrheitssinn macht es ihr möglich, an einen Abenteurer ihr Glück zu wagen. Sie spricht ihm bei der Entdeckung in Sambor „Mut ein, sie drängt ihn zu antworten, möchte ihm die Antwort in den Mund legen" (126 flg.). Ihre geringe Delikatesse (233) läßt es sie nicht verschmähen, sich der Leidenschaft Odowalskys, wie des „Lumpenpacks des niederen Adels" zu bedienen. Dabei weiß sie jeden nach seiner Art zu behandeln (185). Odowalsky gewinnt sie durch Vertraulichkeit, die bettelhaften Edelleute durch „Brot und Stiefel", sie „marchandiert mit den Polen" und führt mit den „liederlichen Kerlen unter ihnen eine eigene Sprache" (136). Ihr starker Geist gibt ihr Gewalt über den schwachen Vater (108, 132). Schmeichelnd gewinnt sie von ihm den Beistand für Demetrius, dem sie diesen in des Vaters Namen schon „kühnlich versprochen" hat (87).

Ihr leidenschaftliches Interesse an dem Unternehmen, ihr „furchtbar strebender Geist" und die „unbändige Sehnsucht in ihrer Brust" (37) läßt

1) Daß sie es ist, die zuerst Demetrius an die Geltendmachung seiner Rechte erinnert, ist von Schiller später aufgegeben. Demetrius sollte durch Marina nicht verdunkelt werden. — Er ließ deshalb auch den 168 auftauchenden Gedanken fallen, dem Reichstag eine Szene in der Landbotenstube vorausgehen zu lassen, in der Marina das Wort führen sollte, wie in der Reichstagsszene Demetrius. — Es ist schon deshalb eine unvorteilhafte Anordnung, in Akt I die Marinaszenen vor Demetrius' Auftreten zu setzen — siehe Laube, Sievers, Weimar.

2) Diese Klugheit verläßt sie allerdings im letzten Akt, wo sie Demetrius ihre Zweifel gesteht. Daß er nicht nur zur Erreichung, sondern auch zur Behauptung des Thrones „der Unschuld, des unverführten Willens sich bewußt" sein müsse, geht über ihre Berechnung hinaus.

es sie nicht ertragen, dem Kriegsschauplatz fern zu bleiben. Aber diese Leidenschaft beeinflußt ihren Verstand keinen Augenblick. Mit politischer Unternehmungslust entreißt sie in Gedanken dem bisherigen Vaterland Kiew, wo, wie sie „in den alten Chroniken wohl gelesen", ursprünglich die Ahnherren des künftigen Gatten herrschten. — Auch in der Ferne führt sie ihre Sache durch den Demetrius beigegebenen Kundschafter, — eine geheime Macht, deren ahnungsloses Werkzeug Demetrius ist. — Diese Stärke des Charakters, die Demetrius im ersten Akt emporhob, kehrt sich im letzten Akt gegen ihn, und „er hat sich nur eine Tyrannin gegeben". Jetzt zeigt sich, daß sie „keine Liebe, keine Herzlichkeit, ja kein Eingeweide hat" (107). Dies muß die unglückliche Axinia erfahren. Demetrius gegenüber hält sie sich klug zurück und weiß den „falschen, kalten Empfang trefflich zu dissimulieren" (120). Erst als sie sich geborgen glaubt, nach der Vermählung, läßt sie die Maske fallen. Indem sie „ihm schmeichelt, teilt sie ihm mit, daß sie ihn nie für den Iwanowitsch gehalten.[1]) Dann verläßt sie ihn". — Schiller nennt Marina eine „kalte Furie". Hier möchten wir sie mit einer glitzernden Schlange vergleichen.

Wie sich Schiller das Ende der Marina dachte, unterliegt keinem Zweifel. Sie wird durch Demetrius' Fall nicht mit zugrunde gerichtet, sondern trennt „mit geschickter Behendigkeit ihr Geschick von dem seinigen" (106).[2]) Ihr scharfer Verstand und ihre Herzenskälte lassen sie die Mittel zur Rettung auch in diesem kritischen Augenblick finden. Sie verleugnet Demetrius und stellt sich selbst als eine Betrogene hin. Ein Lösegeld beruhigt die Rebellen vollends. — Man hat diesen Schluß als dieses „heroischen" Charakters nicht würdig bezeichnet, und sowohl Kühne als Zimmermann lassen Marina durch Selbstmord enden. Franz dagegen nennt das Scheitern ihrer Pläne „ein tragisches Ende". Daß es bei Schiller nicht so gemeint ist, scheint mir in der Bemerkung angedeutet, daß der zweite Pseudodemetrius seine Hoffnung unter anderem auf die Gesinnung der Marina gründet (167). Dies stimmt mit der historischen Überlieferung überein, nach der sie zuerst den zweiten Demetrius, dann einen Bandenführer geheiratet habe.[3]) Warum sollte sie sterben? Gerade weil sie weder durch eine große Idee, noch durch persönliche Neigung — wie etwa die Gräfin Terzky —, sondern mehr durch einen unbändigen Naturtrieb bestimmt ist, erleidet ihr inneres Leben keinen tödlichen Stoß.

---

1) Der Ausdruck „zynische Offenheit", den Franz II 9 hier für Marina braucht, scheint mir die Hinterhaltigkeit in diesem Betragen nicht zu bezeichnen.

2) Vgl. 208: Marina rettet sich. Sie wickelt sich heraus.

3) Prosper Mérimée, Der falsche Demetrius. Leipzig 1853. 242 flg., 278.

Es ist eben ein verfehltes Unternehmen, und die allzeit Geschäftige und Berechnende wird bald zu weiterem Versuch die Mittel finden. —

Wenn man die dürftigen Andeutungen betrachtet, die Schiller in seinen Quellen über Marina fand[1]), so kann man die Dichterkraft nicht genug bewundern, die ein solches „Lebewesen" zu schaffen imstande war. „Eine Mischung von Heroine und Kokette"[2]), ist sie der Typus der kühnen Intrigantin und zugleich eine scharf gezeichnete Individualität von nationalem Gepräge. Man sieht Marina, wie sie mit der kecken Grazie der Polin in der Schenke mit den zweideutigen Gästen „einen Becher leert"; polnisch mutet uns der Ausdruck geschmeidiger Unterwürfigkeit in den Worten an, mit denen sie vor dem König niederkniet: „Herr, deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin." — Vor allem aber ist sie eine „Natur": ein Wesen ohne jede Moral, in dem sich die angeborene Art ohne Widerstand auslebt, wie in einem „Adler" (107) oder einer Schlange.

Man wird Franz beistimmen, der Marina die am schärfsten gezeichnete Frauengestalt in Schillers Dramen nennt.[3]) — Eine andere Frage ist es, ob man einer solchen Gestalt tragische Größe zusprechen kann? (91, 92, 107, 108.) Man möchte annehmen, daß diese Bezeichnung der Zeit angehört, in der Marina noch mehr hervortreten sollte. Im Szenar findet sie sich nicht. —

Einen wahrhaft tragischen Kampf hat dagegen die Zarin Marfa neben Demetrius auszukämpfen. Auch sie befördert sein Glück, wie seinen Untergang. Ist Marina eine Individualität, die durch eine Menge — allerdings höchst einheitlicher — Züge überrascht, so sehen wir dagegen in Marfa eine Gestalt von typischer Einfachheit. Wir erblicken sie zuerst einer Statue gleich auf einen Grabstein gelehnt, in stummer Trauer.[4]) So trägt ihr Charakter wenige große, gleichsam in Erz gegossene Züge.

Die Aufzeichnungen sind sich in bezug auf Marfa in allem Wesentlichen von der ersten bis zur letzten gleich.[5]) (Vgl. 202, 98, 112, 117, 118/19, 121, 140/41, 157/160, 164.) Das Fragment entspricht den Entwürfen.

Marfa hat „drei große Situationen": Boris appelliert an ihr Muttergefühl gegen den Betrüger; Demetrius ruft dasselbe zur Bestätigung seiner Würde auf; er beschwört sie, ihn zu retten, indem sie ihn auch gegen dasselbe anerkennt. Jedesmal hängt von Marfas Entscheidung das Wohl

---

1) Müller V 204; Levesque III 177; vielleicht auch Relation curieuse de l'Estat présent de la Russie usw. (Paris 1679) S. 204.

2) Kettner XXXVIII. 3) II 13. 4) Kettner erinnert an Niobe.

5) Eine unbedeutende Abweichung ist es, daß sie 98 inkognito im Kloster lebt, während man sie 112 dort als Zarin kennt.

und Wehe des Fragenden ab. So ist Marfa recht eigentlich (nach Hettners Ausdruck)[1]) die Schicksalsgöttin des Dramas.

Es entspricht dieser Rolle, daß Marfas ganzes Wesen auf einen Ton gestimmt ist. Man hat ihr geraubt, was ihr Herz und Leben ausfüllte; der Gram ist nun ihr Lebensinhalt geworden. Er umgibt sie wie des Himmels Gewölbe, er ist unerschöpflich, wie das Meer (40). Von Schmerz und Trübsal ungebrochen, will sie sich nicht beruhigen, will nicht vergessen. „Das ist eine feige Seele, die eine Heilung annimmt von der Zeit, Ersatz fürs Unersetzliche!" (40.) Da, nachdem sie, eine zweite Krimhild, 16 Jahre ihren Gram und Groll verschlossen, trifft sie die wunderbare Kunde, die ihr „Ersatz fürs Unersetzliche" in Aussicht stellt, und sie erhebt sich aus ihrer starren Weltabgeschiedenheit im Gedanken an wiederkehrendes Glück und vor allem an Rache. In prachtvoller Steigerung sehen wir sie von unruhigem Interesse zur Überzeugung, von da zu wildem Triumph über die ihr beschiedene Vergeltung emporgehoben. „Wir verstehen ebenso, daß sie glaubt, was sie glauben möchte, wie wir ahnen, mit welcher Gewalt der Zweifel sie anfallen muß, sobald der Rausch verfliegt."[2])

Nur zu bald tritt die Ernüchterung ein. Zu der Begegnung mit Demetrius bringt sie kaum noch einen Rest von Hoffnung mit. Als sie dann, obwohl enttäuscht, sich der Macht seiner Gründe und seiner heroischen Persönlichkeit fügt, ahnt man bereits, daß sie diese Rolle nicht aufrechterhalten wird. Sie ist zu stolz und groß, um zu heucheln. Dazu ist ihre Rache befriedigt, ihr Ehrgeiz findet bei des Demetrius' Vernachlässigung ihrer Person keine Rechnung. Sie zürnt ihm, denn sie ist ein „nachtragender, passionierter Charakter" (164). So bedürfte es einer übermächtigen Einwirkung auf ihr Gemüt, um sie zur abermaligen Verleugnung der Wahrheit zu bringen. Man läßt den Gründen des Demetrius keine Zeit, auf sie zu wirken. Der feierlichen Frage vermag die wahre Natur, die gläubige Katholikin keine Lüge entgegen zu setzen. So stirbt Demetrius, und die beleidigte Natur ist gerächt. —

Gelegentlich findet sich die Erwägung, Marfa in die Verschwörung gegen Demetrius zu verwickeln (101). Ich möchte nicht glauben, daß Schiller diesen Gedanken ausgeführt hätte. Marfa ist keine Intrigantin, und die Schlußszene wäre unter diesen Umständen nicht ausführbar. —

Unter den Gegenspielern des Demetrius steht Boris an erster Stelle, der Usurpator, den Demetrius vernichtet, und dessen Beispiel er dann folgt. „So wirft diese Katastrophe zugleich ihren Schatten voraus auf Demetrius' weitere Bahn."[3]) Schillers Auffassung des Boris und seines

1) Deutsche Literaturgesch. d. 18. Jh. 3. Bch. 2. Abteil. S. 330.

2) Kettner XLI. 3) Kettner XLVII.

Schicksals kennzeichnet am besten der Vergleich mit „Talbots Situation in der Johanna". „Es ist etwas Inkalkulables, Göttliches, woran sein Mut und seine Klugheitsmittel erliegen" (148). Boris ist ein großangelegter, nur auf der eigenen Kraft ruhender Charakter. Das Bewußtsein dieser Kraft, sein „nordischer Stolz" erklären seine Vorzüge, wie seine Fehler. Er hat sich als ein energischer und segensreich wirkender Fürst gezeigt[1]); aber er hat sich nicht gescheut, sich durch Verbrechen auf dem Thron zu behaupten (199, 228, 117/18, 148flg.), denn er kennt kein anderes Gesetz, als das in seiner Natur liegende. Vom eigenen Wert und der Sicherheit seiner Stellung überzeugt, nimmt er Demetrius' Auftreten zuerst für ein Gaukelspiel, dem in eigener Person entgegenzutreten er für unter seiner Würde hält. Als dies „Inkalkulable" dann seine Existenz wirklich gefährdet, meint er wie Talbot dem „Unsinn" weichen zu müssen. Verdruß und Verzweiflung erfaßt ihn (148). Als sich ihm eine Vorherverkündigung erfüllt, die er für entscheidend hält, entschließt er sich, der bevorstehenden Erniedrigung durch den Tod zu entgehen. So triumphiert die sittliche Weltordnung über die Kraft der menschlichen Persönlichkeit.

Schiller hat es sich angelegen sein lassen, diese imponierend darzustellen. Nach dem Eintreffen der ersten Unglücksbotschaft hat Boris furchtbar gerast; er ist „wie ein verwundeter Tiger, dem man nicht zu nahen wagt" (150). Dann aber setzt er dem Unvermeidlichen eine heroische Fassung entgegen. In dieser Stimmung tritt er auf[2]) (151). Die milde Seite seines Wesens erschließt sich besonders Axinia gegenüber. „Wenn er das seiner Meinung nach entscheidende Unglück vernommen, bleibt er gelassen und sanft, wie ein resignierter Mensch" (152). Mit ruhiger Umsicht trifft er seine letzten Anordnungen.

„Daß gerade der Prinz, den er ermorden ließ, dem Betrüger die Existenz geben muß, ist ein eigenes Verhängnis."[3]) Boris selbst faßt in der Unterredung mit Hiob und, wie es scheint, auch Axinia gegenüber diesen Zusammenhang ins Auge.[4]) Der Bericht Treuers macht die Nemesis im Schicksal des Boris zur Hauptsache. Bei Schiller tritt dieses Motiv dem oben dargelegten Gedanken gegenüber zurück. —

Findet im Boris die „dunkel-mächtige" Seite des Demetrius ihr Abbild, so spiegeln sich in Romanow die lichten Züge seines Wesens. Er

---

1) 28: . . . „seine Taten sind ihm statt der Ahnen."

2) Ursprünglich sollte er zuerst „mit Heftigkeit" auftreten (148).

3) Als solches könnte man auch bezeichnen, daß er durch Romanows Nahen um seines bösen Gewissens willen in noch tiefere Verzweiflung getrieben wird, während dieser als Retter naht.

4) 149: . . . er erschließt ihr sein innerstes Gewissen.

ist eine reine, loyale, edle Gestalt, eine schöne Seele (212); es ist, als ob höhere Mächte ihn beschützten (84, 101).

Von der Unrechtmäßigkeit der Ansprüche des Demetrius überzeugt, eilt er zum Schutze des Boris, des Verfolgers seiner Familie, herbei, um die bestehende Macht auch gegen den eigenen Vorteil zu unterstützen. Er huldigt dem jungen Feodor, obwohl er selbst jetzt die beste Gelegenheit hätte, seine Ansprüche geltend zu machen. Auch seine Neigung zu Axinia hätte hier Befriedigung finden können.

Romanow ist der Erbe der idealen Bestrebungen des Demetrius. Von höheren Mächten geleitet, wird er mit reiner Hand durchführen, was der blutbefleckten Hand des Demetrius nicht gelang. So knüpft sich an diese Gestalt „ein erhabenes Ahnden höherer Dinge" (154).

Was Schiller mit der Gestalt des Romanow wollte, ist so vollkommen klar, es hat so deutliche Parallelen in seinen übrigen Dichtungen, daß man weder berechtigt ist, anzunehmen (mit Stein und Popek), daß Schiller die Gestalt würde aufgegeben haben[1]), noch nötig hat, nach Erklärungsgründen für ihre Einführung in Beziehungen Schillers zum russischen Hofe zu suchen.[2]) Die Vision, so auffallend ihre Ähnlichkeit mit der von Schiller getadelten Szene im Egmont ist, war inhaltlich nicht zu entbehren, besonders da das Stück in seinem Schluß ein „erhabenes Ahnden höherer Dinge" nicht bietet.

Einen Gegensatz zu Demetrius bildet endlich auch Sigismund, der legitime König dem illegitimen, der Enttäuschte dem Schwärmer, der klug Lavierende (135) dem kühn Vordringenden gegenüber.[3]) In Demetrius' Person vereinigen sich gewissermaßen die Regierungsprinzipien des Boris und Sigismund: er herrscht „mit Kraft und Nachdruck" wie der eine, und meint zugleich das Recht auf seiner Seite zu haben, wie der andere.

Auch in der weiteren Umgebung treten einige Gestalten kräftig hervor. So vor allem der starrköpfige Sapieha, der sich dem ganzen Reichstag zum Trotz den Bitten des Demetrius entgegenstellt. Der Eindruck dieser markigen Gestalt wird freilich durch die Annahme herabgestimmt, daß er mit dem König einverstandeu sei (s. Marinas Worte 29; auch 125). Seine machtvollen Worte: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn usw." deutet man sich lieber als einen impulsiven Ausdruck eigenster Überzeugung.

1) Außer Stein und Popek auch Gruppe; ähnlich Grillparzer (s. Frankl: Zur Lebensgeschichte Grillparzers S. 34).

2) Dies bleibt bestehen, auch wenn man zugibt, daß dieser Vertreter der Loyalität, selbst zum Thron berechtigt und den nicht legitimen Thronerben verteidigend, nicht zum glücklichsten eingeführt ist.

3) Siehe auch 136: Kontrast eines polnischen Königs mit einem russischen Zar — die eingeschränkte der absoluten Macht gegenüber.

Sapiehas Rolle ist mit diesem Auftreten ausgespielt, jedes Weitere könnte nur abschwächend wirken. Es muß daher als eine unglückliche Idee Laubes bezeichnet werden, ihn noch fernerhin als Botschafter zwischen Boris und Sigismund zu verwenden, noch dazu als einen, der nach Boris' Tode zu dem „nun rechtmäßigen Zaren Demetrius" übergeht.

Sapieha steht der kecke und gewissenlose Odowalsky gegenüber, dem es nicht um das Staatsinteresse, sondern den persönlichen Vorteil und das Interesse Marinas zu tun ist. — Nur angedeutet ist der treue Casimir, über dessen Einführung nach dem Wegfall der Samborszenen noch keine Entscheidung getroffen ist.

Auf russischer Seite hat Schiller die Rollen so verteilt, daß Basmanow, dem Stern des Mächtigeren folgend, an Boris zum Verräter wird, während Soltikow sich Demetrius aus Überzeugung zuwendet (229. 230). Er sollte später einen schweren Gewissenskampf bestehen und seinen Irrtum willig mit dem Tode büßen (162).

Dem loyal gesinnten Soltikow, der selbst den irrtümlich geschworenen Eid zu halten für seine Pflicht ansieht, würde der treulose Schinsky gegenüber stehen. Ihn bestimmt weder Pflicht, noch Eid, noch Dankbarkeit, sondern allein der eigene Vorteil.

Hiob, der Gehilfe der Verbrechen des Boris (199, 99), sollte ursprünglich wohl zugunsten des Ignatius aus Cypern abgesetzt werden, der Demetrius auf dem Zuge nach Moskau als „die aufgehende Sonne" begrüßt (202). 230 huldigt er dem Feodor. Später scheint Schiller ihn als einen falschen Ratgeber des Demetrius gedacht zu haben. Er unterstützt des Demetrius' Untreue gegen Marina, weil er hofft, nach Entfernung der Polen auch Demetrius stürzen zu können (162).

Axinia ist als Gegensatz zu Marina gedacht[1]), wie Romanow zu Demetrius. Sie zeigt eine „rührende Größe im Unglück" (100). Den Todesbecher begrüßt sie mit den etwas deklamatorischen Worten: „Bringst du mir den Tod? O sei willkommen! Ich fürchtete, es sei die Zarenkrone!" Es läßt sich aus der vorliegenden Skizze nicht entnehmen, wie Schiller dieser Gestalt Leben eingeflößt hätte. Sie ist zunächst mehr Begriff, als Person, und es liegt die Annahme nahe, daß sie nebst Romanow, ähnlich wie Max und Thekla, in erster Linie von Schillers philosophischem Denken und sittlichem Wollen Zeugnis abgelegt hätte. Daß auch sie das tragische Geschick des Demetrius fördern sollte, haben wir oben gesehen. —

In energischer Konzentration ordnen sich die Gestalten des Dramas um einen Mittelpunkt: die Fürsten, die adligen Führer, das Volk um-

1) Ähnlich sollte in der früheren Fassung Lodoiska wirken.

geben den Helden, sein Wesen beleuchtend und sein tragisches Geschick herbeiführend oder teilend. —

In seinem Brief an Körner vom 25. April 1805 spricht sich Schiller über den dem Freunde noch unbekannten Entwurf folgendermaßen aus: „Der Stoff ist historisch, und so wie ich ihn nehme, hat er volle tragische Größe und könnte in gewissem Sinne das Gegenstück zu der Jungfrau von Orleans heißen, ob er gleich in allen Teilen davon verschieden ist." Die letztere Bemerkung kann sich nur darauf beziehen, daß Demetrius, wie Johanna, zuerst im Bewußtsein handelt, eine gottgewollte Aufgabe zu erfüllen, auf der Höhe des Erfolges aber diese Sicherheit verliert und in schweren inneren Konflikt gerät.

Die „volle tragische Größe", die Schiller dem Stoff in dieser Hinsicht zuspricht, ist vielfach angezweifelt worden. Rudolf, Bernays, Hettner tadeln das Motiv des Betruges, und zwar berufen sie sich auf Schillers eigenen Ausspruch gegen Körner, den Warbeck betreffend (Brief vom 13. Mai 1801): „Die Tragödie ist schwer zu behandeln, weil der Held ein Betrüger ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen." Wenn Schiller nun trotzdem Demetrius für einen Stoff von tragischer Größe hielt, so liegt der Grund offenbar darin, daß Demetrius nicht, wie Warbeck, von Hause aus die Rolle des Betrügers spielt, sondern erst durch die Umstände hinein gedrängt wird. Die ursprüngliche Reinheit des Charakters ist gewahrt und damit der „Knoten im Moralischen" vermieden. Das Verweilen in der gewonnenen Stellung trotz des erkannten Irrtums beeinträchtigt nach Schillers Meinung die tragische Würde des Helden nicht.

Ehe wir über die tragische Kraft dieser Auffassung entscheiden, betrachten wir etwaige andere Lösungen des Problems.

Beweise für die tragische Verwendbarkeit des Demetrius als echter Zarensohn und als bewußter Betrüger liegen nicht vor. Die letztere durch die Mehrzahl der historischen Quellen gebotene Auffassung des Demetrius hat z. B. Puschkin in seinem Drama „Boris Godunoff" beibehalten. Sein Dimitry ist ein kecker Abenteurer von weitem Gewissen, — „ein Räuber, doch ein ganzer Mann" (Akt IV, Szene 3). Tragische Hoheit hat der Dichter ihm aber nicht zugedacht, wie schon der Titel beweist. — Für echt nimmt Demetrius dagegen Lope de Vega in seinem „historischen Schauspiel". Dieses 1617 erschienene, aber trotzdem vielleicht während der Regierung des Demetrius gedichtete Stück[1]) will schon seinem Titel nach nicht „tragisch" sein und macht in seiner genrehaften Behandlung keinen

1) So Popek im ersten Teil seiner Abhandlung.

Anspruch auf „Größe". — Aber auch diejenigen Dichtungen, die solche Ansprüche erheben, gehen nicht alle auf Schillers Wegen.

Hebbels eigenartiger „Demetrius", die bedeutendste Gestaltung des Stoffes nächst der Schillers, ist wie der Schillersche Held ein betrogener Betrüger, schreckt aber, als sich ihm seine Lage enthüllt, vor dem Betruge zurück. Er will seine Rolle nur so lange aufrechterhalten, wie es das Wohl des Volkes erfordert, um dann zu entsagen. Diese Peripetie wirkt außerordentlich matt. Für das Innenleben des Helden kann man von einer solchen kaum sprechen, denn er weicht der Notwendigkeit ohne Kampf. Dieser Demetrius „gehört zum Geschlecht der Helden, die ihre Taten mehr erleiden als vollbringen".[1]) Er ist kein geborener Herrscher; auch sein Recht auf die Krone scheint er mehr aus Pflichtgefühl, als aus innerem Drange geltend gemacht zu haben: „Es wäre feig gewesen zu verzichten usw." Er ist eine schöne und edle, aber weder dramatische noch tragische Gestalt.

Denselben Weg schlägt Laube ein in seiner Fortsetzung des Schillerschen Demetrius, weniger aus Prinzip, als weil er sich nicht die dichterische Kraft zutraute, seinen Helden als Betrüger auf der Höhe des Tragischen zu halten.[2]) Am Schluß heißt es:

> Ein edler Mensch hat mit dem Tod gebüßt,
> Daß er nicht voll aus Ruriks Stamm entsprossen usw.

Daß dieser Märtyrer des Legitimitätsprinzips keine tragische Größe hat, kann man nicht schlagender beweisen, als durch Laubes Nachweis seiner „tragischen Schuld". Hier spielt nicht nur der leichtsinnig angefangene Krieg und die (bei diesem Demetrius allerdings unmotivierte) „eigenhändige" Ermordung Komlas, sondern auch die Eitelkeit eine Rolle.

Da ist kein Konflikt, folglich auch kein dramatisches oder tragisches Interesse, wo das Individuum sich den herrschenden Mächten willig unterordnet. Anders der Schillersche Held: Er setzt dem historischen Recht, gegen seine bessere Überzeugung, das ihm angeborene Herrscherrecht entgegen und geht in diesem Konflikt zugrunde. Deinhardt (341) sowohl als Gottschall[3]) (127) sind der Meinung, daß es dramatisch wirksamer gewesen wäre, die Berechtigung der natürlichen Herrschergabe dem konventionellen Recht gegenüber zu betonen. Dies hätte auch einer Zeit besser entsprochen, in der „die Lilienprinzen und die Don Carlos unbeklagt und landlos umherirrten", und in der Boris als Usurpator „trotz aller Reichsgesetze gewaltig und ungestört herrschte, bis ihm unser Prätendent entgegentrat". — Bei dieser Auffassung würde der Tragik des Schillerschen Helden der Boden entzogen, denn sie beruht gerade auf seinem inneren Konflikt.

1) Bernays 33. 2) Vorwort XII.

3) Die Demetriusdramen (Studien zur deutschen Literaturgeschichte). Berlin 1892.

Indem Demetrius aber das historische Recht grundsätzlich anerkennt, vertritt er zugleich des Dichters eigene sittliche und politische Anschauungen. — So sehr man in gewissem Sinne berechtigt ist, Schiller den Dichter der Freiheit zu nennen, war er doch weit entfernt, das Naturrecht dem historischen Recht ohne weiteres überzuordnen. Wir wissen, mit welchem Abscheu er sich von den Ausschreitungen der französischen Revolution abwandte, die er anfangs begeistert begrüßt hatte. Zwar „eine Grenze hat Tyrannenmacht", aber auch „die engen Ordnungen" sind zu achten. Daß Schiller trotz seiner revolutionären Jugenddichtungen sich immer entschiedener auf die Seite dieser Ordnungen stellte, erklärt sich nicht nur durch die Ereignisse der französischen Revolution, sondern auch aus dem ihm innewohnenden Streben nach sittlicher Maßbeschränkung. Es gilt

> Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
> Zu bändigen den eignen Willen!

Selbst der junge, freiheitsdurstige Dichter der Räuber hatte schon die Erkenntnis, daß es ein „frecher Plan" sei, wenn sich der einzelne gegen Gesetz und Ordnung willkürlich auflehne. Karl Moor geht an dieser Auflehnung zugrunde, und zwar mit Erkenntnis seines Unrechts. Ihm folgen Fiesco und auf höherer Stufe Wallenstein. — Aber auch für das Recht des Individuums hat Schiller die vollste Empfindung. Die Räuber, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, endlich die bedeutende Darstellung des Boris geben davon Zeugnis. Im Zusammenstoß dieser Rechte entsteht der tragische Konflikt des Demetrius.

> Packe den Menschen, Tragödie, in jener erhabenen Stunde,
> Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
> Wo das Gesetz, das ihn selber erhält, nach gewaltigem Kampfe
> Endlich dem Höheren weicht, welches die Welten regiert.[1])

Die tragische Hoheit des Demetrius, die Hettner durch sein Auftreten als Betrüger gefährdet sieht, ist gesichert, wenn wir erkennen, daß die Übernahme dieser Rolle die einzige Möglichkeit für Demetrius ist, „dem Gesetz zu folgen, das ihn selber erhält".

Die Auffassung des Demetrius als eines betrogenen Betrügers entspricht aber zugleich dem Kunstideal, das Schiller sich in den Jahren seiner Reife gebildet hatte.

„Demetrius wird eine tragische Person, wenn er durch fremde Leidenschaften, wie durch ein Verhängnis, dem Glück und dem Unglück zugeschleudert wird" (204). „Das ist eben das Tragische, daß ihn die Umstände zuletzt in Schuld und Verbrechen stürzen." Auch hier erstrebt Schiller also, was ihm bei der Komposition des Wallenstein am Herzen lag „daß die Umstände

1) Hebbel, An die Tragiker.

eigentlich alles zur Krise tun".[1]) Das Ziel ist vollkommener erreicht, als dort, denn während Wallenstein sich seine Lage selbst geschaffen hat, ist Demetrius in dieselbe geführt worden als „ein merkwürdiges Kind des Schicksals" (108).

Als ein solches fühlt er sich auch. „Dunkel-mächtig" haben ihn die Gestirne aus der Heimat geführt. Geschäftig hat ein Gott das Gerücht von seinem Dasein verbreitet (9), eine hohe Macht hat sein Geschick in Sambor gelenkt (72). „Mit Schwindeln blickt er auf die durchlaufene Bahn", nachdem ihn die „hohen Wogen des Glückes" zum Thron getragen. — Ähnlich verhält es sich mit den anderen Personen. „Eine furchtbare Nemesis" waltet im Geschick des Boris (220). Der „höchsten Allmacht" dankt Marfa für die ihr gesendete Rache (49), die Himmelsmächte ruft sie zum Beistand für den Sohn herbei. Höhere Mächte beschützen Romanow; ihnen stellt er sein Geschick anheim (120). — Vorzeichen verkünden dem ahnenden Gemüt, was diese waltenden Mächte beschlossen. Demetrius empfängt (an der Grenze) ein glückliches Omen, Boris ein unglückliches; der Sturm beim Einzug in Moskau wird als ein böses Vorzeichen empfunden. Ein guter und ein böser Genius beraten Demetrius vor seiner Entscheidung (238). Wie ein „unerkannter Genius" steht der fabricator doli ihm von Anfang an zur Seite (206). Eine Vision belehrt Romanow über sein künftiges Geschick. — In diesen Offenbarungen hat Schiller einen Ersatz für das Orakel gefunden, dessen Fehlen in der modernen Tragödie er beklagte.[2])

Nur eine Person des Dramas fühlt nichts von dieser Wirkung höherer Mächte, — die kalte, verstandesklare Marina. Während Demetrius „jene Dunkelheit bewahrt, die eine Mutter großer Taten ist", sieht sie hell; während er „der Götterstimme folgt", versichert sie sich „mit kluger Kunst des Erfolges", den er „aus Himmelshöhen" zu empfangen meint (28/29). Wo Demetrius über ein unerhörtes Glück erstaunt, da erkennt sie ein Zusammenwirken günstiger Umstände und geschickter Unternehmungen. —

Denn das im Drama waltende Schicksal ist nicht „ein äußeres, von Leidenschaften und Begebenheiten unabhängiges Wesen" — was es in der Braut von Messina trotz der Anknüpfung an die Charaktere doch immer bleibt —, sondern es verbindet sich innigst mit allem Menschlichen".[3]) Wo es waltet, erscheint zugleich alles „vor dem Verstande gerechtfertigt". „Die Sicherheit, mit der Demetrius an sich glaubt, ist furchtbar" (143), aber sie ist doch nur die Offenbarung einer königlichen Natur. Diese „entschiedene

1) An Goethe den 2. Oktober 1797.

2) An Goethe den 2. Oktober 1797. Über epische und dramatische Dichtkunst den 23. Dezember 1797. 3) Tieck, Dramaturgische Blätter 1827 Nr. 11.

Natur des Menschen" spielt nebst den Umständen die Rolle des Schicksals wie Goethe es forderte.[1]) Die „Stimme der Natur" wirkt durch Marfa noch besonders schicksalsmäßig auf das Drama ein.

Durch dieses „Schicksal" wird der Held zunächst blind, obwohl handelnd und „die Kräfte der Menschheit entfaltend", auf seine Bahn geführt. Da auf der Höhe fällt die Binde von seinen Augen, und „nun wird er erst interessant, denn nun können wir ihn verantwortlich machen" (Stein). Indem er bewußt wählt, was Natur und Umstände verlangen, wird er der tragische Held, „der sich sein eigenes Grab gräbt, weil er sich's graben muß".[2]) Was Schiller in der Periode seiner reifen Kunst unablässig erstrebt, eine Verschmelzung der Anforderungen der antiken und der modernen Tragödie, scheint hier in bezug auf die tragische Verwickelung in gewünschtester Weise verwirklicht.

Ebenso bot sich bei Schillers Fassung des Stoffes eine Fabel, wie er sie für die tragische Wirkung für besonders günstig hielt. „Das Geschehene ist, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher, und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, affiziert das Gemüt ganz anders, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte." Daher ist die beste Tragödie die, bei der es sich nur um eine „tragische Analysis" handelt, wie Schiller es beim König Ödipus bewundert.[3]) — Die Berührungen mit der Ödipus-Fabel liegen auf der Hand: Unkenntnis seiner selbst, Enthüllung auf der Höhe, — dann aber Leiden bei dem einen, Handeln bei dem anderen.[4])

Diese Kunstgrundsätze haben sich im Demetrius aufs natürlichste mit dem Stoff verbunden. Hätten wir nicht in den Aufzeichnungen Schillers Gelegenheit, seine Selbstgespräche zu belauschen, so würden sich uns jene keineswegs aufdrängen. Auch der oben gezeichnete fatalistische Zug schließt sich dem slawischen Volkscharakter und dem geschichtlichen Moment glücklich an. Das Werk erscheint durch sich selbst bestimmt, und die bunte Mannigfaltigkeit der Vorgänge mahnt uns an Shakespeare eher, als an die Antike.

Anfang und Ende der künstlerischen Laufbahn Schillers scheinen sich im Demetrius zusammenzuschließen. Einerseits zeigt das Drama eine vollkommen durchgebildete künstlerische Form, anderseits erfreut es durch die Fülle realistischen Lebens, die Schillers von Kunstprinzipien noch nicht

---

1) An Schiller den 26. April 1797.

2) Bellermann, Schillers Dramen. Berlin 1888. I 31.

3) An Goethe den 2. Oktober 1797.

4) Wenn Kettner die Übereinstimmung auch in dem Zuge findet, daß Demetrius wie Ödipus als Knabe am Wege gefunden wird, so ist zu bemerken, daß dieser Zug ganz vereinzelt auftritt; er ist schon in „Wahre und fingierte Geschichte" getilgt.

eingeschränkte Jugenddichtung auszeichnet. Verwandte Züge aus fast allen seinen Schöpfungen lassen sich nachweisen. Das Drama zeigt einen „verwegenen Charakter auf einem finsteren Zeitgrund", wie Wallenstein, und hat zugleich den Gegenstand des Tell: „ein ganzes lokal bedingtes Volk und ein ganz örtliches Phänomen."[1]) Demetrius ist eine Herrschernatur wie Wallenstein und ein Idealist wie Max; ein Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde wie Carlos und Posa und ein Ehrgeiziger wie Fiesco.[2]) Er ist auf seinem Thron allein, wie der finstere Philipp, und schwelgt in Jugenderinnerungen wie Karl Moor an der Donau. — Schon hier klingen Lieblingsideen Schillers an: die Rousseausche Sehnsucht nach der Reinheit und Unschuld des Naturzustandes, wie sie in Schillers Dramen und Gedichten immer wiederkehrt. Noch entschiedener aber weisen uns Romanow und Axinia in die Ideenwelt des Dichterphilosophen. Sie sind Vertreter der sittlichen Erhabenheit und der schönen Seelen dem „bösen Geist" der Erde gegenüber, wie Max und Thekla im Wallenstein. Statt der Verkörperung von Realismus und Idealismus in Wallenstein und Max finden wir die Vereinigung dieser Gegensätze in Demetrius selbst. Das „Erhabene der Fassung" zeigt die Boris-Katastrophe wie Maria Stuart, und die Lebensfrische der Marina beeinträchtigt es keinen Augenblick, daß ihre Gunst (gegen Demetrius) „eine Schönheit" ist (90).

Soweit uns Fertiges vorliegt, und soweit wir für die Fortsetzung Schlüsse ziehen können, leidet Schillers Demetrius (vielleicht mit der oben angedeuteten Ausnahme) nicht an „Gedankenblässe". Schiller selbst hat eine ausgesprochene Freude an dem vollen Leben, in das er greift. Klagt er früher über das stoffliche Interesse des Publikums, über seine Unfähigkeit „an einer reinen Handlung, ohne Interesse für den Helden ein freies Gefallen zu finden"[3]), so rechnet er jetzt aufs entschiedenste mit der Neigung des Zuschauers (226. 236). Man fühlt, daß er selbst seinen Helden nicht nur „mit der reinen Liebe des Künstlers" behandelt, sondern daß ihn „Neigung an ihn fesselt".[4]) — Auch das stoffliche Interesse des Dramatikers an leidenschaftlich bewegten Vorgängen, durch sein Streben nach einer idealen Kunstform lange zurückgedrängt, äußert sich wieder ungehindert. Charakteristisch ist hierfür u. a. die fortdauernd ins Auge gefaßte Kontrastwirkung. Wir sehen „besonders den Übergang von einem Freudenfest zu einem Mordfest" (220), die blutige Szene der Ermordung Axinias als Episode des Hochzeitsfestes (240); an die süßen Erinnerungen des Demetrius knüpft

1) Schiller an Körner den 9. September 1802.

2) Vgl. Demetrius' Monolog auf dem Balkon in Moskau und Fiesco Akt III 2.

3) An Körner den 5. Oktober 1801; auch Schluß der Abhandlung über das tragische Vergnügen. 4) An Körner den 28. November 1796 (über Wallenstein).

sich hart und schneidend die furchtbare Gegenwart (84). Andrei fordert Lohn und empfängt den Tod (220). Das Glück trägt den einen empor und richtet den anderen zugrunde (635). Auch die Szenerie soll durch Gegensatz wirken: unmittelbar aus den düsteren Umgebungen des Klosters wird man in eine heitere, freie Landschaft versetzt (99) und vieles andere.[1]) Wollten wir neben die ausdrücklich genannten Kontrastwirkungen alle in Demetrius tatsächlich vorhandenen stellen, so müßte das Stück ausgeschrieben werden. Der Gegensatz ist die Seele des „Demetrius", wie jedes echten Dramas. Das dramatisch Wirksame, die realistische Kraft verbindet sich mit der höchsten Kunst. —

Bedeutsam steht der Demetrius-Entwurf am Ende von Schillers Laufbahn. Wohin würde diese den „ewig Fortschreitenden"[2]) geführt haben? Wir glauben trotz des entschieden festgehaltenen Kunstideals und der ungetrübten Eigenart einen Fortschritt zur individualistischen Kunst zu sehen, der uns an die weitere Entwickelung des deutschen Dramas durch Kleist, Hebbel, O. Ludwig mahnt, und die ausgesprochene „Natur" in Marina erinnert uns an Grillparzers „Jüdin von Toledo". —

„Was in Wahrheit dramatisch ist, das wirkt in ernster, stark bewegter Handlung tragisch, wenn der ein Mann war, der es schrieb."[3]) Mächtig spricht uns aus dem Demetrius-Entwurf die männliche Seele Schillers an. Indem wir diese Fülle von Notizen, Reflexionen, hervorquellenden und immer wieder gebesserten dichterischen Gebilden durchlaufen, die der Todkranke in Zeit von noch nicht einem halben Jahr niederschrieb, geht uns das Geheimnis seiner dramatischen Kraft auf. „Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will."[4]) Der Wille, eine drängende Energie ist der Kern von Schillers Wesen. Sie führt ihn als Dichter zum Erfassen großer Konflikte und macht ihn zum Dramatiker. Dazu kommt die kräftig schaffende Phantasie, die das Erfaßte sofort gegenständlich macht. Der Entwurf des Demetrius widerlegt schlagender, als die vollendeten Schöpfungen Schillers die verbreitete und auch von Hoffmeister vertretene Meinung, Schiller sei immer „vom Begriff ausgegangen". Der erste Faktor ist die Phantasietätigkeit, die dann vom „prüfenden Verstande" gemeistert wird. Soviel dieser aber auch zur Komposition des Dramas mitwirken mag, das beste tut doch „die Innigkeit", ohne die Schiller „nichts vermag".[5]) „Alles an Schiller war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft." — „Sanft" blickt uns auch aus dem großartigen Demetriusstoff Schillers

1) Vgl. Gaudig 518. 2) Goethe, Gespräche mit Eckermann, vom 25. Jan. 1825.
3) G. Freytag, Technik des Dramas, S. 77.
4) Schiller, Über das Erhabene. 5) An Goethe den 6. Juli 1802.

„Humanität und Liebenswürdigkeit" an. Wie der Dichter des Don Carlos für Menschenwürde und Menschenglück glühte, „jung und gut", so tut es auch der Dichter des Demetrius. Der einst, durch einen wahren Freundschaftsbund beglückt, den Hymnus an die Freude sang, fühlt auch jetzt noch mit ganzer Innigkeit die Unseligkeit des Vereinsamten. — Am tiefsten aber erschließt sich uns Schillers Wesen in dem hohen Ernst und der sittlichen Entschiedenheit, aus der heraus er den tragischen Konflikt erfaßt. Je tiefer er erfaßt ist, um so vollständiger ist die Lösung.

Schiller selbst hatte, „im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur", unterliegend und siegend die Lösung im tragischen Kampf seines Lebens gefunden. „Das war ein rechter Mensch", äußerte Goethe gegen Eckermann, — „und so sollte man auch sein."

Das Fremdwort in der höheren Schule.

Von **Karl Gomolinsky** in Wattenscheid.

In seinem vortrefflichen Buche „Die Kunst des Übersetzens" 3. Aufl. 1903 tritt P. Cauer wirksam dafür ein, daß die Übersetzung der alten Schriftsteller sich nicht in wesenlosen Ausdrücken bewege, sondern in Worten, welche heute auf dem Markte des Lebens als kursfähige Münze ihre Geltung haben. (S. 15.) In der weiteren Verfolgung dieses beherzigenswerten Gedankens sagt er dann (ebenda): „Sollten bei solchem Bestreben, was leicht geschehen kann, einzelne Schüler vor den Fremdwörtern zurückscheuen, so gibt das eine erwünschte Gelegenheit, der puristischen Modekrankheit mit einer kräftigen Warnung entgegenzuwirken." Dieser Satz, der die Scheu einzelner Schüler vor Fremdwörtern offenbar tadelt, fällt in einem Buche auf, das die Kunst, bei den alten Schriftstellern die deutsche Sprache recht zur Geltung kommen zu lassen, lehren will und auch vorzüglich zu lehren vermag. So verdienen denn die Beispiele, in denen ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung kaum möglich sei (S. 15 f.), wohl eine Prüfung.

In einer Ciceronischen Stelle, welche angeführt wird, müsse, so heißt es, ignorare mit „verkennen" übersetzt werden, doch fühle man sich geneigt, nach dem „deutschen" ignorieren zu greifen. Dieses „ignorieren" heißt ja wohl so viel wie „nicht wissen wollen, keine Kenntnis haben (nehmen) wollen", und überall, wo ignorare diese Bedeutung hat, genügt zweifellos auch das Wort „übersehen" mit oder ohne „absichtlich" oder eine Wendung wie „unberücksichtigt, außer Anschlag, unbemerkt lassen, nicht bemerken". Ferner sollen zwei andere lateinische Sätze am besten folgendermaßen übersetzt sein: „Dies war die letzte Generation (Geschlecht, Reihe)

athenischer Feldherren", und: „Plätze, die für die Feinde und gegen ihn die meisten Chancen (Vorteile, Aussichten) boten." Sollten die in den Klammern beigefügten Wörter nicht die gleichen Vorstellungen erwecken? Scriptorum magna ingenia kann man sicher mit „große schriftstellerische Talente" übersetzen, braucht es aber nicht. „Schriftsteller von großer (hoher) Fähigkeit (Befähigung, Begabung) oder kurz „hochbegabte, hochbefähigte Schriftsteller" geht auch.

An einer Odysseestelle, wie ρ 335, soll μοῖρα (es handelt sich um Fleisch) am besten durch „Portion" wiedergegeben werden (so übersetzt es auch Koch in seiner Ausgabe und Seiler in seinem Homerwörterbuch), doch vermag am Ende auch „ein Stück, Gericht, Platte" die Bedingung einer kräftigen Übertragung zu erfüllen, unter Umständen brauchte man auch nicht vor einem „tüchtigen Happen" zurückzuschrecken. Um das αἰδοῖος ἀλήτης (Odyss. ρ 578) ganz verstehen zu lehren, solle man „genieren" zur Erläuterung herbeiziehen (ein Bettler, der sich „geniert"). Aber man kann auch ohne das aus dem Begriffe der αἰδώς sofort Eigenschaften wie „verschämt, bescheiden, schüchtern, blöde" ableiten lassen (Gegensatz dreist, unverschämt, keck, abgebrüht). Die Hunde, welche ἀγλαΐης ἕνεκεν von ihren Herren gehalten werden (Odyss ρ 310) sind gewiß auch „Luxushunde", brauchen es aber nicht zu sein. Im Gegensatze zu den Nutz- oder Gebrauchshunden sind es Gesellschafts-, Schoß-, Spiel-, Hätschelhunde, Hunde, die „zum Staate" oder des „Prunkes wegen" von den Herrschaften gehalten werden (Prunk-Zierhunde). (Vgl. die Erklärungen von Koch und Henke zu der Homerstelle, auch im deutschen Wörterbuch das Wort „Staat" = Prunk. Schiller spricht von einem „Staatsrock".) Sollte also wirklich ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung dieser Stellen kaum möglich sein? Von den Ausdrücken ferner, Patrouillen (exploratores), konfiszieren (publicare), Existenz (salus), Interesse (studium), sondieren (temptare) meint Cauer, wir würden, wenn wir auf diese Wörter verzichten wollten, kleinmütig den Besitz verleugnen, den unsere Muttersprache für uns erworben habe. Für explorator gibt nun der auch von Cauer erwähnte Hodermann in seiner Schrift „Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsarübersetzung" 2. Auflage, auf Grund des Sprachgebrauches der maßgebenden kriegswissenschaftlichen Werke neben „Patrouillen" noch folgende Wendungen (S. 16): Streifabteilungen, Streifparteien, Streiftrupps, Aufklärungsabteilungen, Erkundungstrupps usw. Konfiszieren übersetzt Duden mit „einziehen, in Beschlag nehmen" (so sagt Schiller; ähnlich „Beschlag auf etwas legen, etwas mit Beschlag belegen", „für Staatsgut, Staatseigentum erklären" u. a.); Existenz (z. B. des Staates) ist „Bestand, Fortbestand, Fortdauer, auch Festigkeit, Sicherheit, Wohl, Leben, Sein" u. a.; Interesse findet dem jeweiligen engeren Sinne entsprechend zahlreiche Vertreter; für

„sondieren" bieten Duden und Sachs-Villatte „prüfen, ergründen", also auch „zufühlen" (vorsichtig) „Fühler ausstrecken", „untersuchen", „spüren", „unauffällig erforschen, nachforschen" u. ä. Ob man sich „quälen" muß, an Stelle des „Intriganten" für factiosus einen „Parteisüchtigen zu erfinden", will auch nicht recht einleuchten. Der „Große Georges" übersetzt factiosus: „einer, der einen großen politischen Anhang hat und diesen zu seinem Vorteile bes. zur Erlangung der Herrschaft zu benutzen sucht, parteisüchtig, herrschsüchtig, unruhiger Kopf, Parteigänger, -mann, -haupt." Duden hat für „intrigieren, intrigant" die Wendungen „Ränke schmieden, ränkesüchtig", daher könnte wohl auch Ränkeschmied, Wühler, Hetzer, politischer Streber, Unruhstifter u. ä. angehen.

Auch die Tatsache, daß fides unter Umständen weder „Glaube" noch „Vertrauen", sondern „Kredit" bedeutet, „liefert, wie es scheint, nicht eine treffliche Probe, daß Verdeutschung von Fremdwörtern ein gefährlicher Sport ist (S. 16)", sondern beweist nur, daß im Geschäfts- und Geldverkehr Treu und Glauben zu allen Zeiten eine wichtige Rolle spielten. Denn Kredit ist das Vertrauen, das jemand im geschäftlichen Verkehr genießt, die Sicherheit und Bürgschaft, die er bietet, daher bedeutet fides auch geschäftliche Zuverlässigkeit, geschäftliches Vertrauen, Ansehen. Und mit diesen letzten Ausdrücken könnte man sehr wohl Kredit verdeutschen. Doch ist Kredit ein bequemer Fachausdruck, und darum hat ihn auch das Bürgerliche Gesetzbuch mit Recht beibehalten, während es allerdings für creditor das „sinnlose" Gläubiger hat.

Wenn Cauer selbst es dem Tacitus zum Lobe nachsagt, daß er in seiner Sprache die Fremdwörter mied, so daß man ihm am allerwenigsten bei der Übersetzung solche aufdrängen dürfe (S. 15), so liegt die Frage nahe, warum diese vortreffliche Anweisung nicht für die Übertragung eines jeden fremden Schriftstellers gelten soll. Denn die überflüssigen Fremdwörter liegen heutzutage auch den erwachsenen Schülern schon sehr nahe, und durch ihre Abweisung und durch die Forderung, dafür deutsche Wendungen zu gebrauchen, wird ein sehr fruchtbarer Teil der bei der Übersetzungsarbeit wirksamen Denktätigkeit gewährleistet, zu deren gewinnbringendem Betriebe Cauer sicher die schönsten und besten Wege weist. Zwei beherzigenswerte Sätze von ihm seien z. B. noch angeführt: „Durch den unmerklichen Einfluß der Gewöhnung des Übersetzens wird der echte Sinn vieler deutschen Worte wieder aufgefrischt; und wer dieser Einwirkung empfänglich nachgibt, wird dahin gelangen, nun auch im eigenen deutschen Stil manche scheinbar ganz abstrakte Begriffe wieder mit einem leisen Gefühl ihrer bildlichen Geltung zu gebrauchen." (S. 35.)

Und auf S. 36 heißt es: „Als die eigentliche Aufgabe gilt das Bemühen, die deutsche Übersetzung eines alten Textes so zu bilden, daß der

Eindruck sinnlicher Fülle und Anschaulichkeit erhalten bleibe." Das sind, wie bemerkt, gesunde Gedanken, die dann weiter an einer Reihe treffender Beispiele verdeutlicht werden. Doch auch hierbei empfiehlt der Verfasser mehrfach das gleiche Verfahren, wie vorher, Fremdwörter zur Hilfe herbeizuziehen. Zunächst bei der Übersetzung von προστύσσομαι, das öfter in der Odyssee vorkommt und gewöhnlich mit „freundlich anreden, begrüßen" oder „jemand mit Worten (Bitten) angehen, jemand seine Achtung, Zuneigung beweisen, ihn liebevoll behandeln" wiedergegeben wird. Die Grundbedeutung des Wortes ist „sich in Falten anschmiegen, sich fest an jemand drücken", und die Forderung ist ja, auf solche Grundbedeutungen zurückzugehen, besonders bei einem Dichter, und von ihnen aus zu Übersetzungen zu gelangen, denen der Reiz sinnlicher Vorstellung, der in den Wörtern der fremden Sprache lebt, in möglichst gleicher Art und Stärke anhaftet. Kann es da nun das treffendste sein, die Wendung „sich insinuieren" als Beispiel heranzuziehen, oder kann sie dem Schüler am treffendsten die gewünschte Anschauung geben? (S. 37.) Setzt das nicht die Auffassung voraus, daß es dem Schüler leichter sei, an fremden, als an Wörtern der Muttersprache sich Bilder zu schaffen und seiner Einbildungskraft Halt zu geben?

Sollte es ferner liegen, von der Vorstellung der Nähe, Vertraulichkeit, Dringlichkeit der Berührung, die das griechische Wort enthält, ausgehend, sich die Anschauung zu bilden von einem bittenden, sich anschmiegenden, schmeichelnden Kinde im Schoße der Mutter, von einem Bettler oder Hilfeflehenden, der das Gewand des anderen berührt, festhält oder seine Knie umschlingt, und so Wendungen zu finden wie: jemand angehen, anliegen, ihm zusetzen, ihn nicht loslassen (bis er einwilligt), sich an jemand machen, halten, sich einschmeicheln oder einzuschmeicheln suchen? Sagen wir nicht auch „sich in jemands Freundschaft, Wohlwollen, Vertrauen einnisten, eindrängen, festsetzen" mit ähnlicher Sinnenfälligkeit? Liegt nicht auch Ausdrücken wie „eindringlich, jemand mit Bitten bedrängen, bestürmen" eine ähnliche Anschauung zugrunde?

Jedenfalls scheint es näher zu liegen, solche Vorstellungen als in den Schülern lebendig vorauszusetzen oder sie in ihnen zum Leben zu erwecken als die andere „sich insinuieren".

Auch scheint es nicht unerläßlich, den Ciceronischen Satz (S. 37) domi eius pleraque conflata esse constabat mit: „daß in seinem Hause meistenteils konspiriert wurde" zu übersetzen. „Man steckte die Köpfe zusammen, trieb Heimlichkeiten, trieb etwas, das das Licht scheuen muß, es fand ein lichtscheues Treiben statt, man spann Verrat" u. ä. würden wohl ebenso sinnlich sein, wenn man „verschwören" umgehen will.

Für ἐκμηρύεσθαι (Xen. Anab. VI, 5, 22) hat schon Hodermann (Vorschläge zur Xenophonübersetzung im Anschlusse an die deutsche Armeesprache

S. 14) der Dienstsprache gemäß „sich entwickeln", „heraustreten", statt des früher gebräuchlichen „debouchieren" vorgeschlagen. Und mit Recht. Denn was für einen Schüler anschaulicher ist und sein muß, „aus dem Walde, Engpasse heraustreten, sich entwickeln" oder defilieren (debouchieren), kann nicht zweifelhaft sein.

Wie es im wirtschaftlichen Leben ein gesunderer Zustand ist, vom eigenen Gelde als von Anleihen zu leben, so auch in der Schule, wenn sie die Arbeit, die sie in deutscher Sprache zu erledigen hat, mit dem unerschöpflichen Wörterkapitale dieser allein bestreitet. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und es geht. Und wenn bei den Übersetzungen aus den Fremdsprachen im einzelnen Falle der packende, schlagende Ausdruck sich immer noch nicht zu voller Zufriedenheit finden will und nun in angeregter Weise Meister und Schüler suchen — so ist das gerade die rechte, fruchtbare Tätigkeit, zu der Cauer selbst so lehrreich anleitet. Und da sollte ein Fremdwort die letzte Zuflucht oder bevorzugte Hilfe sein? Das kann nimmermehr das Rechte sein. Dann wurde noch nicht ernst und sorgfältig genug gesucht. Dadurch aber, daß alle überflüssigen Fremdwörter im Unterrichte abgelehnt und an ihrer Stelle deutsche Wörter gefordert werden, müssen die Schüler fort und fort einsehen lernen, daß ihre Muttersprache allen Anforderungen, nicht zum wenigsten auch hinsichtlich der Sinnenfälligkeit und Anschaulichkeit, gewachsen ist. Natürlich können diese Bemerkungen einem Buche keinen Abbruch tun, dem jeder so viel verdankt, der es durcharbeitet, und dabei kamen dem Verfasser gerade diese Gedanken. Es soll auch gewiß keiner Engherzigkeit in dieser Frage das Wort geredet werden, aber die „Unerläßlichkeit" mancher Fremdwörter vermag doch gerade in Anbetracht des Zweckes, dem das Buch in so ausgezeichneter Weise dient, Zweifel zu erwecken.

Sprechzimmer.

1.

Zum Lausitzer Sprachgebrauch (Ztschr. XIX, 196).

Dieser Sprachgebrauch findet sich sonst nur bei Deutschen in slawischen Ländern oder deutsch sprechenden Slawen. So hörte Schröer in Ungarn von Slawen: „wir mit Peter" für „ich und Peter" (Beitrag zu einem Wörterbuche des ungarischen Berglandes. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1857. Bd. XXV, 224 n). Ebenso sprechen nach Schuchardt (Slawo-deutsches und Slawo-italienisches. Graz 1884. S. 99) die Deutschen in Krain. In Galizien sagt man in wörtlichem Anschluß an das Polnische: „ich mit ihm waren wir dort" (a. a. O.). Aus der Bukowina führt das Büchlein: Bukowiner Deutsch (herausgegeben vom Vorstande des Bukowiner Zweiges des allgemeinen deutschen

Sprachvereins. Wien 1901. S. 40) an: „wir mit dem Bruder waren in der Stadt." Im Polnischen und Russischen und vermutlich auch in anderen slawischen Sprachen ist diese Verschmelzung zweier Konstruktionen etwas ganz Gewöhnliches, so, um nur ein Beispiel zu geben: takich aristokratow, kakowy my s toboj: „solche Aristokraten wie wir mit dir" = ich und du (Turgeniew, Väter und Söhne). Danach läge auch für die Lausitz der Verdacht slawischen Einflusses nahe, insbesondere wenn diese Redeweise nur auf die slawischen Sprachen beschränkt wäre. Nun lassen sich aber auch aus anderen Sprachen Beispiele anführen, so französisch: Jamais nous n'avions fait meilleur ménage avec Cyprienne (= ich und Cyprienne) que depuis le divorce de nos cœurs. (Em. Pouvillon, L'image. Revue des deux mondes. T. 136. p. 790.) Im Altirischen, aus dem H. Zimmer (Ztschr. für vergleichende Sprachforschung XXXII, 153 ff.) ein Dutzend Belege anführt, wie z. B.: „nicht ging er aus ihrem Hause, bis sie Freunde waren [er] und die Jungfrau" oder: „wir werden gehen [ich] und Fergus", scheint diese Konstruktion ganz gewöhnlich gewesen zu sein. Mit dem Altirischen stimmt auch die vedische Konstruktion: ā yad ruhāva Varuṇaç ca nāvam: wenn wir beide besteigen und Varuna das Schiff = ich und Varuna, wo das Subjekt ich aus dem Dual des Zeitwortes zu ergänzen ist.

Wie sehr die Volkssprache zu derartigen syntaktischen Kontaminationen neigt, mögen die ähnlichen Fälle dartun, wo nicht das Subjekt, sondern das Prädikat oder das Prädikatsnomen in die Mehrzahl übertritt: englisch: I am friends with him aus I am friend with him und we are friends; dänisch: han er gode venner med ham: „er ist gute Freunde mit ihm"; jeg følges med ham ich folge mir mit ihm aus jeg følger med ham und ve følges ad: wir folgen uns = gehen zusammen. (Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte[3], 149 f.).

Ließe sich also der Lausitzer Sprachgebrauch auch in deutschen Gegenden nachweisen, die slawischem Einfluß gänzlich entrückt sind, so könnte man annehmen, daß die Volkssprache hier altes indogermanisches Erbgut treu bewahrt hat; wenn nicht, dann wird man ihn ebenso wie die aus Österreich angeführten Fälle als „Übersetzungsentlehnung" aus dem Slawischen aufzufassen haben.

Wien. Dr. **H. Landau.**

2.

Zu Ztschr. XVIII, 414 flg.

Die interessanten Darlegungen Nestles über „beide = alle miteinander" sind, besonders durch die Parallelen aus dem Griechischen und Englischen, sehr dankenswert. Es liegt mir auch fern, seinen Behauptungen zu widersprechen; nur möchte ich sie modifizieren. Ist die Formulierung seines Themas nicht zu kühn? Im Deutschen wenigstens liegt es doch so: „beide" bezeichnet „zwei"; nur die Formel beide (beidiu) — unt ist zu der Bedeutung „sowohl — als auch = cum — tum = et — et = καὶ — καὶ" usw. erstarrt. Beispiele wie beidiu lîp unt êre, beidiu in lande joh in mere, beidiu spâte unde fruo (aus dem Rolandsliede)

oder „daß wir den Katechismus zu treiben beide begehren und bitten" (Luther) — zeigen, daß in dieser Formel der Zahlbegriff aus beide (beidiu) ebenso gänzlich geschwunden ist wie etwa aus „weder" in „weder — noch" und „entweder — oder". Von hier aus sind, meine ich, alle Beispiele Nestles zu verstehen; denn in allen entspricht dem „beide" ein „und". Auch in den englischen Belegen. Im Griechischen liegt die Sache freilich anders; hier wird an der erwähnten Gleichung nicht zu rütteln sein. Aber die Analogie mit dem Deutschen stimmt doch nur teilweise.

Magdeburg. Dr. **Bruno Baumgarten.**

3.

Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt.

Unter dieser Überschrift macht Ztschr. XIX, S. 381 Zwerg die Mitteilung, daß man im Oldenburgischen, im Hochdeutschen wie in der Mundart, ganz gewöhnlich sage: „Eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besucht haben" im Sinne von „eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besuchen". Die Tatsache ist sehr bemerkenswert, und Zwerg verdient unseren Dank für seinen Hinweis. Aber er ist etwas unvorsichtig gewesen, wenn er die Erscheinung als eine syntaktische „Ungeheuerlichkeit" bezeichnet. Wer einigermaßen mit unserer altdeutschen Sprache bekannt ist, weiß, daß die „ungeheuerliche" Fügung dort ganz geläufig ist: „nach den Hilfsverben wellen, soln usw. steht nicht selten der Inf. perf., wo man den Inf. praes. erwartet" (Paul, mhd. Grammat.[2] S. 115). Es heißt also z. B. Parzival 247, 25: do wolter han gevraget baz, da wollte er weiter fragen; zahlreiche Beispiele der Art bei Grimm, Grammatik IV, Neudruck S. 199; mittelniederdeutsche Beispiele im mittelniederdeutschen Wörterbuch V, 719b.

Die Erscheinung ist weiterhin dem Englischen, den romanischen Sprachen, dem Lateinischen bekannt; Nachweise dafür stehen jetzt bequem beisammen bei W. Horn, Herrigs Archiv 114, 366, der auch die zutreffende Erklärung gibt; es liegt eine Konstruktionsmischung voraus: ich wollte dich besuchen + ich wäre froh, dich besucht zu haben.

Gießen. **O. Behaghel.**

4.

Fehlendes „worden" und fehlendes „für".

Gegen zwei Verstöße wider den guten Sprachgebrauch möchte ich in unserer Zeitschrift Einspruch erheben, da sie mehr und mehr überhand nehmen.

Es ist erstens die Weglassung des „worden" beim Part. Perf. Passivi: „Der Kaiser dankte für den schönen Empfang, der ihm und der Kaiserin in der ganzen Provinz Sachsen bereitet sei." Warum nicht „worden sei?" Oder: „Gestern ist inmitten der sächsischen Hauptstadt, die noch 1866 die Preußen als Feinde sah, ein Standbild für den Fürsten Bismarck errichtet." Punkt. — Wo bleibt das „worden?" Diese Unsitte — denn anders kann man den Sprachgebrauch wohl kaum nennen — ist in Norddeutschland nachgerade ganz allgemein geworden und wird von allen sprachlich nicht selbständig

Urteilenden gedankenlos nachgeahmt. Man muß immer von neuem wieder dagegen protestieren. Es ist natürlich ursprünglich eine Verwechselung mit Wendungen wie „Er ist schwer verwundet", womit der abgeschlossene Zustand bezeichnet wird, während mit Wendungen wie den oben angeführten doch die Handlung, ein Sichereignen ausgedrückt werden soll. Die Verbindung mit Zeitbestimmungen wie „gestern", „im vorigen Jahre" schließt die Konstruktion mit dem einfachen ist im allgemeinen von selbst aus, und doch hört und liest man die harte Ausdrucksweise immer wieder.

Meine zweite Klage betrifft die Weglassung des „für" bei halten. „Er wurde von den Kurfürsten der Kaiserkrone wert gehalten." Warum nicht „für wert gehalten?" — „Ich habe ihn über zwanzig Jahre alt gehalten" — statt „für älter als zwanzig Jahre gehalten."

Gewöhnlich wird diese mißbräuchliche Weglassung da sich finden, wo schon eine Präposition vor dem Hauptwort steht, das als Prädikatsakkusativ gebraucht ist, und man das Zusammentreffen zweier Präpositionen scheut.

Eine ähnliche Erscheinung ist die Weglassung des zu bei brauchen: Er hätte das nicht tun brauchen.

Solingen. **Hans Hofmann.**

5.

„Sich spielen" (Ztschr. XVIII, S. 667 und 806).

Der reflexive Gebrauch des Zeitwortes spielen ist, wie mir mein Freund und getreuer Mitarbeiter an Goedekes Grundriß Alfred Rosenbaum sagt, auch in Prag bei den deutschen Schulkindern zu finden. Er meint, das sei auf den Einfluß des nahen Slawischen zurückzuführen. Im Tschechischen heißt hráti se s kým mit jemand spielen. Das Reflexivum allein aber hat schon den Sinn miteinander und nicht bloß bei dem hier in Rede stehenden Verbum. Also im Plural my hrájím se, wörtlich wir spielen uns oder wir spielen miteinander. Dementsprechend lautet der Singular ja hraji se, ich spiele, wörtlich übersetzt: ich spiele mich. Daß das Reflexivum für alle Personen se lautet und daß die Pronomina ja und my gewöhnlich weggelassen werden, sei der Vollständigkeit wegen hinzugefügt.

Dresden. **E. Goetze.**

6.

Ein Druckfehler in Hermann Kurz' Erzählung: „Schillers Heimatsjahre".

II. Band (Ges. Werke 1874 III. Bd.) S. 94: „Er eilte hinaus und kam nach einer Pause ... mit einer riesigen Schönheit zurück. Sie war ganz bäurisch gekleidet und blickte den Fremdling mit einer sonderbaren Mischung von Trotz und Schüchternheit an. „Sieh, Röse", rief der Pfarrer, „das ist mein allerbester Freund, mit dem ich als Student sehr viele tolle Streiche gemacht habe."" Daß das burschikose riesige Schönheit vom Setzer eingeschwärzt ist, ergibt sich aus der Vergleichung von S. 112: „Ja, ja! brummte die hübsche Frau." Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Dichter, vielleicht

mit Anspielung auf den Namen Röse „mit einer rosigen Schönheit" schrieb. Auch in M. Heynes Deutschem Wörterbuch wird aus Droste zitiert: ein rosig Kind mit Taubenaugen.

Northeim. R. Sprenger.

7.

Wie und als.

Daß E. Wülfing die in unserer Schriftsprache vielfach begegnende Verwechselung von wie und als bekämpft, ist durchaus in der Ordnung. Wenn er aber damit die Denkfaulheit zu bekämpfen glaubt, wenn er dabei der Sprachentwickelung einen kleinen Rüffel erteilt, so hat sich die Sprachentwickelung schon zum voraus in ergötzlicher Weise an ihm gerächt. Denn das „andersstellende" als, das beileibe nicht mit dem „gleichstellenden" wie verwechselt werden darf, verdankt sein Dasein genau derselben „Sprachlässigkeitsseuche", wie die von ihm befehdete heutige Verwechselung: als ist ja aus al so, d. h. ganz so, entstanden und hat ursprünglich lediglich der „Gleichstellung" gedient. Es ist später in die Gehege des „andersstellenden" denn — dan in der gleichen Weise eingedrungen, in der ihm heute wie den Boden streitig macht. Von seinem Standpunkt aus müßte Wülfing also auch gegen das andersstellende als zu Felde ziehen.

Gießen. O. Behaghel.

Bücherbesprechungen.

Margarete Lenk, Schulmeisterlein. Durch Nacht zum Licht. Der Taler. Paul und sein Bruder. Vier kleine Erzählungen in farbigem Umschlag, zu 10 und 15 Pfg. Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1905.

Vier herzerfreuende Geschichten von geringem Umfang, in allerliebster Ausstattung. Der Verfasserin genaue Kenntnis der kindlichen Seele, ihr großes Erzählertalent und ihre anmutige sprachliche Darstellung erheben auch diese kleinen Gaben hoch über den Durchschnitt. Zur Verteilung bei Christbescherungen sind sie besonders geeignet.

Bautzen. G. Klee.

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln gr. 8° geh. 10 M., geschmackvoll geb. 12 M. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 489 S.

In dem rührigen Verlag von B. G. Teubner, der insonderheit für die Interessen der höheren Schule immer ein feines Verständnis gezeigt hat, ist jüngst ein Werk erschienen, das uns in hervorragender Weise geeignet erscheint, einem wirklichen Bedürfnis abzuhelfen und eine oft schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen. Es ist betitelt: Die hellenische Kultur und hat zu Verfassern drei schon seit vielen Jahren im gymnasialen Dienst stehende Gelehrte:

Prof. Fritz Baumgarten (Freiburg i. Br.), Prof. Franz Poland (Dresden) und Prof. Richard Wagner (Dresden). In der lesenswerten Vorrede wird zunächst in durchaus sachlicher Weise dargelegt, daß, während im 18. Jahrhundert die Begeisterung für das klassische Altertum und der feste Glaube an seinen hohen erzieherischen Wert im deutschen Volke durch seine großen Dichter und Denker neu erweckt worden sind und noch im 19. Jahrhundert viele Männer, auf die Deutschland stolz sein darf, in der Schule der Antike für die Aufgaben der Gegenwart herangereift sind, seit einigen Jahrzehnten eine andere Anschauung die weitesten Kreise unseres Volkes durchdrungen hat. Die allem Dogmatismus abholde kritische Grundrichtung unserer Zeit, so heißt es, ging auch mit dem Dogma vom klassischen Altertum streng ins Gericht, und die neue Zeit mit ihrem rastlosen Vorwärtsstreben, mit ihren großen Errungenschaften in Naturwissenschaft und Technik, mit ihrem lebhaften Verkehr und regen Wettbewerb zwischen den verschiedenen Völkern schien das ganze Leben des modernen Menschen so völlig auszufüllen, daß es vielen ein müßiges und darum fast gefährliches Spiel bedünken wollte, den Blick immer wieder in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzulenken. Dieser vermeintlich tiefsinnigen Weisheit von der längst entschwundenen und deshalb auch überwundenen Antike begegnet man ja immer wieder und wieder in den Reden der Parlamente, in Versammlungen der verschiedensten Art, in der pädagogischen Fachliteratur wie auch in der Tagespresse. Demgegenüber weisen die genannten Gelehrten sehr richtig darauf hin, daß einerseits auch in der Altertumswissenschaft sich eine Umwertung vieler Werte vollzogen hat und sie nicht mehr in einer blinden Bewunderung eines „gottbegnadeten Idealvolkes der Hellenen" aufgeht, daß aber anderseits trotz aller kritischen Forschung und alles Strebens, sich von den lästigen Fesseln der Antike zu lösen, doch als Axiom feststeht, daß die gewaltige, von den Hellenen geschaffene und von den Römern über alle Teile ihres Weltreichs verbreitete Kultur nach wie vor eine Hauptgrundlage unserer heutigen Kultur bildet. Dieser zwingenden Wahrheit kann sich niemand entziehen, der mit historisch gebildetem Auge die Entwickelung speziell unserer germanischen Kultur verfolgt, am allerwenigsten aber der Pädagog, dem es am Herzen liegt, der deutschen Jugend das volle Verständnis zu erschließen für den geistigen Werdegang des eigenen Volkes. Das Wort Luthers: „Ja, wo wir's versehen, daß wir die (alten) Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können", dürfen wir mit Recht dahin erweitern: durch das Verständnis der antiken Kultur zum Verständnis der modernen Kultur; darum muß jeder, der diese in ihrem tieferen Wesen erfassen will, wie es in der Vorrede unseres Werkes heißt, immer wieder bei den Griechen und Römern in die Schule gehen.

Der Verwirklichung dieser Forderung soll das vorliegende Werk mit dienen, indem es eine zusammenfassende Darstellung der griechischen und

römischen Kulturgeschichte in weiterem Umfange, als es bisher von anderer Seite geschehen ist, bietet. Der erste Band, der bisher allein vorliegt, aber, wie wir ausdrücklich betonen wollen, ein in sich völlig abgeschlossenes, wohlabgerundetes Ganze bildet, gliedert sich nach einer vortrefflich geschriebenen, lichtvollen Einleitung über Land und Leute (Poland), sowie über Sprache und Religion (Wagner) in drei große Perioden, das Altertum, das Mittelalter und die Blütezeit (mit 323 v. Chr. abschließend), während ein zweiter Band die Kultur des Hellenismus und des Römervolkes schildern soll.

Der erste Abschnitt des ersten Bandes: Das griechische Altertum oder die mykenische Zeit ist von Baumgarten allein bearbeitet worden. Daß gerade hier eine Zersplitterung des Arbeitsgebietes vermieden wurde, scheint uns durchaus berechtigt zu sein; die an und für sich schwierige Darstellung der mykenischen Zeit, über die ja in mancher Beziehung noch der gelehrte Streit hin- und herwogt, hat dadurch entschieden an Einheitlichkeit gewonnen, und mit lebhaftem Interesse verfolgen wir auf S. 22—42 die klare Schilderung jener imposanten hellenischen Frühkultur, die ja zugleich auch diejenige ist, „zu deren Preis Homer seine mächtige Leier stimmte". Die vielseitige Entwickelung der beiden folgenden Perioden (Mittelalter S. 43—196 und Blütezeit S. 197—474) kommt aber nun in je drei gesonderten Abschnitten zur Darstellung: A. Staat. Leben. Götterverehrung (Poland), B. Bildende Kunst (Baumgarten), C. Geistige Entwickelung und Schrifttum (Wagner). Ein ausführliches, sorgfältig gearbeitetes Register (S. 475—489) und eine lehrreiche synchronistische Zeittafel der politischen Geschichte, Literatur und bildenden Kunst schließen den stattlichen Band und erleichtern in glücklicher Weise die Übersicht.

Bedenklich erscheint vielleicht manchem die Dreizahl der Verfasser; kann wirklich in diesem Falle ein einheitliches Bild der griechischen Kultur entstehen, ein Werk, das wirklich wie aus einem Gusse geschaffen auf den Leser wirkt? Die Verfasser versichern selbst in der Vorrede, daß sie alles, was in ihren Kräften stand, getan haben, um die unvermeidliche Arbeitsteilung nicht zu sehr als Übelstand empfinden zu lassen, und das wird jeder, der das Werk nach dieser Richtung hin sorgfältig und objektiv prüft, ihnen bestätigen. Sie stimmen nicht nur, wie sie selbst sagen, in ihren Anschauungen vom Wesen und Wert des klassischen Altertums völlig überein und besitzen dank ihrer langjährigen Tätigkeit im Dienst der höheren Schule einen Maßstab für die bei den Lesern vorauszusetzenden Kenntnisse, sondern sie haben offenbar auch nach bestimmten, in gemeinsamem Gedankenaustausch festgestellten Gesichtspunkten ihre Sonderarbeit begonnen und durchgeführt, auch haben sie jedenfalls die von ihnen bearbeiteten Teile gegenseitig geprüft und miteinander in Einklang gebracht.

Ein großer Vorzug des Werkes scheint es uns zu sein, daß die Verfasser immer ihren Leserkreis fest im Auge behalten. Das Werk soll nicht im Dienste der gelehrten Forschung stehen, es will populär sein im besten Sinne des

Wortes; darum galt es, wie in der Vorrede zu lesen ist, lediglich die gesicherten Ergebnisse der neueren Forschung in einer für jeden Gebildeten faßlichen und lesbaren Form darzubieten, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse und Ergebnisse des Unterrichts in den Oberklassen unserer höheren Schulen. Darum haben die Herausgeber mit Fug und Recht auf Quellenangaben und Nennung von Gewährsmännern grundsätzlich verzichtet, und schwebende Streitfragen konnten nur ausnahmsweise berührt werden; daß sie trotzdem an gewissen Punkten bei den oft weit auseinandergehenden Meinungen der Forscher kritische Entscheidungen treffen mußten, ist selbstverständlich. Infolgedessen hält sich das Buch aber in glücklicher Weise frei von einem trockenen, allzu doktrinären Tone und gibt vielmehr in fast all seinen Teilen äußerst frische, lebendige, den Leser immer von neuem fesselnde Schilderungen.

Ein anderer nicht minder großer Vorzug ist es, daß die drei Gelehrten sich immer bemüht haben, „die Darstellung den Anforderungen und Interessen der Jetztzeit anzupassen; darum werden die Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart überall kräftig hervorgehoben". Dieses durchaus gesunde pädagogische Verfahren ist insbesondere dazu geeignet, jenen kurzsichtigen und verblendeten Leuten eine ihrer Hauptwaffen aus der Hand zu schlagen, wenn sie behaupten, die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum, d. h. einer längst entschwundenen Kulturperiode, erzeuge nur ein „totes Wissen", unfruchtbar und wertlos für die lebendige, rasch pulsierende Gegenwart. Nein, gerade eben erst durch die saubere Darlegung der so zahlreichen feinen, aber festen Verbindungsfäden, die Altertum und Gegenwart, sowie die beiderseitigen Kulturen verknüpfen, lernen wir unser modernes Eigenwesen verstehen und schätzen.

Der beschränkte, unserer Besprechung zustehende Raum verbietet es, die einzelnen Teile des inhaltlich so reichen Werkes eingehend zu betrachten; wo wir aber auch immer eine sorgfältigere Prüfung vorgenommen haben, überall traten uns hohe Vorzüge entgegen: weitgehende Belesenheit in den literarischen Quellen und völlige Vertrautheit mit den Überresten der antiken Kultur, zumal auch mit den Ausgrabungen der neueren und neuesten Zeit, ferner emsigster Fleiß beim Zusammentragen des gewaltigen Materials, verständiges Maßhalten in der Begrenzung des weiten Arbeitsfeldes und große Klarheit in der Anordnung des umfänglichen Stoffes, ein reifes, abgeklärtes, ruhig und sachlich abwägendes Urteil, dabei logisch scharfe Kritik, wo es nottut, liebevolles Versenken in die dem einzelnen Bearbeiter zugefallene Materie, vor allem aber ein warmes Herz und helle, flammende Begeisterung für die edle, vornehme, ewig jugendfrische Schönheit der Antike. Als besondere Glanzpunkte der Darstellung, um nur einiges Wenige hervorzuheben, erscheinen uns beispielsweise in dem „Die griechische Blütezeit" überschriebenen Abschnitt die anschauliche Entwickelung der athenischen Demokratie (S. 197 ff. Poland), der schöne, lichtvolle Abriß über Bauten und Bildwerke des perikleischen Zeitalters

(S. 292 ff. Baumgarten), endlich die schwungvoll geschriebene Abhandlung über die klassische athenische Tragödie (S. 397 ff. Wagner).

Daß dem geschriebenen Wort, wie die Herausgeber in der Vorrede sagen, ergänzend und weiterführend ein reichhaltiger Bilderschmuck zur Seite treten mußte, der um so weniger fehlen durfte, je lebendiger und unmittelbarer gerade das Kulturleben des Altertums uns durch seine Denkmäler veranschaulicht wird, ist selbstverständlich. Wir finden daher nicht weniger als 7 farbige Tafeln und gegen 400 Abbildungen im Text und auf zwei Doppeltafeln, schöne, technisch meist vorzüglich gelungene Wiedergaben antiker Denkmäler; Gewicht wurde hierbei auch darauf gelegt, durch Rekonstruktionen der Hauptheiligtümer und besonders wertvoller Skulpturen dem Beschauer ein lebendiges Bild des einstigen unbeschädigten Zustandes der Kunstobjekte zu verschaffen. Daß neben den altbewährten Denkmälern, wie sie den eisernen Bestand in unseren Handbüchern ausmachen, nach der Aussage der Verfasser, dank der hochherzigen Opferwilligkeit der Verlagshandlung auch eine große Anzahl neuentdeckter und bisher wenig bekannter Kunstwerke reproduziert worden ist, verleiht dem Ganzen noch einen sonderlichen Reiz.

Wir stehen am Schluß unserer Besprechung und haben nur noch die angenehme Pflicht, das treffliche Buch den weitesten Kreisen der Gebildeten aufs wärmste zu empfehlen. Daß es fortan in keiner Lehrer- und Schülerbibliothek einer höheren Lehranstalt fehlen darf, ist Ehrenpflicht; es eignet sich aber auch, worauf wir noch besonders hinweisen möchten, ausgezeichnet als vornehmes Geschenk, mag es als kostbare Weihnachtsgabe in die Hand der Freunde des klassischen Altertums gelegt werden oder mag es als wertvolle, hochwillkommene Bücherprämie strebsamen Jünglingen zuteil werden. Ja, für unsere deutsche Jugend soll das Werk und der Geist, der in ihm lebt, ein wahres *κτῆμα ἐς ἀεί* werden; das wünschen wir von ganzem Herzen, eingedenk jener goldenen Worte Jean Pauls, die als Motto über dem Buche stehen: Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Album für Deutschlands Töchter. Lieder, Balladen und Sprüche. Mit Illustrationen nebst vier in Dreifarbendruck ausgeführten Kunstbeilagen. 13. neubearbeitete und vermehrte Auflage. C. F. Amelangs Verlag.

Mit außerordentlicher Feinfühligkeit hat es der Bearbeiter der neuesten Auflage dieser altbekannten Gabe für Deutschlands Töchter, Prof. Dr. Julius Sahr, verstanden, Echtes zu Echtem zu fügen und die darin gebotene Auslese deutscher Lyrik immer mehr zu einer einheitlich wertvollen zu gestalten.

Keller, Falke, Fontane, Avenarius, ja Richard Wagner mit seinem unvergleichlich schönen „Lenzeslied aus der Walküre" fanden ihren Platz neben unseren hervorragendsten Lyrikern, und dafür fiel manches, was getrost fallen konnte. Obwohl ich dem Gedanken, unseren Töchtern eine besonders für sie

zusammengestellte Anthologie zu bieten, nicht gerade sympathisch gegenüberstehe, weil er die Gefahr mit sich bringt, den einseitigen Hang zur Schwärmerei und Träumerei, zu ungesundem Gefühlsleben, nur noch zu unterstützen, sehe ich hier zu meiner Freude diese Klippe verständnisvoll umschifft. Wohl nimmt die Liebeslyrik noch immer eine bedeutende Stelle ein, doch ihr gegenüber steht, in gleicher Weise bedeutungsvoll, die zu Sang und Klang verdichtete Liebe zur Natur, jenes tiefinnerliche Sehnen und Schauen der deutschen Seele, die sich ans Herz der Natur wirft und sich innig mit ihr verwachsen fühlt. Und an Stelle der sonst so beliebten, rein sentimentalen Betrachtung des Lebens, stehen Worte reifster Lebensweisheit aus den Werken unserer Klassiker. Das erhebt die vorliegende Sammlung ungemein hoch über Anthologien, die ähnlichen Zwecken dienen.

Das Buch ist reich illustriert und dabei begrüßen wir zum erstenmal das Bestreben, durch farbige ganz vorzügliche Reproduktionen hervorragender Meisterwerke, die bei der Lektüre erweckte Stimmung zu nähren und zu steigern, ein Bestreben, das so ganz unseren heutigen Kunsterziehungsidealen entgegenkommt und dem die sogenannte Illustration mit der Zeit völlig weichen müßte. Es gibt selbst hier noch manches träumende sinnige Mägdlein im Gretchengewand, dessen innere Leere neben den vorzüglich ausgewählten Meisterwerken von Claude Lorrain, Mme Vigé Lebrun, Sebastiano del Piombo und besonders dem ganz wundervollen Corot, diesem einzigartigen Lyriker der Landschaft, so recht deutlich zum Bewußtsein kommt. Hätten wir nicht dafür Schwind und Ludwig Richter — (der übrigens auch oft vertreten ist) — oder nein, sagen wir lieber alle Meister tiefsinniger deutscher Gedankenkunst von Dürer an? Wer könnte verinnerlichtes deutsches Wesen stimmungsvoller stützen und steigern als sie?

Der Kunsterziehung ist hier ein so reiches Feld geboten, und von Herzen möchten wir den Bearbeiter der Anthologie daher beglückwünschen, einen so schönen, bedeutungsvollen Anfang gemacht zu haben.

Dresden. **Anna Brunnemann.**

Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M. Herausgegeben von B. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Verlag von Haase u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 7.—12. Lieferung, Preis 7 M., gr. 4°. S. 203—434.

Von B. W. Esches Sachsenbuch ist nunmehr die zweite Hälfte erschienen: sie umfaßt die Lieferungen 7—12, letztere ein Doppelheft (Preis 2 M.), so daß sich der Preis des Ganzen auf 13 M. stellt. So liegt nun das Werk vollständig vor und wir vermögen es als solches zu überblicken.

Wiederum ist es eine herzliche Freude, sich in die neuen Lieferungen zu vertiefen; nach wohldurchdachtem, umfassendem Plane ergänzen und runden sie das Bild der Sachsenlande ab, wie der Herausgeber es zu bieten wünschte, und auch diese zweite Hälfte wahrt glücklich den in edlem Sinne volkstümlichen

Charakter des Werkes, das gleichwohl überall auf ernstem wissenschaftlichem Grunde ruht.

Über Sinn und Ziel des Werkes verweise ich auf die früheren Besprechungen (vgl. diesen Jahrgang S. 63—68 und 391—398). Hier sei daher nur über die neuen Hefte berichtet und ein vergleichender Blick auf das Ganze geworfen.

Was bieten die Hefte 7—12? Mitten in Thüringen waren wir am Ende von Heft 6 stehen geblieben und hier bleiben wir noch im 7.; beide gehören zusammen. Das Bild der Thüringer Lande wird ergänzt durch den Aufsatz von A. Overmann, Erfurt in Vergangenheit und Gegenwart (S. 203—215), den von E. Devrient, Alte Kulturstätten Thüringens (S. 216—229) und den von R. Reichardt über Volksbräuche und -Anschauungen in Thüringen (S. 230—234). In dem gründlichen, lebendig geschriebenen Aufsatze Overmanns ziehen die reiche und denkwürdige Geschichte Erfurts, seine Luther- und andere Erinnerungen, seine herrlichen Kirchen, Paläste und Denkmäler an uns vorüber, aber wir lernen auch verstehen, warum gerade an dieser Stelle ein Mittelpunkt des deutschen Gartenbaues liegt. Und was in all diesen Aufsätzen von Thüringens alten Städten, Schlössern, Burgen und Ruinen noch nicht erwähnt wird, davon berichtet uns anziehend E. Devrient. Wie willkommen dies ist, sehen wir an den vielen bekannten Namen und geschichtlichen Erinnerungen, auf die wir dabei stoßen; ich nenne nur Gustav Freytags Ahnen! Ein besonders eigenartiger, künstlerisch wertvoller Schmuck sind hier u. a. die Ansichten aus Arnstadt nach Zeichnungen Ernst Liebermanns im dortigen städtischen Museum. Und wie gern liest man R. Reichardts volkskundliche Mitteilungen: dazu wird jeder Leser aus seiner Erinnerung ähnliche Züge beibringen können.

Der Stadt Leipzig sind drei sachkundige und fesselnde Arbeiten gewidmet: A. Werner betrachtet das moderne Leipzig (S. 235—248), und zwar von ziemlich hoher Warte aus mit scharfer Kritik, die da beweist, welch frische Luft im Geistesleben unserer Universitätsstadt weht. Wem, wie dem Berichterstatter, das „moderne“ Leipzig zum Teil weniger als das „alte“ vertraut ist, der staunt ob der Fortschritte der Weltstadt; aber er vermißt auch ungern manch liebes altes Stück aus der Universitätszeit. Mit liebevollstem Verständnis berichtet J. Vogel über Kunst und Künstler in Leipzig im 19. Jahrhundert (S. 249—263), wobei natürlich in unseren Tagen Klinger, Seffner, Greiner und Volkmann im Vordergrunde stehen und gebührende Beachtung finden. Immerhin entstünde eine beklagenswerte Lücke im geistigen Bilde unserer Universitätsstadt, wenn nicht W. Bruchmüller aus Leipzigs geistigem Leben zwischen 1680 und 1830 viel Lehrreiches und Anziehendes erzählte (S. 369 bis 389). Auch hier fehlt weder Kritik noch Humor und Spott. Letzterer trifft mit Recht die „Professoren-Dynastien“ und das Cliquenwesen, Dinge, die ja in Leipzig nie schlimmer waren, als in den Jahren des Tiefstandes der Universität, und auch diese fällt in die behandelte Zeit; aber anderseits erhellt auch Leipzigs

große geistige Bedeutung im 18. Jahrhundert aus Bruchmüllers Aufsatz — jener Zeit, wo Gottsched, Gellert, Lessing und Goethe, sei es als Lehrende, sei es als Lernende, der Universität angehörten. Recht hübsch ergeben sich auch aus dem entwickelten Bilde die so charakteristischen Züge des Wesens von „Klein-Paris".

Der vielseitigen und gründlichen Behandlung Leipzigs gegenüber erscheint die Landeshauptstadt auf den ersten Blick stiefmütterlich bedacht mit nur zwei Aufsätzen, dem allerdings umfänglichen Kulturbild von G. Irrgang, Dresden einst und jetzt (S. 299—328) und der knappen, aber meisterhaften und erschöpfenden Würdigung, die M. Jordan (S. 363—368) dem Treppenhause Hermann Prells im Albertinum zu Dresden angedeihen läßt. Messen wir den Raum, der Dresden gegönnt ist, ab, so dürfen wir aber zweierlei nicht übersehen: einmal, daß es sich für ein solches Werk wenig geziemt hätte, die ohnehin begünstigte Residenz gegen andere Landesteile ungebührlich hervortreten zu lassen, und zweitens, daß eine gewisse Zurückhaltung hier deshalb geboten war, weil schon bei Behandlung allgemeiner Themata die Hauptstadt gelegentlich im Vordergrunde stand, z. B. bei A. Winds großem Aufsatz über Sachsens theatergeschichtliche Vergangenheit, bei W. Kirchbachs Verherrlichung des Zwingers; ebenso mußte bei Aufsätzen in Heft 7—12 wiederholt auf Dresden genauer Bezug genommen werden.

Was bei M. Jordans Aufsatz noch wichtig ist, abgesehen von der feinsinnigen Einführung in Prells Schöpfung im ganzen und einzelnen, das ist der grundsätzliche Standpunkt, den der Verfasser dieser Leistung gegenüber geltend macht (S. 364): „Bei dem Werke ..., das er in Dresden unternahm, schuf Prell aus dem Vollen. Es ist in allen Teilen sein eigen, und es offenbart zum ersten Male in neuer Zeit den harmonischen Zusammenklang aller drei bildenden Künste, aus dem erst das Vollendete hervorgeht. Seine Durchführung hat bewiesen, daß es weise und lohnend ist, dem Genius zu vertrauen, der Manns genug ist, zu sagen: „Gebt mir den Raum, das Ziel will ich mir setzen." — „Man kann der sächsischen Kunstverwaltung nicht dankbar genug dafür sein, daß sie den Mut gehabt hat, diese großartige Aufgabe in die eine Hand zu legen; aber man muß auch den Künstler preisen, der unbekümmert um den materiellen Erfolg die Verantwortung auf sich nahm." In diesen wohlabgewogenen Worten liegt nicht nur die vollberechtigte Anerkennung des von Hermann Prell Geschaffenen, sondern ein bedeutsamer Wink für die Zukunft, für die gesunde Weiterentwickelung unserer monumentalen Kunst in Innenräumen. Das sind die Bahnen, auf denen sie künftig Ganzes und Großes zu leisten vermag. Auch in Leipzig scheint man der Kunst diese Bahnen offen halten zu wollen, indem man Max Klinger mit der Ausschmückung des Leipziger Museums der Bildenden Künste und der Universität (Aula) betraute (vgl. S. 258). Somit stände Sachsen auf diesem wichtigen Gebiete der Kunstpflege größten Stiles mustergültig da, reichen sich doch hierin der Staat und ein starkes, selbstbewußtes

Bürgertum in gleichem Verständnis die Hand: ein Punkt, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist. So wird, dünkt mich, im höchsten Sinne zugleich Erziehung zur Kunst getrieben!

Neben den beiden Metropolen sächsischen Lebens kommt in den neuen Heften das übrige Sachsen nicht zu kurz. Nie und nimmer machen allein die großen Städte die Bedeutung eines Landes aus, solange seine Kulturverhältnisse noch gesund sind; wenn nicht neben der Weltstadt der kleineren Stadt mit ihrer Eigenart, ihrem beschaulicheren Leben volles Recht wird, wenn nicht neben alledem das freie, offene, bebaute Land, endlich Wald und Gebirge genügend zur Geltung kommen, so steht es schlimm um ein Volk! Hier im ruhigen Winkel, der weltfernen ehrwürdigen Scholle, hier ist der mütterliche Schoß zu finden, aus dem der Weltstadt neues, frisches, gesundes Leben zuwächst, aus dem ihr ungehobene Schätze von Talenten, Intelligenzen, an Willenskraft und Charakter zugeführt werden. Sonst werden die Weltstädte zu leicht zu ungeheuren Wasserköpfen und dem Lande ein Verderben! Die Sachsenlande dürfen sich nun einer solch glücklichen Mischung der verschiedensten Kulturelemente rühmen — und dieser Mischung verdankt auch der Sachsenstamm seinen eigentümlichen Charakter, wie F. Voh in seinem Schlußaufsatz über Wesen und Wert des sächsischen Stammestums (S. 423—434) überzeugend und trefflich ausführt.

Wie wohltuend wirkt daher nach der Betrachtung der beiden Weltstädte Sachsens die poesievolle Kammwanderung vom Fichtelberg bis zur Elbe an der Hand B. Schlegels (S. 399—408). Schlegel ist ein guter Führer: ein Mann mit echtem Wanderhumor, mit warmem Herzen und tiefem Verständnis für die Natur, mit feinem Ohr für sprachliche Schönheit.[1]) Das Gesagte gilt auch von A. Moschkaus stimmungsvollem Aufsatz, der uns von Bautzen bis zum Oybin (S. 409—414) geleitet, zu den schweigsamen Wäldern und der romantischen Ruine der „Überlausitz". Und wie passend und am rechten Flecke steht zwischen Großstadt und Waldeinsamkeit das alte, malerische, für Sachsen so hochbedeutsame Städtlein Meißen, dessen Einst und Jetzt (S. 331—343) uns O. E. Schmidt zum Bewußtsein bringt in einem künstlerisch klaren und reinen Bildchen, das bei voller Beherrschung des Stoffes reich an feinen lebendigen Einzelzügen ist, zu dem auch fernliegende Quellen vom Verfasser erschlossen wurden.

Eine Reihe reizvoller allgemeiner Fragen ist neben alledem noch behandelt, für die der Herausgeber nicht minder die rechten Männer zu finden wußte: Geschick und Geschichte des Begriffes „Sachsen" behandelt kurz B. Walther (S. 265), die Judenordnung in Sachsen der Herausgeber (S. 264); die sächsischen Volkstrachten O. Seyffert (S. 267—276); ältere Bauernhöfe und

1) Seltsam berührt es nur mein Sprachgefühl, daß er die Apposition nicht mit seinem Beziehungswort in den gleichen Fall setzt (S. 405) und mehrmals! „Der Weg führt an dem Schwarzenteich vorüber, ein melancholischer Waldweiher . . ." oder liegen auch hier Druckfehler vor?

=Häuser Bauinspektor Näher (S. 288—292); die Wenden und ihre Geschichte H. Moser (S. 415—422); die Bestrebungen für Bildung und Wohlfahrt des Volkes H. Gebauer (S. 355—362, 390—398); das sächsische Postwesen G. Schäfer (S. 277—287); Sachsen in der Musikgeschichte H. Kretzschmar (S. 293—297); die künstlerische Photographie in Sachsen F. Matthies (S. 344—354). Man sieht, eine stattliche Zahl anziehender Themata und zumeist in den Händen von Fachleuten ersten Ranges; ich verweise nur auf Hermann Kretzschmar, den aus Olbernhau gebürtigen Musikprofessor in Berlin, der eine Reihe von Jahren (1888—1897) als Dirigent des Riedelvereins und der von ihm gegründeten Akademischen Orchesterkonzerte (1890—1895) im Leipziger Musikleben tonangebend gewesen ist und jetzt als einer der ersten und einflußreichsten seines Faches in Deutschland an der Universität Berlin wirkt. Man merkt denn auch seinem großzügigen, vorzüglich orientierenden Überblick über Sachsen in der Musikgeschichte den Meister an, der das Riesengebiet der Musik und ihrer Geschichte von der kompliziertesten Kunstmusik bis zum Volksliede beherrscht. Überraschend für den Laien ist dabei z. B. wie Kretzschmar aus den sächsischen Charaktereigenschaften die besondere Befähigung zur Musik ableitet, und wie der Verfasser darlegt, daß tatsächlich Sachsen fast zwei Jahrhunderte lang die Führung in der deutschen Musik inne hatte. Endlich hat mich geradezu beglückt, was Kretzschmar über die Einwirkung des Volksliedes auf die Kunstmusik sagt, nämlich von der Verschmelzung volkstümlicher und höherer Kunst im Choral (S. 295): „Kaum hätte sie (diese Verschmelzung) sich in einem andern protestantischen Lande so entwickeln können wie in Sachsen. Denn nur hier war das Kirchenlied mit dem Volkslied, den alten Bergreihen, so eng verwachsen, nur hier in demselben Grade zu einem Stück Heimat, zu einem Denkmal ruhmreicher Zeit geworden, an dem reich und arm, gelehrt und ungelehrt mit gleicher Liebe hingen, und das, wie Händel zeigt, in keiner Fremde vergessen wurde." Und über das weltliche Lied (S. 296): „Daß unser deutsches Lied so tiefe Wurzeln im Volksgemüte schlug, daß es in schwerer Zeit der Dichtkunst Stütze und Rettung bieten konnte, verdankt es sächsischen Tonsetzern, die seine musikalischen Elemente aus volkstümlichen Quellen, aus Choral und Tanz entnahmen." Hier spricht ein musikalischer Fachmann von hoher Bedeutung eine Überzeugung aus, die sich mir, dem musikalischen Laien, aus dem Studium der Volksliedtexte aufgedrängt hatte. Man kann also das Volkslied, diesen köstlichen Nationalschatz, gar nicht genug pflegen und hüten!

Mit großem Vergnügen liest man in Schäfers köstlichem humorvollem Aufsatz über das sächsische Postwesen die Schilderung der „alten guten Zeit" und kann sich dabei eines mitleidigen Lächelns über die damaligen postalischen Verhältnisse nicht enthalten; dennoch liegt jene Zeit noch gar nicht so weit zurück: noch unsere Väter haben sie erlebt.

Wie dankbar sind wir dann für H. Gebauers Ausführungen: es ist nützlich und nötig, immer wieder einmal so übersichtlich zusammenzufassen, was

für Volkswohlfahrt und Volksbildung — abseits von staatlicher und städtischer Fürsorge — lediglich aus privaten Mitteln, freiwillig und völlig selbstlos an Geld, Zeit und Mühe geopfert wird, um den Minderbemittelten und Leidenden leibliche und geistige Güter zugänglich zu machen. Es wird damit ein rühmliches Stück sozialer Arbeit von der heutigen bürgerlichen Gesellschaft geleistet, das wohl mehr verdiente, als nur Gezeter und Gekläff von seiten der Gegner.

Daß der rührige Herausgeber auch die neuesten Bestrebungen aufmerksam verfolgt und ihr getreues Abbild für sein Sachsenwerk einzufangen weiß, lehrt uns F. Matthies' dankenswerter und anregender Aufsatz über die künstlerische Photographie in Sachsen. Er gibt einen kurzen Überblick dieser jüngsten modernen Kunstbestrebung und charakterisiert dann mit wenigen Strichen eine Reihe von Bildern, die natürlich dem Leser in Wiedergabe vorgelegt werden. Der Aufsatz wird die Ansichten über die künstlerische Photographie in weiteren Kreisen klären helfen (S. 344): „Beschränkt ist und wird die Zahl derer bleiben, die wirklich individuelle Leistungen mit den Mitteln der Photographie zu schaffen imstande sind, Leistungen, welche auch vom rein künstlerischen Standpunkte aus befriedigen. Dazu gehört natürlich ein ähnlicher Grad von Befähigung und Können, wie ihn der Maler — Künstler — besitzen muß." Die sächsischen Lande sind, wie Matthies ausführt, der Hauptsitz der künstlerischen Photographie im Deutschen Reiche. Ausgegangen ist die Bewegung von Liebhaberphotographen, und zwar kamen die Anregungen über Wien. Aber ein Sachse, Heinrich Kühn, ein geborener Dresdner, war einer der ersten, von denen die Bewegung bedeutende Förderung erhielt: 1897 gab er die ersten Mitteilungen über das von ihm angewendete Verfahren, den Gummidruck. „Nicht das kümmerliche photographische Naturbild" sagt Matthies weiter (S. 347), „und sei es technisch noch so vorzüglich wiedergegeben, ist das Ziel der kunstphotographischen Bestrebungen, sondern das entwickelte Naturbild, die lebenswahre, kraftvolle und gewollte Erscheinung . . ." „Das Ziel (S. 349) des Künstlers ist die Wiedergabe des Eindrucks, den er von der Natur erhielt." Die Bewegung hat denn auch in Sachsen einen vielversprechenden Aufschwung genommen und in Max Lehrs, dem nach Berlin berufenen ehemaligen Direktor des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Dresden, einen der ersten verständnisvollen Sammler gefunden. Ausgezeichnete Beispiele künstlerischer Photographie von Perscheid in Leipzig, Raupp, Erfurth, Ehrhardt, Müller, Herrmann und Wiehr in Dresden sind beigegeben.

Der Rahmen dieser Anzeige verbietet, bei weiteren Aufsätzen nach Gebühr zu verweilen; werfen wir dagegen einen Blick auf die Poesie.

Schon die ersten Hefte zeigten, daß sie in Esches Sachsenbuch nicht zu kurz kam. Mehrere Aufsätze berühren das Gebiet der Dichtkunst und geben natürlich dichterische Proben. Daneben aber stehen Originalbeiträge — meist wohl bisher ungedruckte — die in Heft 7—12 J. Riffert (Bachs Himmelfahrt S. 266), K. Warmuth (Weihnachtsengel S. 298), M. Bewer (drei Dresdner Elegien S. 329), A. v. Gaudy (Kurfürst Friedrich der Sanft-

mütige vor Gera 1450 S. 368), R. Fuchs (Sommerabend im Wendenland S. 408) dem Werke zur Verfügung stellten. Die zwei letztgenannten waren schon darin vertreten. Reinhold Fuchs bleibt auch mit dem neuen Gedicht auf dem Gebiete des feinen lyrischen Stimmungsbildes, Alice von Gaudy auf dem des kraftvollen, volksmäßigen Balladenstiles. Ihr Gedicht eignet sich trefflich zur Deklamation an vaterländischen Festtagen in der Schule. Die drei erstgenannten Dichter sind in Esches Sachsenbuche neu. Warmuths Gedicht ist eine Verherrlichung des Wohltätigkeitssinnes Ihrer Majestät der Königin-Witwe Carola, deren trefflich gelungenes Bildnis wir S. 344 als künstlerische Photographie sehen; Bewers (sein Bildnis bringt S. 325) drei elegische Gedichte „Bismarck in Dresden", „Auf der Augustusbrücke" und „Am Ufer" sind gedankenreich und aphoristisch gehalten. Dem Gedichte Rifferts (dessen Bildnis S. 243) ist die Abbildung von Seffners Entwurf des Bachdenkmals beigegeben. Rifferts „Himmelfahrt Bachs" ist nicht ganz leicht zu verstehen; der Dichter befleißigt sich einer großen, heut ungewöhnlichen Schlichtheit der Sprache und Form, mit der er bewußt an die heimische noch im 16. Jahrhundert übliche Weise der vierhebigen Reimpaare anknüpft. Man lese das Gedicht wiederholt, langsam, mit Ruhe und Sammlung, bemüht, jedes Bild, jeden Gedanken — auch den bloß angedeuteten — auszuschöpfen, und man wird sehen, wie es sich belebt, Fleisch und Blut, Form und Farbe gewinnt. Gut vorgetragen muß es tief wirken und auch den Hörer hinanheben — aber dem flachen Obenhinlesen oder der Effekthascherei erschließt sich seine innere Natur nicht.

Und die Bilder? Wiederum eine Welt größter Mannigfaltigkeit und eigenartiger Schönheit! Es genüge, auf das hinzuweisen, was ich S. 397 flg. bereits zu ihrem Lobe sagte; das gilt auch hier! Und wie im Texte, so ist in den Bildern nirgends ein Herabsinken von der Höhe zu bemerken, eher ein Aufsteigen; die künstlerischen Photographien sind wohl nicht umsonst fast an den Schluß des Werkes gesetzt. Auch zeichnen sich die Hefte 7—12 durch mehrere wohlgeglückte ganzseitige Buntdrucke, z. B. Th. Hagen, Ilmlandschaft, M. Thedy, Waldinneres, H. Olde, Ernte, ferner durch schöne Lichtdrucke aus: die Albrechtsburg, den Oybin, das Dresdner Schloß und den Zwinger. Daneben steht eine Unzahl von Textillustrationen jeder Größe und jeder Art. Welch stattliche Reihe deutscher, insbesondere sächsischer Künstler durch Wiedergabe ihrer Werke im ganzen Sachsenbuch vertreten ist, zeigen folgende Namen, die eine fast ununterbrochene, durch mehrere Jahrhunderte gehende Kette bilden: Lukas Cranach, C. W. E. Dietrich, Anton Graff, Julius Schnorr, Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Prof. Walther, Prof. Dietrich, Julius Scholtz, Peter Janssen, Ernst Kämpffer, Friedrich Schaper, Max Klinger (vertreten mit sieben Werken und zweimal mit seinem Bildnis), Carl Seffner (mit fünf Werken), Hermann Prell, Otto Greiner, Arthur Volkmann, Sascha Schneider, Hans Unger, Max Hochmann, Ernst Liebermann, Hans Olde, Max Thedy, Theodor Hagen, Frithjof Smith, Franz Sturtzkopf, Otto Fröhlich, Fritz Fleischer, Otto Rasch, Eduard Weichberger, Max Merker, Ludwig v. Gleichen-Rußwurm,

Ludwig v. Hofmann. Die neuere und neueste Zeit ist, wie billig, am reichsten vertreten. Das alles dürfte wohl auch einem verwöhnten Geschmacke genügen.

Unwillkürlich hat sich unser Blick schon bei den Bildern von der zweiten Hälfte des Werkes auf das Ganze gelenkt. Auch die Texte des Sachsenbuches — zu dem übrigens der Verlag eine eigenartige Einbanddecke (Preis 3 M.) hat herstellen lassen — sind äußerst reich und mannigfaltig. Achtunddreißig Verfasser bieten uns vierzig prosaische Aufsätze und elf Dichter neunzehn Gedichte dar; also im ganzen finden wir auf den 434 Seiten des Werkes 59 Beiträge von 49 verschiedenen Verfassern.

Hat nun der Herausgeber damit in alle Gebiete, alle Winkel und Ecken sächsischen Landes und Lebens hineingeleuchtet? — Gewiß nicht! Wo blieb Chemnitz, die drittgrößte Stadt Sachsens, wo die sächsische Industrie (ein Aufsatz über Sachsen auf der Weltausstellung in St. Louis war in Aussicht genommen)? — wo Bautzen, das lausitzische Nürnberg? — wo die Sächsische Schweiz und anderes? Manches davon ward nur gestreift. — Doch bescheiden wir uns: dafür ward uns allerlei geboten, was nicht vorgesehen oder wenigstens nicht angekündigt war. Und dann: was für ein Band hätte das Werk werden sollen, wenn alle Gebiete gleichmäßig bearbeitet wären? Dies lag ja von vornherein nicht in Esches Plane. Gelehrte Ziele verfolgt sein für weite Bildungskreise bestimmtes Werk nicht; er wollte überall nur, ich möchte sagen, beispielsweise herausgreifen und anregen (Vorwort S. VII): „Beabsichtigen diese Blätter auch nicht Vollständiges oder wissenschaftlich Erschöpfendes zu geben, so möchten sie statt dessen vor allem anregen: anregen zu liebevollem Verweilen bei Altem und Neuem, zu tieferem Nachdenken über das Einst und Jetzt im Vaterlande. Und aus dem sinnigen, sei es freudigen, sei es ernsten Betrachten der Vergangenheit soll vaterländische Gesinnung, kraftvolles Stammesbewußtsein, ein klarer, hoffnungsfroher Ausblick in die Zukunft erwachsen!"

Dies ehrlich erstrebte Ziel, zu dem der verdiente Herausgeber so viele Kräfte zu gewinnen und festzuhalten wußte, zu dem der Verlag aufopfernd sein Bestes beigetragen hat, ist erreicht und damit ein vaterländisches Prachtwerk geschaffen worden, das auf dem heutigen Büchermarkt seinesgleichen nicht hat. Es ist eine hohe Anerkennung und Ehre für Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger, daß Seine Majestät Friedrich August, wie die Widmung besagt „der von seinem treuen Sachsenvolke allverehrte und geliebte König" geruht hat, die Widmung dieses Sachsenbuches huldvollst anzunehmen: ganz im Sinne der hohen Traditionen seines Hauses und Geschlechtes.

Möge das Werk auch bei seinen Untertanen und weit über die Grenzen des Sachsenstammes hinaus verdiente Würdigung und Verbreitung finden!

Und der deutsche Unterricht? — Was hat er mit Esches Sachsenwerk zu tun? — Nun, ich dächte doch, ziemlich viel! Das Buch ist für Lehrer und Schüler eine unerschöpfliche Quelle, aus der dem Unterricht immer neuer

packender und anregender Anschauungs- und Arbeitsstoff zufließt. Eine ganze Anzahl der Aufsätze tritt direkt in den eigensten Gedankenkreis des deutschen Unterrichts hinein; aber auch die scheinbar ferner liegenden Gegenstände kann der heutige Deutschlehrer nicht entbehren. Unsere Zeiten sind andere als die vor 30—40 Jahren, und längst ist der deutsche Unterricht aus den engen rein fachlichen Grenzen von früher herausgetreten. Für den deutschen Unterricht genügt schon lange nicht mehr eine gründliche germanistische Vorbildung: offenes Auge und offenen Sinn für alle Seiten unserer weitverzweigten Kultur verlangt er, nicht minder für Natur und Kunst! Sie alle pochen heut eindringlicher als je an die Pforten der Schule. Und wehe dem Lehrer, der taub bliebe gegen die Bedürfnisse und Gedankengänge seiner Zeit! Mehr und mehr werden die Schranken, die die Schule vom großen Leben draußen trennen, niedergerissen: Schule **und** Leben heißt die Losung! Und mit Recht. Wir alle müssen uns wieder als Glieder eines großen lebenden Ganzen — nicht jeder Stand, jede Institution als etwas Abgesondertes — fühlen lernen, wir müssen unsere ganze Kraft dafür einsetzen, jeder in seiner Stellung diesen Grundsatz zur Geltung zu bringen. Um aber ein solcher ganzer Mensch mit gesunden Sinnen, eine frische volle Persönlichkeit zu sein und die Jugend dazu zu erziehen, bedürfen wir eines weiten und sicheren Blickes auf unsere Umgebung, unser Volk, unsere Natur, Kunst und Geschichte! Und dies alles dürften wenige Werke so anmutig, so anschaulich vermitteln wie Esches Werk „Aus den Sachsenlanden". Durchdringt der frische Geist des Lebens den Unterricht, so vermag dieser auch im Schulzimmer einem erquickenden Spaziergang durch Wald und Flur der Heimat zu gleichen, und der Spaziergang, der dann gemeinsam von Lehrer und Schüler unternommen wird, erscheint als ein organischer Bestandteil der Unterweisung und Erziehung der Jugend zu Selbständigkeit und Reife. Und wie segensreich werden die Blätter des Sachsenbuches in den Händen der Jugend wirken! Die Schönheit der Heimat, die Weisheit Gottes, die Denkart der Väter und Ahnen, der Hauch von Poesie und Kunst wird sie daraus anwehen. Aber nicht zum flüchtigen Durchblättern, nein, zu immer erneuter, liebevoller Rückkehr, zu ernstem Eindringen in Vergangenheit und Gegenwart diene es ihnen!

Möge so das Sachsenbuch recht viel in Schule und Haus anzutreffen sein; möge es da aufklären über das Sonst und die jungen Seelen rüstig machen für das Heut und das Einst nach Wilhelm Jordans, des herben Nibelungendichters, echt germanischer Mahnung:

Aus der Wurzel schöpfe
Der Edle nur Pflicht: Was ihm eingepflanzt ward
Von der Ahnen Urkraft, dies Erbe soll er
Um Zinsen vermehrt der Zukunft vermachen
Und weiter steigern zu stärkerem Wachstum.

Gohrisch b. Königstein (Elbe). **Julius Sahr.**

Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Berlin, Weidmann, 1905. VIII und 362 S.

Auf die im Jahre 1900 unter dem gleichen Titel und in annähernd gleichem Umfange erschienenen, gehaltreichen und darum mit allseitigem Beifall aufgenommenen 22 Aufsätze hat der hochgeschätzte Pädagog nunmehr eine neue Sammlung von 27 solchen Aufsätzen folgen lassen, die zwar fast alle schon andernorts veröffentlicht sind, deren Zusammenfassung zum Buche aber darum mit nicht geringerer Freude begrüßt werden dürfte. Denn sie bilden, obwohl teils Erträgnisse des Unterrichts, teils Schulreden, teils Vorträge, eine innere Einheit: alle rücken die Welt und das Leben unter den für die Weltanschauung des Verfassers maßgebenden Gesichtspunkt eines poesieerfüllten Idealismus. „Die ersten (I. Die Phantasie. II. Was ist Bildung? III. Das Bildungsstreben der Gegenwart.) schaffen zunächst die Grundlagen in der Erörterung der Grundkraft alles künstlerischen Schaffens, der Phantasie, und zeichnen in allgemeinen Zügen das Ziel der wahren und echten Bildung des Herzens und des Charakters. Die folgenden (IV. Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima: 1. Das Vergessen. 2. Die Natur. 3. Heimat. 4. Freundschaft und Arbeit. 5. Charakter. 6. Gelegenheits- und Reflexionslyrik.) weisen auf, wie psychologische und ethische Begriffe und ästhetische Fragen unter steter Heranziehung der Bekenntnisse aus Dichtermund für die Schule fruchtbar gemacht werden können, und die sich hier anschließenden (V. Zur Behandlung Goethes in Prima: 1. „Adler und Taube". 2. „Tasso", ein Dichterbild.) stellen an typischen Beispielen aus Goethescher Dichtung die Psychologie des Poetengemütes mit seinen Höhen und Tiefen dar."

Weniger eng hängen die folgenden Aufsätze zusammen; es sind zunächst (VI) eine Reihe von Schulreden bei der Entlassung der Abiturienten: 1. Kopf und Herz. 2. *Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*. 3. Horaz und Goethe in ihrer Weltanschauung. 4. Tasso und Antonio, die Welle und der Fels. 5. Cicero und Horaz. 6. Eine Betrachtung der Zeit. 7. Selbstzucht und Selbstsucht. Darauf führt der Verfasser in Theodor Storm, seinem Landsmanne und persönlichen Freunde, das Bild eines modernen Dichters und, wie er mit Recht hinzufügt, eines ganzen Mannes (VII,1) und in Frenssens „Jörn Uhl" die Entwickelung eines Knaben und Jünglings zum Manne im Spiegel der Dichtung (VII,2) vor, zeichnet in Nr. VIII den größten Tatmenschen der Deutschen in moderner Zeit, Bismarck, in seinem Verhältnis zu Religion, Natur, Kunst und Leben und fügt im Anschluß an den Schiller-Gedenktag 1905 fünf Aufsätze über Schiller hinzu: IX. 1. Was ist uns Schiller noch heute? 2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit. 3. Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur. 4. Schillers Darstellung des Tragischen und X. Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens. Der als Anhang beigegebene Aufsatz: „Eine Poesiestunde in Prima" sollte eigentlich in die Reihe der „Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima" (IV) eingeordnet werden.

Wie die Aufsätze insgesamt an Reichtum und Tiefe der Gedanken sowie an wohlgerundeter, zuweilen künstlerisch gestalteter Form denen der ersten Folge

nichts nachgeben, so ist es auch schwer, einem oder einigen unter ihnen einen Vorrang vor den übrigen zuzuerkennen, und es mag vielleicht lediglich auf persönlichem Geschmack beruhen, wenn uns der zweite und der zehnte als die besten erscheinen. Jedenfalls enthalten sie alle — das liegt zum Teil schon an den behandelten Stoffen — so viel Schätze des wahrhaft Bildenden, daß man mit Freuden immer wieder zu ihnen zurückkehrt und sich in manchen von ihnen, ja in manchen einzelnen Satz mit Genuß immer von neuem vertieft. Vielleicht daß einige Abschnitte durch eine etwas kürzere, straffere Ausführung der Ideen noch gewinnen könnten; und doch: wollte man sich ans Streichen machen, es würde einem leid, mit dem Entbehrlichen fiele auch Schönes. Jeder Mensch hat seinen Stil, und zu den Schriftstellern der lakonischen Schreibart gehört Biese eben nicht.

Wie eingehend und allseitig ist im ersten Aufsatz das Wesen der Phantasie untersucht, wie feinsinnig ihr Spiel betrachtet im Traum und im Kindesleben des einzelnen und der Völker, wo es am freiesten, in der Erinnerung und Sehnsucht, in Furcht und Hoffnung, in Kunst und Wissenschaft, wo es gebundener ist! Daran, daß sie einerseits das Sinnliche vergeistigt, anderseits das Geistige versinnlicht, wird gezeigt, wie ihr ureigenstes Reich die Kunst ist, die Biese sehr schön bezeichnet als „durch die Seele, durch eine Persönlichkeit hindurchgegangene, von ihr durchsättigte Natur“.[1])

Der zweite Aufsatz beleuchtet, ausgehend von dem ursprünglichen Sinne des Wortes, die geschichtliche Entwickelung des Begriffes Bildung und zeigt, wie unser heutiges Bildungsstreben im Gegensatze besonders zu dem des klassischen Hellenentums überall auf das Erwerben von Wissen, das Nutzen bringe, auf Verwertung des Erlernten in praktischer Hinsicht, auf Wohlstand, Macht und Genuß hinzielt, während die Geschichte der Vergangenheit und eine Kritik der Gegenwart uns lehren, daß Bildung „Erhöhung der Natur, Vertiefung und Durchgeistigung des natürlichen Menschen“ ist. Diese echte Bildung allein „gibt dem Menschen Klarheit über sich selbst und den Zweck des Menschenlebens“: „wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt.“ Und vortrefflich erinnert Biese in diesem Zusammenhange daran, „wie hoch der größte Praktiker, Bismarck, die Imponderabilien, d. h. jene ideellen Mächte wertete, die das Leben erst lebenswert machen, weil sie es innerlich gestalten“. Und ebenso dankenswert ist der erneute, gegenüber törichten Anforderungen gewisser moderner Kreise dringend nötige Hinweis darauf, daß die Schule nicht die Aufgabe hat, die Seelen in den Wirrwarr widerstreitender Anschauungen, wie sie die Gegenwart beherrschen, hineinzureißen, daß sie keine fertige, abgeschlossene Bildung überliefern, keine fertigen Charaktere schmieden kann, sondern daß ihr einzig die Pflicht zufällt, Wege zu weisen zu hohen Zielen und Leuchten auf diese Wege zu stellen. „Wir wollen durch Unterricht erziehen . . . zu innerlich tüchtigen, glücklichen Men-

---

1) Man wird dabei an Zolas Wort erinnert: „L'art c'est la nature vue au travers d'un temperament.“

schen . . . Beides ruht auf der Harmonie zwischen sich und Gott, zwischen sich und der Welt.“ Diese Harmonie — das weist der dritte Aufsatz nach — kann nicht übermittelt, sondern nur innerlich von jedem einzelnen errungen werden; als Helfer bei dieser Arbeit aber können uns die eigentlichen Bildner und Erzieher der Menschheit dienen: die großen Denker und Dichter und Künstler.

Die unter der Überschrift „Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima“ vereinigten sechs Aufsätze sind Musterstücke der Begriffsentwickelung, erwecken aber das schmerzliche Gefühl, daß dem deutschen Unterricht viel zu karge Zeit gegönnt ist, als daß er auf diesem Gebiete etwas Ganzes leisten könnte, wenn er nicht andere unerläßliche Aufgaben vernachlässigen will. Immer wieder muß die Forderung erhoben werden, daß endlich unserer Muttersprache der Platz eingeräumt werde, der ihr gebührt und den auch unser Kaiser für sie in Anspruch genommen hat! Welche Fülle von Anregungen die „Gedankengänge“ und ebenso die beiden Aufsätze „Zur Behandlung Goethes in Prima“ bieten, davon läßt sich hier in wenig Worten ein treffendes Bild nicht geben.

Daß die Reden an die Abiturienten sämtlich auf den gleichen Ton gestimmt sind, liegt in der Natur der Sache.

Die Aufsätze über Storm und über Frenssens „Jörn Uhl“ bieten eine gleichermaßen treffliche Würdigung der beiden Dichter und ihres Schaffens, wobei natürlich in jenem die Person des Dichters, in diesem der Inhalt des Werkes das Hauptgewicht hat.

Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung sind in Nr. VIII, einer in Neuwied gehaltenen Rede, viele charakteristische Züge zu einem fesselnden Bilde der Persönlichkeit des großen Helden zusammengestellt, das in die schöne Ermahnung ausgeht: „Nicht Nietzsche soll unser Führer sein mit seinen geistvollen Aphorismen, die als Irrlichter uns in den Sumpf des weichlichen Selbstgenusses locken, sondern Bismarck in seiner freien deutschen, hoheitsvollen Männlichkeit, in seinem Weitblick, seiner Klarheit und Wahrheit.“

Die Aufsätze über Schiller sind von reiner Begeisterung für diesen Erzieher zu allem Hohen eingegeben und zeugen von tiefer Erfassung seines Wesens, halten sich aber von jedem Übermaß frei. Ganz besonders schön ist die Vergleichung Schillers und Goethes in Auffassung und Darstellung des Lebens (Nr. X), wenn es auch selbstverständlich nur eine Skizze sein kann, was der Verfasser hier auf zwanzig Seiten gibt, und vielfach nur anzudeuten vermag, was in einem besonderen Werke ausgeführt werden müßte. Biese weist dabei auf einen Punkt hin, der, wie er richtig sagt, selten beachtet wird: „daß bei keinem deutschen Dichter auch nur annähernd so reich und mannigfach wie bei Goethe jene Metaphern blühen, die die Natur beseelen und durchgeistigen, und bei Schiller umgekehrt jene Metaphern, die das Geistige versinnlichen.“ Biese führt einige treffende Beispiele an, so für Goethe: die Sonne thront am Himmel, der Mond labt sich im Meer, der harte Fels schließt

seinen Busen auf, des Frühlings holder, belebender Blick befreit vom Eise; für Schiller: die kühne Seglerin Phantasie, der schöne Götterfunke Freude, Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr, aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an, zu der Tugend steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn, auf des Glaubens Sonnenberge sieht man ihre Fahnen weh'n; die finstere Brücke der furchtbaren Ewigkeit, das Morgentor des Schönen, das Götterkind Wahrheit; „Süß ist der Friede, ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach", „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück". Wer seinen Goethe und Schiller kennt, weiß, daß sich diese Zeugnisse für den obigen Satz leicht ins Massenhafte vermehren lassen. Wenn aber damit dieser Satz bewiesen ist, ist es dann richtig zu behaupten, wie es meist geschieht und wie es auch Biese tut, Schiller ordne alles Wirkliche der Idee unter? Der alte, zähe, weil von einem dem anderen gedankenlos nachgesprochene Irrtum, als lebe Schiller nur in Ideen und sei dem Wirklichen fremd, dieser Irrtum, der es verschuldet hat, daß man Schiller, das Wort nicht verstehend, in tadelndem Sinne als Idealisten bezeichnet hat, dieser einfach auf Unkenntnis Schillers beruhende Irrtum wird klar widerlegt durch die Tatsache, daß seine metaphorische Sprache meist bemüht ist, das rein Geistige in das Gewand des Sinnlichen zu kleiden und dadurch als ein Wirkliches anschaulich zu machen. So wenig verdient Schiller den Vorwurf des wirklichkeitsfremden Ideenschwelgers, daß er vielmehr den Ruhm beanspruchen darf, uns wie kaum ein anderer das Ideelle durch die Kraft seiner gestaltenden Poesie in sinnlich faßbare Wirklichkeit verwandelt zu haben. Das wird nur, um mit Biese zu reden, leider „selten beachtet".

Der als Anhang beigegebene Aufsatz behandelt zunächst das Wesen der Poesie und sodann ihre Wirkung 1. auf Sinne, Herz und Phantasie und 2. auf Kopf und Willen. Es versteht sich, daß auch hier, wo es sich um eine Unterrichtsstunde in Prima handelt, nur Grundlinien gezeichnet werden sollten.

Das überaus anregende und gehaltreiche Buch, nach dessen Lektüre man den Wunsch nach einer dritten Folge nicht unterdrücken kann, sei den Lehrern des Deutschen, besonders denen der Oberstufe, aufs wärmste empfohlen.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

Margarete Lenk, Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. Mit Federzeichnungen von E. Ritscher. 2. Auflage. Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1905. 230 S. In Leinenband 2,50 M.

Diese ergreifende Erzählung, eine der schönsten, die uns die Verfasserin geschenkt hat, ist von mir schon früher hier angezeigt worden. Es bleibt mir daher nur noch übrig, auf das Erscheinen dieser mit hübschen Zeichnungen gezierten neuen Ausgabe hinzuweisen und ihre Anschaffung allen Eltern zu empfehlen, die für ihre Kinder ein völlig reines, Herz und Geist bildendes, poetisch wertvolles Weihnachtsbuch suchen.

Bautzen. **O. Klee.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr. 3. Inhalt: Die Fremdwörter im Selbstfahrerwesen. Von Geh. Oberbaurat Dr. Herm. Zimmermann. — Die neue Fußballtafel des Sprachvereins. Von Oberlehrer Fr. Wappenhans. — Volksdeutungen bei Wilhelm Raabe. Von Oberlehrer Otto Schütte. — Ein hartnäckiger Gegner. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 4. Inhalt: Die Schreibung der Fremdwörter im Deutschen. — Eine deutsche Nationalschule. Von Oberlehrer Dr. Joh. Georg Sprengel. — Hillebille. Von Oberlehrer a. D. Dr. G. Saalfeld. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

— Nr. 5. Inhalt: Schillers Stellung zur Eigenart des deutschen Volkstums. Von Oberlehrer Dr. Paul Lorentz. — Fremdwort und Verdeutschung bei Schiller. Von Gymnasialdirektor D. Dr. Ludwig Bellermann. — Die Rechtschreibung der Fremdwörter im Deutschen. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Der Kulturmensch. 1904/05. Heft 7: Goethe — ein Programm. Von Z.

Monatschrift für höhere Schulen. 4. Jahrg. 5. Heft. Mai. Inhalt: Zum Schillertage. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Die Reformschulen im Preußischen Abgeordnetenhause. — Die Kleinstadtgymnasien im Preußischen Abgeordnetenhause. — Über Benutzung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen. Von Oberlehrer Prof. Dr. O. Kohl in Kreuznach. — Zur Frage der modernen Schulausgaben der alten Klassiker. Von Oberlehrer Dr. M. Siebourg in Bonn. — Noch einmal die Abiturientenarbeiten vor hundert Jahren. Von Direktor Prof. Dr. Mücke in Ilfeld.

Euphorion 11. Band. 4. Heft. Inhalt: Hondorff als eine Quelle des Faustbuches. Von H. Wendroth in Braunschweig. — Gryphius-Bibliographie. Von Victor Manheimer in Göttingen. (Schluß.) — Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. Nach ungedruckten Briefen. Von Felix von Kozlowski in Halle a. S. II. — Der greise Klopstock nach der Darstellung Schack von Staffeldts. Von Richard Palleske in Landeshut in Preuß.-Schlesien.

—— 12. Band. Erstes Schillerheft. Inhalt: Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe“. Von Albert Leitzmann in Jena. — Schillers Ansichten über die Sprache. Von Hermann Michel in Berlin. — Schiller als Redaktor eigener Werke. Von Julius Petersen in Stuttgart. 1. Die Räuber. 2. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. 3. Der Geisterseher. Anhang. — Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Schriften Schillers (Werke XIII bis XV). Von Richard Fester in Erlangen. 1. Reden und Rhetorik. 2. Die Fußnoten im „Abfall“. 3. Der Autor des Lykurg. 4. Zu den Vorlesungen. — Schillerreliquien aus Tirol. Von J. E. Wackernell in Innsbruck. — Schiller und Dänemark. Von Louis Bobé in Kopenhagen. — Schiller in Norwegen. Von Roman Woerner in Freiburg i. B. — Ein Urteil über Schiller aus der Schweiz (1795). Von Rudolf Ischer in Bern. — Zu Schillers Gedicht „An die Sonne“. Von Georg Witkowski in Leipzig. — Zu Schillers Brief Nr. 1073 (Jonas). — Von Georg Witkowski. — Zwei Fridericianische Anekdoten bei Schiller. Von Richard M. Meyer in Berlin.

—— Zweites Schillerheft. Inhalt: Schillers Graubündner Affäre. Von Reinhold Steig in Berlin. — Briefe an Schiller. Aus dem Schillerarchiv mitgeteilt von Jakob Minor in Wien. 1 bis 111. — Zu Schillers Briefwechsel. Ungedruckte Diplome und Briefe. Mitgeteilt von Otto Güntter in Stuttgart. I bis XII. — Schilleriana aus Lavaters Korrespondenz und Tagebüchern. Mitgeteilt von Heinrich Funck in Gernsbach. I. Stuttgart 1782. II. Frau von Lengefeld und ihre beiden Töchter in ihren Beziehungen zu Lavater. III. Lavaters Aufzeichnungen

über seinen Besuch bei Schiller. 31. Mai 1798. — Zehn Briefe von Charlotte Schiller. Herausgegeben von Bernhard Seuffert in Graz. — Ein Brief Schillers an Stark. Mitgeteilt von Erich Petzet in München.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 17. Erstes Juni-Heft. Inhalt: Brauchen wir Dichterpreise? Von J. E. — Eine Romantrilogie. Von Arthur Luther. — Einakter. Von Adam Müller-Guttenbrunn. — Die Brownings. Von Max Meyerfeld. — Kleine literarische Schriften. Von Hans Benzmann.

— Nr. 18. Zweites Juni-Heft. Inhalt: Die deutsche Schillerstiftung. Von Hans Hoffmann. — Giovanni Pascoli. Von Helen Zimmern. — Romantika. Von Franz Schultz. — Reformationsdramen. Von Gustav Zieler. — Hansjakob. Von Anton E. Schönbach.

—— Nr. 20. Zweites Juli-Heft. Inhalt: Die dramatische Stimmung. Von Karl Hoffmann. — Neues aus der Westschweiz. Von E. Platzhoff. — Nordische Bücher. Von F Diederich, W. Fred. — Dramen. Von Fritz Telmann. — Tagebücher. Von E. du Bois-Reymond. — Ausklang. Von Richard Nordmann.

Die Deutsche Schule. 9. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Schiller. Von Otto Schulze in Halle.

—— 6. Heft. Inhalt: Exzentrizität und harmonische Bildung. Von Reinhold Hoeppner in Parchim. — Zur Analyse vom Gefühl des Erhabenen. Von Paul Schulze-Berghof in Wandsbeck.

—— 7. Heft. Inhalt: Gottfried Semper als Kunstdidaktiker. Von Dr. Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee. — Das Wesen des volkstümlichen Liedes. Von Dr. A. Görland in Hamburg.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band. 3. Heft. Inhalt: Cervantes' Vorstellungen vom Norden. Von Karl Larsen. — Zu Goethe und die Bibel. Von Hermann Henkel.

Neu erschienene Bücher.

Schiller-Bibliothek. Katalog 99: Schiller und sein Freundeskreis (exkl. Goethe). Berlin W. 35, Max Harrwitz, Buchhandlung, 1905.

Walther Pantenius, Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. 4. Band der „Probefahrten" (Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig). Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 132 S.

Hermann Auer, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 4. Aufl. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1904. 216 S.

Dr. Wohlrabe, Der Lehrer in der Literatur. 3. Aufl. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt, 1905. 563 S.

Adolf Strack, Hessische Blätter für Volkskunde. Band II. Leipzig, B G. Teubner, 1903.

Dr. A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung I. Heidelberg, Carl Winter, 1905. 80 S.

Oskar Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. 7. Teil. Wittenberg, R. Herrosé, 1905. 200 S.

Dr. Gerhard Heine, Aus der silbernen Zeit unserer Literatur (Mörike, Ludwig, Hebbel, C. F. Meyer). Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1905. 95 S.

Dr. Richard Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 148 S.

Wilhelm Hertz, Gesammelte Abhandlungen. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1905. 519 S.

Martin Greif, Gedichte. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelang, 1905. 76 S.

Mathäus Friderich, Wider den Saufteuffel. Nach dem ersten Drucke von 1552 neu herausgegeben. Leipzig, H. F. Adolf Thalwitzer. 51 S.

Dr. B. Maydorn, Schillers Bedeutung für das Leben der Gegenwart. Thorn, Thorner Ostdeutsche Zeitung, 1905. 27 S.

Emil Schneider, Lehrproben über deutsche Lesestücke. 2. Band: Für die Mittelstufe der Volksschule und die Unterklassen höherer Lehranstalten. 2. verb. Aufl.

536 S. — 3. Band: Für die Oberstufe der Volksschule und die Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Prosastücke. 2. verm. Aufl. 415 S. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg., 1905.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 3. Teil. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1905. 328 S.

Dr. Wilh. Wunderer, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. 1. Teil: Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg, C. C. Buchner, 1905. 404 S.

Eugen Kühnemann, Schiller. 1. und 2. Aufl. München, C. H. Beck, 1905. 614 S.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. 1. und 2. Band. Jena, Eugen Diederichs, 1905.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Jena, Eugen Diederichs, 1905. 186 S.

Erzieher zu deutscher Bildung. 3. Band: J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. Herausgegeben von Max Rieß. 316 S. — 4. Band: Fr. Schiller, Ästhetische Erziehung. Herausgegeben von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Jena, Eugen Diederichs, 1905. 164 S.

Dr. Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda. 1. Heft. 4. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 112 S.

Fritz Kuhlmann, Neue Wege des Zeichenunterrichts. 4. Aufl. Stuttgart, W. Effenberger. 1905. 68 S.

O. L. Umfrid, Weissagung und Erfüllung. 1. Teil. Eßlingen, Wilh. Langguth. 1905. 59 S.

Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis). Berlin W. 35, B. Behr. 1905. 326 S.

Franz Deibel, Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. München u. Leipzig, R. Piper. 290 S.

Erich Petzet, Platens Tagebücher. München u. Leipzig, R. Piper & Ko. 400 S.

C. Viebig, Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Berlin, Egon Fleischel & Ko. 1905. 276 S.

Prof. Dr. Meyer u. Dr. L. Nagel, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Leipzig, Dürr. 1905. 81 S.

J. W. Nagel, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Wien, Karl Fromme. 1905. 248 S.

Dr. Konrad Meyer, Über Shakespeares Macbeth. Sonderabdruck aus der Zeitschrift: Die neueren Sprachen. Marburg in Hessen, Elwert. 1904.

Prof. Dr. Max Schmid, Kunstgeschichte, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper. Heft 1. Neudamm, J. Neumann. 1905. (20 Lieferungen zu je 30 Pf.)

Ernst Elster, Schiller. Festrede, gehalten am 9. Mai 1905. Marburg, N. G. Elwert. 1905. 36 S.

Dr. Paul Klausch, Die Bildung des Stils. Leipzig, Ferd. Hirt. 1905. 48 S.

Prof. Dr. W. Golther, Rede auf Schiller am 9. Mai 1905. Rostock, Leopolds Universitätsbuchhandlung. 1905. 31 S.

O. Kobel, Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache. Breslau, Max Woywod. 1905. 158 S.

Dr. Herm. Stöckel, Altdeutsches Lesebuch. Bamberg, C. C. Buchner (Rudolf Koch). 1905. 264 S.

Gottfried Niemann, Die Dialogliteratur der Reformationszeit. (Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig 5. Band). Leipzig, R. Voigtländer. 1905. 92 S.

M. Kahlo u. R. Müller, Deutsche Sprachlehre und Rechtschreibung. Ausg. A. 6. u. 7. Heft. Breslau, Ferd. Hirt. 1905.

Otto Doepkemeyer, Bunte Blätter. Gedichte. Herford, Christian Quentin. 1902. 99 S.

Paul Besson, Schiller et la littérature française. Grenoble, Allier frères. 1905. 24 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.







